Die Weltbühne

Der Schaubühne XXVI. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Begründet von Siegfried Jacobsohn

Unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky
geleitet von Carl v. Ossietzky

26. Jahrgang
Erstes Halbjahr

1 9 3 0

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg · Kantstrasse 152

Register der ‚Weltbühne'

XXVI. Jahrgang (1930), 1. Band

Autorenregister

Sachregister

Bilanz 1929 von Carl v. Ossietzky

Über diesem Jahresende liegt wie ein giftiger grauer Nebel die Erinnerung an die Inflationszeit. Die blendende Fassade der letzten Jahre muß jetzt mit Wucherzinsen bezahlt werden. Ein inmitten all des Jammers witzig gebliebener Kopf hat für den ganzen Komplex der Maßnahmen, die getroffen werden sollen, um einerseits dem, der hat, weitere Kapitalbildung zu ermöglichen, ohne andrerseits dem, der gar nichts hat, das Verhungern zu erschweren, die humorvolle Bezeichnung Finanzreform gefunden. Dabei weist das von den Herren Wirtschaftskapitänen angestimmte Miserere unbezweifelbar einige falsche Töne auf, denn vieles an dem Elend ist Regiearbeit. Man entsinnt sich noch von frühern Jahren des Krisengeschreis, das jedesmal erhoben wurde, wenn über Reparationen gesprochen werden mußte. Was soll das Gezeter über die angeblich ungünstigern Bedingungen des Youngplans? Grade in der Industriepresse, die heute den Dawesplan für besser hält und sein Fortbestehen wünscht, wurde seinerzeit zuerst der Ruf nach einer andern Regelung, nach der Festsetzung einer Endsumme laut, und der Reparationsagent Parker Gilbert wurde als ein Ausbund von Weisheit gepriesen, nachdem er sich dieser Ansicht angeschlossen hatte. Doch mit der pariser Konferenz begann auch das Wehgeheul von Schachts Satelliten. Dann eröffnete Hugenberg seine Hermannsschlacht, die Geschäftswelt sah sich plötzlich am Ende aller Dinge. In einer Zeit ängstlicher Spannung verkrachten Banken und Kommunen, und die reichen Leute, die sonst das Volk ebenso gern zum Zahlen wie zum Bluten aufrufen, verschoben ihr Kapital über die Grenze. Die ökonomische Wirklichkeit dieses vergangenen Jahres war schon ernst genug, daß wir heute jedoch wieder in die Nähe des Generalbankrotts gerückt sind, daran ist vor allem die infame tendenziöse Panikmacherei der Bank- und Industriedespoten schuld, die ebenso ungern Reparationen abführen wie sie ihren Angestellten und Arbeitern anständige Löhne zahlen. Dieser Zweifrontenkrieg hat Deutschland gründlich zermürbt. Es ist keine leichte Aufgabe, in einem Atemzuge den äußersten Nationalismus und die äußerste soziale Reaktion zu predigen. Das ist restlos gelungen, aber um einen schrecklichen Preis: die so üppig ausgemalten Katastrophenphantasien sind Wirklichkeit geworden. Das System der Stabilisierung, das sich seit 1924 immer mehr gefestigt hatte, ist von seinen eignen Nutznießern erschüttert worden. Das ist die Bilanz von 1929.

*

Es ist eine sehr zerknitterte deutsche Delegation, die diesmal nach dem Haag fährt. Kanzler Müller hat dankend abgesagt, und dabei ist er trotz seines leidenden Zustandes in seinem Kabinett noch immer die deutsche Eiche unter Mimosen. Haupt der Mission wird also Herr Curtius, ein tüchtiger Industrieadvokat, auf internationalem Terrain nicht eingespielt und deshalb allen unbarmherzigen Vergleichen mit seinem bedeutenden Vorgänger ausgeliefert. Auf der andern Seite dagegen erscheinen die besten Außenminister der Gegenwart. Neben Herrn Curtius tritt Herr Moldenhauer, Reichsfinanzminister malgré lui, Aushilfe, weil sich niemand fand, um Hilferdings Erbschaft unter Schachts Diktatur zu übernehmen. Dafür wird aber Herr Moldenhauer höchst wahrscheinlich die Hauptkosten der Auseinandersetzung mit Philip Snowden zu tragen haben, dessen rasiermesserscharfe Dialektik soeben wieder in dem Rededuell mit Winston Churchill wahre Triumphe gefeiert hat. Wie erinnerlich war Herr Snowden während der vorigen haager Konferenz der Liebling unsrer nationalen Blätter, weil er es den Franzosen so mächtig gab. Dann kam der Liquidationsstreit, den der alte Schatzkanzler mit einer auch in England vielfach abgelehnten Schroffheit durchführte, was die Liebe etwas verminderte. Wenn Herr Snowden diesmal nicht noch im letzten Augenblick neue Reibungsflächen mit Frankreich entdecken sollte, besteht die heitere Möglichkeit, daß er die deutsche Delegation zum ausschließlichen Objekt seiner angenehmen Laune machen wird, und das dürfte der Liebe wohl endgültig den Schlußpunkt setzen.

Somit wären die Aussichten ziemlich trostlos, doch hält sich Herr Hjalmar Schacht bereit, um notfalls als Korsettstange zu fungieren. Offiziell wird der Reichsbankpräsident wohl nur als Hauptexpert mitgehen. (Im Augenblick ist die Frage noch nicht entschieden.) Das ‚Berliner Tageblatt' allerdings ließ durch seinen erfahrenen Schachtexperten Herrn Günther Stein dem Wunsch Ausdruck geben, Herr Schacht möge als Hauptdelegierter die Konferenz besuchen, damit er auch an der „tatsächlichen Verantwortung" teilhabe. Eine verteufelt gescheite Idee! Wem ist Herr Schacht verantwortlich? Dem Parlament —? Ihm genügt es, wenn der Reichsverband der Deutschen Industrie zu seinen Taten Beifall trampelt. Und seit wann wird grade der Herr mit der brennenden Zigarre zum Aufseher der Pulverkammer bestellt, wenn man nicht die Kraft hat, ihm vorher den Glimmstengel aus der Hand zu schlagen? Auch als schlichter Sachverständiger wird Herr Schacht genug Gelegenheit haben, Unfug zu stiften. Keine Sorge, er wird auch diesmal als Fachmann für diplomatische Zwischenfälle nicht enttäuschen, das ist er seinem Publikum schuldig. Er ist in der Tat der starke Mann; er hat einen großen Teil der Presse und der Öffentlichkeit hinter sich;

er hat die Regierung zur Kapitulation gezwungen. Dabei ist sein internationales politisches Ansehen höchst zweifelhaft. In Frankreich gilt er noch immer als Vertreter jener deutschen Scharfmacher, die überhaupt keine Verpflichtung zu Reparationen anerkennen, und gewisse unbedachte Äußerungen von ihm haben diesen Verdacht erheblich gestärkt. Eine Interpretation der deutschen Misere grade durch Herrn Schacht würde von den Franzosen nicht gläubig hingenommen werden.

Hjalmar Schacht im Vordergrund, das bedeutet die Demolierung von Stresemanns außenpolitischer Erbschaft. Ein knappes Vierteljahr ist Gustav Stresemann tot, und schon ist ein kostbarer Teil seines Legats verwirtschaftet. Auch das gehört zur Bilanz von 1929.

Der Richter von Schweidnitz von Erich Landsberg

Sprengung einer sozialdemokratischen Versammlung im „Volksgarten" zu Schweidnitz am 27. September 1929 durch etwa einhundertzwanzig Nationalsozialisten, die man aus Breslau, Waldenburg, Striegau, Freiburg zusammengezogen hatte. Resultat: fünfzig Verwundete, Siegestelegramm nach München, Triumphzug durch die nächtliche Stadt. Folge: Anklage gegen sechszehn Hakenkreuzler wegen Landfriedensbruchs, Versammlungssprengung, Körperverletzung. Urteil des schweidnitzer Schöffengerichts: von zwanzig Mark Geldstrafe bis drei Monate Gefängnis. Vorsitzender Landgerichtsdirektor Beer. Vor vier Jahren führte er einen Prozeß gegen Reichsbannerleute mit Strafen bis zu zwei Jahren Gefängnis; aber heute, milden Sinnes, ist er besser als sein Name: wie ein guter Papa leitet er ein wenig müde die Verhandlung; er kommt gegen die phrasenbrüllenden Angeklagten in Hitleruniform doch nicht auf mit seinem leisen Stimmchen — das merkt er schon am ersten Tage; deshalb resigniert er sich dahin, wenigstens formal seine Pflicht zu tun und nach jeder Unflätigkeit aus dem Munde der Angeklagten, der Verteidiger oder der Zeugen kategorisch zu erklären: „Diese Bemerkung kann ich nicht zulassen." Das ist alles. Vom ersten Tage an übernehmen Angeklagte und Verteidiger die wahre Führung in diesem Prozeß: sie terrorisieren die Belastungszeugen, indem sie sie auslachen, ironisieren, anfahren. Der Rädelsführer der Hakenkreuzler — man muß ihn gesehen haben — erklärt am zweiten Verhandlungstage: der Regierungsvertreter lächle ihn dauernd so hämisch an, wie das nur Juden zu tun pflegen. Der Erfolg: nicht etwa der Angeklagte wird in Ordnungsstrafe genommen, sondern der Regierungsvertreter wird gebeten, seinen Platz zu ändern. Ein Agitator aus Hannover, an dessen Zwischenrufen sich der Tumult entzündet, wird gefragt, woran er die Reichsbannerleute, die den Saalschutz stellten, erkannt hätte; darauf tippt er mit dem Zeigefinger auf die Stirn: „Die

haben doch hier einen Vogel!" Der Vorsitzende läßt es zu, daß er die Reichsfarben, den Reichsadler verhöhnt, daß er wie ein junger Leutnant in der Instruktionsstunde mit eingestützten Hüften hin und her tänzelnd herumschnoddert, daß er den Staatsanwalt anbrüllt. Das Gericht gibt dem Antrag der Verteidigung statt, Hitler und seinen Adjutanten von Pfeffer persönlich zu laden, damit sie darüber unter Eid aussagten, ob die Befehle noch gelten, auf die sich die Anklage wegen Landfriedensbruchs stützt und ob „S.A." „Sturmabteilung" oder friedlicher „Sportabteilung" heißt. Hitler wird Gelegenheit gegeben, eine Agitationsrede zu halten, in der er erklärt, die „S.A." diene lediglich Abwehrzwecken und ansonsten der körperlichen Ertüchtigung und die Abkürzung bedeute „Sportabteilung"; im übrigen gelten die bewußten Befehle nicht mehr. Der darauf vernommene Oberstkommandierende der S.A. erklärt frank und frei: die Befehle gelten und S.A. heißt selbstverständlich Sturmabteilung. Dieser Zeuge darf ungerügt erklären, seine „deutsche Zunge" könne den Namen jenes Ministers nicht aussprechen, der das Waffengesetz böswillig auslege: „Aufschreiben kann ich, kann ich — aussprechen jeht nich." (Sein angeklagter Parteigenosse Trzeciak wird sich gefreut haben!) Armer Grzesinski! Die Angeklagten können ihren Adolf auf Fascistenart begrüßen, strammstehen, während er vernommen wird, er verabschiedet sich von ihnen fascistisch — kein Ton der Rüge von seiten des Vorsitzenden. Ist es unter diesen Umständen ein Wunder, wenn dieser Prozeß von Tag zu Tag mehr sich zu einer Justizkomödie entwickelte? wenn in den Plaidoyers der Verteidiger Ausfälle gegen die Staatsanwaltschaft laut wurden, wie man es selbst von nationalsozialistischen Rechtsanwälten bisher nicht gewohnt war? wenn schließlich die Angeklagten im Schlußwort die unflätigsten Ausdrücke gebrauchen durften?

Aber nicht nur die Richter mit dem Vorsitzenden an der Spitze übten eine unbegreiflich große Nachsicht mit den Raufbolden, auch die Staatsanwaltschaft legte ein Übermaß von Milde und Leichtgläubigkeit an den Tag: sie nahm den Tatbestand des Landfriedensbruchs, der bekanntlich eine Zusammenrottung von Menschen und deren gemeinsame Gewalttätigkeit gegen Personen und Sachen voraussetzt, ursprünglich an; obwohl nun die Hauptverhandlung Punkt für Punkt bestätigte, daß die Versammlungssprengung planmäßig vor sich ging, ließ sie diesen gravierenden Punkt fallen, da es nicht erwiesen werden konnte, daß — die aus allen Himmelsrichtungen nach Schweidnitz gekommenen Prügelhelden von vornherein die Absicht gehabt hätten, die sozialdemokratische Versammlung auseinanderzujagen — — vielleicht sind sie erst in der Versammlung auf den Gedanken gekommen... So einen Staatsanwalt möchte man jedem Angeklagten wünschen! Das vollzogene Delikt beweist ihm noch nicht die böse Absicht der Täter, kein Indizium verfängt bei ihm: die Anwesenheit von Roten Hakenkreuz-Schwestern (was es so alles gibt!) mit Verbandszeug, verdächtige Redereien vor dem Prügelabend, Absage einer eignen Versammlung, damit der Agitator in der

sozialdemokratischen sprechen konnte; selbst die in den Taschen versteckt gehaltenen Hitlermützen, die sich die Raufbolde auf ein Kommando aufsetzten, damit sich die einander unbekannten S.A.-Leute aus den verschiedenen Orten nicht gegenseitig mit Biergläsern, Tischbeinen und Stühlen den Schädel einschlügen, waren für den Staatsanwalt kein Argument dafür, daß es sich um eine geplante Zusammenrottung zum Zwecke gemeinsamer Gewalttätigkeit gegen andre handle.

Oberstaatsanwalt Doktor Schreiber hat es bisher nicht für notwendig erachtet, gegen diejenigen Zeugen, die sich unter Eid in wichtigen Punkten widersprochen haben, Untersuchung wegen Meineidverdachts zu beantragen; so über die Gültigkeit der Befehle und die Bedeutung der Abkürzung S.A. Darauf aufmerksam gemacht, daß ein Zeuge, der schlesische Gauführer der Nationalsozialisten, mit der linken Hand „abgeschworen" habe, bemerkt er, das sei doch nur Aberglaube. Immerhin aber widersprach dieser Zeuge in den beiden Punkten, derentwegen Hitler und von Pfeffer geladen waren, den Aussagen von Pfeffers.

Unabhängige Richter? Selbständigkeit der Justiz? Ein Staat, in dem blutiger Terror höchstens drei Monate Gefängnis kostet, kann sich begraben lassen.

Falls solches nicht den Bestimmungen der Verfassung zuwiderläuft.

Ankunft in Amerika von Ernst Toller

„Sie haben die Freiheit, und wir haben die Statue", heißt es in der Revue „Fifty million Frenchmen", die in New York gespielt wird. Von diesem Satz stimmt nur der zweite Teil.

Alle Passagiere der „Reliance" standen an der Reeling. Nach zehn Tagen stürmischer Fahrt: Amerika. Jeder hatte vergessen, daß das Land im Jahre 1492 entdeckt war, jeder glaubte, er sei Columbus. In Coney Island stoppte der Dampfer, die Herren der Quarantäne und der Einwanderungsbehörden, Reporter und Photographen kletterten an Bord. Bald werden wir die Freiheitsstatue sehen, vor der Maxim Gorki niederkniete, als er sie zum ersten Mal erblickte. Ich hatte dies Vergnügen nicht. Als die andern Passagiere der Freiheit zuwinkten, winkte mir ein Einwanderungsoffizier zu.

„Sie heißen Ernst Toller?"

„Ja."

„Warten Sie, bis alle Passagiere abgefertigt sind."

Mir schwante nichts Gutes. Als ich im Jahre 1924 in die Schweiz reisen wollte, legte mir das Konsulat einen Revers vor, in dem ich mich verpflichten mußte, in der Schweiz nicht politisch aufzutreten und (scheinbar glaubte man, ich plane ein Bombenattentat) in keiner Form an einer Völkerbundssitzung in Genf teilzunehmen.

Nach einer Stunde stand ich wieder vor dem Beamten, der ein Telegramm vor sich liegen hatte.

„Waren Sie inhaftiert?"

„Ja."

„Ich kann Ihnen die Einreiseerlaubnis nicht geben. Über Ihren Fall muß die Einwanderungskommission selbst entscheiden... Aber sagen Sie niemand, daß Sie zurückgehalten werden, besonders keinem Reporter."

So trieben sie es in Bayern auch, aus Feigheit. Einmal wurde mir ein Manuskript beschlagnahmt. Ich bat den Festungsvorstand, es mir zurückzugeben — es sei mein einziges — da antwortete er mir: Bewilligt, wenn Sie sich verpflichten, die Beschlagnahme niemals zu erwähnen.

Als der Herausgeber der new yorker ‚Volkszeitung' und Vorsitzende des Internationalen Arbeiterverbandes, Ludwig Lore, auf dessen Einladung ich nach Amerika gekommen war, um vor deutschen Arbeitern politische und literarische Vorträge zu halten, davon erfuhr, benachrichtigte er sofort die Reporter. „Das möchte den Herren so passen. Wir bekommen Sie nur herein, wenn die Presse Lärm schlägt." Schon wimmelten Reporter um mich herum. Von deutscher Politik wußten sie wenig, von Literatur noch weniger. Einer fragte mich: „Im letzten Winter sollen Sie mit Mr. Molière ein Stück geschrieben haben. Haben Sie gut mit ihm zusammen gearbeitet? Is he a good fellow? Hat er schon früher etwas veröffentlicht?"

Alle Passagiere, bis auf die Zurückgehaltenen, hatten das Schiff verlassen. Ich war wieder einmal Gefangener. Eine Freundin, die draußen am Pier stand, wollte mir Guten Tag sagen, man verweigerte ihr die Erlaubnis. Ich blieb nachts auf dem Schiff. Am andern Morgen fuhr ich, zusammen mit einem blinden Passagier und mit einem Mädchen, das man nicht hereinlassen wollte, weil sie — unverheiratet — schwanger war und andern Zurückgewiesenen nach Ellis Island. Detektive begleiteten uns. Als ich mich mit dem blinden Passagier, einem jungen Burschen aus Prag, unterhalten wollte, wurde ich angeschnauzt und weggeschoben. Das Motorboot überquerte den Hudson, wir sahen die graue Insel mit ihren vergitterten Kasernen aus roten Ziegelsteinen. Was hat sich hier schon abgespielt an menschlicher Wirrnis. Nicht umsonst heißt sie: „Träneninsel". Durch kahle Räume, endlose Korridore, vorbei an Polizisten und Beamten wurde ich zum Verhör geführt.

Ich muß einige Minuten warten. Zwei weinenden polnischen Frauen, die es nicht fassen können, bedeutet der Dolmetscher, daß sie nach Europa zurückgeschickt würden. Ich stehe vor der Kommission. Der Vorsitzende, ein einarmiger Inspektor in Uniform, zwei Beisitzer. Babbitts von Sinclair Lewis. Ich muß schwören, die Wahrheit zu sagen. Das Verhör beginnt. Personalien. Dann:

„Haben Sie gemordet?"

„Nein."

„Sind Sie der Auffassung, daß politische Führer ermordet werden müssen?"

„Nein."

„Werden Sie in Ihren Versammlungen für die Ermordung von amerikanischen Führern werben?"

„Nein."

Während ich mir überlege, wie es kommt, daß erwachsene Menschen so idiotische Fragen stellen können und darauf vernünftige Antworten erwarten, werde ich schon mit neuen Fragen bombardiert.

„Was denken Sie heute über die bayrische Regierung?"

„Sie interessiert mich nicht."

„Was für Beziehungen unterhalten Sie zu ihr?"

„Keine diplomatischen."

„Wenn Sie in Bayern lebten, würden Sie wieder versuchen, die Regierung zu stürzen?"

„Ich kann diese Fragen nicht beantworten. Erstens lebe ich nicht in Bayern, zweitens verstehe ich nicht, daß die amerikanische Regierung sich dafür interessiert, wie die Beziehungen eines deutschen Staatsbürgers zur bayrischen Regierung sind."

„Das ist keine Antwort. Sind Sie ein Roter oder ein Sozialist?"

„Beides. Ich kenne keinen Unterschied."

„Doch, die Roten sind die Bolschewiki. Waren Sie Mitglied der Kommunistischen Partei?"

„Mitglied der Unabhängigen Sozialistischen Partei."

„Sie sind heute parteilos, haben Sie Ihre Gesinnung geändert?"

„Nein, ich bin nach wie vor radikaler Sozialist. Sie können doch nicht verlangen, daß ich meine Gesinnung ändere, nur um nach Amerika hereingelassen zu werden."

„Werden Sie politische Vorträge halten?"

„Ja, über Deutschland."

„Werden Sie sich in die amerikanische Politik einmischen?"

„Nein."

Die Herren berieten miteinander und verkündeten mir nach einigen Minuten, ich dürfe das Land der Freiheit unter der Voraussetzung betreten, daß ich mich nicht mit amerikanischer Politik befasse. Meine Aufenthaltserlaubnis sei anstelle eines Jahres auf drei Monate begrenzt.

Es versteht sich, daß der Bericht der Telegraphen-Union, wonach ich erklärt habe: „überall glaube man, die Jugend sei radikal, wenn sie Geist besitze, Präsident Wilson selbst sei es gewesen, der das deutsche Volk aufgefordert habe, seine Staatsform zu ändern", vom ersten bis zum letzten Wort erfunden ist. Diese Äußerungen brachte ein fixer amerikanischer Reporter in die Presse, bevor ich sie gesagt haben konnte, nämlich sechs Stunden vor meiner Vernehmung. Die einzig annähernd authentischen Berichte publizierten die newyorker ‚Times' und die new yorker ‚Volkszeitung'.

Einem englischen Dentisten ging es schlechter als mir. Er sollte an einem Kongreß in Washington als Delegierter teilnehmen. Irgend jemand hatte der Behörde denunziert, daß mit dem Schiff, mit dem er gekommen, auch seine Freundin (in eigner Kabine) gereist sei. Beide durften wegen „moral turpitude", moralischer Verworfenheit, den amerikanischen Boden nicht betreten.

Die Grüne Front von Jan Bargenhusen

VI

Unter der Landbund-Fahne

Als die Landvolk-Leute aus den Dörfern der Geest und von den Höfen der Marsch, aus ganz Schleswig-Holstein, in Neumünster zusammenkamen, um ihren Führer Wilhelm Hamkens aus dem Gefängnis abzuholen, da trug man dem Zuge die berühmte Sensenfahne voran, mit schwarzem Tuch, Pflug und Schwert weiß und rot eingestickt. Am Sensenschaft klebt heute Blut, denn die Polizeisäbel haben die Hand des Fahnenträgers zerschlagen, als der Polizeileutnant Bracker, wie Hans Fallada hier geschildert hat, sein Piquett zum Sturm heranführte — Bracker, dem man erst einmal den Säbel abgenommen hatte, damit beim Herumfuchteln nicht etwa ein Malheur entstünde, und dem man den Säbel zu spät wiederbrachte, nachdem er schon das leere Wehrgehenk, das ihm beim Davonlaufen störte, in einen Hausflur geworfen hatte... Der Fahnenträger Muthmann, seit jenem Tage eine halblegendäre Persönlichkeit, ist nun vollends legendär geworden, denn ebenso wie sein Herr und Meister Ehrhardt, genannt Consul, hat er es vorgezogen, ein bißchen außer Landes zu gehen, weil ihm die ewige Fragerei der Polizei und des Untersuchungsrichters wegen der Bombenattentate, besonders wegen des Reichstagsattentats, zu lästig fiel. Auf Wiedersehen nach der Amnestie!

Die Gerechtigkeit gebietet es festzustellen, daß der Landbund, den man so oft mit der nordwestdeutschen Landvolkbewegung verwechselt hat, jener Atmosphäre von schwarzen Fahnen, blutigen Attacken und Bombenkisten denkbar fernsteht. Im Reichslandbund legt man gar keinen Wert auf Reminiszenzen an das Blutjahr 1525 — „nun gnade dir Gott, du Ritterschaft, wenn der Bauer aufsteht im Lande", sang einst Hermann Löns in ergreifender Wandervogel-Klampfen-Weis — und mit solch gefährlichen Symbolen, wie Sensenfahnen, will man schon gar nichts zu tun haben. Man lobt sich dort sein brav-bürgerliches Vereinsemblem, ein grasgrünes Fähnlein mit drei goldenen Ähren. Diese Standarte steht dann brav im Vereinslokal, und wenn sie schon einmal über die Straße getragen wird, dann salutieren Landjägerei und Schupo freundschaftlich, und die Säbel bleiben hübsch in der Scheide. Honette Leute, sehr gouvernemtal, diese Landbündler.

*

Und doch ist die Entstehung dieses Bundes, im Jahre 1919, ein wenig mit dem „Ludergeruch der Revolution" behaftet. Hören wir den Haus-Historiographen, was er zu sagen weiß: „Als der deutsche Landwirt aus dem Felde nach Hause kam, fand er hier die unerquicklichsten Verhältnisse vor. Eine tief-

gehende Mißstimmung, eine allgemeine Empörung gegen die Fesseln und Fehler der Zwangswirtschaft und gegen die neuen Bedrängnisse des Landvolkes durch die Revolution und ihre Organe kam zum Durchbruch... Aus dem unmittelbarsten Gefecht der Notwehr heraus bildeten sich spontan lokale ländliche Organisationen... Ackerschaften, Bauernschaften, Kreiswirtschaftsverbände und ähnliche Vereinigungen — alle durchgehends auf den Kreis als ihren Kommunallieferungsverband beschränkt." Wobei noch hinzuzufügen wäre, daß diese „spontan" im November 1919 gebildeten Organisationen sich zum Teil ganz richtig und sinngemäß „Bauernräte" nannten, und daß sie vielfach nicht gegen die Arbeiter- und Soldatenräte sondern mit diesen arbeiteten. Es gab ja auch anderswo und nicht nur in Altbayern, so etwas wie eine revolutionäre Bewegung innerhalb der Bauernschaft, und wer etwa meint, daß nur die Großstädte der Zufluchtsort von Deserteuren gewesen seien, der irrt sich sehr. Freilich, primär richtete sich die neue Bewegung gegen die Lebensmittel-Zwangswirtschaft und gegen ihre verrückten Methoden; die Bauern waren aber auch erbittert wegen der Fortnahme der Pferde, der Glocken, des Kupfergeschirrs, wegen der Ungerechtigkeiten bei Urlaub und Reklamationen, und schließlich, als die Hoffnung auf ein glückliches Kriegsende entschwand, am meisten darüber, daß „man" das Volk „belogen" hatte. Sehr materialistisch, sehr negativ, gänzlich ideenlos und unpolitisch war also die neue Bauernbewegung, aber einig war man sich doch darin: daß die alte berufsständische Organisation, der berühmte „Bund der Landwirte", unter der Führung der „Großen" völlig versagt hatte. Und als die vielen neugebildeten Gruppen zu Anfang 1919 in der „Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Landwirtschaft" zusammentraten, der sich auch der plötzlich so klein, ganz klein gewordene „Bund der Landwirte" anschloß, da wurde in den Satzungen bestimmt, daß zwei Drittel aus der Zahl der Vorstandsmitglieder vom Klein- und Mittelbesitz bestellt werden müßten.

Aber die großen konstituierenden Versammlungen gingen schnell vorüber, und dann waren die Syndici in Berlin wieder unter sich. Sehr schnell setzte ein Rückbildungsprozeß ein; die großagrarischen Interessen, die im „Bund der Landwirte" ihre Vertretung gefunden hatten, drängten sich noch einmal in den Vordergrund. Die „Arbeitsgemeinschaft", die sich mittlerweile den Namen „Deutscher Landbund" beigelegt hatte, wurde von dem alten berliner Apparat des „Bundes der Landwirte" nach und nach vereinnahmt. Sehr nett schreibt der Hashistoriograph: „... Da es den tatsächlichen Machtverhältnissen nicht mehr entsprach, daß der Bund der Landwirte weiter ein Unterverband des Landbundes war, wurde im beiderseitigen Einvernehmen das bisherige Mitgliedsverhältnis in ein Kartellhältnis umgewandelt. Der Weg zur Verschmelzung beider Verbände im ‚Reichs-Landbund' war geebnet." — Die Fusion erfolgte also, und da der neue Reichslandbund dem alten Bund der Landwirte so ähnlich war, wie ein Ei dem andern, so

haben viele Leute, die sich nicht näher um die Dinge gekümmert hatten, tatsächlich geglaubt, daß nur ein Namenswechsel vollzogen worden sei.

*

Heute, etwa zehn Jahre nach jener Neuformierung, darf man die Feststellung wagen, daß die Linie der Entwicklung im Landbund durchaus nicht so ungebrochen weitergegangen ist, wie es nach dem anfänglichen vollen Sieg der großagrarischen Richtung hätte vermutet werden können. Die ersten Jahre brachten einen glänzenden Aufstieg. Die organisatorische Idee der berufsständischen Zusammenfassung des gesamten Landvolkes triumphierte; gelbe Landarbeiter-Gruppen wurden, besonders in Pommern, in großer Zahl gegründet; man schuf eigne wirtschaftliche Einrichtungen, vor allem in Form von Genossenschaften. Aber allmählich kamen die wirtschaftlichen Gegensätze zwischen Bauer und Großbesitz, Landarbeiter und Großbetrieb wieder zum Vorschein. Das geschah teils unter dem Einfluß der ökonomischen Notlage, die auch die frischfröhlich gegründeten wirtschaftlichen Institutionen sehr bald schon, vor ihrer Konsolidierung, unter Druck setzte und zur Aufgabe mancher Positionen zwang — und teils als Folge der gewerkschaftlichen und berufsständischen Erziehung, die im Landbunde selber vorgenommen wurde, mit dem Ergebnis, daß eine Art Emanzipationsstreben der Landarbeiter und Bauern einsetzte. War auch die Konkurrenz des freigewerkschaftlichen Landarbeiterverbandes und der spezifisch bäuerlichen Organisationen („Bauernverein" und „Bauernbund", letzterer heißt jetzt „Deutsche Bauernschaft") niemals so stark, daß diese Gruppen nennenswert an Terrain hätten gewinnen können, so veranlaßte sie doch, daß der Landbund — in der Abwehr — sich vielfach so arbeiter- und bauernfreundlich gerierte, daß es den „Herren" schon nicht mehr recht war. Die ewigen Gegensätze zwischen Führern und Geführten (also Großbesitzern und Bauern) und zwischen den Landbund-Funktionären und den wahren Machthabern, den Großagrariern, brachen auf.

Soweit sich diese Dinge auf ostelbischem Gebiet abspielten, ist ein Faktor sehr bedeutsam, und das sind die außerordentlich geringen individuellen und fachlichen Qualitäten der sogenannten Herrenschicht, die — es scheint beinahe so, als ob sie in der Kriegszeit völlig verdorben worden sei — besonders in der mittlern und jüngern Generation kaum jemals noch Persönlichkeiten mit jenen unbestreitbaren Vorzügen aufweist, die einst das Bild eines großen Teils des preußischen Landadels bestimmten. Charme, Witz, Tüchtigkeit, Kunst der Menschenbehandlung — das ist alles zum Teufel, und das Phlegma der Sturheit ist geblieben. Auch da, wo jetzt neuerdings in den Teezirkeln der jüngsten Generation so etwas wie ein politisches Leben wieder beginnt, findet sich kaum andres als ein brav hohenzollerischer Legitimismus unter den bewährten Fittichen des Herrn von Oldenburg-Januschau, des Herrn von Berg-Markienen, und wie diese Schildknappen wilhelmini-

scher Herrlichkeit alle heißen mögen, — dazu Herr Major Wegner, der Generalstabschef des „Stahlhelms". Der Gipfel der Gefühle ist, für den jungen Adligen in Ostelbien, der „Ring"-Kreis, der Klub der Jung-Konservativen, und wenn von Wedel-Fürstensee oder von Batocki-Bledau das „dritte Reich" (wie sie es auffassen) vor dem geistigen Auge der Jünger entstehen lassen: das Reich im slawischen Osten, von einer Herrenschicht blond-germanischer Edelinge auf Majoratsgütern gelenkt — dann entquillt den leiblichen Augen des Hörers bereits die Träne der Verzückung. (Neuerdings gibt es aber auch in den feinern Familien Nationalsozialisten mit recht proletarischen Ideen — von Volksgemeinschaft und so.) Über berufsständische Fragen philosophiert man, aber man studiert sie nicht, geschweige denn, daß man sie anpackt; das bleibt den bewährten Routiniers in den Organisationen überlassen.

*

Soweit der Landbund westlich der Elbe vertreten ist — im katholischen Westen und Süden sitzt meistens die Konkurrenz der „Bauernvereine", in Südbayern außerdem der bayrische Bauernbund — sehen die Dinge freilich etwas anders aus. In jenen Bezirken, vor allem also in Hessen, Thüringen, Hannover, in der Provinz und im Freistaat Sachsen, wo sehr starke Landbund-Organisationen vorhanden sind, war die Situation nach 1919 so, daß man den Bauern nicht ohne weiteres empfehlen konnte, bei politischen Wahlen ihre Stimmen für eine radikale Rechtspartei, also für die Deutschnationalen, abzugeben. Die Konsequenz war, daß der Landbund dort vorwiegend oder ganz und gar mit der Deutschen Volkspartei politisch zusammenarbeitete — im Gegensatz zu den Verhältnissen im Osten, wo auf dem flachen Lande die Deutschnationale Partei und der Landbund (und später der Stahlhelm) fast identisch waren. Aus jenem Dualismus erklärt sich die Ideologie der „politischen Querverbindungen", die heute noch offiziell im Landbund das offizielle politische Glaubensbekenntnis darstellt. Als im letzten Reichstage die Volkspartei, nach der Ansicht ihrer Landbundmitglieder, die „agrarischen Belange" zugunsten ihrer industriewirtschaftlichen Interessen und Verbindungen gar zu sehr vernachlässigte, entschlossen sich die Hessen und Thüringer zu dem folgenschweren Schritt der Sezession: Hepp, Döbrich, Dorsch und Hänse wurden die Gründer der „Christlich-Nationalen Bauern- und Landvolkpartei", die bald, über Thüringen und Hessen hinaus, zur Reichspartei zu werden bestrebte.

Warum aber ging man damals nicht zu den Deutschnationalen über? Diese Frage ist wohl so zu beantworten, daß schon damals in der Partei jener Geist der „nationalen Opposition", der sich später unter Hugenberg so grandios und mit solch schönen Erfolgen entwickelte, derart stark war, daß die opportunistisch-berufsständisch gesinnten Landbundführer aus dem Westen keine Neigung dazu verspürten, die Geschicke ihrer Organisation auf diese eine Karte zu setzen. Auch öst-

lich der Elblinie hatte sich die berufsständische Ideologie im Landbund in dem Maße weiter verstärkt, wie dort die Gegensätze zwischen Bauerntum und Großgrundbesitzerschaft, nach außen immer wieder klug abgedeckt, gewachsen waren. Kurz nach den Maiwahlen vom Jahre 1928 kam im Reichslandbund der doppelte Gegensatz zwischen der bäuerlich-berufsständischen und der großagrarisch-politischen Richtung zum Austrag — gleichzeitig ein Gegensatz zwischen Westen und Osten, zwischen den Opportunisten der praktischen Detailarbeit im Lande draußen und den politisch infizierten Funktionären in der Zentrale Berlin. Der Kampf, der zunächst einmal eine erhebliche und dauernde Stärkung der Einzel-Landbünde in den Provinzen und Ländern erkennen ließ, endete in einem Kompromiß für die Neubesetzung des Reichslandbund-Präsidiums mit dem Dreigespann Schiele (deutschnational), Hepp (christlich-national) und Bethge, letzterer ein farbloser Mann, als bäuerlicher Konzessionsschulze. Vergeblich hat Schiele versucht, die Beziehungen zwischen dem Landbund und seiner Partei wieder enger zu gestalten. Die Verfechter des Gedankens der parteipolitischen Neutralität waren stärker, und ihre Neigung, mit dem „System Hugenberg" zusammenzuarbeiten, wurde von Tag zu Tag geringer. Nur in ein paar ostelbischen Landbünden, voran in Pommern, blieben die maßgebenden Kreise, trotz vielfacher Opposition in den eignen Reihen, ihrem Hugenberg treu.

*

Als die Sezession der Lambach, Treviranus, Schlange, Lindeiner-Wildau undsoweiter einsetzte, stand der Landbundführer Schiele vor der Frage, ob er, der beim Volksbegehren seinem Parteichef trotz aller Bedenken noch einmal die Treue gehalten hatte, jetzt endlich die Partei verlassen sollte, entsprechend dem Willen der überwiegenden Mehrheit seiner Landbündler. Er ist diesen Weg nicht gegangen — was verständlich ist, wenn man bedenkt, daß grade jetzt alle agrarfreundlichen Stimmen zusammengehalten werden mußten, um die Zollvorlage der Regierung, notfalls gegen die Sozialdemokratie, so gut wie möglich für die agrarischen Interessen auszugestalten. Grundsätzliche Bedenken mußten taktischen Notwendigkeiten geopfert werden. Und schließlich wird sich Schiele auch gesagt haben, daß ein Unglück, wie der Zerfall der Hugenbergpartei, schon schlimm genug sei, und daß man den Landbund, mit Rücksicht auf die pommerschen Hugenbergianer, nicht in diese Querelen hineinführen dürfe. So ist es also noch nicht soweit gekommen, daß der Trennungsstrich zwischen dem opportunistisch-berufsständischen Landbund und der oppositionell-politischen Partei endgültig durchgezogen würde — aber im Landbund selbst haben trotz allem die Vertreter der berufsständischen Idee endgültig gesiegt. Hoch die grüne Vereinsfahne!

Indizien von Kurt Großmann

Von dem Schwurgericht in L. ist vor einiger Zeit ein Urteil gefällt worden, das auf Indizien aufgebaut ist. Diese Indizien stellen wir nachfolgend in zwei Fassungen gegenüber. Einmal sind die Indizien entlastend gewertet, das andre Mal belastend. Welche Fassung ist schlüssiger und beweiskräftiger?

Tatbestand: Ein Herr S. ist mit einem Fräulein Meyer verlobt, aber die Ehe kommt nicht zustande. Herr S. gibt als Grund an, Fräulein M. glaube nicht an Gott. Der Verkehr während der Verlobungszeit hat Folgen gehabt, und als Fräulein M. mit einem Knaben niederkommt, strengt das Landesjugendamt für Fräulein M. einen Alimentenprozeß an. In der ersten Instanz wird S. zur Zahlung verurteilt. Er legt Berufung ein. Vor der Berufungsinstanz tritt ein gewisser — nennen wir ihn Tietz — auf, der bekundet, daß er in der fraglichen Empfängniszeit gleichfalls mit Fräulein M. Verkehr gehabt habe. Diese Aussage beeidet Tietz, und es entwickelt sich daraus ein Meineidsprozeß.

Belastend

1. Indiz

Auffällig ist zunächst das Verhalten des Angeklagten T. bei der Eidesleistung. Auch wenn man berücksichtigt, daß er einen Herzfehler hat und kurz vorher eine Gehirnerschütterung durchgemacht hat, so erscheint es doch unwahrscheinlich, daß allein durch das schnelle Ersteigen der Treppe ein Zeuge derartig aufgeregt werden kann, daß er sich sofort nach Betreten des Zimmers hinsetzen muß, daß sofort alle Beteiligten, insbesondere der Protokollführer und der Vertreter des Jugendamtes den Eindruck haben, als stimme etwas in der Aussage des Zeugen nicht und als habe der Zeuge ein sehr schlechtes Gewissen.

2. Indiz

Überhaupt ist es schon an und für sich sehr unwahrscheinlich, daß es an dem fraglichen Abend zu dem von Tietz bekundeten Geschlechtsverkehr mit der Mündelmutter gekommen ist. Die Mündelmutter hatte einen häufigen Geschlechtsverkehr mit S., so daß für sie kein besonderer Anreiz zu einem Verkehr mit T. bestand, zumal sie

Entlastend

Dem Verhalten des Angeklagten Tietz bei der Eidesleistung mißt das Gericht keine wesentliche Bedeutung bei. Es ist zu berücksichtigen, daß der Angeklagte einen Herzfehler hat und kurz vorher eine Gehirnerschütterung durchgemacht hatte. Es erscheint daher durchaus wahrscheinlich, daß schon allein durch das schnelle Ersteigen der Treppe der Angeklagte derartig aufgeregt war, daß er sich sofort nach Betreten des Zimmers hinsetzen mußte. Wie verschiedene Beteiligte, insbesondere der Protokollführer und der Vertreter des Jugendamtes den Eindruck gewinnen konnten, als stimme etwas in der Aussage des Zeugen nicht, ist dem Gericht nicht erfindlich.

Es ist außerordentlich wahrscheinlich, daß es an dem fraglichen Abend zu dem von T. bekundeten Geschlechtsverkehr mit der Mündelmutter gekommen ist. Die Mündelmutter hatte einen häufigen Geschlechtsverkehr mit Schulz, so daß für sie ein gleichzeitiger Verkehr mit T. einen besondern Anreiz bedeutete. Sie brauchte auch nicht zu befürch-

Belastend

befürchten mußte, daß S., der ja zugegen war bei dem Ball, Argwohn schöpfen werde und daß dann aus ihrer in Aussicht genommenen Verlobung mit S. nichts werden würde.

Entlastend

ten, daß S. Argwohn schöpfen würde, weil bei einem solchen Ball ein Verschwinden von fünfzehn Minuten gar nicht besonders auffiel.

3. Indiz

Belastend: Wenn Fräulein M. bei zwei Gelegenheiten in ihrer Erregung den beiden Angeklagten Rache geschworen hat, so ist das bei der ganzen Sachlage menschlich durchaus verständlich, da sie sich durch das Verhalten der beiden Angeklagten in ihrer Mädchenehre auf das Schwerste gekränkt fühlen mußte. Ein Grund, sie deshalb für unglaubwürdig zu erklären und anzunehmen, sie werde aus Rache gegen die Beklagten unter ihrem Eid falsch aussagen, besteht nicht.

Entlastend: Der Zeugin Meyer kann das Gericht keinen Glauben schenken, zumal sie bei zwei Gelegenheiten angeblich in Erregung den Angeklagten Rache geschworen hat. Wenn sie sich damit entschuldigen will, daß sie durch das Verhalten der beiden Angeklagten sich in ihrer Mädchenehre auf das Schwerste gekränkt fühlte, so kann das Gericht dieser Einlassung nicht folgen, weil es der Ansicht ist, daß die Zeugin M. mit ihrer Mädchenehre leichtsinnig umgesprungen ist.

4. Indiz

Belastend: Auch daß die Zeugin M. nach der Damenwahl einige Zeit auf dem Schoß des Angeklagten T. gesessen hat, spricht nur für die Richtigkeit ihrer Angaben. Bei ihrem auch vor Gericht zutage getragenen impulsiven und frischen Wesen, ist es durchaus möglich, daß sie sich bei einem solchen Verhalten, zumal in Gegenwart ihres Verlobten, gar nichts gedacht hat. Wäre es dagegen kurz vorher zwischen ihr und Tietz zu einem Geschlechtsverkehr gekommen, dann würde sie sich gehütet haben, T. nachher eine derartige Vertraulichkeit zu erweisen, da sie dann bei S. hätte Argwohn wegen ihres langen Ausbleibens erregen müssen

Entlastend: Das Gericht schenkt aber dem Angeklagten Tietz schon deswegen Glauben, weil bewiesen ist, daß die Zeugin M. sogar nach der Damenwahl einige Zeit auf dem Schoß des Angeklagten T. gesessen hat. Ein solches Verhalten, zumal in Gegenwart ihres Verlobten, wäre nicht erfolgt, wenn es nicht vorher zwischen dem Angeklagten T. und der Mündelmutter zu intimen Zärtlichkeiten gekommen wäre.

5. Indiz

Belastend: Endlich spricht gegen die beiden Angeklagten die Tatsache, daß sie sich in Widerspruch verwickelt haben, insofern als S. angibt, Tietz sei mit der Meyer durch die nördliche Tür zurückgekommen, während T. selbst angibt, er sei durch den östlichen Haupteingang zurückgekommen.

Entlastend: Unerheblich ist es, ob tatsächlich T. durch die nördliche Tür zurückgekommen ist oder den östlichen Haupteingang benutzt hat. Kein Ballbesucher wird sich die Himmelsrichtungen der Türen so einprägen, als daß die Angaben bei einem solchen Prozeß verwertet werden könnten.

6. Indiz

Belastend: Schließlich spricht gegen die Angeklagten, daß Tietz nicht ge-

Entlastend: Dem Angeklagten T. ist seine Einlassung, daß er bei dem mit

Belastend

wußt haben will, daß er bei einem etwaigen Geschlechtsverkehr in der Empfängniszeit eine Alimentenklage nicht habe zu befürchten brauchen. Nach eigenen Angaben hatte T. häufig intimen Verkehr mit Frauenspersonen, wie er ja auch geschlechtskrank war. Da ist anzunehmen, daß er über diese Grundbestimmung des Alimentengesetzes unterrichtet war.

Entlastend

der M. ausgeübten Geschlechtsverkehr nicht über die Grundbestimmungen des Alimentenrechts informiert war, ohne weiteres zu glauben. Die Praxis in Tausenden von Alimentenprozessen, die dem Gericht bekannt sind, hat immer bewiesen, wie wenig die an sich Alimentenpflichtigen über die Grundbestimmungen des Alimentenrechtes informiert sind, weil sich ja wohl keiner vor Ausübung des Geschlechtsverkehrs über das Alimentenrecht zu informieren pflegt.

Sind die Angeklagten freizusprechen oder zu verurteilen?

Hat Mynona wirklich gelebt? von Ignaz Wrobel

Ich klingelte.

— „Wohnt hier Herr Mynona?"

— „Wer?" sagte die Haushälterin, die mir geöffnet hatte. — „Mynona", sagte ich; „Mynona, über den wir so viel und mit so viel Nachdenken gelacht haben — ein lachender Philosoph, denken Sie, was das in Deutschland heißt! Ein Mann, der auf dem Grunde seines Wissens bunt angemalte Gebäude errichtet hat: runde Würfel, siebenundzwanzigeckige Theater, Mädchenschulen aus durchsichtigem Gummi ... Mynona! Der auf der Bank der Spötter saß! Mynona! Nein?"

— „Kommen Sie herein!" sagte die Haushälterin. Ich kam. Sie öffnete eine Tür —

Ein aufgeregter Greis mit flatternden Haaren begrüßte mich mit einem donnernden:

Enthülls! Enthülls!
Die Sache wills!
Ich heiße Külz!

— „Guten Tag, Herr ..." sagte ich. „Herr Mynona?" — Der Greis fuchtelte mühselig mit Armen und Beinen. „Ha!" rief er. „Ich habs ihm besorgt!" — „Wem?" sagte ich. — „Remarquen", sagte er. „Hier: seine alten Feuilletons aus von vor dem Kriege — und hier: polizeiliche Meldeformulare! und hier: alte Zeitschriften! und hier: eine dolle Geschichte! ein Monokel, das er getragen hat, obgleich er keinen Monokel-Erlaubnisschein gehabt hat — und hier ..." Erschöpft sank das glückliche Stück Unglück in sich zusammen. „Beruhigen Sie sich, Herr ..." sagte ich. „Herr Mynona?" — „Ich will auch einmal bei den Erfolgreichen sein!" sagte der Greis. „Ich habe ihn enthüllt! Ich enthülle ihn. Ich werde ihn enthüllen! Ich habe ein dickes Buch gegen ihn geschrieben! Und hier — hier habe ich einen Nachttopf; auf den Grund dieses Nachttopfes habe ich sein Bild gezeichnet, und jedesmal, wenn ein neues Hunderttausend seines Buches herauskommt, dann setze ich mich auf diesen Topf und — —"

Ich ging. Mynona? Es scheint: unser Mynona hat nie gelebt.

*

Nachdem sich die Aufregung über Remarque etwas gelegt hat, sehen wir wohl klar:

Das Buch hat nicht als Kunstwerk die Millionen erregt sondern wegen seines Stoffes und wegen der Behandlung dieses Stoffes. Das Buch ist kein großes Kunstwerk, aber ein gutes Buch. Das Buch hat durch die unsagbare Dummheit der Rechtskreise einen pazifistischen Dunstkreis erhalten; diese Tendenz war von Remarque höchstwahrscheinlich nicht beabsichtigt. Die aktive pazifistische Wirkung des Buches ist sehr fraglich; die Einwände von Sclutius, die hier gestanden haben, scheinen mir höchst beachtenswert. Remarque kann und wird nie wieder einen solchen Erfolg haben; auf seinem nächsten Buch steht unsichtbar — wie das in früheren Jahrzehnten üblich war —: „Vom Verfasser von Im Westen nichts Neues."

Gegen das Buch läßt sich vielerlei sagen.

Man darf den Stilisten Remarque angreifen. (Ich tus nicht — aber so ein Angriff ist denkbar.) Man darf sagen: so ist der Krieg nicht gewesen; der Krieg war edel, hilfreich und gut — die Soldaten haben sich mit Schokoladenplätzchen beworfen und in den Pausen ihrem Kaiser gehuldigt. Man darf sagen: Der wahre Mann beginnt erst, wenn er seinem Gegner eine Handgranate in die Gedärme geworfen hat. Man darf vieles über, für und gegen das Buch sagen, fast alles.

Aber eines darf man nicht.

Man darf nicht den Kampf verschieben und sich die bürgerliche Person des Autors vornehmen, dessen Haltung nach einem in der Geschichte des deutschen Buchhandels beispiellosen Erfolg mustergültig ist. Der Mann erzählt uns keine dicken Töne, er hält sich zurück; er spielt nicht den Ehrenvorsitzenden und nicht den Edelsten der Nation — er läßt sich nicht mehr photographieren als nötig ist, und man könnte manchem engeren Berufsgenossen soviel Takt und Reserve wünschen, wie jener Remarque sie zeigt. Was hat Mynona getan?

Mynona hat eine Unanständigkeit begangen.

„Hat Remarque wirklich gelebt?" bei Paul Steegemann Berlin.

Es ist eine Unanständigkeit, einem Schriftsteller, der sich sein Leben mit der Schreibmaschine verdient, vorzuwerfen, er habe einmal Reklameverse für die Pneumatikfirma Continental gemacht. Man hat neulich Shaw und einigen andern großen englischen Schriftstellern dergleichen angetragen; sie haben alle abgelehnt, und einer von ihnen — wenn ich nicht irre, war es Wells — hat geantwortet: „Ich täte es. Aber es ist bei uns nicht üblich — dergleichen wird falsch aufgefaßt; ich kann es nicht tun, weil es nicht üblich ist." Nun war Remarque, als er diese Reklamearbeit machte, ein ganz unbekannter, junger Schriftsteller, und wenn es Herrn Mynona für sein nächstes Buch interessiert, so will ich ihm enthüllen, daß ich vor dem Kriege einmal einen solchen Antrag bekommen habe — die

Sache kam nur darum nicht zustande, weil ich zu teuer gewesen bin. Ich halte es für keine Schande, wenn ein Schriftsteller seine stilistischen Fähigkeiten in den Dienst einer anständigen Firma stellt (was viel, viel schwerer ist, als die meisten ahnen); ich machte das heute auch nicht mehr — weil es nicht üblich ist. Aber täte es einer von uns: eine Schande ist das nicht.

Mynona hat des weiteren alte Romane Remarques ausgegraben. Zum Glück ist die Schrift des streitbaren Philosophen unlesbar und von einer altbacknen Langeweile mit Wasserstreifen: soweit ich aus dem Kram klug geworden bin, scheinen die Romane, die Remarque damals geschrieben hat, minderwertig gewesen zu sein. Vielleicht unterrichtet sich Mynona einmal über die Anfänge Zolas, der seinen jungen Leuten nicht nur gesagt hat: „Faites du reportage! — Machen Sie Reportage! Brandberichte, Rohrbrüche, Morde und Diebstähle — es übt!" — sondern der selbst mit unsäglichen, heute gar nicht mehr lesbaren Romanen begonnen hat — einer Arbeit, deren er sich niemals geschämt hat. Er tat das, pour se faire la main — um in Übung zu kommen.

Die spezifisch deutsche Widerwärtigkeit, die die Luft unserer Politik so verpestet, weht durch dieses Buch Mynonas. Hierzulande werden Einwände damit erwidert, daß man sagt: der Einwendende habe einen roten Bart und eine verstopfte Schwiegermutter. Statt Breitscheid und Hilferding als geistige Typen zu verhöhnen und zu bekämpfen, wird argumentiert: „Und dann hat sich Breitscheid im Jahre 1897 eine Goldplombe machen lassen, aber nur für Amalgam bezahlt!" Anathema sit. (Wobei übrigens die wirklichen Schieber meist ungestraft davonkommen.) Die deutsche Politik riecht nach Kommunalstunk.

Der entscheidende Einwand gegen das Kriegsbuch Remarques dürfte also der sein, daß sich Remarque in Wahrheit mit einem k schreibt und Remark heißt. Wenn das die Leser gewußt hätten, hätten sie das Buch nicht gekauft... Und der Philosoph, der offenbar Jahre seines Lebens Kant studiert hat, um in seinen alten Tagen einem Anfall von Neid und Niederträchtigkeit zu erliegen, folgt dem kategorischen Imperativ der Pflicht, wärmt diesen alten Quarque auf und enthüllt.

Er enthüllt, daß der Urgroßvater Remarks 1793 geboren ist — arme Leser, was dachtet ihr? — Daß der Großvater in Kaiserswerth im Jahre 1840 geboren ist — betrogene Käufer, was dachtet ihr? Daß Remark selber geboren ist. Daß er eine Frau hat. Daß er nicht im Infanterie-Regiment 91 gedient hat. Und so fort. Und so fort.

Bleibt ein Punkt, ein einziger. Remarque soll — wie Mynona behauptet — bei Kriegsende und noch im Jahre 1919 unberechtigterweise eine Leutnantsuniform und Orden getragen haben, die ihm nicht verliehen worden sind. Ich habe keine Achtung vor dieser Uniform, und es ist mir unbegreiflich, wie man sie anziehen kann, wenn man das nicht muß. Hat Remarque das aber wirklich getan, so hat er nicht recht getan. Und zwar hat er an seinen Kameraden nicht recht gehandelt;

dergleichen wirkte unter den damaligen Umständen außerordentlich aufreizend.

Ich kenne diese Geschichte nicht; ich weiß nicht, ob Remarque sich einen falschen Baronstitel zugelegt hat, die Uniform, die Orden... Es ist billig, zu sagen: „Lassen Sie doch... Ein Jugendstreich..." Solche Streiche können sehr aufschlußreich sein. Ich glaube: dieser zählt nicht dazu. Für den Wert des Buches ist das etwa so gleichgültig, wie wenn erwiesen wäre, Remarque hätte einmal in seinem Leben gestohlen. Was besagt das für und gegen seine Kriegsschilderungen? Kann ein Dieb nicht die Wahrheit sagen? Hat Remarque sich jemals als Apostel und Märtyrer der Sittlichkeit aufgespielt? Es hat einen Sinn, einem wilden Abstinenzler vorzuwerfen, er saufe heimlich Moselwein; es hat einen Sinn, einem Sittlichkeitsschnüffler vorzuwerfen, daß er mit Huren schlafe — es hat aber gar keinen Sinn, einem Kriegsschilderer vorzuwerfen, er habe sich gedrückt, er sei ein schlechter, ein mittelmäßiger, gar kein Soldat gewesen, er habe eine falsche Uniform getragen, zwei nicht verliehene Orden und drei Monokel. In dem Buch ist keine Stelle, die, selbst wenn die Vorwürfe wahr wären, damit widerlegt ist. Was weiß Mynona vom Krieg?

Es hat keinen Wert, dem Gegner nur die bösesten Motive unterzuschieben. Aber es ist gar kein Zweifel, daß Mynona auch nicht die Feder gerührt hätte, wenn das Buch Remarques in der zwanzigsten Auflage stecken geblieben wäre. Neid...? So einfach ist das nicht, obgleich es ein bißchen seltsam anmutet, wie sich der Verleger Paul Steegemann hier an die Konjunktur anhängt. Tatsächlich muß aber Remarque vor diesem wild gewordenen Philosophen den Erfolg entgelten.

Literarische Erfolge beweisen zunächst nicht viel für den Wert eines Werkes. Überschreiten sie aber ein gewisses Maß, so zeigen sie etwas an: nämlich nicht so sehr die Qualität des Buches als den Geisteszustand einer Masse. Und es gibt — von Thomas Mann bis herunter auf die Courths-Mahler — keine unverdienten Erfolge. Das hat es niemals gegeben. Wenn „Gentlemen prefer Blonds" die englisch-sprechende Welt im Lachen durcheinander schüttelt, so ist da zweierlei: eine zweifellos vorhandene Kraft der Verfasserin und eine Denkart der Massen, die dieser Kraft in diesem Augenblick entgegenkommt. Wer wird da kläffen? Ein Neidischer wird kläffen. Bei großen literarischen Erfolgen, die man für gefährlich hält, muß man die Leser angreifen — nicht den Autor.

Es ist auch nicht richtig, daß „Ullstein dieses Buch gemacht" hat. Wer die Entstehungsgeschichte der Vorverhandlungen kennt, wird darüber lächeln. Wer nur einen Funken von Gefühl für Massenwirkung hat, wird nicht solchen Unsinn behaupten: mit Recht hat Monty Jacobs darauf hingewiesen, daß schon bei dem Vorabdruck des Romans in der ‚Vossischen Zeitung' ein Raunen begann — es war damals bis nach Paris deutlich zu hören. Der Vorgang ähnelt sehr jenem, der sich begab, als man „Jettchen Gebert" in Fortsetzungen las — der Erfolg war sofort da. Dieses Buch ist also von seinem Verlag nicht „gemacht" worden; der Verlag hat nur sehr berechtigter-

weise das vorhandene Echo aufgefangen, und er hat mit seinem Apparat den Erfolg geschickt unterstützt. Gemacht hat er nichts.

Gemacht hat nur Herr Mynona etwas: wohin, hat er uns ja oben selbst erzählt. Und zum Glück ist es keine Parodie geworden; sondern eine aufgeschwollene Literaturpolemik aus dem Jahre 1905.

Und wenn es etwas gibt, was noch unanständiger ist als dieses herzlich lederne Buch, dann ist es sein Verlagsprospekt. Darin ist so ziemlich alles, was gut und teuer ist fürs Geld. Daß Mynona mit Voltaire, Heine und Lichtenberg verglichen wird, nur nebenbei; billiger tun wir das heute nicht mehr. Da ist die Reverenz vor der Provinz und der Fußtritt gegen „Berlin" — Herr Steegemann hat lange in Hannover gelebt, und das muß ihm nicht gut bekommen sein. Da wird versprochen, die „ganze herrschende Mittelmäßigkeit höllisch zu demaskieren" — ach, täte das doch einer! Aber es ist nichts damit: die kindischen Vorwürfe gegen Remarque werden aufgezählt, aber von der Not der Soldaten und vom Schmutz, vom Leid und vom Jammer, von Tod und von Verwundung, von Roheit und Brutalität kein Wort. Remarque schreibt sich mit einem k! mit einem k! k! k! —

*

Unten vor dem Haus des Philosophen lag ein einsames Gebiß. Schaum haftete den Zähnen an, Zeichen von Ohnmacht und Wut. Mit dem Fuß stieß ich es beiseite. So haben wir uns den kategorischen Imperativ immer vorgestellt.

Goldene Worte für das Lichtspielgewerbe

von Rudolf Arnheim

Gott hat die Welt in acht Tagen gemacht, und sein Werk läuft noch heute, unter größter Anteilnahme des Publikums. Aber ein Filmregisseur ist nicht der liebe Gott. Darum, wenn er etwas kann, hetzt ihn nicht!

*

Die Bühnenschau sind wir glücklich los, nun erlaßt uns auch noch die Ouverture! Wer wirklich filmhungrig ins Kino kommt, der wird, selbst bei ausgezeichneter Darbietung, schon nach zwanzig Takten Schmidt-Gentner mit jenem berühmten russischen General ausrufen: „Genug geflirtet! Ins Bett!"

*

Wundert euch nicht, daß ihr keine anständigen Filmmanuskripte bekommt! Wenn ein Gesetz herauskäme, daß jeder Schriftsteller seine Arbeiten vor der Veröffentlichung dem Portier seines Hauses zur stilistischen Überarbeitung und Anpassung an die Bedürfnisse des gesunden Menschenverstandes vorzulegen habe — die Mehrzahl von uns ließe das Schreiben sein. So lange jedes Drehbuch erst einmal gründlich mit dem Sprengbagger bearbeitet wird, kann man von keinem Schriftsteller, der eine Sache und einen Namen zu verteidigen

hat, verlangen, sich mit euch einzulassen. Der einzige, wenn auch groteske Ausweg ist heute tatsächlich, sein Manuskript vorher in Buchform herauszubringen, damit die Öffentlichkeit sich davon überzeugen kann, was gemeint war. „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben". sagt Pilatus.

*

Wundert euch nicht, daß ihr keine anständigen Filmmanuskripte bekommt! Wenn ein Buchverlag seine Lektoren statt ausgeführter Romanmanuskripte immer nur zweiseitenlange Inhaltsangaben prüfen ließe, brächte er nicht ein anständiges Buch im Jahr heraus! Ob einer Gefühl für Film hat, das zeigt sich — darüber müssen wir im neuen Jahr einmal ausführlich reden — nicht im Exposé sondern erst im Drehbuch. Es ist nicht einzusehen, warum eine Zweiseiteninhaltsangabe der „Woman of Paris" oder der „Nouveaux Messieurs" verheißungsvoller aussehen sollte als die irgend eines Eichbergfilms.

*

Das nicht unbekannte Regisseurehepaar Fleck kündigt als nächste Arbeit eine Verfilmung von Anzengrubers „Fleck auf der Ehr'" an. Wo so viel Selbsterkenntnis ist, kann Besserung nicht ausbleiben.

*

Benutzt den Tonfilm nicht, um uns Liedchen vorzusingen. Liedchen sind ohne Tonfilm schöner. Ich wüßte nicht, daß bisher in irgend einem Tonfilm irgend ein spezifisch tonfilmischer Einfall gewesen wäre, d. h. ein Einfall, der nicht — im Prinzip — mechanisiertes Sprechtheater oder mechanisierte Begleitmusik gewesen wäre. Um klarzumachen, was nicht Tonfilm ist, sei an einem Beispiel gezeigt, was Tonfilm sein könnte: Ein Vater warnt seinen Sohn; man hört ihn sprechen: „Nimm dich vor solchen Weibern in acht!". Ein wenig später sieht man den Sohn mit einer Dirne zusammen; er spürt Gewissensbisse, und plötzlich spricht die Frau, aber nicht mit ihrer eignen Stimme sondern mit der des Vaters: „Nimm dich vor solchen Weibern in acht!" Eine solche phantastische Szene wäre tonfilmisch, weil sie aus den speziellen Materialbedingungen des Tonfilms — Zusammenfügung von Bild und lokalisiertem Ton — abgeleitet ist. Allerdings ist sie aus technischen Gründen heute noch unverwendbar, da der Zuschauer die Baßstimme des Vaters und den Sopran des liederlichen Mädchens nicht würde auseinanderhalten können!

*

Wie es denn überhaupt irrig ist, zu meinen, daß man mit so unvollkommener Tonreproduktion, wie sie die heutigen Apparate liefern, schon über die künstlerischen Möglichkeiten des Tonfilms experimentieren könne. Sobald die Illusion, daß die Stimme aus dem Munde des Darstellers und das Geräusch aus der Szenerie dringt, wirklich komplett sein wird, wird sich ergeben, daß zum Beispiel bestimmte Methoden der Montage, die bei der dürftigen Raumillusion des heutigen Tonbildes noch nicht anstößig wirken, unerträglich sind, und umgekehrt wird

vieles, was heute unschön erscheint — wie z. B. lange Sprechdialoge —, auf zureichenden Apparaturen durchaus verwendbar sein.

*

Eine Industrie, die Marlene Dietrich, Brigitte Helm, Anny Ondra, Lilian Harvey, Käthe von Nagy zur Verfügung hat, sollte davor zurückschrecken, gleichzeitig auch Gerda Maurus, Carmen Boni, Lee Parry, Leni Rieffenstahl, Lya de Putti in Brot zu setzen. Wo habt ihre eure Augen?

*

Das größte Elend liegt nicht in der Produktion sondern im Zweischlagersystem der kleinen Kinos. In der Presse ist davon wenig die Rede, weil die Kritiker zumeist in den Gloriapalästen des Reichtums wandeln. Was sie rezensieren, findet der kleine Mann in seinem Stammkino nicht wieder. Die Luft ist dort sowieso nicht gut, aber der Atem bleibt einem vollends weg, wenn man sieht, mit welcher Hast sich auf der Leinwand Liebesaffären, Verschwörungen und Gerichtsverhandlungen abspielen, nur damit der Abend für zwei große Filme reicht. Chaplin ist bei solcher Vorführung kein Genie sondern ein peinlich überanstrengtes Männchen, dessen Einfälle man nicht begreift, weil sich alles zu schnell abwickelt. Die heiligen Verkündigungen der Kunst lassen sich nicht durch Eilboten bestellen.

*

Prost, meine Herren — lassen Sie sich auch im neuen Jahr die Waldmeistersymbowle des W. Dieterle wohl bekommen!

Sturm auf die Stars von Celsus

In der ‚Vossischen Zeitung' hat neulich H. H. Stuckenschmidt, Professor Weißmanns Nachfolger, eine sensationell wirkende Attacke gegen die heute übliche Vergottung beliebter Dirigenten unternommen. Stuckenschmidt prophezeite mit einer vielleicht zu pupillarischen Sicherheit den baldigen Sturz des Kapellmeister-Stars, mit einem musikgeschichtlich wohlfundierten Urteil wandte er sich gegen die moderne Überwertung des Interpreten, der vom Publikum leicht mit dem Schöpfer verwechselt wird, weil er auf einem hohen, für alle sichtbaren Platz steht. Es ist noch nicht lange her, da hatte der Mann, den wir heute Dirigenten und Orchesterleiter nennen, die bescheidene Funktion des Einstudierers, er war der Souffleur oder Inspizient der gemeinsamen Leistung einer Anzahl von Musikern. In Frankreich hat sich diese glanzlose Rolle des Kapellmeisters bis heute gehalten, in Rußland ist man wieder dorthin zurückgekehrt. Es ist hier nicht zu untersuchen, ob Herrn Stuckenschmidts ästhetische und soziologische Argumente zutreffend sind. Wenn er — pardon — den Taktstock zum Generalmarsch gegen die Exzellenzen des Dirigentenpultes erhebt, so ist das weniger als persönliche Äußerung wichtig sondern bedeutungsvoll vor allem durch die Wahl des Zeitpunktes. Denn es läßt

sich nicht leugnen, daß die Öffentlichkeit der in jüngster Vergangenheit ins ungemessene gewachsenen Kapellmeisterpolitik müde zu werden beginnt. Ein paar Jahre lang haben etwa sechs Musikprominenzen um die vorhandenen Plätze gekämpft, sie haben in dieser Zeit oft Parlamente, Magistrate und Presse mit größerer Intensität dirigiert als ihr Orchester. Jetzt sind Kränze und Krippen verteilt, die natürliche Reaktion setzt ein. Ob sich Stuckenschmidts Voraussage in ihrer ganzen Ausdehnung erfüllen wird, bleibe dahingestellt. Aber es liegt in der Zeit, daß heute wieder eine so nüchterne Fragestellung möglich ist, ohne daß licherlohe Empörung ausbricht.

Etwas Ähnliches bereitet sich auch im berliner Theaterleben vor. Wenn die Zeichen nicht trügen, so werden die sogenannten Prominenten, die wahren Sieger und Profiteure dieser zehnjährigen Theaterkrise, demnächst um ihren Thron kämpfen müssen. Seit langem ist das Starwesen, auf dem der größte Teil der berliner Theaterwirtschaft ruht, mit guten Gründen kritisiert worden. Es ist mit Recht betont worden, daß die Riesengagen der Stars durch Unterernährung der weniger berühmten Kollegen herausgeholt werden müssen; ästhetisch aber bedeutet der Vorrang des Stars Auflösung des Ensembles, Seriensystem an Stelle vernünftig gemischten Repertoires, Verarmung des Dramas, von dem keine andre Qualität verlangt wird als eine für den Prominenten auf den Leib zugeschnittene Rolle. Das ist jahrelang gesagt worden, und zwar mit sehr geringem Effekt. In diesen Tagen dagegen merkt man überall den gründlichen Stimmungsumschlag. Was ist eigentlich geschehen? Es hat nur ein Einzelner öffentlich protestiert, und plötzlich sagen alle Ja und haben es schon immer gewußt.

Es ist kein Mann aus der Kritikergilde sondern ein Theaterdirektor, Herr Doktor Robert Klein, der das Wort gefunden hat, das alle als das erlösende empfinden. Plötzlich ist die bedingungslose Anbetung der Stars überall umgeschlagen in Lästerungen gegen ihre Tyrannei. Es ist sehr symptomatisch für die Stärke des lange unter der Oberfläche schlummernden Gefühls, daß eine einzige schroffe Formulierung solche Wirkung haben kann. Selbst ein so illusionsloser Theaterkenner wie Felix Hollaender ist geneigt, in Herrn Klein einen neuen Luther zu sehen, den unerbittlichen Rufer zur Reformation der berliner Schaubühnen, und mit mehr oder weniger Temperament stimmen ihm die meisten Kritiker bei. Dabei ist grade der Konflikt Bergner-Klein kein klassischer Anlaß, dem Herrn Direktor Ovationen zu bereiten.

Herr Klein ist nämlich kein Bahnbrecher einer bessern Zeit sondern nur der Nutznießer des stillen Überdrusses am Starwesen. In Wahrheit unterscheidet sich sein System in Nichts von dem der übrigen Theaterdirektoren und sein Appell „An Alle" ist trotz einiger Herzenstöne nicht mehr als ein überaus geschickter Versuch, vom Kernpunkt des Streites abzulenken und die eignen direktorialen Interessen in den Schutz der Öffentlichkeit zu stellen. Frau Bergner gilt in den Theaterkanzleien ganz gewiß für schwierig, aber in diesem Fall wäre

es ein Unrecht, sie einseitig zu belasten. Herr Klein hatte nämlich selbst triftige Gründe, sie ins Berliner Theater abzuschieben, weil er die Absicht hatte, das Deutsche Künstlertheater an Hartung zu vermieten; andrerseits war für die Monate Januar und Februar Albert Bassermann engagiert, und zwar für den Fall, daß das Künstlertheater nicht disponibel wäre, gleichfalls für das Berliner Theater, womit Bassermann sich einverstanden erklärte. Wäre aber Frau Bergner bereit gewesen, ins Berliner Theater überzusiedeln, so wäre dies für Bassermann gesperrt gewesen, Herr Klein hätte dann entweder den Kontrakt mit Bassermann brechen oder Wartegeld zahlen müssen. Aus dieser Zwickmühle befreite ihn die ihm wohlbekannte Abneigung Frau Bergners gegen das Berliner Theater, mit dem sie aus akustischen Gründen nicht fertig wird und das ihr auch sonst unangenehm ist. Die Abneigung gegen bestimmte Theaterhäuser ist unter Schauspielern nichts Neues und kann bizarre Formen annehmen. Man kann die advokatorische Geschicklichkeit Herrn Doktor Kleins bewundern und die seelische Muskelkraft seines Vorgehens gegen eine zarte und leidende Künstlerin, aber eine reformatorische Tat sieht anders aus. Bemerkenswert ist nur das Echo, das seine gut einstudierte Flucht an die Öffentlichkeit gefunden hat. Die Prominentendämmerung hat begonnen.

Es wäre zu wünschen, daß jetzt nicht gleich urteilslos ein Extrem gegen das andre vertauscht wird. Im Grunde sind ja an dem Starwesen die Künstler am wenigsten schuldig. Kein Schauspieler kann deswegen zur Rechenschaft gezogen werden, weil er aus der vielleicht herzlich kurzen Zeit seiner Berühmtheit so viel wie möglich herauszuholen sucht. Es wäre die Pflicht der Theaterleiter gewesen, hier recht zeitig Barrieren zu schaffen. Das ist aber nicht geschehen. Die Direktoren haben an der Verwilderung unsres Theaterwesens ihr gerüttelt Maß Schuld. Die Herren haben bereitwilligst ein System aufgenommen und ausgebaut, das ihnen erlaubte, Pflege des Spielplans durch die nackte Rollensensation zu ersetzen. Verantwortlich für diese Entwicklung ist aber auch die Theaterkritik, die unermüdlich neue Prominente entdeckt und erhebt: begabte Chargenspieler, die auf einen flüchtigen Eindruck hin durch Vergleiche mit den Allerbesten bedenkenlos nobilitiert und oft nach ein paar Monaten schon ohne bessere Gründe ebenso bedenkenlos in das Gehenna der ewigen Bedeutungslosigkeit verwiesen werden. Die Tätigkeit der Kritik soll ordnend sein, statt dessen verwirrt sie; Gefühl für Unterschied soll sie wecken, statt dessen wirft sie Mittelmaß und Größe durcheinander und behilft sich mit der Notkonstruktion der „Prominenz", die vom Reklamezettel stammt und über die künstlerische Bedeutung gar nichts aussagt sondern nur die Sprosse an der Gagenleiter bestimmt. Wenn die Hochmögenden der Kritik Herrn Klein so bewegt applaudieren, so bedeutet das nur, daß ihnen allmählich vor einem Zustand graut, gegen den sie ziemlich wenig unternommen haben, den die meisten von ihnen als den unerschütterlichen Boden der Tatsachen betrachtet haben. Mindestens aber kann man verlan-

gen, daß jetzt, wo die Anzeichen des baldigen und wahrscheinlich recht radikalen Rückschlags da sind, die Herren sich nicht unschuldig und unbeteiligt stellen, und, wenn die Mode schon das neue Extrem verlangt, nicht gleich das Kind mit dem Bade ausschütten, was wieder eine grobe Ungerechtigkeit wäre gegen die Künstler, deren Verblendung sie genährt haben. Von Rechts wegen müßten sie den Wein austrinken, in dem sie ihre Lieblinge gebadet haben.

Attentat auf Axel Sondermann

von Bertel Schillinger

Szene aus der Groteskrevue „Heil Sieg und Platz"

Der Kritiker Axel Sondermann
Die Sekretärin Zizele
Der Mann mit dem Vollbart
Musik: Die Mismakers.

Der Mann mit dem Vollbart: Der Schauspieler René Asch schickt mich zu Ihnen. Derselbe, den Sie im gestrigen Abendblatt so verrissen haben. — „Alle übrigen standen gut am Platze. Herr Asch jedoch. Herr Asch jedoch. Wie kann man jemandem, der so unbeholfen spielt, eine Rolle anvertrauen, die Angst einzuflößen hat. Alle übrigen aber standen gut am Platze —"

Der Kritiker Sondermann: Was wünschen Sie, mein Herr?

Der Mann mit dem Vollbart: Eine Frage zuvor. Woher haben Sie immer diese originellen Wendungen: standen gut am Platze? oder (er zieht eine Liste heraus): ansprechend, trefflich.

Der Kritiker Sondermann: Was wünschen Sie, mein Herr?

Der Herr mit dem Vollbart: Sie müssen mir helfen — ich bin Lustmörder. Aber erschrecken Sie nicht. Es weiß kein Mensch. Ich handle aus Drang. Sechs Opfer habe ich auf dem Gewissen. Mein Bedarf ist gedeckt. Aber mein Drang schreit nach mehr. Eine Zeitlang war ich in einer Anstalt. Aber wegen anderer Sachen. Von den sechs Morden weiß noch keiner. Herr Asch besuchte mich gestern. Wir kennen uns. Manchmal hypnotisiert er mich auch. Ihm macht es Spaß, und mir tuts nicht weh. Ich bin für sowas sehr empfänglich. Ich glaube, er hat mich gestern wieder hypnotisiert. Es gibt etwas, hat er gesagt, was deinen fortgesetzten Drang zum Lustmord vorübergehend beruhigen kann. Das sind Gallenhormone. Und wo find ich die? Die finden sich manchmal, aber nicht immer, in der Milch des Schakalweibchens. Ich wollte schon in den Tiergarten gehen. Da sprang René Asch auf. Aber noch sicherer in der Milch eines hageren Kritikers. Geh zu Axel Sondermann. Der kann dir helfen.

Axel Sondermann: — Ist dies schon Wahnsinn, hat es doch Methode.

Der Herr mit dem Vollbart: Nicht, Herr, zitieren Sie jetzt Shakespeare, wo es um meine Gesundheit geht. Sie sind mein letzter Versuch.

Axel Sondermann (will ans Telephon).

Der Herr mit dem Vollbart (stellt sich dazwischen. Er hält eine Hand verdächtig in der Tasche): Nicht, Herr, rufen Sie jetzt andere herbei. — Sie haben übrigens einen guten Hals. Sind Sie schon einmal gewürgt worden?

Axel Sondermann: Wie beliebt? Nein, noch nicht. — Was kann ich bitte für Sie tun?

Der Herr mit dem Vollbart: Nur ein paar Tropfen Ihrer Milch. (Er zieht einen kleinen Eimer aus der Tasche.) Gallige Milch eines hageren Kritikers soll Hormone enthalten —

Axel Sondermann: Wenn ich Ihnen vielleicht die Adresse eines Kollegen geben kann —

Der Herr mit dem Vollbart: Nein. Ich habe Durst. Jetzt gleich muß ich gestillt werden.

Axel Sondermann: — Aber wie denken Sie sich das praktisch?

Der Herr mit dem Vollbart: Ich bin gekommen, um Sie zu melken.

Axel Sondermann (will wieder ans Telephon).

Der Herr mit dem Vollbart (richtet sich auf): Nicht, Herr, rufen Sie. Es täte, ja täte mir um den schönen Hals leid.

Axel Sondermann: Hören Sie auf, hören Sie auf. Ich bin schon ruhig.

Der Herr mit dem Vollbart: Dann sind Sie brav. — Also. Hemd aus.

Axel Sondermann: Hemd aus?

Der Herr mit dem Vollbart (energisch): Hemd aus!

Axel Sondermann (tut es): — Und jetzt?

Der Herr mit dem Vollbart (reicht ihm den Eimer): Halbvoll bitte.

Axel Sondermann: — — — Es geht beim besten Willen nicht.

Der Herr mit dem Vollbart: Wer sagt das? Melken Sie nur tüchtig. Sonst mach ich es.

Axel Sondermann: — — —

Der Herr mit dem Vollbart: (nimmt einen Photoapparat aus der Tasche und knipst dreimal): Danke, das genügt. — (Nimmt den Bart ab und schlägt den Mantelkragen zurück.) Gestatten Sie, René Asch. Sie haben wohl nichts dagegen, wenn ich mit diesen interessanten Photos, vergrößert, meine Theatergarderobe bekränze? — (Öffnet die Tür): Fräulein Zizele, pflegt der Herr Doktor die Kritiken immer im Negligée zu schreiben? — Au revoir, Monsieur, alle übrigen aber standen gut am Platze — (er geht).

Die Sekretärin Zizele (hilft Sondermann in das Hemd).

Axel Sondermann (ist sprachlos und fletscht die Zähne).

Vorhang. — Gesang der Mismakers.

British Museum von Julius Kaden-Bandrowski

Zwischen lackierten Straßen steckt dieses Museum, gleich einer riesigen, mächtig beschlagenen, vergitterten Kiste, durch die menschliches Gewimmel aus allen Weltenden hindurchfließt. Wir tummeln uns hier wie schwarze, schimmernde Ameisen. Durch alle Eingänge treten wir ein, gehen durch alle hinaus. Halten, ein schwarzer Haufen, vor dem Tor an und verschwinden wieder im Innern.

Eine riesige Kiste? — Zu wenig!

Schatzkammer aller Dinge, Zeiten, Angelegenheiten, Andenken, Geschehnisse der ganzen Welt.

Um das anzusammeln, zu ordnen, um es zu behüten?!

Um das alles anzusammeln, genügt nicht Geld allein, nicht einmal die größten Pfunde, die eifrigste Umsicht genügt nicht, auch wenn sie sich hier sorgsam ausbreitete und müh-

sam sparte, häufte, raffte, sammelte. Nicht einmal bis zur Hälfte könnte man lediglich mit emsiger Sparsamkeit und Geld gelangen.

Nicht Sparsamkeit allein, nicht Geld — das Messer gräbt diese Reichtümer aus der Erde, aus dem Wasser, aus den Völkern, Menschen und Nationen, aus der Liebe und selbst aus dem Herzen, nur das Messer kann so viel herausholen und herausbrechen! Um solch unermeßlicher Beute willen muß man heute, gestern und morgen und hundert Jahre vorher und hundert Jahre später die Gewässer befahren, mit Feuer, mit Mord in der Hand, muß jagen und ausrotten und andre vernichten, fortstoßen, sich selbst auf ihre Plätze setzen, sich grimmig befestigen, alle Wege hinter sich sichern und dann erst kratzen, aus dem Sand reißen, aus dem Schlamm, aus dem Sumpf, aus dem Dickicht, aus den Bergen und Gräbern, aus dem Schoß der Erde selbst, selbst aus der menschlichen Liebe — diese Steine, Postamente, Bilder, Gegenstände, Schätze.

Hast schon herausgekratzt, erobert — du besitzest! Schlau hast du alles zusammengetragen, denkst — nun werde ich ausruhn, werde mit warmem, vollem Atem des Besitzes atmen!

Großer Irrtum!

Atme noch nicht und schnaube nicht im Triumph! Von allen Seiten wird man mit den Zähnen nach dir knirschen, denke also beizeiten an die eignen Zähne, an die Beißkraft der eignen Kinnladen.

Du mußt Wache halten, später, heute, heute und morgen und gestern, hundert Jahre vorher und ganze neue lange hundert Jahre später.

Wir alle, arme Menschen des alten, in so viel Gelenken und Knochen und Falten zerbrochenen Europa, wir rufen, wenn wir diese Dinge sehen:

— Unsre Arbeit, die Sklaverei aller Nationen der Welt arbeitet für die Bewohner dieser königlichen Insel! Sie mästen sich hier an unserm Blut, gesunden an unserm Schweiß! Solche Reichtümer sammeln sie!

Es ist nicht wahr, meine Brüder, Bettler Chinas, Polens, Serbiens, der Mongolei und so vieler Inseln und so vieler verschiedenartiger Halbinseln und so vieler Weltteile! Nicht unsre Arbeit, sein rotes Feuer, seine Augen voll blauen Glanzes und voll Verstandes aller über die Erde verteilten Gewässer, seine aus den Kiefern raubtierisch vorspringenden, weißen Zähne sammeln hier alles, halten es und bewachen.

Bewachen nach allen Seiten vor dem Fremden und vor dem Eignen! Vor dem Eignen! Vor diesem unwilligen, gestoßenen Eignen, der auf dieser reichen Insel sich nicht rechtzeitig zur Futterkrippe vorgedrängt hat oder den die Stärkeren fortgestoßen haben und ihm den Platz verwehrten.

Hier hast du ihn, auf jedem Schritt, überall treibt er sich herum, kreist um diese mächtige Kiste, Londons grauer Auswurf, hockt in den Buchten dieses hochlöblichen Gebäus, mit Krätze bedeckt, von Kälte und Seuche benagt, schmutziger

noch als die Schweine unsrer dreckigen Dörfer. Durchdringenden Gestank seiner Fetzen verbreitend, bekränzt mit herrlichem Grind.

Du hast ihn in jeder Vertiefung des British Museum, in allen Ritzen der reichsten Kiste der Welt. Er schält sich in den Verstecken zwischen Mauer und Erde, wie ein Ekzem, wie Schuppen, wie Aussatz. Wie Rauch, wie graues Feuer, kriecht er in Fetzen an den Wänden entlang.

Muß man nicht also behüten? Muß man nicht also den Gummiknüppel für ihn bereithalten, den Totschläger aus Stahl, die eisenbeschlagenen Stiefel, Gesetze, die wie Nesseln brennen, und Feuer, das mit tiefen, schwarzen Löchern an die Menschenköpfe klopft?!

Solche Schätze, so viel Vergangenheit, so vielerlei Erfahrungen, so viel Besitz-Unika, so viel wie Fische am Strand, unerreichbare Wahrheiten, so viel wie Straßenschmutz?

Gesteine und Abdrücke und Reptilien und im warmen Innern der Erdumwälzungen erkaltete Geschöpfe . . . Aus der Nichtigkeit des Bestandes gehauene, furchtbare Gedanken Babylons, Aegyptens — Syriens und Chaldäas schäumende Passion ... Sonnige Säulenchöre des emphatischen Griechenland — das mit Triumphbögen über dem Wege ausgespannte Rom — goldner und bunter Wahnsinn Perus, Japans, Javas — aller im Meer verstreuten Inseln — das erstarrte Sinnen des ehrfürchtigen Indien... Und aus den Göttern und Menschen, aus aller getrübter oder friedlicher Arbeit sieht überall eines hervor, dasselbe — ein winziges, scharfes, kurzes, schmales, menschliches Antlitz — Initial des steinernen Tagebuchs.

Blutige Rassenvorurteile, reine Aufstiege und Untergänge der Religionen, Schwerter für ewig schon vergessener Zwiste, Rosenkränze für immer vernachlässigter Gebete, Gebrauchsgegenstände, die schon längst verschwanden, denkwürdige Erfindungen des Verstandes, die uns heute närrisch scheinen, Bücher, Schnitzereien, Bilder, Steine ...

Durch alle diese Steine, Bücher, Werke, durch alle Weltrichtungen, Zeiten, Arten, Einfälle, Griffe, Zaubereien und Weisheiten leuchtet das kluge, schmale, einzige Gesicht hindurch! Immer ein anderes und schließlich doch nur immer dasselbe ... Ein steiles Hügelchen einiger gebogener, mit Fleisch — dem Lehm göttlichen Ausdrucks — überzogener Knochen, zwei Augen — weißes Licht über den Nüstern des Atems, unter denen der rote Bogen des Wortes erstarrte.

Ein steiles Hügelchen einiger winziger Knochen, in der Wucht der Vergänglichkeit — ein Nichts, ein Nebel im Bild der Ewigkeit, an der Wende des Augenblicks — die einzige Befestigung, im Gewölbe der Natur — die weiseste Helligkeit, alles Recht am vergänglichen Gewissen, in unsern Herzen die allernächste Rührung durch alle Zeiten des Denkens...

Sage nun, wer du sein willst und was du vorziehst? Denn das schmale, gesammelte Gesicht ist eine Seite der Wahrheit, deren Rückseite das graue Feuer des Elends ist. Willst du die glänzende Maske sein — oder die namenlose Vernichtung, die die Maske in ihrem Feuer ausbrennt?

Siehst du deine Rolle in der harten Ordnung dieser Züge oder in jenem dunklen Feuer, das sich in den Ritzen der Kisten schält, ihre Arbeit auffrißt, Jahrhunderten die Prägung gibt und selbst untergeht, wieder aufsteht, noch einmal untergeht, hineingedrückt in den Purpur der Zeitgeschichte, um dann wieder mit grauen Fetzen des Aufruhrs unter den Grundmauern zu rauschen?!

Sage, sage doch rasch — den Menschen brechen die Herzen bei dieser Auseinandersetzung!

Deutsch von Josef Heinz Mischel

Defizit-Justiz von einem Justizwachtmeister

Preußens Justizverwaltung hat dem Landtag ihren Etat für das Rechnungsjahr 1930 vorgelegt: 438 Millionen sollen die Ausgaben der preußischen Justiz betragen, 206 Millionen die Einnahmen. Die Deckung der Ausgaben durch die Einnahmen beträgt also 47 Prozent. Akkurat durchgearbeitet ist der Etat gewiß; tüchtige, fleißige Handarbeit, mehr aber auch nicht. Es mangelt in der Wilhelmstraße 65 den Referenten der Ehrgeiz, eine Justizregierung zu sein, sie wollen eine Justizverwaltung bleiben. Der Etat ist Beweis.

„Eine Verminderung der in der Justizverwaltung beschäftigten rund fünfzigtausend Köpfe wäre nur möglich, wenn alle reichsgesetzgeberischen Maßnahmen vermieden würden, von denen finanzielle Mehrbelastungen für die Landes-Justizverwaltungen zu besorgen sind und wenn darüber hinaus eine durchgreifende Justizreform insbesondere in folgender Richtung durchgeführt würde: Erhöhung der Zuständigkeit der Amtsgerichte in Zivilsachen, der Berufungssumme in Zivilsachen, Ersetzung der Zivilkammer der Landgerichte durch den Einzelrichter in vermögensrechtlichen Streitigkeiten, soweit es nicht um Sachen der Kammer für Handelssachen geht, Betreuung mehrerer Amtsgerichte durch einen Richter und die Zulässigkeit der Übertragung der Zivilsachen auf einen Richter für die Bezirke mehrerer Amtsgerichte, Herabsetzung der Gebühren für Rechtsanwälte in Armensachen."

Man kann mit diesen Vorschlägen ganz einverstanden sein. Aber die Behauptung, nur durch sie könne eine Ersparnis herbeigeführt werden, ist falsch, ist ein Abschieben der eignen persönlichen Verantwortung der Preußen auf die unpersönliche Gesetzgebungsmaschine des Reiches.

Tatsache ist: Die Kosten der preußischen Justiz lassen sich, gering gerechnet, um ein Viertel vermindern, ohne daß auch nur die Klinke der Reichs- oder Landesgesetzgebung angefaßt zu werden braucht, wenn — der Chef der preußischen Justizverwaltung mit eiserner Energie auf die sinngemäße Anwendung der geltenden Gesetze drückte. In der Straf- und in der Ziviljustiz sind Einsparungsmöglichkeiten in gleicher Weise vorhanden.

In der Strafjustiz könnte getrost ein Drittel aller Anklagen unterbleiben und das Verfahren nach § 153 der Straf-

prozeßordnung eingestellt werden. Noch immer wird von der Bestimmung, daß Übertretungen und Vergehen nicht verfolgt zu werden brauchen, wenn die Schuld des Täters gering und die Folgen der Tat unbedeutend sind, kein Gebrauch gemacht. Noch immer werden kleine Strafsachen zur Anklage gebracht, obwohl der Beschuldigte schon wegen einer schwerern Straftat verfolgt wird, so daß die Bagatelle das Resultat nicht beeinflußt. Der § 154, der hier das Unterbleiben der Strafverfolgung gestattet, wird ebensowenig angewendet wie der § 153. Denn es ist keine Anwendung dieser gesetzlichen Bestimmungen, wenn von einer Million Anzeigesachen, die im Jahre 1928 bei den Amtsanwaltschaften eingingen, nur 1,3 Prozent wegen Geringfügigkeit eingestellt wurden und wenn im Jahre 1929 bei dreißigtausend Verbrechens- und Vergehenssachen, die jeden Monat neu eingingen, nur fünfzehnhundert Vergehenssachen auf Grund der Lockerung des Legalitätsprinzips nicht mehr zur Anklage kamen.

Als Justizminister Schmidt bei der letzten Zusammenkunft der preußischen Generalstaatsanwälte im Justizministerium den Abbau der Strafverfolgungen zur Besprechung brachte, wandte sich die Mehrzahl der Generalstaatsanwälte gegen die Einschränkung der Strafverfolgungen. Nicht einen durchschlagenden Gesichtspunkt brachten sie für ihre Meinung vor. Der wirkliche Grund wurde nicht laut: Der Abbau der Strafverfolgungen ist ein Abbau der gesamten Strafbeamtenschaft. Wer leidet darunter? Die Anzeigewütigen, die endlich lernen sollen, daß sie nicht auf Kosten der Gesamtheit ihren Quark zur staatsanwaltlichen Gratisbeurteilung bringen, daß sie nicht auf Kosten der Gesamtheit ihre zivilrechtlichen Ansprüche vor dem Strafrichter auspauken lassen dürfen. Nicht mit der großen Zahl der Anklagen sollten in Zukunft die Generalstaatsanwälte protzen, sondern mit der großen Zahl der Einstellungen wegen Geringfügigkeit. Aber bevor sie soweit sind, muß ihnen ihr Chef flüstern, daß zur Einstellung wegen Geringfügigkeit mehr Verantwortungsfreude gehört als zur Anklageerhebung und daß für Staatsanwälte ohne Verantwortungsbewußtsein kein Raum in Preußen ist.

Nach den Ausführungen des Etats ist die Belastung der Strafgerichte auch deshalb größer, weil die Bearbeitung der einzelnen Sache jetzt viel schwieriger sei als früher. Diese Erschwerung beruhe vor allem auf dem Hervortreten der besonders großen und politischen Strafsachen. Diese Argumentation ist falsch. Die Sachen sind nicht schwieriger als sonst. Aber sie werden jetzt nicht wie früher konzentriert sondern vielfach oberflächlich behandelt und künstlich aufgeschwemmt. Sämtliche großen Betrugs- und Diebstahlsprozesse der letzten drei Jahre konnten bei sachgemäßer konzentrierter Behandlung in einem Drittel der Zeit und für ein Drittel der Kosten durchgeführt werden, die sie jetzt erforderten.

Aber die Justizverwaltung ist seit einigen Jahren der Psychologie der „großen Sache" erlegen. Auf der Polizei fängt das Aufblasen der Sachen an. Wahre Kriminalisten bearbeiten nur „große Sachen", und weil es wenig wirklich große Sachen

gibt, müssen „große Sachen" produziert werden, um wahre Kriminalisten zu schaffen. Das setzt sich dann bei den Justizbehörden fort. „Ich habe jetzt eine große Sache, fünfhundert Zeugen, dauert Wochen lang, bin natürlich von anderm Pensum befreit", raunt der Staatsanwalt dem Kollegen zu. „Greifen Sie gefälligst zehn krasse Fälle heraus, die klar liegen, bringen Sie die in vierzehn Tagen zur Anklage und lassen Sie den übrigen Wust beiseite", müßte der Oberstaatsanwalt seinem Dezernenten sagen. Aber auch er ist stolz, Leiter einer Behörde zu sein, die grade wieder einmal eine „große Sache" hat. Und die wächst sich dann, mit Guano von Unfähigen gedüngt, in zwei Jahren zu einer Anklage aus, „wie sie die Kriminalgeschichte noch nicht gesehen hat". Und dann wird diese in Monaten auf- und angeschwemmte Guanoinsel den Gerichten vorgelegt, und auch Richter sind stolz, daß sie eine große Sache haben, die wochenlange Vorbereitung und Verhandlung erheischt. Und so wie für den Kriminalbeamten, ist auch für Staatsanwalt und Richter die „große Sache", — die klein ebensogut verhandelt werden könnte —, eine Gelegenheit um zu glänzen, und in Moabits Wandelhallen wispert es: „Der ist befördert worden, weil er doch damals die große Sache bearbeitet hat." Anstatt ihn links liegen zu lassen, weil er nicht das Wesentliche herausschälte, weil er für die Anklageerhebung mehr als sechs Monate brauchte, wo doch wirklich nur in wenigen Ausnahmefällen so lange Frist nötig ist.

Durch richtige Gesetzesanwendung könnte ohne jeden Federstrich des Gesetzgebers ebenso wie in der Straf-, auch in der Ziviljustiz der Ausgabenetat auf ein Drittel herabgedrückt werden; zum Besten der Rechtspflege. Die Beschleunigungsvorschriften der Zivilprozeß-Novelle von 1924 werden einfach nicht angewendet. Zahlreiche Richter lassen die Prozesse genau so schleppen, wie sie dies vor 1924 taten, sorgen nicht dafür, daß die Parteien das wichtigste Material schnell beschaffen. Das durch die Novelle von 1924 geschaffene Institut des Einzelrichters wird von vielen Vorsitzenden nicht ausgenutzt. Mancher Chefpräsident mußte erst gewaltsam den Einzelrichter in Betrieb setzen lassen. Die Trägheit, das Schieben und Hinausschieben der Entscheidungen geht oft so weit, daß selbst im freien Bagatellverfahren für die Zivilsachen im Streitwert bis fünfzig Mark mehrere Termine ohne Förderung der Sache stattfinden.

Über den Mangel an Entschlußfreudigkeit, über die technisch falsche Bearbeitung von Straf- und Zivilsachen ist im Etat kein Wort zu lesen, obwohl hier, und nicht in der Häufung und der Schwierigkeit der Sachen der wahre Grund für die großen Ausgaben liegt. Die Abgeordneten sollten sich bei der Besprechung des Justizetats im Landtag klar sein, daß die Ausgaben ohne Gesetzesänderung gedrückt werden und wir dabei sogar eine bessere Justiz bekommen können.

Bemerkungen

Wie man Mörder sucht

Die düsseldorfer Morde scheinen allgemach nicht nur zu einem kriminalistischen sondern auch zu einem kriminalpolizeilichen Rätsel werden zu wollen. Nachdem bereits in den Tagen der höchsten Spannung der Gang der Untersuchung durch einen Konflikt zwischen Schupo und Kriminalpolizei gehemmt worden war, tritt nun das seltsame Verhalten der düsseldorfer Kriminalbehörden im Falle Mayer hinzu. Der aus Düsseldorf stammende arbeitslose Chauffeur Mayer wurde bekanntlich von der egerer Polizei verhaftet, die schwerwiegende Indizien gegen ihn zutage förderte. Aber obgleich die egerer Staatspolizei noch am Tage der Verhaftung telegraphisch nach Düsseldorf Meldung erstattete und um Entsendung eines mit der Materie vertrauten Beamten ersuchte, ließ sich die düsseldorfer Kriminalpolizei Zeit, wobei sie augenscheinlich von dem Gedanken ausging: Wenn wir den Mörder ohnehin so lange vergeblich suchen, kommts auf ein paar Tage mehr oder weniger nicht an. Dank dieser Methode wartete man in Eger tagelang auf Nachricht aus Düsseldorf, bis der Verhaftete dem Gericht vorgeführt werden mußte, was das Eingreifen auswärtiger Polizeiorgane naturgemäß erschwert.

Dafür scheint man in Düsseldorf großes Gewicht auf strenge Einhaltung des Dienstwegs zu legen. Achtundvierzig Stunden nach der Verhaftung erklärte der Leiter der düsseldorfer Mordinspektion, Kriminalrat Momberg, auf eine Anfrage des ‚B. T.', daß „offiziell der Polizei über irgendeine im In- oder Auslande erfolgte Festnahme wegen Verdachts der Täterschaft bei den düsseldorfer Morden nichts bekannt sei". Auch der bekannte berliner Mordspezialist Braschwitz erklärte an diesem Tage demselben Blatt, daß offiziell die düsseldorfer Kriminalpolizei noch immer nicht von der egerer Verhaftung in Kenntnis gesetzt worden sei. Was den düsseldorfer Kriminalisten genügte, um sich für eine vollständig passive Taktik zu entscheiden. Ein Massenmörder (vielleicht) — verhaftet — da wird sich die Polizei doch nicht selbst bemühen, da muß schon die Konkurrenzbehörde, die sich — ungebeten — in eine fremde Amtshandlung eingemengt hat, selbst mit der Meldung kommen. So will es der Brauch bei kleinen Übertretungen, so wird es auch bei großen Mordfällen gehandhabt.

Und dann wundert man sich, daß der Mörder immer wieder der Polizei entwischt. Wie gemütlich man die Sache in Düsseldorf aufgefaßt hat, geht aus folgender telephonischer Unterredung zwischen dem ‚Prager Tagblatt' und dem düsseldorfer Polizeipräsidium hervor, die etwa vierundzwanzig Stunden nach der Festnahme Mayers erfolgte. Sie soll als kriminologisches Kuriosum hier im vollen Wortlaut festgehalten sein.

Frage: Herr Kommissar, in Eger ist gestern ein vorbestrafter Schwerverbrecher und Deserteur, der Chauffeur Josef Mayer, unter dem Verdacht verhaftet worden, möglicherweise der düsseldorfer Mörder zu sein. Befindet sich unter den von der düsseldorfer Kriminalpolizei gesuchten hundertzwanzig Verdächtigen eine Person dieses Namens und dieses Standes?

Antwort: Nein.

Frage: Sie haben aber doch wohl von der egerer Polizei eine Mitteilung über die Verhaftung bekommen?

Antwort: Bis jetzt nicht. Wir haben die Sache nur in den Zeitungen gelesen.

Frage: Wird eine Kommission aus Düsseldorf nach Eger kommen?

Antwort: Das weiß ich nicht.

Frage: Es liegen aber doch Momente vor, die wenigstens die Überprüfung des Verdachts gegen Mayer rechtfertigen können.

Antwort: Kommt nicht in Frage.

Schluß. „Nur in den Zeitungen", keine offizielle Mitteilung", das genügte der düsseldorfer Mordinspektion zu der wilhelminisch-forschen Feststellung: Kommt nicht in Frage!

Die düsseldorfer Kriminalpolizei baut sichtlich auf den Lokalpatriotismus ihres Massenmörders und läßt sich durch Meldungen über die Verhaftung von Verdächtigen im Auslande nicht aus der Ruhe bringen. Warum, so fragt sich die düsseldorfer Mordinspektion gewiß, sollte sich der Mörder denn überhaupt aus dem düsseldorfer Polizeirayon entfernen? Sicherer könnte er ohnehin nirgends aufgehoben sein.

K. L. Reiner

Tod und Terror in Jugoslawien

In den Sälen des Mailänder Castello befindet sich eine permanente Ausstellung der oesterreichischen Greueltaten in Venetien. Chauvinistische Hetze, sagt man sich, Vergangenheit, und kein nachhaltiger Eindruck bleibt.

Sollte man es für möglich halten, daß heute eine Militärdiktatur, allein mit den ihr in wenigen Jahren nachweisbaren Greueltaten, genügend Material liefert, um eine Ausstellung zu füllen? Und der Eindruck dieser Ausstellung ist sehr nachhaltig, denn sie ist Gegenwart. Im Vereinslokal des „Sturm", Kurfürstendamm 173, zeigt der Bund „Freier Balkan" die Entwicklung und heutige Lage in Jugoslawien auf. Hier kämpfen Minderheiten propagandistisch mit glänzenden Waffen, die Schau ist in Aufbau und Mitteln von größter Wirksamkeit. (Die Südtiroler sollten sich ein Beispiel nehmen.) Naturalistische Wiedergabe und plakathafte Statistiken nebeneinander. In grauenhafter Nachbarschaft Marterwerkzeuge, Rückentwicklung des Ernteertrages und der Viehzucht, Photographien Gefolterter und Ermordeter, daneben die Investionshöhe des ausländischen Kapitals; aus brennenden Häusern vertriebene Bauern und der Heeresetat von 20 Prozent des Gesamtetats, gegenüber 0,8 Prozent für Landwirtschaft in einem Land, dessen Bevölkerung zu 80 Prozent aus Bauern besteht. Briefe der politischen Häftlinge, arme abgegriffene Zettel, die davon erzählen, wie Wanzen gezüchtet würden zur Qual der Gefangenen. Zahlen in schreienden Farben, ein schauerlicher Hexentanz: lebendig Verbrannte, Gemordete, Gefolterte und daneben Ziffern, die oft drei Nullen zeigen. 350 000 in Mazedonien; Albanien, Kroatien, sie alle sind mit hohen Ziffern vertreten. Die Liste der feststellbaren Opfer wurde im ‚Manchester Guardian' veröffentlicht, und die Diktatur, der Generalnenner all dieser Ausstellungstafeln, versuchte nicht einmal eine Widerlegung. Und weiter sprechen Zahlen: 350 000 Arbeitslose, Erwerbslosenunterstützung unbekannt. Das investierte ausländische Kapital beträgt 85 Prozent in den Bergwerken, 80 Prozent in der Holzindustrie; daß bei einem derartigen Engagement von einer Duldung, wenn nicht von einer Unterstützung der Diktatur durch die imperialistischen Mächte gesprochen werden kann, dürfte nicht bestritten werden. Der jugoslawische Arbeiter lebt unter Bedingungen, wie sie sonst nur bei Kolonialsklaven bekannt sind. Der Bauer leidet unter enormen Steuern, der technische Tiefstand kennzeichnet sich zum Beispiel durch das Arbeiten mit Holzpflügen, in Mostar kommen auf hundert Pflüge nur 2,2 Prozent Eisenpflüge. Eine Landkarte zeigt die ganz willkürliche Zerteilung des Landes in Einheiten, bei deren Grenzziehung nur maßgebend war: so zusammenzuschieben, daß die großserbische Mehrheit gesichert war. Nationalitäten wurden zerrissen, die Unterdrückung nationalen Eigenlebens wird mit aller Grausamkeit durchgeführt.

Die vom oesterreichischen Joche befreiten Völker im jugoslawischen Königreich mögen

sich nach den Tagen der Knechtschaft zurücksehnen; sie war leichter zu ertragen als diese Befreiung. Der weit fester gefügte oesterreichische Staat ist zerbrochen an dem Auseinanderstreben seiner Nationalitäten; sollte eine Diktatur standhalten, die, lediglich auf einer kleinen Terrorgruppe fußend, in keiner Weise im Volk verwurzelt ist und auch jeder fascistischen Organisation entbehrt? Sollte der Mann an der Spitze standhalten, dessen in glänzender Photoreportage gezeigte Vergangenheit der deutschen Zensur so gefährlich erschien, daß die Tafel aus der Ausstellung verschwinden mußte?

Der Bund „Freier Balkan" gibt das Bild eines unterminierten Landes. Explosionen können hier nicht lange auf sich warten lassen. Soll die Welt etwa noch einmal von dieser Ecke her in Brand geraten?

Grete de Francesco

Marinetriller

Der „Marineverein 1888" hatte kürzlich einen Vortragsabend. Thema: Mit der „Meteor" auf wissenschaftlicher Expedition. Redner: Kapitän zur See a. D. Spieß. Im Laufe recht interessanter Ausführungen über die wissenschaftlichen Aufgaben und Erfolge der Expedition, die von 1925 bis 1927 mit Hilfe des Reichsmarineamts und der Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft durchgeführt wurde, betonte der Redner ausdrücklich und zu wiederholten Malen, wie zuvorkommend die gesamte Besatzung des Kreuzers überall im „ehemals feindlichen Ausland" empfangen worden ist. Er vergaß auch nicht mitzuteilen, wie in den Gewässern bei den Falklandinseln ein Kranz versenkt wurde, während an Bord die „kaiserliche Standarte" hochging.

Besonders lobend sprach er sich über den dreimaligen Empfang durch die englischen Behörden in Britisch-Südwestafrika aus. Bei seinem dritten Besuch in Kapstadt erhielt er sogar die Erlaubnis, die ehemals deutschen Häfen Lüderitzbucht und Swakopmund und sogar die Stadt Windhuk mit der gesamten Besatzung des Kreuzers zu besuchen.

Man muß es dem Kapitän der „Meteor" lassen, er hat den Empfang in den ehemals deutschen Städten mit Hilfe dortiger Freunde ausgezeichnet inszeniert. Wie die vorgeführten Lichtbilder bewiesen, waren die Ufer von einer winkenden und neugierigen Menge gesäumt, die Straßen in Windhuk mit Ehrenpforten und Girlanden geschmückt. Union Jack und Schwarzweißrot wehten einträchtig nebeneinander. Die deutsche Bordkapelle betrat englischen Boden unter den Klängen des Friedericus Rex. Und die Hereros, in alten, zerschlissenen feldgrauen Uniformen, sangen in deutscher Sprache: . . . „Siegreich wolln wir England schlagen!" Auf britischem Boden, notabene! Die Engländer werden über solche Kindereien ebenso gelacht haben wie der ungebetene Zuhörer des Vortrags. Die ganze Geschichte wäre überhaupt zum Lachen, wenn es sich nur um die beinahe liebenswürdige Naivität alter Seebären handelte. Hand in Hand damit geht aber eine Verhetzung der Jugend: Es gibt nämlich noch deutsche Schulen in ehemals Deutsch-Südwest. Und in diesen Schulen wird die Jugend keineswegs „im Geiste der Völkerverständigung" erzogen. Da deklamierte ein deutscher Junge zu Ehren der „Meteor"-Besatzung in Windhuk ein Gedicht, dessen letzte Strophe der Redner des Marineabends uns nicht vorenthielt. Sie lautete dem Sinne nach: Wenn der Schutztruppenreiter, dessen bronzenes Denkmal das Land bewacht, den Hahn seiner Flinte abdrückt, so wird dies das Signal sein für die Gefallenen von Südwest, aus den Gräbern aufzuerstehn, mit Waffengewalt das geraubte Land zurückzuerobern. Welche Gefahr für eine unerfahrene Jugend, sie in dem Glauben aufwachsen zu lassen, als könnte sie irgend-

wann einmal „siegreich England schlagen!"

Besagter „Marineverein 1888" hat nun als Mitglied des „Bundes deutscher Marinevereine" ein Vereinsorgan: Die ‚Deutsche Marine-Zeitung'. Diese wiederum hat einen Anhang: ‚Der Jungmann!' (Das Ausrufungszeichen steht im Titel.) Unter den „amtlichen Mitteilungen" (was heißt hier „amtlich"?) folgen eine Reihe von Berichten aus den Jugendgruppen des Bundes der Marinevereine. Da meldet zum Beispiel die Marinejugend-Abteilung Guben: „. . . Heute sind es neunzehn Jungmannen, die treu zur Flagge halten (zur alten Kriegsflagge natürlich, mit der auch der Saal geschmückt war). Im Sommer vorigen Jahres wurden die Jungmannen eingekleidet, und ein Teil derselben präsentiert sich im Bilde. (Das Bild zeigt offizielle Marineuniform). Seit einigen Wochen ist die Jugendgruppe auch im Besitz eines Bootes, ein zweites Boot soll noch beschafft werden. Auch will sich die Jugendgruppe auf einem Gelände, das von der Stadt pachtweise zur Verfügung gestellt wird, ein Bootshaus bauen. Trotz widriger Winde hoffen wir, daß die Jugendgruppe durchhalten wird."

Ähnlich melden die Jugendgruppen Kassel, Oldenburg, Pirmasens, Wattenscheid, Witten und viele andre. Daß es überall streng militärisch zugeht, versteht sich von selbst. Da heißt es im oldenburger Bericht: „Zu der Feier, in deren Mittelpunkt die Beförderung zweier Jungmannen stand, waren Abordnungen der Kriegervereine .... erschienen. Rechts im Saal lag das Torpedoboot V. 80 im Hafen, auch der Posten vor Schiff fehlte nicht . . . Nach dem Aufmarsch unter Vorantritt der alten ruhmreichen Kriegsflagge pfeift Kamerad B. zur Flaggenparade . . ." Ein leuchtendes Vorbild für die Jugend bildet der Annaberger Marineverein. Er drückt sich da folgendermaßen aus: „Punkt 20.15 Uhr stachen zehn Einheiten vom Annaberg-Buchholzer Verband in See und legten in Jahnsbach am Angertal vor Anker. Der nötige Betriebsstoff war schon von unsrer hier stationierten Einheit zur Übernahme bereit, und es dauerte gar nicht lange, so war man im schönsten Fahrwasser. Die Übernahme dieses edlen Stoffes dauerte bis 1.30 Uhr. Auf der Heimfahrt wurde noch dreimal Anker geworfen, da verschiedenen großen Kreuzern die Kohlen ausgegangen waren. Zu Havarien kam es auch bald wegen ganz altbachschen fremden Handelsschiffen . . ." Die Übernahme des edlen Betriebsstoffes von 20.15 Uhr bis 1.30 Uhr und das später in der Nacht noch dreimalige Ankerwerfen ist wohl kaum mißzuverstehen, und die „Havarie mit Handelsschiffen" dürfte eine solenne Schlägerei mit weniger kriegerischen Fahrzeugen gewesen sein. Die Jugendgruppe Kassel hat sich innerhalb eines Jahres den zweiten Jugendübungskutter beschafft und ihn am 18. August getauft. Anwesend waren u. a. der Gruppenkommandeur, General Kreß v. Kressenstein, ein halbes Dutzend Admirale und Generäle a. D., die „Herren Vertreter der Behörden und der Stadt", ein Vertreter der Regierung, eine Abordnung des Linienschiffs „Hessen" unter Führung des Oberleutnants v. Stockhausen, die Wanderstreife der 1. Minensuchhalbflottille etcetera. Oberleutnant v. Stockhausen freut sich, das Patenboot, die „kleine Hessen" aus der Taufe zu heben. Unter den Klängen des Flaggenliedes gleitet der Kutter in die Fulda.

So und ähnlich lauten alle diese Berichte. Kurze Zeit nach dem Vortrag des Herrn Kapitän Spieß sprach in der Ortsgruppe Schöneberg-Friedenau ein andrer Pensionär der Republik, Kapitän zur See Freiherr v. Meerscheidt-Hüllessem, über „Kaiser Wilhelm II. und wir".

Von einer „schwarzen" Marine kann nicht die Rede sein. Es geschieht ja gar nichts heimlich und ist alles in den „amtlichen"

Nachrichten der ‚Deutschen Marine-Zeitung' zu lesen, und in schönster Öffentlichkeit werden die Gelder des angeblich notleidenden Staates verplempert.

Johannes Bückler

Carola Neher

„Und das Meer ist blau, so blau — —" Da steht in einer chicagoer Verbrecherkneipe eine kleine Heilsarmistin und singt, etwas angeschnapst, einen idiotisch frommen Matrosensong. Es läuten alle Glocken im Hafen, die Frauen stehen an der Mole und winken, der Wind hat aufgefrischt, und um das enteilende Schiff schießen die Möwen — wenn die Neher das als Lilian singt.

„Und man wird mich fragen, welchen sollen wir töten? Und ich werde sagen: Alle!" Ganz langsam schwebt dies letzte Wort im Bewußtsein auf, schaukelt immer farbiger durch eine Lustwelt von Gedanken und schnellt dann wie ein Ball, ein Tennisball, ein Kopfball, ein geköpfter Kopf von der Zunge. Das Gefühl der Wollust des Tötens steigt hoch und dünn in den Raum, wird ein gläsernes, durchsichtiges Wort, das unhörbar den Reim Mord tönt — wenn die Neher als Polly das Lied von der Seeräuberjenny singt.

Wie war das noch kürzlich? Es ist gar nicht so lange her. Schwipsengel, Coeurdame — Wuschelkopf in Pyjama oder Pelz — und plötzlich eine Schauspielerin von Heute und Morgen.

Ganz am Anfang stand ein Dichter mit einer Reisemütze über träumerisch großäugiger Hornbrille: Klabund, Unvergessener, Versbesessener, hohlwangig hinwehend zwischen Landstraße und Himmel. Aus Graz durchgebrannt (steirische Erde, in die sich mancher Hunne einst vergoß, die Backenknochen zeugen durch die Jahrhunderte davon), einer verrückt-genialen Familie entwischt, die Bauern- und Musikantenblut hat — an dem fing sich die Debütantin. Zwischen Davos und den rauchigen Tanzbars der Städte schrieb er ihr Rollen, die Haitang vor allem. Sie gab sie, litt sie. Ein ehrgeiziges Kind wollte erzwingen, was wachsen mußte. Dann der Abrutsch in die Gesellschaftskomödie. Ach, wisperte das im Publikum: charmant, entzückend, reizend. Niemand sah, daß diese Hände, griffsicher, starkgliedrig, nicht an Handgelenken von Damen der Gesellschaft sitzen konnten, niemand, daß eine große Begabung gewaltsam zu momentanem Nutzeffekt verniedlicht wurde.

In Bourdets „Soeben erschienen" geschah es wie erste Besinnung. Sie spielte eine stille junge Frau, ganz schlicht, gar nicht mehr vorn an der Rampe. Wie eine Variation über das Klabundlied: „Es ist so dunkel. Dämmert es? Hier klopft ja was. Was hämmert es? Klopft denn die Wand? Tropft denn die Kerz'? Es klopft und tropft und klopft mein Herz!"

Wie es im Film heißt: Jahre vergingen. Wieder schrieb ein Dichter mit einer Reisemütze — aber über einer Shagpipe und nicht just für Carola Neher — die „Dreigroschenoper" und „Happy End". Diese Rollen nahm sie sich. Denn unterdessen:

Nach Anläufen, die am verzerrtesten, doch deutlichsten in Shaws Fräulein Dolittle (Pygmalion) waren, hatte sie aus bewußter Theatermacherei zur Menschendarstellung gefunden. Sie zog sich auf sich selbst zurück, und wir fanden eine aus dem Unbewußtsein aufblühende Frau, die als Polly oder Lilian zum Volke gehörte, zur Masse, empfindsam wie die Mädchen des Volkes, die in warmen Nächten an geöffneten Fenstern singen, ihre eigene Sicherheit haben und ein dankbares Herz für den Mann. Ja, da gibt es keine Hauptrolle mehr und kein Mittelpunkt-Sein sondern nur noch ein Sein, ebenso wichtig wie das des Mitmenschen oder Mitspielers, aber auch nicht unwichtiger. Die Frauengestalten der Neher sind

Frauen geworden, wie man sie in der Prosa der Fleißer oder Grafs trifft, nur mit dem Unterschied, daß das große Komödiantentum dieser Schauspielerin sie beliebig nach außen verwandelbar macht. Nach innen werden diese schlichten singenden und liebenden, jenseits aller moralischen Fixierung lebenden Frauen einmal bis ins Fanatische gesteigert werden können. Sie gab früher die intellektuell ausgedeutete Johanna Shaws; ihr Weg führt in der Richtung zu dem pathetischen, willensklaren Bauernkinde Schillers.

Zu einer Zeit, da die jungen revolutionären Gruppen der Schauspieler bereits beweisen, daß sie samt ihrem Offizierkorps von Malern, Regisseuren und Autoren die Front des Theaters übernehmen können, da das bürgerliche Theater rettungslos vermufft und vermottet, da Literatenexperimente an geistigem Dünnwasser zugrunde gehen, ist es die stärkste Aussage über Carola Neher, sie zu diesen Jungen zu rechnen. Sie hat die Hingabe, die komödiantische Werkfreude, die Sachlichkeit und die Übersicht über das, was dem Theater nottut: es mit natürlichem, wirklichem Leben zu füllen. Die Besinnung auf das Zeitstück ist die Rückkehr des Theaters zum Volk. Die Songs der Neher haben die tiefe melodiöse Lockung der Volkslieder, die das Echo der großen Gefühle sind. Hier wächst eine Volksschauspielerin heran im modernen Sinne der klassischen Schauspielkunst.

Manfred Georg

Dichterstimmen

Der Gegenwart. Nicht in der Wüste sondern auf Schallplatten der Deutschen Grammophon-A.G., Bestell-Nummern 22 153 bis 22 157. Vorneweg Hans José Rehfisch, der sich die denkbar größte Mühe gibt, sich in seine Arbeiten hineinkniet, vor Eifer kein s zum s werden läßt und am besten ist, wo er berlinert. Wer ist Josef Georg Oberkofler? Man vermutet einen sympathischen Menschen, tirolerisch angehaucht und das Dialektische leider unterdrückend, vorsichtig deutlich „Pärrke" sagend (statt Berge) und „Heherdenn" (statt Herden). Theodor Däubler aus Triest, trunken von seinen eigenen Vokalen, der deutsche Rabindranath, deklamiert von nackten Knaben, die mit echten Perlen spielen, und von Nachtigallen, die myriadenweise schlagen, und vom Lenzgespenst. Rudolf Gottlieb Binding, der Aesthet, spricht auf Zehenspitzen. Nun kennen wir ihn. Kehlig und leicht knödelnd wie ein Predigtamtskandidat, obliegt er seiner Mission. Carl Zuckmayer, der rheinische Ringelnatz des Dramas, springt mit markigen Beinen ins Mikrophon und interpretiert zwei prächtige Gedichte: „Das Essen" (aus „Der Baum") und „Die Arbeitsstätte" mit den vielen wilden, vom ‚Berliner Tageblatt' seinerzeit gestrichenen Vögeln. Sprechplatten sind gemeinhin das Fadeste von der Welt. Diese vier sind nicht just zum Rasen interessant, doch immerhin wertvoll als Ergänzung eines Bildes, das man im Busen trug. Aber der Himmel bewahre mich davor, daß ich mir künftig bei der Lektüre Däublers und Bindings und Zuckmayers die dazugehörigen Dichterorgane vorstelle. Es ist wie mit den illustrierten Büchern. Man möchte sich seine Assoziationen selber machen.

Hans Reimann

Entflammtes Papier

Eines Tages geriet in den Räumen einer berliner Behörde ein Papierkorb in Brand. Der Bureauleiter, deutschnationaler Bezirksverordneter, meldete das Vorkommnis der vorgesetzten Dienststelle mit folgendem Bericht:

„Die Notwendigkeit der äußersten Sparsamkeit im Verbrauch aller Materialien erstreckt sich auch auf die Verwendung der Streichhölzer. Die Räume im

hiesigen Amte sind infolge ihrer nach Norden gelegenen Lage und infolge des hohen Baumbestandes vor den Fenstern relativ dunkel. Es ist infolgedessen notwendig, daß auch während der Abfertigungszeit zum Teil Licht brennt. Für die Aufräumungs- und Aufwartearbeiten ist das Erhellen der Zimmer zum Teil jetzt besonders notwendig, weil diese Tätigkeit zum Teil nach Bureauschluß und zum Teil vor Bureaubeginn vorgenommen werden muß. Aus Sparsamkeitsgründen ist nun die Reinemachefrau auf die Idee gekommen, mit einem Streichholz Feuer zu entfachen und nun alle Lampen, beziehungsweise alle Öfen, durch zusammengedrehte Stückchen Makulatur-Papier übertragend zu entzünden. Dieses Verfahren spart naturgemäß Streichhölzer und ist solange unbedenklich, solange sämtliche Zimmer mit Personen besetzt sind. Gefährlich wird dieses Verfahren aber mit dem Augenblick, wo diese Art von einer einzelnen Person in mehreren Räumen angewandt wird, die dann längere Zeit unbewacht sind. Das Streichholz ist infolge seiner geringen Stärke und infolge seiner materiellen Dichtigkeit mit dem Erlöschen im nächsten Moment verglimmt. Anders dagegen ist dies bei der lose gerollten Papierstange. Hier besteht die Gefahr des Weiterglimmens auch nach dem äußerlichen Auslöschen im Innern. Bei der Handhabung und Verwendung dieses Feuer übertragenden Behelfsmittels von Papier ist also größte Vorsicht und gewissenhafteste Überzeugung namentlich dahingehend notwendig, daß beim Weglegen des Restes die erfolgte Überzeugung verknüpft sein muß, daß das Papierröllchen nicht nur äußerlich sondern auch im Innern tatsächlich feuertot ist.

Diese Überzeugung hatte sich am gestrigen Morgen die hier beschäftigte Reinemachefrau O. wahrscheinlich nicht verschafft. Sie hatte nach dem Entzünden der Lampen im Zimmer der hiesigen Bureauverwaltung den Papierrest höchstwahrscheinlich in den Papierkorb gelegt. Dieser Rest hat sicher im Innern noch geglimmt, hat dann weiter gebrannt und letzten Endes Feuer entfacht. Ehe größerer Schaden angerichtet wurde, hatte Frau O. das Zimmer zufälligerweise wieder aufgesucht. Verbrannt ist nur der Papierkorb, leicht angeschwärzt die eine Wand des danebenstehenden Pultes und leicht angesengt einige auf der Kante des Pultes mit dem unteren Ende liegende aktenmäßig zusammengeheftete Dienstblätter. Es ist also rein materiell nur der Papierkorb verbrannt und Schaden im übrigen nicht entstanden. Frau O. ist jetzt eingehend belehrt und unterwiesen worden, so daß sich Derartiges zukünftig nicht wiederholen wird.

Da die leichtfertige Behandlung dieses Streichholz-Ersatzes sich aber auch in andern Dienststellen zeigen kann, würden wir empfehlen, auch die übrigen Dienststellen auf die Gefährlichkeit der oberflächlichen Benutzung und Handhabung solcher Feuerübertragungsmittel hinzuweisen."

Gebrauchslyrik

„... und weil das Reichsbanner uns für diese großen Ziele die beste Plattform bietet zum Kampf für diese Ziele und zur Abwehr aller Angriffe der Reaktion, deshalb sind wir dabei, um mit allen, die ehrlichen Willens sind, Schulter an Schulter kämpfend zu versuchen, diese Ziele zu erreichen. Denn:

Nicht Roß, nicht Reisige
sichern den Präsidentenstuhl
der Republik.
Die Liebe des freien Manns,
die Liebe zum Vaterland
sichern das Fundament
als bestes Unterpfand.
Drum bleibe keiner fern,
jeder komme gern
zum Reichsbanner und SPD.
Dann, Reaktion, o weh!"

Sozialdemokratische Partei Oberhausen

Antworten

Roter Adler. Flieg, roter Adler, flieg, dein Vater ist wohl noch nicht lange beim Krieg! Früher kehrte er mehr den Antoine im Angermayer hervor, und daß er tirolerischer Abstammung ist, kommt uns sehr überraschend. Die bevorstehende Aufführung einer seiner frühern Komödien in Rom soll sogar der Anlaß dafür gewesen sein, daß der rote Adler noch eine Weile im Bühnenvertrieb zurückgehalten wurde und die nackten Knie noch bedeckt blieben. Nun ist es so weit — und du kannst fliegen, roter Adler!

Filmkritiker. Die Besprechung von Chaplins „Pilgrim" in der ‚Deutschen Zeitung' hat folgenden lapidaren Text: „Der Tonfilm marschiert auf Trümmer des stummen Films daher. Auch Chaplin wird noch zu erweisen haben, ob er nun endgültig ins Filmmuseum kommt oder nicht. Dieser Film von ihm, 8 Jahre alt, bewegt sich ganz in den Bahnen der kurzen Groteskakter. Als amerikanischer Wanderprediger hopst er von Abenteuer zu Abenteuer. Auch diesmal zündet die Komik des kleinen Cohns. Sie ist ein sicherer Besitz vieler Jahrzehnte." Lach nicht! Diese Ahnungslosigkeit, dieser Mangel an Qualitätsgefühl, dies Durcheinander ungeklärter Standpunkte — ist das so selten? Vielleicht bist du ein geschickterer Stilist, und man merkt es bei dir nicht so! A propos: Weißt du, daß der „Pilgrim" für Jugendliche verboten ist — dieser höchst charmante, im besten Sinne kindliche Film? Merk dir dies Verbot für die kommenden Diskussionen um das Lichtspielgesetz!

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das I. Vierteljahr 1930

einzuzahlen, da am 5. Januar die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich Carl v. Ossietzky, Berlin. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Gibt es noch eine Opposition?

von Carl v. Ossietzky

Es war ein paar Jahre vor dem Zusammenbruch des zweiten Kaiserreiches, als Henri Rocheforts ‚Lanterne‘ an Napoleon III. das berühmt gewordene Wort richtete, daß von vierzig Millionen Franzosen alle bis auf einen Mißvergnügte wären. So sehr man geneigt ist, diese unfreundliche Feststellung auf deutsche Verhältnisse anzuwenden — es geht nicht: denn der eine Zufriedene würde schwerlich aufzufinden sein. Nicht ganz mißvergnügt, das ist vielleicht Herr Hjalmar Schacht, weil er, anstatt an die Haager Front rücken zu müssen, inzwischen das für seine Vorgesetzten bestimmte Messer in Ruhe schleifen kann.

In der innern Politik, soweit solche noch vorhanden, überwiegt Ausverkaufsstimmung, nur melden sich keine Abnehmer. Die Unterhaltungen in den Mittelparteien über die Schaffung einer großen bürgerlichen Sammelgruppe sind inzwischen abgeebbt. Denn wer wäre imstande, sich von den Chancen irgendwelche klaren Vorstellungen zu machen? Herr Siegfried von Kardorff lockt zwar noch immer mit Schmeicheltönen, aber er besitzt keine Macht sondern nur einen gutbesuchten Salon. Bei aller Betriebsamkeit seiner ehrgeizigen Frau — das gastfreie Ehepaar Kardorff hat mehr Aussicht, in die berliner Kulturgeschichte zu kommen als in die deutsche Geschichte. Der liebenswürdige Herr von Kardorff ist kein Rufer im Streit, er hat bei aller Beliebtheit keine politische Gegenwart, er zehrt von einer Vergangenheit, von der auch niemand recht weiß, worin sie eigentlich bestanden hat. Nein, die bürgerliche Sammelparole ist vorläufig abgetan, nicht, weil sie so ganz hoffnungslos wäre, sondern weil sich keiner traut, mit einem verwegenen Schritt das Mandat zu riskieren. Nur in jungdeutschen Zirkeln schwadroniert man noch und möchte das ganze deutsche Vaterland auf Grund des legendären „Fronterlebnisses" neu möblieren. Der Kriegerverein als Staat aufgezogen. Soziale Gegensätze ausgeglichen durch gemeinsame Kegelpartien am Sonntagnachmittag. Gut Holz, meine Herrschaften!

Fünfzig Millionen Deutsche, in allem Wichtigen und Unwichtigen uneinig, immer bereit, sich um den albernsten Vereinsetikettenkram die Schädel einzuschlagen, sind sich doch in dem Einen einig, daß es so wie jetzt nicht mehr weitergehen darf. Gewiß, das ist eine alte Spießerparole, aus der Bierdunst von Generationen strömt, aber sie scheint plötzlich wie durch ein Wunder entalkoholisiert zu sein, sie hat eine zähe, fanatische Trockenheit bekommen, denn sie ist der Ausdruck einer Gemütsverfassung, die die Flucht in die Anarchie einer Ordnung vorzieht, die doch nicht mehr ist als eine von demokratischen Redensarten umbauschte Anarchie. Der Reichstag, der legale Verwalter der Volkssouveränität, erfreut sich einer Verachtung wie niemals in der Kaiserzeit, als er nur eine Drapierung des

Absolutismus war. Jedermann in Deutschland ist heute oppositionell. Aber eine wirkliche Opposition, das heißt eine Partei, die alle Empörung, alle Hoffnungen und Wünsche magnetisch anzieht und über ihrem eignen Feuer zu einer neuen einheitlichen Masse umschmilzt, die gibt es nicht. Denn der vielverspottete Mann auf der Straße empfindet mit gutem Instinkt, daß die paar Parteigebilde, die das regierende System verlästern und ihm dreimal täglich ein Pereat ausbringen, von ihm nicht blutmäßig unterschieden sind. Andre Farben, gleicher Stoff. Eine starkwillige, begeisternde und Ausblicke gewährende Opposition ist nicht da. Das ist kaum in einem andern Lande denkbar, ist aber auch ein trauriger Beweis dafür, was für ein ungeheures Kapital an Vertrauen in diesen zehn Jahren von rechten und linken Parteien hirnlos verwirtschaftet worden ist.

Die Deutschnationalen mit ihrem so ungebärdig tuenden Führer sind trotzdem nur eine auf Wartegeld gesetzte Regierungspartei. Herr Hugenberg ist nur am Rednerpult oder im Schatten der Hermannsstatue ein Wirrkopf, nicht in seinem Geschäft. Da er es noch nicht für richtig hält, seine wirklichen wirtschaftspolitischen Prinzipien zu enthüllen, was dem nächsten Rechtskabinett überlassen bleibt, so läßt Hugenberg einstweilen die Nationalsozialisten als Sturmtruppe los, die als Kompensation für faktischen Arbeitermord geräuschvolles aber herzlich unschädliches antikapitalistisches Theater bieten. Die liberalen Blätter überschätzen die Bedeutung der Wahlverluste, die Hugenbergs Partei durch das Anwachsen der Nationalsozialisten erleidet. Hugenberg wird seinen Golem Hitler nicht zu selbständig werden lassen; wenn er ihn nicht mehr braucht, wird er ihm einfach die Bezüge sperren, und die nationalsozialistische Bewegung wird ebenso mysteriös hinschwinden wie sie in diesen beiden letzten Jahren mysteriös gewachsen ist. Mietlinge, die auseinandergejagt werden, wenn sie nach erledigtem Pensum nicht nur blanke Münze sondern auch Machtbeteiligung fordern.

Daß sich die Jugend des zerfallenden Bürgertums so lebhaft zu dem Gassenantisemitismus und konsequenten Knotentum von Agitatoren à la Goebbels hingezogen fühlt, ist zwar traurig, jedoch nicht grade verwunderlich. Das ergibt sich leicht aus dem Ressentiment einer zertrümmerten sozialen Vormachtstellung, und auch die Schule hat hier trefflich vorgearbeitet. Dazu waren auch die republikanischen Parteien viel zu sehr von überalterten Begriffen durchsetzt, um anziehend wirken zu können. Der republikanische Politiker hat kein Recht, über die von den Hitlerleuten ausgehende Verwilderung zu jammern. Er mag sich an die Brust schlagen: Mea culpa!

Viel ernster sind die Eroberungen zu werten, die die Nationalsozialisten neuerdings in der Arbeiterschaft machen. Es handelt sich hier natürlich nur um eine vorübergehende Erscheinung, denn die Nationalsozialisten verfügen nicht über genug eignen Geist, um den nötigen Bindestoff für klassenmäßig auseinanderstrebende Elemente zu produzieren, aber es liegt doch die bittere Warnung darin, daß beträchtliche Teile der

Arbeiterschaft mit den beiden großen Arbeiterparteien nichts Rechtes mehr anfangen können. Daß die Sozialdemokratie, die ja noch immer sozusagen Regierungspartei ist, einen gründlichen und hoffentlich die Selbstbesinnung fördernden Rückschlag erfährt, braucht nicht zu verwundern. Schwerer fällt ins Gewicht, daß auch die Kommunistische Partei von der großen Mißtrauenswelle hin- und hergezerrt wird, die über alle Parteien der Mitte und der Linken hinweggeht. Das wirkt unnatürlich angesichts der Tatsache, daß die Kommunistische Partei sich streng abseits gehalten und zu allem Nein gesagt hat, was die Andern taten. Sie hat sich selbst als die Oppositionspartei par excellence gefühlt, und wo bleibt nun der Erfolg, der in Zeiten einer Mißregierung wie der gegenwärtigen schon schlechtern Parteien wie im Schlaf zugefallen ist —?

Jede sozialistische Partei segelt heute zwischen den Klippen der Dogmatik und des Opportunismus. Die Sozialdemokratie hat sich seit 1914 den wirklichen oder vermeintlichen Bedürfnissen des Moments verschrieben; sie hat dabei ihre Seele verloren aber ihr Körpergewicht gewahrt. Die Kommunisten sind der Dogmatik treu geblieben — oder wenigstens dem, was der moskauer Heilige Stuhl jeweils als Dogma verkündete — aber der Körper hat nicht viel gewonnen, und auch die seelische Kraft der Partei ist dabei nicht gewachsen. Es würde noch viel schlimmer stehen, wenn nicht behördliche Verfolgungssucht die Partei ständig eines verschwörerischen Carbonaritums verdächtigte, und wenn dieser Kampf nicht die Opferwilligkeit des treuen Mitgliederkerns aufs äußerste anspannte. So konnte die Partei die zeitweise ihren Bestand gefährdende Auseinandersetzung mit der Opposition überdauern. Aber die verschiedenen Säuberungsaktionen zur Wahrung des reinen Leninismus haben unendlich viel Blut und Geist gekostet. Beide Gruppen sind nicht sehr fein verfahren. Da man sich mit scholastischer Dialektik den Massen nicht verständlich machen konnte, mußte man eine dickere Terminologie wählen, und man bezichtigte sich gegenseitig des „Verrats". Die Parteileitung hat gesiegt, wenn auch um einen hohen Preis. Wann wird es endlich dämmern, daß Menschen wichtiger sind als Lehrsätze?

So steht die Partei, der eigentlich die Ernte einer langen, tapfern und opfervollen Opposition zufallen müßte, als unduldsam und doktrinär abgestempelt da, und vergeblich sucht sie durch eine etwas primitive Radikalität zu beweisen, daß sie an Kraft nicht verloren habe, revolutionär sei bis zur letzten Faser und treueste Hüterin leninistischer Prinzipien. Es ist aber ein bösartiges Kriterium für den heutigen Zustand orthodoxer Erstarrtheit, daß es, zum Beispiel, den Nationalsozialisten so leicht fällt, Sprache und Exterieur der Kommunisten zu kopieren. Das zeigt, daß an die Stelle des lebendigen, der Zeit unterliegenden Fließens die feste Formel getreten ist. Die deutsche Kommunistenpartei ist nicht mehr bewegliche Apostelgemeinde sondern Kirche. Wir glauben aber nicht mehr an Kirchen, auch nicht, wenn sie Gott gestürzt und durch Karl Marx ersetzt haben.

Es kommt aber für die Partei darauf an, beweglich und offen für den Geist zu bleiben. Ihr Ehrgeiz müßte es sein, in der selbstgefälligen Langweiligkeit des deutschen Parteiwesens die Bewegungspartei zu werden. Statt weit geöffnet zu sein für alle, die für den Sozialismus wirken wollen, verlangt sie Lippenbekenntnisse. Alle noch so eifrige Zellenbildung kann nicht verhindern, daß sie exklusiv wirkt. Die russische Partei hat eine weltgeschichtliche Leistung hinter sich. Es ist kein Wunder, daß die deutschen Genossen davon fasziniert sind, aber die russische Wirklichkeit ist eine andre als die deutsche. Die Mehrheit der deutschen Arbeiter will die Wiederherstellung einer klaren Klassenfront, aber nicht durch einen brudermörderischen Krieg bis aufs Messer sondern durch Verständigung. Die beiden Richtungen des deutschen Sozialismus sind weit auseinandergekommen, sie werden sich in irgend einer Form einmal wieder finden müssen, wenn sie nicht beide getrennt geschlagen werden wollen. Die Sozialdemokratie wird dazu ihre etwas individuelle Auslegung des Begriffs Demokratie aufgeben müssen, die dahin geht, daß für alle Fälle die Arbeiterschaft nachgeben muß. Die Kommunisten dagegen werden die monotone Ruppigkeit ihrer Presse um ein paar neue Akzente bereichern müssen, vor allem aber um die Erkenntnis nicht herumkommen, daß die beste Theorie sich in ihr Gegenteil verkehrt, wenn sie die geistige Elastizität hemmt und Selbstdenken überflüssig machen soll.

Wer heute vorschlägt, daß sich Sozialdemokraten und Kommunisten endlich einmal wieder ohne entsicherten Revolver in der Tasche aussprechen sollten, hat von beiden Seiten keine Rosensträuße zu erwarten. Aber grade die Geschichte der Arbeiterbewegung ist voll von Separationen und Wiedervereinigungen. Wie oft hat das harte letzte Wort, das unerbittliche „Niemals" nicht einmal für kleine Zeiträume Geltung gehabt. Beide Richtungen der Arbeiterbewegung haben Millionen von Anhängern. Daß die eine die andre einmal mit Haut und Haaren überschlucken wird, ist ein optimistischer Funktionärstraum und durch die Erfahrung von zehn Jahren widerlegt. Sind beide Parteien auch programmatisch und taktisch scheinbar himmelweit von einander entfernt, so groß ist doch der Raum zwischen ihnen nicht, wie er gestern noch war zwischen den Nationalisten und Reaktionären aller Länder, die heute trotzdem das neue internationale Glacis des Fascismus unbedenklich betreten. Die Arbeiterschaft weiß das weit besser als die in garantiert echter Parteiwolle Gefärbten. Aber sie kann wenig ausrichten, denn der Schlüssel liegt in den Händen der beiden Bureaukratien. So wird sie müde, so verfällt sie vorübergehend den primitiven Hitlerparolen; bei den Nationalsozialisten gibt es wenigstens keinen alles zermalmenden -ismus, dort wird man nicht täglich auf Rechtgläubigkeit hin katechisiert. Wann wird man endlich in beiden sozialistischen Zentralen begreifen, daß ihre hochwichtigen Auseinandersetzungen nur noch Hahnenkämpfe sind, denen niemand mehr zusieht als das Korps der Funktionäre, das für seine Geduld ja honoriert wird.

Südtirol von Anton Gantner

Von dem ersten Militärtransport angefangen, demonstrierte Trient und der Korso Dante mit seinen Palmenanlagen und seiner einzigartigen Aussicht auf die herandrängenden Berge immer neu das oesterreichische Italien bis hinein in seinen lebendigen abendlichen Rummel. Trient, aus der Vogelperspektive des Monte Calis, ist ein beinahe kreisrunder Gruppenbau schmutzigroter Flachdächer um die erhabene Domkuppel an der Etsch und am Fuße des berühmten Dos-di-Trento-Hügels der oesterreichischen Festungswache. Palazzi, enge Straßen, Kirchen und Sehenswürdigkeiten nicht mitgerechnet. Damals war Trient der große Schrecken für die zum Militär ausgehobenen jungen Jahrgänge der nördlichen Alpenbezirke der alten Monarchie. Denn dieses Trento italianissimo war als Paradox einer staatsmännischen Regie in zweifacher Rolle berüchtigt: Sitz der extremsten italienischen Irredenta und zugleich der Sitz der größten und strengsten oesterreichischen Festungsgarnison; Artillerie in Massen, eine Horde Reiter als berittene Landesschützen, wie man sie nicht verwegener in Mexiko finden wird, Infanterie und Kaiserjäger, Pioniere und Mörserbatterien, die Belgiens Festungen einrammten. Alles umgeben von einem unsichtbaren Netz unproduktiver Bergbaustollen der Fortifikationsarbeiten, die Millionen und Millionen Steuergelder verschlungen hatten. Aber es herrschte vor und in der Kriegszeit ein lebendiger Schritt und Tritt in dieser zentralen Grenzstadt, die den Irrsinn einer machtpolitisch großartig geordneten Welt offensichtlich darbot. Jetzt nach den ersten Jahren des neuen tyrannischen Regimes steht das Hotel Trento als neue italienische Präfektur glanzlos am Danteplatz, und in die Straßen ist die Einsamkeit eingezogen, die man heute aus hundert andern italienischen Städten kennt.

Da sind wir mitten im Krieg in Tirol. Das ist der natürliche Unterschied zwischen dem Tessino und dem Trentino, daß in der Schweiz ein Paß-Gebirge nicht nur Landschaft sondern auch Volkstum einheitlich trennt, während in Südtirol hinter dem Brenner eine warme, blühende, weit ausgebreitete und im Volkstum gespaltene Landschaft sich auftut, ein starker Fluß andre Flüsse zu sich heranzieht, ja daß es nicht nur eine einzige Wasserscheide gibt sondern eine tälerweite und höhenbreite Heimat von Italienern, Deutschen und Ladinern. Wo sonst eine Vielheit der Gestaltung den höhern Wert der Erscheinung zu demonstrieren imstande ist, wird hier aus einer unglücklichen Vielheit der natürlichen Struktur Martyrium von hunderttausend Menschen.

Dennoch halte ich gar nichts in dem südtiroler Schicksal für unerklärlich oder gar überraschend. Hier haben unzählige oesterreichische Soldaten in allen Sprachen jahrelang ihre erbärmlichen Kröten als Kulis verdient. Hier gab es noch während des Kriegs, wo Hunderttausende junger Männer ihr Leben in den geliebten Bergen oder in den überfüllten Lungenheilanstalten, als Dünnluftpatienten aus den Stellungen über Dreitausend entlassen, hergeben mußten, herrliche und unbe-

schlagnahmte Villenbesitzungen der oesterreichischen Aristokratie mit deutschen und italienischen Namen, während in den ersten großen Operationsstationen in Innsbruck, beispielsweise bei der Offensive von 1916 im Trentino, nur für täglich fünfhundert Schwerverwundete Platz gemacht war, aber fünfzehnhundert täglich ankamen. Um so strenger wurde aber die Bestimmung durchgeführt, daß auch die italienischen Krankenschwestern nicht einmal den sterbenden italienischen Soldaten „auf italienisch" antworten durften. In Kufstein, in Innsbruck, im Kastell Trento, in den Konzentrationslagern wütete eine kriegstolle Justiz, nur gemildert durch gelegentliche Regungen einer noch nicht gänzlich eingetrockneten oesterreichischen Herzlichkeit.

Oesterreich war kein Nationalstaat. Bleiben wir aber in den westlichen Provinzen Tirol und Vorarlberg. Mit uns und neben uns studierten italienische Schulkameraden, ohne daß ihnen auch nur ein Haar gekrümmt worden wäre wegen ihrer andern Nationalität. In sämtlichen höhern Schulen war der italienische Unterricht obligatorisch; der italienische Professor, aus den Hochkreisen der trientiner Irredenta, neben seiner liberalen Gesinnung doch ein unglaublicher Chauvinist. Aber so lernte man die Sprache und Literatur des fremden Landes gut. Dann waren Tausende von italienischen Arbeitern und Arbeiterinnen in der Industrie und im Hochbau tätig. Sie lebten abgetrennt und hatten kein besseres Los als der arme oesterreichische Arbeiter, denn er galt überhaupt nichts, soweit er nicht das Parteifutter für die klerikalen Machtanfänge abgab. Die italienischen Arbeiterinnen bewohnten ihre eignen Kolonien, sehr methodisch geführt von jungen Priestern der italienischen Popolari und natürlich auch von den jungen Sozialisten vom Schlage Mussolini und Battisti, die beide nicht nur einmal in Bregenz vor ihren Landsleuten gesprochen haben. Der Kampf der Studenten um eine italienische Universität wurde nicht nur mit geistigen Waffen ausgeführt, bei den innsbrucker Straßenschlägereien zwischen deutschen und italienischen Studenten gab es Tote und Verwundete. Da Oesterreich kein Nationalstaat war, herrschte in einer bestimmten Sprachgrenze südlich von Bozen mit gleichem fanatischen Draufgängertum der italienische Schulverein, herrschten in dem italienischen Teil die welschen Großgrundbesitzer und Palazzibewohner.

Hätten die Italiener, ohne erst die vernichtende Niederlage der Offensive von 1917 einstecken zu müssen, gesiegt, dann wären sie wahrscheinlich großzügig geworden. Hätte das liberale Regime mit dem Freisinn im Bunde gesiegt, dann wäre wohl jene brutale Geste der Italianisierung unterblieben. Aber den Haß gegen das Oberetsch, wie man kurzerhand das deutsche Südtirol bezeichnete, hätte kein Verlauf einer irgendwie anbrechenden kapitalistischen Friedenszeit zu dämpfen vermocht. Zumal die Fäden der Irredenta ganz offen durch die Kanzleien des berüchtigten Fürstbischofs von Trient, Endrici, schon im Frieden und im Kriege liefen. Opposition also der Popolari wäre hier unmöglich gewesen. Das Paradies für den Arbeiter war noch nicht angebrochen, und von der nationalen

Phrase leben die am besten, die damit ihre eigensten Geschäfte betreiben. Denn die vielbesprochenen Kämpfe, die eine zähe und in langen Kriegsjahren auf hinterlistigen Gewinn eingeschworene Bevölkerung der Großkurorte Bozen und Meran und der andern berühmten Gebirgsorte nach der Einführung eines fascistischen Staatsprogramms zur vollen Entnationalisierung auszuhalten hatte, sind nichts andres als Wirtschaftskämpfe von beiden Seiten, umrankt von einem blühenden Kranz herzzerreißender Phrasen: hier geistige Unterdrückung, dort völkische Reinigung. Man könnte nun ungezählte typische Beispiele anführen, um klarzumachen, wie hier von beiden Seiten Tam-Tam um eine falsche Fragestellung geschlagen wird.

Da flötet die ‚Germania', den starken Mann markierend, just im gleichen Moment, wo in Rom der heilige Vater grade um jene fascistische Jugendorganisation Balilla zu kämpfen hat, die bereits in den befreiten Gebieten mit ihren recht deutlichen Kriegsübungsspielen in der letzten Zeit unter den Deutschen großen Anklang findet.

Man könnte auch Akten auf Akten häufen und nur endlos berichten. Das erleuchtet nicht, wo doch schon die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' vor allem Herrliches über die Segnungen und Vorteile der fascistischen Arbeitsordnung, der Carta di lavoro inclusive der „beinahe" nachahmungswerten Syndikate zu berichten weiß. Wozu soll sie da noch etwas von der brutalen Niederknebelung jeglicher städtischer und bäuerlicher Selbstverwaltung grade in diesen hochkultivierten Agrargegenden hinzufügen, das macht doch den Leser nur konfus. Hugenberg selbst schickt seine Beobachter in die Wallfahrtsstadt Rom.

Unsrer Einsicht in die zwingenden wirtschaftlichen Vordergründe der südtiroler Frage in ihrer wichtigen politischen Bedeutung kommen sicherlich unbeabsichtigt einige Stimmen aus dem nationalen Lager entgegen. Ein Balte schreibt in den ‚Preußischen Jahrbüchern', als ob er schnurgerade aus dem Himmel auf diesen Erdstrich gefallen wäre: „Das Schwergewicht der Landwirtschaft in Südtirol liegt in den Viehzuchten auf den Bergen und in den höhern Tälern. Dort dürfte der italienische Bauer kaum heimisch werden." Aber dann hat er doch bemerkt, daß nach der Einweihung einer neuen Provinzpräfektur in Bozen und nach der völligen Ausmerzung der deutschen Sprache aus dem öffentlichen Leben im vergangenen Herbst es doch die Intelligenz und die Kaufmannschaft neben der Geistlichkeit sein wird, die zusammen die deutsche Volkheit zu retten haben. Unterdessen arbeitet die italienische Bourgeoisie fieberhaft, grade Bozen zu einem Zentralpunkt zu erhöhen; die Stadt der hunderttausend Italiener soll Bozen werden. Noch primitiver spricht diesen Opportunismus ein andrer Verteidiger des Fascismus aus, wenn er bemerkt, daß die Südtiroler in Geist und Wirtschaft die Wege der Italiener gehen müßten, solange dieser Zustand andauert. Denn auf diese Weise müßten sich die Südtiroler für ihre Kinder und für ihr Volk erhalten. Dieser Blick für das heute Gegebene wird aber noch übertrumpft von einer abgrundtiefen Borniertheit, die so folgert: „Der bis auf die Knochen monarchische

südtiroler Bauer schien sich in sein Schicksal um so eher zu ergeben, als... für das rote Wien!"... Jetzt wissen wir — wo alle diese Untersuchungen hinauswollen.

Die südtiroler Karre ist aber anderswo in den Dreck gefahren, nämlich in der hohen Politik. Das Minderheitenproblem ist zu einem anregenden internationalen Gesprächsstoff für unzählige Konferenzen geworden, aber die Italiener haben es mustergültig verstanden, nach dem Einmarsch in Südtirol die Brennergrenze in „loyaler Selbstverständlichkeit" ohne jede Bindung an die vorhandenen Minderheiten als ein Gegebenes hinzunehmen. Gleichwohl ist dieser Gewaltakt noch bis heute weder vertraglich anerkannt noch auch paktmäßig gesichert. Das ist auch nicht so wichtig bei einem so kranken und wundgeschlagenen Partner, wie es das kleine Oesterreich heute ist. Bei genauer Prüfung könnte auch kein Beweis für die Notwendigkeit und Berechtigung dieser Begrenzung beigebracht werden; die natürliche Grenze könnte ebenso gut anders verlaufen; der militärische Standpunkt ist sinnlos, nachdem doch die Oesterreicher mit der sofortigen Preisgabe des strategisch unvergleichlich wichtiger gelegenen Brentonicoplateaus bei Kriegsbeginn, ohne daß es der gesamten italienischen Wehrmacht gelang, auch nur bis in das Vorfeld der Festung Trient vorzustoßen, den hier gültigen Beweis erbracht hatten, daß die geographische Situation des militärischen Zusammentreffens niemals restlos vorzubestimmen ist. Die Sprachgrenze aber liegt heute noch unterhalb von Bozen. Diese theoretischen Erwägungen sind vollkommen überflüssig vor der politischen Wirklichkeit, die doch für das neue Italien die Erfüllung seines Expansionstraums bedeutet auf Grund jenes Imperialismus, der nur so viel zu nehmen vorgibt, wie er brauche.

Auch hier überall jene perfide und verlogene Fratze eines sich national gebärdenden Unternehmertums, gestützt auf ein Heer von Nichtstuern in Armee und Miliz — das überall diesseits und jenseits des Brenners, immer unter dem Zeichen eines Kreuzes, sein geschäftiges Vorhaben mit dem Kampfruf um Volkheit und um Kirche dort am lautesten brüllt, wo es eben zu rücksichtsloser Ausbeutung der Arbeiter sich anschickt. Nachdem der römische und der mit ihm verwandte bayrische Hochadel sich endlich mit der Macht der Fascisten aussöhnen mußte — da geschah das italienische Wunder der päpstlichen Versöhnungsgeste: nur ein Narr kann von diesem Konkordat eine Hilfe für die Deutschen Südtirols erwarten, nachdem doch grade durch dieses Konkordat die Diözese Brixen unter die Fittiche des einzigartigen Irredentistenbischofs Endrici gekommen ist.

Ja, man werkelt und baut hier unten überall; nüchtern und ohne Linie, oder aufdringlich in romanischen Repräsentationsformen. Auch das große Etschkraftwerk im italienischen Teil ist fertiggestellt, aber wo immer man nach dem Dasein der Arbeiter und kleinen Angestellten Erkundigungen einholt, gibt es die gleiche monotone Antwort, daß man doch sehen könne: sie arbeiten und schuften und gelten einen Dreck

wie seit jeher. Südtirol ist nur eine Detailangelegenheit der fascistischen Welle Europas, das erkennen selbst die eifrigsten Dozenten dieser neuen Weltaufbauordnung. Für das Heute sind die Würfel so gefallen, daß die politische Macht des Fascismus wahllos über Glück und Ende einer rechtlosen Minderheit entschieden hat. Es wird bestimmt nicht das allerletzte Wort der Geschichte sein.

O du mein Oesterreich —! von Theobald Tiger

Wie mußt du es machen?
So mußt du es machen:

Jahrelang die Bauern aufhetzen,
jahrelang auf Straßen und Plätzen
Wien verfluchen — „Die rote Gefahr!"
und kein Wort davon, wer es eigentlich war,
der Oesterreich in den Kriegstaumel riß...
kein Wort von den Göttern der Finsternis...
Teuerung... Kirchenglocken... Tumult...
„Wien! das marxistische Wien ist schuld!"

Wie mußt du es machen?
So mußt du es machen:

Den Proleten langsam den Weg verrammeln,
alle die Jahre Waffen ansammeln;
Heimwehr? An Schloßkaminen geboren;
Kulaken, die ihren Krieg verloren...
von deutschen Fascisten unterstützt,
von Pfaffen getrieben und ausgenützt...
Gegen den wiener Wasserkopf
erhebt sich ein tiroler Kropf.
Aus dunkeln Quellen fließt Geld — das wirds schaffen.
Übungen... Märsche... und Waffen und Waffen...

Wie mußt du das machen?
So mußt du das machen.

Die Verfassung auf den Müll!
Marsch auf Wien! Auf sie mit Gebrüll!
Heimwehrdrohungen ohne Zahl —
aber immer legal, immer legal.
Schlagt die Juden tot! Oesterreich ist arisch!
aber immer gesetzlich-parlamentarisch.
Vorn ernste Verhandlungen mit Seipel a. D. —
und im Hintergrund eine weiße Armee.
So kann man dem Arbeiter alles rauben.

Das sollten sich mal die Roten erlauben!
Drohung? Mit Waffen? Ein Heimarbeitsbund?
Europa brüllte den Hals sich wund.
Revolutionen erleben wir rings
von rechts — mit dem Vokabular von links.
Und so sind die fascistisch verkleideten Massen
Nachtportiers der besitzenden Klassen.
Arm soll verrecken — aber reich bleibt reich.
O du mein...
o du mein Oesterreich —!

Hermann Wendel und die serbische Diktatur

von Otto Rombach

Voran stehe die Anerkennung, daß Hermann Wendel gründlich durchdachte Bücher schrieb, die über Land und Volk des slawischen Südens wichtige Aufschlüsse geben. Sie kennzeichnen diesen rührigen Journalisten als einen ehrlich bemühten Forscher, der durch viele Reisen in dem neuen Königreich der Serben, Kroaten und Slovenen viel gesehen und erkannt und seine Erkenntnisse folgerichtig in ihre Beziehungen zu bringen versucht und verstanden hat. Dafür sei Anerkennung gezollt.

Aber es ist bei diesem Lande schlechthin ausgeschlossen, nur Ethnograph zu bleiben, weil die Vielfalt seiner völkerschaftlichen Zusammensetzung dazu nötigt, die politische Form dieses neugebackenen balkanischen Königreichs zu untersuchen.

Hermann Wendel schrieb über diese „Einheit Südslawiens" im ‚Vorwärts' (Nummer 593 vom 19. Dezember 1929) einen sympathisierenden Aufsatz und führte darin aus, daß „zwar" die herrschende Diktatur zu bekämpfen sei, daß aber die von ihr erstrebte Einheit der Länder Serbien, Kroatien, Slavonien, Slovenien, Bosnien, Herzegowina, Dalmatien und Montenegro unbedingt erhalten und gefestigt werden müsse, um die Absichten der Sozialdemokratie durchführen zu können, auf Grund einer vor etwa fünfundzwanzig Jahren gefaßten Resolution. Sie soll erhalten bleiben, weil sie nach der Auslegung Wendels und der serbischen Sozialdemokratie, soweit abzusehen, Ewigkeitswert besitzt. Unterdessen aber funktioniert in Südslawien eine Militärdiktatur, die ihren Wirkungsbereich mit einer heillosen Systematik über das ganze Staatengebilde ausdehnt.

Da ist etwas unklar in der Stellungnahme Hermann Wendels.

*

Es kommt hier nicht darauf an, den Sozialismus zu vertreten, wie ihn die SPD vertritt, sondern es kommt auf die Beleuchtung eines Mannes an, der als deutscher Sozialist seiner Partei über ihre Interessen innerhalb eines europäischen Staates aus eigner Anschauung und anerkannter Kenntnis der Dinge verbindlichen Aufschluß gibt. Dieser Aufschluß ist aber im höchsten Grade merkwürdig. Denn kein Mensch wird glauben, daß eine Militärdiktatur, wie sie in Südslawien besteht, Wegbereiterin dafür sein wird oder will, die Durchführung sozialistischer Programme zu gewährleisten.

Wendel argumentiert leider auch damit, die Bedrohung Südslawiens durch Italien als Entschuldigung für die serbische Expansion und innere Machtbildung anzuführen. Dieser

Schatten Mussolinis an der Wand ist aber eine Ablenkung vom Kern der Sache. Denn die bedenkliche Kraftprobe der Diktatur spielt sich zunächst im Lande selbst ab und hat für die Wahrung sozialistischer Interessen nur dort ihre Bedeutung. Die Erscheinungsformen dieses neuen Regimes werden jedoch von Wendel verkleinert oder übergangen und in ihren Konsequenzen grundsätzlich mißverstanden. Sonst käme er nicht zu der kindlich unbefangenen Erklärung, die Einheit Südslawiens — auch auf dem Wege über eine Militärdiktatur — sei „die unverrückbare Forderung der Sozialdemokratie"

Gewiß ist nicht zu leugnen, daß die Schließung der Skupschtina im Frühjahr 1929 in allen Teilen des Landes Zustimmung auslöste, weil beinahe jeder Gesangverein eine Vertretung im Parlament haben wollte. Die innenpolitischen Unstimmigkeiten, hervorgerufen durch den übereilten Zusammenschluß divergierender Völkerschaften, sind aber mittlerweile doppelt verschärft worden durch die Überheblichkeit der serbischen Machthaber, für die es seitdem kein Hindernis mehr gibt, wenn sie durchgreifen wollen.

Die Vertretungen der Länder wurden mundtot gemacht und damit die Länder selbst; gleichzeitig damit setzte eine Serbisierung ein, die ihre schärfsten Reibungen mit dem kulturell viel höher stehenden Kroatentum hat und den andersartigen Reichsgenossen als Gegner behandelt, der unterworfen werden muß. Die Empörung darüber wird sogar im Lager der deutschen Nationalisten geteilt, weil diese Serbisierungsaktion mit grausamster Konsequenz bis auf die deutschen Bauernkolonien ausgedehnt wird.

Von diesem Sonderbeispiele abgesehen, das aber wichtig ist für die unerbittliche Selbstherrlichkeit des Regimes, hat sich die Lage der Serbien angegliederten Länder seit 1914 im Wesen nicht geändert sondern nur verschlimmert: der lässige Imperialismus Oesterreichs wurde abgelöst durch den scharfen und zielbewußten Imperialismus von Belgrad. Das Konglomerat des Königreichs Groß-Serbien wird lediglich zusammengehalten durch die Willkür dieser serbischen Gewalthaber, die durch ihren Druck einen steigenden Gegendruck erzeugen, der vermutlich aber erfolgreich abgedrosselt wird. Diese Willkür ist es, die unter dem Vorgeben, Ordnung zu schaffen, ihr unbequeme Elemente systematisch austilgt und sich allerdings vorläufig in erster Linie gegen die „separatistischen Umtriebe" richtet, also gegen jene Strömungen, die mit dieser Regierung nicht einverstanden sind. Von den Dingen, die aus den serbischen Kerkern und Zuchthäusern an die Öffentlichkeit dringen, werden zwar die meisten abgestritten werden. Aber schon die Tatsache des vor wenigen Monaten erlassenen Gesetzes, das die Beschlagnahmung des Privateigentums politischer Verbrecher vorsieht, birgt den Beweis in sich, daß man mit Massenbeseitigungen rechnet. Und hier genügt die einfältigste Denunziation durch ein unglaublich ausgebildetes Spitzelsystem, um den unbedachten Bürger auf den Instanzen-

weg zu bringen, der durch Dunkelzellen bis zu balkanischen Folterkammern führt.

Davon hört man bei Hermann Wendel kein Wort, obwohl er Material darüber besitzt, obwohl grade diese Mitteilungen bedeutsam wären und dem deutschen Leser eine eigne Urteilsbildung ermöglichten. Denn es ist nicht damit getan, Zustände nur zu streifen, die als primäre Faktoren politischer Zusammenhänge wichtig sind. Hier versagt der Berichterstatter. Das ist der einzige und grundsätzliche Vorwurf, der Wendel von seiner Partei gemacht werden müßte, weil er die Entstellung der Tatsachen und eine Verschleierung der Konsequenzen zur Folge hat.

Wendel sieht heute schon die Demokratisierung fortschreiten. Er teilt aber nicht mit, daß dieser Anschein nur durch serbische Beamte oder durch solche, die zum neuen Regime schwören, erweckt wird, weil man ihrer Diktaturergebenheit eine gewisse Freizügigkeit zugesteht. Durch die Versetzung serbischer Beamter in die verantwortlichen Polizei- und Verwaltungsstellen des ganzen Landes werden nur Stützpunkte geschaffen, die heute noch elastisch sein mögen. Freilich kommt er dadurch dem guten Ziele der „Einheit" nahe. Aber wie wird es nach diesen Voraussetzungen mit dem Programm der Sozialdemokratie bestellt sein, wenn diese eiserne Einheit erreicht ist, wenn sich die Klammer schließt? Dann hat die südslawische Regierung auch kein Interesse mehr daran, das Aushängeschild ihrer sozialistischen Partei, die heute noch geduldet wird, bestehen zu lassen.

Den serbischen Sozialisten ist es bewußt, daß ihr Einverständnis mit der bestehenden Regierung und ihre groß-serbische Begeisterung nur erzwungen sind. Denn schon heute wäre die Diktatur in der Lage, jede oppositionelle Regung niederzuschlagen. Die serbische Sozialdemokratie kuscht. Sie muß kuschen. Aber um es nicht merken zu lassen, wünscht sie in offizieller Brüderlichkeit die Einheit. In dieser Ehrerbietigkeit liegt aber die größte Gefahr, weil es ein Leichtes sein wird, dieses sozialistische Häuflein, das öffentlich beweisführend für die Haltung der Partei ist, in das nationale Lager zu überführen. Dann ist es nicht mehr weit zu ihrer endgültigen Fascistisierung. Glaubt Wendel aber wirklich nicht, daß die Autonomie der einzelnen Landesteile den Frieden besser sichern würde und vor allem für das sozialistische Programm günstiger wäre?

Der deutsche Sozialist hat erkannt und gelernt, daß manche Thesen von Karl Marx heute nicht mehr gültig sein können. Er wird auch erkennen, daß die von Wendel zitierte „Tivoli-Resolution" nach fünfundzwanzig Jahren mannigfachster und markantester Wandlungen nicht mehr maßgebend sein kann. Oder will er abwarten, bis die Sozialdemokratie Südslawiens endgültig abgewürgt ist? Die Chancen dafür sind vorhanden. Dann wird vielleicht Hermann Wendel auftreten und behaupten, daß sie sich nur scheintot stelle.

Wer hat in Wall Street verloren?

von Ossip Dymow

Die Zeitungen druckten phantastische Zahlen; so schrecklich war noch keiner der vielen newyorker Börsenkrachs. Diese Summen sind nicht übertrieben, eher zu niedrig geschätzt, und die Lawine rollt immer weiter.

Wer hat diese Unsummen verloren? Wer zahlt solche kolossalen Kontributionen? Wer ist der Sieger und wer der Besiegte in diesem Krieg, der ohne Ultimatum aus dem Hinterhalt hervorbrach?

Die Regierung der U.S.A. gab angesichts der Börsenkatastrophe eilig neue Bestimmungen heraus, wie die Steuern zum ersten Dezember zu zahlen, vielmehr nicht zu zahlen seien. Danach haben Verbände und Privatpersonen ein Prozent weniger zu entrichten als bisher, hundertsechzig Millionen werden somit vom Etat gestrichen. Der Besiegte, das Opfer der Panik in Wall Street: ist die Bevölkerung!

In Amerika sind öffentliche Glücksspiele, Lotterien, Totalisatoren verboten. Trotzdem spielen alle. Statt der Pferde „rennen" die großen Politiker, die Boxer, die Footballspieler und alle möglichen sensationellen Berühmtheiten. Von den politischen Persönlichkeiten sagt man: „Er rennt um den Gouverneurposten", „um den Präsidentenstuhl" (He is running for President). Jene „rennen", und das Publikum „setzt auf sie". Wird er das Rennen machen? Das Spiel vollzieht sich in Form einer Wette. Bei jeder bedeutenden Erscheinung des öffentlichen Lebens werden Millionenwetten abgeschlossen. Das gibt den Wahlen, den Sportkämpfen, den Schaustellungen aller Art, einen besonderen pikanten Reiz. Zum unmittelbaren Interesse für Politik und Sport kommen von seiten des Wählers, des Zuschauers noch rein egoistische, materielle Interessen hinzu. Dempsey war nicht nur deshalb der Liebling der Massen, weil er seine riesigen Fäuste zu gebrauchen verstand, sondern auch, weil er Millionen von Menschen, die oft genug ihren letzten Dollar auf ihn gesetzt hatten, einen „Verdienst" verschaffte. Der Geist des Glücksspiels, der Spekulation, durchdringt alle Schichten der Bevölkerung, angefangen von den obersten Spitzen bis zum „hobo" und „tramp" (Landstreicher) hinab. Man spielt, man setzt, man wettet, man spekuliert bei allen möglichen Gelegenheiten. Das Land ist vom Spielteufel besessen. Diese Leidenschaft ist der charakteristischste Zug des Amerikaners.

Das Leben in den Vereinigten Staaten ist in sehr enge Rahmen gepreßt. Der mittlere Mann, der Mann der Masse, ist kaum imstande, sie zu durchbrechen. Die riesige soziale Maschine ist so gefügt, daß ihre sämtlichen Räder und Schrauben präzise ineinandergreifen. Alles ist auf das Genaueste geordnet, das ganze Dasein in Stunden, in Minuten eingeteilt. In einem bestimmten Augenblick muß aufgestanden werden, in einem bestimmten Augenblick, ohne im wahren Sinne des Wortes auch nur eine Sekunde zu versäumen, muß man in der Fabrik, im „shop", im „office", bei der Arbeit sein. Ein Signal leitet das Tagewerk ein, ein Signal beschließt es. Das Leben

einer Millionenmasse von Menschen hat feste, unerschütterliche Formen. Unmöglich, von der Norm abzuweichen, unmöglich, den Bedingungen seines Daseins zu entrinnen — wenn nicht der Zufall hilft. Die Ziffer des gleichförmigen Wochenlohns bestimmt den Standard der Lebensführung. Amerika kennt äußerlich keine Kasten, keine Landes- und Klassenunterschiede. Alle sind gleich, alle führen die Existenz einer großen, demokratischen Masse — aber das sieht nur so aus. Die Klassenunterschiede schafft das Budget. Es gibt die Klasse des einen Budgets und die eines andern. Jede Gruppe ist durch das Ausmaß ihres wöchentlichen Einkommens gekennzeichnet.

Aus diesem Rahmen herauszutreten, seinem Budget zu entrinnen, es zu vergrößern, die unsichtbare Mauer zu überspringen, in die nächste Gruppe zu gelangen und von dort aus wieder in die nächste — das ist die unüberwindliche Sehnsucht die die Menge zum Spiel, zur Spekulation antreibt. Jeder dritte Mensch versucht sein Glück auf diesem Wege, sei es in Wall Street, durch Aktienspekulationen, von denen er nichts versteht, sei es durch Kauf und Wiederverkauf von Landparzellen, die er nie gesehen hat, oder durch Beteiligung an irgendwelchen Erfindungen, an neuerschlossenen Naphthaquellen, Goldminen, der Trockenlegung von Sümpfen in Florida, der farbigen Photographie, Tonfilmen, brasilianischen Staatsanleihen.

Amerika ist schon lange nicht mehr „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten", aber die breite Masse der Emigranten — und wer ist in Amerika kein Emigrant! —, die hoffnungslos in ihrer eintönigen Alltagsarbeit stecken und das Land im Grunde wenig kennen, halten noch immer an dieser Illusion fest, hoffen immer noch, sich mit einem Schlage in einen Rockefeller oder Ford verwandeln zu können. Die Magnaten in Wall Street hüten sich, diesen tief eingewurzelten Glauben zu zerstören. Denn wie soll das System sonst funktionieren? Katastrophen wie die kürzlich inszenierte — denn sie war natürlich kein Zufall — treten nur selten ein. Zu solchen Experimenten entschließt sich die Geldaristokratie nicht gern. Aber ein stilles, langsames, gleichmäßiges, sozusagen natürliches „Scheren" findet dauernd statt. Die Opfer dieses Prozesses werden in den Zeitungen nicht einmal erwähnt. Die Fälle sind zu alltäglich, zu unscheinbar. Die Betroffenen selbst ziehen es vor, über ihr Mißgeschick zu schweigen. Es ist in Amerika nicht ratsam, den Ruf eines Pechvogels zu bekommen. Solche Menschen meidet man. Sie könnten ihr Unglück übertragen oder, was noch schlimmer ist, einen anpumpen. Das Opfer einer mißglückten Spekulation versucht stillschweigend von vorn anzufangen, macht Schulden, verstrickt sich immer mehr, erhängt sich, wenn die Sache hoffnungslos wird, springt aus dem Fenster auf das Pflaster, verschwindet aus der Liste der Lebendigen.

Laut spricht man dagegen von den Glücksrittern der Börse, die es ja trotz allem gibt, so wie es Leute gibt, die das große Los gewinnen. Ich traf in einer Gesellschaft den Millionär Ben W., der noch vor wenigen Jahren Dächer angestrichen hatte. Er spricht mit heiserer Stimme, weil er sich bei seiner frühe-

ren Arbeit erkältet hat und die Heiserkeit nicht wieder los wird. Dieser ehemalige Malermeister hat das Palais von Vanderbildt für einen märchenhaften Preis erworben und es für eine noch größere Summe wieder verkauft. Einem gewissen Sch. schenkte ich vor ein paar Jahren eine Eintrittskarte zur Aufführung eines meiner Stücke. Er war mir sehr dankbar dafür, da er nicht in der Lage gewesen wäre, sich ein Billet zu kaufen. Es verging kein halbes Jahr, da holte er sich in Wall Street anderthalb Millionen. Die Legende erinnert sich an Einzelne und vergißt die Hunderttausende. Um diese aber handelt es sich jetzt.

Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit die Abkömmlinge alter europäischer oder asiatischer Kulturen sich in der neuen Welt zurechtfinden, der Gewinnsucht verfallen. Wie rasch sie sich diese quasi-amerikanische Kultur aneignen und die jahrtausendealte Tradition des eignen Landes, der eignen Nation abstreifen. Freilich ist es schwer, diesem Wirbelwind zu widerstehen und gegen den Strom zu schwimmen. Der Amerikaner sorgt nicht für den nächsten sondern für den übernächsten Tag. Für heute und morgen ist er versehen, auf Arbeit kann er immer rechnen. Die Muskelkraft läßt sich leicht verkaufen — viel schwerer der Geist — und wird gut dotiert, besonders wo die Immigration eingeschränkt ist und das Land eine enorme Industrie besitzt. Aber die Muskeln erschlaffen mit der Zeit, der Körper wird verbraucht, das Lebenstempo schwächt Nerven und Gesundheit. Die nächste Generation wächst heran und schiebt die Alternden beiseite. Der Kampf geht also nicht um das tägliche Brot sondern um die Reserven, darum, sich für sein Alter zu versorgen, für die Krankheit, den Notfall, die harte Zeit einer unerwarteten Arbeitslosigkeit etwas zurückzulegen. Daher der verrückte Drang zum Börsenspiel, zum Wetten, zu Maklergeschäften.

Viele Milliarden Dollars sind verschwunden. Aber sie sind weder vernichtet noch ins Ausland abgewandert — abgesehen von einem ganz geringen Bruchteil. Das kolossale Kapital ist im Lande geblieben. Verloren haben: der qualifizierte Arbeiter, Mitglied der „American Federation of Labor", der Advokat, der Inhaber einer Schneiderwerkstatt, der Krämer, der Lebensmittelhändler, der Kleinbürger, der Angestellte, der Beamte, der Firmenvertreter, der Schauspieler, der Alkoholschmuggler, die Lehrerin. Der Riß ging jedoch weiter, er erfaßte auch die wohlhabenderen Bürger, solche, die an der Spitze mehr oder weniger bedeutender Unternehmungen stehen, und diese zogen nun alle mit sich, die von diesem Kapital abhängig waren. So daß die „kleinen Leute" doppelt gelitten haben.

Nur die ganz großen Börsianer haben den Schlag ausgehalten. Ihnen gab er Gelegenheit, ihren enormen Besitz leicht und bequem abzurunden. Man sagt, der alte Rockefeller kaufe die gefallenen Aktien auf. Das Kapital konzentriert sich in wenigen Händen. Rockefeller und seinesgleichen haben nun noch größere Macht erlangt — vielleicht aber haben sie sich auch ohnmächtig gemacht. Die Zukunft wird es zeigen.

Deutsch von O. Gabrielli

Justiz fürs Museum von Alfred Apfel

Vor mir liegt die Broschüre „Abtreibung oder Verhütung?". Ein Zehn-Pfennig-Heft. 100. bis 150. Tausend. Das Titelbild zeigt eine schwangere Proletarierfrau. In ihrem Gesicht spiegelt sich der Kampf zwischen primitivem Muttergefühl und der Furcht vor dem Elend wider, dem das Kind preisgegeben sein wird. Mit harter Entschlossenheit, die Lippen zusammengekniffen, klopft sie an die Tür, die zum Arzt, vielleicht auch zur weisen Frau führt. Das Kind soll nicht zur Welt kommen.

Die Zeichnung stammt von Käte Kollwitz, die Broschüre von der berliner Ärztin Doktor Martha Ruben-Wolf. „Eine Schrift von großem innerm Wert", schreibt das ‚Berliner Tageblatt', „die sich mit tiefem Verständnis für die sozialen und andern Nöte minderbemittelter Frauen und mit dem Ernst des gewissenhaften Mediziners an die Frauen der großen Masse wendet, um sie über elementare Vorgänge und sanitäre Maßnahmen taktvoll und zweckmäßig aufzuklären." Die ‚Vossische Zeitung' druckte weite Abschnitte der Broschüre zustimmend ab. Das ist erklärlich. Die Frage der Geburtenregelung ist in einem Land hochaktuell, in dem von 1 336 317 im Jahre 1925 geborenen Kindern gleich 43 828 tot zur Welt kamen und weitere 135 989 nicht einmal den zweiten Geburtstag erreichten. Das heißt: Jede siebente von den deutschen Frauen ausgetragene Leibesfrucht geht zugrunde.

Die Verfasserin erörtert das Problem der pfuscherhaften und kunstgerechten Abtreibung, wobei sie die Rückständigkeit und Minderwertigkeit der ärztlichen Technik der Schwangerschaftsunterbrechung kennzeichnet. Sie läßt ihre Schrift in der positiven Behauptung gipfeln, daß die Regelung der Geburten am sichersten durch die Verhütung der Empfängnis erfolgen könne. Ebensowenig wie die Schwangerschaftsunterbrechung wird den Medizinstudenten die Verhütungstechnik beigebracht. Viele Ärzte geben zu, daß sie diese Kenntnis erst durch eigne schwere Erfahrung oder von Patienten erworben haben. Noch im Jahre 1926 hat der deutsche Ärztetag in Eisenach die Empfängnisverhütung verpönt. Danach „hat der deutsche Arzt alles zu unterlassen, was geeignet ist, die Volkskraft und Volkszahl herabzusetzen" und „sogar über die gesetzliche Meldepflicht hinaus allen derartigen Bestrebungen entgegenzutreten".

Am 20. April 1929 erließ das Amtsgericht Düsseldorf einen Beschluß, wonach das Heft beschlagnahmt wird. Gründe: „Auf Seite 12 ff der Druckschrift werden Gegenstände angepriesen, die lediglich der Verhütung der Empfängnis dienen. Der Inhalt der Druckschrift verstößt gegen § 184 Ziffer 3 StGB." Frau Ruben-Wolf hatte in ihrer Schrift ganz schlicht eine Reihe von Mitteln für den täglichen Gebrauch namhaft gemacht, durch die der Mann die Frau vor unerwünschter Empfängnis schützen kann. Sie warnte ausdrücklich davor,

diese Mittel ohne Befragung des Arztes anzuwenden. Sie beschränkte sich darauf, aus der unübersehbaren Masse der Verhütungsmittel lediglich diejenigen hervorzuheben, von denen man regelmäßig Gutes gehört hat.

Der zitierte Paragraph bedroht mit Strafe, wer „Gegenstände, die zu unzüchtigem Gebrauche bestimmt sind, an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, ausstellt oder solche Gegenstände dem Publikum ankündigt oder anpreist". Das Landgericht Düsseldorf bezieht sich auf die Judikatur des Reichsgerichts, das empfängnisverhütende Mittel um dessentwillen zu den unzüchtigen Gegenständen rechnen zu müssen glaubt, weil sie ihrer Natur nach auch beim außerehelichen Geschlechtsverkehr angewandt werden und Anwendung finden und weil der außereheliche Geschlechtsverkehr ganz allgemein mit Unzucht gleichzustellen sei.

Das ist kein schlechter Witz. Das ist Wirklichkeit.

Man schilt in Deutschland gern die Engländer als prüde. Als diese prüden Leute auf dem londoner Sexualkongreß von dem düsseldorfer Beschluß hörten, erbaten sie sich ein Exemplar der Broschüre aus, um im Britischen Museum für alle Zeiten festzuhalten, was im republikanischen Deutschland beschlagnahmereif ist.

Aber es kommt noch schöner. Jetzt hat ein berliner Staatsanwalt den Mut gefunden oder finden müssen, Anklage gegen Frau Ruben-Wolf zu erheben wegen Anpreisung von Gegenständen, die zu unzüchtigem Gebrauch bestimmt sind. Ich glaube, daß dieser Prozeß zu den wichtigsten gehört, die in den letzten Jahren vor deutschen Gerichten ausgetragen worden sind, da er blitzartig die heutige kulturelle Situation beleuchtet. Wird der Einzelrichter beim Amtsgericht Berlin-Mitte den Mut aufbringen, uns das beschämende Schauspiel eines solchen Prozesses zu ersparen, indem er die Anklage dahin befördert, wo sie hingehört? Wird er den gleichen Mut aufbringen wie die chemnitzer Strafkammer, die kürzlich unter Vorsitz des Landgerichtspräsidenten Doktor Ziel und unter Mitwirkung der Landgerichtsräte Doktor Martin und Doktor Kreyssig dem Reichsgericht in einem ähnlichen Fall seine Judikatur vor die Füße warf, mit dürren Worten aussprechend, daß die Gleichsetzung jedes außerehelichen Geschlechtsverkehrs mit dem Begriff Unzucht nicht mehr der allgemeinen Volksanschauung von Zucht und Sitte entspreche?

Das russische Volkskommissariat für Gesundheitswesen verkündete: Wir wollen, daß alles Geborene zu etwas Gewolltem, daß alle Kinder mit Liebe erwartet werden sollen. Sie seien willkommene Gäste am Tisch des Lebens!

Die chemnitzer Richter formulieren diese Forderung wörtlich also: Weitesten Kreisen des Volkes gilt es heute als unsittlich, Kinder in die Welt zu setzen, die ihrer körperlichen Konstitution oder ihrer wirtschaftlichen Lage nach so ungünstige Lebensaussichten haben würden, daß sie es aller Aussicht nach zu Glück und Erfolg nicht zu bringen vermögen.

Auch auf dem Gebiete der Kindererzeugung beginnt der Qualitätsbegriff über den Quantitätsbegriff die Oberhand zu erlangen und der Gedanke sich durchzusetzen, daß nur gesunde Eltern, und diese nur so viele Kinder erzeugen und gebären dürfen, als sie unter angemessenen Bedingungen großzuziehen vermögen.

Wenn der berliner Richter sich dieser selbstverständlichen, zeitgemäßen Begründung anschließt, wird er wirksamer gegen die Vertrauenskrise ankämpfen, als es hundert Beschlüsse der Richtervereine zu tun vermögen. Jedenfalls erfolgreicher, als die 26. Zivilkammer des Landgerichts II Berlin, die kürzlich folgendes Urteil im Namen des Volkes gesprochen hat:

Tenor des Urteils:

Die Ehe der Parteien wird geschieden.

Die Beklagte trägt die Schuld an der Scheidung.

Die Kosten des Rechtsstreites werden der Beklagten auferlegt.

Aus den Entscheidungsgründen:

Auf Grund der Vernehmung der Parteien ist als erwiesen anzusehen, daß die Beklagte dem Kläger trotz wiederholter Vorstellungen einen ehelichen Verkehr nur dann gestatten wollte, wenn er dabei geeignete Schutzmittel verwende. Nach ihren eignen Angaben hat die Beklagte sogar hinsichtlich der Art des Schutzmittels bestimmte Forderungen aufgestellt und sich mit einem Pessar nicht begnügt. Nach ständiger Rechtsprechung kann jedoch die Ehefrau, wenn nicht ganz besondere, hier nicht gegebene Umstände vorliegen, nicht die Gestattung des Beischlafs von der Verwendung eines Schutzmittels abhängig machen. Dadurch, daß die Beklagte also seit dem Juli 1928 ihrem Mann den Beischlaf verweigerte und noch in der Vernehmung vom 26. September 1929 erklärte, sie werde ihm den Geschlechtsverkehr nur bei Verwendung geeigneter Schutzmittel gestatten, hat sie die durch die Ehe begründeten Pflichten schwer verletzt. Dadurch ist eine so tiefe Zerrüttung der Ehe eingetreten, daß dem Kläger die Fortsetzung der Ehe nicht mehr zugemutet werden kann.

Es handelte sich um eine Frau, die in vierjähriger Ehe bereits zwei Kinder zur Welt gebracht hatte und während des Prozesses das Dritte unter dem Herzen trug. Auf die erste Geburt erfolgte der Kaiserschnitt. Nach der zweiten Niederkunft litt die Frau monatelang an heftigen Unterleibsschmerzen. Sie bezieht Armenunterstützung, weil der Mann sie und die Kinder nicht ernähren kann.

All dieses war dem Gericht bekannt.

Das Aktenzeichen lautet: 39. R. 398/28.

Zur Aufbewahrung dieses Urteils dürfte das Britische Museum nicht genügen. Dazu müßte man ein eignes Museum bauen.

Rudolf Borchardt, ein Johannes des Vergangenen

von Gerhart Pohl

Da deutsche Stilisten fast so selten geworden sind wie die literarischen Charaktere, darf man einen nicht übergehen, der beides in vollkommenem Maße ist, selbst wenn er zu den Verkennern des Zukünftigen zählt, zu den Feinden des Wachsenden: Rudolf Borchardt.

Wie billig ist es heute, auf der Asphaltbahn des „Ruhmes" hinzuschieben, Vierwochengenie einer Theatermache oder Plakatengel des neusten Verlagsgeschäftes. Griffig ist so erworbener „Ruhm" und — ganz ohne Wirksamkeit. Man darf wohl behaupten, daß fast alle „Entdeckungen", die dem phantastischen Krater Berlins traumhaft schnell entsteigen, ebenso schnell in die Tiefe letzter Vergessenheit stürzen und daß sich zu halten nur vermag, wer langsam und mühselig den Berg wahren Ruhms aus den Steinen erarbeiteter Wirksamkeit selbst zusammenträgt, um ihn hernach zu ersteigen.

Und wenn einer, der bereits soviel zusammengetragen hat, daß er sichtbar vor uns steht, ein gehärteter Charakter im deutschen Schrifttum, Rudolf Borchardt, leidenschaftliche Worte des Grauens und der Anklage wider die Betriebsamkeit einer geistschütternZeit schleudert, darf er wohl beanspruchen, daß ihm nicht der Dilettantismus gangbaren Literaturreferats begegne — mit der abgeplatteten Urteilslosigkeit, die das Wort dem politischen Vokabelbuch entlehnt und Geist überhaupt nicht besitzt. Rudolf Borchardt hat das Recht auf ernsthafte Auseinandersetzung durch Leistung erworben. Ihm sei nicht das Zeichen „Reaktionär" als einziger Schild gegnerischen Unverstandes entgegengehalten, obwohl seine Wirksamkeit vornehmlich die zerstörenden Mächte der Reaktion zu fördern vermag.

Seinen gesammelten Essays „Handlungen und Abhandlungen" (Horen-Verlag, Berlin), Meisterstücke der Sprachgewalt, Bildung und — Zeitverkennung läßt Rudolf Borchardt jetzt die Druckschrift einer Rede folgen: „Die Aufgaben der Zeit gegenüber der Literatur" (G. A. von Halem, Bremen), die so mächtig „die initiativen Verantwortungen des literarischen Berufes als Standespflichten des literarischen Charakters" anspannt, daß scharfe Auseinandersetzung notwendig wird.

Grundlage der Broschüre ist eine Rede, die Borchardt im Februar vor bremer Kaufleuten hielt „in einer tätigen Stadt und nicht in einer weichlichen, einer der alles zerredenden deutschen Schreiberstädte". Diese Formel schon zeigt den ganzen Borchardt. Sie diktierte nicht etwa Byzantinertum vor den mächtigen „Pfeffersäcken" des Parketts, vielmehr sein elementarer Haß gegen Berlin, der donnernd explodiert, sobald nur ein Zündhölzchen vergleichender Geographie aufflammt.

Und hernach folgt eine catilinarische Rede, die der „weichlichen Schreiberstadt" nicht unbekannt bleiben sollte. Rudolf Borchardt analysiert mit einer Schärfe, die befreiend wirkt, zunächst die Situation des Verlegers: Das deutsche Verlags-

wesen befinde sich „in einer geschleppten Krise"; das Publikum kaufe die Bücher nicht, die der Buchverlag drucke; die Lage des deutschen Verlages sei finanziell so schwierig geworden, daß ihm literarische Wagnisse und eine annehmbare Honorierung der Autoren fast unmöglich geworden seien; der deutsche Verlagsbuchhandel sei im Begriff, „im Kampfe um seine wirtschaftliche Selbständigkeit und damit um sein Gestaltungsrecht... zu erliegen", da er „in hoffnungslosem Maße" an die technischen Hersteller verschuldet sei; „das Chaos der nationalen Verwirrung" bringe „den deutschen Verlagshandel um die erste Grundvoraussetzung jedes kaufmännischen Handelns, die feste Bedarfstradition", die Folge sei ein „unverläßliches Saisongeschäft". Dennoch werde nicht etwa weniger, nein, viel mehr Druckwerk hergestellt. Die deutsche Buchproduktion „ist relativ und absolut die größte aller Weltvölker". Mit Pilatusgeste weist Borchardt auf dieses erbarmungswürdige Bild: „Wir werden eine Kulturnation fünften Ranges geworden sein, wie wir es symptomatisch heute bereits sind". Borchardt erinnert an das Beispiel der Cotta und Brockhaus, die, um Goethe oder die Kostbarkeiten der Weltliteratur zu erhalten, Gebrauchswerke des tätigen Alltags druckten, die das Volk „lesen mußte, gleichviel, ob es lesen wollte und konnte". Für sie war der Dichter zunächst keine Frage der Rentabilität. Der englische Buchhandel, der dieses Prinzip des kaufmännisch geführten Verlagsgeschäfts mit edlem Anspruch erhalten und durch ein großartig organisiertes, engmaschiges Netz zusammengehöriger Leihbibliotheken gefestigt hat, die „ganze Auflagen von vornherein aufkaufen, weil sie ihrer bedürfen werden", ist für Borchardt das Ideal und Wegweiser, wohin der deutsche Verlag zurückkehren müsse.

Der Deutschlands literarische Vergangenheit durchpflügt hat wie kaum ein Zweiter, kennt auch sein buchhändlerisches Gestern: Als auf ein Vorbild geistiger Sauberkeit weist er auf den alten Sortimenter hin, „auf den Tresen links, hinter dem das Bücherlager aufstieg... auf den Tresen rechts, Papier, Hefte, Schreibmaterial, und wenn der wackere und wohlunterrichtete Mann, der zwischen den beiden Ladentischen vermittelte, gefragt worden wäre, ob er diesen beiden Tätigkeiten mit der gleichen Kompetenz zu genügen wisse, so würde seine Redlichkeit geantwortet haben, daß er von dem Bücherrabatt allein nicht leben könne." Die Rationalisierung — „nach blutigen Aktionen das Sammeln" — die der deutschen Wirtschaft wohl allgemein gelungen ist, habe den Buchhandel überhaupt nicht erreicht — mit der einzigen Ausnahme der wissenschaftlichen Verlage, die „still, stolz und entschlossen in das gewaltige Institut De Gruyter & Co. zusammengetreten" seien.

Borchardt behauptet, der Niedergang des Buchhandels sei überhaupt keine Folge des Krieges sondern zutiefst im Geistigen bedingt. Und hieran entzündet er sich. Als „Beweis" folgt der zugleich vehementeste und grundsätzlichste Angriff auf den Naturalismus der neunziger Jahre, den ich jemals gelesen habe. Die Flammen dieser literarischen Revolution, „von einer rein intellektualistischen und pragmatischen Generation, die künst-

lerisch null und windig ... war, über das Land verbreitet", wurden „mit den echten großen Feuern des Nordens und Ostens in eine perspektivische Täuschung des Weltzusammenhanges gesetzt. Der Tumult erregte durch seine Kämpfe Interesse, übertönte das traditionstreue Publikum und zog mit jedem Jahre weitere Kreise der Teilnahme und der Kaufkraft in seinen Bann." Also entstand — nach Rudolf Borchardt — der belletristische Verlag, der ihm bekämpfenswert erscheint, weil er den heutigen Leerlauf dynamisch erzeugt habe. „Wer begreift es noch, daß dreizehntausend Deutsche sich „Zwei Menschen" von Dehmel, daß vierzig- oder fünfzigtausend sich den „Irrgarten der Liebe" von Bierbaum gekauft haben" ... während „man die beiden größten Erzähler des neunzehnten Jahrhunderts, Jean Paul und Immermann, in keiner lesbaren Ausgabe besaß"?

Eine Konsequenz sogearteten Denkens ist die Ablehnung landläufiger Buchkritik, „die ausschließlich anzeigt, um anzupreisen wie bezahlt, zu loben über den grünen Klee, Genien hochachtungsvoll zu präsentieren und dem mutigen Verleger, der sie herausgebracht hat, mit einer Verbeugung für das Exemplar zu quittieren, wenn sie nicht, unter schlecht sitzenden literarischen Vorwänden, dazu angezeigt werden, an den Drähten von Partei und Clique das Unbequeme zu verschänden und zu verschreien, und dies schnöde Gewerbe ist unter dem Wirken der politischen Parteiseuchen in unheimlichem Fortschreiten begriffen. Niemand weiß und niemand fragt danach, wer das Zeug schreibt."

Und Borchardt türmt den Ossa der Verachtung auf den Pelion seines Zornes: „Das fadenscheinigste, schleuderhafteste, wässrigste Tintenknabengerede, das sich erdenken läßt ... wir sind die zahlenden und erhaltenden Leser ... unsrer geistigen Heloten, die Abonnenten auf Krethi und Plethi." Daß schließlich Theater und Zeitung, Vortragswesen und Wissenschaftsbetrieb mit der erfrischenden Schärfe eines fiten Polemikers und dem dünkelhaften Hochmut verkannter Größe erledigt werden, ist nur der beharrliche Schluß einheitlicher Denkleistung. Nicht vergessen sei Borchardts Urteil über die jungen Schriftsteller Deutschlands, das er schon einmal anderswo geäußert hat: „Ich will annehmen, daß die affektiert rohen und affektiert parfümierten Unterhaltungsschmöker, die als Romane der jungen Generation den Markt suchen, keinen Schluß auf das Kontinuum des neuen Geschlechts und seinen innern Trieb zulassen. Das sichtbare ist ungefähr das roheste und leerste, was in Europa geschrieben wird ..."

*

Diesen Angriff auf das Wesen unsres geistigen Daseins kann man nicht schwer genug nehmen. Denn Rudolf Borchardt ist weder ein literarisch getarnter Gallifet noch Mitglied etwelcher Schwatzbuden der Reaktion. Dichter des „Durant", Übersetzer von Dantes „Vita nuova" und ein bezwingender Stilist steht er, durch Wissen gestählter Charakter, in einsamem Kampfe gegen eine Zeit, die er nicht begreift. Stefan Georges „Kein Hoffen! Massen sind heut Schutt" wurde ein dichter

Nebel, der ihm die Konturen gegenwärtiger Wirklichkeit löschte. Ihn durchstrahlt das Licht großer Epochen deutschen Geistes, die er kennt, wie wir alle sie kennen sollten — aber seine Augen sehen die Gegenwart nicht und den Kampfgeist, der sie erfüllt. Verwurzelt in der Tradition idealistischer Philosophie bleibt das Ökonomische ihm so fremd wie die Soziologie. Lenin, Marx, Hegel, ja selbst Kant sind seines Spottes gewiß, nicht aber seines Verständnisses. Mit seinem traurigberühmten Worte, die Oktoberrevolution sei „durch die Adaption marxischer Hegeltravestien an das arme und starre ostjüdische Gehirn" zu „erklären", hat er — ohne Wissen und Wollen — Entscheidendes nur über sich selbst ausgesagt.

Und so beschaffen ist auch sein Pamphlet gegen den Literaturbetrieb: ein mutiger Griff in Fäulnisherde, deren Miasmen uns alle bedrohen. Erhellung verborgenster Zusammenhänge von Geist und Organisation. Großer Denkstil, heller Kampfruf und — kindlichster Mißverstand.

Rudolf Borchardts vehemente Anklagen gegen unsern Literaturbetrieb und seine Folgen verdienen gründliches Bedenken und ernste Auseinandersetzung, seine Vorschläge und Zielweiser dagegen nur ein Achselzucken der Trauer — über soviel romantischen Widersinn. Denn dem Appell dieses wiedergeborenen Zarathustra: „Verwandeln Sie mit uns allen die ecclesia pressa des deutschen Geistes in eine ecclesia militans, die es erträgt, Blut zu sehen, Scheiterhaufen zu türmen, Krieg zu erklären!" können wir nur mit dem klaren „Nein!" begegnen, das schon Friedrich Nietzsche geziemt hätte und das um so entschiedener sein muß, als Borchardt nicht Nietzsche und 1883 nicht 1929 ist. Denn die Geschichte lehrte uns, daß auf Scheiterhaufen Giordano Bruno, Savonarola und Jeanne d'Arc verkohlten und daß die Faulen und Flinken ihrer Zeit nur als Gaffer bei diesem harten Schauspiel agierten. Jüngst erlebten wir wohl auch, wie schnell Kriege erklärt sind und wie unsagbar schwer es ist, sie zu erleiden, und wir glauben — heute wie je —, daß Menschenblut über allen Ideen steht, weil diese der natürlichen Grundlage erwachsen, die jenes bildet.

Schließlich darf die berechtigte Kritik eines Rudolf Borchardt uns nicht zu seiner inquisitorischen Phantastik hinreißen, deren Furchtbarkeit nur die Ohnmacht erzeugt. Denn wer die einfachsten Gesetze einer Zeit nicht erkannt und das Naturhafte nicht erlebt hat, mit dem Junges aus Morschem und aus der Gegenwart die Zukunft sich schält, wer nicht weiß, daß heute und in Deutschland hart gekämpft wird und worum gekämpft wird, der darf nicht als Nationalanwalt erscheinen, catonisch-streng und erstarrt im ausgekühlten Panzer gestriger Dogmatik.

Ihm ziemt auch die Würde eines Johannes nicht. Denn was er kündet, ist verklungen, und dessen Weg er zu bereiten sucht, der ist längst vor ihm und ohne seine Hilfe durch die Gegenwart geschritten und verschwunden in einer Vergangenheit. Unwiderruflich!

Das Ende der privaten Sphäre von M. M. Gehrke

Der große Krieg hat, wie jeder Krieg, die Vereinzelung aufgehoben und der Masse zu einer seit langem unvorstellbar gewordenen Wichtigkeit verholfen. Die blieb ihr erhalten, auch als der Krieg zu Ende war; die Masse hat ihr Gewicht erkannt und ist aktiv geworden. Sowjetrußland ist nur das durchgeführteste Beispiel des Kollektivismus; die große Linie ist überall die gleiche.

Wir erleben heute nicht die erste Reaktion der Geschichte auf den Individualismus, erleben nicht zum ersten Mal die Praeponderanz der Masse; aber zum ersten Mal geht ihr parallel eine Entwicklung, die sie von außen her in bisher nicht vorstellbarem Maße unterstützt: die Entwicklung der Technik.

Bevor es Städte gab, war die Isolierung und als deren innere Form und Folge der Individualismus das Naturgegebene. Je mehr und enger die Menschen zusammenkamen, desto stärker wurden die äußeren Voraussetzungen des Kollektivismus. Fast jede neue technische Erfindung bedeutete und bedeutet aber auch eine stärkere Zusammendrängung von Menschen. Man erinnere sich des Unterschiedes von Werkstatt und Fabrik; man vergegenwärtige sich, was es heißt, in der Sänfte, zu Pferde und allenfalls in der Postkutsche oder aber in einem zwanzig Wagen langen Eisenbahnzug zu reisen — nächstliegende Beispiele, die jeder beliebig vermehren mag.

Soweit die Entwicklung vor 1914. Seit dem Kriegsende hat sich die Technisierung des Lebens mit betäubender Schnelligkeit entwickelt. Da ist der Rundfunk, durch den nicht mehr ein paar Hundert oder selbst Tausend Besucher eines Theaters das gleiche Erlebnis haben sondern der Tag für Tag, Abend für Abend, Zehntausende, Hunderttausende von Hörern zum gleichen Programm zwingt.

Zwingt? Aber niemand ist doch gezwungen, ein Rundfunkabonnement zu nehmen! Gewiß nicht. Aber — ganz abzusehen von der unwägbaren Beeinflussung der Massenhaftigkeit an sich — hat es der Nachbar, das Gegenüber, die Partei unter, über, neben mir. Alle haben Lautsprecher, alle öffnen bis in den Herbst hinein ihre Fenster, und sind die im Winter geschlossen, so dringt der vorzüglich reproduzierende Lautsprecher durch alle Wände alter und neuerbauter Häuser in das Zimmer, das einmal meine Burg gewesen ist. Unentwegt höre ich schwarz, obgleich ich nicht im Geringsten die Absicht dazu habe. Schweigt das Radio, so tönt das Grammophon; kein Mietshaus, in dem es nicht in mehreren Exemplaren vertreten wäre, und kein Eigentümer, der nicht das altruistische Bedürfnis hätte, die Umgebung an der Vollkommenheit seiner Platten teilnehmen zu lassen. Denn der Kollektivismus findet einen seiner deutlichsten Niederschläge in der heutigen Vergnügungsform. Vergnügen und Geselligkeit waren für die Mehrzahl von jeher wechselseitig voneinander bestimmt; ist es ein Zufall, daß heute auf Rummelplätzen und in Tanzbars Gesellschaftsklassen vertreten sind, von denen früher höchstens die Männer an solchen Plätzen zu finden waren, und auch die

nur heimlich? Ist es ein Zufall, daß heute jeder die verständnisvolle Teilnahme der ganzen Straße an seinen Vergnügungsgeräuschen voraussetzt und daß in jeder solchen Straße immer nur ein Einzelner existiert, der Lautsprecher und Grammophon, Hundegeheul und das Knattern nicht abgestellter Motoren als Eingriff in die private Sphäre auffaßt, aber nicht verhindert, weil er als Einzelner nicht den Mut hat, die spärlichen polizeilichen Verbote zu seinen Gunsten in Anspruch zu nehmen? Eine Mehrheit aber, die sich gestört fühlte und geschlossen gegen die Unruhestifter vorginge — die gibt es bezeichnenderweise nicht.

Es wäre töricht, von einem Ende der privaten Sphäre zu reden, wenn weiter nichts vorläge als die kollektivistische Reaktion auf ein individualistisches Jahrhundert. Erst die Parallelentwicklung der Technik berechtigt dazu. Und angesichts der neuesten Entwicklung mehr denn je. Das Problem des Fernhörens ist so gut wie restlos gelöst, nun halten wir beim Fernsehen. Es ist keine Frage, daß wir auch hier der Praxis bereits recht nahe sind. Schon ist ein Allgemeiner Deutscher Fernseh-Verein gegründet, der „die Förderung des Fernsehens und die Vertretung aller damit zusammenhängenden Interessen..." bezweckt. Er wird seine Ziele erreichen, und die Menschheit wird um eine wundervolle Erfindung reicher sein. Aber wird es möglich werden, diese Erfindung so anzuwenden, daß sie der Allgemeinheit dient, ohne die Sphäre des Einzelnen zu stören?

Es wird kaum möglich sein. Schon darum nicht, weil es kaum und jedenfalls nicht genügend Einzelne geben wird, die diese Störung als solche empfinden. Niemand wird gezwungen werden dürfen, sich einen Fernsehapparat anzuschaffen, und wenn er ihn hat, so wird er ihn jederzeit ausschalten können? Aber wer garantiert uns, daß nicht Wellen entdeckt, Apparate erfunden werden, die das Fernsehen ausschließlich in den Willen des, sagen wir einmal: Senders stellen, gegen den sich der Empfänger so wenig schützen kann wie heute ein Kirchturm gegen einen Fernstecher? Utopie? Das Wort hat nach Ergebnissen des letzten Jahrhunderts keine Gültigkeit mehr.

Abwehrmaßnahmen? Sie haben keine Aussicht auf Erfolg, da die Allgemeinheit keine Abwehr will. Schlußfolgerungen? Schlußfolgerungen sollen keine gezogen werden. Es wurde nur versucht, den Beweis zu erbringen, nicht für eine Behauptung sondern für noch nicht ganz bekannte Tatsachen, mit denen wir uns abzufinden haben, jeder auf seine Art.

* * *

Antwort an M. M. Gehrke von Rudolf Arnheim

M. M. Gehrke betont, daß sie sich jeder Stellungnahme enthalte und nur konstatiere, aber sie spricht nur vom Unangenehmen, nur von den Geräuschen der Terrier, Taubers und Auspuffe, die einem im Zeitalter eines von den Ingenieuren konstruierten Kollektivismus der liebe Nachbar auf den Hals jage. Als ob nicht auch liebenswürdigere Geräusche

von Mensch zu Mensch dringen. Sie tritt in unsre Zeit, wie jemand, der lange unter Dach und Fach geborgen gewesen ist, in einen Platzregen; sie spannt den Schirm auf und befürchtet von der Zukunft, sie werde ihr auch noch den Schirm nehmen.

„Kollektivismus" ist ein gefährlicher weil changierender Begriff. Kollektivismus ist nicht ein Erzeugnis der Technik oder des Zusammenlebens in Städten, er findet sich vielmehr in reinster Form am ersten Anfang der Kultur, bei den Naturvölkern und bei den Tieren. Die Entwicklung und Spezialisierung der menschlichen Geistesarbeit, die zunehmende Arbeitsteilung, der Zerfall der Gemeinschaft in Klassen verschiedener Bildungs- und Einkommensstufe zerstörte den Kollektivismus, und grade die von Gehrke zitierte Fabrikarbeit, die äußerlich betrachtet gegenüber dem Werkstättenhandwerk die Zusammenrottung großer Massen bringt, hat einen echten Kollektivismus, eine Zusammenarbeit vernichtet, die zur Zeit der Zünfte selbstverständlich waren.

Denn Kollektivismus ist nicht gleich Zusammenrottung. Die Großstädter, die einander auf den Leib und auf die Seele rücken, führen nicht mehr Gemeinschaftsleben als die Sardinen in der Büchse. Sie leben nicht miteinander, sie stören sich. Kollektivismus ist das nicht, sondern der wäre nur die schönste und zweckmäßigste Manier, sich mit diesem Übelstand abzufinden.

Im übrigen gibt es stärkere Angriffe auf das Privatleben als die Rabitzwand und das Boschhorn. Es wäre hier von der allgemeinen Vertrustung unsrer Kulturproduktion zu sprechen, von der Normierung der Gebrauchsgegenstände und der Nahrung, vom Unterhaltungsmonopol der Fernhör- und Fernseh-Zentralen, gegen die man sich nicht nur, was Gehrke betont, wird wehren müssen sondern auf die man angewiesen sein wird ... wer weiß, ob man in zwanzig Jahren am Abend nicht nur ein einziges Theaterstück, dies aber in allen Wohnungen des Reiches wird hören können, es sei denn, daß ein Kommerzienrat seine Freunde in sein Privattheater einladet. Wie sich damit abfinden?

Der Widerstreit zwischen Individuum und Gesamtheit hatte zuletzt eine Lösung gefunden, die sehr zum Nutzen unsrer Arbeit war, aber eine Verärmlichung des Lebens gebracht hatte. Tapezierte Mauern und ein Bankkonto boten genügend Schutz für Studien, die im Treibhaus prächtig gediehen, Wissenschaften und Künste auf den Gipfel führten. Aber die Mehrzahl der Volksgenossen lebt ohne Bildung und Kultur, bis ebendieselbe Wirtschaftsform, die dies Analphabetentum hervorgerufen, nun durch die Vertrustung alles Bedarfs die Wände niederreißt und die Gesamtheit der Volksgenossen sei es zur Kultur, sei es zum Plebejertum führt. Wer bisher in aller Privatruhe sich selbst mit guten Dingen und damit eben diese guten Dinge gepflegt, sieht sich gezwungen, auf die Bedürfnisse der Allgemeinheit Rücksicht zu nehmen, weil ihm die individuellen Bezugsquellen sachte abgeschnitten werden. Und er sieht sich aus Eigennutz auf einen Altruismus angewiesen, der höchst nützlich werden kann. Denn da nun

gleiches Brot für alle gebacken wird, liegt es in seinem eignen Interesse, auf die Besserung des Gebotenen zu sinnen und die Aufnahmeorgane der Masse zu veredeln, damit die allgemeine Kost auch bei mehr Gehalt noch bekömmlich sei. Diese Notwendigkeit wird allerdings der Kulturarbeit auf lange hinaus gewaltigen Schaden bringen, und es ist kein Vergnügen zu sehen, wieviel Barbarei und Vergröberung zum Beispiel das Sowjetsystem in die Kunst und die Wissenschaft hineinträgt. Aber sie weckt zugleich — vom egoistischen Standpunkt des Individuums aus gesehen — die verkümmerten Freuden am Leben in der Gemeinschaft, am Helfen, am Austausch. Sie wird den geistig Produktiven das Vergnügen des Lehrens, des Schenkens gewähren, eine gute Beigabe zu dem unfrohen Fanatismus, den die Einsamkeit der Studierstube so häufig mit sich bringt. Und sie wird, wie an unsern Zeitgenossen deutlich zu sehen, die Verlockung bringen, den Geist zu verraten und sich im Schutze wohliger, einschläfernder Kameradschaftlichkeit Vergnügungen hinzugeben, auf die der Massenmensch heute noch angewiesen ist, die aber den Kultivierten depravieren. Eine nützliche Aufstörung: die allzu gefestete Position der Verwöhnten wird erschüttert werden, sich unter erschwerten Umständen bewehren und nicht nur für die Sache sondern auch für den Nebenmenschen fruchtbar werden müssen. Und in den mit Entengrütze bedeckten Weiher, in dem eine wimmelnde Masse ihr Leben führte, werden Sonnenstrahlen und die aufregenden Düfte neuartigen, gefährlichen Futters fallen. Es lohnt das Unbehagen!

Gefangenenlager von Erik Reger

Aus einem unveröffentlichten Roman „554".

Dies war der Weg zum Truppenübungsplatz von Harfleur.

Als die Mauer, die ihn abgrenzte, die Sicht freigab, lag unten die Stadt Le Havre wie in einem Kessel, der Badestrand bildete einen langen, weißen Schlauch, und davor war das Meer. Es erschien von hier oben sehr blau und sanft und glatt wie ein frisch geputzter Spiegel. Die Luft war kräftig und geräuschlos und ungeheuer durchsichtig. Der Weg machte eine scharfe Biegung, da war das Bild verwandelt, man sah den Hafen und die Seinebucht und in der Ferne den gekrümmten Lauf des Flusses in der Ebene, die schwer und breit hinsank wie der Rücken einer trächtigen Kuh.

Auf dem Plateau wimmelte es von Truppen aller Waffengattungen, viele Schotten waren da mit Tellermützen und Hochländer mit nackten Waden und karierten Röckchen. Die Gefangenen waren auf einem geräumigen Platz hinter einer doppelten Reihe Stacheldraht von fast fünf Meter Höhe untergebracht.

Ein deutscher Feldwebel nahm die Ankömmlinge in Empfang. Sie mußten einzeln in ein Zelt treten, vor dem ein Schild hing: Schreibstube. Ein Tisch und zwei Stühle standen drin, auch ein Fußboden war da. Spanek war zu groß, um sich aufrecht hinstellen zu können. Er gab dem hochmütigen Schreiber, der eine hohe Schirmmütze und eine schöne graue Litewka hatte, seine Nummer 554 ab und wurde offiziell unter der gleichen Nummer als Prisoner of War registriert.

Draußen drängten sie sich an die Neuen heran. Der Feldwebel brüllte: „Schert euch weg! Aber dalli, sonst mach ich euch Beine!"

Sieh da, der deutsche Schneid war hier in alter Frische wieder

etabliert. Spanek fragte den Schreiber, ob er eine Mütze bekommen könne.

„Wo ist denn deine?"

„Die Tommys haben sie mir abgenommen."

„Sag lieber gleich, daß du sie für ein paar Zigaretten verschachert hast, das andre glaubt dir der Feldwebel sowieso nicht. Du mußt dich schon an ihn wenden, ich kann nichts machen."

Spanek fragte im Vorbeigehen den Feldwebel.

„Was der Karl für eine Haltung hat! Das will ein Unteroffizier sein! Na wartet, die Schlappheit will ich euch austreiben! Wir stehen hier unter den Engländern als Vertreter der deutschen Nation! Wir haben dafür zu sorgen, daß sie vor der Disziplin der deutschen Soldaten Respekt kriegen! Wer etwas will, meldet sich morgens zum Rapport. Jetzt marsch, Zelt dreiundzwanzig!"

„Jawohl, Herr Feldwebel!" schrie Spanek und klappte aus Wut die Hacken zusammen, daß es dröhnte. Der Feldwebel nahm es als Ehrenbezeugung und nickte huldvoll. Gut, daß diese Gesellen so dumm dabei sind, dachte Spanek, das söhnt einen aus.

Sie waren mit sechzehn Mann in einem Zelt und konnten sich kaum noch bewegen. Sie lagen mit den Köpfen rund herum an der Zeltwand, die Füße vereinigten sich am Stützpfahl in der Mitte. Spanek erzählte dem Zeltältesten seine Begegnung mit dem Feldwebel.

„Ach", sagte der, „der. Spieß hat die Hose gestrichen voll, das ist alles. Er schreit und schwadroniert bloß aus Angst. Der englische Kapitän hat nämlich gesagt, daß er ihn für jede Unordnung verantwortlich macht. Da will er sich nun dicke tun bei uns mit seinem Drill. Um den englischen Sergeant-Major scharwenzelt er herum wie ein zahmes Eichhörnchen, das seine Männchen macht, und wenn er vor dem Kapitän steht, geht ihm das Wasser in die Buxen. Jeden Abend um acht veranstaltet er einen Appell, da verliest er seine eignen Bataillonsbefehle, das kannst du dir ja nachher anhören. Aber das mit der Mütze laß nur mich besorgen. Wir haben hier nämlich ein Handwerkerzelt, da kriegt man freilich nur gegen Bezahlung was gemacht — hast du Geld?"

„Fünf Groschen, ja."

„Gib her! Dafür handle ich bei den Tommys Zigaretten ein, die bieten wir dem Schneider. Er muß sich schließlich ja auch die Zeit dafür stehlen, denn er ist immer für den Stab beschäftigt — nu ja, so nennen wir den Feldwebel und den Schreiber und den Dolmetscher —, die brauchen von Hosen und Litewken und Mützen und Hemden gleich drei Garnituren."

Beim Appell sagte der Feldwebel, der Souvenirhandel mit den englischen Soldaten wäre verboten und der Kapitän wollte in Zukunft jede Übertretung gemeldet haben. Sie sollten sich was schämen, daß sie erst von den Engländern zur Wahrung der Nationalehre gezwungen werden müßten.

„Die Nationalehre kammer nich roochen", sagte einer laut.

„Das sind Schufte, die ihr Vaterland für eine Zigarette verraten!" schrie der Feldwebel.

Als sie auseinandergingen, hörte Spanek eine bekannte Stimme sagen: „Jetzt müßte ich eigentlich mal zur Latrine, aber ich trau mich nicht recht, vielleicht ist es Vaterlandsverrat, wenn ich den feindlichen Boden dünge." Er drehte sich um. Es war Dorre. „Seit wann bist du hier?" fragten beide zugleich. Dann berichtete Dorre, daß die Engländer hier oben so eine Art Rekrutendepot hätten. „Morgen früh kannst du sie exerzieren sehn. Die haben das Bimsen auch schon raus, verdammt nochmal, wenn der Krieg noch lange dauert, werden das Preußen, und wir werden Engländer."

In der Dämmerung bildeten sich flüsternde Gruppen am Zaun. Draußen, vor dem zweiten Draht, standen die Engländer, der Zwischenraum betrug mindestens vier Meter.

„Hallo, Fritz, Souvenir?"
„Jes, hier. Wat ju geben for?"
„Let's see — what is it?"
„Knopf, hier von mei Rock."
„Oh —, a button from your coat? No, I don't want any more of them."
„Mensch, siehst du denn nicht, die haben schon die ganzen Taschen voll von unsern Knöpfen, davon wollen sie nichts mehr wissen. Hier, ich hab mir die Achselklappen abgerissen, das zieht noch. Wat ju geben for — hier, von Schulter?"
„Straps? — Five Cigarettes." Er zeigte die Zahl an den Fingern.
„Zu wenig — zwanzig!"
Der Engländer hielt ein gelbes und ein grünes Päckchen hin und sagte: „Five Gold Flake and five Woodbines."
„Die gelben sind besser, nimm sie doch."
„Quatsch nicht, es kommt nicht auf die Qualität an. Hauptsache, daß es viele sind."
Sie einigten sich auf fünfzehn Woodbines. Der Engländer warf eine Schnur herüber.
„Erst Cigarettes", sagte der Prisoner. „Sonst gehn sie nämlich im Preis herunter, wenn sie ihr Souvenir herausgeangelt haben. Vorgestern hat mir so ein Aas hinterher überhaupt nichts gegeben und hat noch geschimpft und mit dem Kapitän gedroht. Nee, mein Lieber, auf die Flausen laß ich mich nicht mehr ein. Erst die Zahlung, dann die Ware, das ist für Prisoners ein reelles Geschäft."
Im Lager rief einer: „Der Feldwebel!"
Sofort und ganz unauffällig lösten sich die Gruppen am Draht. Aber es war nur ein Scherz.
Der Zeltälteste bot Spaneks Groschenstücke an. Sie hatten vereinbart, daß er eins davon auf eigne Rechnung verkaufen dürfe.
„Hier —, echt Scherman Monni. Gold gab ich für Eisen!"
„Paper?" fragte der Engländer und zog einen Packen Darlehnskassenscheine aus der Tasche.
„Iron", antwortete Spanek.
„Ach, du kannst Englisch? Dann brauchst du mich wohl hier gar nicht? Aber das mit dem Groschen bleibt abgemacht, der ist mein, verstehst du? Du gehst nicht ran, ehe ich den verkauft hab, sonst kriegst du eins auf die Schnauze."
„Reg dich doch nicht auf, ich habe ja gar nichts darüber gesagt."
Der Engländer wollte aber jetzt auf einmal wissen, ob Spanek eine Uhr hätte.
„No — sir", stotterte er und griff unwillkürlich an die Kette.
Aber der Zeltälteste hatte den Zusammenhang erraten. „Jawohl hat er eine, jes, jes, jes!" schrie er.
„Aber ich verkaufe sie nicht", erklärte Spanek ruhig.
„Du, der Schneider macht dir eine Schirmmütze, wenn du ihm die Uhr schenkst", sagte der Zeltälteste nachher zu ihm. „Ich habe mit ihm gesprochen."
Spanek erwiderte nichts und ließ ihm auch die fünf Groschen. Am andern Tag erfuhr er von Dorre, daß der Feldwebel französisches Geld habe und deutsches dafür kaufe. „Es gibt zehn Centimes für einen Markschein, wahrscheinlich will er als reicher Mann heimkommen. Es sind welche hier, die haben zwanzig Mark in der Tasche gehabt, und ich schätze, daß der Spieß das erste Tausend bald voll hat, hier sind doch vierzehnhundert Mann im Lager. Für das französische Geld lassen sie sich dann von dem Arbeitskommando, das jeden Morgen rausgeht, Schokolade und Zigaretten mitbringen."
„Wie kommt denn der Feldwebel an das französische Geld?"

„Da kann ich dir Auskunft geben. Er läßt den englischen Posten die Monturen von unserm Schneider flicken, dafür zahlen sie ihm einen Franc. Dem Schneider gibt er dann ein Brot oder eine Dose Margarine, die er uns abzieht."

Sie gingen hinüber und betrachteten die englischen Truppen. Das war wie in Deutschland, nur daß es hier um einen Grad weniger exakt und um einen Grad verwegener zuging. Schützengrabenmodelle waren da, mit Schulterwehren und Unterständen, da übten sie Gewaltpatrouillen und warfen scharfe Handgranaten. An einem Seil hingen kolossale Lederpuppen, die stürmten sie mit gefälltem Bajonett, und der Sergeant jagte sie solange zurück, bis alle Puppen gleichzeitig durchbohrt wurden und das Sägemehl herausspritzte. „Wenn es man bloß immer Lederpuppen wären, die in diesem Krieg für ihre diversen Vaterländer bluten", sagte Dorre.

Mittags um zwölf erscholl ein schriller Pfiff. „Raus zur Viehzählung!" rief der Zeltälteste. Sie mußten zu vieren antreten und durch den Gang zwischen den Drahtzäunen rund ums Lager gehen. Der Sergeant-Major stand da und zählte, hager, stur, unpersönlich, eine militärische Allegorie, und von der Gewissenhaftigkeit und Rechtschaffenheit eines alten Kaufmanns. Auch wenn die Zahl stimmte, mußten die Prisoners noch einmal herum, denn die Richtigkeit hätte ja das Ergebnis eines Fehlers sein können.

So ging das eine Woche lang. Spanek wäre gern einmal mit dem Arbeitskommando gegangen, es hieß, sie arbeiteten am Bahnhof und an Straßen und im Hafen, aber es wurden immer nur zwanzig Mann und ein Unteroffizier verlangt, und die Zahl derer, die sich dazu drängten, war zu groß. Es gelang ihm auch nicht, mit einem von denen zu sprechen, die unten gewesen waren. Wie sehr er auch aufpaßte, wenn sie zurückkehrten, immer war schon ein Gewühl um sie herum. Im Zelt war stets Nörgelei und Zank, stets war einer im Wege, stets trampelte einer auf den Decken herum. Beim Essen gab es verbissenen Streit über die Gleichheit der geteilten Portionen und über den Fortgang der kriegerischen Ereignisse.

Tagsüber war es hier oben sehr heiß, die Nächte wurden von einer frischen Brise gekühlt, die von der See heraufwehte. Spanek erholte sich in dieser Luft, er fühlte sich gekräftigt und war sehr hungrig. Sein Brot aß er immer schon abends auf, es war quälend, wenn man es einteilte. Wenn nur das Hocken im Zelt nicht gewesen wäre, das geduckte Hinleben mit angezogenen Knien, und wenn nur die Zeit nicht so still gestanden hätte. Er versuchte nachmittags zu schlafen, er ging viel mit Dorre herum, aber wenn er dann heimlich auf die Uhr sah, war kaum eine halbe Stunde verflossen, und zuletzt hatten sie auch eine Abneigung gegen das Sprechen, weil sie merkten, daß sich immer dieselben Worte wiederholten.

Paris auf neu von Morus

Die Wendriners werden umlernen müssen. Das mit Paris: „Pö, nach Berlin sollten Sie mal kommen", geht nicht mehr. Paris hat sich renoviert. Es wird gebaut, mitten in der Stadt, nicht mehr franz-josephscher Ringstil, wie mans noch beim Durchbruch des Boulevard Haussmann machte, sondern auf eine sehr anständige Art. Längs wie Messel und quer wie Mendelssohn, aber nicht gewalttätig und straßenaufreißerisch, wie sowas in Berlin geschieht, sondern selbstverständlich und einfügsam, ohne Protz und ohne Ellenbogen. Man

errichtet neue Theater und neue Läden, und, bitte sehr, aus städtischen Mitteln neue Arbeitshäuser. Es wird durchaus nicht alles in den Sparstrumpf gesteckt. Die Menschen leben wieder behaglicher und komfortabler, wenn es dazu reicht. Sogar Nôtre Dame de Fasanenstraße muß ich ein Leid antun: Die pariser Katholikinnen tragen sich fast so chic wie die Jüdinnen des Kurfürstendamms — zum Glück bleibt auch an der Seine das Monokel ein untrügliches Rassenmerkmal berlinischer Eleganz.

Zu diesen Phänomen des Fortschritts kommen aber auch einige gradezu revolutionäre Vorgänge. Zum ersten Januar hat man das Bulletin vert abgeschafft, die grünen Billets, die man für jeden Wagen beim Passieren der alten Stadttore lösen mußte. Noch ein Schritt weiter, und der mittelalterliche Stadtzoll, der Octroi, fällt. So stürmisch gehts nun freilich doch nicht, denn schon die jetzige Neuerung bringt der Stadt einen Ausfall von 50 bis 60 Millionen Francs, die anderweitig gedeckt werden müssen. Die öffentliche Hand braucht Geld, denn sie ist in dem unverfälscht bürgerlichen Frankreich nicht minder rührig wie im unecht geröteten Deutschland. Die Stadt Paris hat in den letzten Jahren die gesamten Untergrundbahnen an sich gebracht. Sie hat, bei viel geringern Pflichtaufgaben und einer um ein Viertel kleinern Einwohnerzahl als Berlin, denn die Vororte zählen in Paris nicht mit, einen Etat von drei Milliarden Francs, was immer noch mehr bedeutet, als eine halbe Milliarde Mark. Keine Aufsichtsbehörde und kein Notenbankpräsident wagt den Parisern dreinzureden, weil sie sich nach Kräften bemühen, ihre Stadt manierlich zu halten.

Das große Ereignis indessen, das die Gemüter in diesen Wochen zutiefst bewegt, ist die Einführung der staatlichen Sozialversicherung, die den Franzosen mit einem Schlage Alters-, Invaliden-, Kranken- und Arbeitslosenversicherung bringt. Schon vor drei Jahren hat Poincaré dieses bedeutende sozialpolitische Werk im Parlament durchgedrückt. Aber an die Durchführung traute man sich noch nicht recht heran, bis jetzt Loucheur sich der Sache angenommen hat. Wenn auch die Versicherungspflicht nur bis zu einem Einkommen von 15 000 Francs geht, so werden doch — bei acht Prozent vom Lohn und Gehalt — jährlich sechs Milliarden vom Staat zwangsweise einkassiert werden. Es ist also keine Kleinigkeit, und da es schon etliche große private Kranken- und Alterskassen gibt, fehlt es nicht an Reibereien und Contreminen.

Die Hauptschreier gegen die Sozialversicherung sind aber die Ärzte. Sie habens offenbar ihren deutschen Kollegen abgeguckt. Anstatt aus Deutschland die Erkenntnis zu übernehmen, daß die Krankenversicherung das vorzüglichste Instrument der sozialen Hygiene und das wirksamste Mittel zur Senkung der Sterblichkeitsziffer ist, haben sich die französischen Ärzte ein Buch eines danziger Sanitätsrats gegen die Sozialversicherung verschrieben, und aus dieser Provinzblüte saugen sie ihren Honig. Das ist doch wirklich zu bescheiden.

Wäre es da nicht an der Zeit, daß Hugenberg zur Abwehr des internationalen Marxismus den Franzosen hunderttausend Exemplare seines Pamphlets gegen die Sozialversicherung gratis und franko zur Verfügung stellte. Auch den deutschnationalen Reichstagskandidaten, Doktor Haedenkamp, den der Verband der Ärzte Deutschlands zum Hüter seiner sozialpolitischen Standesinteressen auserkoren hat, können wir wärmstens empfehlen. Als Sachverständiger für moderne Sozialreaktion käme vielleicht auch noch der Generaloberst von Seeckt in Frage, dessen feinsinnige und ungewöhnlich originelle sozialpolitischen Ansichten eben jetzt in dem offiziellen Verbandsblatt der deutschen Ärzteschaft propagiert werden.

Während sich so das Netz der geistigen Annäherung zwischen den Nachbarvölkern immer mehr verdichtet, ergeben sich in den politischen Beziehungen Deutschlands und Frankreichs recht peinliche Verwicklungen. Die außerpolitische Attacke Doktor Schachts gegen Curtius hat in Paris gewirkt wie der Panthersprung von Agadir: Es war eine Katastrophe. Da die deutsche Regierung nach diesem Rippenstoß auch noch Schacht zum Hauptdelegierten nach dem Haag schicken wollte, schien ein Krach unvermeidlich. Erst als Schacht sich zürnend wie Achill in sein Zelt zurückzog, zeigte sich am Locarno-Himmel wieder ein Silberstreif.

Aber da sprang der Prälat Kaas in die Bresche und drängte das Auswärtige Amt zu einer neuen Komplikation. Eines Tages mußte Herr von Hoesch Briand ankündigen, die Deutschen würden im Haag von den Gläubigerstaaten einen formellen Verzicht auf militärische Sanktionen fordern. Nun denkt in Frankreich zurzeit kein Mensch an eine Wiederbesetzung des Rheinlands oder gar der Ruhr, und nichts spricht dafür, daß sich daran in Zukunft etwas ändern würde. Aber wenn man solch eine Frage wieder aufs Tapet bringt und womöglich noch verlangt, die Sanktions-Artikel des Versailler Vertrages in aller Form für ungültig zu erklären, dann melden sich selbstverständlich sofort die Marins und Maginots und die ganze nationalistische Meute. Briand, dem es grade gelungen war, Tardieu zu zähmen und in seinen außenpolitischen Kurs einzuspannen, wankte in der Kammer umher, als ob ihm einer einen Sandsatz aufgebunden hätte, und mit diesem Ballast beladen muß der für Deutschland wichtigste Mann Frankreichs nach dem Haag gehen. Im Endeffekt aber kann dieses Produkt eines in Deutschland neuen klerikalen Nationalismus nur für Deutschland hinderlich sein, denn bestenfalls werden die Deutschen sich eine Verständigung darüber im Haag durch andre, realere Zugeständnisse erkaufen müssen.

Die wichtigste reale Angelegenheit, die gegenwärtig zwischen Deutschland und Frankreich zur Debatte steht, ist die Saarfrage, die vorzeitige Rückgabe des Saargebiets an Deutschland und der im Versailler Vertrag vorgesehene Rückkauf der von Frankreich okkupierten Saargruben. Als Stresemann von der ersten haager Konferenz zurückkehrte, ohne das Saargebiet quasi als Morgengabe heimzubringen, machte man ihm, bis weit nach links, einen Vorwurf daraus. Ohne

Saarlösung keinen Young-Plan; so ungefähr lautete die Parole. Es gelang Stresemann denn auch noch, die Saarverhandlungen in Gang zu bringen, und im November reiste Herr von Simson vom Reichsverband der deutschen Industrie nach Paris, um die Saar loszueisen.

Seit Wochen sind diese Verhandlungen, ohne daß man die Öffentlichkeit davon unterrichtet hat, auf dem toten Punkt. Die Deutschen wiederholten nämlich die Methode, die Schacht auf der pariser Konferenz angewandt hatte, nur noch etwas derber. Sie boten für die Saargruben 0,0 Mark, und das erschien den französischen Unterhändlern selbst als Minimalangebot etwas niedrig. Das Ergebnis dieser hyperklugen Taktik ist, daß die Saarberatungen praktisch unterbrochen sind, und daß keine Aussicht mehr besteht, die Saarfrage noch innerhalb des haager Großreinemachens zu klären. Ein neuer Trumpf für die Hugenberger. Der Haussegen des Prälaten Kaas ist dafür doch wohl kein ausreichender Ersatz.

Kontrakte

Wie er, unterzeichnete ich kaltblütig den Vertrag und amüsierte mich noch über seine Verschlagenheit. Seither habe ich erfahren, jeder Künstler läuft lebenslänglich solches Risiko. Wie auch der Kontrakt und wer auch der Künstler sein mag, der Direktor hat immer das Mittel an der Hand, alle beide loszuwerden. „Man kann klagen." Aber wenn wir mit anständigen Menschen zu tun hätten, brauchten wir dann zu klagen? Warum haben es die „Volksbelustiger" beständig oder doch fast immer mit einer Gaunerbande zu tun? Warum ist so oft das Theater ein unsauberes Handelsgeschäft, das sich von der Kunst nicht läutern läßt? Warum sind die Geldgeber des Theaters immer wieder Leute, die sich hineinlegen lassen? Sind die Dummen so zahlreich? Warum mußte mein schöner gesunder Werkeifer, meine Begeisterung, mein redliches Kunststreben, die Gaben, die mir der liebe Gott verliehen, und meine geistige Leidenschaft, warum mußte der schöne Kranz aus alldem in die Hände dieses dicken Ignoranten gelegt werden, der von Haus aus eine Null war, mich weder als Künstlerin noch als Frau begreifen konnte und in der langen Zeit, die ich bei ihm auftrat, immer wieder in gemeiner Art versuchen sollte, mich von dem Ziel, das ich anstrebte, abzubringen? Mein Gefühl und meine Einsicht, mein besonderes Lachen, die Eigenart meiner Munterkeit, die Eleganz meiner Auffassung, die Distinktion, durch die ich das Laszive „gesellschaftsfähig" mache, ja sogar die Kunst meiner Diktion, all das unterlag seiner „Kritik", seinen Ratschlägen... Ratschlägen, bei denen es eine Qual war, still zu bleiben, um nur gut mit dem Arbeitgeber auszukommen; ich aber war jung und wohlerzogen und hatte mein ganzes Leben vor mir. Ach, es war eine rechte Prostitution. Wann würde der Tag kommen, an dem ich „ich selbst" sein konnte, den Händen dieser Menschen entschlüpfen, frei sein!

Yvette Guilbert

Aus „Lied meines Lebens", Ernst Rowohlt, Berlin

Bemerkungen

„Deutsche Brüder in Not"

Damit sind nicht etwa die armen Heimarbeiter aus dem Eulengebirge gemeint, auch nicht die zwei Millionen Stempelbrüder der deutschen Republik — es handelt sich um jene neue Völkerwanderung aus dem Osten, die unter Assistenz des Roten Kreuzes und auf Kosten des deutschen Steuerzahlers jetzt ein vorläufiges Asyl bei uns gefunden hat. 5600 deutsche Bauern aus Rußland sind zur Zeit in den Lagern Eydtkuhnen, Hammerstein, Kiel und Veddel untergebracht. Sie warten dort das Frühjahr ab, um dann nach Kanada zu ihren Glaubensbrüdern zu übersiedeln.

Eine sentimentale, öffentliche Meinung hat diesen deutschen Brüdern einen Märtyrerkranz gewunden, der eigentlich besser auf andre Stirnen gehörte als auf die von erwerbstüchtigen und gottesfürchtigen Bauern aus Rußland — die mit den Deutschen nichts weiter gemeinsam haben als eine dem ostpreußischen Platt nicht ganz unähnliche Umgangssprache. Man hat auch, um die berühmte „Blutsverbundenheit" dieser bislang unbekannten russischen Brüder mit uns herzustellen, ergreifende Geschichten von ihrer unveränderten Liebe und Treue zu ihrem angestammten Vaterlande erzählt. Daß in Wahrheit diese Mennoniten die getreuesten Untertanen des Zaren waren, daß sie auch mit den neuen bolschewistischen Machthabern sich sehr gut abfanden, solange diese ihnen nicht ans Portemonnaie kamen, ist eine Sache für sich. Während des Krieges erschien einmal an der Küste des Schwarzen Meeres ein deutsches U-Boot und setzte heimlich Offiziere an Land. Diese Herren sollten nämlich mit den deutschen Bauern, die dort in großen Mengen ansässig sind, Verbindung aufnehmen und so die Befreiung der deutschen Brüder vom russischen Joch durchführen. Die „deutschen Brüder" aber nahmen die Offiziere nur auf, um sie zuerst nach echt russischer Sitte durchzuknuten und sie dann Väterchens Behörden gegen gute Belohnung auszuliefern.

Die geistige Verbindung dieser russischen Mennoniten deutscher Sprache mit einem Vaterland, das ihre Vorfahren vor hundertfünfzig Jahren verließen, besteht in dem Massenkonsum von frommen Erbauungsbüchern, die ihnen die Bibelgesellschaft und andre religiöse Grossisten aus Elberfeld und Barmen zum Selbstkostenpreis zur Verfügung stellten. Diese deutschen Brüder in Not sind Puritaner in Reinkultur. Sie rauchen nicht, sie trinken nicht, und das Tanzen ist ihnen ein Teufelswerk. Zur Befriedigung der fleischlichen Gelüste ist ihnen nur die Heirat gestattet. Deshalb hat auch jeder richtige Mennonit mindestens ein volles Dutzend Kinder. Wer weniger oder gar keine Kinder hat, „steht nicht in rechtem Glauben". Diese Mennoniten sind logischerweise mit ihrer Bibeltreue bisher immer auf ihre Kosten gekommen.

Das Deutsche Reich, großzügiger gegen diese seine illegalen Kinder, als gegen seine eignen, hat Herrn Reichskommissar Stücklen, sozialdemokratischer Konfession, zum charitativen Eckehard dieser Mennoniten bestellt. Er macht das so: die Hapag aus Hamburg verstaut die Flüchtlinge in ihren Lagern, die seit Jahr und Tag leer stehen, und verpflegt sie dort, dreimal am Tage mit dünnem Kaffee und Marmeladebrot am Morgen, und Graupensuppe, Sauerkohl und Speckschwitze zu Mittag, während es am Abend Pellkartoffeln mit Hering und andre kräftige Delikatessen gibt. Das Deutsche Reich zahlt dafür der Hapag, wie die berühmten eingeweihten Leute übereinstimmend aussagen, pro Tag und pro Person sechs Mark. Das macht also annähernd 30 000 Mark täglich. Und bis zum Frühjahr ist es noch lang!

Die Hapag wird ausschließlich und allein auf ihren Schiffen die „deutschen Brüder in Not" nach drüben transportieren. Die Konkurrenz, der Lloyd in Bremen, wird platzen. Das kommt davon, wenn man, wie Herr Cuno, immer wieder einmal nach Berlin fährt — während Herr Stimmig vom Lloyd naiver Weise die Prosperität seiner Gesellschaft nur mit angestrengter Arbeit und andern antiquierten Mitteln erstrebt.

Nein, man braucht sich um die frommen Mennoniten nicht allzusehr zu sorgen. Gottes Segen wird ihnen in Kanada ebenso wenig fehlen, wie in Rußland. Alles andre aber überlasse man ruhig Herrn Reichskommissar Stücklen und seinem Reichsfürsorgeamt. Solange er dieses Amt hat, wird es auch an „deutschen Brüdern in Not" nicht fehlen.

Simon von Utrecht

Kirchensteuer

Die Steuern, die wir vor dem Kriege zahlten, wurden ausschließlich verausgabt für Zwekke, die dem deutschen Reiche zugute kamen. Wenn wir heute ungeheure Steuerlasten zu tragen haben, so erklären sie sich aus dem verlorenen Kriege, dessen Liquidierung natürlich dem Unterlegenen zur Last fällt. Unsre Einkommensteuern haben sich infolgedessen gegenüber der Vorkriegszeit mehr als verzehnfacht. Der größte Teil dieser Beträge geht jedoch in Form von Kriegsentschädigung ins Ausland.

Was tut die Kirche?

Obgleich sie mit dem verlorenen Kriege nicht das mindeste zu tun hat, legt sie bei der Errechnung der Kirchensteuer die hohe Einkommensteuer zugrunde, aber sie begnügt sich nicht etwa, wie vor dem Kriege, mit zwei Prozent, nein, heute nimmt die Kirche von den Riesenbeträgen, die zum größten Teil ins Ausland abwandern, zwölf, fünfzehn, ja in manchen Städten (Offenbach a. Main) zweiundzwanzig Prozent! Mit anderen Worten: Weil wir den Krieg verloren haben, müssen wir Unsummen an die Kirche zahlen, die zur Zeit derartig im Gelde schwimmt, daß sie, um die Beträge unterzubringen, überall neue Kirchen baut. Hunderttausende von Wohnungslosen warten jahrelang vergeblich auf Zuweisung menschenwürdiger Behausungen, Krankenhäuser sind überfüllt und können sich nicht vergrößern wegen Geldmangels, aber hundert Schritte weiter wächst wieder eine neue Kirche aus dem Boden, während Erholungsheime für Lungenkranke geschlossen werden müssen, weil das Geld für ihre Unterhaltung nicht aufzubringen ist.

Ein besonders dunkles Kapitel ist die Beitreibung der Kirchensteuer. Wenn man einen Mahnzettel bekommt und der Kirchenbehörde mitteilt, die Summe sei zu hoch und man könne höchstens einen Teil davon, und zwar in Raten zahlen, so wird der Betrag meistens ohne Weiteres in diesem Sinne ermäßigt. Ist diese willkürliche Änderung gesetzlich festgelegter Steuerbeträge nicht eigentlich juristisch anfechtbar? Wie werden diese schwankenden Zahlen verbucht? Was würde mit einem Beamten der Einkommensteuer geschehen, wenn er Beträge nach seinem eigenen Gutdünken änderte?

Gegen alle diese Dinge gäbe es nun ein sehr einfaches Mittel: den Austritt aus der Kirche. Aber für viele Menschen, besonders in Kleinstädten, oder gar auf dem Lande, ist dieser Schritt meistens gleichbedeutend mit gesellschaftlichem und vor allem mit wirtschaftlichem Boykott. Selbst in den Großstädten scheuen viele Menschen davor zurück, besonders wenn sie Kinder haben, denn sie wissen ganz genau, daß Sprößlinge confessionsloser Eltern in den Schulen sehr oft in einer Weise behandelt werden, die mit Nächstenliebe nichts mehr zu tun hat.

Wir leben in einer Zeit der Volksbegehren. Es dürfte ein Leichtes sein, die nötige Stimmenzahl zu gewinnen, um eine

Reform der Kirchensteuer vor den Reichstag zu bringen.

Aber die Kirche . . .?

Darüber wollen wir uns keine grauen Haare wachsen lassen. Die Kirche hat einen guten Magen. Sie wird die Entziehungskur glänzend vertragen.

Hans Schlegel

Pro

Wenn einer so oft den Contra-Baß streicht, muß er auch einmal...

Ob das seine wirtschaftlichen Ursachen hat oder ob bei den Zöllnern einer sitzt, der den Beamten Manieren beigebracht hat, die sie vor dem Kriege nicht gehabt haben —: der deutsche Zoll ist für die Eisenbahnreisenden im allgemeinen keine Peinlichkeit mehr. Die Einrichtung ist beschämend für Europa, aber das ist eine andre Sache.

Ich bin nun in den letzten Jahren von allen möglichen Seiten nach Deutschland hineingekommen: an keiner Stelle bin ich auf einen unfreundlichen, an keiner Stelle auf einen übereifrigen Zollbeamten gestoßen. Die Beamten prüfen oder prüfen nicht, sie bleiben ruhig und nett, sprechen, wenn es eine Schwierigkeit gibt, gar nicht beamtisch sondern so, wie es unter gesitteten Leuten üblich ist —: hier ist ein Wunder, glaubet nur. Die Sache sieht wahrscheinlich mehr nach Kinderstube aus, wenn man in Berlin auf den großen Zollämtern ein Paket Schokolade verzollen muß... aber auf den Eisenbahnstationen geht es im großen Ganzen recht friedlich zu. Wobei zu bemerken, daß ich keine Frau bin, also am Schmuggeln keine Freude habe...

Das läuft nicht überall so glimpflich ab. In Jeumont, an der französischen Grenze, jagen sie Flöhe oder Kokain, genau habe ich diese Kaisermanöver nie begriffen. Und an den italienischen Stationen ist eine nationalsozialistische Aufregung permanent — da ist der Fremde zunächst einmal Schmuggler, Hochverräter, böser Feind... allwelche Inquisition zum Glück abschwächend auf den italienischen Fremdenverkehr gewirkt hat. Die deutschen Zollbeamten sind demgegenüber Lichtblicke in der europäischen Nacht des Zollwahnsinns.

Man soll nichts berufen... Ihr Götter... bleibt mir auch fürder gnädig! Denn nun wird ja wohl an der nächsten Grenzstation einer geloffen kommen und es alles durchwühlen und sprechen: „Halt! Was ist das! Ein Sprungseil? Sind Sie Berufsboxer? Trainieren Sie? Nein? Dann ist das Sprungseil laut Kapitel VII, Ziffer V, Abschnitt 3, Buchstabe pi zollpflichtig und Sie auch und der Koffer auch! Kommen Sie mal da mit rein, wir werden ein Protokoll aufnehmen und ein Formular ausfüllen..."

Und dann muß ich alles angeben: die Rasierseife, den Gummibadeofen und die zusammenlegbare Kavallerielanze. Nur die Gedanken nicht, denn Gedanken .... Da ist der Doktor Stapel vom Deutschen Volkstum nicht so gut dran. Bei dem fanden sie auch nicht die Spur eines Gedankens, und er mußte es alles, alles verzollen.

Peter Panter

St. Antonius zu Basel

Du wirst christlich empfangen, ohne Zollschikanen. Die Stadt fällt dir matschig und gutmütig zu, das Hotel, das dich erwartet, ist geheizt zum Platzen. Auf den breiten Treppen liegen weiche Teppiche, das Zimmermädchen springt, wenn es dich gewahrt, wie ein echtes Naturkind, alles das zu deinem Frommen. Nur darfst du um Gotteswillen nicht verraten, daß der Mann, mit dem du reist, nicht dein eheliches Eigentum ist.

Am nächsten Morgen gehst du durch die Stadt, wie man durch eine fremde Stadt geht: etwas gaffend, etwas hochmütig, doch wohlwollend und bereit, den einheimischen Bürgern alle Ehren

zu erweisen. Aber du hast eines nicht bedacht: daß es aufreizend aussehen muß, wenn du mit roten Channellippen vor einem holzgebrannten Haussegen stehst und rezitierst: „Streut Blumen der Liebe bei Lebenszeit . . ."

Da bekommen die Möwen an der Rheinbrücke steife Flügel und die Kröpfe der Baslerinnen schwellen. Du möchtest freundlich und dankbar sein für den Genuß in der Kunsthalle, ja demütig, in Erinnerung an den erschütternden Christus Holbeins, der dort blutvergiftet liegt. Aber unmöglich. Sie haben dich klassifiziert und kassiert, sie schauen dir mißlaunig nach, wie du die Missionsstraße hinaufwanderst und vor der Buchhandlung stehenbleibst, die mit ihrer ganzen Publizitätskraft verkündet: „Ich bin der Herr, dein Gott". Du liest es zwanzigmal, vierzigmal, denn es ist das einzige Buch, das reihenweise ausgestellt ist. Du starrst die goldenen Buchstaben an, die sich in keinen flammenden Busch verwandeln, du gehst verdutzt weiter vor so viel Rechthaberei. Die Straßen sind zauberhaft geputzt in dieser Stadt, die Fensterscheiben blinken, obwohl die Sonne nicht scheint. Dahinter wohnen die behütetsten Kinder Europas. Es ist eisigkalt, aber die Brunnen rauschen idyllisch.

So gehst du und frierst nicht nur außen, da kommst du an ein langgestrecktes graues Haus, das in der Reihe mit den andern steht. Es hat hohe, rechteckige Garagenfenster, und an der einen Ecke steht ein schlanker wolkenkratzerischer Turm und ganz oben, gleichsam an seine Stirne gepickt, ist ein glattes, imenses, puritanisches graues Kreuz. Das ist die St. Antoniuskirche zu Basel, ein „Wunderwerk neuzeitlicher Baukunst", die modernste katholische Kirche Europas.

Das Innere: mutig modernisierte gotische Kathedrale, ungeheuer vereinfacht, vergröbert. Statt der gotischen Strebepfeiler viereckige Träger, die Decke basilikenartig kassettiert, leicht gewölbt. Alles unbekleideter Zement. Erstaunlich. Die Verwandlung ist vollkommen bis auf die Fußleger draußen vor dem Garagentor. Nichts, aber auch nichts aus dieser Kirche könnte in einer anderen sein, ohne Gotteslästerung zu bedeuten. Die Schalenbeleuchtung wie in irgendeinem Herrenzimmer, Weihwasserkessel gleich Ofenblechen, Altäre bedeckt mit bunten Dekken, Messingchristusse fast ohne Schurz. Die Altäre sind aus dunklem Holz, breit und niedrig, die Stufen, die zu ihnen führen, aus buntem Stein wie in der Waschküche. In den Ecken liegen Lederpolster für die Ministranten und stammen aus dem Warenhaus Knopf in Basel. Daneben Glocken und Weihrauchkessel, modernes Teegeschirr. Die Beichtstühle sind in Wandnischen untergebracht und mit Vorhängen verkleidet, die hängen auf Messingstangen à la Modesalon. Draußen an den Nischen steht wie bei jeder guten Firma: Hier wird deutsch, französisch und italienisch gesprochen. Für den Klerus sind Messinghocker bereit, wie sie auf der berliner Ernährungsausstellung gezeigt wurden. Und in der Sakristei gibts Garderobenkasten mit dem letzten Komfort.

Der Sakristan ist jung und stark. Er freut sich an dem vielen Messing und dreht, achtlos und voll artistischem Vergnügen das Heiligste, die Monstranz, in seinen Händen. Einen Christus legt er nach Betrachtung auf die Nase. Dann öffnet er den priesterlichen Kleiderschrank: „Alles neu, alles modern, sehen Sie, kein Plunder, keine Schnörkel, keine Blümchen. Aus dem Stift haben sie uns gestickte Decken geschickt, die liegen in der Rumpelkammer . . ."

Du wanderst die Missionsstraße zurück und wirst das Wort nicht los. Es entzückt und wundert dich, dieser Sakristan in dieser Kirche in dieser Stadt.

Ingeborg Seidler

Schmerzensschrei des Karikaturisten

Es sieht so aus, als ob wieder einmal ein Beruf ausstirbt. Diesmal handelt es sich nicht um Droschkenkutscher und Haarnadelfabrikanten, sondern um die Karikaturenzeichner. Unsre Witzblätter, soweit sie nicht Gratisbeilagen großer Tageszeitungen sind oder direkt im Dienste einer politischen Partei arbeiten, stehen auf dem Aussterbeetat.

Daß heute weniger gute Witze gemacht werden als früher, daß es weniger gute Karikaturenzeichner gibt als in der vorigen Generation, glaubt ja wohl kein vernünftiger Mensch. Aber die guten Witze werden nur noch von Mund zu Ohr erzählt, wie in den Zeiten, als die Druckerschwärze noch nicht erfunden war, und den Zeichnern wird die Hand festgehalten. Diejenigen aber, und das ist der Witz der Geschichte, die die guten Witze nicht aufnehmen und aus dem Karikaturenzeichner eine Art Eunuch machen wollen, sind grade die Besitzer dieser Witzblätter und ihre Angestellten, die Redakteure. Und warum? Aus Angst. Aus Angst vor Vereinen und Verbänden, vor Parteien und Stammtischen. Mit Recht, wie hier gleich hinzugefügt sei, denn diese Vereine und Verbände haben durchaus die Macht, freie Witzblätter, die sich nicht einer bestimmten Partei verschrieben haben, unmöglich zu machen.

Der Reisende, der Friseur, der Student, Artisten, Budiker, Doktoren, Schuster, Schneider, Leutnants, Juden, Christen, die ganze menschliche Fauna wurde früher in den Witzblättern textlich und bildlich „veräppelt", wie wir hier sagen, und sie haben sich das auch ruhig gefallen lassen, inklusive Wilhelm II. Aber probieren Sie das einmal bitte heute! Nehmen wir einmal „den Reisenden". Wieviel Vereine und Verbände von Reisenden es gibt, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß diese Vereine Vorsitzende, Schriftführer, Rechtsbeistände, Tippfräuleins und Schreibmaschinen haben, und daß dieser ganze Apparat in Bewegung gesetzt wird, sobald ein Mitglied sich beschwerdeführend an den Vorstand wendet.

Heute sind es die Reisenden und morgen die Ärzte, und übermorgen die Juden, und acht Tage darauf die Geistlichkeit, und jede Branche hat ihre Extra-Empfindlichkeit, und da sollen die Witzblätter noch gute Witze und lustige Zeichnungen bringen! Wieviel Butter müssen die Menschen auf dem Kopf und wieviel Dreck am Stecken müssen sie alle, alle haben, daß sie so feinfühlig geworden sind!

Es bleiben also nur noch die Dackel übrig, über die wir Witze machen dürfen, denn die sind weder Abonnenten noch Inserenten und, soweit ich weiß, noch nicht in Verbänden organisiert.

Fritz Wolff

Austriaca

Über die Jahrhunderte und den Wechsel der Staatsformen hinweg erhält sich der Volkscharakter. In jenem düstern Habsburger Karl V. und im „Märchentraum II" ist dieselbe Tendenz wirksam: Bella gerant alii . . .

„Unter der Patronanz der Frau Primaballerina Gusti Pichler wurde das Komitee für Völkerverständigung und Weltfrieden gegründet, dem die Oberleutnants Warner und Gibale, der bekannte Schauspieler Theodor Weiß, Prof. Doktor Friedrich Kraus, Frau Gräfin Pilo di Capaci und die Hauptmannsgattin Frau Irene Harrand angehören . . . und welches die Völkerverständigung und den Weltfrieden durch Förderung von Ehen zwischen Angehörigen verschiedener Nationen zu erreichen hofft." Und welches zu diesem Zweck die Photographien verschiedener liebreizender Oesterreicherinnen, natürlich mit Spitznamen, in dem wiener Weltblatt ‚Die Welt am Morgen' veröffentlicht. Nicht genug an dem, hat sich auch der ‚Matin' bereit erklärt, die oesterreichischen Be-

werberinnen in seinen Spalten abzubilden.

Da kann nun der junge Ausländer nach Herzenlust wählen. Die Preisliste enthält unter anderm: „Lebenskunst" ist derzeit Lehrfräulein in einem erstklassigen Damensalon. „Märchentraum" kann fechten, spielt etwas Violine und ziemlich gut Klavier. „Romantik" hat die Handelsakademie mit vorzüglichem Erfolg bestanden. „Kassandra" dagegen ist, wie ihre Briefe beweisen, voll ehrlicher Begeisterung und Ungeduld. Und so weiter, die Reihe lang, bis „Rotköpfchen" die neunzehn Jahre alt und ein sehr braves Kind ist.

Die erfreuliche Aktion zur Völkerverständigung, an der, wie man hoffentlich bemerkt hat, drei Angehörige des Militärstandes mitarbeiten, hat, obwohl sie erst so kurze Zeit besteht, ein erfreuliches Resultat gezeitigt: Es hat sich bereits ein Bewerber gemeldet. Wenn auch kein Ausländer, so doch ein Tiroler. Wer die innenpolitischen Verhältnisse Oesterreichs kennt, weiß, daß eine Völkerverständigung zwischen Wien und Tirol mit zu den unlösbarsten Problemen dieses problemereichen Liliputstaates gehört, und wird die unerhörten Zukunftsmöglichkeiten der in Rede stehenden Aktion aus diesem einen kleinen Faktum ermessen können. Kam nicht auch einst, in längstvergangener Geschichtsstunde, Tirol durch Heirat an Habsburg? Sollte es einem schlichten wiener Bürgermädchen vorbehalten sein, die gespannten Beziehungen zwischen der Hauptstadt und dem Bundesland wieder enger und inniger zu knüpfen? Wir wollen nicht durch voreiligen Optimismus Amor und der Frau Primaballerina ins Handwerk pfuschen. Es genüge uns zu konstatieren, daß endlich der Weg beschritten worden ist, der den Weltfrieden auf eine reale gesicherte Grundlage stellen wird: auf die der Familie. Durch Heirat zur Völkerversöhnung! Tu, felix Austria, nube!

Grete Ujhely

Reith or ronk?

I.

Der Kosmos-Verlag in Stuttgart hat ein Buch herausgegeben: „Der große Hornlöffel". Auf dem Einband heißt der Verfasser Eugen Reith; aus dem Innentitel erfährt man, daß das Buch eine Übersetzung des amerikanischen Werkes ‚The great Hornspoon' von Eugene Wright ist.

Wie wäre es denn nun mit den Werken der Herren Schäckspihr, Marloff, Sinkleer Lues, Rüssel, Kuper, Cohn N. Deul?

II.

„. . . Gegen die lautgetreue und zeichengerechte Wiedergabe eines französischen Namens soll nichts gesagt werden, wenn auch der Sprachfreund erfreut ist, gelegentlich ein Poincaree anstatt Poincaré zu finden . . ."

Dr. Franz Thierfelder,
Deutsche Akademie, München,
in der ‚D. A. Z.'

Die Einleitung

Im „Reichsfilmblatt" beginnt Dr. jur. Paulheinz Diedrich, Syndikus des Verbandes der Lichtspieltheater Brandenburg, seine Betrachtung „Weihnachten und das Lichtspielgewerbe" wie folgt:

Der markerschütterndste Schrei in der ganzen klassischen Literatur ist vielleicht der von den Gewissensfurien gepeitschte Ausruf des schuldigen Macbeth, daß sich der Wald von Dunsinan gegen ihn in Bewegung setze, er sieht den Wald als Rächer gegen sich. Zur Weihnachtszeit wandern alljährlich die Bäume der Wälder in die Städte und Dörfer, nicht um zu rächen sondern Freude zu bringen. Niemand hat das herrlicher in poetische Worte gekleidet wie Ernst von Wildenbruch, da er in einem seiner Weihnachsgedichte schrieb:

. . . .

Wiederum Weihnacht — Weihnacht 1929! Der Weg bis zu diesem Tage ist für das deutsche Lichtspielgewerbe ein sehr schwerer und mühseliger . . .

Antworten

O. C.-Mann. Du meinst, es sei nicht zutreffend, daß Dein „Chef", der Kapitänleutnant außer Diensten Ehrhardt, genannt Consul, Deutschland heimlich verlassen habe —? Doch, es stimmt, Bargenhusen hat mit seiner Behauptung in der vorigen Nummer der Weltbühne recht: Der „Chef" ist fort, der Fahnenträger von Neumünster, der Diplomlandwirt Muthmann, einer von Ehrhardts Getreuen, ist gleichfalls der Polizei, die ihn schon einmal wegen der Bombenaffäre festgesetzt hatte, entwischt — und der Adjutant des „Chefs", Hellmuth Plaas, sitzt auch im Auslande. Merkwürdigerweise schweigt sich die Tagespresse, die bei den ersten Verhaftungen der mutmaßlichen und der wirklichen Bombenattentäter so ausgezeichnet über alle möglichen Details informiert war, bei dieser neuen Blamage der I A völlig aus. Nun sind also die „landfremden Elemente" (auch Muthmann gehört ja zu ihnen, denn er ist alles andre als ein holsteinischer Bauer) schon in Sicherheit — und die „bodenständigen Elemente", die Landvolkmänner von Schleswig-Holstein und Niedersachsen, dürfen die Suppe ausfressen, die ihnen ihre Bombenlehrmeister von der O. C. eingebrockt haben. Sehr nobel haben die Ehrhardt und Konsorten an den Landvolkleuten, denen sie sich, wohl gegen deren Willen, als „revolutionäre" Helfer aufgedrängt hatten, gewiß nicht gehandelt. Aber wer hatte Andres erwartet? Was wir von der O. C. (die es freilich, laut Spruch des Staatsgerichtshofes, überhaupt nicht gegeben hat) zu halten haben, das wissen wir längst, und wir brauchen auch die weitere Aufklärung nicht, die uns der Verlag Rowohlt mit einem neuen Buche Ernst von Salomons über die Ehrhardt-Leute geben will.

Reklamezeichner. Der Mann, der seit einiger Zeit mit den einfachsten schwarzen Flächen und Balken, nahezu aus den Beständen des Setzkastens, die packendsten Plakate und Inserate für die Manoli-Zigaretten entwirft, ist offenbar eine große Begabung. Und Wolfgang Kaskeline, der Trickfilmzeichner der Werbefilm-„Epoche" verdiente es, daß seine geschickten Montagen einer würdigern Muse als der Orientteppich- und der Lebensversicherungsbranche dienstbar gemacht würden. Hingegen derjenige deiner Kollegen, der ausgerechnet für den Film „Die Neuen Herren" das ordinärste und unwirksamste Säulenplakat der letzten Jahre verübt und damit die Anschlagsäule zum Marterpfahl für ein Kunstwerk gemacht hat, sei verdammet in der Deszedenz sowie in der Aszendenz. Die Vögel unter dem Himmel und die Tiere des Feldes mögen sein Fleisch fressen und zueinander sprechen: „Wehe über ihn, denn er hat übel getan!"

Obermaat. Sie haben Theodor Pliviers Buch „Des Kaisers Kulis" gelesen, das Lothar Persius neulich hier besprochen hat, aufmerksam gelesen, und erinnern daran, daß es über die Kreuzerfahrten S. M. S. „Wolf", über die Plivier einiges schreibt, eine ältere Publikation von dem Kommandanten Fregattenkapitän Nerger gibt. Sehr interessant sind die Vergleiche einiger Stellen. 1. Nerger, Seite 36 (Kaperung der „Tutirella" betreffend): „Auch der recht mangelhafte Proviant mußte ergänzt werden. Dafür nahmen wir mehrere Kisten Ananas

zu uns, die zwar für die Saloniki-Armee bestimmt waren, aber meinen Leuten auch ganz gut mundeten." 2. Plivier, Seite 320: „Als wir die „Turitella" längsseits hatten, rief er (der Kommandant Nerger) von der Brücke herunter den Ersten Offizier an: ‚Herr Kapitänleutnant, was schleppen die Leute da? Ich möchte das festgestellt haben.' Und nachdem der Erste Offizier ihm gemeldet hatte, daß die in das Matrosenlogis geschleppten Kisten Ananas aus der Ladung der „Turitella" enthielten, hielt er eine Ansprache: ‚. . . . alles, was wir kapern, ist Staatseigentum. Wer sich daran vergreift, begeht Diebstahl. Im Kriege heißt das, eigenmächtiges Beutemachen. Und wer nach dieser Warnung dabei ertappt wird, den werde ich an der Raa aufbammeln lassen.' Dabei hob er seine magere Hand zum Mast und deutete auf die Stelle, an der er uns aufhängen lassen will, weil wir uns zu den Hungerrationen ein paar Büchsen Ananas angeeignet hatten." Die für die Salonikiarmee bestimmten Ananas scheinen „den Leuten" doch nicht so gut gemundet zu haben, wie Herr Nerger in seiner verspäteten Gönnerlaune behauptet.

Weltbühnenleser Neumünster in Holstein treffen sich am ersten und dritten Mittwoch jedes Monats im Hansahaus.

Weltbühnenleser Bielitz (Polen) werden gebeten, Ihre Adressen an Alexander Marten vom Stadttheater zu geben

Erich Reiß. Sie schreiben: „Peter Panter erwähnt in seinem in Nummer 44 erschienenen Aufsatz ‚Auf dem Nachttisch' das Buch ‚Klassischer Journalismus' von Kisch. Ich möchte mitteilen, daß dieses Buch von dem Erich Reiß-Verlag vor einiger Zeit übernommen worden ist und daß es dort bezogen werden kann."

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Literarisch-politischer Abend im Bürgersaal des Berliner Rathauses, Freitag, am 10. Januar, 20 Uhr. Pauline Nardi spricht Victor Hugos Rede auf Voltaire, Karl Liebknechts Rede am potsdamer Platz (1. 5. 16) und Verse von Kurt Tucholsky. Aus eigenen Schriften lesen: Kurt Hiller, Walther Karsch, Franz Leschnitzer, Theodor Plivier, Bruno Vogel, Erich Weinert. Unkostenbeitrag: 0,80 RM.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Germania — Gourmenia von Carl v. Ossietzky

Die große berliner Pleitewelle, die sich vor einiger Zeit auf Konfektion und kleine Bankhäuser zu kaprizieren schien, schüttelt nun die stolzesten Fregatten der berliner Gastronomie, und wenn auch die Inhaber in Erklärungen für die Presse offensichtlich Contenance wahren, so zeigen doch die auf dem Trockenen gebliebenen Geldgeber unverkennbare Merkmale von Seekrankheit. Imperator, Ambassadeurs, Barberina, Delphi, Mokka-Efti, Onkel Toms Hütte, Gourmenia sind in ihrer Existenz bedroht und vielleicht nur die Eröffnung einer noch viel länger werdenden Reihe. Besonders die Krise der Gourmenia wird in Berlin als eine Art nationales Unglück empfunden, neben dem der Heldenkampf unsrer Delegation im Haag stark zurücktritt. Soweit die Kommentarschreiber für das Débâcle nicht die Begehrlichkeit der Angestellten verantwortlich machen oder die Unersättlichkeit des Feindbundes, belasten sie die städtische Steuerpolitik, die allerdings nicht sehr sanft ist, aber trotzdem noch immer keinen so ingeniösen Steuererfinder produziert hat wie den wiener Schatzkanzler Breitner, der bei uns noch ganz andre Möglichkeit gehabt hätte. Das Zeitungslamento über den neuen Krach ist zwar gefühlvoll aber nicht ganz berechtigt. Denn die meisten der wankenden Unternehmungen waren von vornherein ungesund, weil sie auf zu optimistischen Kalkulationen beruhten, die Bedürfnisfrage falsch einschätzten und ihre Strategie einzig auf verrücktes Niederkonkurrieren älterer Betriebe stellten, ohne dabei im Auge zu behalten, daß ihre Glücksspielermethoden nur neue Konkurrenten zur Nachahmung ermuntern mußten. Es war keine organische Entwicklung sondern ein Fieber, und selbst wenn das Nachtlicht am Zoo erlischt, wird es in Berlin nicht finsterer werden. Die apokalyptischen Reiter, die jetzt überall gesichtet werden, sind schon vorher dagewesen, man hat sie nur nicht sehen wollen. Zusammengebrochen ist keine gewachsene Realität sondern nur eine großspurige Kulisse, das falsche berliner Amerika, der Broadway aus Tragant. In Frage gestellt ist ein Lebensstil, der der ökonomischen Wirklichkeit nicht entspricht. Jeder Besucher dieser in den letzten Jahren entstandenen Betriebe wird in eine aus garantiert edelstem Material hergestellte Gaukelwelt versetzt, wo er sich wie bei Adlon fühlt, während bei 90 Prozent der Leute das Budget unerbittlich auf Aschinger hindeutet.

Die Unternehmer spekulieren sehr geschickt auf den gut deutschen Wunsch, mehr zu scheinen als zu sein, wenn sie ihren Bierpalästen mit Weinabteilungen das Air von internationalen Luxusrestaurants geben, wo man schon in der Garderobe über ein paar Pierpont Morgans stolpert. So wirken diese „Stätten vornehmster Erholung", die sich in den Inseraten selbst „kultiviert" nennen, wie Mahnmale für die Gläubigermächte, daß Deutschland noch lange nicht so pauperisiert

ist, wie es sich hat. Was für ein törichter Tamtam wurde nicht von den Blättern bei der Eröffnung der Gourmenia geschlagen! Mit welchem Stolz wurden nicht alle dekorativen und technischen Schikanen reportiert, mit welch alberner Genugtuung wurden nicht die irrsinnigen Kosten ausgeplaudert! Und doch hätte damals schon kritische Betrachtung die Unsolidität des Unternehmens wittern müssen, denn es war damals schon bekannt, daß durch einige amüsante aber nicht grade billige Einfälle des Architekten die Baukosten schließlich fünffach über den Voranschlag hinausgewachsen waren. Von einem Rentabelwerden konnte da überhaupt nicht mehr die Rede sein; alle Einnahmen mußten für Jahre hinaus der Schuldentilgung dienen. So entstehen Kathedralen der Vergnügungsindustrie, die zwar nach letztem Chic ausgestattet sind, in Wirklichkeit aber nur eine Fortsetzung des wilhelminischen Fassadenkultus bedeuten, obschon es weder Begasbarock noch gemeißelte Eberleintorten mehr gibt. Wenn die Architektur heute überall nach schmuckloser Zweckmäßigkeit strebt, so hat es eine gewisse neuberliner Baukunst doch fertig gebracht, selbst das Schlichte pampig zu machen, selbst die Einfachheit marktschreierisch oder erdrückend. Trittst du in einen solchen Raum, so brüllt zunächst die Wand dich an: „Sieh her, ich bin echtes Rosenholz! Ich bin diskret, ich bin distinguiert, ich brauche gar kein Ornament und koste daher zehnmal so viel!" und fällt dir krachend auf den Kopf. Du faßt nach dem Treppengeländer und spinös abweisend klingt es: „Aluminium!" Auf dem Tisch: echtes Kristall, echtes Silber, echtes Rosenthaler Porzellan. Alles bestes Material, alles echt. Nur die Gäste sind nicht echt, denn die meisten davon können es sich nicht leisten. Sie sind durch die Bank schlechtbezahlte Angestellte und spielen Großbürger. Fassade, Fassade, Stuck und Kitsch.

Daß wir ein verarmtes Volk sind und rechtens unsre paar Zechinen zusammenhalten müßten, soll uns kein Hjalmar Schacht mit seinen 340 000 Mark jährlich erzählen. Wenn ich heute zu Herrn Schacht ginge und ihn feierlichst aufforderte, zugunsten des Vaterlandes einmal auf sein Honorar zu verzichten, würde er wahrscheinlich nach dem Überfallkommando schreien. Die gutbezahlten Kapuziner, die bußepredigenden Puritaner im Klubsessel verbitten wir uns freundlichst. Die Tatsachen reden eine härtere Sprache; überall fällt die Fassade herab und begräbt unter sich ungezählte unschuldige Existenzen. Die neue von Schwerindustrie und Hochfinanz lancierte Sparparole ist ebenso verlogen wie die in den trügerischen Stabilisierungsjahren auf amerikanische Kredite gegründete Gesangvereinshochstimmung hirnlos war. Sparen, das bedeutet für die Gebieter der Wirtschaft nicht nur Abbau von Angestellten und Arbeitern sondern auch neuen Beutezug in bisher verschlossenes Gebiet. Herr Doktor Kehl, das Wunderkind der Deutschen Bank, hat vor ein paar Monaten das hoffnungsvolle Wort geprägt, daß die Städte jetzt von ihrer Substanz hergeben müßten. Das war mehr als eine phantastisch blühende kapitalistische Utopie, der Zeitpunkt zum

Handeln ist schon da. Nicht ohne eigne Schuld haben sich etliche große und kleine Kommunen, Berlin voran, schwer verheddert. Herr Schacht selbst hat die Hauptstadt seine Hand hart fühlen lassen, er hat ihre Selbstverwaltung illusorisch gemacht und sie auf Gedeih und Verderb dem vaterländischen Finanzkapital ausgeliefert. Er konnte das um so ungestörter tun, weil unmittelbar nach den Enthüllungen über den Sklarekskandal das öffentliche Vertrauen in die finanzielle Einsicht der städtischen Häupter ziemlich tief unter Null gesunken war. Fast wirkte er wie ein rauher aber gutartiger Vormund, der seine Schutzbefohlenen vor Schaden hüten muß und sie dabei zu ihrem Nutzen Schmerz fühlen läßt. Indessen bemüht sich Berlin nach Kräften um seine Anleihe, aber die Banken, wie gesagt, wollen endlich an die Substanz. Es wird erzählt, daß die Deutsche Bank ein Angebot gemacht habe, einstweilen mit 200 Millionen auszuhelfen, was die Stadt Berlin für lange aus der Kalamität ziehen würde, aber dafür soll auch die Aktienmajorität der Bewag hergegeben werden. Andre Projekte sind etwas bescheidener, deuten aber auf die gleiche Richtung. Damit auch alles gut geht, sitzt im Aufsichtsrat der Bewag Einer, der weiß, wie man mit dem Staat umzuspringen hat, nämlich Herr Friedrich Minoux, der Lord Treasurer des versunkenen stinnesischen Reiches, der Mann mit dem achtzehnstündigen Arbeitstag. Wird diese Entwicklung erst einmal zugelassen, dann ist das Ende der Kommunen da, weil es dann eben bald nichts Kommunes mehr geben wird. Dann wird in ein paar Jahren jede Müllkarre mit dem Namen des Bankhauses versehen sein, dem sie gehört, und wenn heute, beinahe schon anachronistisch, von einer Krise der Selbstverwaltung gesprochen wird, so wird auch das bald behoben sein, denn die Städte werden dann nichts mehr zu verwalten haben. In diesem Falle würde sich auch leicht ein Verzicht auf den traditionellen kostspieligen Apparat empfehlen, der doch nur leerlaufen müßte: der ideale Nachfolger des Herrn Boeß wäre also nicht ein hochdotierter Mann vom Bau sondern schlicht und billig der Portier der Deutschen Bank. Das ist gewiß keine sehr dekorative Lösung, aber es ist immer gut, wenn tatsächliche Machtverhältnisse unabgeschwächt zur Erscheinung kommen.

Solche Deutlichkeit jedoch ist unbeliebt, und so wird es im Reich und seiner Hauptstadt nicht anders verlaufen als in der Gourmenia. Die Presse teilt nämlich mit: „Zurzeit ist ein Finanzkonsortium bemüht, den Fortbestand des Unternehmens unter der alten Leitung auf neuer Grundlage zu sichern." Damit wird unsre kultivierte Gaststätte zu einem kleinen aber gutgelungenen Abbild der großen Mutter Germania, wo auch immer, und wäre es noch so wild hergegangen, die alte Leitung auf angeblich neuer Grundlage geblieben ist. Das deutsche Volk hat keine hochentwickelte Gourmandise: es schluckt die dickste Kröte auf nüchternen Magen, wenn es nur den Fortbestand des Unternehmens gesichert weiß. Personenwechsel gibt es nicht. Verantwortung gibt es nicht! Die alte Leitung bleibt. La séance continue. Hurra Gourmenia —!

Internationale Arbeitslosigkeit

von Gerhard Donath

Der außerordentliche Umfang der internationalen Arbeitslosigkeit ist eines der deutlichsten Anzeichen dafür, daß die Antagonismen der kapitalistischen Produktionsweise ständig zunehmen. Die bürgerliche Wissenschaft in Westeuropa hat mit unendlich viel Gründen das ungeheure Wachsen der Arbeitslosigkeit zu erklären versucht, mit Gründen, die bei aller Verschiedenheit das eine gemeinsam hatten, daß nicht der Kapitalismus für die Arbeitslosigkeit verantwortlich sei, sondern eine Reihe akuter Faktoren, die bald wieder verschwinden dürften.

So hat man aus der besondern Situation des deutschen Kapitalismus die riesenhafte Arbeitslosigkeit zu begründen gesucht. Man hat unter anderm gesagt, daß durch den Krieg und die Inflation eine Menge von Rentnern expropriiert und daher gezwungen wurden, wieder in den Produktionsprozeß einzutreten; man hat darauf hingewiesen, daß durch Beseitigung des stehenden Heeres die Zahl der im Produktionsprozeß Stehenden vergrößert wurde, während auf der andern Seite infolge des verlorenen Krieges und der Reparationen der deutsche Kapitalismus an stärkster Kapitalknappheit leidet.

Die Fadenscheinigkeit dieser Erklärung wird sofort klar, wenn wir uns den internationalen Charakter der Arbeitslosigkeit vor Augen halten. Denn das riesenhafte Wachstum der Arbeitslosigkeit gilt nicht nur für Deutschland; es gilt auch für England, das seine Rentnerklasse im großen und ganzen noch heute hat, das niemals ein stehendes Heer im größern Umfang kannte, das den Krieg nicht verloren hat, das keine Reparation zu zahlen hat, für England also, für das keine der besondern Ursachen entscheidend ist, die die deutsche Arbeitslosigkeit verursacht haben sollen.

Es ist im übrigen außerordentlich interessant, wann und an welchen Stellen die deutschen Kapitalisten und die von ihnen bezahlten Professoren den nur akuten Charakter der Arbeitslosigkeit behauptet haben. Man wies in mehreren „wissenschaftlichen" Büchern darauf hin, daß die ungeheure deutsche Arbeitslosigkeit nur vorübergehenden Charakter tragen könne und in kurzer Zeit die Arbeitslosenzahlen sehr gering werden würden, weil infolge der Kriegsverluste die kommenden Jahrgänge, die neu in den Produktionsprozeß eintreten, an Zahl weit geringer sein werden, als in den vergangenen Jahren. (Hier feiert der alte Malthus einen neuen Sieg, bei dem die Arbeitslosigkeit wie das Elend überhaupt, ja auch nur von der natürlichen Bevölkerungsvermehrung herkam.)

So argumentierte die deutsche Bourgeoisie, solange die Apologetik des Kapitalismus, diese Vergewaltigung offenkundiger Tatbestände, nichts kostete. Aber es gibt in Deutschland als ein Überbleibsel der Tage von 1918 eine Arbeitslosenversicherung und sie ist der Bourgeoisie ein Dorn im Auge; denn die Summen, die an die Arbeitslosen gezahlt werden,

verhindern im gewissen Umfange, daß die starke industrielle Reservearmee so auf die Löhne drückt, wie man es in der Vorkriegszeit gewohnt war. Also geht heute, wie allgemein bekannt ist, der Kampf der deutschen Bourgeoisie auf Abbau der Arbeitslosenversicherung. Und er wird natürlich damit begründet, daß zwar für den Panzerkreuzer Geld da ist, aber nicht für die Arbeitslosen.

Die Arbeitslosenversicherung kostet die Summe, die der Arbeitslose jährlich erhält, multipliziert mit der durchschnittlichen Zahl der Arbeitslosen im Jahre. Um den Umfang der Kosten, die entstehen, zu berechnen, muß man einen Voranschlag machen, der die durchschnittliche Arbeitslosigkeit in den nächsten Jahren berechnet. Nach der amtlichen Statistik betrug die Zahl der Arbeitslosen — das heißt derjenigen, die durch die Arbeitslosenversicherung unterstützt werden — im Jahre 1927: 837 313, im Jahre 1928: 889 125. Man sollte annehmen, daß im Entwurf der Arbeitslosenversicherung die Zahlen der kommenden Arbeitslosigkeit weit unter dem Durchschnitt von 1928 eingesetzt worden wären, da ja die Zahl der neu in den Produktionsprozeß Eintretenden in den nächsten Jahren geringer wird. Aber was geschah in Wirklichkeit?

Als die Zahl, die den gesamten Berechnungen über die Arbeitslosenversicherung zugrunde gelegt wird, führt man die Zahl von 1,1 Millionen an, also eine Zahl, die um zwei- bis dreihunderttausend höher ist, als die Zahl von 1927 und 1928, zugrunde gelegt.

Sobald also die deutsche Bourgeoisie zahlen muß, opfert sie ohne Bedenken ihre eigne bürgerliche Wissenschaft und nimmt die Zahlen an, die der Wirklichkeit entsprechen. Denn es ist ja klar, daß die Arbeitslosigkeit im Durchschnitt in der nächsten Zeit mindestens 1,1 Millionen betragen, wahrscheinlich aber noch größere Dimensionen annehmen wird. Hierzu noch eine nur scheinbar statistische Bemerkung. In den meisten offiziellen Publikationen ist die Zahl der effektiv vorhandenen Arbeitslosen viel zu gering angegeben. Es gibt drei Kreise von Arbeitslosen: der erste wird durch die Arbeitslosenversicherung unterstützt, der zweite durch die Krisenfürsorge, der dritte umfaßt die sogenannten „Ausgesteuerten", das heißt diejenigen, die schon solange arbeitslos sind, daß sie nicht mehr unter die Krisenfürsorge fallen, sondern wenn überhaupt, von der Wohlfahrtspflege unterstützt werden. Wie groß ist die Zahl dieses dritten Kreises? Von ihm ist bei den meisten Publikationen nicht mehr die Rede. Im letzten Heft des Instituts für Konjunkturforschung aber finden wir Zahlen, die einen gewissen Aufschluß darüber geben. Es ist dort die Rede davon, daß es im Juli in Deutschland 864 000 Hauptunterstützungsempfänger gab, und es heißt dann weiter: „Diese Zahlen umfassen indes noch nicht die gesamte Arbeitslosigkeit. In ihnen sind außer den nicht unterstützten Arbeitslosen auch diejenigen Arbeitslosen nicht enthalten, die aus der Arbeitslosenversicherung und Krisenunterstützung (wegen Überschreitung der Höchstunterstützungsdauer) ausgeschieden und damit der Wohlfahrtspflege anheimgefallen sind. Die Gesamtzahl der

Arbeitslosen dürfte Ende Juli etwa 1,3 Millionen betragen haben."

Ende Juli also gab es nach den amtlichen Angaben nicht mehr und nicht weniger als 436 000 „Ausgesteuerte". Heute werden es mehr als eine halbe Million sein, das heißt, die Zahlen über die Arbeitslosigkeit müssen um mindestens eine halbe Million erhöht werden, wenn wir ein wirkliches Bild der Lage erhalten wollen. Und wie wird die weitere Entwicklung sein? Darüber heißt es: „In der nächsten Zukunft ist mit einer beträchtlichen Steigerung der Arbeitslosigkeit, allein aus Gründen der Jahreszeit, zu rechnen. Im Dezember dürfte die Zahl der Arbeitslosen etwa 1,3 Millionen, im Januar und Februar rund zwei Millionen betragen, wobei vorausgesetzt wird, daß die Witterungsverhältnisse in den kommenden Monaten sich normal gestalten. Diese Schätzung geht davon aus, daß im Oktober die Arbeitslosigkeit durchschnittlich rund eine Million betrug und daß von Oktober bis Januar mit einer saisonmäßigen Steigerung um mindestens 940 000 zu rechnen ist. Die Zahl von zwei Millionen ist freilich nur als Schätzung zu betrachten; derartige Berechnungen können immer nur verhältnismäßig roh sein. Die Schätzung kann einmal durch ungewöhnliche Witterungsverhältnisse, darüber hinaus aber durch die Konjunkturbewegung überholt werden. So spricht eine Reihe von Momenten gegenwärtig dafür, daß die konjunkturelle Arbeitslosigkeit weiter zunehmen wird."

Mit andern Worten: zwei Millionen Arbeitslose werden wir im Februar haben, wenn die Witterung normal bleibt und die Konjunktur nicht eine weitere Abschwächung erlebt. Wird sie sich aber weiter abschwächen, dann wird die Zahl der Arbeitslosen noch größer sein, wobei, wie schon bemerkt, die Zahl der Ausgesteuerten nicht mitgerechnet ist. Zweieinhalb Millionen Arbeitslose gibt es also im Februar im deutschen Kapitalismus bereits, ohne daß die Wirtschaft eine direkte Krise erlebt. Deutlicher kann wohl kaum demonstriert werden, daß der Kapitalismus bereits in seiner Niedergangsperiode steht.

Die Zahl der Arbeitslosen ist also in der Epoche der Konjunktur heute bereits weit größer als in der Vorkriegszeit in der Zeit der Krise. In der Vorkriegszeit gab es in Deutschland in der Konjunktur eine Arbeitslosigkeit von 100 000 bis 150 000, die also praktisch kaum ins Gewicht fiel. In der Krise erhöhte sie sich auf fünf- bis sechshunderttausend. In der heutigen Epoche des Kapitalismus dagegen übersteigt in der Zeit der Konjunktur bereits die Arbeitslosigkeit die Millionengrenze. Worauf beruht das? Nun es beruht auf dem sehr einfachen Gesetz, daß die Entwicklung der entscheidenden Widersprüche des Kapitalismus sich heute in immer stärkerer Reinheit durchsetzt. Ich erinnere an die berühmten Marxschen Worte: „Je größer der gesellschaftliche Reichtum, das funktionierende Kapital, Umfang und Energie seines Wachstums, also auch die absolute Größe des Proletariats und die Produktivkraft seiner Arbeit, desto größer die industrielle Reservearmee ... Je größer aber diese Reservearmee

im Verhältnis zur aktiven Arbeiterarmee, desto massenhafter die konsolidierte Übervölkerung, deren Elend im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Arbeitsqual steht. Je größer endlich die Lazarusschicht der Arbeiterklasse und die industrielle Reservearmee, desto größer der offizielle Pauperismus. Dies ist das absolute, allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation. Es wird gleich allen andern Gesetzen in seiner Wirklichkeit durch mannigfache Umstände modifiziert, deren Analyse nicht hierhergehört." Mit andern Worten: Da pro Kapitaleinheit infolge der immer höhern organischen Zusammensetzung des Kapitals immer weniger Arbeiter beschäftigt werden, wächst die Zahl der Unbeschäftigten, der industriellen Reservearmee, im Verhältnis zur Zahl der Beschäftigten.

Marx spricht aber ausdrücklich davon, daß dieses Gesetz gleich allen andern Gesetzen in seiner Verwirklichung durch mehrfache Umstände modifiziert wurde, und grade in der Epoche der Vorkriegszeit haben wir eine Reihe von Faktoren zu konstatieren gehabt, die das Gesetz modifizierten. Es sind einmal ungeheure Massen der europäischen Arbeiterschaft, der Mittelschichten nach Übersee gegangen und haben so den europäischen Arbeitsmarkt entlastet; es hat auf der andern Seite eine riesenhafte Durchkapitalisierung von Gebieten stattgefunden, in denen der Imperialismus der hochkapitalistischen Länder Art und Tempo der Durchkapitalisierung bestimmte und so seinen eignen Arbeitern Beschäftigung gab; es hat weiterhin eine starke expansive Ausdehnung der kapitalistischen Produktionsweise stattgefunden mit großem Kapitalexport, so daß der Konkurrenzkampf im eignen Lande etwas gebremst wurde und diese Arbeiter durch neue Maschinen in geringerem Umfange ersetzt wurden. Und da dies die Zeit war, in der die Kapitalisten große Profite gemacht, die Reservearmee aber minimal war, so setzte die Arbeiterschaft höhere Löhne durch, der Binnenmarkt wuchs, und im funktionalen Prozeß wurde dadurch wieder die Möglichkeit zu einem Neuaufsaugen der Reservearmee geschaffen. Das war die Zeit, wo Marx außer Kurs gesetzt war; das war die Blüteperiode des Revisionismus. Wo die Arbeiterschaft niemals marxistisch war, blieb sie ein Anhängsel der großen bürgerlichen Parteien, wo sie es einmal war, wurde sie reformistisch. Der Reformismus ist ja nichts andres als der politische Oberbau dieser veränderten ökonomischen Situation gewesen.

Heute dagegen haben sich alle diese Faktoren gewandelt. Die Auswanderung nach Übersee findet in nur sehr verringertem Umfange statt. Neue Kolonien, die noch durchkapitalisiert werden können, gibt es nicht mehr, in den alten bildet sich eine nationale Bewegung, bildet sich eignes koloniales Proletariat.

In seinem expansiven Ausdehnungsbestreben stößt der Kapitalismus immer mehr auf Schranken. Damit geht Hand in Hand, daß die Konkurrenzkämpfe im Inlande immer stärker werden, daß die Rationalisierung in immer größerm Tempo einsetzt. Durch die Rationalisierung fliegt die Arbeiterschaft auf die Straße, und da die imperialistischen und sonstigen

Surplusprofite der Kapitalisten zum Teil beschnitten sind, da die Reservearmee so riesenhaft wächst, so setzen sich die absoluten Verelendungstendenzen des Kapitals immer mehr durch. Es verringert sich der Binnenmarkt, so daß auch seine Erweiterung kein Reservoir, kein neues Aufsaugen der Reservearmee schaffen kann. So ergibt sich auch hier wieder die Einheitlichkeit der gesamten Weltwirtschaft. Nachdem der Kapitalismus in einer bestimmten historischen Epoche seine absoluten Verelendungstendenzen aus seinem Zentrum in seine Peripherie tragen konnte, nachdem im Zentrum bei großen Profiten der Kapitalisten die Reservearmee geringer wurde und die Arbeiterschaft einen bessern Lebensstandard durchsetzen konnte, werden in der heutigen Epoche, in der die äußere Ausdehnung immer erschwerter wird, die absoluten Verelendungstendenzen des Kapitals immer mehr im Zentrum selbst wirksam. Die Worte des Marxschen Kapitals, daß der Akkumulation des Kapitals die Akkumulation des Elends entspricht, werden aus einer Tendenz zu einer Realität, und dies umsomehr, je weniger der Kapitalismus durch eine Ausdehnung der Produktion seine eignen Widersprüche überwinden kann.

Der Attentäter de Rosa von Bela Menczer

Die römische Prinzenhochzeit hat in Belgien, Frankreich und der Schweiz eine ebenso grausame wie absurde Polizeitätigkeit entfesselt, um den von italienischen Spitzeln avisierten angeblichen Attentatsvorbereitungen auf die Spur zu kommen. Ein elendes Gaukelspiel der fascistischen Machthaber, um die demokratische und sozialistische Emigration zu zerstören. Vor ein paar Monaten hat in Brüssel der blutjunge italienische Sozialist de Rosa ein paar Schüsse abgefeuert, die als Mordanschlag auf den italienischen Kronprinzen ausgelegt wurden, in Wahrheit aber nur eine Demonstration darstellten, einen Protest gegen die servile Gafflust der Welt, die über einer höfischen Veranstaltung die Leiden eines geknechteten Volkes vergißt. Unter dem unmittelbaren Eindruck der brüsseler Vorgänge schrieb der Verfasser, der mit de Rosa bekannt ist, diesen Artikel, um für den „Attentäter" Zeugnis abzulegen.

„Verbrecherischer Unsinn ... keineswegs ein Ausdruck des italienischen Volksempfindens ... aufs strengste zu verurteilen ..." Wo ist man so streng und staatsmännisch? Links, bei Mosse, beim Widerhall jenes Schusses, den ein mutiger junger Mann auf der brüsseler Straße abgefeuert hat in der Absicht, zu protestieren. Und während die linksbürgerliche Presse ablehnt und verurteilt, fügt der ‚Vorwärts' ein Fragezeichen zum Untertitel „De Rosa ein Sozialist?" und weist eine solche Verleumdung der Zweiten Internationale zurück. Es wird daran erinnert, daß einst die italienischen Sozialisten Bonomi und Bissolati nach dem Attentat eines Maurers auf „Herrn von Savoya" Untertanentränen vergossen hatten und der Kongreß der Partei sie deshalb ausschloß, und zwar auf Antrag Benito Mussolinis, der in seiner Philippika gedonnert

hatte: „Attentate sind Berufsgefahr für Herrscher wie der Absturz für den Maurer. Haben wir Mitleid, so bewahren wir es auf für die Maurer!"

Doch, doch, liebe Lindenstraße, de Rosa ist Sozialist. Es dürfte nicht gelingen, ihn zum Anarchisten zu stempeln. De Rosa gehört der marxistischen Gruppe an, dem linken Flügel des italienischen Sozialismus. Auch ist er kein Verrückter und kein Deklassierter. Die langen Abende und Nächte, die ich mit ihm auf pariser Caféterrassen durchdisputiert hatte, haben mir den Eindruck eines intelligenten und angenehmen jungen Mannes hinterlassen, etwas zu blond für einen Italiener und etwas zu einsichtsvoll für einen Zwanzigjährigen, mit einem zu gut entwickelten Nuancensinn für einen Fanatiker. Er war zwar der Meinung, daß die Linksparteien schwere Fehler begangen haben und eine Verantwortung für den Sieg des Fascismus tragen, schimpfte aber nie kritiklos wie andre über Demokraten und „Feiglinge", da er die Bedeutung einzelner Charaktere und der verschiedenen moralischen Kräfte im antifascistischen Kampfe richtig einzuschätzen wußte. De Rosa stammt aus einer Familie von Mazzinianern und wurde schon als Gymnasiast Verschwörer. Denn es gibt Verschwörer in italienischen Gymnasien und Universitäten — und wenn ein Gladstone jetzt seine berühmte Reise unternehmen würde, sähe er die Urenkel jener Männer in den Kerkern und auf Ustica, deren Kasemattendasein in Neapel schildernd er einst Europas Gewissen aufgerüttelt hatte. Hätte ich nicht de Rosa gesehen, wüßte ich nichts von diesem jungen Italien; und hätte er seinen Schuß nicht abgefeuert, hätte auch die Welt nie etwas davon erfahren. So aber wird es zwei oder drei Tage geben, wo man vor einem Schwurgericht von dem unterdrückten Italien und von seiner rebellierenden Jugend sprechen wird. Damit man über diese Dinge spreche, deshalb hat de Rosa die Freiheit geopfert und das Leben riskiert.

De Rosa erinnert sich kaum an den Krieg, da er 1918 weniger als zehn Jahre alt war und nur blaß an die Anfänge des Fascismus, dessen Sieg er als Vierzehnjähriger miterlebte. Er kennt Parteien, deren Bedeutung er wohl würdigen konnte, denen er aber Fehler vorwarf, fünfzigjährige Männer in der Emigration, die er verehrte, deren Kampfesweise für die gute Sache aber nicht immer die seine war. Er kannte noch dreißig- bis vierzigjährige Männer in Italien, wild und grausam auf Befehl, feig und zynisch außerhalb des Schutzbereiches der Obrigkeit, Männer der Kriegsgeneration, die den Fascismus aufgerichtet haben. Der Zwanzigjährige schoß aus Protestgesinnung gegen die Müdigkeit der Fünfzigjährigen, gegen die feige Barbarei der Vierzigjährigen.

Mahnruf des jungen Italien an einen jungen Mann, der, wenn sein Vater noch sehr lange lebt, kaum mehr als König regieren wird. Der Sohn des „letzten Savoya" (ja, wozu die zweifelnden Anführungszeichen?): des letzten Savoya stand dem Gegner gegenüber, dem zwanzigjährigen Italien.

Einem gefährlichen Gegner, denn der Attentäter wird in Italien fast immer zur Sagengestalt.

Man denke an Orsini und an Oberdank, die Nationalhelden wurden, an Caserio und Bresci, über die Volkslieder und Oden gesungen wurden. Wer weiß es heute, wie der Verfasser einer Ode an Bresci, den Mörder Umbertos I., hieß? Es war ein kleiner Volksschullehrer namens Benito Mussolini.

*

Der ungezielte Schuß in Brüssel ist nicht der erste Mahnruf an den jungen Savoya. Vor einigen Jahren ersuchte ihn der geächtete Chefredakteur der dynastisch-liberalen ‚Giornale d'Italia', Armando Zanetti, in offenem Brief, an die Zukunft seines Thrones und seines Volkes zu denken und seinen Vater zur Vertreibung Mussolinis zu bewegen.

Umberto hat das nicht getan. Er hat nicht als junger Italiener gehandelt, wie es Zanetti ihm nahegelegt hatte. An seiner Stelle hat das jetzt de Rosa getan. Er erinnert ihn daran, daß er selbst ein junger Italiener ist, wie Orsini Napoleon III. an seinen Carbonaro-Eid erinnerte. Wird er jetzt handeln? Kaum. Er wird aber büßen. Er hat schon durch den Schrecken gebüßt und wird einmal noch viel ärger für die Sünden seiner Ahnen büßen, für den Verrat seines Vaters an dem Verfassungseid.

Und de Rosa und seine ungezählten Altersgenossen werden noch Geschichte machen, das Bild Italiens und Europas umändern, wie im vorigen Jahrhundert.

Das ist die Berufung junger Italiener, wie es der große ewige italienische Jüngling Mazzini gepredigt hat.

De Rosa ist der italienische Jüngling, nicht jene Kinostatisten im schwarzen Hemd, deren Handübungen mit dem Dolch ausländische Reporter zu photographieren pflegen. Er und jene, die einst in Kufstein und in der Engelsburg saßen. Gegen den Fascismus haben schon manche im Ausland zur Waffe gegriffen. Ein Konsul in Paris wurde getötet, auch auf andre offizielle und nichtoffizielle Fascisten werden Anschläge versucht. De Rosa ist von allen antifascistischen Attentätern der reinste Gesinnungsattentäter. Kein persönliches Rachemotiv lud seinen Revolver wie bei andern. Er ist auch kein Anarchist. Seine geistigen Ahnen sind in der Schule Mazzinis, nicht in der Schule Caserios und Ravachols zu suchen. Ein spät glühender Carbonaro, auch wenn er dem Sozialismus angehört.

*

Als Louis Philippe für seinen Sohn eine Habsburgerin suchte, erfuhr er von Metternich eine schroffe Ablehnung: der Herzog von Chartres könnte wohl jederzeit eine Erzherzogin haben, der Erbe des Verfassungsthrones der Franzosen nicht. Der Verfassungskönig der Belgier hatte nicht das Pendant solcher Bedenken, er gewährt gern die Einheirat dem Erben eines absolutistischen Thrones in seine konstitutionelle Familie. Wer dürfte aber von den letzten Königen Festhalten an Grundsätzen verlangen? Die belgischen Liberalen verlangen es nicht, obwohl sie wegen der italienischen Heirat für die Laiengesetze und Institutionen des auf den Barrikaden von 1830 geborenen Königreiches fürchten sollten. Und der Polizeichef Alberts I.

bemüht sich, alle im Lande befindlichen Antifascisten zu verhaften, und die belgische Presse ist froh, daß der „Mörder" nicht ein in Brüssel ansässiger Ausländer ist, sondern aus dem von Mussolini so gehaßten Frankreich kommt, das oft mit Unrecht für freiheitlich und dem Geächteten gastfreundlich gehalten wird. Mussolini wird das zu neuen Hetzen gegen Frankreich ausnützen, und eine servile Presse in Paris und in Brüssel wird gegen die antifascistischen Emigranten donnern. Ausweisung und Auslieferung wird zwischen den Zeilen verlangt, denn die gute Beziehung zu Italien, dieses große „Interesse des Weltfriedens" verlangt, daß die Operette einer prinzlichen Verlobung nicht von der Tragödie der revolutionären Gärung gestört werde.

Deutsche Kunst in Frankreich

von Henri Guilbeaux

Betrachtet man die Neuerscheinungen auf dem französischen Büchermarkt der letzten Zeit, so glaubt man zu träumen. Nicht allein Remarques „Im Westen nichts Neues" ist im Begriff eine schwindelnd hohe Auflage zu erreichen, sondern ungefähr gleichzeitig sind hintereinander der berühmte „Krieg" von Ludwig Renn, „Jahrgang 1902" von Glaeser und „Vier von der Infanterie" von Johannsen erschienen. Welcher französische Verleger hat nicht die Übersetzung eines deutschen Antikriegsromans bereitliegen! Zehn Jahre nach dem imperialistischen Krieg reißt man sich um die deutsche Literatur, denn nicht nur deutsche Kriegsbücher werden auf den Markt geworfen sondern bunt durcheinander: Emil Ludwig, Stefan Zweig, Thomas Mann, Heinrich Mann, Feuchtwanger — ohne die Älteren mitzuzählen wie: Hölderlin, Kleist, Möricke (französische Kritiker haben den Letztern für einen lebenden Schriftsteller gehalten!).

In Deutschland ist die Situation eigentlich unverändert geblieben. Von jeher sind französische Literaturerscheinungen, die guten wie die schlechten, hier geschätzt worden und haben ihren Marktwert gefunden. Nur in Frankreich liegt also ein Novum vor. Ist es ein Anzeichen einer unwiderstehlichen deutsch-französischen geistigen Annäherung? Soll man darin eine geistige Durchdringung zweier Völker sehen? Muß man sich über den Austausch freuen, und steht die Qualität so hoch wie die Quantität?

Es sind jetzt zwei Jahre her, daß Heinrich Mann in Paris in französischer Sprache einen Vortrag hielt über das, was er ein „geistiges Locarno" nannte. Besteht wirklich auf geistigem Gebiet ein deutsch-französisches Locarno? Was soll man zu diesem Locarno und seinen Wirkungen sagen?

Diese Fragen verdienen, glaube ich, eine kurze Prüfung.

* * *

Versetzen wir uns einen Augenblick in die Vorkriegszeit. Damals wie heute hatte die französische Produktion leichte Exportmöglichkeiten nach Deutschland. Romane, Lyrik, Drama, Komödie und Malerei waren stark gefragt. Romain Rolland

und Emile Verhaeren wurden genau so aufgenommen wie der dümmste pariser Schwank und der banalste Roman. Die beiden genannten Autoren fanden sogar in Deutschland ein verständnisvolleres und zahlreicheres Publikum als in Frankreich. Der Inselverlag brachte dank Stefan Zweig eine Anthologie der Gedichte Verhaerens heraus, während erst nach Verhaerens frühzeitigem Tod und nach seiner kriegerischen Periode der französische Verleger der „Villes Tentaculaires" sich entschloß, das gleiche zu tun. In Deutschland erschien die erste vollständige Biographie Verhaerens (von Stefan Zweig), und die französische Übersetzung dieses Werkes kam erst viel später heraus. Was Verlaine, Rimbaud und Mallarmé betrifft, so kann man ohne Übertreibung sagen, daß die Zahl ihrer Übersetzer, Nachdichter und Deuter unbegrenzt ist.

Die gleiche Erscheinung haben wir in der Malerei. Wieviel Werke sind über die Impressionisten und ihre Nachfolger veröffentlicht worden! Wieviel Ausstellungen waren ihnen in Berlin, München, Frankfurt etcetera gewidmet! Museumsdirektoren, Sammler und Liebhaber fuhren ein- oder zweimal im Jahr nach Paris, um dort ihre Auswahl zu treffen. Ich erinnere mich an eine Ausstellung Henri-Edmond Cross in der Galerie Druet, Place Madeleine, die wenige Jahre vor dem Krieg stattfand. Ich sah dort nicht nur bedeutende deutsche Kunstkritiker sondern auch Museumsleiter, wie zum Beispiel den aus Barmen. Als ich einmal Max Liebermann in seinem Atelier am Pariser Platz besuchte, konnte ich bei ihm die schönsten Cézannes bewundern. Welche Freude hat es mir gemacht, in einer umfangreichen Monographie über Vincent van Gogh zu blättern, die in München mit herrlichen Reproduktionen herausgekommen war. Man wird einwenden, daß van Gogh Holländer ist, aber seine Kunst ist entdeckt und entwickelt worden in Arles und Auvers-sur-Oise. Um endlich noch ein Beispiel zu nennen: Von meinem Freund Paul Signac weiß ich, daß er schon zwanzig Jahre arbeitete, ehe er sein erstes Aquarell in Frankreich verkaufte.

Das hinderte im übrigen die französische Presse nicht, bei Kriegsausbruch die Deutschen zu beschuldigen, in Galerien, Museen und bei Kunsthändlern eingedrungen zu sein und Werke von Manet, Cézanne und Renoir annektiert zu haben.

Ich könnte noch hundert Beispiele nennen, aber dann würde dieser Artikel zum Katalog. Doch gibt es eine Ausnahme: die Musik. Französische Musik hatte es außerordentlich schwer, in Deutschland Gastrecht zu genießen, und wenn zufällig in einem Konzertsaal Debussy oder Ravel gespielt wurde, stand die Kritik ihr wenig sympathisch gegenüber. Aber der Protektionismus auf dem Gebiet der Musik hatte eine Entschuldigung. Ein deutscher Musiker antwortete mir einmal auf meine Frage: „Wir haben schon zu viel Material." Die französischen Komponisten waren außerdem stärker von der russischen Schule als von der deutschen beeinflußt, was die deutsche Kritik auch gelegentlich betonte.

Macht man die Gegenrechnung auf, so fällt sie nicht zugunsten Deutschlands aus. Frankreich zeigte bis 1914 nicht

nur politische Feindschaft gegen Deutschland, es errichtete auch gegen deutsche Literatur und Kunst eine wahrhaft chinesische Mauer. Tannhäuser rief in Paris große Skandale hervor, obwohl die republikanische Gesinnung Richard Wagners ihn gezwungen hatte, lange Jahre in Frankreich als Flüchtling zu leben, und Richard Strauß hatte, wenn er auch gespielt wurde, doch keine gute Presse. Die gegen den Strom kämpften, wurden für Anarchisten und deutsche Agenten gehalten. Magazine und Bücher, die sich mit Deutschland befaßten, wurden boykottiert und ihr Vertrieb sehr erschwert. Es war ein besonderes Verdienst Edouard Dujardins, eines der wenigen Überlebenden der symbolistischen Schule, damals die ‚Revue Wagnérienne' zu gründen. Die Gründer und Mitarbeiter der ‚Revue Blanche', des ‚Magazin International' und der ‚Revue Indépendante' hatten den Ruf, Anarchisten und gefährliche Leute zu sein.

Die meisten französischen Journalisten und Schriftsteller, die Deutschland und deutsche Dinge kannten, fühlten sich verpflichtet, Deutschland systematisch anzuschwärzen. Henri Albert, der Verfasser der ‚Deutschen Briefe' im ‚Mercure de France' (einer ehemals fortschrittlichen Zeitschrift, die im Krieg mehr und mehr zum Organ der französischen Unintelligenz wurde) zeichnete sich durch einen groben Chauvinismus und Mangel an ernster Kritik aus. Während er das Werk Friedrich Nietzsches übersetzte, leitete er gleichzeitig ein antideutsches elsässisches Propagandaorgan.

Der Schreiber dieser Zeilen, der damals versuchte, deutsche Literatur in der ‚Phalange', dem ‚Mercure de France', der ‚Grande Revue', im ‚Gil Blas' bekannt zu machen, zog sich den Titel „boche" und „preußischer Feldwebel" zu und hat schon dadurch allein die Todesstrafe verdient. Seine „Anthologie zeitgenössischer deutscher Lyrik", von Emile Verhaeren eingeleitet, wurde entweder totgeschwiegen oder verrissen. Der große „republikanische" Kritiker des ‚Temps', der erst kürzlich verstorbene Paul Souday, wartete die ersten Kriegswochen ab, um meine Anthologie seinen Lesern vorzusetzen, und zwar, um durch die deutschen Dichter und durch mich zu erhärten, das Deutschland nur eines kennt: den Kult der Gewalt.

Der Krieg hat selbstverständlich diese Haltung noch verschärft. Rémy de Gourmont, der ein Vierteljahrhundert früher das gefährliche Spielzeug des Patriotismus im ‚Journal' gekennzeichnet hatte, und der deshalb seiner Funktionen in der Nationalbibliothek enthoben wurde, unterschied sich jetzt nicht mehr von den Boulevardschreibern und den berufsmäßigen Hetzern. Der Herausgeber des ‚Mercure de France', Alfred Vallette, sagte jedem, der es hören wollte: „Wenn der Krieg zu Ende ist und ich Bestellungen von deutschen Buchhändlern erhalte, werde ich jedem antworten: Mein Herr, mit Boches mache ich keine Geschäfte!"

* * *

Und jetzt, zehn Jahre nach dem Krieg und dem Versailler Vertrag und nach einem halben Jahrhundert massiver, unerbittlicher Feindschaft ist Deutschland in Frankreich die Parole.

Was ist denn geschehen?

Ganz einfach ein ökonomisches Wunder: der Vertrag von Locarno, der politische Ausdruck für den Stahltrust.

Der Boykott, der nach 1870 die deutsche geistige Produktion in Frankreich traf, war nur eine der Folgen jener wirtschaftlichen Isolierung, in der Frankreich Deutschland hielt. Man wollte die deutsche Dichtung ebenso wenig im Buchhandel wissen wie die Notierung deutscher Werte an der pariser Börse.

Die wirtschaftliche Annäherung, die während des Krieges von denen gepredigt wurde, die den Kopf nicht ganz verloren hatten, hat sich mit einem Rhythmus vollendet, den die größten Optimisten nicht voraussehen konnten. Locarno und Thoiry haben nur einen de facto Zustand sanktioniert, der durch die Umgruppierung der wirtschaftlichen Kräfte in Europa notwendig geworden war. Das wirtschaftliche Gesetz hat sich stärker gezeigt als die Politik. Selbst Männer, die nicht grade große Sympathie für Deutschland empfinden, sieht man Absatzgebiete in Deutschland suchen. Herr Coty ist auch darunter.

Die literarische Produktion ist dem Prozeß der wirtschaftlichen Produktion gefolgt, und der Ausdruck Heinrich Manns vom „geistigen Locarno" ist richtig. Hinzu kommt, daß durch den Krieg eine große Anzahl junger Leute, die in deutschen Gefangenenlagern interniert waren, oder die später in den zahlreichen Wirtschafts- und Militärkommissionen in Deutschland gearbeitet haben, auf diese Weise die Deutschen und die deutsche Literatur kennen lernten und daher einen literarischen Austausch ganz natürlich finden.

In wenigen Jahren ist die Zahl deutscher Bücher in Frankreich riesig gestiegen, die deutsch-französischen Zeitschriften haben sich vermehrt, und man sieht in Paris deutsche Theatertruppen wie in Deutschland französische. Französische Schriftsteller sprechen in Berlin und in Frankfurt, während deutsche Berlin mit Paris vertauschen, um dorthin gute Botschaft zu bringen. Der deutsch-französische Filmaustausch wächst mit jedem Tag. Und Ravel und Darius Milhaud werden in allen Städten des Reichs gespielt.

* * *

Man muß sich über diesen geistigen Austausch freuen, solange er nicht gegen andre geistige Strömungen gerichtet ist. Der Verfasser dieses Artikels kann sich dazu nur beglückwünschen, war er doch der Erste, der während der Ruhrbesetzung 1923 in französischer Sprache einen Vortrag im romanischen Seminar der berliner Universität hielt über die Tendenzen der französischen modernen Literatur.

Man muß außerdem konstatieren, daß dieser deutsch-französische Austausch in keiner Weise den deutsch-russischen unterbindet. Auch Heinrich Mann hat in seinem Vortrag betont, daß Deutschland, zwischen Ost und West gelegen, die doppelte Anziehungskraft nach Rußland und Frankreich hin hat. Er erinnerte dabei an die Begeisterung, die die Oktoberrevolution ausgelöst hat. Die geistige Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland hat, soviel ich weiß, keine Ein-

schränkung der deutschen Begeisterung für russische Kunst zur Folge gehabt. Russisches Theater und Filme haben überall ein starkes Interesse gefunden, und ihr Einfluß ist weit verbreitet. Die geistige Bewegung von heute — wenigstens die, die zählt — ist zum großen Teil von russischem Geist befruchtet worden. Aber die stupide Demagogie der Sowjetbureaukraten, die nichts mehr mit Lenin und Marx gemein hat, macht die Intellektuellen verantwortlich für alles Übel, an dem Rußland leidet. Sie zieht ehrlichen Künstlern Leute wie Koltzow vor, sie läßt die unerhörte Behandlung Trotzkis durch grade solche Leute zu, die 1917 Gegner der Oktoberrevolution waren oder die sich damals aus Furcht bei den Menschewiki verkrochen (man lese die Biographie Trotzkis!).

Ob man es will oder nicht, der deutsch-französische Strom ist da. Er ist so stark, daß die, die sich ihm widersetzen wollten, von ihm mitgerissen werden. Am gleichen Tag und auf der gleichen Seite kündigt die ‚Humanité' den Abdruck von Remarques „Im Westen nichts Neues" an, sowie die Nachricht, daß die berliner Arbeiter dem französischen kommunistischen Zentralorgan 30 000 Francs überwiesen haben, und sie erinnert nicht ohne Stolz daran, wie „vor dem Krieg in schwierigen Zeiten der ‚Vorwärts' der ‚Humanité' geholfen hat". Das Komische dabei ist, daß die schlecht informierten Leute von der ‚Humanité', deren Konfusion mehr lächerlich als traurig ist, von Remarque zuerst behaupten, daß er sich „bewundernswert in den genfer Mechanismus eingliedert und dazu beiträgt, die Illusionen von Locarno zu stärken, unter deren Deckmantel imperialistische Freunde und Gegner die letzte Hand an die Vorbereitungen zur Niederknüttelung des Proletariats legen", um dann Remarque, diesen bürgerlichen Schriftsteller, Ludwig Renn gegenüber zu stellen, der heute Mitglied der KPD ist. Die ‚Humanité' nennt den „Krieg" von Renn „eine trockene und sagen wir es ruhig — widerspenstig verstopfte Angelegenheit" (sic!). Was sagen Kläber und Becher dazu?

Man sollte sich jedoch in acht nehmen vor den businessmen, für die die Literatur nichts andres ist als ein Produkt der Schwerindustrie. Man muß von ihnen sprechen, um sie von den ehrlichen Vermittlern zu sondern. Diesseits und jenseits des Rheins gibt es Leute, die während des Krieges diejenigen denunzierten, die ihren kriegsgegnerischen Ideen treu geblieben waren. Die gleichen Leute beteiligen sich jetzt an pathetischen Demonstrationen für die deutsch-französische Verständigung und benutzen Schriftsteller und Künstler, um Geschäfte mit ihnen zu machen. Aber die Art dieser schlechten Komödianten und Taschenspieler darf uns nicht zu unfruchtbaren Klagen verleiten und uns nicht veranlassen, uns wie Zarathustra ins Gebirge zurückzuziehen. Kämpfen wir für die Verständigung der Völker, für eine Entente kühner und revolutionärer Geister, indem wir wertvolle Künstler, die Vorkämpfer im andern Land sind, bekannt machen und indem wir die Händler aus dem Tempel jagen, die zuerst vom Krieg und jetzt vom Frieden profitieren, um demnächst wieder am Krieg zu verdienen.

Deutsch von Milly Zirker

Denkmal am Deutschen Eck von Ignaz Wrobel

An der Mosel ging es noch an. Wir soffen uns langsam den Fluß hinab, wir fuhren mit dem Saufbähnchen von Trier nach Bulley hinunter, und auf jeder dritten Station stiegen wir aus und sahen nach, wie es mit dem Weine wäre. Es war. Wenn wir das festgestellt hatten, stiegen wir wieder ein: der Zug führte einen Waggon mit, der sah innen aus wie ein Salonwagen, von hier aus hätte man ganz bequem Krieg führen können, so mit einem Telephon auf dem Tisch, mit dicken Zigarren und: „Seiner Majestät ist soeben der Sturmangriff gemeldet worden" und dergleichen. Wir führten aber keinen Krieg, sondern drückten auf die Kellnerin, und dann erschien ein Klingelknopf, oder umgekehrt, und man konnte auf dem langen Tisch einen naturreinen Mosel trinken und dabei Würfel spielen. Und es entstanden in diesen Bahnstunden die Spiele:

Lottchen dick
Spix ist stolz
und
Georgine, die ordentliche Blume
sowie
Karlchen und die Rehlein —

das letztere Spiel zur Erinnerung an Karlchen seine Liebesabenteuer im freien, frischen, frommen Walde, wo ihm einmal die kleinen Rehlein zugesehen hatten. Ich verlor auf das Grauenerregendste und mußte es alles bezahlen. Aber so ist es immer.

Bernkastel, Traben-Trarbach, Bulley . . . dann aber setzten wir uns in einen seriösen Zug und fuhren nach Kolbenz. (Diese Aussprache wurde adoptiert, falls Jakopp ein künstliches Gebiß hätte: es spricht sich leichter aus.) In Kolbenz tranken wir der Geographie halber einen Rheinwein, und der konnte Papa und Mama sagen, wir aber nicht mehr. Am nächsten Morgen — es war ein Sonntag hell und klar — gingen wir spazieren.

Ich kannte Kolbenz nicht. Das erste, was mir auffiel, war ein breites und lautes Bürgerpublikum von Reisenden, die sich merkwürdig aufgeregt gebärdeten. So, wie schwarzhaarige Frauen, einmal in Paris, dem Zauber des Wortes „Paris" erliegen und sich so benehmen, wie sie es zu Hause niemals täten, so kippten hier die blonden Damen aus den Pantinen; der Rhein, Vater Rhein, der deutsche Rhein klingelte in den Gläsern, und es war ziemlich scheußlich anzusehen. Das Zweite, was damals auffiel, war die „Schmachch". Wir sprachen das Wort mit zwei ch, und wir meinten die Franzosen damit, von deren „schwarzer Schmach" wir so viel in den bildenden Kinos gesehen hatten. Hier war nur weiße Schmachch, und wir mochten sie nicht. Und zwar nicht, weil wir die Franzosen nicht mögen, sondern weil wir das Militär nicht lieben. Wir sind nur nicht so dumm wie zum Beispiel der Koblenzer General-Anzeiger, der nun, nach dem Abzug der Schmach, Mord und

Tod hinter ihnen herschimpft, ohne auch nur einen Augenblick lang zu untersuchen: wie sich die Deutschen in Belgien und Frankreich benommen haben, was das Militär eigentlich ist und für wen es arbeitet, und wie an diesem ganzen namenlosen Unglück, am Krieg und seinen Folgen, Europa schuld ist und seine nationale Zerfetztheit. Statt dessen kräht die Zeitung in echt kleinbürgerlicher Wut wegen der unbedingt zu verurteilenden Übergriffe nur hinter ein paar tausend Soldaten her, deren jugendliche Kraft genau so unproduktiv mißbraucht wird, wie das mit Soldaten in allen Ländern geschieht — auch in Deutschland.

Wir spazierten also am Rhein entlang, ich hatte wieder einmal meine Geographie nicht gelernt und ließ mir von Jakopp die Gegend erklären. Da war der Ehrenbreitstein; auf dem brannte zum Gaudium aller Rheinkadetten eine französische Fahne — wirklich, die Fahne brannte hoch am Fahnenstock, verglomm, leuchtete wieder auf... mich interessiert Militär nicht, und ich weiß nicht, was sie da gekokelt haben. Es ist ja auch gleichgültig, so gleichgültig wie alles, was diese uniformierten Brüder tun. Und da war der Rhein, der kitschumrauschte, und, wie bei Goethe steht, da waren große Schiffe im Begriffe, auf diesem Flusse hier zu sein... und plötzlich bekam ich den größten Schreck auf dieser Reise. Ich weiß es noch ganz genau:

Wir gingen auf der breiten, baumbestandenen Allee, vorn an der Ecke war eine Photographenbude; sie hatten Bilder ausgestellt, die waren braun wie alte Daguerrotypien, dann standen da keine Bäume mehr, ein freier Platz, ich sah hoch... und fiel beinah um.

Da stand — Tschingbumm! — ein riesiges Denkmal Kaiser Wilhelms des Ersten: ein Faustschlag aus Stein. Zunächst blieb einem der Atem weg.

Sah man näher hin, so entdeckte man, daß es ein herrliches, ein wilhelminisches, ein künstlerisches Kunstwerk war. Das Ding sah aus wie ein gigantischer Tortenaufsatz und repräsentierte jenes Deutschland, das am Kriege schuld gewesen ist — nun wollen wir sie dreschen. In Holland.

Zunächst ist an diesem Monstrum kein leerer Fleck zu entdecken. Es hat die Ornamenten-Masern.

Oben: Jener, auf einem Pferd, was: Pferd! auf einem Roß, was: Roß! auf einem riesigen Gefechtshengst wie aus einer Wagneroper, hoihotoho! Der alte Herr sitzt da und tut etwas, was er alle seine Lebtage nicht getan hat: er dräut in die Lande, das Pferd dräut auch, und wenn ich mich recht erinnere, wallt irgend eine Frauensperson um ihn herum und beut ihm etwas dar. Aber da kann mich meine Erinnerung täuschen... vielleicht gibt sie dem Riesen-Pferdchen nur ein Zuckerchen. Und Ornamente und sich bäumende Reptile und gewürgte Schlangen und Adler und Wappen und Schnörkel und erbrochene Lilien und was weiß ich... es war ganz großartig. Ich schwieg erschüttert und sah Jakoppn an.

„Ja", sagte Jakopp, „das ist das Kaiser-Wilhelm-Denkmal am Deutschen Eck."

Richtig: da floß noch ein Fluß in den ersten Fluß, und es war, wenn man von den Fabrikschornsteinen absah, eine hübsche Gegend, viel zu hübsch für dieses steinerne Geklump, für diesen Trumm, diesen Trubas von einem Denkmal. „Was ... wie ..." stammelte ich ergriffen. Da hörte ich ein leises Stimmchen an meiner Linken, ein Knabe war mir unversehens genaht, er hatte wohl meine Ratlosigkeit bemerkt, und er sprach: „Soll ich Ihnen mal das Denkmal erklären —?" Rasches Erfassen der Kriegslage ziert den S.A.-Mann, und ich sprach: „Erkläre mir mal das Denkmal."

Da sah der Knabe überall hin, nur nicht auf den Tortenaufsatz, er schlief im Stehen, seine Augen hatten den Ausdruck einer friedlich grasenden Kuh, ich hatte so etwas noch nie bei einem Menschen gesehen. Er sprach mit modulationsloser, quäkender Stimme. Und weil dieses arme Kind solches nicht allein tat, sondern vier oder fünf Kollegen, wie ich später sah, den ganzen Sonntagvormittag lang gewerbsmäßig dasselbe ausübten, vor dem Denkmal und weiter unten, vor dem Hotel und überall, so habe ich das, was sich die Knaben eingepaukt hatten, mehrere Male hören können. Nach Verabreichung mehrerer Gläser guten Weines zwecks Auffrischung des Gedächtnisses läßt sich das etwa folgendermaßen an:

„Dieses Denkmal wurde gegründet im Jahre 1897; es stellt dar den berittenen Kaiser Wilhelm dem Ersten, sowie auch eine Siegesgöttin benebst die besiegten Feinde. Die Siegesgöttin ist nach verlorenen Kriegen ein Friedensengel und hat eine Flügelbespannung von fünf Meter in die Breite. Das Denkmal wiegt fünf Millionen Kilogramm und hat einen Flächeninhalt von 1200 Quadratmetern, daher ist es ein großes Kunstwerk. Auf dem Grundsockel erhebt sich der Sockel, auf dem das Denkmal aufgebaut ist; auf diesem Sockel steht der richtige Sockel, und auf diesem der Untersockel, worauf sich der Denkmalssockel erhebt. Die Künstler, die an dem Denkmal schuld sind, heißen Schmitz und Hundrieser. Der Spruch, der in das Denkmal eingelassen ist, besagt: „Nimmer wird das Reich zerstöret, wenn ihr einig seid und treu." Die Köpfe der Seeschlangen bedeuten Deutschlands Feinde, der Granit der Söckel ist aus dem Schwarzwald. Die Mosel fließt hinter dem Denkmal, ihre Strömung ist hier besonders schnell, weil sie an dem Denkmal vorbei will. Das Denkmal ist in der Regierungszeit Kaiser Wilhelms des Zweiten eröffnet worden und hat daher zwei Millionen Mark gekostet. Das ist das Denkmal am Deutschen Eck." (Große Trinkgeldpause.)

Wie ich in der Zeitung gelesen habe, sind die Reden, die sie nach dem Abzug der Schmachch gehalten haben, genau so gewesen wie das Denkmal. Aber könnt ihr euch denken, daß sich jemals eine Regierung bereit fände, einen solchen gefrorenen Mist abzukarren —? Im Gegenteil: sie werden gar bald ein neues Mal errichten: das Reichsehrenmal. Wenn es errichtet ist, werden rotzgenäste Knaben hingehen und es uns erklären; die Gastwirtschaften ringsherum werden voll sein, und in den Massengräbern zu Nordfrankreich wird sich ein Geraune erheben:

„Wofür —? Dafür."

Grabrede auf einen Intendanten von Anton Kuh

Wenn ich Sie, meine Verehrten, hier um einen frischen Grabhügel versammle, so tu ich es nicht, um über den Mann zu reden, der der Anlaß unsrer traurigen Zusammenkunft ist; denn wir bestatten hier ja nur, was unsterblich an ihm schien — sein sterblich Teil lebt fort. Sodann aber heißt es bekanntlich, daß man einem toten Leu sozusagen und in gewissem Sinne... und da diese Rechtswohltat sogar von jedem lebenden Esel in Anspruch genommen wird, sobald er aufhört, machtvoll und bedrohlich zu sein — wie sollte ich sie jemandem vorenthalten, dessen Aufrechtheit und Lauterkeit, ja Geisteskraft für uns unbezweifelbar ist?... Nein, nicht dem Mann gilt diese Rede; auch nicht, wie sie das jetzt nennen, dem System; sondern der Bedeutung eines Wortes, das hierzulande so nachdrücklich und häufig gebraucht wird, daß man es für das Urschöpferische unsres geistigen Lebens halten könnte: des Wortes „Krise".

Was ist eine Krise?... Ich will die neue Formulierung versuchen: eine Krise ist das Sichtbarwerden der Irrtümer, welche dieselben Menschen, die nachher von der Krise einer Sache reden, zuvor hinsichtlich ihrer Blüte gehabt haben. Die Logik nennt das zwar eine Zirkeldefinition. Aber was will man tun — unser geistiges Leben spielt sich eben in solchen Zirkellinien ab, sowohl die Bedeutung wie der Niederbruch der Erscheinungen bleibt auf den Kreis der Beurteiler beschränkt, und am Ende ist alles, was uns fettgedruckt als Geschehnis vorgeführt wird, bloß ein Leerlauf am Rad der Zeit. Es hat eine Krise des Expressionismus gegeben, ohne daß der Expressionismus gelebt hätte; eine Krise der Erotik, ohne daß von Erotik eine Spur war; und es gibt jetzt eine Jeßner-Krise, ohne daß es — verzeihen Sie das harte Wort — einen Jeßner gegeben hat.

Die Kritik — sei es die politische, die philosophische oder die literarische — macht alles unter sich aus. Ihr Konsum an Fehlern erzeugt die Moden, die Wirkung der Fehler die Krisen. Was dazwischen liegt, ist das schaumwirbelnde, auf Prominenzen verteilte, absolute Nichts. Nun, das ist in aller Welt so — warum sollte es in der Hauptstadt des Deutschen Reichs anders sein? Nur, daß es hier leider noch offenkundiger, eklatanter ist; daß die Wirklichkeit noch weniger damit zu tun hat; und daß die Zeitkreise, in denen sich der interne Ablauf von der Überschätzung zur Ernüchterung vollzieht — ich rufe Ihnen die Namen Bronnen und Brecht ins Gedächtnis — immer kleiner und kleiner werden, so daß schließlich Ruhm und Ende eines Mannes in einem Saisonquartal Platz haben. Bei Menschen wie Hülsen oder Sudermann — ich sage das auf die vom teuren Verblichenen so oft vermiedene Gefahr hin, als reaktionär zu erscheinen — war das doch anders. Denn sie repräsentierten schlimmstenfalls wirkliche Unwerte, nicht unwirkliche Werte.

Sie ahnen, worauf ich hinaus will; der Mann, der uns jetzt entrissen scheint, war uns nie gegeben; das Grab, das sich ihm öffnet, ist identisch mit der Ruhmeswiege, in die er

zuvor gelegt ward; die Krise, die seinen Namen trägt, ist zehn Jahre alt. Und wenn einer der klügern Beurteiler zu dem Schlusse kommt, es sei eben offenbar nicht Energie gewesen, die der Intendant früher an den Tag gelegt habe sondern bloß Überspannung und Übersteigerung, so möchte ich ihm mit dem Zuruf beispringen: ja, Übersteigerung — aber übersteigert war nicht er allein, übersteigert war die Luft, die Kunst, die Stadt um ihn, übersteigert waren seine Helfer, übersteigert wart Ihr alle und das Maß Eurer Lobpreisung! Kann die Schweinsblase dafür, wenn sie, vom Mund des Buben zuerst zu einem Globus aufgepustet, plötzlich schlaff hängt? Kann man die Fanfare für den Bläser verantwortlich machen?

Ein Nekrologist soll sich nicht selber zitieren. Wie aber, wenn er seinem Gegenstand schon einmal die Grabrede gehalten hat? ... Vor acht Jahren kam Jeßner mit seiner Truppe (lies: Treppe) auf Gastspiel nach Wien. Führte den Richard vor. Die Wiener sind altmodische, traditionserstarrte Menschen, denen seltsamerweise ein toter Mitterwurzer lieber ist als ein lebendiger Kortner — und sie schenkten dem Ereignis keine Beachtung. Zu allem Überfluß ließ ich unter dem Titel „Ein Pferd, ein Pferd ..." einen Vortrag folgen, worin ich das Billigste von der Welt unternahm: Shakespeare gegen Berlin auszuspielen! ... Ich schränkte dies Spiel allerdings durch den Zusatz ein: in Wien dürfe man das — in Berlin aber gelte der Name Jeßner mit Recht als politischer „Belang". Davon lebe freilich andrerseits sein Träger; er trotze allen Feuilletongefahren im Gefühl doppelter Leitartikelwürdigkeit. Aber Feuilletongefahren — gäbe es denn die in einer Stadt, wo die Richtung wichtiger ist als der Mensch? Wo ein gemeinsamer Bund der Maßstablosigkeit alles regiert? Wo das Motto des Vorwärtskommens für Schaffende und Wertende lautet: „Im Gegenteil!" Wo ein Regisseur dem Hans Sachs bloß den Vollbart zu skalpieren braucht, um als Neuerer zu gelten? Wo die Unbildung den Dramaturgen macht, indem sie, ohne Ahnung, daß dem Richard-Drama eine Trilogie „Heinrich VI." vorangeht, aus dem aristokratisch-einsamen, liebenswürdigen (Lessing!) Richard einen brüllenden Schlachtstier werden läßt — wo der Justamentgeist eine Treppe dazu baut, damit der auf ihr herniederwandelnde Hauptdarsteller den Anschein erregt, als komme er trotz der dämonisch fletschenden Vorsätzlichkeit seines Mienenspiels, der skandierten Abgezähltheit seiner Gebärden und der intellektuell geschärften Harmlosigkeit seiner Stimme, die ihn als Prototyp eines „Übersteigerten" erkennen lassen, „von oben" her — und wo zu all dem Kritiker Bravo sagen, teils, weil ihre eigne Phantasie nicht weiter reicht, teils, damit man ihnen zum kühnen Bejahen auch die Lendenkraft zutraut? Wo eine Sache „anders machen" sogleich „revolutionär" heißt? Wo es kurzgesagt immer auf Namen und Benennungen und nie, nie auf das Wunder der Persönlichkeit ankommt?

So sah ich es vor acht Jahren. Später, in Berlin, lernte ich den Intendanten und seinen Parademimen (der jetzt mit

bewährter Geschicklichkeit eine Minute vor dem Débacle vom Schauplatz verschwunden ist) näher kennen. Wie sie da — beide fast gleich an Wuchs und Größe — wie Mephisto mit Faust oder Buckingham mit Richard Schulter an Schulter wandelten, erschien alles viel natürlicher. Der eine war aus Hamburg gekommen mit Gewerkschaftsgesinnung; der andre aus Wien mit Tatendrang; sie trafen sich im Ehrgeizknotenpunkt Berlin. Der eine sagte mir vom andern, er habe ihn nötig „wie eine Krücke"; der andere behauptete, jener diene ihm als „Marschall"; und beide hatten Recht. Marschallstab und Krückstock ergänzten sich zum Absolutismus zweier Hälften. Überdies bekleideten sie beide bei sich mit viel Talent die Stellung von Pressechefs. Darin kam dem einen der Umstand zu Hilfe, daß in Berlin jede Umkehr einer eingewurzelten Regieregel — etwa: Hauptmanns Weber leise statt laut Krach machen zu lassen oder dem Florian Geyer das Kinn glatt auszurasieren — als Abkehr vom wilhelminischen Geist gilt; dem andern hingegen: daß die willensdurchsichtige, worthämmernde, positionsbewußte Art, mit der hier ein großgewachsener Schauspieler einem gleichen Kubikinhalt von schauspielerischer Größe den Raum wegnahm, auf die Stadt der Ehrgeizigen wie eine Personifikation des Leitspruchs wirkte: „Mit dem Kopf durch die Wand!" (Die Karrieretreppe, die er sich anfangs zur größeren Deutlichkeit seines Strebens hinbauen ließ, durfte später wegfallen.) So regierten sie miteinander: der Direktor und Regisseur in seinen Einfällen Funktionär des Schauspielers — der Schauspieler als Erfüller aller künstlerischen Tendenzen, die er seinem Direktor für sich eingeblasen hatte. Ringsumher durfte kein Gras wachsen. Nur die kahle, kalte, scharfe Luft des „Machens" hatte Zutritt. Ach, wie braucht die Unpersönlichkeit dieses Klima, wie fühlt sich der Ehrgeiz in ihm wohl! Komödiantenfrohsinn und Frauenanmut ist da verbannt. Mädchen, um deren unschönen Mund Problematik zuckt, Elevinnen, deren Augen nach der Psychoanalyse verbrennen, Muskelleiber, die Penthesileas Unbegehrtheit verbürgen, müssen die Stelle der Grazie vertreten. („Schön" ist alte Schule.) Und blutleere, trockene Kämpen, denen ein falsches Fett am Leibe bammelt, die Witzigkeit. (Komik ist unernst.) Wenn endlich nichts als Wort und Staub zurückbleibt und alles Menschliche glücklich erfroren ist, dann kommt der Kritiker, verfaßt eine Broschüre und nennt jenes Ergebnis vereinter Bemühung, aus der Not eine Tugend zu machen, voll Respekt: „Vereisung des Dramas".

Drei Monate später freilich heißt die Eiszeit „Krise".

Sie begreifen, meine Verehrten, an dem einen Beispiel, mit wieviel Recht ich das Wort Krise als das Sichtbarwerden der Irrtümer definierte, denen die Beurteiler vorher hinsichtlich der Nicht-Krise erlagen. Sie erkennen vielleicht auch, daß Krisen nicht bloß scheinbar sondern tatsächlich das Urschöpferische unsres geistigen Lebens sind.

Weh mir — bin ich dabei aber meiner Absicht, nur über sie, nur über diesen Begriff Krise und nicht über den ehren-

werten, so lange erfolgreichen Mann zu reden, den jetzt eine hinwegräumte, am Ende nicht untreu geworden? Und habe ich, sofern ich es tat, nicht zu wenig die Würde des Ortes gewahrt? ... Wenn es mir wirklich widerfuhr, so bleibt mein Trost ein Umstand, den Sie als Schlußfolgerung aus meiner Rede ziehen wollen, wie ich ihn ihr als Voraussetzung vorangeschickt habe: daß in diesem frisch aufgeworfenen Grab — niemand liegt.

Samuel Butler von Heinz Liepmann

Wer Shaws Ausspruch, er fühle sich als kaum vollwertiger Schüler Butlers, kennt, wird trotz der Überschrift keinen volkswirtschaftlichen Artikel vermuten. Und doch kann der Klärungsversuch des Begriffes Samuel Butler ein durchaus soziologischer werden, so weit reicht die Bedeutung dieses sophistischen Moralisten in den englischen und europäischen Alltag von heute hinein. Zwar gehört Butler zu den Dichtern, die zu ihren Lebzeiten weder in ihrem Vaterland noch über dessen Grenzen hinaus bekannt wurden. Aber es lag dies nur an ihm selbst, denn er schrieb viele, den Verlegern und dem Publikum zu unbequeme, zu verwirrende, talmudistische Belletristik. Erst nach seinem Tode, 1902, begann man allmählich die weit über das Literarische hinausgehende, universale Bedeutung Butlers zu würdigen und ihn als ebenso komprimierten Engländer zu erkennen, wie man in Nietzsche, mit dem man ihn mit Unrecht verglich, den komprimierten „Germanen" sah: Denn Nietzsche war Sprachkünstler und Philosoph einiger Zwecke willen, Butler aber blieb Amateur des Gedankensports, der meistens fair, stets aber siegreich spielte.

Butlers Werk „Der Weg alles Fleisches" erscheint jetzt im wiener Phaidon-Verlag, es ist ein Familienroman aus Anfang und Mitte des vorigen Jahrhunderts, und ich kann mich nicht erinnern, jemals etwas gelesen zu haben, was derart national essenziiert einen Volkssinn erklärt, belastet und verteidigt hätte. Es wird ein Weg so typisch englischen Fleisches geschildert, daß die Mitgift der Paten Dickens und Swift roh und schleppend erscheint. An diesem Buch kann man mit Entzücken immer wieder sich ergötzen, denn des Dichters Amateurschaft bedingt die Ungebundenheit, die den Leser nicht zwingt, die Ereignisse in der Reihenfolge der Seitenzahlen zu verfolgen. Das Leben des Ernest Pontifex ist, bei all der Bewunderung, die der Autor ihm und damit sich zollt — denn es handelt sich um eine symbolisierte Autobiographie — nur Gelegenheit zur Äußerung bestimmter Gedanken. Ein Leben als Zweck also, dessen Regeln Butler selbstverständlich scheinen, weil er sie aus drei englischen Generationen entwickelt. Er deckt den Irrtum auf, in dem man den Engländer traditionell nennt — es ist grade umgekehrt: wenig Ehrfurcht hat Ernest vor überlieferten Gedanken, bevor er sie nicht selbst überwindet. Eine klarere und aufrichtigere Stellungnahme zu den alltäglichen Entschlüssen, den Lügen und Wahrheiten, veranlaßt Butlers heftige Abwehr der

Tradition. Er liebt fair play auch in der Unaufrichtigkeit, denn „die Wahrheit besteht nicht darin, nie zu lügen, sondern zu wissen, wann man zu lügen hat und wann nicht".

Wenn aller Gestalten Gesichter, die geboren werden und mit all ihren gescheiterten und lieblosen Ehrgeizen vergehen, gleich sind, so erklärt sich das nicht aus der Familienähnlichkeit sondern weil es sich um den Engländer an sich handelt; so ist endlich ein Volkscharakter in vielen seiner Möglichkeiten und Fähigkeiten essenziiert. Das ist eine Erlösung von der Individualität, mit deren Konstatierung uns fast zur gleichen Zeit die großen Russen überraschten. Bei Butler aber werden die Sittenregeln des lieben Gottes in freimütiger Weise zum ersten Mal in der Literatur kommentiert und hin und her gewendet; eine bequemere, witzigere Moral wird propagiert, das heißt: konstatiert. Erlaubt ist Dir, was Dir gefällt. Damit wirft Butler das Pathos, die romantische Illusion und das Duckmäusertum ab, hinter denen sich die menschlichen Schwächen verbergen. Bekennen wir uns zu unsern Schwächen! Nur nicht allzu heftig sondern leicht witzig, unverbindlich, ohne Leidenschaft, denn Leidenschaft ist wieder Pathos.

Der Roman liest sich interessant, obwohl er jene erquickende Ruhe ausströmt, die man heute nicht liebt, weil man seit Balzac mit dieser Zufriedenheit des Herzens den Geschmack dickleibiger, längenreicher Schmöker verbindet. Aber wie erregend schlagen in die Idylle, die Butler schuf, Sätze von solch tragischer Aktualität wie: „Ich will dafür Sorge tragen, daß meine Kinder nie wissen werden, wie sehr sie mich gehaßt hätten, wenn sie viel mit mir beisammen gewesen wären."

Das Besondere an diesen bemerkenswerten Gedanken, von denen es im Buch gradezu wimmelt, ist ihre Systemlosigkeit, ihre Unabhängigkeit voneinander und von andern Autoren. Ein wenig verspielt ist der Philosoph Butler. Er schreibt, vor fünfzig Jahren: „In allem muß man Maß halten, auch in der Tugend" oder „Der heilige Antonius führte die Teufel durch seine große Heiligkeit mehr in Versuchung als sie ihn. Genau genommen müssen einem also die Teufel mehr leid tun als der Heilige". Über den Tod äußert er sich: „Sterben ist eine Art Vergessen, und vernünftige Menschen besorgen den größten Teil ihres Sterbens während ihres Lebens." Und dann der großartigste Satz, den ich je über das Sterben las: „Was wir den Tod nennen, ist nur eine Erschütterung, die so stark ist, daß sie unsere Fähigkeit zerstört, zu erkennen, wie sehr das Vergangene und das Gegenwärtige einander gleichen". Eine begnadete Theorie von der Unsterblichkeit des Geistes! Aber selbst modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen nimmt Butler vor fünfzig Jahren die Pointen vorweg. Den Instinkt, den die Psychoanalyse als vererbtes Rassengedächtnis kennzeichnet, erklärt er als „eine Art Glauben an die Augenscheinlichkeit von Dingen, die man nicht wirklich gesehen hat".

Den Europäer berührt ob dieser überwältigenden organischen Einheit von Leichtigkeit, Weisheit, nationaler Mentalität, Sprachgewalt und Erkenntniskraft, die Tatsache, daß Butler sich nicht zum sozialen Problem äußerte. Diese Lücke in der sonst geschlossenen Festung einer englisch-universalen Weltanschauung ist aber in Wirklichkeit durch seinen religiösen Materialismus gefüllt. Sein einziger Kampf geht ja gegen die Vertrustung des Ethos, für „clarté et grandeur du coeur".

So stritt vor fünfzig Jahren ein Engländer fair, lächelnd, allein — und ohne im geringsten zu tranpirieren — für uns alle. Sein Name und sein Werk gehören zum Entscheidenden im geistigen Leben der Nationen, sie sind Kilometersteine auf der langen Chaussee der Kultur.

Garbo und Feyder von Rudolf Arnheim

Man weiß in Berlin auseinanderzuhalten, was gut und was schlecht ist. Gute Musiker werden gelobt, schlechte Schauspielerinnen werden verrissen — es hat alles seine Richtigkeit. Sobald aber Ausnahmeerscheinungen kommen, die den Durchschnitt des Guten oder des Schlechten überragen, versagt das Publikum und die Presse dieser Stadt. Denn es erregt immer Aufmerksamkeit und ist daher riskant, Spitzenleistungen zu konstatieren, und es gibt nicht viele Leute, die sich gern exponieren. Es sei denn, daß ein bißchen Sensation bei der Sache ist. Dann kennt — für ein paar Monate oder Jahre — die hysterische Überschätzung keine Grenzen. Da konnte man dieser Tage im Einleitungstitel des neuen Zille-Films lesen, für die Außenaufnahmen seien diejenigen Stätten benutzt worden, an denen „die unvergänglichen Werke des Meisters entstanden" seien. Sie lassen den guten Mann einen lieben Gott sein und verfälschen damit das Andenken eines Menschen, der sein Leben lang ein bescheidener Arbeiter gewesen ist. Aber die Lobpreisungen sind nicht lichtecht; denn kaum ist einer auf den Schild gehoben, so spürt man durch die ganze Stadt ein verhaltenes Lauern, wie lange es wohl dauern werde und wann man den Scheiterhaufen rüsten dürfe. Ein beschämendes Beispiel für solche Gesinnung hat der neue Filmkritiker des ‚Berliner Tageblatts', Herr Eugen Szatmari, gegeben. Da wurde dieser Tage ein neuer Greta-Garbo-Film „Die Herrin der Liebe" uraufgeführt. Ein schlechter Film. Er begann mit einem undurchsichtigen Waldweben in Grün, man sah die Garbo zuweilen — undeutlich wie einen Fisch im Aquarium — über die Leinwand eilen; und dann gab es einen Ausverkauf in seelischen Konflikten zu Engrospreisen: John Gilbert liebte eine, die er nicht heiratete, und heiratete eine, die er nicht liebte; Gretas Gatte ging im Hechtsprung aus dem vierten Stock durch die Scheiben einer Glasveranda ins Jenseits ab, und Greta ihrerseits prallte, während sie mit begreiflicher Hast im Auto dem Schauplatz der Handlung entfloh, just gegen die knorrige Eiche, in deren grünem Schatten sie den fruchtlos Geliebten zum ersten Male geküßt. Zuvor hatte sie das Menschenmögliche getan: ihre kühlen Augen hatten den hitzigen Kitsch auf eine immerhin erträgliche Zimmertemperatur herabgestimmt — aber der Gesamteindruck blieb übel, der Film fiel mit Recht durch. Und nun setzte Herr Szatmari über seinen Bericht in einem der zentimeterhohen Schriftgrade, die

in letzter Zeit eine unerfreuliche Karriere aus dem Inseratenteil in den redaktionellen gemacht haben, den Titel „Die ausgepfiffene Garbo". Acht Zeilen tiefer war in unscheinbaren Lettern zu lesen: „Freilich — nicht sie ist ausgepfiffen worden sondern der maßlos schlechte Film, in dem sie das Unglück hatte, zu spielen." Aber das macht nichts. Man heftet ohne Gewissensbisse einer großen und eingestandenermaßen unschuldigen Künstlerin das sehr gefährliche Etikett eines Mißerfolges an, wenn man nur als erster die längst heimlich erwartete Meldung bringen kann, der Würfel sei gefallen und der Liebling reif für den Sturz. Wer so bedenkenlos bereit ist, eine anerkannte Zierde der Kunst, die er kritisieren soll, einer ordinären Schlagzeile zu opfern, beweist damit, daß ihm die notwendige Kameradschaftlichkeit und Anteilnahme völlig fehlt. So geht es nicht. Wer züchtigen will, muß lieben.

Aber es sollte die Rede sein von einer Ausnahmeleistung, die nicht genügend Würdigung findet. In Berlin an der Ecke von der Kaiserallee lief — nach knapp vierzehn Tagen abgelöst durch ... nun? durch Harry Liedtke in „Der Erzieher meiner Tochter" — ein Film „Die neuen Herren" (Les Nouveaux Messieurs) von Jaques Feyder. Man hörte viel Schmeichelhaftes darüber, nur daß es sich hier um eine Arbeit von exemplarischer Qualität handelt, ist nicht durchgedrungen. Die Besichtigung dieses Films sollte gratis aber obligatorisch sein.

Er bedeutet zunächst rein stofflich einen Einbruch in neues Land. Unsre Manuskriptautoren pflegen ja ihre Werke aus Steinchen zusammenzusetzen, die ein für allemal fest- und zurechtgelegt sind: ein junger ungarischer Offizier, ein Eisenbahnunfall, die Bauhausmöbel im Privatkontor, ein kleines Ladenmädel, ein Porträtmaler, ein Staatsanwalt im Smoking, eine Kaschemme ... und daraus zimmern sie sich immer neue Kombinationen. Und draußen lebt ungenutzt die bunte Welt. Wie dicke Tenöre am Vormittag im Pelzmantel auf der kahlen Bühne stehen und ihre Arie schmettern, wie ein Minister im Luxuszug seine Rede für die kommende Eröffnung memoriert, wie eine Schiedsgerichtsverhandlung im Gewerkschaftshaus aussieht, wie ein Journalist bei einer reklamebedürftigen Künstlerin seine Unkostenrechnung einkassiert, wie zwischen den Kulissen einer Vereinsbühne der Vorstandstisch für eine politische Versammlung aufgebaut ist ... haben Sie das schon einmal im Kino gesehen? Jaques Feyder zeigt es.

Man darf Nachsicht üben, wenn ein Filmkünstler, dessen Wert ja gerade darin besteht, daß er die Welt mehr mit den Augen als mit dem Verstande betrachtet, an der schmalen Figur eines weißhaarigen, kultivierten Aristokraten mehr optisches Vergnügen findet als an dem verschwommenen Gewerkschaftsgesicht des Gegenspielers; eines Mannes aus dem Volke, der an der Oper angestellt ist, um die Bühnensterne zu beleuchten, und dann selbst in den hellen Lichtkreis der Öffentlichkeit tritt, Minister wird und sich einen Zylinder anmessen läßt. Der Aristokrat führt die Braut heim, und er tut es auf eine Art, wie man das im Film schon tausendmal und doch noch nie gesehen hat: die kleine Tänzerin, enttäuscht von dem „neuen Herrn", kehrt zaghaft heim, geht mit langsamen Schritten auf den alten Freund zu und legt den Kopf an seine Brust. Der hochgewachsene Mann läßt sie, ohne sich zu rühren, herankommen; in seinem Gesicht ist ein vorwurfsvolles Abwarten, ein bißchen hochmütige Befriedigung darüber, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf genommen, väterliche Zärtlichkeit und erlösender Ärger, und wie sie nun wieder in seinen Armen liegt, da lächelt er, zufrieden und ein wenig ironisch. Er akzeptiert sie, aber er bleibt einen ganzen Kopf größer. Ein happy end, geadelt durch den sympathischen Zweifel am Wert des Glücks.

Nicht nur diese letzte Szene — jeder Meter des sehr breit angelegten Films hält sich in Darstellung, Gruppierung und Dekoration frei von bequemer Herkömmlichkeit. Alles ist nagelneu erdacht: das maskenhafte Lächeln der Balletteusen, die durchgedrückten Turnerbäuche im Festzug, die Marxbüste auf dem Vertiko, der Traum des alten Lüstlings im Parlament: wo sich die Rednertribüne mit Tänzerinnen bevölkert, die in ihren Händen Abstimmungsurnen schwingen und deren eine wie ein riesiger Engel mit Gazeflügeln apokalyptisch auf den Schlafenden zuschwebt, mitten durch den Plenarsaal. Und die Figur des Emporkömmlings, der nicht einseitig karikiert ist, der mit echter Begeisterung die Sache seiner streikenden Kollegen führt, aber dennoch gelegentlich zur Seite schaut, wie denn der Freundin seine schöne Rede gefalle; dessen Einfalt jungenhaft und dessen Wichtigtuerei als liebenswürdige Schwäche wirkt.

Aus dem meisterhaft aufgebauten Manuskript hätte sich ohne Mühe ein gleichgültiger, langweiliger Film machen lassen. Für jedes Motiv, das Feyder neu gestaltet hat, gibt es in der Ateliertradition bereits eine gängige Lösung. Eifersucht und Liebe, Opernbühne und Badeanstalt, die komische Alte und der dezente Adlige — das haben wir alles in der Kinothek vorrätig. Diese Normierung ist schuld daran, daß neunundneunzig Prozent unsrer deutschen Filme so unerträglich sind. Sie schafft einen Standard, gegen den originelle Begabungen — Schauspieler, Regisseure, Operateure — nur aufkommen, wenn sie sehr kräftig sind. (Eine wohltuende Ausnahme bildet übrigens der erwähnte Zillefilm „Mutter Krausens Fahrt ins Glück". Man fährt nicht recht mit ins Glück, aber Piel Jutzi, der schon durch seinen Waldenburgfilm Aufsehen erregte, hat die Schauspieler überraschend gut ausgewählt und vorbildliche Aufnahmen geliefert.) Ein lehrreiches Beispiel für diese Erstarrung ist etwa die panische Angst der Tonfilmleute vor Geräuschen (soweit es sich nicht darum handelt, aus rein technischen Gründen Störungen zu vermeiden, die wie schlagende Wetter ganze Szenen vernichten können). Sie sind übereingekommen, daß nur der Dialog und etwa ein im Drehbuch vorgesehenes Türklappen, ein Gläserklirren, ein Vogelgezwitscher Laut geben dürfe. Die Welt des Films ist erst stumm geworden, seit es den Tonfilm gibt. Der Aberglaube ist einmal da, okkupiert das gesamte Personal, vom Produktionsleiter bis zum Garderobier — und dagegen ist dann sehr schwer etwas zu machen. Ein andres Beispiel: Der Operateur Otto Kanturek veröffentlichte dieser Tage im ‚Film-Kurier' einen Aufsatz über die Fortschritte der Aufnahmetechnik; darin stand folgender Satz: „Ich arbeite momentan mit drei bis sechs Kameras zu gleicher Zeit... So ist es mir gelungen, jede Szene, wenn diese auch in so und soviel diverse Einstellungen zerfällt, mit einmaligem Drehen, durch kreuz und quer, hoch und niedrig photographieren, mit einem Tonstreifen fertig zu haben, so daß diese Szenen viel leichter zu schneiden sind als früher im stummen Film, da ja hier jede Einstellung wirklich zur selben Zeit, im selben Licht und dadurch auch in derselben Bewegung gedreht wird." Was auf Schriftdeutsch heißt: Die Szene wird nur einmal gespielt, und die sechs Kameras liefern nun auf einen Schlag alle Nah- und Ferneinstellungen, Aufnahmen von oben, aus der Froschperspektive, die nachher hintereinander montiert werden sollen. Man kann sich leicht ausmalen, welche unerträgliche Mechanisierung dies (praktische und geldsparende) Verfahren bringen muß. Aber es braucht sich nur einzubürgern, und riesige Anstrengungen werden nötig sein, um wieder die lebendigeren und individuelleren Aufnahmemöglichkeiten von heute zu schaffen!

Wer, wer ist Ewrimann?

Ahasverus Drama (symphonisch) von Norbert Schiller

Aus einem nachgelassenen Brief von Tantamali: „... war da auch ein junger Mann auf der Hochzeit. Er aß das Dreifache, er tanzte sehr viel, und er küßte die Braut. Ihre Eltern glaubten, er gehöre zu seinen Leuten. Die Bräutigamseltern glaubten, er gehöre zu ihren Leuten. Aber es stellte sich heraus, daß ihn keiner kannte. Auf einmal war er fort. Kobi meinte, es wäre der Ahasverus. Natürlich nur aus Spaß. Wenn ihr das Küchenbett billig verkaufen könnt, müßt Ihr jetzt gleich ..."

Ewrimanns Stimme: Treulich geführt —

Onkel Remi (setzt im Gesang fort): Tiram Tada.

Tantamali: Tari Tilidi.

Onkel Remi: Tiram trada.

Ein Musikant in höchster Ekstase: Hochzeitskarmen, Hochzeitskarmen.

Kusine Schenni: Einfälle hat der Ewrimann.

Kusän Kobi: Jetzt küßt er die Braut.

Tantamali: Nettes Mädel.

Ihre Eltern: Und auch er. Ohne einen Kreuzer Geld hat er sie genommen.

Seine Eltern: Seltne Leute. Seltenheiten.

Ewrimanns Stimme: Nur die Liebe, nur die Liebe.

Onkel Remi: Fein, fein ist Ewrimann.

Tantamali: Gute Familie. Das sieht man gleich. Ich meine die Braut.

Ein Musikant (mit einem Gänseknochen): Treulich geführt.

Onkel Remi: Tiram data.

Tantamali: Wo werden sie wohnen? — Nein, ich mein' nicht heute Nacht.

Kusän Kobi: Viel, viel ißt Ewrimann.

Ihre Eltern: Wenns ihm nur schmeckt. Wenns ihm nur schmeckt.

Ewrimanns Stimme: Trinket Portwein, trinket Sekt.

Seine Eltern: Ein liebes Mädel, ein feines Mädel. Und sparsam.

Kusän Kobi: Getanzt wird. Holloderia.

Ein Musikant: Donauwalzer. Taradadidi didi didi.

Onkel Remi: Versunkene Klänge. Weißt Du noch?

Tantamali: Verklungene Sänge. Ach ja. Vorbei.

Kusän Kobi: Ewrimann küßt die Braut.

Kusän Schenni: Süß, süß ist Ewrimann.

Seine Eltern: Walzertakte. Walzertakte.

Ihre Eltern: Donau. Donau. Donau. Donau.

Onkel Remi: M zwei, drei. M zwei, drei. —

Seine Eltern: Ein feiner Mann ist Ewrimann. Gehört er zu euch?

Ihre Eltern: Gehört er nicht Euch?

Seine Eltern: Er küßt die Braut. Er hat viel gegessen.

Kusine Schenni: Fort, fort ist Ewrimann. — Ich schnitt mich in den Finger. Das Messer war stumpf.

Der Musikant (im Blutrausch): In alle Rinden, in alle Rinden! Treulich geführt!

Onkel Remi: Tiram data.

Tantamali: Wer, wer ist Ewrimann.

Alle (fallen ein, sich steigernd, übersteigernd zum Schrei): Wer, wer ist Ewrimann?!!

Moabiter Oelpolitik von Morus

Guck Einer an, sowas gibts. Als kurz vor Weihnachten offenbar wurde, daß ein Konkurrenzkampf in Wallstreet zwischen Morgan und Dillon Read in Deutschland eine Regierungskrise herbeiführen kann, da lief es dem guten Bürger kalt über den Rücken. Sollten Politik und Geschäft wirklich so eng zusammenhängen, obwohl in den Schulbüchern des juste milieu noch immer nichts davon zu lesen steht? Ist doch etwas an dem marxistischen Gerede von der Macht des internationalen Finanzkapitals. Und nun, da wir uns eben erst von diesem Schreck erholt haben, müssen wirs erleben, daß in Berlin NW, für fünfundzwanzig Pfennig, jedermann erreichbar, vor einem deutschen Kriminalgericht, ein Kapitel neuzeitlicher Weltgeschichte aufgerollt wird. Mit Vordergrund und Hintergrund, mit Öl und Dreck, mit Geschäft und Patriotismus, mit kleinen Gaunern und großen Generalen und Milliardären.

Dabei hat der politische Notenfälscherprozeß, der jetzt vor den Assisen von Moabit abgehandelt wird, nicht einmal den Reiz der Originalität. Merkwürdigerweise hat innerhalb und wohl auch außerhalb des Gerichtssals noch niemand danach gefragt, ob die Tscherwonzenfälscher zu ihrem mißglückten Unternehmen nicht durch die viel größere ungarische Notenfälscheraffäre inspiriert worden sind, die kurz vorher die Welt bewegt hatte. Verglichen mit den budapester Geldfabrikanten sind die Tscherwonzendrucker, die nun in Berlin vor Gericht stehen, arme Hascherl. Denn in Ungarn fing man gleich mit vierzig Millionen französischer Franken an, und konnte mit wissenschaftlicher Präzision im königlich-Horthyschen Karthographie-Institut arbeiten, unter dem Schutz und der Beteiligung Allerhöchster Herrschaften. Unter den Tätern und Mitwissern wimmelte es nur so von Prinzen, Generalstäblern und Bischöfen, die mit eigner Notenpresse der Frankeninflation ein bißchen auf die Beine halfen. Auch sie wollten das Falschgeld nur zu den edelsten vaterländischen Zwecken verwenden: um die oberungarischen Länder dem Feinde zu entreißen und nebenher Europa von den Klauen des Bolschewismus zu befreien. Auch damals stand die Horthysche Avantgarde im Einvernehmen mit deutschen Ludendörfflern. Denn die wahre Vaterlandsliebe kennt keine Landesgrenzen. Die Verwertung der falschen Frankennoten hatte man liebenswürdigerweise „der deutschen Großindustrie" zugedacht. Wahrscheinlich gab es auch noch weiterreichende politische Pläne und Beziehungen.

Vor den budapester Richtern hat man den politischen Teil der Angelegenheit nach Kräften bagatellisiert. Das war nicht weiter verwunderlich. Aber als dann in der pariser Kammer der Sturm losbrach und das französische Parlament die Regierung aufforderte, mit Ungarn offiziell zu brechen und den Fran-

kenfälscherstaat vor den Völkerbund zu zitieren, wehrte sich Briand mit Händen und Füßen dagegen, das Material preiszugeben, das man am Quai d'Orsay aufgeschichtet hatte. Es waren die Flitterwochen von Locarno. So blieben die internationalen Zusammenhänge jenes ungeheuerlichen Fälscherskandals im Dunkeln.

Dieses Mal spürt man der Wahrheit eifriger nach. Die Tscherwonzenfälscher haben alles Interesse daran, sich als georgische und deutsche Nationalhelden aufzuspielen und vor Gericht zu politisieren. Denn wenn es Ihnen gelingt, die Sache aufs politische Gleis zu schieben, fallen sie vielleicht unter die Amnestie. Bemerkenswerter ist, daß man ihre politischen Vorträge ungehemmt passieren läßt und sie sogar noch durch Fragen dazu ermuntert; wo doch im Gerichtssal ein Vertreter des Auswärtigen Amtes sitzt und darauf achtgibt, daß dem Deutschen Reiche nichts Böses geschieht.

Seit wann herrscht soviel Liberalität vor preußischen Schöffengerichten? Sollte sie etwa daher rühren, daß wir in diesem Prozeß einmal zeigen können, wie brav und bescheiden wir sind und wie habgierig und verworfen die andern? Wäre man ebenso großzügig, wenn es um Kohle und Eisen, um Stickstoff und Farben ginge? Aber in diesem Prozeß geht es halt um Öl, und da gebührt uns die Palme der Tugend. In England und Amerika: da soll es ja einen Oelimperialismus geben, daß es nur so stinkt; und Rußland und Frankreich sind auch nicht viel besser. „Doch ich, der jüngste der Familie, bin keusch und unschuldsvoll wie eine Lilie." Selbst in unsern schwülsten Kolonialträumen, wo die Diamanten nur so auf den Kokospalmen wachsen, denken wir nicht an Petroleum — so gering sind die Aussichten, heute noch Ölquellen zu bekommen.

Deshalb können wir uns über diesen Fall mal ganz genau aussprechen. Da sitzen sie also auf der Anklagebank, die weißrussischen Kavaliere mit den unaussprechlichen Namen und ihre schwarzweißroten Zuhelfer und phraseln uns etwas über die georgischen Belange vor. Zwar gibts in Georgien keinen Tropfen Öl, sondern erst in Aserbeidschan, und von Tiflis, der georgischen Hauptstadt, bis nach Baku, den Gefilden der Öligen, sinds immerhin an die achthundert Kilometer. Aber wenn mit deutscher Hilfe — wer kennt sie nicht, die alte deutsch-georgische Bruderliebe — der Aufstand gen Moskau emporlodert, dann wird auch über den Bohrtürmen am Kaspimeer bald die Morgenröte des völkerbefreienden Ölkapitals aufgehen. Mit einem Wort: Deterding. Fahren wir doch mal nach London zu Sir Henry Deterding, dem Generalissimus des englischen Shell-Konzerns, vielleicht gibt der uns Geld.

Deterding liegt — die Komödie spielt in den Jahren 1925 bis 1927 — grade im heftigsten Konkurrenzkampf mit den Amerikanern, die, zunächst via Frankreich, bereit zu sein scheinen, mit den Sowjetrussen anzubandeln, ihnen eine Anleihe zu

geben und dafür Ölfelder im Kaukasus abzuknöpfen. Es sieht sogar aus, als ob es die französisch-amerikanische Gruppe, die Banque de Paris et des Pays-bas, hinter der, wie man weiß, die Standard Oil steht, es auf die frühern Shellbesitzungen abgesehen hat. Deterding schäumt vor Wut, und wes der Mund voll ist, geht vielleicht auch das Portemonnaie über.

Also ran an Deterding. Aber es ist nicht so leicht, an den Napoleon of Oil heranzukommen. Dazu bedarf es erst eines ganzen Schwarms von Mittelsmännern. Ende 1925 sind die georgischen Freiheitshelden zwar noch nicht bei Deterding gelandet, aber frühstücken doch schon in Paris in der Rue Royale bei La Rue, dem Stammrestaurant Briands, mit Herrn Gustaf Nobel, einem Neffen des großen Alfred Nobel. Die Nobels, die eigentlichen Begründer der bakuer Ölindustrie, sind von den Sowjetrussen auch depossediert worden, was aber die Standard Oil nicht gehindert hat, die frühern Nobelschen Besitzungen noch nach der Enteignung auf dem Papier zu erwerben. Die Nobels, die sich inzwischen auf andre Geschäfte gelegt haben, unterhalten aber auch mit der City gute Beziehungen, und Gustaf Nobel bemüht sich, in dem Kampf zwischen der Standard Oil und der Shell zu vermitteln und ein einträgliches Arrangement zustande zu bringen. Nobel ist daher der gegebene Wegbahner zu Deterding.

Er sagt auch zu, möchte aber doch nicht nur mit närrischen Emigranten bei Sir Henry vorsprechen, sondern das Unternehmen gleich etwas besser ausstaffieren. So wird der deutsche General Hoffmann in das Komplott miteinbezogen. Hoffmann hat die Sowjetrussen ja schon einmal bei Brest-Litowsk aufgespießt. Einem so ehrenvollen Ruf kann sich ein deutscher General nicht leicht entziehen. Hoffmann faßt die Sache gleich mit dem richtigen Generalstabsbogen an. Er erhält nicht nur eine Audienz bei dem londoner Napoleon, sondern arbeitete wie einst sein Kaiser im Burenkriege, auch gleich einen Kriegsplan aus und überreicht ihn dem britischen Foreign Office. Die englischen Tories sind, nicht ohne Zutun Deterdings, ja grade dabei, offen mit Moskau zu brechen. Und im übrigen, wenn Ludendorff für Wotan und der Oberst Bauer für China kämpft, warum soll der General Hoffmann nicht für die Engländer, deutsche Ehre inklusive, ins Feld ziehen. Deterding sagt auch nicht glattweg nein, aber trau, schau, wem, das perfide Albion vergißt zu zahlen, und so sitzen die deutsch-georgischen Waffenbrüder auf dem Trocknen. Kann mans ihnen da verdenken, daß sie sich selbständig machen und an Stelle einer Kanone wenigstens eine Notenpresse kaufen?

Durch Gottes unerforschlichen Ratschluß wird die Völkerbefreiung im Keime erstickt. Die berliner Kriminalpolizei beschlagnahmt 518 falsche Tscherwonzen und, was noch schlimmer ist, Sir Henry Deterding schließt mit den Russen einen Separatfrieden. Der liebe Gott ist doch ein Bolschewist.

Bemerkungen

Front page

Die Reporter kennt jedes Kind. Früher hießen sie Schmock und weinten den Brillanten nach, die sie für fünf Pfennig die Zeile schreiben mußten.

Heute heißen sie Kisch und verlieren beim Rasen die Hundertmarkscheine aus allen Taschen. Früher waren sie kleine verschmitzte Juden, die noch nie Portwein getrunken hatten, und heute sind sie so blonde und verfluchte Kerle, daß sie selbst von Forster man grade noch so gespielt werden können.

Die Reporter schreiben nur mit Bleistiften, die im Dunkeln leuchten, tragen schwarz-weiß karierte Paletots und wenn sie nachts schlafen, ist ihr Kopfkissen eine Remington Portable. Da liegen sie dann auf der Reiseschreibmaschine und träumen davon, wie sie nächstens mit einer Bombenmeldung auf die erste Seite des Blattes kommen: Front page! Seid mir gegrüßt, ihr blonden Landsknechte der Feder.

Wer den Blaak glaubt, heißt Jungnickel, kriegt rote Haare und kommt zur Belohnung nach Genf ins Arbeitsamt des Völkerbundes, wo die Erhebungen über die Lage der geistigen Arbeiter gemacht werden. Da kann er sich mit den Herrschaften zusammen blamieren, die unlängst festgestellt haben, daß es den Journalisten immer noch am besten geht. Es gereicht Theodor Wolff zur besondern Ehre, daß er in seinem Blatt diesen Schwindel nicht mitgemacht hat, sondern von der Morgenausgabe zum nächsten Abendblatt den Oberregierungsrat Peiser von der preußischen Pressestelle eine Widerlegung der Legende von Genf schreiben ließ. Darin war die grauenvolle Wahrheit dieses Berufes gesagt und sie heißt: Den Journalisten geht es deshalb so gut, weil keiner von ihnen sagt, wie schlecht es ihm geht. Wenn der Redakteur seine Stellung verliert, dann läuft er nicht zum Arbeitslosenamt, sondern er macht eine Korrespondenz auf. Wenn die pleite gegangen ist und sie geht bei dem Überangebot von Korrespondenzen pleite, dann läuft er auch noch nicht zum Arbeitsamt, sondern hungert und vergrößert das Heer der freien Mitarbeiter. Es gibt keine arbeitslosen Journalisten, weil es im Journalismus den Begriff der Arbeitslosigkeit nicht gibt.

Arbeitslos kann nur ein Arbeiter werden, der Journalist aber ist kein Arbeiter. Ich will es deutlicher sagen: Der Journalist ist kein Arbeitnehmer. Jetzt habe ich es aber doch nicht deutlich gesagt. Es muß heißen: Der Journalist ist nur zuweilen ein Arbeitnehmer. Er ist dann nämlich ein Arbeitnehmer, wenn er irgendwo als Chefredakteur, als Redakteur oder als fester Mitarbeiter angestellt ist. Geht er dieser Anstellung verlustig, dann ist er kein Arbeitnehmer mehr sondern ein Unternehmer.

Ihr werdet gegen mich aufstehen in Briefen, um mir zu sagen, daß ich mich zu den Klippschülern des Sozialismus setzen solle, um von ihnen zu lernen, daß es Arbeiter, Unternehmer und Kapitalisten gibt; daß man nicht zwangsläufig ein Unternehmer wird, wenn man ein arbeitsloser Arbeitnehmer ist, es sei denn, man gehöre der fluchwürdigen Gilde der Zwischenmeister an, denen ja Marx einen langen Absatz in seinen Betrachtungen gewidmet habe.

Ich werde darauf nur erwidern, daß es bei meinen Worten bleibt. Zwischenmeister ist der arbeitslose Journalist nicht, weil ja ihm das Kainszeichen fehlt, das Marx den Zwischenmeistern aufgebrannt hat. Zwischenmeister ist einer, der andre, noch ärmere, ausbeutet. Wen hat der arbeitslose Journalist zum Ausbeuten? Etwa den Verleger? Kindskopf, der Verleger ist doch der Arbeitgeber. In Berlin gibts einen Verein der Arbeitgeber im Zeitungsgewerbe. Da sind nur Verleger

drin. Seit wann werden Verleger ausgebeutet, wenn sie nicht Léon Hirsch heißen und ihren Verlag auf dem Mond haben? Früher hießen die Verleger Palm, waren Buchhändler und wurden von Napoleon erschossen, heute heißen die Verleger Arbeitgeber und schicken ihren Syndikus ins Feuer. Der heißt Doktor Herter und wird nachher besprochen werden.

Wessen Arbeitgeber sind die Verleger — ich spreche immer von den Zeitungsverlegern — eigentlich? Sie sind die Arbeitgeber der Setzer und Buchdrucker, der Reinemachefrauen und der Botenjungens. Wer schreibt aber eigentlich die Zeitungen voll, in denen ja nicht nur Inserate erscheinen, weil das die Abonnenten leider Gottes noch nicht wollen? Das machen doch nicht die Botenjungen und die Reinemachfrauen. Tja, das machen die Journalisten, aber Arbeitnehmer sind sie deshalb doch nicht oder sie sind es nur dann, wenn sie eine Stellung haben. Nachher sind sie wieder Unternehmer. Soll mal einer von diesen arbeitslosen Unternehmern in eine Bank kommen und einen Kredit verlangen; denn es ist doch das Kennzeichen des Unternehmers, daß er einen Kredit von der Bank kriegt.

Weil Rätselraten auf die Dauer langweilt, darum sei gesagt: Früher waren die Journalisten eine Art von Unternehmern. Sie waren nämlich an dem Zeitungsunternehmen, dem sie dienten, mit guten Gehältern und beträchtlichen Tantiemen interessiert. (In manchen Unternehmen überwogen die Tantiemen die Gehälter.) Der soziale Abstieg begann mit dem gesellschaftlichen. Das war, als sich die Chefredakteure das Recht des Herausgebers aus der Hand schlagen ließen. Die Expropriierung des Journalistenstandes wurde damit vollendet, daß die Verleger ihre Druckereien zu Sonderbetrieben und damit die Tantiemen wertlos und abbaureif machten („Druckerei und Verlagsanstalt"). Früher brauchten die Journalisten keine soziale Gesetzgebung, heute sind sie auf ihren Schutz angewiesen. Den Schutz der sozialen Gesetzgebung aber genießen sie nur, solange sie fest angestellte Journalisten sind. Sind sie arbeitslos, dann stoßen sie, wie es der Kreislauf dieses Berufes ist, in die Klasse der freien Mitarbeiter. Die freien Mitarbeiter aber sind — so wollen es die Verleger wenigstens — Unternehmer.

Die Reporter, endlich kann ich meinen Faden wieder aufnehmen, sind freie Mitarbeiter, Landsknechte, nicht der Gesinnung, aber der sozialen Struktur ihres Gewerbes nach. „Schulze", sagt der Chefredakteur einer berliner Zeitung am 2. Mai 1929 zu seinem Reporter, „gehn Sie doch bitte nach Neukölln und machen mir einen Report aus dem Kampfgebiet." Schulze geht. Als er an der Tür der Redaktionsstube ist, ruft ihm der Chefredakteur nach: „Noch eins, Schulze, gehen Sie nicht zu weit ins Kampfgebiet, wenn Ihnen was passiert, haftet der Verleger nicht." Das ist Wort für Wort so gewesen. Man kann mir jetzt sagen, daß der Reporter ja nicht dahin zu gehen braucht, wo scharf geschossen wird. Ich entgegne dann, daß er doch gehen wird, erstens deshalb, weil ihn sein Reporterblut dahin treibt, der natürliche Drang des Journalisten, diese Urkraft aus der die Zeitung ihren werbenden Inhalt bezieht, und zweitens darum, weil es sein Brot ist, dahin zu gehen, wo scharf geschossen wird. Geht er nämlich nicht, dann wird die Zeitung auch kein Brot mehr für ihn haben, wenn es aufgehört hat zu schießen, wenn nur die Ballberichte zu schreiben sind, die Gerichtsreportagen und die Recherchen zu den Skandalaffären.

Der Reporter steht der Zeitung immer zur Verfügung, aber die Zeitung, der Verleger nicht ihm.

Damit kommen wir auf das Aktuelle. Es gibt einen Reichsverband der Deutschen Presse. Das ist die Organisation der Redakteure. Der Reichsverband hat

für die Redakteure den schmalen Tarifvertrag abgeschlossen, der es zuläßt, daß die Redakteure mal Unternehmer und mal Arbeitnehmer sind. Für die Reporter konnte der Reichsverband nie etwas tun. Die Reporter haben sich jetzt eine eigne Organisation geschaffen, den Verband der Pressemitarbeiter im Schutzverband deutscher Schriftsteller. Dieser Verband hat einen Tarifvertragsentwurf ausgearbeitet, den er den Verlegern mit der Bitte um Verhandlungen über die Gültigkeitsmachung überreichte. Die Verleger lehnten es ab, zu verhandeln, mit der Begründung, daß der Tarifvertrag für Redakteure auch für „feste journalistische Mitarbeiter" Gültigkeit habe. Aber es gibt soviel Nuancierungen in diesem — trotz allem — romantischen Beruf, daß es zuweit führen würde, wollte man erklären, wer ein „fester" und wer ein „freier Mitarbeiter" ist, und daß es in ganz Berlin kaum einen „festen Mitarbeiter" gibt, auch unter den „anerkannten" Reportern der großen Blätter nicht. Zwar sind sie Arbeitnehmer mit allen Anzeichen des Arbeitnehmers, aber ohne seine Rechte.

Die Reporter also gingen zum Schlichtungsausschuß. Sein Vorsitzender, der Gewerberat Körner, nahm die Klage an und rief die Verleger und die Reporter an den Verhandlungstisch.

Die Verhandlung blieb ergebnislos. Der Syndikus des Arbeitgebervereins, Dr. jur. Herter, ein frohlaunig-schneidiger Herr, produzierte Sprüche aus dem Wauwaulexikon des Kommunismus: „Meine Herren, es zwingt Sie doch niemand zu arbeiten. — Werden Sie so groß wie Emil Ludwig, dann haben Sie keinen Tarifvertrag nötig. — Ich kann Ihnen versichern" (flache Hand auf den Tisch), „daß die Verleger freiwillig mit Ihnen keinen Tarifvertrag abschließen werden. — Die Arbeitsmarktlage bringt es mit sich, daß einer den andern unterbietet."

Das muß ja ein schrecklicher Tarifvertrag sein, vor dem sich die Verleger so fürchten. Ich habe ihn eingesehen: Es steht kein Wort über den Arbeitslohn drin, sondern nur über den Arbeitscharakter und dasjenige, was darüber gesagt ist, ist teils aus dem oesterreichischen Preßgesetz und teils aus dem oesterreichischen „Kollektivvertrag für die Presse" entlehnt. Oesterreich hat den Reporter als Arbeitnehmer anerkannt. In Deutschland ist diese Anerkennung auch in Sachsen und Bayern erfolgt. Die Reporter werden den Verlegern in dieser Woche wieder vor dem Schlichtungsausschuß gegenüberstehen und man wird den Kampf, den sie gegen die „Arbeitgeber" auszufechten haben (und der von den Arbeitgebern gegen sie mit der Terminologie des Vereins Berliner Metallindustrieller geführt wird) nur dann richtig würdigen können, wenn man bedenkt, daß die Reporter, die letzten Männer am Webstuhl der Zeit, ihn nicht nur für sich, sondern für die gesamte Presse kämpfen. Der Schlichtungsausschuß Groß-Berlin wird im letzten Sinne zu entscheiden haben, ob ein neues Pressegesetz nötig und möglich ist.

P. E. Leiner

Lampenfieber

Heißt „trac" auf französisch — der kleine zuckende Laut gibt den Peitschenschlag der Nerven gut wieder. Ich, der Zuschauer, habe oft Lampenfieber, wenn ich im Theater vor dem herabgelassenen Vorhang sitze, und ich, der Bücherleser vor dem unaufgeschnittenen Buch, habe es auch. Warum —?

Weil ich mir manchmal denke: Wie, wenn du nun die ganze Geschichte gar nicht verstehst? Wenn du der Fabel nicht folgen kannst? Wenn du heute abend den Lauf der Fäden, die Knoten und Knötchen, überhaupt nicht faßt? Was dann —? Das mathematische Gefühl, das dazu gehört, eine Intrigue von Scribe zu

entwirren, ist bei mir nur schwach ausgebildet; in den großen Romanen habe ich schon meinen lieben Kummer, alle Personen auseinanderzuhalten — daher unter anderm der nimmer versagende Reiz der Kriminalgeschichten, die jedesmal wieder anklopfen: Verstehst du uns auch? kannst du folgen? kannst du uns lösen, „geht es auf"? wie die Schüler sagen, die beseligt aufatmen, wenn Rest: Null bleibt. ... Manchmal, denke ich, werde ich versagen und mich furchtbar blamieren.

Das muß dann ein hübscher Abend sein ... Während rings alles vor Spannung fiebert, sitze ich, der lampenfiebernde Zuschauer, da und verstehe kein Wort. Die Leute lachen; ich bleibe toternst. Die Nachbarinnen ziehen je ein kleines Tuch ..., ich bleibe ungerührt. Wissen Sie, was dann geschieht —?

Dann haßt man die Verstehenden. Ich weiß es noch genau: wir saßen in den „Noctambules", Holitscher und ich, es war in meinen ersten pariser Wochen, und ich verstand knapp die Hälfte von dem, was sie da sangen. Holitscher, der Frankreich von Grund auf kennt, lachte aus vollem Halse, ab und zu sah er auf mich, ob ich auch meinen Spaß hätte ... Ach nein, ich hatte ihn gar nicht. Ich saß, das Trommelfell gespannt, ich machte sozusagen Eselsohren, ganz lang wurden sie ... und ich faßte nicht. Schwupp — Pointe vorbei. Und die Leute lachten ...! In diesem Augenblick haßte ich Holitscher. Ich fand sein Lachen fast albern, sein Verständnis pretiös. Ich hatte ihn sogar ganz leise im Verdacht, er lachte nur, um mir zu zeigen, wie schön er französisch ... dann ging es schnell vorüber. Später saß ich selbst neben den deutschen Freunden, lachte mich krumm, wenn der da vorn von einer alten Jungfer sang, die auf dem Omnibus sagte: „Mais j'ai perdu mon chat!" — und der deutsche Freund saß neben mir, es war ihm leicht unbehaglich, und ich sah es nicht. So ist das.

Merk: es gibt solche Bücher, wo es aussetzt. Leg mir Claudel vor — ich verstehe keinen Ton. Ich habe es mit den „Falschmünzern" von Gide versucht ... ein Loch. Hier hilft nur die schärfste Selbstkritik.

So, wie die berliner Journalisten, besonders die Jungen, die Begeisterung um jeden Preis erfunden haben, weil sie glauben, sie seien weniger wert, wenn die gestrige Kinopremiere nicht „faabelhaft" gewesen sei, während ein Posaunenlob sie selbst heben soll („Man geht in die Nacht hinaus und ist erschüttert") — so, wie viele glauben, es müsse immer etwas los sein und es fiele auf sie zurück, wenn einmal nichts los ist —: so muß man genau wissen: hier hast du nichts zu suchen. Das kannst du nicht. Hier hörts auf. Geh ab. Schweige.

Es ist keine Schande, nicht allgegenwärtig zu sein. Man muß es nur nicht prätendieren. Auch ist es klüger, sich so zu verhalten. Denn es gibt ein Mittel, ein einziges, im Schachspiel unbesiegt zu bleiben. Spiele nicht Schach.

Peter Panter

Spazieren in Berlin

Was wissen die Berliner von ihrer Stadt? Aus eigner Wahrnehmung wenig. Das Lebenstempo, zu dem sie sich verpflichtet glauben, gestattet ihnen nicht, sich mit der Stadt, in der sie leben, zu beschäftigen. Denen, die sich noch Zeit zum Lesen gönnen, ersteht das Berlin der Bismarckepoche aus den Romanen Theodor Fontanes; das proletarische Berlin unsrer Jahre, das im Werk Heinrich Zilles stöhnt und wiehert, ist den meisten Bewohnern des Westens ein exotisches Kuriosum, eine barbarische Zone, die man allenfalls im Abbild genießen kann. Berlin in seiner Ganzheit, das der Vergangenheit und der Gegenwart, das der Lebensnot und der Lebenslust mußte erst entdeckt werden. Franz Hessel ist

der Kolumbus, der den Berlinern eine neue Welt, ihre eigne, sichtbar macht und in einem köstlichen Buch als Geschenk darbringt. („Spazieren in Berlin", Verlag Dr. Hans Epstein, Leipzig und Wien.) Er zeigt, daß diese Stadt, die vielen gesichtslos erschien, ein unverwechselbares Gesicht hat. Bisher waren die Versuche, die Geheimnisse des wandelbaren und sich immer wandelnden Kollektivwesens Stadt zu ergründen, nicht sehr erfolgreich. Die Gelehrten der Stadtkunde konnten uns die Seele der Stadt ebensowenig nahebringen wie die weniger gelehrten Feuilletonisten. Sie wußten die Götter der Stadt — auch Berlin hat seine Stadtgottheiten — nicht zu beschwören. Einem gelang es, er hob den Schleier. So wie dem König Midas alles zu Gold wurde, was er berührte, so wird dem Autor dieses Buches, das nichts erfindet, aber um so mehr findet, alles zur Dichtung. Zu ihm sprechen die Götter, die sonst so verschlossenen Hüter der Stadt, in deren Preußentum Schinkel ein winziges Stückchen Griechentum hineingerettet hat. Hessel versteht es, sich am Eise zu wärmen und deshalb wird dies angeblich unpoetische Gebilde Berlin, vor dem die Romantiker auszureißen pflegen, in seinem Buche verlockender und phantastischer als eine Tropenlandschaft.

Wie kommt dies Wunder zustande? Hessel geht einfach in Berlin spazieren, sieht sich Dinge und Menschen an und läßt sich von ihnen belehren. Weil er nichts von ihnen will, geben sie sich ihm ganz. Er träumt nichts in sie hinein, er schaut sie nur an. „Der alleredelste Sinn des Menschen ist Leben", meint Albrecht Dürer. Mit diesem Sinn begabt, wandert Hessel durch seine Stadt, die vielleicht deshalb verwirrender ist als andre, weil sie noch unfertig ist, immer im Aufbruch, immer im Begriff, anders zu werden. Hessel geht hinein in die Tempel der Arbeit, in die Kirchen der Präzision, in Hallen aus Glas und Beton. Er führt uns ins Vorstadttheater und ins Aquarium, ins kleinstädtische Berlin der Kurfürstenzeit und ins neumodische der Lichtreklamen und Autoheere. Mit demonstrierenden Proletariern ist er im Lustgarten, mit harmlosen Kleinbürgern fährt er im Vergnügungsdampfer spreeaufwärts. Er schlendert durch das Zeitungsviertel und den verwelkten Glanz der Friedrichstadt, durch den Osten und den Norden. Er wagt sich hinein in die Höfe lichtloser Mietskasernen, um die blassen Kinder zu beobachten, die da herumlungern. Er geht die dumpfen Stiegen hinauf bis zu den armseligen Wohnküchen, die nach Kohldunst riechen. Um Stadtbild und Volkstum ganz in sich aufzunehmen, steigt er in einen der Wagen, in denen die Fremden ihre Rundfahrt machen. Was diesen ein Name bleiben wird, ist ihm Anschauung, Erlebnis und Besitz, den er gern mit seinen Lesern teilt. Er baut uns die vergangene Stadt in der gegenwärtigen auf, und er läßt uns die zukünftige ahnen. Er urteilt nicht, er sieht. Nicht als Richter, nicht als Besser- oder Alleswisser blickt er von der mäßigen Höhe des Kreuzbergs über die millionenwimmelnde Stadt sondern als Liebender.

Sein Buch, eine Schöpfung aus Liebe, ist Dokument und Kunstwerk zugleich.

Paul Mayer

Deputation beim Minister

Aus einem ungarischen Wahlbezirk kam eine Bauerndeputation nach Budapest und erschien in Audienz beim Minister, um wegen der rücksichtslosen Eintreibung der Steuern durch die Steuereinnehmer Klage zu erheben.

Den Minister berührten die Beschwerden peinlich. Er ließ seinen Sekretär alle Daten notieren und fragte dann den Führer der Deputation:

„Aus welchem Wahlbezirk seid ihr?"

„Aus dem Békéser Wahlbezirk", antwortete der Redner der Deputation.

„Und wer ist euer Abgeordneter?"

Die Bauern scharrten verlegen mit den Füßen, sie sahen einander fragend an, antworteten aber nicht. Der Minister sagte ermutigend zu ihnen:

„Antwortet doch ... Ich will wissen, wer der Abgeordnete ist, der die Beschwerden seiner Wähler auf so unverantwortliche Weise außer acht läßt." Die Verwirrung der Bauern steigerte sich von Augenblick zu Augenblick, und weil keiner den Abgeordneten nannte, wandte sich der Minister an seinen Sekretär:

„Sehen Sie in der Liste der Abgeordneten nach, wer der Abgeordnete des Békéser Wahlbezirkes ist." Und fügte leise hinzu: „Die Kerle scheinen ja durch die Bank so dumm zu sein, daß sie nicht einmal wissen, wer ihr Abgeordneter ist."

Der Sekretär eilte fort und kam nach einigen Minuten mit der Liste zurück. Er blätterte nervös in einem kleinen Heft, und der Minister wartete ungeduldig auf die Antwort des Sekretärs.

„Nun, finden Sie es nicht heraus?"

Der Sekretär erblaßte. Er wagte nichts zu sagen sondern unterstrich mit einem roten Bleistift in der Liste den Namen des Abgeordneten und hielt dann das Heft dem Minister hin. Peinliche Stille. Der Minister stammelt unverständliche Worte, wirft dann die Liste auf den Tisch und sagt empört zum Sekretär:

„Sie könnten wirklich wissen, daß ich der Abgeordnete des Békéser Wahlbezirks bin!"

Jenö Wellesz

Der schönste Druckfehler des vergangenen Jahres

„Der Kammerpräsident Bouisson verlas heute nach der Eröffnung der Kammer folgende Gedächtnisrede auf Clemenceau:

Am 11. November 1918, einige Stunden nach Unterschrift des Waffenstillstandes, nahm die Kammer das folgende Gesetz an: Artikel 1. Die Armen und ihre Chefs, der Bürger Georges Clemenceau, Ministerpräsident und Kriegsminister, der Marschall Foch, Generalissimus der alliierten Armeen, haben sich alle um das Vaterland verdient gemacht."

B. T.

„Wer schenkt

einer armen Diasporagemeinde im Nordwesten Berlins, bestehend aus Arbeitern in traurigster Not, ein Scherflein, und wäre es noch so gering, um Gotteslohn —" — — Nun? wofür —? „für eine leere Kirche zur Anschaffung der notwendigsten Kultgegenstände? Wer hilft diesen Armen ein würdiges Gotteshaus einrichten, so daß sie freudig zu ihm kommen? Milde Gaben freundlichst erbeten an Pfarrer Stottko ..."

Inserat

Unbegreiflich, in der Tat!

Licht-Reklame in New York:

Why live — if you can be buried für 10 Dollars only?

Antworten

Sozialist. Sie fragen mich, was ich von Hermann Dunckers Angriff auf die Marx-Biographie von Otto Rühle in der ‚Links-Kurve' halte —? Sie finden das Buch nicht so schlecht, wie Herr Duncker es macht und, vor allem, seine Art zu kritisieren zu billig. Ich schätze Rühles Buch als eine sehr wertvolle Bereicherung der Literatur über Marx, womit ich nicht sagen will, daß ich darüber restlos glücklich gewesen wäre. Der Verfasser wendet die individualpsychologische Methode mit letzter Konsequenz an. Er erklärt die Leistungen und Fehlleistungen des Mannes aus seiner körperlichen Beschaffenheit. Er gibt einen genauen klinischen Befund der Marxschen Physis, er leitet daraus die Kompliziertheit seines Charakters ab, seinen Egoismus, seine Reizbarkeit und Intoleranz. Rühle zeigt das oft sehr einleuchtend, oft allerdings ist er auch Opfer und nicht mehr Herr seiner These und streift dann unfreiwillig das Skurrile, immer aber bleibt er bewegt und von seinem Gegenstand ergriffen, und niemals wird er langweilig. Ein besonderer Vorzug seiner Darstellung ist, daß dabei viel Licht auf Friedrich Engels fällt, der endlich seinen Wert als Eigenpersönlichkeit erhält, anstatt sich mit der Rolle des treuen Pylades begnügen zu müssen. Man kann sich mit Rühle auf sehr verschiedene Art auseinandersetzen, nur die Art, wie sie Herrn Doktor Duncker, einem altgedienten Ofenheizer im Marxtempel beliebt, ist unmöglich. Herr Duncker erklärt von vornherein das Buch von Rühle für einen „literarischen Bubenstreich" und begnügt sich damit, ein paar leichtfertig zusammengesuchte Zitate mit groben Beschimpfungen zu übergießen. Kein Wort einer die Sache berührenden Polemik. Ich würde an diese durch keine Unze Gehirn diskutabel gemachte Bravade nicht ein Wort verschwenden, wenn nicht Herr Duncker sich einmal sehr charakteristisch verplappert hätte. Er schreibt nämlich: „Rühle kennt sein Publikum: moralische Kleinlichkeit und Schmutzerei zerstören jeglichen Nimbus, verflüchtigen jedes Persönlichkeitsgewicht." Trefflicher historischer Materialist! „Nimbus! ... Persönlichkeitsgewicht!" Von wannen kommt Ihnen diese konterrevolutionäre Terminologie? Das ist ja beinahe so wie bei Emil Ludwig! Grade der Materialist müßte doch einem Biographen beipflichten, der den Geist eines Mannes nicht aus einer mystischen Begnadung sondern aus konkreten körperlichen Bedingtheiten ableitet. Und da, nach dem historischem Materialismus, auch der bedeutende Mensch immer nur ein Produkt seiner Epoche sein kann, wie darf dann dem Biographen Rühle als Sakrileg angekreidet werden, daß er Marx in seinen Gewohnheiten und seiner Lebensführung aus jener bürgerlichen Epoche entwickelt, in die sein irdisches Dasein fiel —? So sind die heutigen Marxexegeten. Sie donnern so radikal, daß der Mund schäumt, aber sonst sind sie gute Spießer, die ihre Helden nur wohlfrisiert und porzellanglatt dem Volke zu zeigen wagen. Marx-Engels auf hohem Denkmalssockel als Ablösung für Goethe-Schiller meerumschlungen. Wäre Herr Duncker ein freier Literat, würde man ihn einfach auslachen. Doch da eine Partei hinter ihm steht, gebührt ihm besondere Achtung. Die ihm hiermit pflichtschuldigst erwiesen ist.

Hans Heinz Berger. Sie schreiben: „Ich danke Gott, daß ich kein ausländischer Schriftsteller bin, also niemals in die Lage kommen kann, ins Deutsche übersetzt zu werden. Denn das ist fürchterlich! Höre: Peter Panter sprach hier vor einigen Wochen über das Buch von Henri Barbusse: ‚Faits divers'. (Deutsch unter dem Titel ‚Tatsachen'). Das Packendste in dieser kurzen Auslese war wohl die Schilderung von der Folterung des ungarischen Edelmannes. Deshalb hatte Peter Panter sie wohl auch wörtlich in der Übersetzung zitiert. Ich vermute wenigstens, daß er diese Stelle aus dem

französischen Original übersetzt hat. Ich versuchte die Schilderung im Buch nachzulesen — aber das war etwas ganz andres als das, was ich in der ‚Weltbühne' gelesen hatte. Hier las man darüber hinweg, ohne gepackt zu werden. Es war verhängnisvoll, Peter Panter, daß Sie diese Probe Ihres Sprachtalents gaben, das Idealste wäre gewesen, wenn Sie das ganze Buch übersetzt hätten. Ich will Herrn Otto Flechsig, der die Übertragung besorgte, nicht allzustarke Vorwürfe machen. Wenn mir auch die Übertragung wenig gefällt, so redet er doch noch immer ein anständiges, lesbares Deutsch. Betrachten Sie sich daneben Herrn Benvenuto Hauptmann! Es handelt sich um seine Übersetzung des ‚Neuen Dschungelbuchs' von Kipling. Kein Satzteil steht dort, wo er von Rechts wegen stehen soll, das Objekt steht vorn, wenn es ans Ende gehört, oder umgekehrt, mit Subjekt, Prädikat, Adverbien, Partizipien etcetera geschieht es genau so. Alles liegt kunterbunt durcheinander. Der Erfolg ist, daß der ahnungslose Leser, in diesen Urwald von Wörtern geraten, bald nicht mehr aus noch ein weiß. Ich versage es mir, Kostproben zu geben, ich müßte das halbe Buch abschreiben. Vor mir liegt eine alte Ausgabe desselben Buches in der Übertragung von Sebastian Harms. Hätte Herr Hauptmann diese Übersetzung stillschweigend abgeschrieben, er würde sich ewigen Dank erworben haben."

J. S., Genf. Sie schreiben: „Im ‚Tollhausen, Technologisches Wörterbuch in drei Sprachen', Band III erschienen 1924, nicht 1824, bei Bernhard Tauchnitz, werden in einem dreizehnzeiligen Vorwort folgende Worte in folgender Rechtschreibung gebraucht: ‚Mit gegenwärtigem ... Theile ... Sowol ... theilweise ... ist der Umfang des Buches blos um ein Achtel des vorhergehenden Theiles vergrößert worden.' Solcher Bücher muß man sich schämen. Die Leute vom Börsenblatt sollten, statt zu zensurieren wo sie nichts verstehen, eher einmal solchen Verlegern auf die Finger klopfen."

Berliner Weltbühnenleser. Am 15. Januar spricht Magnus Hirschfeld über „Das Verhältnis des Seelischen und Körperlichen im Geschlechtsleben". Café Adler, Dönhoffplatz, 8 Uhr.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages S. Fischer bei, den wir der besonderen Beachtung unsrer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Schuld an Schacht von Morus

Hätte der ‚Vorwärts‘, der jetzt so mannhaft „Fort mit Schacht" ruft, vor anderthalb Jahren nur einen Teil dieser Energie aufgeboten, wäre vielleicht manches anders gelaufen. Aber damals, als Schacht, lange vor dem Ablauf seiner Wahlperiode, den Generalrat zusammenrief und sich heimlich wiederwählen ließ, ohne auch nur den Finanzminister vorher zu benachrichtigen, damals spürte man in der Lindenstraße kaum einen Hauch. Kein Protest gegen die Überrumplung, keine Bedenken gegen die Wiederwahl. Doch schon nach wenigen Tagen traf die Bestätigung Schachts in der Form eines herzlichen Glückwunschschreibens des sozialdemokratischen Reichskanzlers Hermann Müller ein.

Dabei war es auch im Herbst 1928 nicht mehr zweifelhaft, wohin der Kurs Schachts ging. Seit einem Jahre schon stranguliert der Reichsbankpräsident die Gemeinden und die andern öffentlichen Verwaltungen. Längst schon hatte er den Demokraten den Rücken gekehrt, hatte er sich für die Abfindung der Hohenzollern eingesetzt, hatte er sein Kolonialprogramm vorgetragen, hatte er den Handelsvertrag mit Polen bekämpft, hatte er über die Reparationspolitik höchst zweideutige Bemerkungen gemacht. Das alles war bekannt und auch der Sozialdemokratie nicht verborgen geblieben. Aber sie setzte ihn für weitere vier Jahre in den Sattel und zog artig den Hut; denn sie wollte etwas von ihm. Der sozialdemokratische Reichsfinanzminister Hilferding hatte Herrn Schacht dazu auserkoren, als Hauptdelegierter zu der pariser Reparationskonferenz zu gehen.

Die Berufung war alles andre als selbstverständlich. Schacht war zwar bereits bei der Dawes-Konferenz als Auskunftsperson nach Paris vorgeladen worden, durfte auch bei der Ausarbeitung des Reichsbankstatuts unter englischer Aufsicht mitwirken und sich die für die Gläubiger gleichgültigen Paragraphen nach seinem Bedarf zurechtschneiden, aber er galt weder in Deutschland noch im Ausland als Reparationsexperte, ohne den es nicht gegangen wäre. Seine Beziehungen zu Parker Gilbert hatten sich erheblich abgekühlt und damit auch seine Reputation in Amerika. In England stand er im Ruf eines tüchtigen Bankiers, ohne daß sich in der City irgendjemand sonderlich um ihn kümmerte. In Frankreich hatte man die Ausfälle, die er in seinem Buch „Die Stabilisierung der Mark" gegen die Banque de France gemacht hatte, nicht vergessen. Aber auch in der deutschen Öffentlichkeit gab es niemanden, der mit dem Ruf „Schacht oder keiner" den Reichsbankpräsidenten auf den Schild erhob.

Die Rechte stand sogar der Entsendung Schachts nach Paris mit reichlicher Skepsis gegenüber. Sie kannte ihren Pappenheimer und fürchteten, der Held von der Spree könnte an der Seine vor den Amerikanern knieweich werden und die schwarzweißrote Flagge kompromittieren. Als man im Auswärtigen Amt gegen Schacht als Reparationssachverständigen Einwendungen machte, druckte die deutschnationale ‚Börsen-Zeitung' das höhnische Dementi, man müsse berücksichtigen, „daß der Reichsbankpräsident Doktor Schacht angesichts seiner stark internationalen Einstellung und seiner engen Beziehungen zur internationalen Finanzwelt sicherlich nicht der Mann ist, der von vornherein einer Regelung der Reparationsfrage entgegentreten wird, die auf ein großes internationales Diskontierungs- und Emissionsgeschäft hinausläuft, obwohl dann die deutsche Tributlast für alle Zeiten unabänderlich sein würde. Den ausländischen Vertretern auf der Reparationskonferenz wird deshalb grade Doktor Schacht sicherlich ein sehr willkommener deutscher Sachverständiger sein." Und um deutlich zu machen, wo man hinauswollte, setzte das Blatt in der Charakteristik Schachts das Wörtchen „international" noch in Sperrdruck. Für alle Fälle war es besser, den Reparationssachverständigen Schacht für die Dauer der pariser Konferenz zur Linken abzukommandieren.

Der Form nach war diese Klassifizierung unangreifbar. Denn der Reparationsexperte Schacht war eine Erfindung der Linken; zwar nicht der ganzen Linken und nicht einmal der ganzen Sozialdemokratie, aber Hermann Müllers und Hilferdings. Das eben sollte ja der große Dreh sein: daß man durch die Berufung Schachts und Albert Vöglers den reaktionären Teil des Bankenkapitals und die Schwerindustrie vor den Wagen der Sozialistenregierung spannte.

Noch bevor die Ernennung offiziell vollzogen war, wurde Schacht für tabu erklärt. An der Eignung dieses Experten zu zweifeln, galt als glatter Landesverrat, jedes Mittel war recht, die Kritik von dem gesalbten Haupt Hjalmars des Eroberers fernzuhalten. Auch als sich in Paris bereits zeigte, was für einen Mißgriff Müller und Hilferding getan hatten, gaben die Edeltrabanten der Wilhelmstraße die Parole „Mit Schacht" aus und belegten jede Äußerung Andersdenkender mit dem liebenswürdigen Kosewort „Dolchstoß". In den Blättern, in denen jetzt die schärfsten Federn zur Vernichtung Schachts aufgeboten werden, schichtete man täglich Stein auf Stein zum Triumphbogen für den Reichsbankpräsidenten. Kein Zitatenschatz reichte aus, das Lob Schachts zu singen; und als die Schwerindustrie Hilferding ein Schnippchen schlug und Vögler mit einem heroischen „non possumus" nach Hause fuhr, zündete man die doppelte Portion Räucherkerzen an, um die Gottheit Schacht gnädig zu stimmen.

Die Liebe zu dem großen Mann ließ auch noch nicht nach, als Schacht sein Memorandum herausschleuderte und die latente Nebenregierung der Reichsbank offen zur Hauptregierung proklamierte. Außenpolitisch und in der Form könnte man vielleicht unter Umständen, in mancher Beziehung, unter gewissen Voraussetzungen und etwaigen Bedingungen die Denkschrift des Reichsbankpräsidenten beanstanden. Aber dies ist nicht der Moment, taktische Erwägungen anzustellen. Denn was bedeutet die Autorität des Staates verglichen mit der Kardinalfrage, die uns alle bewegt: der Herabsetzung der Einkommensteuer von vierzig auf dreiunddreißigeindrittel Prozent. So las mans noch unterm Mispelzweig.

Und nun soll das mit einemmal nicht mehr wahr sein? Glaubt man wirklich, so schnell die Götzenbilder stürzen zu können, die man selbst errichtet hat? Meint man, mit einer eleganten Kehrtwendung und einem offenen Brief über Nacht all das wieder gutzumachen, was man in Jahren verschuldet hat? Die deutschen Bierbänke sind aus stärkerm Holz als die Ansichten der Leitartikler. Selbst aus beweglichen Kaufmannsgehirnen läßt sich nicht so leicht verdrängen, was man Tag für Tag eingehämmert hat. Das Erwachen einer Zeitungsredaktion bedeutet noch nicht das Erwachen eines Volkes. Die haager Eskapade Schachts mag ausreichen, um vierundzwanzig Stunden Angst und Schrecken zu verbreiten. Aber schließlich, was ist denn groß geschehen? Er hat ja eingelenkt, Moldenhauer hat ihm wieder die Hand gedrückt, und einen schwarzen Freitag hat es auch nicht gegeben. Den unermeßlichen Schaden, den Schacht anrichtet, spürt man ja einstweilen noch nicht: daß im Ausland und zumal in Frankreich die Vorstellung des Boche wieder wachgerufen wird, die Hoesch und Stresemann mühsam verwischt haben. Wohl aber weiß das Großkapital, wie nützlich Schacht ihm ist. Darum wird jetzt durch tausend Kanäle die Weisung weitergegeben: Hände weg von Schacht, der Reichsbankpräsident muß unabhängig bleiben, kein Jota des Bankstatuts darf geändert werden.

Gegen diese Übermacht von Verdummung und Interessentum ist vorläufig kein Kraut gewachsen. Als Schacht vor Jahren sich daran machte, die Verkehrskreditbank unter seine Botmäßigkeit zu zwingen, entfuhr ihm einmal das hübsche Geständnis: „Es ist meine Taktik, von Zeit zu Zeit, wenn es notwendig ist, diesen oder jenen Stellen auf die Hühneraugen zu treten, damit sich auch dort die Temperamente rühren, und die Sache, um die es sich handelt, in Fluß kommt." Uns scheint, Herr Schacht überschätzt die Empfindlichkeit seiner Landsleute. Die Deutschen sind ein geduldiges Volk und von jeher an Fußtritte gewöhnt. Deshalb wird Schacht seine Hühneraugentaktik noch geraume Zeit fortsetzen können, ohne daß ihm das Hand- und Fußwerk gelegt wird.

Großverkehr im Orient von Joseph Friedfeld

Das Jahr 1919 bedeutete einen revolutionären Umschwung im Leben der arabischen Wüste. Denn damals durchfuhr das erste Automobil die bis dahin nur dem Kamel zugänglichen Gebiete. Heute ist das Automobil im ganzen Orient das gebräuchlichste Beförderungsmittel. Es hat das Kamel verdrängt. Dieses majestätische Tier mit seiner urweltlichen Grazie kämpft den gleichen vergeblichen Kampf gegen das Automobil, den das Droschkenpferd in Europa bereits verloren hat. Es hat die Romantik des Orients zerstört. Städte, die einst fünfzehn Tagesreisen voneinander entfernt waren, hat es einander nahe gebracht. Die Technik des gesamten Verwaltungs- und Wirtschaftslebens wurde umgestaltet. Der mohammedanische Pilger fährt heute von Dschedda, dem Hafen am Roten Meer, nach Mekka und Medina in Automobilen, und von dort kann er weiter ins Herz der arabischen Wüste auf Wegen, die früher zu betreten große Leistung kühner Erforscher war, in wenigen Tagen in den Nedschd gelangen. Von den Häfen am Mittelländischen Meere, von Haifa und Beirut, gehen regelmäßige Automobilverbindungen durch die syrische Wüste nach Bagdad und von dort durch Westpersien weiter nach Teheran. Die Scheichs der großen Beduinenstämme am Euphrat inspizieren ihre Kamelherden in Automobilen.

Beschränkt sich die Bedeutung des Automobils auf den inner-orientalischen Verkehr, so sind neben die früher allein herrschenden Schiffe Eisenbahn und Flugzeug für den Verkehr zwischen Orient und Okzident getreten. Von Paris verkehren Schlafwagenzüge über Konstantinopel und Kleinasien bis nach Aleppo und Tripolis in Syrien. Von dort muß der Reisende die vorläufig noch unausgebaute Strecke von Beirut nach Haifa im Automobil zurücklegen. In Haifa erwartet ihn der tägliche Expreßzug, der ihn in zwölf Stunden über den Suezkanal nach Cairo bringt. Der Ausbau der fehlenden Eisenbahnstrecke ist schon lange geplant. Nach ihrer Fertigstellung wird der direkte Großverkehr der drei Kontinente, von Europa durch Asien nach Afrika, aufgenommen werden können. Diese Transkontinentalbahn findet an drei Stellen Anschluß an Bahnen, die in das Innere der Kontinente führen. Von Aleppo geht die ehemalige Bagdadbahn ab, die, wenn einmal die fehlende Teilstrecke bei Mossul ausgebaut sein wird, nach Bagdad und Basrah am Persischen Golf führen wird. Von Beirut und Aleppo zweigt die Hedschasbahn ab, die Damaskus mit Medina verbindet und nach Mekka und Dschedda weiter gebaut werden soll. So sind die drei Kalifenstädte des Islam durch das sich ausbreitende Eisenbahnnetz Vorderasiens verbunden. Von Cairo beginnt jene Eisenbahn, die über ausschließlich britisches Einflußgebiet den ganzen Kontinent durchqueren und am Kap der Guten Hoffnung enden soll. Weist diese Eisenbahn bereits auf die strategischen Zwecke der imperialen Verklammerung des Weltreichs hin, so soll von dem geplanten britischen Mittelmeerhafen in Haifa ausschließlich über britisches Mandatsgebiet eine Eisenbahn nach Bag-

dad gebaut werden, die die Erreichung eines über ein Jahrhundert alten Zieles imperialistischer britischer Politik darstellt, der Eröffnung des Landweges nach Indien. Vorderasien, ein an Menschen und Naturschätzen verhältnismäßig sehr armes Gebiet, das sich mit seinen Gebirgen und Wüsten auch der Verkehrserschließung erwehrt, besitzt seine Bedeutung vornehmlich als Brücke zwischen Europa und den reichen und bevölkerten Gegenden Indiens und Ostasiens. Bisher war der Weg dahin nur durch Umgehung dieser Brücke auf dem Seewege möglich. Moderne Technik hat den Weg über das Festland erschlossen. Der Sieg Großbritanniens im Weltkrieg hat diese Erschließung politisch ermöglicht. Aber beinahe kam er zu spät, denn die Technik hat bereits einen neuen Weg entdeckt, einen Weg, der über das Festland hinweg durch die Luft nach Indien, Australien und Ostasien führt.

Im Laufe dieses Jahres wird der regelmäßige Luftverkehr von London nach Indien aufgenommen werden. Die Entfernung zwischen der Reichshauptstadt und der wertvollsten Besitzung der englischen Krone wird auf weniger als sechs Tage sinken. Die Hauptetappen des Weges sind Genua, Tripolis, Ägypten und Bagdad. Dieser Flugdienst setzt die enge Kooperation zwischen England und Italien voraus. Vorläufig geht er einmal wöchentlich nach Indien, zweimal wöchentlich bis Ägypten, wobei italienische mit englischen Maschinen abwechseln. Schon seit zwei Jahren bewährt sich die englische Fluglinie von Cairo nach Bagdad. Bagdad soll sich zu einem wichtigen Knotenpunkt Vorderasiens entwickeln. Französische und deutsche Fluglinien nehmen den Wettbewerb mit der britischen auf. Von Marseille nach Beirut sollen Wasserflugzeuge verkehren, von dort nach Aleppo, wo sie sich mit den französischen Äroplanen, die von Konstantinopel und Angora kommen, begegnen sollen, und von Aleppo nach Bagdad. Die deutschen Junkersflugzeuge verkehren schon heute von Moskau über Baku nach Teheran. Es ist geplant, sie von dort weiter nach Bagdad zu leiten. So wird in wenigen Jahren das Flugbahnnetz in Vorderasien nicht weniger ausgedehnt sein als das Netz der Eisenbahnen und der Automobilstraßen.

Die Entwicklung geht schnell vor sich, denn hinter ihr stehen die imperialistischen Kräfte der wirtschaftlichen und politischen Einflußerweiterung. Einige Jahre vor dem Weltkriege erfolgte der Bau der Hedschasbahn aus strategischen Gründen des Panislamismus und des ottomanischen Reiches und der Bau der Bagdadbahn als Vorstoß des deutschen Imperialismus in das Innere Asiens. Beide Bahnen schienen das britische Reich zu bedrohen, das schon lange von Ägypten aus, dem Weg der alten Pharaonen gemäß, die Landbrücke nach Indien über das vorderasiatische Festland zu sichern suchte. Der Weltkrieg hat ihm diesen Erfolg gebracht. Gehörten die Pionierleistungen auf dem Gebiete des Eisenbahnbaus nicht den Engländern, so haben sie nach dem Kriege solche auf dem Gebiete der Automobil- und Luftverbindungen vollbracht. Eine englische Gesellschaft, die Nairn-Gesellschaft, hat im Jahre 1923 den ersten regelmäßigen Automobildienst zwischen dem

Gestade des Mittelländischen Meeres und Bagdad durch über siebenhundert Kilometer Wüste hergestellt. Die alte verschlafene Kaiserstadt Palmyra in der Wüste wurde nach fünfzehnhundert Jahren aus ihrem Schlummer gescheucht. Die Imperial Airways haben 1926 Cairo und Bagdad, die Stätten der ältesten menschlichen Kultur, das Niltal und das Zweistromland durch eine Tagesreise miteinander verbunden. Nun werden sich die Aerodrome vom Ufer des Nil bis zum Ufer des Indus als Wegposten der großen britischen Reichsstraße erheben. Sie umspannen das Gebiet, das einst Alexander der Große als die Heimat des Hellenismus geeint hat. Sie bestimmen wiederum das Gebiet, auf dem Orient und Okzident sich zu kultureller und politischer Auseinandersetzung begegnen.

Die Grüne Front von Jan Bargenhusen

VII.

Schiele und die Seinen

„Ein Landvolk — ein Landbund
Ein Reich — ein Kaiser!"

Martin Schiele, der jetzt Sechzigjährige, ist, ebenso wie der Seldte-Franz, ein Kind der altmärkischen Erde, die ein besonders fruchtbares Feld für große Organisatoren, besonders aber für große Organisationen abzugeben scheint. Das Kerngebiet Deutschlands, zwischen Niedersachsen und Obersachsen, zwischen Harz und Mark gelegen, bringt, in einer glücklichen Mischung niederdeutscher Kraft mit mitteldeutscher Beweglichkeit, einen Menschenschlag besonders starknerviger Art hervor. Die Metallarbeiter und die technisch wohlgeschulten Bauernjungens der Altmark lieferten nicht nur das beste menschliche „Material" für die Materialschlachten des Weltkrieges — sie stellten auch, nachdem sie M.G. und Handgranate wieder mit Pflug und Drehbank vertauscht hatten, die festesten Kaders für den „Stahlhelm" und für das „Reichsbanner". Daneben wurden die altmärkischen Bauern die verläßlichsten Mitglieder des Landbundes.

Abgesehen davon, daß der Pächter Schiele, jetzt Präsident des Reichslandbundes, im Nebenberufe auch Fabrikant ist, indem er nämlich Kartoffeln zu Stärke und Spiritus „veredelt" — während der Fabrikant Seldte seine Lebensaufgabe bekanntlich in der Veredelung von Spiritus zu Likör erblickt — ergaben sich verhältnismäßig wenig Berührungspunkte zwischen den beiden großen Führern. Von der Kraftmeierei und dem hohlen Pathos, das im „Stahlhelm" zum guten Ton gehört, hat sich der Landbundführer Schiele immer geschickt fernzuhalten vermocht. Freilich, wer sein politisches Gewerbe im Umherziehen betreibt und alle vierzehn Tage vor den Landbündlern irgendeiner Provinz oder im Reichstag eine große Rede zu halten hat, der kann schwerlich Gedanken von

besonderer Tiefe produzieren oder neue Ideen schaffen. Diesen Ehrgeiz hat Martin Schiele wohl auch nie besessen. Er ist von Hause aus ein biederer und braver Landmann, der seine Grenzen kennt und sich nie für einen überragenden Kopf gehalten hat — und der nun, nachdem ihn das Geschick an eine führende Stelle getragen hat, seine Aufgabe darin sieht, ein ehrlicher Makler der ihm anvertrauten Interessen zu sein. Ein großer Kriegsmann, so wie der Seldte-Franz, ist Martin Schiele auch nie gewesen. Immerhin ist es ihm gelungen, als Vizefeldwebel des Landsturms im Kriegsgefangenenlager Gardelegen, eine Militärdienstzeit (einschließlich Einjährigen-Jahr) von neun Jahren und zweihundertdreiundvierzig Tagen — die Kriegszeit rechnet doppelt — zu erreichen, was dann, einschließlich der zweihundertdreiundvierzig Tage Ministerherrlichkeit, die vorgeschriebenen zehn Jahre zur Erreichung einer Ministerpension ausmacht.

Äußerlich ist Schiele ein rechter Bourgeois alten Stils, groß und breit, ein wenig behäbig; die braunen Augen blicken gradezu wohlwollend drein; die grauen Haare sind nett und ordentlich in der Mitte gescheitelt, — ja, und dann ist da noch unter der graden und festen Nase ein großer und etwas buschiger Schnurrbart, der in den letzten Jahren die etwas verdächtige Neigung zeigt, seine „Auslage" (wie man beim Hirschgeweih sagt) zu verbreitern und mit leicht hochgedrehten breiten Enden zum richtigen Hindenburg-Bart zu werden. Sollte etwa daran gedacht sein, mit diesem Bart eine Karriere zu machen?

*

Es erscheint begreiflich, daß dieser brave und einfache Mann jedem Radikalismus abhold ist, wenn er auch in seinen großen Reden mitunter auch kräftigere Töne anschlägt und die Gefahr wirtschaftlicher und politischer Katastrophen heraufbeschwört. Typisch ist aber die Redewendung, die man erstmals von ihm im Sommer des letzten Jahres hörte, als die Landvolk-Leute in Schleswig-Holstein die Gemüter beunruhigten. „Wir besonnenen Elemente werden der Mißstimmung im Lande nicht mehr Herr!" so rief er damals aus, und diese Klage, die im Munde eines Führers merkwürdig genug klingt, hat er später noch mehrfach variiert. Wenn der Landbund in den letzten anderthalb Jahren, also unter der Präsidentschaft Schiele, seine radikalen Gesten stark gemildert hat, so ist das nicht zuletzt sein Verdienst. Schiele, der im Parlament und in der Verwaltung unentwegt und mit stets wachsendem Erfolg für eine wohlwollende Haltung gegenüber der Landwirtschaft und ihren Zoll- und steuerpolitischen Wünschen geworben hat, wollte von lärmenden Demonstrationen, von der Bedrohung der Finanzämter und der Gerichtsvollzieher nichts wissen. Besonders unsympathisch war ihm und der gesamten Reichslandbundleitung die sogenannte Käuferstreikparole, die, wie man fürchtete, die chemische Großindustrie, eine bewährte Freundin des Landbundes (und besonders der Landbundpresse) arg verstimmen könnte.

Besonders seit der Anfang 1929 erreichten Kooperation zwischen Landbund, Bauernvereinen, Bauernschaft und Landwirtschaftsrat — „Grüne Front" nennt man gewöhnlich diesen Zweckverband zur Durchsetzung höherer Zölle — ist die Sprache des Landbundoffiziosus gegenüber dem Staat und seinen Funktionären recht milde geworden. Ja selbst gegen die verhaßte Preußenkasse wird jetzt kein Sterbenswörtchen mehr laut, nachdem es Klepper gelungen ist, durch geschickte Manipulationen bei der Genossenschaftsrationalisierung zu einem (sehr wohlwollenden) Gläubiger der Landbundgenossenschaften und, nach deren Auflösung, des Reichslandbundes selbst zu werden.

Überhaupt ist man im Landbunde, wie Hugenberg ganz richtig gesehen hat, auf dem besten Wege dazu, vor lauter Opportunismus republikanisch zu werden, — genau so wie auch der oesterreichische Landbund aus realpolitischen Erwägungen heraus nicht geneigt war, den Heimwehrrummel bis zum bittern Ende mitzumachen. In der Zeit unmittelbar nach dem Kriege hat zwar die Ideologie des „Mit Gott für König und Vaterland!" noch eine große Rolle gespielt, wenigstens in den herkömmlichen Versammlungsreden. Heute spricht man nur noch gelegentlich davon, daß der Landbund „auf dem Boden der christlichen Weltanschauung" steht, wichtiger ist den Bauern, zu hören, daß man unbedingt an dem Grundsatz des Privateigentums festhält. Auch für die Propaganda des monarchischen Gedankens sind die Landbundleute heute in ihrer Mehrzahl nicht mehr zu haben, und deshalb wird die alte Walze, die den bemerkenswert schönen Spruch trägt: „Ein Landvolk, ein Landbund — ein Reich, ein Kaiser!" bei den Versammlungen jetzt nicht mehr abgedreht. — Wie stark sich in verhältnismäßig kurzer Zeit die Anschauungen der sonst so konservativen Landleute in der Frage der politischen Prinzipien gewandelt haben, läßt sich sehr gut an der Geschichte der schleswig-holsteinischen Einheitsbewegung zeigen. Die Landbundführer dieser Provinz — voran der „Bauer" Geheimrat Thomsen, der bei den Maiwahlen trotz seiner Freundschaft mit Hugenberg ausgeschifft wurde — haben noch zu Anfang 1928 den Zusammenschluß mit Bauernvereinen und Bauernschaft in einer berufsständischen „Einheitsorganisation" schroff abgelehnt, weil für diesen Einheitsverband die Parole der parteipolitischen Neutralität und der Anerkennung der Verfassung ausgegeben worden war; spätere Bemühungen der Einigung wurden sabotiert, mit der Begründung, daß man jede Organisation bekämpfen werde, die nicht zugleich eine Kampffront gegen „die Demokratie" darstelle. Jetzt, vor wenigen Wochen, ist der Anschluß des Landbundes (oder vielmehr seiner Reste) an die Einheitsorganisation völlig schmerzlos erfolgt, ohne daß dabei viel von der parteipolitischen Neutralität des Einheitsverbandes gesprochen zu werden brauchte — weil nämlich diese Neutralität beinahe eine Selbstverständlichkeit ist und weil sie heute vom Landbund überall offiziell propagiert wird.

*

Das Schwergewicht des Landbunds liegt eben jetzt nicht mehr bei den (relativ) hugenberg-treuen Verbänden im Osten, auch nicht mehr bei der Funktionärzentrale in Berlin sondern bei den west- und mitteldeutschen Organisationen, die sich auf eine ökonomisch gesündere und stärkere Basis im Bauerntum stützen können. Diese Gruppen, bei denen die Ideen über die zweckmäßigste Form der politischen Betätigung — ob Querverbindungen, ob eigne Partei (in Gestalt der Christlich-Nationalen Bauernpartei) — freilich noch fast überall nicht ganz ausgegoren sind, stellen heute die natürlichen Bundesgenossen des Realpolitikers Schiele, des Mannes der Mitte, dar, in dem von ihm widerwillig genug aufgenommenen Kampfe gegen seinen alten Parteifreund Hugenberg. Freilich ist den Landbundleuten in diesem Kampfe sehr wenig wohl. Überall im Lande und nicht zuletzt in der berliner Zentrale fürchtet man die skrupellosen und persönlich überaus gehässigen Kampfmethoden des „Diktators", und mancher brave Ackersmann weiß schon ein Lied davon zu singen, wie ihm Hugenberg zugesetzt hat. Auch in der Provinz werden harte Kämpfe geliefert, bei denen sich besonders ein leiblicher Vetter Martin Schieles, der naumburger Arzt und Amateur-Nationalökonom Doktor Georg Wilhelm Schiele, als Parteigänger Hugenbergs gegen die berufsständischen Landbündler (und ihre politischen Schrittmacher, die Christlich-Nationalen Bauern unter Doktor Gereke) außerordentlich hervorgetan hat. Im Osten sind viele Landbundführer, besonders in der ältern Generation, sowie die meisten Landbundfunktionäre noch durchaus getreue Anhänger der Deutschnationalen. Um unliebsamen Debatten aus dem Wege zu gehen, hat deshalb die Leitung des Reichslandbundes auch beschlossen, daß für dieses Jahr die große Landbundtagung und -kundgebung während der „Grünen Woche" in Berlin ausfallen soll. Der „Massenaufmarsch des Landvolks" im Zirkus Busch, der schon beim „Bund der Landwirte" zur Tradition gehört, fällt also diesmal aus — Begründung: Notlage der Landwirtschaft!

Übrigens ist es interessant genug, daß einige von den deutschnationalen Diehards, die bei der Umbildung der Führerorgane des Reichslandbundes Mitte 1928 (als Schiele Präsident wurde) aus dem Bundesvorstand ausgeschifft worden waren, jetzt, nach dem offiziellen Ausscheiden des Reichslandbundes aus dem „Reichsausschuß" für das „Freiheitsgesetz" in den Reihen Hugenbergs als Landbund-Repräsentanten weiterkämpfen. Da ist vor allem der Rittergutsbesitzer von Goldacker aus Nordthüringen, der zwischen dem armen Eichsfeld und der reichen Goldenen Aue, bei Nordhausen, zu Hause ist, und da ist weiter der Rittergutsbesitzer Stubbendorf aus der Westprignitz; merkwürdigerweise fehlt diesmal der Buchhändler und Renommierlandwirt, Herr Hillger, der sich nach seinem Luxusgut Spiegelberg — es soll ganze fünfzig Morgen groß sein — den Namen Hillger-Spiegelberg beigelegt hat — derselbe Hillger, der gegenüber den

deutschen Bauern und Landarbeitern die Anwendung des „Organisationsprinzips des Knotenstocks" empfahl.

*

Es wäre falsch, wollte man die Tatsache, daß die west- und mitteldeutschen Landbünde dank der größeren Aktivität und Geschlossenheit ihrer Organisationen jetzt eine Art Übergewicht im Reichslandbund gewonnen haben, vorwiegend auf das Wirken des zweiten Landbund-Präsidenten, des Bauern Hepp, zurückzuführen. Der Hesse Hepp — aus dem Oberlahnkreise stammend, wo das weiche hessische Element bereits durch niederdeutsche Bluteinsprengung gehärtet worden ist — mag ein geschickter Mann sein, aber auch er ist keine überragende Persönlichkeit. Eine glückliche Konjunktur hat ihn in den ersten Zeiten des Landbundzusammenschlusses schnell hochgetragen, weil er, der steckengebliebene Student, mit den Worten besser umzugehen wußte als die meisten Berufsgenossen, — und vielleicht auch deshalb, weil in ihm, der als düstere Herzog-Alba-Figur posiert, ein ungewöhnlich starker Ehrgeiz lebendig ist. Stolz, aber stets etwas verlegen, trägt er seine Schmisse durch die Bauernversammlungen... keine sehr glückliche Figur, gewiß nicht! Über den dritten Landbundpräsidenten, Herrn Bauerngutsbesitzer Bethge, aus der Lausitz zu sprechen, ist vollends Verlegenheit.

Auch in der Landbundzentrale in der Dessauer Straße findet man wenig Profile, die es zu zeichnen lohnte: die Führer draußen in der Provinz haben im allgemeinen das interessantere Format, verglichen mit den Syndici. Immerhin muß der Jüngste aus ihrer Reihe besonders benannt werden, Regierungsrat a. D. Wenzel, der das Glück gehabt hat, die Tochter Martin Schieles zu ehelichen und der deshalb unter der ersten Ministerschaft seines Schwiegervaters im Reichsministerium des Innern bereits eine gewisse Rolle spielen konnte. Damals brach ihm eine Filmaffäre den Hals — es hat ja schon, vor dem Fall Phoebus und dem Fall Emelka, andre unklare Subventionsgeschäfte des Reiches mit der Filmbranche gegeben — und Herr Wenzel verschwand von der Bildfläche; Klepper, damals noch in der Domänenbank, war großzügig genug, dem Mann, der freilich auch über eine ungewöhnlich starke konstruktive Begabung verfügt, in der Pächterorganisation ein neues Arbeitsfeld zu geben. Von dort aus ist der kleine und rundliche fixe Westfale zum Attaché seines Schwiegervater-Präsidenten aufgestiegen, mit dem ihn auch eine weitgehende Übereinstimmung in politischen und wirtschaftspolitischen Anschauungen verbindet. Neben Wenzel, der den Hugenbergianer Nagel im Landbund-Direktorium ersetzte, muß noch der tüchtige Steuersyndikus des Reichslandbundes, der deutschnationale Abgeordnete von Sybel, genannt werden, und außerdem sein Landsmann, der wiesbadener Kriegsheim, ehemals Major im Großen Generalstabe — vielleicht der Mann, der in der Dessauer Straße die Idee der parteipolitischen Neutralität und der Schaffung einer berufsständischen Organisation am ersten und am schärfsten konzipiert und am energischsten zum Siege geführt hat.

Strafgesetz von Rudolf Leonhard

Meine schrecklichsten Erinnerungen sind aufgewacht.

Ich bin, einer Juristenfamilie entstammend, dem Schicksal, Jurist zu werden, trotz vieler Ausbruchsversuche nicht entgangen. Verhängnisse, die mir selbst noch heute unbegreiflich sind, haben es zuwege gebracht, daß ich das Staatsexamen bestand. Ich war im Justizdienst. Es war fürchterlich.

Am Schlimmsten war die Zeit, die ich als Referendar an einer Strafkammer eines berliner Landgerichts zubrachte. Was dort zu hören und zu sehen und was nicht zu fühlen war, das war so trostlos, daß ich mich einige Zeit hindurch nur mit ziemlichen Mengen Alkohol instand setzte, aufs Gericht zu gehen. Aber ich sah nur schärfer. Von den Urteilen, die ich erlebte und von denen kaum eins außer der Tat und dem Täter die Situation des Täters berücksichtigte, hielt ich die Hälfte wenigstens hinsichtlich des Strafmaßes für falsch. Wohlwollende Freunde, denen ich meine Not klagte, hielten diese Rechnung für überaus optimistisch.

Eins der am meisten aufwühlenden Erlebnisse war folgendes: Es stand — ich erzähle eine Erinnerung, ohne Möglichkeit der Kontrolle, vor allem habe ich, hier im Ausland, kein Strafgesetzbuch zur Hand; aber ich glaube mich nicht zu irren — es stand wegen wissentlich falscher Anschuldigung ein Mann vor unsrer Kammer, dem, zum xten Male, die Frau, wie immer unter Mitnahme aller beweglichen Habe, durchgegangen war. Da er zwar nicht die Frau, aber die Möbel wiedererlangen wollte, erstattete er Diebstahlsanzeige gegen die Verschwundene; und setzte, hilflos, ungeschickt und verzweifelt, hinzu, wenn die Diebin sich „als seine Braut ausgebe", sei das gelogen. Der Weg des Zivilprozesses wäre für den Ärmsten immer zu teuer und in diesem Falle zu umständlich, ihn zu beschreiten zu langsam gewesen. Die Diebin wurde gefaßt und, als seine Ehefrau, nicht bestraft. Der Mann aber wurde angeklagt: da er, wissend, daß Diebstahl der Ehefrau straflos bleibe, sie unter Verschweigung, ja Leugnung der Tatsache, daß sie seine Ehefrau sei, angezeigt habe — er wollte eben seine Möbel haben! — habe er das Delikt der wissentlich falschen Anschuldigung begangen. Die Beratung war so wenig heftig, wie die Beratungen unsrer Kammer es leider immer waren. Gegen das bessere Gefühl, das sich schwach äußerte, wurde geltend gemacht, daß für einen ähnlichen Fall das Reichsgericht eine Bestrafung festgesetzt habe. Dieses Erkenntnis des Reichsgerichts, das heute hoffentlich längst umgestoßen ist, damals aber die Entscheidung der Kammer bestimmte, war ganz sicher falsch; denn Diebstahl ist Diebstahl, die Eigenschaft der Diebin, Ehefrau des Bestohlenen zu sein, ist nicht ein Schuld- sondern ein Strafausschließungsgrund. Die Anzeige war also nicht wissentlich falsch sondern richtig; sie zeigte ein begangenes Delikt an; daß es zufällig nicht bestraft werden konnte, das brauchte der Anzeigende, das konnte die Anzeige nicht berücksichtigen.

Statt zu versuchen, die damals wirkende offenbar falsche Entscheidung des Reichsgerichts vielleicht umzustoßen und

deshalb unsre Sache auch ihrerseits vor das Reichsgericht gelangen zu lassen, fürchteten die Richter, der Staatsanwalt werde, gestützt auf diese Entscheidung, appellieren, erfolgreich appellieren; wieder würde ein Urteil der Kammer aufgehoben werden, und allzuoft „aufgehoben" zu werden, mache einen schlechten Eindruck. Die Unabhängigkeit der Richter endet nämlich an den Faktoren, welche die Aussicht der Karriere bestimmen.

Der Mann wurde also verurteilt. Das Gericht kehrte aus dem Beratungszimmer zurück, der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor H., den ich als einen edlen, menschlichen, unerschütterlich ruhigen und loyalen Richter, ihn aber auch allein als solchen aus dieser ganzen moabiter Zeit in Erinnerung habe, warf zornig das Gesetzbuch auf den Tisch und begann die Urteilsverkündigung mit den Worten: „Wir müssen Sie leider zur gesetzlichen Mindeststrafe von vier Wochen Gefängnis verurteilen ..."

Die Bedeutung dieses schrecklichsten von hundert ähnlichen und ebenso ohnmächtig hingenommenen Erlebnissen wurde mir klar, als ich — nach dem zerschmetternden Dokument, das Liepmanns „Kommunistenprozesse" sind, und zwischen den regelmäßigen mit erschütternder Sachlichkeit aufgestellten Greuellisten der Roten Hilfe — Kurt Hillers „Strafgesetzskandal" las.

Das Gesetz nämlich, das Landgerichtsdirektor H., der es anwenden mußte, damals zornig auf den Tisch warf, soll in erheblichster, in unvorstellbarer Weise verschlechtert werden. Von den vielen Arbeiten, die Hiller im Bunde mit einigen andern den gröblichsten und unmenschlichsten Drohungen dieses Gesetzentwurfs — der alles angreift, was frei, was dem Staate also verdächtig sein könnte: Glauben, Meinung und Liebe — gewidmet hat, ist, so vortrefflich sie alle sind; diese das Meisterstück: weil sie in knappster und einfachster Form, mit einer Deutlichkeit, der sich kein einigermaßen saubres Hirn entziehen kann, selbst wenn das Herz träge ist, weil sie mit den meisterhaft gehandhabten Waffen der Gegner, unwiderleglich, argumentiert. Wer dies gelesen hat und nicht erkennt, wer dies erkennt und nicht handelt, der verrät nicht nur sein Volk, die Zukunft, den Geist — der verrät vor allem sich selbst. Es gibt niemand, der in den Kautschukschlingen dieses drohenden Strafgesetzbuches sich nicht fangen kann: je ehrlicher, je konsequenter er lebt und denkt, desto leichter.

Die Versuchung ist groß, Argumente dieses Büchleins wiederzugeben — ich tue es nicht; niemand soll von der Pflicht, niemand soll von der schmerzlich durchwühlenden Freude entbunden werden, es selbst zu lesen. Gibt es nicht einen reichen Menschenfreund, der Hunderttausende dieser Broschüre an Wähler und Gewählte verteilt, daß die Wähler die Gewählten aufs Gewissen fragen können, ob sie etwa für diesen Skandal stimmen werden?

Sie wissen nicht genug, was ihnen droht. Sie haben zu wenig Geschichten von der Art der eben erzählten erlebt, zu wenige haben sie erlebt. Die Folgerung meiner Geschichte

steht am Schluß von Hillers Buch: „Was vermag der beste Richter gegen ein schlechtes Gesetz, das er treu anwenden muß?" Hiller ist sogar unabhängig genug, zu betonen, daß, bei allem Grauen vor dem Greuel der Todesstrafe, die Schatten der wenigen Hingerichteten nicht jene Tausende verdunkeln dürfen, die wegen eines Nichts — wegen Befriedigung ihrer harmlosen Triebe oder sogar, wie der Journalist, der angeblich „Kriegsverrat" begeht, wegen Erfüllung ihrer Pflicht — in den Gefängnissen zerbrochen werden.

Hier sind wir an der Wurzel — und alle, die in den Zeitungen die Entblößungen der Justiz verfolgen, ohne das Gesetzbuch zu beachten, mögen es nicht vergessen: Die Justiz fängt mit dem Strafgesetz, die Justizschande mit dem Strafgesetzskandal an!

Jeder muß alles tun, dieses Gesetz zu verhindern. Und sollte es doch einmal gelten, dann bleibt, um es zu bekämpfen, nur die ausgezeichnete Methode jenes Apothekers Heiser: der öffentlich bekundete und bestätigte Entschluß, sich ihm, das rechtswidrig und verbrecherisch ist, nicht zu fügen! Es gibt eine Grenze für die Anwendung des Strafgesetzes: in der Quantität der qualifizierten Opfer. Wenn dreihundert Ärzte erklären, sich vom Abtreibungsparagraphen nicht hindern zu lassen, auf soziale Indikation hin Schwangerschaften zu unterbrechen, so oft ihr Gewissen es befiehlt; wenn eine angesehene Journalistenvereinigung erklärt, ihre Mitglieder werden sich weder durch Formulierung noch durch Interpretation des Landesverrats- und ähnlicher Paragraphen in der Äußerung ihres Glaubens, in der Erfüllung ihrer Pflicht hemmen lassen — ob wirklich der Staatsanwalt gegen sie aufsteht und ob wirklich die Richter dreihundert Ärzte, dreihundert Journalisten einsperren werden? Wie jeder Tyrann, herrscht auch ein schlechtes Gesetz nur, solange es Glauben und Gehorsam findet. Fügen wir uns diesem neuen Strafgesetz nicht, dann werden die Gerichte sich fügen müssen.

Und wenn der Vorsitzende damals das alte Strafgesetzbuch zornig auf den Tisch warf, werfen wir das neue, wie Hiller sagt, „in die Wolfsschlucht" — oder noch weiter und tiefer in die Hölle, die es uns bauen will.

Der Kaiser hört zu von Richard Mattheus

In dem Festsaal des ersten Hotels einer großen deutschen Stadt gibt eine literarische Gesellschaft einen Dichterabend. Klein und geduckt steht der Dichter auf dem Podium, scheu, aus der Einsamkeit hervorgezogen, ein ländlicher Träumer mit breitem Kopf, in dem eine Brille die Augen unsichtbar macht, schmächtig und nervös. Es ist der Dichter, der den ersten deutschen Kriegsroman geschrieben hat, das erste Buch vom unbekannten Soldaten. Nun spricht eine unergiebige, unbeholfene Stimme. Sie sagt Verdunlieder her, leidend und leidenschaftlich. Sie erzählt von Schicksalen in Kriegsgefangenschaft, schlicht und zwingend, von Menschen, deren angstzerstoßenes Selbst aus dem Schrecken in die Sicherheit flüchtete.

Und wie diese Stimme holprig liest, erscheint plötzlich die Vorstellung, die rasch Gewißheit wird. Hier spricht der unbekannte Soldat. Hier berichtet er von seiner Qual und Pein, von dem furchtzerfetzten Leib, dessen Seele Jahr um Jahr mehr verschüttet wurde, bis sie ganz aus der Tiefe endlich aufbrach und den bloßen Nummernmenschen erlöste. Endlich findet der unbekannte Soldat sein Wort, das ihm allein gehört. In diesem Saal, in dieser Stunde wird es wirksam und hallt in den Ohren. Die Uniform wird wieder Mensch und erhält einen Namen.

Unmittelbar hinter dem Dichter ragt ein riesiges Bild auf: der letzte Kaiser in imperatorischer Pose, in der Uniform der Garde du Corps mit dem Adlerhelm, den blitzenden Blick scharf gegen links gewandt. Wie eingemauert, wie ein Stück Wand. Da trafen sich die Gewalten: die glänzende, rasselnde Phrase und die stumme Masse. Aber heute hat diese Masse ihren Sprecher, und die Phrase ist stumm. Die Masse trägt einen Namen, der Herrscher ist anonym und unbekannt. Es spricht der Mann der Linie, die Maulwurfslegion des Grabens, und der Feldherr hat zu schweigen, wie es sich gebührt. Der trügerische Glanz versinkt in Vergessenheit, und die Kraft der Wahrheit steigt herauf, wird sichtbar und wirksam. Eine späte Abwehr und ein noch rechtzeitiger Sieg des nun bekannten unbekannten Soldaten über einen Kaiser, der an diesem Abend unwiederbringlich seinen Namen verlor.

Stendhal heute von Axel Eggebrecht

Stendhal, der Einsame, der Egotist, hatte einen einzigen Freund, den er immer wieder anrief, beschwor, dem er sich anvertraute, den er liebte und dem er alle Pein seines Seins und Empfindens klagte. Er nennt ihn hundert oder tausend Mal. Es ist der Leser von 1900 oder auch: Der Leser in hundert Jahren.

Dieser Termin ist da. Aber offenbar hat sich Stendhal in den heutigen Menschen getäuscht. Sie sind durchaus nicht so klar und hart und selbstgewiß, wie er sie sich vorstellte. Sie sind mindestens so unfertig, unklar, verlogen wie die Leute, unter denen er sich voller Verachtung bewegte. Sie umgehen ihn, vermeiden eine ernstliche Auseinandersetzung mit ihm. So kommt es, daß dieser lebendigste und gegenwärtigste der großen Autoren in die schmähliche Rolle des Klassikers geraten ist. Man kennt und nennt seinen Namen, aber man liest ihn wenig.

Mir scheint, daß die Stellung des deutschen Lesers — und übrigens vor allem auch die des jungen deutschen Prosaisten — zu Stendhal eine schlimme Probe für unsere geistige Gesamthaltung bedeutet. Bezeichnenderweise hat man sich, im Zeitalter eines neuen und viel bösartigern Juste milieu lebend, für den schweifenden Phantasten Balzac und nicht für den exakten und spröden Stendhal entschieden. Fragen Sie einen jungen Schriftsteller: Er hat Le Rouge et le Noir gewiß gelesen, auch wohl die Karthause von Parma. Aber von Balzacs Figuren wird er schwärmen.

Zweifellos ist der Autor der ‚Illusions perdues' der bequemere, der schneller befriedigende. Er bietet dem nach Parallelen suchenden Leser, dem nach Vorbildern hungrigen jungen Erzähler sein enormes Arsenal an Requisiten. Man findet bei ihm gewissermaßen die Sachlichkeit zu einem Bacchanal der Genauigkeit gesteigert. Er strotzt von intimen Kenntnissen. Und das bedeutet für viele heute Schreibende einfach ein Ideal. Er gibt die Bezugsquellen für Tapeten und Möbel an. Seine Verrechnungen scheinen stets unmittelbar aus öffentlichen oder privaten Büchern abgeschrieben. Ihn umgibt das beneidenswerte Glück, indiskret zu sein.

Noch die Gebärden seiner Menschen scheinen unmittelbar abgezeichnet in den Zusammenkünften einer Gesellschaft, die in ihrer nichtigen Fülle so viel Ähnlichkeit hat mit dem Wunschbild unserer eignen, zerbröckelnden Gesellschaft. Über der Dichte und Nähe der Schilderungen vergißt man allzu leicht, auf ihre Echtheit zu achten. Und doch hängen alle diese Stoffe, Geschäfte und Gebärden nur recht lose auf konstruierten Puppen, auf unglaubhaften, wenn auch oft großartig schematisierten Mannequins. Die Charaktere bei Balzac sind Statisten in der blendend romantischen Landschaft abstrakter Intrigen. Es sind Gerüste in einem ungeheuerlichen Schaufenster, wo alles Drum und Dran echt ist — und alles für den Außenstehenden berechnet. Zuweilen kann man die unglaubliche Leidenschaft fast peinlich spüren, mit der Balzac den Leser von der Fülle seines Wissens überzeugen will, ohne sich selbst in eine Auseinandersetzung einzulassen. Daher haben auch seine wunderbar klaren Bemerkungen über das innere Wesen der verschiedenen Menschengattungen meist sehr wenig mit den gerade dargestellten Personen zu tun. Es sind nebenbei mitgeteilte Aphorismen.

Auch Stendhal denkt immer an den Leser. Er ist darin hemmungslos ehrlich. Aber wie ganz anders wünscht er seine Wirkung. Er will nichts darbieten, nichts vorführen. Er will seine Ansichten von den Dingen, er will vor allem sich selber verstanden wissen. Immer sieht man ihn angestrengt, recht wahr, recht intim über sich selbst auszusagen. Und alle seine Mystifikationen, seine Pseudonyme, seine tausendfachen Umwege sind nur Mittel, den Leser an die Gestalt des Autors zu fesseln. Die zuweilen schmerzhafte Deutlichkeit seiner Diktion, seine oft holprige Unmittelbarkeit erklären sich aus der Mühe, die er sich gibt, um nur ja nicht mißverstanden zu werden.

Doch mit all dieser Mühe und bei aller großartigen Sauberkeit und Nüchternheit seines Arbeitens ist es ihm nicht gelungen, der Vertraute unserer jungen Erzähler zu werden, die so viel Wert auf Ehrlichkeit und Nüchternheit zu legen vorgeben. Halten sie ihn denn für einen abgelebten, nutzlosen Individualisten — oder was ist der Grund für seine Mißachtung?

Vor zwei Jahren ist, einige neunzig Jahre nach dem Entstehen, Stendhals großer, unvollendet gebliebener Roman „Lucien Leuwen" zum ersten Male in vollständiger Gestalt

erschienen. Man kannte vorher nur willkürlich verstümmelte Editionen. Henry Debraye hat das Verdienst, die endgültige Fassung in der großen Championschen Ausgabe festgelegt zu haben. Weihnachten 1929 ist die deutsche Übertragung gefolgt, als letzter Band der schönen Insel-Ausgabe, durch Otto von Taube mit großer Liebe und, bis auf Kleinigkeiten, sehr anständig übersetzt.

Dieses Buch war sicher eine der wesentlichen Veröffentlichungen des eben beendeten Weihnachtsgeschäfts. Aber Beachtung hat sie nur bei den schon vorher eingeschworenen Kennern gefunden. Noch ist der Leser von 1930 nicht Stendhals Freund. Sonst müßte er sich die Ehre erweisen, diesen Roman zu einem best-seller zu machen.

Denn das Buch erfüllt alle Voraussetzungen, um Aufsehen zu machen. Es bedeutet die grandiose Abrechnung mit dem Juste milieu aller Zeiten. Es hat nur den einen Fehler, von einem längst verstorbenen Autor geschrieben zu sein, den man angeblich nicht mehr entdecken kann.

Ein Mann der vorigen Generation, Paul Valéry, hat sich in einer kleinen Schrift mit dem Stendhalproblem auseinandergesetzt. Vielleicht kann man auf dem Umwege über eine Polemik den heutigen Leser leichter an einen großen, nicht genügend bekannten Autor heranführen, als durch die einfache Empfehlung, ihn zu lesen? Eine Polemik gegen Stendhal nämlich ist Valérys Arbeit, eine eindringliche und vielfach ablehnende Analyse. Sie gehört sicherlich zum Schönsten, was wir letzthin an betrachtender Prosa zu lesen bekamen; in einer tadellosen Übersetzung von Herbert Steiner ist sie im Verlag der ‚Neuen Schweizer Rundschau' erschienen. Grade was Valéry, der Lateiner, der Klassizist, gegen Stendhal einzuwenden hat, ist geeignet, das höchste Interesse jedes jungen, um lebendige Wirkung der Literatur bemühten Menschen wachzurufen.

Am „wenigst törichten aller Schriftsteller" rühmt Valéry zunächst einmal „das Genaue und Nervige". Sollte der schlichte Besitz so allgemein gepriesener und heute mit mannigfachem Aufwand angestrebter Eigenschaften die breite Wirkung Stendhals etwa hindern? Oder ärgert man sich, im Zeitalter eines programmatisch verkündeten Kollektivismus, nur darüber, daß diese Forderungen grade von einem Autor erfüllt werden, der dem Leser fortwährend zuflüstert: Nur wir beide? Dessen heimlicher Stolz darin zu bestehen scheint, „er sei ein wenig vertrauter mit sich selbst, als das Durchschnitts-Ich es ist" —?

Das ist ja freilich ein unverzeihliches Vergehen gegen den heute geltenden Zwang, sich einzuordnen, sich selbst unwichtig zu machen, sich blind zu stellen gegen das eigne Ich. Aber schon erleben wir ja die Dämmerung der Ich-Verachtung. Es sind Dichter wie Döblin und Leonhard Frank zu offener Bejahung des Individuellen zurückgekehrt, um für das Allgemeine die Kraft wiederzugewinnen, die im Allgemeinen sich verliert. Stendhal aber hatte von je die „maßlose Sünde, welche die Theologen mit dem schönen Namen Hochmut benannt haben"

Wer ist solchen Hochmutes bedürftiger als wir Kleinmütigen, Suchenden, Süchtigen, in allen Demutsformen Kundigen?

Valéry stellt dann eine sehr gescheite Betrachtung darüber an, wie sonderbar es sei, daß Stendhal nicht für das Theater geschrieben habe. Alles in ihm scheine danach zu drängen. Er sei „ein Schriftsteller, der im Innersten Schauspieler ist... Sein Bewußtsein ist eine Bühne, sein Werk voll von Worten für die Galerie". Aber offenbar schien ihm das Theater seiner Zeit noch weniger geeignet, Stendhalsche Stücke aufzuführen, als die Leser seiner Romane bereit waren, ihn völlig aufzunehmen. Wir kennen aus den satten, fülligen Schilderungen Balzacs die Zustände an den pariser Theatern der dreißiger Jahre. Auch da fehlt es nicht an bösen Parallelen zu den unsern. Und so wird wiederum ein Grund deutlich dafür, daß sich eine so unzweifelhafte Fülle von Begabung und Bemühung in der heutigen Prosa entfaltet, indes das mehr und mehr verwaisende Theater nach Autoren hungert. Offenbar wünschen auch heute die wesentlichen Autoren, sich dem unwesentlich gewordenen Theater nicht auszuliefern. Die Bevorzugung des Epischen ist, unter anderem, ein Ausdruck des selbsterhaltenden, nur mit sich selbst umgehenden Egotismus.

„Lucien Leuwen" ist ein zeitgenössischer Roman par excellence. Er ist mit heiterer Überlegenheit geschrieben und doch immer offen, genau und dicht. Es ist darin der Wunsch unsrer jungen Romanciers erfüllt, Aufrichtigkeit des Gefühls mit der Ehrlichkeit im Sozialen zu vereinigen. Die unsagbare Deutlichkeit dieser Stendhalschen Menschen müßte die Leser von Kesten, Roth, Ehrenburg überwältigen. Es ist keine Täuschung dabei, weder stilistisch noch in der Gesinnung. Schon die Furcht vor dem Bluff, dem man bei Balzac nie ganz entgehen kann, müßte Liebe und Bewunderung für Stendhal schaffen. Übrigens gibt es auch bei ihm eine Kenntnis des Details, die der Balzacschen in nichts nachsteht, ohne so protzig aufzutrumpfen. Man lese im Leuwen etwa die minutiös genaue Schilderung einer Wahlschiebung oder die knappe eines von Louis Philippe höchstpersönlich unternommenen Börsencoups.

Aber lassen wir wieder Valéry sprechen. Er bemerkt: „Bis dahin hatte ich nichts über die Liebe gelesen, das mich nicht außerordentlich gelangweilt, mir nicht sinnlos, nutzlos geschienen hätte... Diese letzte Kunst, eine Neigung zurückzuhalten, sie in einem ihrer selbst unbewußten Zustand zu lassen..., nahm mich gefangen." In diesem besondern Punkte ist der Roman von einer nicht zu übersehenden Nähe und Gültigkeit gerade im heutigen Augenblick. Stendhal, immer in die Liebe verliebt, wird darin zum Propagandisten des Gefühls in einer Epoche, die alle Gefühle verhöhnte oder kaufte. Genau diese Wiederentdeckung scheint sich ja, wenn man die Zeichen richtig deutet, auch bei uns zu vollziehen. Es wäre nun ein verruchter Jammer, wenn die durch allzu heftigen Zynismus ausgeglühte Literatur sich halsüberkopf in die Banalität der Gefühlsduselei zurückfallen ließe. Diese Gefahr be-

steht. Es gibt keine bessere Medizin gegen sie als die Lektüre Stendhals. Valéry erzählt: „Ich war überrascht, denn ich duldete nicht, daß mir ein Buch soviel vorspiegeln und daß ich meine eignen Empfindungen nicht mehr klar von denen unterscheiden sollte, an denen die Geschicklichkeit eines Schriftstellers mich teilnehmen ließ." Und mit dem Abscheu des echten Lateiners wendet er sich gegen ihn. „Lucien Leuwen bewirkte in mir eine wundersame Verwirrung, die mir widerwärtig ist."

Hier beginnt die Reihe der heftigen Argumente, die Valéry gegen Stendhal, gegen die eigne Bewunderung Stendhals sammelt. Und grade sie sollten dem heutigen Leser, dem heutigen jungen Schriftsteller zu denken geben. Was bedeutet es zum Beispiel, wenn der Mann der vorigen, der Vorkriegsgeneration bekennt, daß er „die Aufrichtigkeit seines (Stendhals) Ton drei- oder viermal zu stark findet"? Sie sei „nicht zu trennen von einer Komödie der Aufrichtigkeit, die er sich vorspielte". Ist uns nicht die Möglichkeit einer solchen Komödie überhaupt fraglich geworden? Und wenn es sie schon gibt — ist sie nicht menschlicher und wichtiger als alle romantisierende Spielerei mit dem allgemeinen Trug des Lebens?

Valéry entwirft von Stendhals schriftstellerischen Absichten folgendes Bild: „Er ist besessen von dem großen Wunsch, Ärgernis zu erregen, und daneben von edlern Gelüsten. Er unterläßt selten, darauf aufmerksam zu machen, daß man Anstoß nehmen soll an dem, was er schreibt. Und dies ist ihm gar nicht schlecht gelungen. Er fordert die Künstler durch seinen Stil heraus, die Gewalthaber durch seine Respektlosigkeit, die Frauen durch seinen Zynismus und sein System." Ist dies nicht das Portrait eines jungen Autors von heute? Die Liste der wünschenswerten Lebensaufgaben aber sähe so aus: „Leben. Gefallen. Geliebt sein. Lieben. Schreiben. Auf nichts hereinfallen. Sein, wer man ist — und doch Erfolg haben. Wie erreicht man es, daß man gelesen wird? Und wie soll man leben, wenn man alle Parteien verachtet oder verabscheut? ... Bleibt die Zukunft". Welcher dreißig- bis fünfzig Jahre alte Schriftsteller könnte sich, bei einiger Ehrlichkeit, nicht zu diesem Programm bekennen?

Ohne Zweifel hat eins sich seit Stendhals Tagen gründlich geändert: Die Stellung des Schriftstellers in der Gesellschaft. Sie ist bequemer geworden. Und wenn die mit leiser Angst vermischte Bewunderung für den Autor des „Lucien Leuwen" nicht längst einem innigen Vertrauen gewichen ist, so liegt das wohl an einer heimlichen Furcht, durch ihn in neue Unbequemlichkeiten genötigt zu werden. Stendhal nämlich schenkt keine Ruhe. Er nimmt einem, dies vor allem, so viele heute gängige Illusionen über das literarische Metier. Er verlangt den vollen Einsatz, um den heute kaum einer mehr spielen mag. Er verlangt, sich allen Härten und Bitternissen zu stellen. Er isoliert. Und erst dem Einsamen, der alles erlitten hat, der allen Illusionen, allem falschen Trost entronnen ist, gibt er dennoch seinen einfachen und eben in seinem Munde so erschütternd wichtigen Rat: „Denke daran, dein Leben nicht mit Hassen und Angsthaben zu verbringen."

Zehn Jahre Bauhaus von Ernst Kállai

Zehn Jahre sind es her, seit Walter Gropius die weimarer Kunstgewerbeschule umorganisiert und der neuen Schule den Namen „Bauhaus" gegeben hat. Der Erfolg seiner Gründung ist bekannt. Was zur Zeit der weimarer Anfänge die heftig umstrittene Beschäftigung weniger Außenseiter war, ist zur großen Geschäftskonjunktur geworden. Allenthalben werden Häuser und ganze Siedlungen mit glatten, weißen Wänden, querliegenden Fensterreihen, geräumigen Terrassen und flachen Dächern gebaut und vom Publikum wenn auch nicht immer mit Begeisterung so doch ohne Widerspruch als Werke eines ihm bereits geläufigen „Bauhausstils" hingenommen. Dabei geht die Initiative zu dieser Art des Bauens keineswegs nur auf das Bauhaus zurück. Das Bauhaus ist nur Teil einer internationalen, besonders in Holland frühzeitig vorbereiteten Bewegung. Aber das Bauhaus wurde die erste Schule dieser Bewegung. Eine auch propagandistisch außerordentlich wirksame Versuchsstätte, deren Ruf sehr rasch bis in die entlegensten Provinzecken drang.

Heute weiß jeder Bescheid. Wohnungen mit viel Glas- und Metallglanz: Bauhausstil. Desgleichen mit Wohnhygiene ohne Wohnstimmung: Bauhausstil. Stahlrohrsesselgerippe: Bauhausstil. Lampe mit vernickeltem Gestell und Mattglasplatte als Schirm: Bauhausstil. Gewürfelte Tapeten: Bauhausstil. Kein Bild an der Wand: Bauhausstil. Bild an der Wand, aber was soll es bedeuten: Bauhausstil. Drucksache mit fetten Balken und Groteskletttern: Bauhausstil. alles kleingeschrieben: bauhausstil. ALLES GROSSGESPROCHEN: BAUHAUSSTIL.

Bauhausstil: ein Wort für alles. Wertheim schafft eine neue Abteilung für moderne Stilmöbel und Gebrauchsgegenstände, einen kunstgewerblichen Salon für sachlich verbrämten Edelkitsch. Als besondere Zugkraft muß der Name Bauhaus herhalten. Eine wiener Modezeitung empfiehlt, Damenwäsche nicht mehr mit Blümchen sondern im zeitgemäßen Bauhausstil mit geometrischen Dessins zu schmücken.

Gegen solche peinlichen oder komischen Mißbräuche durch die modische Betriebsamkeit unsrer guten neuen Zeit gibt es keinen Schutz. Seine Majestät der Snob wünscht etwas Neues. Sehr schön. Es gibt genügend Architekten, die aus dem Bauhausstil eine neue dekorative Attraktion machen. Die Schaustellung von kalter Pracht ist wieder da. Sie hat sich bloß verjüngt, das historische Kostüm mit technoider Schnittigkeit ersetzt. Sie bleibt genau so übel wie früher. Bourgeois bleibt Bourgeois. Sein Wohnsitz bleibt ein hochherrschaftliches Luxusobjekt, trotz Sachlichkeit. Das neue Berlin verschmäht die geschwollene Marmor- und Stukkoprotzerei wilhelminischer Staats- und Kirchenbauten, aber es schwelgt in dem reklameschreienden Blendwerk größenwahnsinniger Lichtspielpaläste, Konfektionshäuser, Autosalons und Feinschmeckerparadiese. Diese in schlanker Nacktheit des

Baukörpers gleißende und von Beleuchtungsorgien überstrahlte neue Architektur ist, wie man uns erzählt, nicht etwa prunksüchtig sondern „konstruktivistisch und funktionell". Also ebenfalls: Bauhausstil. Doch trösten wir uns. Der Bauhausstil hat auch seine soziale Anwendung: den kleinen Siedlern, Arbeitern, Beamten und Angestellten gegenüber. Die werden serienweise in Mindestwohnungen verpackt. Alles sehr zweckvoll und wirtschaftlich. Möbel und Hausgerät in Reichweite und, laut Westheim: den Gasschlauch im Mund. Die Sachlichkeit der neuen Wohnkultur im Bauhausstil hat eben auch ihre zwei Seiten. Eine für die Vielen und eine andre für die Wenigen, die sichs leisten können.

Wir wollen das nun einmal eingebürgerte Schlagwort vom Bauhausstil beibehalten, auch wo es nur noch eine Korruption ursprünglich reinerer Absichten zu verdecken hat. Den Abstand, der diese Absichten von der Konjunkturmache des berliner Broadway trennt, in allen Ehren. Doch es muß gesagt werden, daß auch die Bauhausarbeit selbst keineswegs frei ist von ästhetischer Überzüchtung, von gefährlichen Formalismen. Zwar hat das Abstreifen jeglicher Ornamentik, das Verpönen aller geschwungenen Flächen und Linien für die Häuser, Möbel und Gebrauchsgegenstände zu sehr interessanten, neuartigen und einfachen Formen geführt. Doch das Augenfällige dieser neuen Zweckformen war durchaus nicht immer auch zugleich sinnfällig. Vielmehr: Was angeblich zweckbestimmt und funktionell, technisch-konstruktiv und wirtschaftlich-notwendig sein sollte, entsprang zumeist einer nur in ein neues Kostüm gekleideten geschmäcklerischen Willkür, einem rein schöngeistigen Hang zu geometrischen Elementargebilden und den Formeigenheiten technischer Apparate. Kunst und Technik die neue Einheit — so hieß es theoretisch, und die Praxis war dementsprechend: technisch interessiert, aber kunstbeflissen. Ein bedenkliches Aber! Die Kunstbeflissenheit ging voran. Sie hatte ihren neuen formalistischen Eigensinn, ihren Stilwillen um jeden Preis, und das Technische mußte sich diesem Willen fügen. So entstanden jene Bauhauserzeugnisse: Häuser, Möbel und Lampen, die vor allem durch ihre sehr aufdringlich-einprägsame Form Beachtung erzwangen und von Publikum und Presse logischerweise auf diese Eigenart hin als Erzeugnisse eines neuen Stils, eben des Bauhausstils aufgenommen oder abgelehnt wurden, nicht aber als Erzeugnisse einer neuen Bau- und Möbelindustrietechnik. Zwar beteuerte das Bauhaus in zahllosen programmatischen und propagandistischen Veröffentlichungen immer wieder, die formale Eigenart seiner Erzeugnisse sei lediglich ein zwangsläufiges Begleitergebnis der „streng sachlichen" Zweckerfüllung und kein gewollter Stil. Indessen schon wenige Jahre der Praxis genügten, um diese Erzeugnisse selbst in den Augen des Bauhausnachwuchses als überwundenes Kunstgewerbe bloßzustellen. Es mag weniger verspielt sein als das Kunstgewerbe üblicher Art. Dafür ist es aber gehemmt, in doktrinärer Scheinaskese befangen, steif, reizlos und trotzdem anspruchsvoll bis zur Arroganz. Geschäftstüchtigere und skrupellosere

Mitläufer haben sich nicht gescheut, aus diesem etwas ungelenken Sorgenkind einer neuen Zweckgestaltung unbefangenverkitschtes Kunstgewerbe zu machen und den Bauhausstil solcherweise auch breiteren oder auch besonders zahlungskräftigen Kreisen des verehrlichen Publikums zu Gemüte zu führen. Natürlich muß der arme Bauhausstil auf dem Wege zu dieser Volkstümlichkeit so manche weitere Zurechtstilisierung erdulden, so daß er schließlich, ganz verändert, vollends auf den Snob und damit auf den Hund gerät. Aber Gropius und seine Mitarbeiter sind selbst schuld daran, daß dem Bauhaus ein wahrer Rattenschwanz von mehr oder minder üblen Kunstgewerblereien anhängt, die alle als Bauhausstil präsentiert werden. Wo hört der echte Bauhausstil auf, wo fängt der falsche an? Das Bauhaus hat ein schöngeistiges A gesagt und muß sich nun gefallen lassen, daß andre das B und alles Weitere dazufügen bis an ein scheußliches Ende. Warum droht solches Schicksal nicht einem amerikanischen Bureaustuhl oder einer Zeißlampe? Weil das keine Einheiten von Technik und Kunst sondern richtige industrietechnische Konstruktionen, Ingenieurschöpfungen sind. Man frage einmal einen Zeißingenieur um seine Meinung über die lichttechnische Eignung der Bauhauslampen.

Gropius hatte für das Bauhausprogramm unter andern folgende Leitsätze aufgestellt: „Das Bauhaus will der zeitgemäßen Entwicklung der Behausung dienen, vom einfachen Hausgerät bis zum fertigen Wohnhaus. — Die Bauhauswerkstätten sind im wesentlichen Laboratorien, in denen vervielfältigungsreife, für die heutige Zeit typische Geräte sorgfältig im Modell entwickelt und dauernd verbessert werden. — Die in den Bauhauswerkstätten endgültig durchgearbeiteten Modelle werden in fremden Betrieben vervielfältigt, mit denen die Werkstätten in Arbeitsverbindung stehen. — Das Bauhaus führt dem realen Werk- und Wirtschaftsleben schöpferisch begabte Menschen über die Praxis zu, die Technik und Form gleicherweise beherrschen und der Industrie und dem Handwerk die Modellarbeit zur Produktion abnehmen. — In besonderer Beziehung zum Bauen: Zu erstreben ist die serienweise Herstellung von Häusern auf Vorrat, die nicht an Baustellen sondern in stationären Werkstätten, in montagefähigen Einzelteilen, einschließlich Decken, Dächern, Wänden erzeugt werden; also Herstellung eines Baukastens im Großen auf der Grundlage der Norm und Typisierung."

Dieses Programm ist brennend zeitgemäß und sozial. Die moderne Industrie- und Handelswirtschaft hat einen ungeheuren Menschenandrang zu ihren Produktions- und Vertriebszentren und damit eine soziale Not des Wohnbedarfs herbeigeführt, der man nur mit Massenproduktion beikommen kann. Die Industrialisierung der Bau- und Wohngerätsproduktion ist eine zwingende sozialwirtschaftliche und sozialpolitische Forderung. Die maschinelle Produktion führt zwangsläufig auf dem Wege einer mechanistischen Ausscheidung zum Abstreifen jeder formalen Unstimmigkeit, die den Gebrauchsgegenständen in ihrer unpersönlichen Neutralität und vollendeten

Zweckmäßigkeit hinderlich sein könnte. Die Bauhausproduktion in den Dienst solcher standardisierenden Ausscheidung zu stellen und am Bauhaus Vorarbeiter einer zeitgemäßen Bau- und Wohnindustrie heranzubilden, ist an sich ein höchst wichtiger, produktiver Gedanke. Er muß nur wirklich befolgt werden, nicht, wie das in der Bauhauspraxis vielfach geschehen ist, in Formalismus abirren.

Es genügt nicht, zwar industrietechnische Massenherstellung zu forcieren, aber dabei im Entwurf ein, wenn auch schematisch reduziertes so doch ästhetizistisch-eigenwilliges Künstlertum über den Ingenieur siegen zu lassen. Die Architektur muß mit aller Konsequenz die „soziale, technische, ökonomische und psychische Organisation" (Hannes Meyer) erstreben. Sonst bleibt sie eben — Bauhausstil, ein Zwittergebilde formaler Problematik, weder gefühlsmäßig-ausschwingend und frei wie die Kunst, noch eindeutig-exakt und notwendig wie die Technik.

Aus dieser Zweideutigkeit des Bauhausstils ergibt sich die merkwürdige hemmungsvolle Situation der freien Kunst, zumal der Malerei am Bauhaus. Hemmungsvoll durch die heimliche oder offene Gegnerschaft der meisten Bau- und Werkstattbeschäftigten. Diese Halbkünstler und Halbtechniker finden Gründe, eine überlegene Verstandes- und Nützlichkeitsposition gegen die Maler hervorzukehren, wie sie sich kein Ingenieur jemals anmaßen würde. Es ist klar, daß diese Gegnerschaft nur eine Abwehr der eigenen, durch die Verquickung mit der Technik verdrängten Kunsttriebe ist. Betäubung des schlechten Gewissens gegenüber den Forderungen der Form!

Dennoch wird am Bauhaus eifrig gemalt, Wand an Wand mit den imposanten Eisenbetongebilden und Glasflächen, im Schatten sozusagen dieser verstandeskühl-zweckgeweihten und industrie-ästhetisch stolzierenden Raumkonstruktionen. Wer einmal des Nachts in die Buden und Ateliers der Bauhäusler guckte, der wäre erstaunt über die vielen Maler, die hier und da vor ihren Staffeleien stehen und an Bildern herumpinseln... einige nur insgeheim, wie Gymnasiasten, die verstohlen Verse schreiben, mit bösem Gewissen vielleicht, weil sie, anstatt über moderne Zweckbauten oder Klapptische oder Lampen zu brüten, von dem berühmten Satz von Gropius: „Kunst und Technik eine neue Einheit" nur die Kunst behalten haben und die Technik Technik sein lassen. Diese Maler setzen sich über die rationalisierte Zweckordnung und Nutzbarkeitsästhetik des Bauhauses mit einer Unbekümmertheit hinweg, als lebten sie auf irgend einem phantastischen Kunstgestirn, auf dem alle Wege ins Überwirkliche führen. Je mehr in den Bauhauswerkstätten und der Baupraxis eine lediglich zweck- und konstruktionsbestimmte, massenwirtschaftlich-typisierte Sachlichkeit angestrebt wird, um so radikaler schlägt die Bauhausmalerei ins entgegengesetzte Extrem. Traum, Vision, nacktes Seelenbekenntnis oder paradoxe Zauberkünstlerei zwischen dem greifbar Wirklichen und seiner Umkehrung ins Metaphysische. Interessant und merkwürdig genug, daß solche Kunst der seelischen Insichgekehrtheit und der

skeptisch-spielerischen Widerspruchsfreude grade in engster Fühlung mit der modernen Tagespraxis des Zweckhaften am Bauhaus erwachsen konnte. Merkwürdig und doch wiederum sehr bezeichnend, weil als natürliche Entspannung und Kompensation zu deuten. Die Zuspitzung ins Industrietechnische, Verstandesorganisierte muß auf der andern Seite alle Kräfte des Seelischen auf den Plan rufen. Insofern kann das Bauhaus wohl auch als Versuchsstätte im geistig-kulturellen Sinne gelten. Die Gegensätze, die heute in den Brennpunkten der europäisch-amerikanischen Zivilisation zwischen Seele und Technik herrschen, sind am Bauhaus im engen menschlichen und werklichen Beisammensein unter dem gleichen Dach zur höchsten Spannungsprobe gestellt. Gewagte Ausbalancierung, Gehirn- und Seelenequilibristik: Bauhausstil.

Oder ist es einfach nur so, daß die Linke nicht weiß, nicht wissen will, was die Rechte treibt und umgekehrt? Daß Bauen und Kunst getrennte Wege gehen wie Mann und Frau in einer modernen Vernunftehe? Antiseptisch-reinliche Scheidungen sind am Bauhaus grundsätzlich sehr beliebt. Man scheidet das Gemälde vom Gegenständlichen. Das Bild hat abstrakt zu sein. Bei Kandinsky darf sich nicht einmal zufällig ein Baum oder ein Gesicht blicken lassen. Sie werden sofort bis zur Unkenntlichkeit verstilisiert oder vollkommen ausgemerzt, der Photographie überwiesen. Alles Darstellerische gehört in die Photographie. Zuwiderhandelnde begehen strafbaren Rückfall in eine überwundene Epoche der Kunst.

Immerhin gibt es am Bauhaus auch Maler, die es noch wagen, die Natur anzusehen. Feininger, Klee und eine ganze Reihe von jungen. Aber sie setzen ihre visionären Schutzbrillen auf, um ihre geistigen Augen nicht durch das grob Stoffliche der Wirklichkeit verletzen zu lassen.

Also wieder: reinliche Scheidung. Ähnlich wie zwischen Seele und Unterleib. Eros hat am Bauhaus wenig zu sagen. Man ist entweder kühl und sachlich-zerebral oder ganz einfach unsublimiert geschlechtlich. Man betet Dinformate an (Deutsche Industrienormen) oder läßt sich auf der Grammophonplatte die schmalzige Wollust amerikanischer Jazzbandschlager vorheulen. Man balanciert Gegensätze: Bauhausstil.

Wenig, was menschlich erfüllt, herzhaft, echt und ganz ist. Viel, zuviel Theorie, Zuspitzung, Abstraktion. Eine Korrektur wäre dringend nötig. Ist sie zu erhoffen?

Vor zwei Jahren schien der Abgang von Gropius und Moholy-Nagy den Weg frei zu machen für eine in Theorien, Phraseologien und Stilismen vielleicht weniger effektvolle, anspruchslosere, dafür aber menschlich sinnvollere, lebenswärmere und solidere Bauhausarbeit. Der neue Leiter, Hannes Meyer, war ein Versprechen. Doch so viel richtige Einsicht und guten Willen er auch zeigen mochte, zu durchgreifenden Änderungen hat er offenbar weder Sicherheit noch Kraft und Konsequenz genug. Seine Korrekturen sind bis heute Stückwerk geblieben und komplizieren die Lage nur, weil sie an das in Lehrkörper, Geist und Praxis immer noch vorherrschende Erbe des früheren Leiters stoßen, ohne es überwinden zu können.

Das Nachtgespenst von Theobald Tiger

Am Tage bin ich ein gewisser Planke,
nur: Planke, Erich ... Breite Straße Zehn.
Man merkt mir gar nichts an. Und kein Gedanke
läßt auf der Straße jemand nach mir sehn.
Doch abends, wenn die Bogenlampen zischen,
dann geh ich los und spiele still Versteck.
Rein ins Parterre ... ich kann so rasch entwischen ...
den Frauen zieh ich gern die Decke weg —
Erschrecken Sie nicht!
Erschrecken Sie doch!
Erschrecken Sie nicht!
Erschrecken Sie doch!
Ich bin schon lange weg, wenn du um Hilfe rennst:
Ich bin das Nachtgespenst!
Ich bin das Nachtgespenst!
„Wer ist da? Mach mal Licht! Mama —!"

Ich stehle nichts. Ich tappe durch die Räume.
Na ja, ein Taschenbuch ... was man so findt ...
Das sind so alte, tiefe Kinderträume:
wie wohl die fremden Menschen nackend sind?
Sie liegen warm gekuschelt wie die Katzen ...
die eine Hand am Bein ... die Decke kraus ...
Ich hör sie noch vor Angst am Schalter kratzen —
ein Sprung — tief atmend steh ich vor dem Haus —
Erschrecken Sie nicht!
Erschrecken Sie doch!
Ich bin schon lange weg, wenn du im Halbschlaf pennst ...
Ich bin das Nachtgespenst!
Ich bin das Nachtgespenst!
„Willi! Einbrecher! Williiii ...!"

Mir ist das Sport. Romantik ist so selten.
Am Mittag drauf steh ich in der B. Z.
Ich bin ein Expedient. Man will doch auch was gelten.
Den ganzen Tag riech ich das fremde Bett ...
Angst rieselt auf mich zu. Ich bin ein Kaiser,
ein Fürst der Nacht! Ich schmecke ihren Schrei ...
Und nachher brüllen sie vor Furcht sich heiser.
Mich kann die ganze grüne Polizei ...
Erschrecken Sie nicht!
Erschrecken Sie doch!
Erschrecken Sie nicht!
Erschrecken Sie doch!
Da kannst du lange warten, bis du mich mal kennst ...!
Ich bin das Nachtgespenst!
Ich bin das Nachtgespenst!
Bis ich vor den Herrn Schöffen hocke —
§ 123 Strafgesetzbuch. Gefängnisstrafe von drei Monater
Romantik: ocke.

Berliner Theater von Alfred Polgar

Alfred Polgar ist von dem Rundfunkintendanten Doktor Flesch verpflichtet worden, einmal im Monat vor dem Mikrophon über berliner Theater zu berichten. Der erste dieser Vorträge hat bei einigen Rundfunkrezensenten, deren Geschmack wir nicht gering einschätzen, eine merkwürdig gereizte Beurteilung erfahren. Wir möchten dazu bemerken, daß die halbe Stunde im Monat, die dem Vortragenden zur Verfügung steht, wohl zu wenig ist, um mehr zu geben als Stichworte zur Kennzeichnung der Situation, günstigstenfalls ein in Einzelheiten höchst aphoristisches Resumé, und daß die besondere Problematik einer Bühne, eines Schauspiels oder eines Schauspielers dabei nur gestreift werden kann. Zudem ist Theaterkritik am Mikrophon noch neu und unausgeprobt, sie hat noch keine Tradition und keinen fertigen Stil, ihre Möglichkeiten und Wirkungen sind noch ganz unbekannt. Wir lassen hier Polgars ersten Bericht mit einigen unerheblichen Kürzungen folgen, um zu zeigen, wie er seine Aufgabe anfaßt.

Um jedes Mißverständnis auszuschalten: ich spreche hier nicht eigentlich Kritik über das berliner Theater. Ich habe nur die Aufgabe, einen Überblick zu geben über das, was sich auf berliner Bühnen derzeit ereignet. Dieser Überblick wird bemüht sein, sich, soweit als möglich, der ablehnenden Urteile zu enthalten. Der Theaterreferent vor dem Mikrophon muß das schöne Recht der Verneinung mit größter Zurückhaltung gebrauchen, zumindest solange er der einzige seines Amtes ist, solange der Funkhörer also nicht, wie der Zeitungsleser, die Möglichkeit hat, zwischen den Urteilen mehrerer Urteiler jenes zu wählen, dem er glauben will. Wenn etwas mit der Institution der Kritik versöhnen kann, so ist es, so widerspruchsvoll es klingt: Die Vielzahl der Kritiker.

Erlauben Sie vorerst ein paar allgemeine Worte zum Thema. In Berlin hat das Theater eine Bedeutung, die über jene als Unterhaltungs- oder selbst als Kunstinstitut weit hinausreicht. Es ist gewissermaßen das größte gemeinschaftliche Maß der Kulturdinge, an denen die Menschen hier interessiert sind. Mit erfreulicher Kenntnis und Leidenschaft reden die Bewohner dieser Stadt von den großen Taten ihrer Schauspieler und Regisseure — für die Dichter fällt hierbei gelegentlich auch etwas ab — und geben so jenen recht, die im Theater ein wundervolles Mittel sehen, Herzen und Hirne zu beeinflussen. Auf der Straßenbahn, im Wartezimmer, im Wirtshaus, überall nimmt einen beträchtlichen Raum des Gesprächs das Theater ein, auch der Tadel, der ihm gilt, ist durchwärmt von Liebe, seine Welt ist populär, und geheimnisvoll angezogen von ihr sind selbst jene, die ganz andre Sorgen haben. Was nun aber gar die sogenannte gute Gesellschaft anlangt, so macht es durchaus den Eindruck, als

tauchten die Menschen dort aus dem grimmen Strudel des Geschäfts nur auf, um sich in den des Theaters zu stürzen... wobei manchmal auch die zwei Strudel in einen zusammenfließen.

Mit Unrecht gilt das Theaterpublikum Berlins als schwierig und spröde. Es ist ein dankbares, leicht zu rührendes und zu erheiterndes, vor allem ein zeitungsgläubiges Publikum, das zu den Stücken, zu denen die Kritik „ja" sagt, gern sein kassefüllendes „Amen" spricht. Viel besser als sein Ruf, versteht dieses Publikum auch, sich mit wahrhaft großstädtischer Würde zu langweilen, duldet lieber stumm, als daß es dem Urteil seiner Vor-Urteiler widerspräche. Es ist besiegt, kommt und sieht. Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf einen amüsanten Unterschied zwischen berliner und wiener Theaterpublikum hinweisen, nämlich diesen: Wiener Theaterpublikum hat die Unbefangenheit, sich zu blamieren. Die Angst, einen Wert zu verkennen, ist bei ihm lange nicht so entwickelt wie die Angst, einem Unwert aufzusitzen. Berliner Theaterpublikum hingegen scheint bis zur Lähmung von Furcht vor dem, wenn man so sagen darf: negativen Hineinfall beherrscht. Vor dem Nichterkennen der höhern Qualität. Deshalb reussiert in Wien die sogenannte echte Kunst viel schwerer als hier, hier die fragwürdige, wenn sie nur bedeutsam tut, leichter als dort. Ein hintergründiges Schauspiel, das dem Verständnis Schwierigkeiten bereitet, erregt in Wien Mißtrauen der Zuschauer gegen das Stück, in Berlin eher Mißtrauen der Zuschauer gegen sich selbst. So daß sie ein Stück — das soll vorkommen — nur deshalb für wertvoll erachten, weil es sie anstrengt, ja, daß es ihnen gradezu gefällt, weil es ihnen nicht gefällt.

Verlockend wäre es nun, zu erörtern, welche Art von Theaterstücken die Menschen dieser Stadt besonders anzieht. Aber das würde vielleicht zu nahe führen. Augenblicklich scheinen, nach den Erfahrungen der letzten Monate, besondere Erfolgchance Stücke politischen Inhalts zu haben. Das konnte man in der Volksbühne sehen, wo „Die Affäre Dreyfus" — jetzt ins Lessingtheater übersiedelt — durchgeschlagen hat. Ein erregendes Schauspiel, das ein ganzes politisches Figurenkabinett auf die Bühne bringt und die Helden jener berühmten Affäre tun und sprechen läßt, wie sie authentisch getan und gesprochen haben. Der Geruch beglaubigter Wirklichkeit, der Personen und Vorgängen des Spiels anhaftet, geht den Zuschauern köstlich in die Nase. Und der Kampf des David: Wahrheit gegen Goliath: Lüge weckt in ihnen höchste Anteilnahme. Als politisches Stück kann auch Bernard Shaws „Der Kaiser von Amerika" gelten, das an Reinhardts Deutschem Theater, getragen von der Spielkunst des überlegenen Darstellers Werner Krauß, viele Abende schon aufmerksame

Hörer findet. Es geht in diesem satirischen Schauspiel um die Demokratie, deren Wesen und Unwesen rundum belichtet und gründlich durchgesprochen wird. Mancher könnte den Eindruck gewinnen, daß die spaßige Komödie ihren ernsten Stoff so behandle wie der Zauberer im Variété das Taschentuch, das er nach Laune zerrissen oder ganz, rot oder gelb erscheinen und zum Schluß überhaupt verschwinden läßt. Doch wird das Geflecht aus Parodie und Klugrede, welches der Autor da um sein Thema spinnt, von Beurteilern, die es wissen müssen, als sehr geistreich gewertet. Die andre Bühne Reinhardts, „Die Komödie", spielt Hamsuns dramatische Dichtung „Vom Teufel geholt". Dieses Schauspiel könnte auch den Titel führen „Zum Leben verurteilt". Es ist ein pessimistisches Stück, das die Schiefheit der Menschendinge in trübes Licht stellt und bedrückende Beispiele gibt für den Satz: Jeder wird nach seiner Façon unselig.

Die Staatstheater hatten Pech mit ihren letzten Neuheiten. Einem unbefangenen Zuschauer mittlerer Größe wird der Sturm der Empörung, der die Premiere des amerikanischen Boxerstückes „Harte Bandagen" im Haus am Gendarmenmarkt umblies und umblies, nicht ganz verständlich sein. Bei der spätern Aufführung, die ich Gelegenheit hatte zu sehen, war im Publikum viel Gelächter und gute Laune, die auch durch die Vorgänge auf der Bühne ausreichend gerechtfertigt erschien. Das Stück behandelt ein zeitgemäßes Thema: den Sport, im besondern den Boxsport. Die Schilderung der Figuren aus dessen Bezirk und des Mechanismus, der sie bewegt, ist lebendig und lustig, das rundherum gemachte Theater allerdings sowie das hinzugetane sogenannte „Menschliche" läßt zu wünschen übrig. Dennoch muß der wilde Abscheu, den diese leichtverdauliche, weder besonders fett noch besonders süß gekochte Bühnenspeise erregt hat, überraschen. Vielleicht war es so, daß aufgespeicherter Unwille da einen guten Anlaß zu sich selber fand. Vielleicht auch kränkte es viele, ein Theater Stimmung für den Sport machen zu sehen, wo es dem Sport doch niemals einfallen würde, Stimmung für das Theater zu machen.

Die Erkenntnis, daß die Bühne eine Plattform abgibt, von der sichs unvergleichlich wirksam überreden und überzeugen läßt, findet ihre Auswirkung im Verlangen nach dem sogenannten Zeittheater. Unbedingt steht der linke Flügel neuerer dramatischer Dichtung und die ihn fördernde Kritik zu der Hamletschen Forderung, daß die Bühne „Spiegel und Chronik der Zeit" sein möge, und erblickt die Sendung heutigen Theaters darin, daß es mithelfe, die Welt vom Übel zu erlösen. Solcher Zweck heiligt alle künstlerischen Mittel, sogar deren Abwesenheit. Theater um seiner selbst willen, sagen

die Theoretiker jener Forderung, ist Mißbrauch von Zeit und Raum, Gesinnung im Haus erspart Talent, und solange die Menschendinge zum Himmel schreien, wie sies ja leider, unüberhörbar, tun, hat die Bühne keine andre Aufgabe, als diesem Schrei ihre Resonanz zu leihen. Dagegen könnte niemand etwas einwenden... würde nur vorerst ein fundamentales Mißverständnis beseitigt, dadurch hervorgerufen, daß die einen unter Theater mehr ein Kunstphänomen verstehen, die andern mehr einen Apparat, dazu tauglich, — Kunst hin, Kunst her —, etliche hundert Menschen auf einmal unter bestimmten, moralisch-geistigen Druck zu setzen.

. . . .

Die Überfülle des Stoffs mag es entschuldigen, wenn dieser erste Versuch eines Theaterquerschnittes flüchtig und unvollständig ausfällt. Anfangs hatte ich die Absicht, mit ein paar Strichen die Physiognomien der einzelnen Theater zu zeichnen. Aber diese Physiognomien sind so wenig unterschieden, daß der Plan sich als undurchführbar erwies. Stücke, Darsteller, Regisseure, also das, was vor Zeiten einmal die geistige Situation eines Theaters bestimmte, sind für dieses heute nicht mehr charakteristisch. Die Auswahl der Stücke erfolgt nach allgemeinen oder nach gar keinen Gesichtspunkten, nirgendwo, vielleicht mit Ausnahme der Volksbühne, nach denen eines besondern Programms. Schauspieler und Regisseure aber sind mit ganz vereinzelten Ausnahmen auf beständiger Durcheinander-Wanderschaft von Bühne zu Bühne, und auch die Stars sind keine Fixsterne mehr sondern bewegen sich am berliner Theaterhimmel planetarisch, nach unberechenbaren Gesetzen. Nennt man den Namen eines Theaters, so ist das einzige Bild, das sich sogleich zwingend mit ihm verknüpft, jenes der Theaterlokalität, und die einzige Vorstellung, die der Name wachruft, jene, welche grade im betreffenden Theater gespielt wird. Über diese Physiognomielosigkeit der berliner Bühnen wird ja oft und laut genug geklagt. Ebenso über das Serienspiel, den Verfall des Ensembles sowie darüber, daß die Theater sich nach dem Winde drehen, statt mit ihren Möglichkeiten zu helfen, damit der Wind sich drehe. Und mit bitterm Mißbehagen erkennen die, die an das Theater glauben, als den Leitspruch der Theaterführungen diesen: Erst das Geschäft, dann das Vergnügen, zum Schluß die Ideale. Ob das nicht eine ganz gesunde Reihenfolge ist, ob es nicht furchtbar schwer hielte, diese drei: Geschäft, Vergnügen, Ideale so zu mischen, daß jedes von ihnen zu seinem gebührenden Drittel käme... darüber werden die Theoretiker des Theaters andrer Meinung sein als die Praktiker. Sicher ist, daß es den Idealen im berliner Theaterbetrieb augenblicklich miserabel geht. Die Schuldigen haben zu ihrer Rechtfertigung vorwiegend zweierlei anzuführen: die

wirtschaftlichen Verhältnisse und den Mangel an wertvoller dramatischer Produktion. Beide Minusposten mögen stichhaltig sein, ihnen gegenüber aber steht ein ausgleichendes, großartiges Plus: die wundervolle, alle Enttäuschungen überdauernde Leidenschaft der hiesigen Menschen für das Theater, ihre Bereitwilligkeit, sich von ihm berücken und hinreißen zu lassen, ihre tiefe Freude am Spiel der Worte und Masken. Allem Sport, Film, Tonfilm zum Trotz besteht in unverminderter Stärke und Süßigkeit der Zauber des Theaters. Nur die alten Formeln, ihn heraufzubeschwören, haben an Kraft verloren. Neue werden zu finden sein. Gelänge das nicht: die Menschen würden um eine der wirksamsten Hilfen ärmer, die sie sich, dem nackten Terror des Lebens besser zu widerstehen, ausgedacht haben.

Städtische Operndämmerung von Klaus Pringsheim

„Wegen heftiger Grippe-Erkrankung Furtwänglers fallen die beiden „Lohengrin"-Aufführungen am 5. und 11. Januar in der Städtischen Oper aus" — durfte einen Tag vor Silvester das Mittagsblatt seinen Lesern melden. Vierzehn Tage später: „Wilhelm Furtwängler ist in der Rekonvaleszenz und verlegt das nächste Philharmonische Konzert vom 20. Januar definitiv auf den 27. Januar." Furtwängler verlegt? Die zweite Nachricht, bemerkenswert nur durch den wilhelminischen Dreh, den — wer? ihr zu geben gewußt hat, erweist sich als übertrieben; das Konzert findet nicht an Wilhelms Geburtstag statt, die Konzertdirektion hat es, um eine Nüance definitiver, „zurückverlegt", es bleibt beim zwanzigsten. Die erste Nachricht, die wie ein Silvesterscherz klang, war keiner; ohne Furtwängler kein Lohengrin.

Eine Woche, zwei Wochen vorher wird eine eingespielte Vorstellung abgesetzt, weil der Kapellmeister krank geworden ist: der Vorgang, ohne Beispiel in den Annalen des Theaters, stellt dieses just auf den Kopf, — nicht nur, daß er verrät, wie dies Theater ganz auf den Kopf des Kapellmeisters gestellt wird. Man gibt nicht mehr Wagners sondern Furtwänglers Lohengrin; nicht die Oper, der Dirigent wird aufgeführt. Aber nicht etwa die Qualität des Dirigenten, nur die Plakatwirkung seines Namens gibt den Ausschlag. Die Behauptung, es hätte sich für zwei Lohengrin-Abende in Berlin, in Deutschland, dem Land der Generalmusikdirektoren, nicht ersatzweise ein Dirigent von entsprechenden Rang finden lassen, wäre grotesk. Aber es ging nicht um die Qualität des Dirigenten und schon gar nicht um die Qualität der Aufführung. Jeder, der sich auskennt, weiß, daß der Opernkapellmeister den besten und entscheidenden Teil seiner Arbeit nicht am Abend, unter den kontrollierenden Augen des Publikums, leistet; und daß es in einem ordentlichen Opernbetrieb relativ unwichtig ist, ob der große Musiker, der eine Neueinstudierung herausgebracht hat, auch bei jeder Wiederholung am Pult sitzt; um so unwichtiger, je stärker, nachhaltiger die Persönlichkeitswirkung, die von

ihm ausging. In Wien ließ der Operndirektor Mahler sich, nun allerdings durch den jungen Bruno Walter, vertreten, das Publikum erfuhr nichts davon — denn der Dirigent stand nicht auf dem Theaterzettel und saß im Orchester so tief unten, daß er kaum zu sehen war —, und nur die unehrlichsten Snobs hatten es selbstverständlich sofort gemerkt... War es nur ein schwerer Dispositions- und Organisationsfehler, nicht für alle Fälle ausreichenden Furtwängler-Ersatz im Hause bereit zu halten? Schlimmer, wenn es kein Fehler gewesen ist. Und im heutigen Berlin ist es wohl in der Tat keiner gewesen: dahin ist es gekommen, dahin hat es die berliner Presse gebracht, der der Opernkapellmeister Furtwängler seinen Ruhm, die Plakatwirkung seines Namens verdankt.

Auf diese Wirkung ist heute die Städtische Oper gestellt. Den ständigen Dirigenten des Hauses bleibt die Funktion etwa des mitwirkenden Pianisten, der im Konzert des weltberühmten Sängers die Pausen zwischen den großen Nummern auszufüllen hat. Furtwänglers Leistung? Er hat in den Festspielen 1929 mit einem unsicheren Figaro debütiert und, als Messias der Oper begrüßt, einen durch die ersten Wagnersänger der Gegenwart garantierten Tristan herausgebracht (mit einer Isolde, die er am Tag der Aufführung kennen lernte). Dann kam, im Oktober, der neue Lohengrin: mit Fidesser, Maria Müller und den vereinigten berliner Opernchören, von der Regie des Intendanten Tietjen mit verschwenderischer Liebe betreut, in der Tat eine sehr schöne Aufführung, sie wäre es auch unter einem andern Dirigenten geworden. Und für den Festspielsommer 1930, noch unsicher wie dieser, ist Mozarts Don Giovanni versprochen. Das ist alles. Der Rest ist Pause.

Daß Furtwängler der Mann werden könne, in der Oper Bruno Walter zu ersetzen, war im Ernst nicht zu erwarten. Das System dieses Winters, System einer Fiktion, die alle Kräfte verzehrt, alle Initiative unterbindet, das Regiespiel dieser Ära Furtwängler vertrüge auf die Dauer kein Theater. Die Städtische Oper, vor drei, vier Jahren erste Oper im Reich, hat an Kredit und Prestige mehr, als sich ermessen läßt, eingebüßt. Und in dieser Situation wurde sie vom großen Debacle der berliner Finanzen überrascht. In diese Situation, in diese empfängliche Stunde, platzten die ersten Nachrichten vom angeblichen Opernrettungsplan der Brüder Rotter.

Noch einmal hat die berliner Presse gezeigt, was sie kann. Man kennt den Konkurrenzkampf, den gewisse Abendblätter um die Gunst der Straße führen, und man kennt die delikaten Waffen, mit denen er geführt wird. Der Arme ist erledigt, der Beneidenswerte ist gemacht, der als Fettgedrucktes in diesen Wettstreit der Schlagzeilen gerät. Helden oder Schlachtopfer, Objekt in jedem Fall, das ausgeschlachtet wird, einmal sinds die Brüder Sklarek, einmal die Brüder Saß, eine Woche waren es die Brüder Rotter. Was so in wenigen Tagen an unsinnigsten Kombinationen durcheinander phantasiert, an Schwatz und Schwindel gewissenlos verbreitet, kritiklos geglaubt und nachgesprochen worden ist, — es lohnt nicht, davon zu reden.

Diese Rotters, in Operndingen von barbarischer Ahnungslosigkeit, mögen sich einbilden, daß man die Meistersinger in Berlin mit 25 Musikern spielen kann, und in der zehnten Aufführung sind es nur noch 10, und die Chöre werden hinter der Szene per Grammophon exekutiert — aber wie dumm müßten die klugen, gewitzten Theaterkaufleute geworden sein, um allen Ernstes zu glauben, daß an einer berliner Oper, die sich auf die Kaufkraft von Rundfunkabonnenten stützen und mit sechsstelligen Stargagen die Konkurrenz der öffentlich subventionierten Opernhäuser schlagen soll, Geld zu verdienen sei! Bald wurde ja denn auch klar, wie es nur gemeint sein konnte: die Städtische Oper wollten sie haben, umsonst selbstverständlich, und mit einem Jahreszuschuß von einer Million, was ja für die Stadt immerhin noch ein besseres Geschäft wäre als das jährliche Defizit von zwei bis drei Millionen. Mit andern Worten, die Vertreter des kompromittiertesten berliner Theatersystems sollten für den weiteren Ausbau ihres Geschäftes mit öffentlichen Mitteln ausgestattet werden; und auch dies Projekt ist zur Kenntnis genommen und diskutiert worden. Aber schon nach ein paar Tagen war es von den Brüdern stiller geworden, und ein neues Projekt tauchte auf; die Schubert Company, so wußte das Mittagsblatt zu melden, habe sich an die Stadt Berlin mit der Frage gewandt, ob die Städtische Oper für ein dreimonatiges Gastspiel im Sommer freizumachen sei. Eine Antwort sei noch nicht erfolgt. Aber es ist auch nicht bekannt geworden, daß die Stadt dieses unverschämte Angebot zurückgewiesen habe. Nächstens werden wir vielleicht lesen, daß eine potente Kapitalistengruppe bereit sei, das Rathaus für Bureauzwecke zu mieten oder den Reichstag als Balllokal zu pachten; es herrscht einmal wieder Ausverkaufsstimmung, beinahe wie in den schlimmsten Inflationsjahren.

Gewiß ist es nur der Sensationshunger der Zeitungen, der all diese seltsamen Planungen als willkommenes Futter gierig verschlingt. Wie ernst und wie wichtig sind plötzlich diese Brüder Rotter genommen worden, wieviel wohlwollendes Interesse hatte man für ihr Vorhaben! Vorher dieses Wohlwollen, was steckt dahinter? Die stille Schadenfreude steckt dahinter, daß die öffentlichen Theaterbetriebe angeblich notleidend geworden; und, nur verfrüht vielleicht, ein Gefühl des Triumphs, daß ein Stück öffentlicher Wirtschaft abgebaut werden soll. Selbst die Verrotterung des Opernwesens nähme man herzlich gern in Kauf, wenn ein Weg wäre, die Oper privatwirtschaftlich zu erobern. Immerhin, hier handelt sichs nicht nur um wirtschaftliche sondern, schlicht gesagt, um ideelle Werte. Die schlecht geleitete, uneinheitlich geführte, doch in ihrem Ziel nicht mißzuverstehende Zeitungskampagne der letzten Wochen war eine Warnung. Die öffentliche Hand, in die das Schicksal der berliner Opern gelegt ist, wird sich endlich als starke und als glückliche Hand bewähren müssen: um alle Anmaßungen der Rotter und der Furtwängler erfolgreich abzuwehren.

Bemerkungen

Genosse Z. konfisziert

Für das neue Republikschutzgesetz, das demnächst vor den Reichstag kommen wird, gibt es keine üblere Introduktion als die Rede, mit der der preußische Innenminister Grzesinski im Hauptausschuß des Landtags sein Verbot von Umzügen und Versammlungen unter freiem Himmel begründet hat. Herr Grzesinski führte nämlich auf eine Frage, ob ein Verbot der KPD. beabsichtigt sei, aus, daß er eine solche Nachricht bisher weder dementiert noch bestätigt habe, daß aber dies Verbot fällig sein werde, sobald die gesetzlichen Voraussetzungen dafür vorhanden seien. Die gegenwärtigen Gesetze reichten dafür nicht aus, weshalb die Verabschiedung des Republikschutzgesetzes beschleunigt werden müßte. Auch gegen die kommunistische Presse könne er zurzeit nichts außerhalb des ordentlichen Rechtswegs unternehmen; um solche Zeitungen zu verbieten, sei dies Gesetz notwendig. Durch diese unvorsichtige Erläuterung hat Herr Grzesinski verraten, daß er in dem Gesetz nicht etwa ein Instrument gegen Rechts erblickt sondern ausschließlich ein Ausnahmegesetz gegen die Kommunistische Partei. Hier spricht, wie so oft, nicht der Staat sondern ein Parteiminister, für den die in seinen Händen ruhende erhebliche Autorität grade gut genug ist, um als genehme Waffe gegen eine lästige Konkurrenzpartei verwendet zu werden. Ein witziger Kopf hat für das geplante Republikschutzgesetz zunächst den Namen „Gesetz zur Befriedung des politischen Lebens" vorgeschlagen. Diese Idee ist, mit Recht, fallen gelassen worden. Wenn das Gesetz allgemein so aufgefaßt wird, wie es Herr Grzesinski tut, so wird es den Gummiknüppel- und Stuhlbeinkrieg, der augenblicklich unser politisches Leben charakterisiert, nur vergröbern, nicht mildern oder gar beenden. Es wäre unsinnig, einer Regierung ein Gesetz zuzugestehen, dessen Mißbrauch sie schon vor dessen Annahme statuiert. Zur Vergewaltigung von staatsbürgerlichen Rechten langt das bestehende gesatzte Recht vollkommen aus. Es ist ganz unnötig, unternehmungslustigen Polizeibehörden und Staatsanwaltschaften ein Benefizium in Form eines Ausnahmegesetzes zu gewähren.

Daß sich auch heute willkürlich genug wirtschaften läßt, hat der Herr Polizeipräsident von Berlin wiederholt erhärtet. Er tat es jetzt aufs Neue durch die vor ein paar Tagen erfolgte Beschlagnahme des kommunistischen Zentralorgans. Die republikanische Presse hat wenig Notiz von dem Vorfall genommen, teils, weil um die ‚Rote Fahne', nicht ohne deren eigne Schuld, schon lange eine Isolierschicht entstanden ist, teils, weil die linksbürgerlichen Blätter sich um die Vorgänge links von ihnen nicht zu kümmern pflegen. Wer jedoch grade diesen Fall näher betrachtet, wird finden, daß diese papierne Kugel des Herrn Polizeipräsidenten nicht weniger rechtsverletzend ist als die stählernen vom 1. Mai, mit einem Wort, daß Genosse Z. wieder einmal am hellen Tage Dachschützen gesehen hat. Wenn ein Beamter in hoher verantwortlicher Stellung weiße Mäuse zu sehen beginnt, schickt man ihn in den Weißen Hirsch. Wenn er jedoch Dachschützen sieht, so sucht man die unschädlich zu machen und nicht den Beamten, den diese Erscheinungen belästigen. Die Konfiskation der ‚Roten Fahne' hat zwar kein Blut gekostet, nur ein bißchen Pressefreiheit ist dabei unter den Polizeistiefel geraten, und das verfassungsmäßig verbriefte Recht der freien Meinungsäußerung ist durch einen unqualifizierten tölpelhaften Eingriff verletzt worden. Genosse Z. fehlt es nicht an Strammheit, wohl aber an politischem Verstand, er entspricht so ganz der Schilderung

von Immermanns komischem Helden Tulifäntchen, als hätte er vor hundert Jahren dazu Modell gestanden:

„Ungeschlacht hieß der Herr Vater,
Tramplagonda die Frau Mutter,
doch er selbst hieß Schlagododro."

Warum hat Genosse Z. die ‚Rote Fahne' wieder konfiszieren lassen? Der beanstandete Leitartikel ist nur die Antwort der KPD. auf die eingangs erwähnte Rede des Ministers Grzesinski. Man kann von einer Partei, deren baldiges Verbot ein Polizeiminister ankündigt, keine burgfriedliche Sprache verlangen, aber auch wer oft über die ‚Rote Fahne' den Kopf geschüttelt hat, wird finden, daß grade dieser Artikel, der den Anlaß zum Verbot abgeben mußte, ganz ohne jene Eigenarten war, die die ‚Rote Fahne' oft auszeichnen: er war von harter Sachlichkeit, ohne Lärm, ohne agitatorische Kraftworte, die eine Kraft vortäuschen sollen, über die die Arbeiterschaft heute nicht verfügt. Er enthielt lediglich die Versicherung, daß die Anhängerschaft der KPD. den Massenkampf weiter betreiben und sich das Recht auf die Straße nicht nehmen lassen wird. Das Proletariat werde sich nicht von der Bourgeoisie provozieren lassen, die sehnlichst wünsche, es vorzeitig zum Aufstand herauszulocken. Jeder Mensch, der die Dialektik von Parteiblättern etwas kennt, weiß, daß hier zwischen den Zeilen nicht etwa die Aufreizung zum bewaffneten Widerstand liegt sondern die dringende Aufforderung, Disziplin zu halten und sich nicht zu Gewalttaten hinreißen zu lassen, die bei der augenblicklichen Machtverteilung nur zur blutigen Niederlage des Proletariats führen müßten. Fast scheint es, als hätte die ‚Rote Fahne' in Grzesinskis Rede Unheil gewittert und deshalb eine besonders politische Sprache geführt, um ein Verbot zu vermeiden. Ätsch, wozu ist man Polizeipräsident —?

Es erübrigt sich beinahe zu bemerken, daß der Genosse Z., nachdem er sich einmal zur Forschheit entschlossen hatte, auch in Einzelheiten sich nicht mehr in die Zwirnsfäden des Gesetzes verwickelte. So erfolgte die Beschlagnahme unter Verletzung des Reichspreßgesetzes, indem unter Mißachtung der Bestimmung von § 27 Absatz 1 darauf verzichtet wurde, die Stellen anzuführen, die Veranlassung zum Einschreiten gegeben haben, ebenso sind die verletzten Paragraphen nicht bezeichnet worden Das ist zwar skandalös, gleichsam vorweggenommenes Republikschutzgesetz, aber durchaus konsequent, denn über der ganzen Aktion steht doch kein hehres unverrückbares Gesetzeswort sondern das alte wilhelminische: „Die janze Richtung paßt mir nicht!" Werden die Rechtsinstanzen, an die das Blatt jetzt appelliert, den Mut finden, den Übergriff des Polizeipräsidenten zu decken?

Und jetzt sehe ich auch schon den ‚Vorwärts': „Natürlich . . . Sukkurs für die Kommunisten!" Nein, darum geht es nicht, wohl aber um die Pressefreiheit, die Standarte des demokratischen Staates. Um weniger feierlich zu sprechen: nackter Selbsterhaltungstrieb sollte uns republikanische Blätter ohne Unterschied der Prinzipien oder Nuancen endlich dazu führen, das Recht der freien Meinungsäußerung, das Recht auf freie Presse mit doktrinärer Härte zu verfechten. Was die ‚Rote Fahne' heute unter dem Genossen Z. erlebt, das kann morgen unter einem Polizeivogt von rechts, der ‚Weltbühne', den Demoblättern, ja vielleicht sogar dem ‚Vorwärts' widerfahren — sogar dem ‚Vorwärts'. Daran sollte uns auch der oft recht unglückliche Ton extremer Organe nicht hindern. Es wird zurzeit sehr viel über Hetze geklagt, und es gibt ohne Zweifel sehr viel Hetze in Deutschland. „Wenn Einer Demagoge ist,"

sagt der konservative Engländer Chesterton, „muß er deshalb Unrecht haben?" Denn so arg die Hetze sein mag, sie kann niemals so arg sein wie die Zustände, deren Kind sie ist. Es gibt ein leider zu wenig beachtetes Mittel dagegen, das wirksamer ist als alle Ausnahmegesetze, das ist die Wiederherstellung des Glaubens an Recht und Gesetz. Die unwirksamste Maßnahme dagegen aber ist die flagrante Rechtsverletzung, die der berliner Polizeipräsident zu seinem alleinigen Spezifikum erhoben und die der preußische Innenminister in seiner unbedachten Rede als Dauerzustand in Aussicht gestellt hat.

C. v. O.

Warum

müssen eigentlich fast alle Leute, die in einer Anstalt untergebracht sind, früh aufstehen? Warum werden sie so früh geweckt: in Gefängnissen, Krankenhäusern, Kasernen ... ist ihr Tag so kurz? Ist das gesund?

Der geschäftige Müßiggang der Reichswehr wird ja wohl mit der Zeit auskommen. Was die ernsthaft Arbeitenden angeht:

Gesund ist es deshalb nicht, weil kein Mensch mehr mit den Hühnern zu Bett geht. Die Strafgefangenen müssen es, wobei zu beachten, daß die Hühner wieder verhältnismäßig mehr Luft für sich haben ... also die Gefangenen müssen es, aber dafür schlafen sie nicht. Sondern sie schlafen nicht. Warum wird so früh geweckt —?

Nein, der Tag ist nicht zu kurz. Es ist wohl der Geltungsdrang der leitenden Herren, der sich da austobt. Stigma modernen Sklaventums: um fünf Uhr aufstehen müssen. Das ist gut und richtig, wenn man abends um neun schlafen geht; es ist für den richtig, der im Training lebt — aber es ist Widersinn, Leute, die in einer Stadt leben, so früh in den Tag zu jagen. (Hornbrillengemurmel: „So lange in den Betten liegen ... nur auf dumme Gedanken ... schon vom hüschénischen Standpunkt ..." Und Sie, Herr —?) Stigma aller Unterdrückten: früh aufstehen. Der bessere Herr erscheint um halb neun zur Arbeit, der feine um neun, der ganz feine um halb zehn. Man kann an ihren Uhren ablesen, was die Glocke geschlagen hat.

Das erfüllt mich heute noch mit Freude: meinen Weltkrieg habe ich nie vor acht Uhr morgens angefangen. Und daher haben wir ihn denn auch, unbesiegt zu Lande, zu Badewasser und in der Luft, verloren.

Gebt den Leuten mehr Schlaf — und sie werden wacher sein, wenn sie wach sind.

Ignaz Wrobel

Der Kritiker als Gratulant

Der sechzigste Geburtstag des Bildhauers und Dichters Ernst Barlach gab dem berliner Kunst-Kritiker Max Deri Schwung und ungeahntes Feuer. Er sang und hymnete, daß es eine Lust war. Er apostrophierte das Geburtstagskind mit schwungvollem Du, er drückte dem verdutzten Künstler eine Krone aufs Haupt, auf der geschrieben stand:

„Du hast das Höchste, Größte, Beste aus Dir gemacht, das uns in dieser letzten Generation beschieden war."

Ich sehe, wie der schlichte große Mann in Güstrow in Mecklenburg erschrocken abwinkt. Aber das hilft ihm nichts, er hat ja Geburtstag. Wir wissen, wer Barlach ist. Kein Wort gegen ihn. Er ist einzigartig, er ist einmalig, er ist einer der wenigen deutschen Bildhauer unserer Tage. Aber wir wissen auch, daß diese Zeit vielfältig und vielgesichtig ist. Der große Künstler Ernst Barlach würde sich niemals vermessen, sich zum „Vatergott der Jungen" zu ernennen, wie sein Sänger es tut. Gott bewahre uns vor kleinen Barlachs. Ich möchte dem Künstler Ernst Barlach einen Geburtstagsdienst erweisen und ihn von dieser Vergötterung reinwaschen.

Der Geburtstagssänger Deri begnügt sich nicht damit, seinen Helden zu feiern, er schlachtet ihm zu Ehren, aber kaum zur Freude, einen andern Gott.

Einen Wehrlosen tut er ab, einen alten im Dienst der Kunst erprobten Kämpfer säbelt er höhnisch nieder. Er schreibt: „Beginnend wie die damalige Zeit verlangte, mit jener Sammlung der zerstückten Form Rodins, auf der der kleine Weichensteller Maillol nun seit Jahrzehnten schläft und schläft ..."

Herrschaften ... Herrschaften! Maillol und Barlach.

Im Anfang war der Vergleich, und der hinkte. Vergleichen und wieder vergleichen. Das ist bequem und ungenau.

Ein kleiner Weichensteller der eine und Vatergott der Jungen der andre. Maillol, der Romane, der Schöpfer der leise singenden Form und der wuchtige erdige Barlach ...

O Freunde, nicht diese Töne. Warum muß immer gleich Blut fließen, wenn gefeiert wird? Der Kritiker setzt zur Geburtstagsfeier die Brille ab und sieht alles wie durch einen Schleier. Er singt und hymnet. Und dann haut er mit freudezitternden Händen, mit stumpfer Klinge einen zu Boden, der bescheiden im Hintergrund steht und wartet, bis seine Zeit oder — sein Geburtstag gekommen ist.

Karl Jakob Hirsch

Privatklagen

Endlich ist die wichtige Frage der Theater- und Filmkritik im berliner Sender akut geworden, da erhebt sich in den Blättern ein unerwartetes Getöse: die Zeitungsschreiber warnen zur Vorsicht. Es sei doch gefährlich, einem einzelnen Kritiker eine Macht anzuvertrauen, gegen die es keine Berufung gebe. In der Presse sei das anders, da glichen sich die Meinungen aus: Hat Monty Jacobs eine blutende Wunde geschlagen, so läßt sich vielleicht Fritz Engel als lindernder Mull verwenden, und stößt im ‚Lokalanzeiger' Arnolt Bronnen in die Fanfare, so wird seine Begeisterung durch Zwischenrufe aus der ‚Welt am Abend' gedämpft werden. Aber im Rundfunk?

Die Beweisführung klingt zwingend, ist aber völlig gleichgültig. Alfred Polgar, der Hauptbetroffene, hat, wie aus Seite 141 dieses Heftes ersichtlich, mit der ihn auszeichnenden bescheidenen Freundlichkeit das Argument seiner Gegner akzeptiert. Weshalb — es ist zutreffend nur vom Standpunkt der dreihundert Leute aus, die zwar angestellt sind, die öffentliche Meinung zu repräsentieren, die aber in bezug auf ihren eignen Beruf ein ganz andres Weltbild haben als der auf sie abonnierte Leser. Der gemischte Chor der Kritikerstimmen singt nur für die Ohren der paar Leute, auf deren Arbeitstischen sich die gesamte Presse vom ‚Angriff' über die ‚Germania' bis zur ‚Roten Fahne' in schöner Eintracht auftürmt: — für die Kritisierer und allenfalls die Kritisierten. Für den schlichten Mann aus dem Publikum — und der ist in der Majorität und auf ihn kommt es deshalb hier an — gibt es nur eine einzige Stimme, und das ist die seines Leibblattes. Der Kritiker eines einzigen Blattes hat für ihn das Monopol, das man jetzt dem Rundfunkkritiker nicht zubilligen will. Der Abonnent liest in der ‚Deutschen Zeitung', daß Herr Angermayer ein nützliches Stück geschrieben hat,

und niemals wird an sein Ohr die Kunde dringen, daß Alfred Kerr entgegengesetzter Meinung ist.

Vernünftiger wäre es, zu fordern, daß niemandem die Macht gegeben werden dürfe, einer so großen Hörerzahl seine Meinung zu sagen. Aber davon hört man nichts, denn dieser Hieb ginge allzu offensichtlich ins eigne Fleisch. Jeder der protestierenden Zeitungsschreiber setzt sein eignes Urteil unbekümmert einem mehr oder weniger zahlreichen und mundtoten Publikum vor. Saul schlägt Tausend und David Zehntausend, aber Saul und David sind Kollegen und verübeln einander nichts. Nein, nur daß es keine im Range koordinierte Konkurrenz geben wird, erregt Anstoß. Daß in der Hierarchie des Schreiberbetriebes einer zum Sprecher gekrönt werden soll; daß die bislang im Frieden der Gleichberechtigung miteinander lebenden Freiplatzgötter zu Kardinälen eines Papstes degradiert werden sollen — das wurmt. Die Verleihung der Würde eines criticus laureatus ärgert die Eitelkeit der Kollegen.

Dieser Ärger ist verständlich, aber er geht die Leser nichts an. Die wissen nichts vom Zeremoniell im Kritikergewerbe und brauchen sich auch nicht darum zu kümmern. Für sie ist es ganz gleichgültig, ob der Mann, der ihnen unwidersprochen seine Meinung vorredet oder vorschreibt, Kollegen hat, die anderswo vor anderm Publikum das gleiche Handwerk ausüben, oder ob nicht. Die Zeitungsschreiber aber treiben wieder einmal Mißbrauch mit dem ihnen anvertrauten Amt. Stammbuchspruch: An die Öffentlichkeit gehören nur öffentliche Angelegenheiten, die Leibwäsche aber gebührt der Waschfrau.

Rudolf Arnheim

Sogenannte Klassefrauen

Sind sie nicht pfui teuflisch anzuschauen?
Plötzlich färben sich die „Klassefrauen"
weil es Mode ist, die Nägel rot!
Wenn es Mode wird, sie abzukauen
oder mit dem Hammer blauzuhauen,
tun sies auch. Und freuen sich halbtot.

Wenn es Mode wird, die Brust zu färben
oder, falls man die nicht hat, den Bauch ...
Wenn es Mode wird, als Kind zu sterben
oder sich die Hände gelbzugerben,
bis sie Handschuhn ähneln, tun sies auch.

Wenn es Mode wird, sich schwarzzuschmieren ...
Wenn verrückte Gänse in Paris
sich die Haut wie Chinakrepp plissieren ...
Wenn es Mode wird, auf allen Vieren
durch die Stadt zu kriechen, machen sies.

Wenn es gälte, Volapük zu lernen
und die Nasenlöcher zuzunähn
und die Schädeldecke zu entfernen
und das Bein zu heben an Laternen —
morgen könnten wirs bei ihnen sehn.

Denn sie fliegen wie mit Engelsflügeln
immer auf den ersten besten Mist.
Selbst das Schienbein würden sie sich bügeln!
Und sie sind auf keine Art zu zügeln,
wenn sie hören, daß was Mode ist.

Wenn's doch Mode würde, zu verblöden!
Denn in dieser Hinsicht sind sie groß.
Wenn's doch Mode würde, diesen Kröten
jede Öffnung einzeln zuzulöten!
Denn dann wären wir sie endlich los.

Erich Kästner

Antworten

Museumsdirektor. Zu den Verhandlungen über die Unterstellung der Nationalgalerie unter die Generalverwaltung der staatlichen Museen hat der Maler George Grosz an den Kultusminister Becker einen Brief gerichtet, der allgemeine Bedeutung hat. Es heißt darin: „Die von Ihnen, sehr verehrter Herr Minister, beabsichtigte Maßregel bedeutet den Sieg der Reaktion, und langsam aber sicher werden diejenigen, denen die Kunst der Lebenden ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham ist, wie Herrn Geheimrat Friedländer z. B., der erklärt, daß nur dreißig Jahre tote Künstler museumsreif sind, Einfluß auf die Nationalgalerie gewinnen. Waetzold wird nicht immer leben (und Justi auch nicht). Ich spüre, daß die Kunst der Lebenden allmählich wieder an Boden gewinnt und daß wir wieder Hoffnung haben dürfen, in absehbarer Zeit unsre Existenz fristen zu können; das scheinen die Herren der Reaktion zu ahnen und wollen drum die Nationalgalerie, deren Aufgabe nicht das Konservieren von Altertümern sondern die Propaganda für unsere Zeit ist, schon heute abriegeln. Es wird eines schönen Tages so kommen, daß, wenn ein Direktor eines der andern Museen für seine Briefmarkensammlung eine Sachsendreipfennigrot absolut zu erwerben für notwendig hält, alles Geld aus allen Etats zusammengeworfen wird, um zum Beispiel für 180 000 Mark eine Madonna des Nicolo Pisano, für ebensoviel eine Landschaft von Rubens oder für 800 000 Mark eine attische Göttin anzukaufen. In Hamburg soll jetzt zum Beispiel für mehrere hunderttausend Mark ein Meister Bertram angekauft werden, und die Folge wird sein, daß jahrelang Pauli kein Geld mehr für moderne Kunst hat. In Düsseldorf und in Frankfurt ist durch den Erwerb der Sigmaringer Sammlung kein Geld mehr für Modernes, und das auf Jahre hinaus." Auch drei bekannte Architekten, Bruno Taut, Mies van der Rohe und Erich Mendelsohn haben dem Minister in derselben Angelegenheit geschrieben: „Die National-Galerie mit der angegliederten Sammlung des Kronprinzen-Palais ist kein Museum im landläufigen Sinne, sondern ein Sammelbecken und Spiegelbild zeitgenössischen Schaffens . . . Das setzt für den Leiter Zeitverbundenheit und Selbständigkeit voraus, die nicht durch Abhängigkeit von der ganz anders gearteten Aufgabe der übrigen Museen beschränkt werden darf. Wir Architekten halten uns zu dieser Stellungnahme im öffentlichen Interesse um so mehr berechtigt, als uns keinerlei Bindungen in dieser Frage beeinflussen, und hoffen zuversichtlich, daß dieser Appell nicht vergeblich ist." Nach den neuesten offiziellen Dementis scheint es ja nun, als ob aus der Zusammenlegung nichts werden wird.

Rheinländer. Die Telegraphenunion verbreitet eine Nachricht, wonach es nicht richtig sei: „daß namhafte rheinische Frauenverbände in London und Paris Schritte unternommen haben, um Alimentationsbeiträge für die 15 000 unehelich geborenen Kinder zu erhalten, die die abziehenden Besatzungstruppen hinterlassen haben. Richtig ist lediglich, daß ein kleiner Kreis von pazifistischen Frauen . . ." So ist es. Die pazifistische Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit hat nämlich in London solche Schritte unternommen. Aber das ist auch kein namhafter Verband, Gott bewahre. Namhaft sind nur die vaterländischen Frauenverbände, die viel zu pfein sind, um etwas für arme Mädchen zu tun, die sich mit der Wehrmacht des Feindbundes eingelassen haben. Mögen sie dafür hungern und ihre armen Würmer verrotten. Nur darf nicht herauskommen, daß deutsche Mädchen so ehr- und schamvergessen waren . . . Die Damen aus den namhaften Verbänden sind wahrscheinlich vor solcher Versuchung geschützt gewesen. Die feindlichen Streitkräfte wichen ihnen in weitem Bogen aus. Ihre Tugend war nicht in Gefahr.

Shalwa Karumidse, georgischer Patriot. Sie haben vor der Kammer des Herrn Amtsgerichtsrats Wartenberger eine sehr pathetische Schilderung Ihres Lebenslaufes und Ihrer Bemühungen um die Befreiung Ihres von den Moskowitern unterdrückten Vaterlandes gegeben. Dabei ermangelte Ihre Darstellung trotzdem der Vollständigkeit, es blieben einige Lücken und Ungewißheiten, und auch über Ihre Person bestehen noch einige Dunkelheiten, die auch von Ihren hiesigen Landsleuten nicht aufgehellt werden konnten. Ich erlaube mir deshalb ein paar Fragen an Sie, die geeignet scheinen, Klarheit zu schaffen. Sind Sie identisch mit jenem Karumidse, der, aus dem georgischen Latifundienadel stammend, vor dem Kriege eifriger Panslawist war, Beziehungen zur Großfürstenpartei unterhielt, Mitglied der „Schwarzen Hundert" und Mitarbeiter der ultrareaktionären ‚Nowoje Wremja' war? Sind Sie jener Karumidse, der im Kriege Agent der deutschen Militärpartei war? Sind Sie jener Karumidse, der vor ein paar Jahren Anschluß suchend in Paris bei den dort in Emigration lebenden Mitgliedern der Jordania-Regierung erschien und kräftig abfiel, weil seine Vergangenheit bekannt war? Sind Sie jener Karumidse, der 1924 bei dem antibolschewistischen Aufstand im Kaukasus in Tiflis als Vertreter der Tscheka wirkte und durch seine Grausamkeit berüchtigt war? Sind Sie jener Karumidse, der 1926 in Konstantinopel mit zahlreichen Andern versucht hat, die Banque Ottomane mit falschen Tscherwonzen hereinzulegen? Sind Sie jener Karumidse, der wegen Teilnahme an dieser allerdings mehr privatwirtschaftlichen Zwecken dienenden Konspiration von einem türkischen Gericht in contumaciam zum Tode verurteilt worden ist? Die offene Beantwortung dieser Fragen würde der vernünftigen Fortführung Ihres Prozesses sehr dienlich sein.

Berliner Weltbühnenleser. Mittwoch, den 22. Januar, 8 Uhr, im Café Adler am Dönhoffplatz: Vortrag von Willi Münzenberg über den „Fünfjahresplan der Sowjetunion".

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Zeitschrift „Die Auslese" bei, die wir als etwas in ihrer Art Konkurrenzloses der Aufmerksamkeit unsrer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Ein Schulddokument von Heinrich Känner

Die soeben erschienene österreichische Aktensammlung („Oesterreich-Ungarns Außenpolitik von der bosnischen Krise 1908 bis zum Kriegsausbruch 1914") enthält ein merkwürdiges Dokument, das die Kriegslust der deutschen Regierung unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges bezeugt und ohne Zweifel die kriegerischen Entschließungen der österreichischen Regierung stark beeinflußt hat. Es ist dies eine Aufzeichnung des Grafen Alexander Hoyos über eine Unterredung, die er am 1. Juli 1914 mit dem Schriftsteller Doktor Victor Naumann gehabt hat. Graf Alexander Hoyos war der Kabinettschef und somit der Vertrauensmann des Ministers Grafen Berchtold. Wer war aber Doktor Naumann? In der Öffentlichkeit kannte man ihn nur als angesehenen Schriftsteller mittlern Kalibers. Er war weit mehr als das. Den interessantesten, den politischen Teil seiner Tätigkeit entwickelte er in aller Stille vor und während des Weltkrieges in den Auswärtigen Ämtern von Berlin, Wien und München. Zwischen diesen Hauptstädten reiste er hin und her als eine Art von geheimem Gesandten ohne Amt, aber von nicht zu unterschätzendem Einfluß. Er stammte aus einer begüterten berliner Familie, die gute Beziehungen zum preußischen Hof unterhielt, an denen er schon von früher Jugend auf teilnahm. Mit dem bayrischen Zentrumsführer, spätern Reichskanzler Freiherrn von Hertling, war er befreundet. Dieser führte ihn in die große politische Welt ein. Seine Familienbeziehungen, seine eigne Geschicklichkeit und das gegenseitige Mitteilungsbedürfnis der Kabinette taten das übrige. Was die Kabinette einander nicht oder noch nicht sagen konnten, teilten sie Naumann, teilte ihnen Naumann mit. Aber nicht bloß die Außenminister und ihre höchsten Beamten suchte er auf, er verschaffte sich auch, von Stufe zu Stufe steigend, ähnliche Beziehungen zu andern politisch einflußreichen Persönlichkeiten, zu Politikern, Militärs, Fürsten, Fürstinnen. Nach dem Umsturz wurde er in Anerkennung seiner Verdienste mit dem Titel eines Gesandten im berliner Auswärtigen Amt angestellt und mit der Leitung des Nachrichtendienstes betraut, sein Ehrgeiz war aber damit nicht befriedigt, er schied bald aus dem Dienst und starb 1927. In zwei Büchern („Profile" und „Dokumente und Argumente") hat er seine Begegnungen und Erfahrungen während des Weltkrieges niedergelegt. Das wichtigste hat er aber für sich behalten, weil es seinen deutschen und österreichischen Staatsmännern unangenehm sein, weil es die Legende von ihrer Unschuld zerstören helfen konnte und weil ihm, wie dies im Wesen solcher Vermittlernaturen liegt, die Aufrechterhaltung seiner Beziehungen höher stand als die Wahrheit.

Nun hat aber die österreichische Aktensammlung ein Stück von dem, was er verschwiegen hat, an den Tag gebracht, und ein wertvolles Stück. Zur Zeit des Attentats von

Sarajevo war er zufällig grade wieder einmal in Wien, Graf Berchtold hatte ihm für den 29. Juni 1914 eine Unterredung zugesagt, und so traf er am 27. in Wien ein. Infolge des Attentats wurde der Empfang bei Berchtold auf einen spätern Tag verschoben. Vorher ging Naumann am 1. Juli zum Grafen Alexander Hoyos, mit dem er ein langes Gespräch führte („Dokumente", S. 5 f.). Graf Hoyos hielt das Gespräch für so wichtig, daß er eine Aufzeichnung darüber zu den Akten des Ministeriums legte, wie man sie sonst am Ballplatz nur bei besonders wichtigen Besprechungen mit Souveränen und Botschaftern vornahm. Von da ist sie jetzt in die österreichische Akten-Publikation (Nummer 9966) übergegangen. Sie lautet:

Streng geheim. Der deutsche Publizist Doktor Viktor Naumann hat heute bei mir vorgesprochen und seine Empörung über die furchtbare Bluttat von Sarajevo zum Ausdruck gebracht. Hieran anknüpfend besprach Doktor Naumann die allgemeine politische Lage, in der er ausführte, man sei in Berlin über die russischen Rüstungen und die neuerlich für den Herbst beabsichtigte Mobilisierung einer großen russischen Truppenmacht sehr beunruhigt. Er selbst habe wahrnehmen können, daß man nicht nur in Armee- und Marinekreisen, sondern auch im Auswärtigen Amte der Idee eines Präventivkrieges gegen Rußland nicht mehr so ganz ablehnend gegenüberstehe wie vor einem Jahre. Man habe sich in England über Afrika und die portugiesischen Kolonien geeinigt und der Besuch der englischen Flotte in Kiel sei zur Dokumentierung in der Besserung der Beziehungen arrangiert worden. Daher glaube man die Sicherheit zu haben, daß England in einen europäischen Krieg nicht eingreifen werde. Ferner sei man im Auswärtigen Amte durch die mündliche Berichterstattung des bisherigen deutschen Konsuls in Moskau beeindrückt, der jetzt als vortragender Rat in das Auswärtige Amt einberufen worden sei, und daselbst sehr beachtenswerte Aufklärungen über die russischen Rüstungen gegeben habe. Herr von Stumm hat Doktor Naumann sehr ernst von dieser Gefahr gesprochen und den Krieg, „den Deutschland haben könne, wann es wolle", als nicht unmöglich bezeichnet. Ich dankte Doktor Naumann für diese interessante Mitteilung und ließ die Bemerkung fallen, daß diese Dispositionen jedenfalls für uns nicht unerwünscht wären, wenn wir in die Notwendigkeit kommen sollten, gegen Serbien etwas unternehmen zu müssen. Doktor Naumann griff diese Bemerkung mit Eifer auf und sagte, grade dies habe er mir vorschlagen wollen. Seiner Ansicht nach sei es nach der Bluttat von Sarajevo für die Monarchie eine Existenzfrage, daß sie dieses Verbrechen nicht ungesühnt lasse, sondern Serbien vernichte. Eine solche Aktion würde für Deutschland der Prüfstein sein, ob Rußland den Krieg wolle oder nicht. Auf Rumänien rechne man in Berlin nicht mehr als Bundesgenosse, glaube aber, daß die Rumänen am Anfang neutral bleiben würden. Für den Anschluß Bulgariens und der Türkei an den Dreibund sei man gewonnen und werde auch den Bulgaren Geld geben. Auch Griechenland hoffe man zur Neutralität zu zwingen. Frankreich werde wahrscheinlich wegen Geldverlegenheiten genötigt sein, auf Rußland in friedlichem Sinne einzuwirken, wenn es aber doch zum europäischen Kriege komme, so sei der Dreibund jetzt noch stark genug. Doktor Naumann glaubt, daß Kaiser Wilhelm, wenn man im jetzigen Augenblick, wo er über die Bluttat von Sarajevo entsetzt ist, in richtiger Weise mit ihm spricht, uns jede Zusicherung geben und diesmal auch bis zum Kriege durchhalten wird, weil er die Gefahren für das monarchische Prinzip einsieht. Im Auswärtigen Amte werde

man aber dieser Stimmung nicht entgegentreten, weil man den Augenblick für günstig halte, um die große Entscheidung herbeizuführen. Was die öffentliche Meinung in Deutschland anbelange, meinte Naumann, sie wäre niemals für einen Krieg wegen Dschakowa zu haben gewesen, jetzt würde er aber die Garantie dafür übernehmen, daß sie wie ein Mann sich an die Seite des Verbündeten stellen und den Krieg als befreiende Tat ansehen würde. Oesterreich-Ungarn sei als Monarchie und Großmacht verloren, wenn es diesen Moment nicht benütze. Ich erwiderte Doktor Naumann, daß ich auch meinerseits eine Lösung der serbischen Frage für unbedingt notwendig halte und daß es jedenfalls für uns von großem Wert wäre, die Gewißheit darüber zu erhalten, daß wir gegebenenfalls auf die Rückendeckung Deutschlands rechnen könnten. Doktor Naumann machte sich anheischig, seinerseits, ohne mich zu nennen, diese Frage in akademischer Weise bei Herrn von Stumm vorzubringen und mir dessen Antwort mitzuteilen. Naumann hat auf die ganze deutsche Presse in antiserbischem Sinne eingewirkt und ist der Ansicht, daß die öffentliche Meinung Deutschlands das Auswärtige Amt zwingen würde, uns zu unterstützen.

A. Hoyos.

Wie gut Naumann von Berlin aus informiert war, ersieht man schon aus seiner Mitteilung über das eben erst zwischen Deutschland und England zustande gekommene Abkommen über Afrika und die portugiesischen Kolonien, das damals noch ein strenges Amtsgeheimnis und, wie sich aus der Aufzeichnung des Grafen Hoyos ergibt, auch in Wien völlig unbekannt war. Man kann also seinen sonstigen Mitteilungen über die An- und Absichten der deutschen Regierung volles Vertrauen schenken, wie es ja auch Hoyos durch seine ausführliche Aufzeichnung bewiesen hat. Das Entscheidende, was nun Naumann dem Grafen Hoyos (und später wahrscheinlich auch dem Grafen Berchtold) mitgeteilt hat, war, daß das berliner Auswärtige Amt nunmehr für einen Präventivkrieg mit Rußland gestimmt war, den es noch vor einem Jahr, während der Balkankriege, abgelehnt hatte. Graf Hoyos horchte auf. Im Vorjahr hatte Deutschland die kriegsbereiten Oesterreicher zurückgehalten, weil es keinen Präventivkrieg mit Rußland und keinen Krieg um Dschakowa — das Balkannest, wegen dessen Zugehörigkeit zum neu zu gründenden albanischen Staat Graf Berchtold damals die Dinge auf die Spitze trieb — führen wollte, der in Deutschland nicht populär gewesen wäre. Jetzt aber handle es sich um die Vernichtung Serbiens, für die die deutsche Presse nach der jahrelangen Serbenhetze zu gewinnen sein würde. In Berlin rechne man nicht mehr auf Rumänien und sei für den Anschluß Bulgariens und der Türkei an den Dreibund gewonnen. Graf Hoyos konnte nichts Angenehmeres hören. Denn das war grade der große staatsmännische Plan, den die Oesterreicher schon seit Jahren vergeblich in Berlin vorgetragen hatten und den sie grade jetzt neuerdings in einem für die deutsche Regierung bestimmten, ihr aber noch nicht überreichten Memorandum entwickelt hatten. Mit dieser Denkschrift konnte Wien jetzt endlich in Berlin Erfolg haben. In Berlin, sagte Naumann weiter, halte man den Dreibund „jetzt noch stark genug", um mit der Triple-Entente fertig zu werden, und sehe den Augenblick für günstig an, und der Anlaß, das Attentat auf den österreichi-

schen Thronfolger, sei für den Kaiser Wilhelm und sein „monarchisches Prinzip" ein sicherer Anreiz zum Durchhalten. Das war Wasser, reichliches Wasser auf die Kriegsmühle Conrads und seiner Anhänger am Ballplatz, die ja schon seit Jahren den Präventivkrieg gegen Rußland predigten, den Moment für günstig hielten und von der Furcht gepeinigt waren, daß in einem spätern Zeitpunkt der Dreibund gegenüber der gegnerischen Mächtegruppe nicht mehr stark genug sein würde.

Die Eröffnungen Naumanns haben zweifellos am Ballplatz ihre Wirkung getan. Noch am 1. Juli, an demselben Tage, an dem Naumann mit Hoyos sprach, hatte sich Berchtold gegenüber Conrad gegen den Krieg ausgesprochen, weil er fürchtete, daß Deutschland Oesterreich, wie Conrad in seinen Erinnerungen berichtet, „im Stiche lassen würde". Am 2. Juli, wo er Naumanns Mitteilungen bereits erfahren hatte, hatte er dieses Bedenken überwunden und ließ das den Krieg ankündigende Handschreiben des Kaisers Franz Joseph an den Kaiser Wilhelm abfassen (Ö. A., Nr. 9984, Anmerkung A).

Naumanns Mitteilungen haben sich, wie immer, auch in diesem Fall als richtig erwiesen. Man war in der Tat schon vor Sarajevo in Berlin für den Präventivkrieg gegen Rußland und den Weltkrieg um Oesterreichs willen entschlossen, und das Attentat bildete nur den passendsten Anlaß. Das sollte als einer der ersten Graf Hoyos selbst erfahren, als er am 5. Juli das den Krieg ankündigende Handschreiben des Kaisers Franz Joseph mitsamt dem Memorandum nach Berlin überbrachte.

Die Aufzeichnung des Grafen Hoyos ist ein neuer wertvoller Beweis für den Kriegswillen Wilhelms II. und seiner Regierung noch vor Sarajevo.

Knigge für Angeklagte von einem Justizwachtmeister

„Die moralische Wertung, die der deutsche Richter auch in scheinbar unpolitischen Strafprozessen seinen Opfern angedeihen läßt, ist politisch. Was er schädlich nennt, kann schädlich sein, gewöhnlich ist es gut, was er für strafverschärfend hält, ist für uns gleichgültig, meistens strafmildernd." (Ignaz Wrobel in der ‚Weltbühne' 1927 S. 665.)

Gegen solche Thesen haben sich Herren des deutschen Richterbundes, der „berufenen Standesorganisation der deutschen Richter" gewandt. Sie behaupten, die Strafrichter seien modern, Schuldfrage und Straffrage würden stets auf Grund der Ergebnisse neuester kriminal-psychologischer und kriminal-politischer Forschung geprüft.

Das wird bestritten.

Beweis: Urkunden.

I. Zur Schuldfrage:

Vom Gericht in Passau wird eine Verurteilung wegen Mordes so eingeleitet:

> Die Angeklagte ist die Tochter der noch lebenden Eheleute X. Sie genoß eine durchschnittliche Schulbildung. In

geschlechtlicher Hinsicht zeigte sie sich schon bald als eine zugängliche, leichtfertige Person. Im Jahre 1901 (mit 18 Jahren, mehr als 20 Jahre vor der Tat!) hatte sie mehrmals Geschlechtsverkehr mit dem verheirateten Zimmermann B. und gleichzeitig unterhielt sie ein Liebesverhältnis mit dem Bauernsohn K. Dieser führte sie am 2. Juni 1901 zur Tanzmusik in Sch. Dort ließ sie auch eine vertrauliche Annäherung des B. zu...

„Mit 18 Jahren!" „Mehrmals!" „Verschiedene" Männer! Damit wird in Passau, mehr als zwanzig Jahre nach den Juninächten, Mordschuld bewiesen.

Das klingt verdammt nicht anders, als was Meister Frantzen, Nachrichter in Nürnberg, für seinen Vatter 1589 notieret hat:

> Den 26 May. Catharina Preunin Nadlers Tochter, alhie ein hur, so an einem Ehemann Klingenschmidt gehangen, da ihr zuvor die Stadt verboten worden, alhie mit Ruthen ausgestrichen.

Damals wars verboten, heute, unverboten, ists schlimmer: Schuldindiz für Mord.

Ähnliche Schuldindizien kennt das Schwurgericht in München-Gladbach:

> Der Angeklagte war zum zweiten Male verheiratet und lebte von seiner zweiten Frau getrennt... Auch die Ehefrau B. stand in schlechtem Ruf, da sie auf jeder Tanzfestlichkeit war und viel mit andern Männern verkehrte. Dagegen war der verstorbene Ehemann ein ruhiger und sehr gutmütiger Mensch.

Eine halbe Verurteilung bedeuten auch schon die Sätze, die das Schwurgericht Darmstadt einem Verurteilten widmet:

> Er besuchte gern Tanzgelegenheiten und andre Festlichkeiten, die sich reichlich boten und betätigte eine lebhafte Neigung zum weiblichen Geschlecht. Den Einflüssen seiner Zeit, seiner Freunde nachgebend, suchte er ein flottes Leben zu führen, sich kein Vergnügen entgehen zu lassen, als Kavalier aufzutreten, mit einer großen Anzahl junger Mädchen in möglichst nahe Berührung zu kommen.

„Der Angeklagte, früher Fürsorgezögling", beginnt ein Urteil des Landgerichts Kassel. Schwapp, damit hat der Angeklagte gleich im ersten Urteilssatz eine weg, und er braucht nur noch ausgezählt zu werden.

Eine Erfindung des Schwurgerichts in Altona aus dem Jahre 1928 ist die Feststellung der Diebstahlschuld durch Blutprobe:

> Diese Eigenschaft bestärkt die Kammer, wenn nach Obigem der Beweis der Täterschaft auch bereits erbracht ist, in der Annahme, daß die beiden Männer, denen die diebische Neigung im Blute sitzt, gemeinsam gegenüber den unerfahrenen Mädchen operiert haben. Die Beteuerung des Angeklagten, an der ganzen Sache unschuldig zu sein und lediglich aus Freundschaft für D. sich unwahrerweise belastet zu haben, ist ein nicht ernst zu nehmendes Ausfluchtsmanöver, dem die Erfindung an der Stirn geschrieben steht. Eine so heruntergekommene Persönlichkeit wie der Angeklagte, handelt nicht derart edelmütig, daß sie sich um des Freundes willen opfert.

Wie benehme ich mich, um kein Schuldindiz zu produzieren?

Mordprozeß in Nürnberg:

> Auf die Ankündigung seiner Verhaftung zeigte der Angeklagte gar keine Entrüstung, erhob keinerlei Einwendungen, ließ alles über sich ergehen, wurde kreidebleich, sprach kein Wort, im Innern würgte es ihn aber, so daß er zeitweise stehen blieb und nach Atem rang. So kann sich nur ein Schuldiger fühlen, zumal auf Vorhalt eines so schweren Verbrechens.

Wenn er nicht in Nürnberg, sondern in Darmstadt kreidebleich geworden wäre und nach Atem gerungen hätte, wäre der Angeklagte vielleicht schuldfrei gesprochen worden, denn das Schwurgericht Darmstadt meint:

> Beim Tode des Kindes fällt er durch sein kaltes Wesen auf; ohne Erregung steht er bei der Sektion der Leiche seines Kindes gegenüber. Wie er planvoll, kalt und überlegt in allen Stadien des Verfahrens sich zu verteidigen gewußt, ebenso planmäßig, überlegt und ohne jeden Affekt hat er die Tat vollbracht.

So ein bißchen Vorsatz, wie er zum Mord gehört, ist sehr einfach festzustellen.

Schwurgericht Stettin:

> Was den Vorsatz anlangt, so folgt er ohne weiteres aus der Ausführung der Tat. Der Angeklagte hat, daran kann kein Zweifel bestehen, die äußere Handlung, das Schlagen, bewußt und gewollt vorgenommen.

Die Redensart, „daran kann kein Zweifel bestehen", ist typisch für Urteile, denen Beweisgründe fehlen. Das Justizministerium hat auf Grund eines Gnadengesuchs, in dem diese Tatsache ausgeführt wurde, die Todesstrafe zunächst auf eine Zuchthausstrafe von fünfzehn Jahren herabgesetzt.

Die für die Verurteilung wegen Mordes notwendige Überlegung bei der Tat stellt das Schwurgericht in Lyck — übrigens ein Kapitel für sich — sieben Jahre nach dem Kindesmord so fest:

> Die Geburt war auch nach Bekundung der Angeklagten eine leichte und unmittelbar danach konnte sich die Angeklagte mit ihrem Mann darüber auseinandersetzen, wo das Kind begraben werden sollte. Sie war also keineswegs so geschwächt oder erregt, daß sie nicht mehr wußte, was geschah, oder nicht mehr mit der frühern Überlegung handelte.

Das Schwurgericht in Plauen verkündet:

> Das Verhalten beider Angeklagter nach der Tat läßt erkennen, daß die Tat mit Überlegung ausgeführt worden ist; denn X. war imstande, unmittelbar nach der Tat zu essen und zu schlafen.

Schwurgericht Koblenz:

> weiter die Tatsache, daß der Angeklagte unmittelbar nach der Tat das geraubte Geld in Gesellschaft leichtsinniger Frauenzimmer in heiterster Stimmung verjubelte.

II. Zur Straffrage:

Wie der kleine Moritz sich die Eindämmung der Meineidsseuche vorstellt:

Schwurgericht Prenzlau:

Bei der Strafabmessung ist erwogen worden, daß die Verbrechen wegen Meineids sich in den letzten Jahren gehäuft haben und daß vielfach in außerordentlich leichtfertiger Weise die Eidespflicht verletzt wird.

Schwurgericht Osnabrück:

Es mußte weiter berücksichtigt werden, daß sich in letzter Zeit Eidesdelikte gehäuft haben, so daß mit Rücksicht darauf zum Zwecke der Erhaltung der Unverletzlichkeit und Heiligkeit des Eides eine empfindliche Strafe am Platze schien.

Wie der kleine Moritz die deutschen Finanzen rettet:

Amtsgericht Zwickau:

Die Verbrechen der Münzfälschung haben in der letzten Zeit einen so großen Umfang angenommen, daß die deutsche Volkswirtschaft durch sie ernstlich gefährdet ist. Es können somit nur in ganz besondern Fällen mildernde Umstände am Platze erscheinen.

Schöffengericht Elberfeld:

Wird diese Vormachtstellung der deutsch-chemischen Industrie untergraben, wie dies notwendig durch Verrat ihrer Betriebsgeheimnisse geschehen muß, so muß dies von den gefährlichsten Folgen für die ganze Wirtschaft begleitet sein. Ebenso gehen dem Reiche große Summen an Steuern, Ausfuhrabgaben u. ä. verloren, wenn medizinische Mittel wie Solarsan gestohlen und ins Ausland verschoben werden.

Wie der kleine Moritz Moral und Volksgesundheit rettet:

Landgericht Berlin:

Bei der Strafzumessung wurde berücksichtigt, daß der Angeklagte N. bisher einschlägig noch nicht bestraft worden ist, andrerseits aber auch, daß dem gemeingefährlichen Treiben der heimlichen Abtreiber, die aus schnöder Gewinnsucht die Moral und die Volksgesundheit immer mehr untergraben, mit aller Schärfe des Gesetzes begegnet werden muß. Es war daher auf die festgesetzte empfindliche Gefängnisstrafe zu erkennen.

Hohe Strafe zur Erlösung des deutschen Beamtentums aus Korruption:

daß der abschreckend zunehmenden sittlichen Zerrüttung des deutschen Beamtentums nur durch Verhängung von Strafen vorgebeugt werden kann, die den Ernst der Lage erkennen lassen.

Na, und überhaupt diese Sorte Moral als Strafverschärfungsgrund:

Schwurgericht Lüneburg:

Straferschwerend fiel ferner ins Gewicht, daß der Angeklagte Familienvater war.

Schöffengericht Trier:

sondern lediglich, um einen besonders verabscheuungswürdigen Lebenswandel zu führen und das Geld in einem Bordell in Gesellschaft von Dirnen zu verprassen.

Dieser Angeklagte hats nach dem Urteil von Trier überhaupt hinter den Ohren:

> Straferschwerend fiel in die Wagschale die große Verwerflichkeit der Tat, der begangene grobe Vertrauensbruch, die Höhe der unterschlagenen Summe, das Unvermögen des Angeklagten, jemals den von ihm verursachten Schaden wieder gut zu machen.

Also nur unterschlagen, stehlen und betrügen, wenn man die Sache nach der Entdeckung wieder gutmachen kann. Auch Erpressern wird geraten, sich anständig zu benehmen, damit es nicht straferschwerend heißt:

> im vorliegenden Fall hat er mit einer kaum zu überbietenden Schamlosigkeit gehandelt und muß deshalb eine empfindliche Strafe auferlegt werden. Das gemeingefährliche Treiben der Erpresser ist bekannt.

Schwurgericht Prenzlau:

> Dann aber ist ihre Tat um so verwerflicher, weil sie zu Krause intime Beziehungen, wenn auch ehebrecherischer Natur, unterhalten hat. Schon deshalb mußte sie stärker, als sie es vielleicht sonst getan hätte, Abscheu vor dem geplanten Verbrechen empfinden.

Wie sich Diebe sonst zu verhalten haben, ist nicht ganz klar. Das Amtsgericht in Gräfentonna hält nämlich für straferschwerend:

> Die Tat ist außerdem mit großer Frechheit ausgeführt.

Und Mord muß, auch wenn er Mord bleibt, behutsam begangen werden:

Das Schwurgericht Dessau sagt nämlich strafschärfend:

> Außerdem kam hinzu, daß die Tat sich als eine unsagbar rohe darstellt.

Wie benehme ich mich während des Prozesses, damit mein Verhalten mir strafmildernd zugute kommt?

Zynisch? Stumpf? Leugnen, wenn ich mich unschuldig fühle? Komplizen belasten, um selbst besser fortzukommen? Einen Verteidiger nehmen?

Amtsgericht Gräfentonna:

> Der Angeklagte selbst empfindet nicht die geringste Reue, sondern trägt ein zynisches Wesen zur Schau. Die Annahme mildernder Umstände war daher ausgeschlossen.
>
> Anders liegt die Sache bei E. Dieser empfindet offensichtlich Reue und seinem offenen Geständnis ist die Enthüllung der Tat zu danken.

Schwurgericht Essen:

> ... daß bei ihm, der auch in der Hauptverhandlung nur ein stumpfes Wesen gezeigt hat, der Verlust der Ehrenrechte geboten erscheint.

Amtsgericht Charlottenburg:

> ... gegen die Angeklagte spricht auch ..., daß sie sich jetzt noch den Luxus eines Verteidigers leistet, statt das Geld zur Bezahlung ihrer Schulden zu verwenden.

Die Konsequenz: Benimm dich möglichst gar nicht in der Hauptverhandlung, wenn du vor solchen Richtern stehst. Es bleiben dann noch genug Strafschärfungsgründe; denn nicht

nur im Benehmen, sondern schon in der Tatsache des Seins kann ein Strafschärfungsgrund liegen. So braucht man nur Ausländer zu sein, um schärfer bestraft zu werden, meint das Landgericht Liegnitz:

> Hinzu kommt noch, daß, wie der Vorderrichter mit Recht ausführt, auf strenge und abschreckende Strafe Bedacht zu nehmen wäre, damit ähnlichem Verbrechergesindel die Lust vergeht, als Schauplatz ihrer Taten sich das Deutsche Reich auszusuchen.

Aber was heißt Ausländer? Wer als Berliner vor einem auswärtigen Gericht steht, „gilt" offenbar nach irgend einem Gewohnheitsrecht auch schon als Ausländer, und das wirkt strafverschärfend.

Das Schöffengericht in Luckenwalde hat unter dem Vorsitz des frühern Stahlhelm-Amtsgerichtsrats Peimert und Mitwirkung des Handelsvertreters Klüsener, der als Schreibstubengefreiter bei den Gardeschützen gegen Berliner keineswegs voreingenommen war, erkannt:

> Diese Strafe erschien für die Haupttäter, die beiden berliner Burschen, ausreichend.

So sieht das moderne Strafrecht in der Praxis aus und aus den Urteilsurkunden ist leicht auf die Art der Hauptverhandlung zu schließen. Der Zustand ist immer der gleiche geblieben. Nur in Berlin und im Westen ists ein wenig besser geworden. Aber das ist auch alles. Die Strafrichter sind die gleichen, niemand hat sie abgeschoben. Durch Qualifikationsatteste versucht man, die wenigen Vernünftigen vom Strafrichteramt fernzuhalten:

> Landgerichtsrat X. ist ein guter Ziviljurist, für die Strafjustiz eignet er sich weniger, weil er den abwegigen Einlassungen der Angeklagten öfters Glauben zu schenken geneigt ist,

oder:

> weil er seine Meinung gegenüber den Schöffen nicht durchzusetzen vermag.

In der Mittelinstanz sitzt die gleiche Sorte von Personalienräten wie ehedem, und wenn ein moderner Personalienrat im preußischen Justizministerium — so was gibts nämlich dort auch — eine vernünftige Beförderung durchsetzen will, dann schwenkt man ihm das Qualifikationsattest, ausgestellt von Reaktionären, entgegen: „Über dieses Zeugnis, Kollege, kommen wir doch aber leider nicht hinweg."

Somit ist tatsächlich festzustellen:

Auf Grund der vorgelegten Urkunden ist erwiesen, daß auch jetzt noch Strafrichter bei der Prüfung der Schuld- und der Straffrage in Gedankengängen befangen sind, wie sie die Hexenprozesse des Mittelalters beherrschten. Diese Sorte Strafrichter muß verschwinden, damit diese Sorte von Urteilen verschwindet.

Von Rechts wegen.

Wilhelm und Jeremias von Carl v. Ossietzky

Auf unsern Universitäten, wo der Geist einer jungen Generation geprägt wird, hat sich in diesen Jahren unter den Augen einer langmütigen Obrigkeit ein Feiertag herausgebildet, von dem das Gesetz nichts weiß: der Tag der Reichsgründung. So säumig oder offen resistent sich die meisten Universitätsbehörden auch am 11. August verhalten mögen — am 18. Januar, da stehn die ältesten akademischen Petrefakte in tropischer Blüte. Es ist kennzeichnend für den Geist unsrer Universitäten, daß diese Feier kein Stückchen Zukunft in sich trägt, denn was auch kommen möge, dieses Reich wird niemals wiederkehren. Der 18. Januar ist der Geburtstag einer schnell verflogenen historischen Illusion. Grade deshalb fühlen sich die Herren Professoren dabei so wohl. Sie trinken der Vergangenheit ein Schmollis zu, und unter krachenden Plastrons dehnt sich die Brust in der Verzückung vaterländischer Sechserromantik. Die Dynastie der Hohenzollern ist vergangen, ihre wissenschaftliche Leibgarde ist geblieben und steht Posten vor dem leeren Schloß, wofür die Republik treulich Sold bezahlt.

Doch nicht alle Professoren werden für den heiligen Eifer, den sie der Monarchie bis heute bewahrt haben, so wahrhaft kaiserlich begnadet wie der Herr D. Doktor Alfred Jeremias, Professor der Theologie in Leipzig, dem der emeritierte Summus episcopus der preußischen Landeskirche zu einem soeben erschienenen theologischen Traktat das Vorwort geschrieben hat. Der Herr D. Doktor hatte nämlich einen Aufsatz verfaßt: „Die Bedeutung des Mythos für die Dogmatik", und dann geschah das Wort des Herrn aus Doorn also zu Jeremias: „Der Aufsatz war S. Majestät Kaiser Wilhelm II. in Doorn zu Gesicht gekommen. S. Majestät forderte mich durch ein Handschreiben vom 8. November 1929 auf, den wissenschaftlichen Aufsatz gemeinverständlich auszugestalten und als Ruf zum Zusammenschluß um den ‚gewaltigen Welterlöser, den Heliand', hinauszusenden. Für die Ausgabe der Schrift übersandte S. Majestät persönlich das nachfolgende Geleitwort." Das sanftlebende Fleisch des leipziger Gottesgelehrten erschauerte in Ehrfurcht ob dieser mystischen Berufung; er setzte sich hin, gestaltete die Schrift gemeinverständlich aus und versah sie mit dem gemeinverständlichen Titel: „Die Bedeutung des Mythos für das apostolische Glaubensbekenntnis" (Adolf Klein Verlag, Leipzig). Wer sie nicht liest oder darüber einschläft, wird deswegen wohl nicht gleich in die Hölle kommen. Der größern Sicherheit halber fleht der fromme Jeremias auch noch Gottes Segen auf das Büchlein herab, aber der profane Leser begreift nicht recht, was bei so vornehmer Gevatterschaft der liebe Gott noch soll.

Der Vorwortschreiber Wilhelm zeigt sich in unverblichenem Hochglanz. Es ist alles noch da: die konfuse Belesenheit, die schreckliche Interessiertheit für alles und jedes, der unnachahmliche Mangel an Geschmack und Takt. Die Suada des Siebzigjährigen hat nichts von ihrer Vehemenz eingebüßt;

er schwabbelt in gewohnter Geläufigkeit drauf los. Wilhelm ergeht sich in der Betrachtung eines Erlebnisses im Hauptquartier Mezières-Charleville. Er hatte bei einem Spaziergang einen ganz im Efeu versunkenen Kruzifixus entdeckt, den er von Pionieren freilegen ließ. Rührend diese Sorge für einen hölzernen Heiland, wo sich ein paar Meilen weiter in Fleisch und Blut das Leiden Christi bis zum letzten bittern Ende hunderttausendfach wiederholte. Selbstverständlich wird für Wilhelm die Entdeckung des Kruzifixus zu einem beinahe supranaturalistischen Vorgang, woraus sich dann später gewichtige Folgen für Religion und Theologie ergeben. Doch hier muß das gesalbte Original selbst sprechen:

> Wir hatten uns alle vor dem Kreuz zusammengefunden, es in Stille und Ehrfurcht betrachtend. Da mit einem Male fing die Gestalt des Herrn an zu glühen. Die aus der dicken Wolkendecke in ein freies Himmelstück herabtauchende Abendsonne übergoß den Heiland mit rotgoldigem Licht. Sein Antlitz wurde sprechend lebendig. Unwillkürlich nahmen wir unsre Kopfbedeckungen ab, auf das Tiefste von dem Anblick ergriffen. Unsre braven Pioniere standen festgewurzelt wie Säulen und „machten Front" vor ihrem Herrn! Erhaben, überwältigend! — —
>
> Ich ließ dem Pfarrer das Geschehene melden. Er dankte mir durch meinen Adjutanten in rührender Weise: er hoffe, daß Einheimische wie Reisende, die Stelle besuchend, einige Minuten der Andacht dort verbringen würden, „nachdem der Kaiser ihnen ihren Heiland wieder zurückgegeben habe".
>
> Die hier folgende Schrift des Professor Jeremias vollbringt auf geistigem Gebiet die oben angeführte Arbeit. Von Überwucherung des Rankenwerkes der Religions-Philosophie und Theologie befreit er den Herrn und zeigt ihn uns in der schlichten, ehrfurchtgebietenden, menschlich-göttlichen Gestalt des kosmischen, alle Welt umfassenden, Christen, Juden und Heiden retten wollenden Christus, des Gottes-Sohnes.
>
> „Oder ist Gott allein der Juden Gott? Ist er nicht auch der Heiden Gott? Ja, freilich auch der Heiden Gott."
>
> In Zeiten schwerster Seelennot geben Deutsche ihrem Volk, ja der ganzen Welt, die befreite Gestalt des großen Weltenerlösers wieder zurück. „Ich und der Vater sind Eins; wer Mich siehet, der siehet den Vater!"

Das ist der liebe alte Tatü-Tata-Stil, mit dem der Großkhan der Teutonen einmal seinen Schauspielern vormachte, wie sie gehen, den Malern, wie sie malen, den Engländern, wie sie die Buren schlagen sollten. Wilhelm dekretiert Welterlösung, wie er früher Kunstgeschmack oder Krieg oder einen neuen Gefreitenknopf dekretierte. Als vorsichtiger Mann läßt er auch die Juden in seinen Heilsplan einbeziehen, weshalb ihn sicher ein paar völkische Reventlöwen anknurren werden. Der leipziger Theologe hat seinen Auftrag wie ein loyaler Untertan ausgeführt, wenngleich er vielleicht etwas verwundert sein wird, daß S. Majestät einer bescheidenen Gelegenheitsarbeit solche Bedeutung beimißt. Das Gros der evangelischen Christen wird, wie unsre braven Pioniere, Front machen vor einer imperialen Genialität, die selbst in dem heutigen pensionierten Zustand noch imstande ist, dem lieben Gott in einer gottlosen Welt wieder auf die Beine zu helfen, und nur ein paar wirklich fromme Menschen werden ob der

überwältigenden Geschmacklosigkeit dieses Schauspiels festgewurzelt wie Säulen stehen.

Im übrigen aber gilt das Wort der Schrift: „Sage dem Könige und der Königin: Setzet euch herunter, denn die Krone der Herrlichkeit ist von eurem Haupt gefallen." (Jer. 13, 18.)

Arbeitertheater von Béla Balázs

Vor einigen Wochen gaben Arbeiterschauspieler ein Gastspiel in einem vornehmen Theater des berliner Westens. Die bürgerliche Presse beurteilte die „strebsamen Dilettanten" mit großem Wohlwollen. Sie mißbilligte zwar die aufdringliche politische Tendenz, denn die ginge auf Kosten der künstlerischen Vollendung, jedoch anerkannt wurde die begeisterte Hingabe „dieser Leute" an ihre Idee. Mit zehn Zeilen war die Sache erledigt. „Unzulänglicher Dilettantismus".

Es waren bloß acht Leute auf der großen Bühne, und die haben nicht gut gespielt. Es war tatsächlich eine sehr schwache Truppe. Das hat die Kritiker so beruhigt, daß sie nicht merkten, was sie da zum erstenmal zu Gesicht bekamen.

Nämlich eine der bedeutendsten kulturhistorischen Erscheinungen unserer Zeit, eine geistige Massenbewegung, bei der es auf die Einzelleistung gar nicht ankommt. Das Arbeitertheater! (Sie klopften auf die Schulter. Sie merkten nicht, daß diese Schulter etwas zu breit dazu ist.)

Denn Arbeitertheater — das sind nur kleine Truppen von Betriebsarbeitern, die des Abends in Vorstadtlokalen, in Versammlungen, auf dem Land, überall wo Proleten beisammen sind, politisches Theater spielen. Aber es gibt an die fünfhundert solcher kleiner Truppen in Deutschland, organisatorisch verbunden mit ähnlichen Truppen der andern Länder. Es ist eine internationale geistige Strömung, die nicht aufzuhalten ist und die außer den bürgerlich-ästhetischen Maßstäben auch noch manches Andre fortschwemmen wird. Arbeiter-Theater — das ist heute eine Nummer bei jeder proletarischen Veranstaltung. Die Fragen ihres Tages (also politische) stellen die Proleten abends als Szenen auf ihre kleinen Saalbühnen. Was da geschieht, ist eine Art der Massenbesinnung, Klassenbesinnung.

Die bürgerlichen Kritiker interessieren sich vertragsgemäß nicht für Politik, dafür sind besondre Redakteure da. Aber sie haben auch das ästhetische Ereignis nicht bemerkt. Es ist ihnen nicht aufgefallen, daß sie eine neue Kunstgattung zum erstenmal zu Gesicht bekamen. Man stelle sich einen Ästhetiker vor, der zum ersten Mal in seinem Leben ein Schauspiel oder eine Oper sieht. Man muß wohl annehmen, daß er über die Einzelheiten des Inhalts und der Darstellung hinweg und auch über zehn Zeilen hinaus sich für die Merkwürdigkeit dieser neuen Kunstform interessieren würde. Nun, in der Arbeitertheater-Bewegung ist eine neue Kunstform entstanden. Und zwar eine neue Volksdichtung. Denn die Ar-

beiter schreiben sich, improvisieren sich ihre Stücke selber. Sie übernehmen sie voneinander, ändern sie um, kennen keine Urheber und kein Urheberrecht. Arbeitertheater ist die Volksdichtung des klassenbewußten Proletariats. In seiner Funktion ist es nicht ganz unähnlich den alten Volksballaden, in denen über Könige, Fürsten und sonstige Gefahren auch manches Unliebsame geäußert wurde.

Das Arbeitertheater macht dieselbe „umgekehrte" Entwicklung durch, die sich noch bei jeder historischen Neugeburt des Theaters notwendigerweise wiederholt hat. Daß nämlich zuerst das Publikum vorhanden ist. Dann kommt das Theater hinzu. Und zu allerletzt und viel später erst erscheint die Literatur mit ihren bedachtsam geschriebenen Stücken. So bei der Geburt der griechischen Tragödie aus den dionysischen Festen, so bei der Entstehung der Mysterienspiele aus der Messe, so bei den Improvisationen der comoedia del' arte. Denn die Geschichte des Theaters ist die Geschichte des Publikums. Aus dem Sein des Publikums entsteht das Bewußtsein auch in Form des Theaters. Darum ist heute in Europa das Arbeitertheater das einzige, das ein einheitliches Publikum hat. Hier gibt es keine Zufallswirkungen. Die einzig mögliche Wirkung wartet bereits und fordert ihren bestimmten Anlaß. Neue Pointen kommen, denn die geringste Anspielung genügt. Dieses Publikum ist genau informiert. Neue Abkürzungen ergeben sich. Denn es sind ja laufende, gemeinsame Angelegenheiten. Neue Symbole erscheinen. Denn dieses Publikum weiß Bescheid. So bringt es die Bedingungen mit und schafft sich eine neue Kunst.

Nun müßte Beschreibung und Analyse dieser neuen Kunstgattung folgen. Ich möchte diesmal nur auf einige Unterschiede hinweisen. Auf die ganz wesentlichen und sehr aufschlußreichen Unterschiede zwischen den erfolgreichen „sozialen Stücken" der bürgerlichen Theater und diesen Spielen des Arbeitertheaters. Beginnen wir mit der beliebten Parole von der „sachlichen Wirklichkeit". Besagte sozialen Stücke schildern sie. Sie schildern das Elend des Proletariats, was das Zeug hält, und kommen sich und der Kritik fürchterlich revolutionär vor mit ihrer „naturalistischen" Schilderung des Miljöhs in allen konkreten Einzelheiten. Hingegen: die wirtschaftlichen, sozialen, politischen Ursachen dieses Elends werden nur beiläufig und ganz allgemein gestreift. Gemäß den Forderungen der bürgerlichen Ästhetik wird der persönliche Charakter (die Rolle) und das persönliche Schicksal (die Handlung) gestaltet. (Beziehungen zur Tagespolitik müssen schon darum gemieden werden, weil ein Serienstück doch zumindest eine gewiße Zeitlosigkeit haben muß.)

Nichts von alledem sondern genau das Gegenteil in den Szenen des Arbeitertheaters! Da wird nicht das Elend des Proletariats naturgetreu dargestellt. Für den Proleten ist das nämlich keine Sensation. Er interessiert sich für die konkreten Einzelheiten seiner Not ganz und gar nicht. Er interessiert sich ausschließlich für die Ursachen und für den Weg, der ihn hinausführen soll. Da allerdings bleibt er nicht

allgemein. Da interessiert er sich für jede konkrete Einzelheit. In diesen Szenen gibt es keinen persönlichen Charakter und kein persönliches Schicksal. Soziale Typen, Symbole politischer Begriffe treten auf. In Allegorien, oft mit Masken, Zeichen, Plakaten, Attrappen wird hier das Spiel der politischen Kräfte des Tages dargestellt. Diese merkwürdigen symbolischen und allegorischen Spiele, die in der äußeren Form nur mit ganz alten Pantomimen und Marionettenspielen zu vergleichen sind, diese sind die ganz neue Kunstgattung des Arbeitertheaters.

Also: in den „sozialen Dramen" der bürgerlichen Theater (von den Stempelbrüdern bis zu Cyankali) ist das Persönliche und Private sehr konkret, das Politische hingegen ganz allgemein gehalten. Auf den Arbeiterbühnen wird man nur im Politischen konkret und persönlich. Aber wie persönlich! Mit Namen und Adressen. Hier werden keine Menschen gestaltet. Hier werden Menschen angegriffen. Es sind eben keine „sozialen", es sind revolutionäre Stücke.

In den sozialen Stücken sprechen die Proleten so natürlich, daß jeder Prolet noch etwas Natur zulernen könnte. Kondensierte Argot-Essenz mit möglichst viel Ordinärheiten gewürzt, wenn es für das Logenpublikum ganz echt sein soll. Seht: die Stücke, die sich die Arbeiter selber schreiben, sind meist in Versen abgefaßt. Mit wenig Argot, aber mit viel Pathos.

Ist jener Naturalismus vielleicht nur eine Frage der Perspektive? Denn er ist immer dagewesen, wo etwas von oben betrachtet wurde. Bei Shakespeare sprechen die Edelleute in Versen. Der Pöbel spricht bereits in diesen Stücken in „naturalistischer" Prosa. In der gesamten alten Literatur finden wir den realistischen „derben Humor", wo das Volk dargestellt werden soll. Auf den Arbeiterbühnen, wo der Prolet nicht „dargestellt" wird sondern selber zu Worte kommt, spricht er meist in Versen. In recht gut klingenden Versen. Denn er hat außer seinem Argot noch seine Würde und seinen Stolz und findet auch die Sprachform dafür. In den sozialen Stücken aber hat den alten „derben Humor", entsprechend den humaneren Zeiten, bloß ein derbes Mitleid ersetzt.

In den „sozialen" Stücken geht es schrecklich zu. Lauter Menschen, die schon unter die Räder gekommen und verloren sind. Oh, diese rücksichtslose Offenheit, mit der das hoffnungslose Schicksal dieser erbarmungswürdigen, gebrochenen Opfer aufgedeckt wird! Man könnte meinen: das schlechte Gewissen der Bourgeoisie wird hier abreagiert. Wesentlicher ist, daß in solcher Darstellung von Hoffnungslosigkeit, in solchem Pessimismus etwas ungemein Beruhigendes für die Bourgeoisie enthalten ist. Gebrochene, verlorene Invaliden des Lebens werden gezeigt. Das sind keine gefährlichen Feinde mehr! Da kann man sich ruhig eine Zähre aus dem Auge drücken. Und das Elend ist ja so aussichtslos geschildert, daß man da gar nichts mehr machen kann. Na,

eben! Dann kann ja alles beim alten bleiben. So ist das Leben.

Der Prolet auf seiner eigenen Bühne tritt nicht als zermürbtes Opfer auf. Das Arbeitertheater zeigt den trotzigen, den klassenstolzen, den hoffnungsvollen und siegessicheren Proleten. Der Ton dieser Stücke ist gewiß gefährlich grimmig, aber zumeist voll witzigem Spott und sehr lustig. Der unerbittlich lachende Klassenkämpfer ist der neue Typ einer aufsteigenden Klasse. Und die Stücke des Arbeitertheaters haben auch alle ohne Ausnahme ein happy end. Das gehört zu ihrem Stil wie etwa zu dem der amerikanischen Kitschfilme. Nur daß sie nicht mit einem Kuß sondern mit einem Faustschlag enden, der das Kapital und seine Handlanger trifft. Dieser Optimismus des Arbeitertheaters wäre fast naiv, wenn er nicht ein Programm bedeutete.

In den „sozialen Stücken" beginnt das soziale Problem überhaupt erst beim Lumpenproletariat. Von den „Stempelbrüdern" über die „Dreigroschenoper" bis zum Zillefilm „Mutter Krause", werden nur Zustände gezeigt, die zu Prostitution, Verbrechen oder Selbstmord führen. Als wenn Arbeitslosigkeit das einzige soziale Unrecht wäre. Als wenn mit fünfunddreißig Reichsmark Wochenlohn alles in Ordnung wäre. Das Proletariat ist gar nicht so bescheiden.

In den Klassenkampfspielen des Arbeitertheaters wird, wie bei jedem Kampf, von den Gefallenen wenig gesprochen. Sie singen und sagen vom Kämpfer, der noch aufrecht steht. Sie wollen nicht bloß Arbeit haben. Sie wollen nicht retten, nicht helfen, nicht korrigieren und reformieren. Sie wollen überhaupt alles ganz anders haben.

Man kann alles gut und schlecht machen, und das Spiel jener Truppe im Renaissancetheater, heißt es, war dilettantisch. Gewiß, diese Truppe war eine der schwächsten des Arbeitertheaters und ganz und gar nicht repräsentativ. Aber dilettantisch? Keine Volkskunst wird von Berufskünstlern ausgeübt. Doch nie hat ihr noch eine Ästhetik aus diesem Grunde Wert und Bedeutung abgesprochen. Arbeitertheater ist Volkskunst, in der freilich auch nicht alles gleichwertig ist. Arbeiterschauspieler sind keine Berufsschauspieler. Darum können sie keine Landsknechte des Theaters werden, die für und wider spielen, je nachdem sie angedungen werden. Sie sind mit ihrer Klasse verwachsen, sie sind mit ihrer Sache verwachsen, mit einer Sache, in der sie gewiß keine Dilettanten sind. Dieses Verwachsensein ist ihre Berufung. Wer ist Dilettant? Einer, der etwas nebenbei und unzulänglich macht, was andere beruflich besser machen. So aber Einer etwas macht, was kein Anderer besser machen kann, weil überhaupt kein Anderer dieses macht, weil das Ding eben nur durch ihn allein zum Ausdruck kommen kann, so ist er kein Dilettant. Jedoch über den Geschmack kann man nicht disputieren. Warum? Weil es mit dem ästhetischen Geschmack, ich meine den Klassengeschmack, genau so ist, wie mit dem des Gaumens. Jedem Lebewesen schmeckt nur das, was ihm bekommt. Was ihm gefährlich werden könnte, schmeckt ihm nicht. Und das ist natürlich.

Klee für Kinder von Rudolf Arnheim

Wenn es sich um Paul Klee handelt, schreiben die Kunstkritiker mit Zungen. Das St. Elms-Flämmchen des heiligen Geistes hüpft auf den leicht beschabten Scheiteln, der Schreibtischsessel wird zum Dreifuß der Pythia, Dampf wallt auf, flackernd steigt die Feuersäule durch die viergespaltene Zeile. Der seinerzeit in ihnen verhinderte Dichter macht sich mit Gewalt Luft, sie suchen in allen Taschen nach malerischen Adjektiven, die Sätze scheinen nicht mit der spitzen Stahlfeder sondern mit einem zärtlichen Aquarellpinselchen auf Papier gemalt. Sie plaudern von Sonne, Mond und Sternen, von gespenstischen Männerchen und niedlichen Häuschen, von phantastischen Tieren und kindlichen Apparaten ... sie schildern. Nach dem bewährten Rezept, daß man sich durch Beschreiben ums Kritisieren drücken kann. Sie tun, als sei ihnen zur Aufgabe gestellt, sich über ein Kinderspielzeug oder über ein Terrarium voller absonderlicher Amphibien feuilletonistisch zu verbreiten. Wenn man genau zusieht, ist dem auch so.

Die nach der entsetzlichen Spannung der Kriegs- und Inflationszeit herzlich abgespannten Menschen unsrer Gegenwart haben ihre begreifliche Gleichgültigkeit gegenüber allen Kunst- und Kulturwerten ungeniert gezeigt. Besonders deutlich in der bildenden Kunst. Das Publikum riß die Bilder von den Wänden und erholte sich bei kahlen Mauern wie ein Magenkranker bei Wassersuppen; es gewöhnte sich daran, die Kunstsalons als eine Abart von Variétés anzusehen, in denen man sich von Zeit zu Zeit einer den Blutkreislauf anregenden Empörung oder Erheiterung unterziehen konnte. Die Künstler selbst, jedes Qualitätsmaßstabes und jeder Disziplin beraubt, wühlten im Rohstoff, ließen den Kopf nicht wissen, was die Hände taten, verschrieben sich müde dem Zufall und der Willkür. Mit Ekel und Mißtrauen wurde betrachtet, was besser ernährte Generationen mit Recht verehrt hatten. Es entstand eine Entfremdung zwischen Kunst und Kunstpublikum, die heute so weit fortgeschritten ist, daß zum Beispiel ein Gemälde eigentlich nur noch dann auf einige Aufmerksamkeit rechnen kann, wenn es von einem Neger, einer Dame, einem Matrosen oder einem Zolleinnehmer gemalt ist, wenn es einen Eisenbahnzusammenstoß, ein Bordell, den Boxer Schmeling oder allenfalls noch den Reichskanzler darstellt. Es muß eine Sensation bei der Sache sein: die Werke müssen von einem Fälscher oder einem Gefälschten, von Wahnsinnigen, neunjährigen Volksschuljungen oder Zuchthäuslern stammen. Denn Produkte dieses Genres stellen nicht die langweilige und anstrengende Forderung, als Kunst bewertet werden zu wollen; sie regen Gesprächsthemen an, wecken Assoziationen, befriedigen das Schaubedürfnis. Und gelten doch nominell als Kulturgut, mit dem sich zu beschäftigen ehrenvoll ist und gelegentlich Gewinn bringt. So wie manche Leute Orchesterkonzerte benutzen, um, behaglich im Parkettfauteuil liegend, träumerisch-benebelt über ihr Leben und ihre Lieben nachzu-

denken, und nachher sehr bereit sind, den Genuß, den sie anläßlich eines Kunstwerks gehabt, für Kunstgenuß auszugeben.

Paul Klee hat seine Freunde überlebt. Während die Saison-Ismen, um die so viel verlogener Lärm gemacht worden ist, eilends zum Freskenstil für Provinzkonditoreien herabgesunken sind, ohne daß sich die einstigen Wortführer darüber verwundern, steht Paul Klee noch hoch in der Wertschätzung und im Preise. Er verdankt das der zufälligen Tatsache, daß seine Bilder und Zeichnungen voll kindlichen Figurenwerks sind und damit die Bedürfnisse eines Bürgertums befriedigen, das sich bei Sofapuppen und allerlei Groteskníppes, in koketter Verachtung für alles Geistige und Problematische, von den Schrecken der großen Zeit erholt. Man kauft für viele hundert Mark ein Blättchen Papier, auf das mit ungelenker Hand ein paar Zweiglein oder Männerchen gemalt sind und das beinahe von der unmündigen Tochter des Hauses stammen könnte, und betrachtet es mit demselben maniriert-ernsthaften, von der Elisabeth Bergner entlehnten Kinderstaunen wie ein Porzellankaninchen oder einen aus rosa Glas geblasenen Dackel.

Gnade uns Gott, wenn unsre Enkel einmal erfahren, daß anno 1930 Arbeiten wie die von Paul Klee nicht nur zu hohen Preisen angeboten sondern auch mit der ernsthaftesten Miene von der Welt bezahlt worden sind — dröhnende Gelächter werden wie Gewehrsalven über unsre Gräber rollen. Dem Maler Klee ist es gelungen, sich mit seiner Hände Arbeit zu einem Stadium durchzuringen, das alle andern Menschen als Quintaner durchmachen, wenn sie, vom Unterricht gelangweilt, ihre Löschblätter bemalen, ihre Finger unartig spazieren gehen lassen, wobei dann der Kringel unversehens zum Naturgegenstand und der Naturgegenstand zum Kringel wird, wo Gewolltes und Nichtgewolltes gemächlich nebeneinander steht und Nichtgewünschtes durchgestrichen werden kann, und wo der Zeichner, vergnügt, daß er etwas zu tun hat, sich vom Ergebnis überraschen läßt. Vom geschmacklichen Urteil ganz abgesehen, läßt sich an Paul Klees Zeichenstrich schon rein graphologisch mit verräterischer Deutlichkeit das Unsichere, Ungelenkte, dem Zufall Ausgelieferte nachweisen, das man bei keinem begabten Zeichner je finden wird. Man kann weiterhin zeigen, wie jeden Augenblick die Gegenstandsvorstellung durch die Undiszipliniertheit der Hand abgebogen und dem Kalligraphischen geopfert wird. Dabei ist in der Linienführung wenig Gefühl für Flächenfüllung — man könnte das Format beliebig ändern. Seine Farben sind zuweilen schön, aber da ist zu sagen, daß die in harter Schule erzogenen Gebrauchsgraphiker für ihre Tapetenmuster, Kleiderstoffe und Bucheinbände Besseres leisten als Paul Klee in der Malerei. Es ist peinlich zu sehen, wie einer, während die Mitwelt in Weltgeschichte unterrichtet wird, in einer Ecke sitzt und auf seinen Löschblättern herumkritzelt. Denn diese Blätter spiegeln weder den Reflex unsrer noch den irgendeiner andern Welt — es sind kunstgewerbliche Spielereien, über die herzufallen sich nicht lohnte, wenn nicht so viele

auf sie hereinfielen, und wenn dieser Hereinfall nicht so charakteristisch wäre.

Besonders bezeichnend für die deprimierende Sorglosigkeit in Kunstfragen ist eine Veröffentlichung im Januarheft von Paul Westheims „Kunstblatt". In einem Bergarbeiterstädtchen hat ein Lehrer seinen Kindern Aquarelle und Zeichnungen von Paul Klee vorgelegt und ihre Äußerungen notiert. Die Kinder haben allerlei lustige und belanglose Dinge gesagt; sie haben ihr Vergnügen kundgetan, miteinander beraten, was die Zeichnungen darstellen sollten, sich darüber lustig gemacht, sie bewundert. Sicherlich ist es keine schlechte Methode, Kinder durch Bilder zum Fabulieren, zum Beobachten und zum Denken anzuregen — nur wäre es ehrlicher, als Anschauungsmaterial die schönen Bilderbücher von Walter Trier oder Tom Seidmann-Freud oder vernünftige Photographien zu verwenden. Ist es Snobismus, Wichtigtuerei, ist es verzweifelter Kampf gegen verstaubte Lehrmethoden — also ein Fluchtversuch mit untauglichen Mitteln, ist es Hilflosigkeit und Mangel an Instinkt, wenn ein Lehrer glaubt, daß kleine Proletarierkinder im Anschauungsunterricht durchaus modernste Kunst vorgesetzt bekommen müßten anstatt einfacher, klarer, möglichst gegenständlicher Abbildungen? (Aus dem Bericht geht hervor, daß er ihnen auch gelegentlich Musik von Franz Schrecker auf dem Grammophon vorspielt.) Und was soll man von dem Herausgeber einer Kunstzeitschrift halten, der meint, daß die Äußerungen solcher Kinder über Bilder, die er für Kunstwerke hält, bemerkenswert genug sein könnten, um einem großen Publikum von Kunstfreunden geboten zu werden? Der Lehrer schreibt: „Jeder, der den unendlichen Zaubergarten, die geheimnisvolle Welt Paul Klees entdeckt hat und, von dem immer nahen Jenseits aller Dinge gebannt, diese Welt feinnerviger Spekulationen liebt, der weiß von der Verwandtschaft, die zwischen den Werken Paul Klees und dem Schaffen der Kinder besteht." Dieselben Leute, die meinen, daß der Klee in einem Zaubergarten wächst, weil sie ihre privaten Träumereien an futuristischen Kaminen nicht zu trennen wissen von dem, was der Maler nun faktisch schwarz auf weiß in seinen Blättern niedergelegt hat, — dieselben Leute fabeln auch von der „Kunst des Kindes". Keine Ahnung davon, daß es mit offenen Augen nicht getan ist und welches Maß an Studium nötig ist, um Kunstwerke zu verstehen oder hervorzubringen! Sie gefallen sich in dem Gedanken, Kunst sei gar nicht eine so ernsthafte und feierliche Facharbeit, wie man jahrtausendelang bis 1914 geglaubt hat, sondern ein vergnügliches, erholsames Herumspielen — nur nicht alles so grauenhaft seriös nehmen! (Wobei durchaus möglich ist, daß die so unverbindlich und unstraff wirkenden Bilderchen ihrem Verfasser erst nach mühevoller Arbeit und jahrzehntelanger Entwicklung gelungen sind — um so schlimmer für ihn!) Sie kommen sich den Zeichenlehrern und Akademieprofessoren gegenüber fortschrittlich vor, wenn sie ihren Beruf, zu dem sie keiner gezwungen hat, mit einer Fahrlässigkeit betreiben, die jeden Taxichauffeur ins Zuchthaus brin-

gen würde. Die Kinder haben sich über Paul Klee Gedanken gemacht. „Der fliegt. Guck doch bloß die Arme und die Beine. Der fliegt." — „Das is Jesus." — „Ach, Jesus! Der sieht nich so aus. Der hier hat richtche Locken, Jesus bloß nen Bubikopf." — „Du! das is Goethe, von dem unser Freilein das Bild gezeigt hat." — „Huch! Goethe? Goethe kann nich fliegen." — „Herr Lehrer! Fragen Se doch Paul Klee mal, wer das sein soll." Sie nehmen, wie ihnen das zukommt, die Linien auf dem Papier für ein Stück Wirklichkeit, weil ihnen die für alles Kunstverständnis als Voraussetzung notwendige Vorstellung fehlt, daß der Künstler die Wirklichkeit interpretiert, nicht neue Wirklichkeiten schafft. Der Lehrer und der Zeitschriftenherausgeber aber glauben, die Kinder befaßten sich mit Kunst, weil sie sich Kunstwerke ansehen und darüber reden.

Es gibt kein besseres Argument gegen die Kleeverehrer als diese Veröffentlichung. Wer Kunst für eine Kinderei hält, dem kann Klee gefallen. Demonstrativer Applaus auf Kunstdruckpapier, wenn sich Kinder über Paul Klee äußern? Auch wir applaudieren. Klee im Kindergarten — allright!

Berliner Ballberichte von Kaspar Hauser

„Die Gräfin betrat im Glanze ihres Glasauges den Saal."
Mark Twain

Ball des Reichsverbandes Deutscher Heeresgynäkologen

Unter der Leitung seines rührigen Vorsitzenden, des Herrn Geheimrat Ovaritius, bot das Flugverbandhaus am Sonnabend ein wahrhaft mondänes und gleichzeitig vornehm-großstädtisches Bild. Riesige, so gut wie unbeschnittene Taxusbäume in der Vorhalle; um große, runde Tische die Diplomaten, die Spitzen der Behörden sowie alle Prominenten der Reichswehr. Von den hundertvierundfünfzig Admiralen unserer Marine waren etatsmäßig nur zweihundertundachtzehn erschienen. Die Herren in großer Uniform oder schlichtem Frack; eine Fülle schöner Frauen, sehr viel hintere Doppelraffungen aus strahlend leuchtender Chinakreppgeorgettealpaccachenille. Die Kleider sind durchweg lang, besonders unten; ein Modell der Firma Hammarbach „Westöstlicher Divan" erregte allgemeines Entzücken. Frau Generalarzt Poschke in weiß; Henny Porten in blausa; Prinzessin Adalbert von Preußen (himmelblauer Samt, am Rand mit Gold abgefunden); Frau Generalarzt Drysen (korallenrotes Pastellbrokat); Frau Generaldirektor Rosenthal (doppelkorallenrotes Pastellfeinbrokat); eine Fülle modischer Anregungen und schwirrende Weltsprachen. Wie ich an den Uniformen unserer Offiziere festgestellt habe, ist die Blume an der Achsel gänzlich passé. Kapellen der fast republikanischen Reichswehr, und, soweit sie nicht ausreichten, die Orchester der angeschlossenen Verbände; in der Bierschwemme echt nationalsozialistische Stimmung, Sanitätsstube nebenan. Gedränge und Gewoge, wahrlich, das Wort des Generaloberarztes Professor

Friedrich regierte die Stunde: „Clitoris, die zehnte Muse, hat gesiegt!"

Der Presseball

Das größte gesellschaftliche Ereignis der Weltstadt ist vorüber. Es war mehr als ein Ereignis — es war ein Evenement.

Bereits um elf Uhr verloren die Garderobenfrauen den Kopf und gaben ihn in der Garderobe ab, so drängte sich Prominenz an Prominenz. Vor der Staatsloge staute sich die Menge und begann bald, einem Anfall von Basedow zu erliegen; vier Herren und zwei Damen quollen die Augen aus dem Kopf, die später eine willkommene Bereicherung der Tombola wurden. Die Regierung war, soweit man hier von Regierung sprechen kann, bis herunter zum Polizeipräsidenten vollzählig vertreten — auch Herr Exminister Hilferding saß mit einer Neuerburg-Zigarette noch unter den Herren. „Ich habe mich so daran gewöhnt ..." sagte er lächelnd. Die Gesandten und Botschafter aller zivilisierten Staaten, sowie Bayerns, waren anwesend; die Dichtkunst wurde von Ludwig Fulda plattgetreten. In einer Loge saßen die leitenden Männer der deutschen Presse, darunter auch ein Redakteur. Ein wahrhaft glänzendes gesellschaftliches Bild bot sich den Augen: man sah den Charakterdarsteller Hermann Müller-Franken, die jugendliche Naive Adele Sandrock, den Redaktionschristen der Scherlschen Nachtausgabe sowie einen Frack (Harry Liedtke). Das Watteau-Figürchen der Frau Katharina von Oheimb taucht auf; hinter ihr der Meisterschaftsboxer Hans Albers, der, wie ich höre, nächstens dramatischen Unterricht nehmen wird. In Vertretung Hindenburgs ist bereits Herr Doktor Schacht erschienen. Man sah die Herren Doktor Klöckner und Ministerialdirektor Klausener, der eine repräsentierte die katholischen Aktien, der andere die Katholische Aktion; Herr Rechtsanwalt Alsberg nickte der Großfinanz, soweit sie herumstand, freundlich zu; soweit sie saß, vertrat sie Herr Geheimrat Lemke vom Strafvollzugsamt der Provinz Brandenburg. Industrie und Handel: Jacob Goldschmidt, Doktor von Stauß, die Gebrüder Rotter. Herr Gesandter Rauscher war aus Warschau gekommen, Herr Breitscheid aus dem Mustopp. Auf meinen Hühneraugen bemerkte ich unter andern: den Meistergolfer Herbert Gutmann, die Generale von Seeckt, Heye und Kleiber. Herr Dorpmüller, der Chef der Reichsbahn, hatte im Gedränge einige kleinere Zusammenstöße, die er als alter Kenner lächelnd hinnahm. Eine Fülle schöner Frauen, die zuckenden, werbenden Rhythmen der Kapellen, tausend Kellnerdaumen in tausend Sektgläsern: ein wahrhaft weltstädtisches Bild! Reizend, unter einem Mimosenbäumchen, die Rubenssche Schönheit des Herrn Hugenberg, dem das Volk Entscheid zutrank, ohne ihn zu begehren. Die Tombola bot als Ehrenpreis zwei Sommerreisen in den fernen Orient, darunter eine nach St. Moritz, sowie als zweite Preise: einen Rasierapparat mit Radio aus Silber und einen Bowlenpokal aus Tineff. Die anwesenden Zeitungsverleger konnten mit dem Ertrag des streng exklusiven Festes, dem viertausend

Personen beiwohnten, zufrieden sein: für die notleidenden Presseleute ist ausgesorgt.

Ball der berliner Moselblümchen

Der Reichsverband deutscher Hausfrauen sowie die angeschlossenen Spitzenverbände hatten am Donnerstag zu einem reizenden Ball geladen. Die deutsche Hausfrau, die deutsche Mutter und die deutsche Abonnentin haben wieder einmal gezeigt, mit wie wenig Mitteln man so ein Fest aufziehen kann, ein Fest, das an Eleganz und Wohlgelungenheit sich dennoch vor keinem pariser Opernball zu verstecken braucht. Man sah — schlicht um schlicht! — sehr viel schöne Frauen, Schleppkleider von vorgestern, also von heute; in der heutigen Mode wird überhaupt das Frauliche stark unterstrichen, besonders hinten. Ein allgemein interessierendes Rohkost-Buffet fand begeisterten Anklang, und die belegten Brötchen mit gestoßenem Koks, von Tannenzweigen garniert, waren im Nu verzehrt. Bei kräftiger Zitronenlimonade stieg die Stimmung bald ins Vornehm-Bürgerlich-Bacchantische; in angeregten Gesprächen besprachen die sorgsamen Hausfrauen die eigene Verdauung sowie die ihres Mannes und auch die Mittel, wie solcher aufzuhelfen sei. Ins Reich der Dichtkunst führte uns der Unterhaltungsteil: Frau Gertrud Bäumer rezitierte vielbejubelte Wirtinnenverse, zwei Zauberkünstler vom Reichsgericht in Leipzig machten reizende Taschenkunststücke vor, und bei der Verlosung schwang unter allgemeiner Freude Präsident Zörgiebel ein Päckchen Verbandsgaze, das er gewonnen hatte.

Künstlerfest künstlerischer Kunstmaler

„Liebe Mimi!

Ich bin noch ganz unausgeschlafen, aber ich will Dir doch auf Deinen lieben Brief antworten. Gestern waren wir natürlich zum K. K. K.-Ball. Ihr Rheinländer könnt das nicht so beurteilen, wie schwer berliner Amüsement ist.

Erst der Ärger mit den Billets; man kann sie nicht einfach kaufen, das heißt, man muß sie kaufen, aber man kann sie nicht einfach kaufen, weil man erst sagen muß, wer man ist und ob man dazu gehört. Ich bin ja künstlerisch schon rein menschlich irgendwie interessiert, und außerdem kennt doch Alfred den sozialdemokratischen Abgeordneten Landsberg, und meine Mutter ist doch eine geborene Lipschinsky, und daher haben wir denn die Billets bekommen. Und dann den Ärger mit der Garderobe, und ehe man reinkommt, und dann der Ärger mit der Bedienung — wir haben hier in Berlin nichts zu lachen. Du mußt aber nicht denken, daß auf so einem Künstlerball lauter Künstler sind, die sieht man eigentlich nicht so, aber Rechtsanwalt Oppermanns waren da, und der dicke Wolff und Charlottchen, lauter künstlerisch interessierte Leute. Ich weiß nicht, wie ihr das im Rheinland macht, wir in Berlin machen das so:

Vorher muß man zu Hause eine ordentliche Flasche Sekt trinken, weil es da billiger ist, und die Männer trinken meist

noch einen Kognak, und auf dem Fest nachher nur einen ganz leichten Mosel, Nummer 1. Und dann sitzen wir immer in der Ecke, mit Bekannten, und machen uns über die andern lustig. Denn der Unterschied ist nämlich so:

Ihr in Köln amüsiert euch. Aber wir in Berlin lassen uns amüsieren.

Dies wünscht Dir mit vielen Küssen

Deine

Claire."

Kolonialball

Im köstlichen Rahmen ein wahrhaft weltstädtisches Bild: die Spitzen der Behörden, Vertreter der großen Schiffahrtsgesellschaften, für die die Kolonien ja in erster Linie wieder eingerichtet werden sollen, der von Fest zu Fest eilende Polizeipräsident Zörgiebel, Repräsentanten von Grund- und Boden-Wucher, und endlich die Hauptpersonen: die Vertreter aus allen derzeitigen deutschen Kolonien und solchen, die es werden wollen. Unter den jungen Diplomaten dominiert der Girltyp. Der Verein für das Deutschtum im Auslande hatte die Ausschmückung des Saales übernommen: überall lustige, auf Kokosblättern gemalte Wandkarten, die uns das moderne Weltbild veranschaulichten: die Brüder, die zu befreien sind, und die Brüder, denen man es noch besorgen muß. Die Tanzbegleitung lag in den bewährten Händen des Orchesters enteigneter Hereros. Eine Fülle rassiger, schöner Frauen zierte das Fest; der Kronprinz wohnte zunächst dem Fest bei. Zwei Kostüme: ein pflaumenfarbenes, mit Goldfäden durchzogenes Abendkleid, vorne so lang wie hinten so hoch, und ein ärmelloses Kleid, das von einem Wattebausch zusammengehalten wurde, werden sicherlich überall für den Gedanken der deutschen Kolonisation werben.

Faschingsball der Kolonne „Wedding-Nord"

In den Festräumen der Gaststätten „Zum strammen Hund" fand am Sonnabend der im ganzen Stadtviertel berühmte Faschingsball der allgemein beliebten Kolonne „Wedding-Nord" statt. Schöne Frauen, gut aussehende Männer im Frack, in den Ehrenlogen die Spitzel der Behörden; alles jazzte, steppte und wiegte sich nach den schmetternden Klängen des Handgranaten-Orchesters der Schutzpolizei Der angeregte Abend endete mit einer gut geglückten Schlägerei, bei der der anwesende Vizepräsident Weiß leicht verletzt wurde, da er von den eigenen Mannschaften erkannt worden war.

Ballkalender

Dienstag: 59. Stiftungsfest Bibliophiler Hebammen.

Mittwoch: Ball der Frauenturnriege des Verbandes Monistischer Uhrmacher.

Freitag: Tanzkränzchen der Ortsgruppe des Gaues Brandenburg des Reichsbundes Gleichgeschlechtlicher Sachsen.

Sonnabend: Sitzung der Vereinigung der Berliner Toilettenfrauen „Kette", mit anschließender Ziehung.

Der Ball des Preußischen Richtervereins ist der Einfachheit halber mit dem Ball der „Bösen Buben" zusammengelegt worden.

Alpenball des Pen-Klubs

Ein entzückender Kostümball vereinte gestern Literatur, Kunst, Wissenschaft und die verwandten Industrien bei Kroll. Man tanzte nach den Kapellen Etté und Rowohlt und sah eine Fülle bezaubernder Kostüme an sich vorbeiziehen:

Walter von Molo als Dichter; Arnolt Bronnen als ziemlicher Original-Faschist mit schwarzem Hemd und rituellem Monokel; Gerhart Hauptmann in einer vorzüglichen Maske als alter Gerhart Hauptmann; aus Paris zwei Damen: die Colette und Germaine André, und die Stimmung erreichte ihren Höhepunkt, als Ernst Jünger und Kaplan Fahsel einen reizenden Philosophieplattler vorführten. Die Behäbigkeit und Stämmigkeit unserer Börsenmakler brachte die echten tiroler Kostüme erst voll zur Geltung, ein Beweis, daß Natürlichkeit das Hübscheste ist und bleibt. Zum Schluß des Abends trat in der Kaffeepause, stürmisch akklamiert, Galsworthy für die deutsch-französisch-englische Verständigung ein, womit sie ja nun wohl Tatsache sein dürfte. Die anwesenden Dichter gelobten, im Frieden Pazifisten zu sein und zu bleiben. Die moderne Literatur hat mit dieser Veranstaltung, der die Spitzen der Behörden und ein Kranz schöner Frauen beiwohnten, bewiesen, daß sie nun endlich repräsentativ geworden ist, ja wir dürfen getrost sagen: nichts als das.

Ball der Deutschen Ballindustrie

Es war ein bezaubernder Abend voller Stimmung und Schwung: Diplomatie, vom Tennis-Klub Changeant-Weiß, sehr viel Sport, auch boten die anwesenden Ballberichterstatterinnen mit den Brillanten ihres Stils ein reizendes Bild. Herr Generaldirektor A. S. Geyer vom Reichsverband der deutschen Ballindustrie führte in einer zündenden Ansprache aus, daß die berliner Bälle nicht für die Besucher sondern für die Veranstalter da seien. Gegen Mitternacht wurden zwei Büsten enthüllt: von Ludwig Pietsch und Alfred Holzbock, den Altmeistern der berliner Ballberichterstattung. Frau Direktor Marheinicke (weiße Thekla-Seide, mit echt Reptil abgesetzt), zerschlug an Holzbocks Kopf eine Flasche durchaus deutschen Sektes: „Unsere Devise sei", rief sie aus, „neckisch, aber vornehm — ausgelassen, aber mondain! Wir sind nicht dazu da, uns das Leben gegenseitig angenehm zu machen, und darum veranstalten wir die

Berliner Bälle —!"

Krscheneks neue Oper von Hans Reimann

Über dem r in Krenek ist ein Hakerl. Ohne das Hakerl heißt der Komponist bloß Krenek. Mit dem Hakerl heißt er auf einmal höchst kompliziert Krschenek, und zwar sind das r und das sch sozusagen ein einziger, tückischer Konsonant. Auf das Hakerl kommt es an. Es ist symbolisch für Krscheneks ganze Musiziererei. Moderne Komponisten stelle ich mir gern so vor, daß sie schlicht und bieder Notenblatt um Notenblatt bekritzeln und dann zuguterletzt aus der Vorzeichnungsbüchse eine Menge Kreuze und Be-e drüberschütten. Wies trefft. Das heißt: vieles ist Absicht. Wenn unten ein C-Akkord steht, muß oben mindestens ein Cis mit einem D gepaart werden, und das C unten bekommt ebenfalls nachträglich eins aufs Dach, damits „atonal" klingt. Man spiele einmal ein Stück Hindemith ohne irgendeine Vorzeichnung, und man wird überrascht sein, wie nett das dem Ohr eingeht. Krenek machts mit den Hakerln, und läuft etwas leidlich logisch zu Ende, so muß es zwei Sekunden vor Torschluß umgebogen werden, es möchte ansonsten banal wirken. Aber auch Manieriertheit kann banal sein. Die neue Oper Krscheneks heißt „Leben des Orest", wurde im Neuen Theater zu Leipzig uraufgeführt und dauert vier Stunden. Habe ich die Absicht, vier Stunden Oper zu ertragen, so tue ich mir den „Tristan" an. Da weiß ich, woran ich bin. Der Orest ist langweilig. Genau gesagt: eine langweilige Moritat. Das Stimmen der Instrumente vor Beginn der Oper gehört leider nicht mit dazu. Ich finde es herrlich, und bei Krschenek ist es gradezu ein Labsal. Und ein Training. Auch das Rascheln der Notenblätter beim Umwenden in einer Pianissimo-Stelle oder bei einem Tacet regt mich auf. Als Köstlichkeit. Der „Orest" hat acht Bilder, und diese Bilder sind von acht verschiedenen Krscheneks komponiert worden. Das eine geriet meisterlich, weil es echter Krschenek ist: herbstlichmüde, resigniert, verzagend, eine Parallele zu der (scheinbar) stundenlang dauernden Warteszene im „Jonny". Die Harfe fehlt, das Cembalo fehlt, die Celesta fehlt. Jazz? Keineswegs. Saxophone fehlen. Hier und da findet Verstopfung statt. Was auffällt, ist das Dominieren eines Klaviers. Nun ist das Klavier eigentlich Orchesterersatz. Es birgt sämtliche Instrumente von der großen Pauke bis zur kleinen Flöte. Wird das Klavier innerhalb des Orchesters verwendet, so ist das, als klebe sich Menjou über seinen Bart einen Menjou. Es grenzt an Perversität, und wenn ich sechzig tüchtige Musiker zur Verfügung habe, so treibe ich nicht insofern Schindluder mit ihnen, als ich ihnen ihr Abziehbild über die Fassade streiche. Neben dem Klavier, das eine wesentliche Rolle spielt und mitunter Solo waltet, bevorzugt Krschenek ein Banjo, und das ist eine Bereicherung des Orchesters. Er hantiert mit ihm in raffinierter Weise. Schade, daß die Handlung so gar nicht raffiniert ist. Sie geriet dermaßen mager, daß ich sie zu kapieren verschmähe. Wie wunderbar ist der „Troubadour" dagegen! Dabei paßt sie keineswegs in eine Nußschale sondern ist weiter nichts als von schonungsloser Uninteressanz. Mit einem Chor beginnt es. Dann sehen und hören wir das klassische Hellas, knapp vor dem trojanischen Krieg. Viel Zirkus und viel Gassenhauerisches und etwas Asthma. Ohne Aufregung und ohne Temperament, das lediglich vorgetäuscht wird und nach kaltem Handgelenk duftet. Mir fällt mitten in all dem Tumult ein Dreigroschen-Chanson ein; nicht von Weill, nein: von dem begabtesten der jungen Musiker, von Spoliansky. Dies Dreigroschen-Chanson steht im ersten Akt der „Zwei Krawatten" und hat den Refrain: „War es da noch Zeit?" Und es wiegt einen Zentner Orest auf. An den „Barbier von Sevilla" darf man nicht denken, nicht an „Carmen",

nicht an die „Verkaufte Braut". Ja, wenn Al Jolson den Orest gäbe! Das wäre eine Sache! Wie bei den Schlierseern oder wie bei den Leuten der Habima höre ich mich langsam hinein und sitze in dem lauwarmen Bad Krscheneks, ohne warm zu werden. Ägisth fuhrwerkt mit den Händen und hat dann einen Rückfall in alte Opern-Schule („Hahahaha!" — ein dramatisches Lachen aus dem Fundus). „Sei froh, daß er dich nicht hängen läßt!" ruft einer und macht dazu die Geste des Gehängtwerdens, damit man es klar und deutlich verstehe. Leider fühlen sich die Darsteller immer verpflichtet, darzustellen. Doch das sind Nebensächlichkeiten.

Wagners elementarer, echt sächsischer Trick war die Verlegung in die olle Germanen-Zeit. Puccinis Trick war der Ankauf japanischer Grammophonplatten. Krscheneks Trick ist das Feuerwerk. Er gehabt sich als Pyrotechniker. Hier hört die Musik auf. Sein Komplex sind ausgeleierte Gleise. Schön. Was er kann, sieht man an seinen Chören, die unfaßlich kühn und gewaltig sind. Shaw schenkte uns die modern aufpsychologisierte Antike, Krschenek, überschäumend vor Blasiertheit und faszinierend durch synkopisiertes und papriziertes Kartoffelmus, geht in den Urwald angeln und bringt Melodien heim, die wir bei Jack Hylton bequemer finden. Ein Glück, daß der Dirigent Gustav Brecher daran glaubt! Er serviert es und interpretiert es, als sei es direkt vom Himmel gefallen. Sein Antlitz leuchtet vor Wollust und Hineingekrochensein; einen bessern, liebevollern Interpreten kann sich der Komponist nicht wünschen. Das Orchester witzelt nicht. Sie alle sind mit Würde bei der Sache. Im zweiten Bild wuchert wilder Kitsch. Nachdem ein Mann Dinge besungen hat, die vorteilhafter als ordinäre Prosa stattfänden, erscheint ein silbriger Mond, darinnen ein an Bändern bammelndes Mädchen hängt, und unten stöhnt ein andres Mädchen melodiöse Kantilenen. Rasch biegt das Bühnenentzwei-Festspiel in die Diele ab, und Klänge aus „Casanova" und „Barberina" werden laut. Der Chor erzählt, was weiter geschieht, im dritten Bild klingelt Bolle, die Flöte gewinnt Oberhand, Freudenmädchen arrangieren Operette, heißa, Klamauk, einer ruft: „Du alte Schachtel!", eine Zisterne lungert herum und erregt unsre Neugier, und nun verläßt mich mein Gedächtnis. Ich weiß nur noch, daß ein Zwischenspiel stieg, das einfach märchenhaft schön war, so schön, daß ich inwendig auf die Kniee sank und dem Komponisten Abbitte leistete, ein Zwischenspiel, gewoben aus Flöte und Banjo und lyrisch flüsternden Streichern, ein Zwischenspiel ohne Ende, himmlisch, rosa, seelenvoll, edel; und hin und wieder der kleine Knick, als schäme sich der Komponist, seine dekadente Seele gezeigt zu haben. Und ich dachte an Tristan, Vorspiel zum dritten Akt, und ich schrieb im Geist eine Ansichtspostkarte an meinen Landsmann Richard Wagner, dem das keiner nachmacht, und dann kam ein Bild ohne Extravaganzen, ganz ruhig und sicher schreitend wie der Isak in Hamsuns „Segen der Erde", meiner Bibel, und die Musik hatte Atem und Kraft und war wie Erde, und im selben Augenblick, wo ich das fühlte, sang jemand auf der Bühne das Wort „Erde", und mir war okkultistisch zumute, und welke Blätter fielen, und stumme Resignation breitete sich aus, und es war eitel Oktober, die Zeit vertröpfelte, bittersüße Arabesken à la „Rosenkavalier" weheten daher, die Bühne sah aus wie eine Südsee-Landschaft Max Pechsteins, Karl Orest Neumann sang eine langlange Arie, rings Totenstille und Grauen und Öde, statt des Gletschers aus dem „Jonny" starrte das Meer, unwirkliche Stimmen rauschten im Chor, ein Hirt stand da und konnte sich nicht genug tun, ein Zwischenspiel transponierte uns nach Spanien und nach Zentralafrika, dann kam das Jahr 1789, und die Vorbereitungen kamen zur Erstürmung der Bastille, im Hinter-

grund dräute rot die Guillotine, Griechenland entschwebte als Anachronismus, Elektra klagte und stöhnte im Kotter, Wein wurde ausgeschenkt aus behaarten Schläuchen, der Chor ragte hinten und vorn und in der Mitte, er wuchs herauf zur Hauptperson, die Bühne öffnete sich bis zum Schwanenteich, Walther Brügmann peitschte die Statisten wirbelnd umher, und es wallte der Vorhang hernieder über einem tumultuarischen Gesang, der einen mit der Hand zu greifenden Faden hatte. Dann war Pause. Dann kam ich wieder zur Besinnung, und als es weiter ging, herrschte Kälte, und wir waren beim König Reemtsma, und Elisabeth Gerö teilte uns in Koloraturen ihre Eifersucht mit und hegte Mordgelüste, zum Teil in delikaten Piano-Tönchen, und die schlanke, sanfte Ilse Kögel hub ein Lied mit Klavierbegleitung an, nachdem der Wahnsinn des Orest verebbt war, und es spritzte im Orchester, und jemand warf (wörtlich) die Frage auf: „Wie mag das wohl alles gekommen sein?" und dann fand ein Quartett statt, kirchlich und streng gebaut, und dann stieg das letzte Bild, es produzierten sich vier Straßensänger, Orest verteidigte sich, aber wir langweilten uns tödlich, weil wir von A bis Z erlebt hatten, was er bockledern schilderte, und der Oberrichter, seinerseits durch die lange Dauer der Oper übermüdet, benahm sich wie ein Waschlappen und die Geschworenen, ausgemachte Tröpfe, standen fifty zu fifty, und ein Terzett mündete wieder in Chor, und weil die alte Amme Anastasia dereinst eine weiße Kugel bei der dunkelhäutigen Göttin deponiert hatte, sprach dieselbe durch das Kind und stiftete die dreizehnte Kugel.

Erwartungsvoll waren wir ins Theater geströmt — mit leeren Händen und knurrendem Magen zogen wir von dannen. Das Hakerl ist kein Stern von Bethlehem. Wenn schon vier Stunden, dann Wagner, und wenn schon Griechenland, dann Richard Strauß, und wenn schon Klavier, dann kein Orchester, und wenn schon Krschenek, dann Spoliansky.

Plagiatsgeschrei von C. v. O.

Wie wir vor einigen Wochen mitteilten, ist im ‚B. T.' gegen Ernst Bloch der Vorwurf des Plagiats erhoben worden. Herr Bloch hatte in der ‚Weltbühne' die literarische Beilage des ‚B. T.' kritisiert, worauf dem ‚B. T.' nichts Besseres einfiel als Bloch des literarischen Diebstahls zu bezichtigen: „Herr Bloch hat ... einen Namen, der uns nicht unbekannt ist. Wir erinnern uns dieses Namens, weil Herr Bloch bei einem Plagiat gefaßt worden ist ... Herr Bloch hat den Artikel Theodor Fantas, ‚Exzentrik' im ‚Berliner Börsencourier' abgeschrieben und veröffentlicht. Die Belege stehen zur Verfügung." Die Belege stehen auch mir zur Verfügung. Den Eindruck eines Plagiats oder auch nur einer unerlaubten Benutzung von Motiven habe ich daraus nicht gewinnen können. Ernst Bloch selbst hat den Tatbestand in folgender Weise formuliert:

I. Ich bin mir keines „Plagiats" bewußt und habe keines begangen.

II. Der Bericht „Exzentrik" ist am 12. September 1925 im Börsencourier erschienen. Zwei Tage später schickte ich meine philosophische Glosse ans Berliner Tageblatt ab; sie ist dort, leider um zwei Drittel ihres Umfangs gekürzt, am 29. September 1925 erschienen. Die Bekanntschaft mit der vermeintlichen Reportage im Börsencourier fürchtete ich so wenig, daß ich sie gerne als bekannt voraussetzte. Ein Plagiator, der einen Bericht aus dem Berliner Börsen-

courier zwei Tage nach Erscheinen ans Berliner Tageblatt schickt, muß noch erfunden werden.

III. Der Bericht „Exzentrik", zwanzig Zeilen groß, unterschrieben „Bohdan", stand nicht unter sondern über dem Strich des Börsencouriers. Unmittelbar auf ihn folgten zwei Gerichtsberichte. Nicht nur ich habe danach „Exzentrik" für eine Lokal-Reportage gehalten, in Interview-Form eingekleidet, für die Wiedergabe eines wirklich geschehenen Vorfalls; um so mehr, als damals ein großer Wanderzirkus in Berlin gastierte. Der Rohstoff des vermeintlichen Berichts veranlaßte mich zu einer philosophischen Glosse oder symbolischen Betrachtung, deren Anlässe ja bekanntlich nicht aus den Fingern gesogen werden. Dabei mußte ich natürlich auf das vermeintliche Faktum, gerade wegen seiner schnöden Wirklichkeit, rekurrieren. Dies Faktum war ein Beispiel für einen zentralen, längst veröffentlichten Satz meiner Philosophie; wodurch der ganze Rohstoff verwandelt wurde. Er stand nun in einem Zusammenhang, von dem der Bericht im Börsencourier selbstverständlich nicht das Geringste enthält.

IV. Erst später erfuhr ich, zu meinem großen Erstaunen, daß „Exentrik" gar kein Bericht sei sondern eine Erdichtung sozusagen, von Theodor Fanta. Herr Hildenbrandt, der während des Erscheinens meiner Glosse verreist gewesen war, legte nach Kenntnis der Glosse und meiner Erklärung den Fall sofort bei. Auch allen andern Herren war das „Plagiat" vorher schon mindestens zweifelhaft gewesen. Er entschuldigte die Redaktion wegen des Mißverständnisses und bat mich um weitere Mitarbeit. Tatsächlich sind seitdem zwei größere Aufsätze ganz ähnlicher Struktur im B.T. erschienen.

Das ‚B. T.' hat diese Erklärung Blochs nicht abgedruckt, wohl aber ein Schiedsgericht vorgeschlagen, was Bloch mit Recht abgelehnt hat. Denn auf der einen Seite steht eine große Zeitung, auf der andern ein einzelner Schriftsteller, der den schönen Vorzug des unabhängigen Schriftstellers genießt, allein zu stehen, wenn es für ihn ums Ganze geht. Es wäre wie bei dem Konflikt zwischen U.S.A. und Guatemala. Was soll da ein Schiedsgericht, bestehend aus Honduras, Haïti und Venezuela?

Redaktionen, deren Nachschlagematerial weniger unter dem Gesichtspunkt von Eigentumsvergehen zusammengestellt ist („Wir erinnern uns dieses Namens, wissen, daß Herr Bloch bei einem Plagiat gefaßt worden ist...), wissen, daß Ernst Bloch der Autor des „Geistes der Utopie" ist, ein philosophischer Schriftsteller von sehr eigenartiger und nicht leichter Form, den man nur selten als Gast in den Zeitungen sieht. Vier Jahre haben die Strafakten Bloch im ‚B. T.' geschlummert. Bloch hat in dieser Zeit nicht nur an angesehenen Blättern mitgearbeitet, im ‚B. T.' selbst haben seitdem zwei Aufsätze von ihm gestanden. Doch nun erinnern sich die strengen Herren plötzlich seiner Vorstrafe. Was hat er ausgefressen? Er hat eine Nummer der Literarischen Rundschau des ‚B. T.' nicht schön gefunden. Es war das gute Recht des ‚B. T.', sich gegen diese Kritik zu wehren. Aber auf den Vorwurf: „Ihr bringt schlechte Buchbesprechungen!" zu antworten: „Und du, du hast gestohlen!", das führt auf dem denkbar kürzesten Wege aus der Literatur auf den Fischmarkt und wäre zu verwerfen, selbst wenn die Bezichtigung zuträfe.

Es gibt zwei Möglichkeiten, Plagiatfälle zu behandeln: entweder entlarvt man den Schuldigen rücksichtslos und

bricht alle Beziehungen zu ihm ab, oder man behandelt die Sünde als läßlich und pardonniert. Das ‚B. T.' jedoch hat getan, als betrachte es den Fall als erledigt, und dabei die Akten auf Eis gelegt, um sie bei passender Gelegenheit wieder zu verwenden. Dabei hat Ernst Bloch kein Plagiat begangen, er hat den Verdacht, unter dem er stand, entkräften können, und die Redaktion hat ihn selbst um weitere Mitarbeit ersucht. Dafür soll ihm jetzt, wo er lästige Kritik geübt hat, der ehrliche Name abgesprochen werden. Er hat ein Anrecht auf volle Genugtuung.

Personalia von Morus

Väter und Töchter

Wohin marschieren die Jungen? Ists wirklich so, daß aus Bürgerhäusern oder solchen, die es noch zu sein glauben, alles nach rechts abschwenkt, daß diejenigen, die auf Vaters Kosten länger als acht Jahre die Schulbank drücken dürfen, bestenfalls auf dem Weg über die Nationalsozialisten den Anschluß an links finden? Wird, wer aus der Mittelschicht die Universität passiert, unfehlbar vom Hochschulschlagring deutscher Art getroffen?

Wir wollen uns nichts vormachen: bei der Mehrzahl ist es so, und der Gewerkschafts-Elan sorgt dafür, daß es so bleibt. Vom Gewerkschaftssekretär bist Du geboren, zum Gewerkschaftssekretär sollt Du wieder werden. Es ist auf beiden Seiten dasselbe: aus Muff wird wieder Muff. Nur nicht ausbrechen, nur niemanden reinlassen, der nicht zur Klasse gehört. In ständischen Zirkeln dürft Ihr revoluzzern, dürfen sogar jungkonservative Edelinge sich mit bolschewistischen Gedanken plagen. Aber kommt ein anderer hinzu, dann schnell die Fensterläden runter, Licht aus und Messer raus.

Nur den Sprossen Prominenter sei eine Ausnahme gestattet. Daß sich in den Häusern der Regierenden bei den Jungen Widerspruchsgeist regt, ist alter deutscher Brauch. Kronprinzenpolitik gab es auch unterhalb der Hohenzollern, und man nahm es nicht weiter krumm, wenn nur bis zum Beginn der Karriere die richtige Gesinnung da war. Nun ist auch das nicht mehr nötig, und unter den obersten Fünfhundert gilt es als kein Makel der Erziehung, wenn Sohn und Tochter die Ansichten des alten Herrn nicht teilen. Die Jungen stürmen nicht gleich himmelan, aber sie haben zu vieles aus der Nähe gesehen und suchen deshalb lieber ein, zwei Schritte weiter links ihren Weg. Zwar sind wir im Reichstag noch nicht so weit wie im Unterhaus, wo Baldwin senior und Baldwin junior in jeder Abstimmung einander bekriegen. Aber in der Verwaltung gibt es auch bei uns schon manche Überraschungen. Der Sohn Adolf von Harnacks, den Haenisch als Pressechef ins Kultusministerium nahm, hat es als Sozialdemokrat jetzt bis zum Regierungspräsidenten gebracht. Hans Simons, der Sohn des verflossenen Reichsgerichtspräsidenten, sitzt als Sozialdemokrat im Preußischen Innenministerium.

Seltsamer noch, daß die Tochter des Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrates Hermes Sozialdemokratin geworden ist und sich, proletariergläubig, einen Arbeiterroman „Rote Fahne in Not" von der Seele schreibt.

Am merkwürdigsten aber, daß auch die Tochter unseres regierenden Reichsbankpräsidenten sich den Roten angeschlossen hat. Inge Schacht hat schon in Heidelberg sozialdemokratische Studentenpolitik gemacht und beim ‚Vorwärts' eine Lehrzeit absolviert. Als kürzlich ihre Verlobung mit dem Legationssekretär Albert Hilger van Scherpenberg von der deutschen Botschaft in London angezeigt wurde, schien es, als ob damit die politische Einheitsfront im Hause Schacht wieder hergestellt sei. Aber dem ist nicht so, denn der Doktor van Scherpenberg gilt als der röteste Mann im Stabe des Herrn Sthamer, und Breitscheids Gunst begleitet ihn auf seinen Wegen.

Schacht und Goldschmidt

Roma lucuta, causa finita. Das Zentrum hat sich für Schacht entschieden, und damit ist der Fall zugunsten des Reichsbankpräsidenten erledigt. Schließlich hatten die Herren der ausgleichenden Gerechtigkeit auch keine Ursache, mit Schacht unzufrieden zu sein. Die Kirchenanleihen unterstehen nicht der Beratungsstelle für Auslandsanleihen, durch die Schacht die Kreditsperre über Länder und Städte verhängt. Monat für Monat strömen unbehindert aus Holland Guldenanleihen für klerikale Zwecke herein. Wollen die Städte ein Krankenhaus bauen, so ists eine unproduktive Anlage, und kein Dollar darf für solchen Luxus ausgegeben werden. Wenn aber die Ursulinerinnen ein Spital errichten oder die rheinischen Bischöfe ihre Bethäuser renovieren lassen, so sind das gottgewollte Notwendigkeiten, vor denen alle Devisenfragen in Nichts zerrinnen. Wer weiß, ob ein anderer Mann auf dem Platz Schachts ein ebenso feines Unterscheidungsvermögen hätte, was Satanswerk und was Gotteswerk ist. Ergo ist schon besser, man rührt nicht an der Reichsbank.

So werden denn auch künftig sechs Bankfürsten den Reichsbankpräsidenten zu wählen haben, und wen sie einmal gekürt, den darf für vier Jahre keine Macht der Welt antasten. Nur sie selbst haben das Recht der Abberufung. Die Reichsregierung muß sich, wie bisher, mit der Rolle eines Stillhaltekonsortiums begnügen. Freilich wird man an Stelle der Ausländer, die unter dem Dawesplan die Reichsbank beaufsichtigten und den Präsidenten mitwählten, drei neue Männer in das Wahlkollegium aufnehmen. Doch soll auch auf diese drei das Reich keinen Einfluß haben, sondern die sechs alten Kurfürsten suchen sich, als wär es ein Gentryclub, die drei Neuen eigenmächtig aus den Reihen ihrer Standesgenossen aus.

Nur ganz leise und auf Umwegen möchte das Reich doch auch ein Tönchen mitzureden haben. Mitreden, das ist schon zuviel gesagt; aber wenigstens einen dabei haben, der überhaupt den Mund aufmacht und nicht zu allen Taten des

Reichsbankpräsidenten Ja und Amen sagt. Dieser Eine kann, wie es heute unter unsern Bankern aussieht, nur Jacob Goldschmidt sein. Jacob Goldschmidt ist seinem Exkollegen Schacht durch alte Gegnerschaft verbunden. In der Nationalbank für Deutschland haben sie sich kennen und lieben gelernt, und hätte sich Goldschmidt damals nicht als der Stärkere erwiesen, so wäre Schacht wahrscheinlich nie auf die Idee gekommen, als Reichsbankpräsident zu kandidieren.

Die Gegensätze haben, seitdem Schacht in die Jägerstraße übergesiedelt ist, etwas urbanere Formen angenommen, aber sie sind nicht ausgeglichen worden. Wenn Schacht für Kreditrestriktion war, war Goldschmidt für Kreditfreiheit, wenn Schacht Sturm blies, war Goldschmidt für gutes Wetter, wenn Schacht gegen die Börse losdonnerte, gab Goldschmidt Hausseparolen aus. Dabei sind es nicht große politische oder theoretische Meinungsverschiedenheiten, die die Beiden trennen, sondern es ist im Grunde nur ein Unterschied der Charaktere, ähnlich wie etwa in der Inflationszeit zwischen Stinnes und Otto Wolff. Schacht ist, wie Stinnes, ein robuster Ellenbogenmensch, dem es auf persönliche Macht ankommt und der seine eigenen Interessen mit denen des Staats identifiziert. Goldschmidt sucht, wie Wolff, mit dem Strom zu schwimmen, um weiterzukommen. Für Schacht ist die Regierung die pièce de resistance, an der sich seine Angriffslust, seine Eroberungssucht, sein Geltungsbedürfnis entzündet, für Goldschmidt sind die Leute der Wilhelmstraße, wie man auch privatim über sie denken mag, doch Respektspersonen, mit denen man lieber gut steht.

Obwohl Schacht bei seinem Ausscheiden aus der Nationalbank die Treppe heraufgefallen ist, hat er nie ganz vergessen, daß er damals als Besiegter fortgehen mußte. Die Darmstädter und Nationalbank ist, das kann man wohl sagen, nicht grade das Lieblingsinstitut der Reichsbank. Goldschmidt hat noch in jüngster Zeit dafür einige Beweise erhalten. Um das Anleihemonopol des amerikanischen Bankhauses Dillon Read abzuwehren, das in Deutschland über die Reichskreditgesellschaft, die Deutsche Bank und Mendelsohn lief, versuchte Jacob Goldschmidt kurz vor Weihnachten, dem Reich eine Anleihe des new yorker Hauses Ruben, Loeb & Co. zu vermitteln. Aber Schacht fuhr dazwischen, und aus den Bemühungen Goldschmidts wurde nichts. Peinlicher war für die Danatbank noch der Krach der Frankfurter Allgemeinen Versicherungsgesellschaft, die Goldschmidts engster Kollege Bodenheimer als stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender zu betreuen hatte. Einer der Hauptgeschädigten in Frankfurt war Schachts entschiedenster theoretischer Gegner, der Professor Albert Hahn von der Effekten- und Wechselbank. Während Schacht beim Stinnes-Krach und auch bei minder wichtigen Unfällen wie dem Stumm-Krach helfend eingegriffen hatte, rührte die Reichsbank bei der Frankfurter Allgemeinen keinen Finger. Sicherlich war das nur ein Zufall. Aber auch Zufälligkeiten hat man nicht gern, wenn sie soviel Staub aufwirbeln und womöglich auch noch zu Regreßklagen führen können.

Bemerkungen

Der Dritte Grad

Als der junge Goethe anno 1772 als Rechtspraktikant in des Heiligen Römischen Reiches Kammergericht zu Wetzlar tätig war, hatte sich an diesem Institut die Sitte herausgebildet, die Prozesse solange hinzuziehen, bis sämtliche Beteiligten verstorben waren. Man fand diese Vereinfachung der Jurisdiktion schon damals nicht ganz in der Ordnung.

Am 8. August 1925 wurde der Universitätsprofessor Rosen und sein Hausmeister, der Schuhmacher Stock, in einem Villenvorort von Breslau ermordet aufgefunden. Der Verdacht fiel sofort auf die Wirtschafterin Neumann, mit der der Professor seit etwa dreißig Jahren zusammenlebte, sodaß die Umwohner an ein rechtmäßiges, eheliches Verhältnis glaubten und die Wirtschafterin nicht anders als „Frau Professor" titulierten. Sie wurde vom Fleck weg verhaftet. Im Laufe der Untersuchung stellte sich heraus, daß Frau Neumann vor etwa vierzig Jahren einmal bei der Sittenpolizei gemeldet war; stellte sich heraus, daß der hochgeehrte Professor und angesehene Gelehrte ein Doppelleben geführt hatte und allerlei merkwürdigen Neigungen nachgegangen war; stellte sich nicht heraus, daß Frau Neumann mit der Ermordung auch nur das Geringste zu tun hatte. Man mußte sie nach achtmonatlicher Haft zum ersten Male entlassen. Man warf sie zum zweiten Male vom 1. Februar 1927 (also anderthalb Jahre nach dem Mordfall) bis zum 12. Mai 1927 ins Untersuchungsgefängnis. Nun wurden die berliner Kommissare von Liebermann und Trettin mit der Aufhellung der Angelegenheit betraut. Sie fanden bei der breslauer Polizei das Entgegenkommen, das unter Kollegen und Behörden in deutschen Landen üblich ist; auf diese Weise bekamen die ortsfremden Kriminalisten auch nichts heraus, aber sie bekamen die inzwischen sechzig Jahre alt gewordene Frau Neumann ins Untersuchungsgefängnis zum dritten Mal hinein. So geschehen Ende Mai 1929, also fast vier Jahre nach dem Doppelmord. Jetzt versuchte man es nach amerikanischem Muster mit dem „dritten Grade": durch unaufhörliche Vernehmungen sollte die alte Frau mürbe werden. Nebenher ging eine Pressepropaganda für die Tüchtigkeit der berliner Kommissare, die sich — das muß man schon sagen — sehen lassen konnte. Als Frau Neumann auch unter der Folter des Verhörs die Tat, die sie nicht vollbracht hat, keineswegs eingestehen wollte, blieb eine andre Frage nicht mehr übrig als die nach ihrem Geisteszustand: war sie imstande, das komplizierte Gebäude ihrer Angaben künstlich aufzurichten? Fünf Monate Untersuchungshaft genügten nicht, um zu einer Diagnose zu kommen; es wurde nötig, daß man die Untersuchungsgefangene in der städtischen Irrenanstalt Einbaumstraße unterbrachte — zur Beobachtung.

Hier geschahen nun merkwürdige Dinge: Frau Neumann, die sich 1927 freiwillig einer Vernehmung unter Hypnose durch den bekannten berliner Sanitätsrat Doktor Flatau unterzogen hatte, weigerte sich, eine Rückenmarkpunktion an sich vornehmen zu lassen. Der Eingriff geschah dennoch widerrechtlich, nicht nur ohne ihre Zustimmung sondern sogar gegen ihren Willen. Die Stationsärztin, die ihn ohne Wissen des Primärarztes vorgenommen hatte, Fräulein Doktor von Wietersheim, hielt eine Postkarte zurück, in der Frau Neumann ihren Anwalt um Schutz vor der bevorstehenden Wiederholung der überaus schmerzhaften Prozedur bat; zufällig kam dieser sie besuchen und konnte die zweite Rückenmarkpunktion grade noch verhindern. Am 22. Januar sollte Frau Neumann ins Untersuchungsgefängnis zurückgebracht

werden; am 21. abends erlitt sie einen schweren Schlaganfall und blieb linksseitig gelähmt; ob sie überhaupt je wieder vernehmungsfähig wird, ist zweifelhaft.

Jedenfalls beantragte die Staatsanwaltschaft unverzüglich die Haftentlassung, da Frau Neumann mit ihrer Lähmung anitzt nicht mehr fluchtverdächtig ist...

Neben diesem viereinhalbjährigen strafprozessualen Untersuchungsverfahren läuft ein Zivilprozeß einher, den Frau Neumann gegen die Erben des Professors Rosen angestrengt hat. An deren Spitze steht der Reichsminister a. D. Rosen und verweigert ihr die Auszahlung aus einem Vermächtnis, das der Verstorbene seiner Lebensgefährtin im Jahre 1914 zugedacht hatte. Nach langem Hin und Her entschied das breslauer Landgericht für Frau Neumann. Die Gegenpartei legte Berufung ein. Inzwischen wurde Frau Neumann zum dritten Male verhaftet. Das Oberlandesgericht Breslau verfügte daraufhin die Aussetzung des Verfahrens.

Nun bestehen zwischen dem strafrechtlichen Untersuchungsverfahren und dem Zivilprozeß gewisse Beziehungen: würde sich nämlich eine Schuld der Frau Neumann nachweisen lassen, so wäre sie erbunwürdig, und Reichsminister Rosen nebst Miterben brauchte an die jetzt bettelarme Frau, die mit seinem Bruder ein Menschenalter hindurch gelebt hatte, keinen Pfennig auszuzahlen. Bei dem Grade des Vertrauens, das wir zu den Vertretern der deutschen Justiz haben dürfen, fällt es niemandem ein anzunehmen, die Besonderheit des Untersuchungsverfahrens hätte irgendetwas mit dem Zivilprozeß und seinen Beteiligten zu tun; denn laut Artikel 109 der Reichsverfassung sind alle Deutschen vor dem Gesetze gleich. Und unsern Richtern ist es ganz egal, wer vor der Schranke steht — ob das nun ein Reichsminister ist oder das armselige Wrack von einer Frau, die zum Domestikenstande gehört.

Erich Landsberg

Der vorsichtige Träumer

Die meisten leben noch unterirdisch, man sieht sie nicht, und sich sehen sie kaum. Der Mann am fließenden Band, der acht Stunden am Tag dieselbe Bewegung machen muß, ist genau so verschollen wie der Bergarbeiter. Keiner liebt den fünften Stand um der schönen, gar sonnigen Augen willen, die er schon hat.

Da sagte aber einmal einer, der viel für die proles übrig und manches mit ihr getan hatte, also keine böswillige oder gar feindliche sondern mehr eine trauernde Figur, zu einem Kommunisten: „Im citoyen steckte der bourgeois; gnade uns Gott, was im Genossen steckt". Er fügte hinzu: „Deshalb seid ihr auch so vorsichtig und wollt nie sagen, wie es im neuen Leben aussieht. Sonst seid ihr preußisch präzis, lauter Gebot der Stunde, aber will man wissen, welche Gesellschaft da zum Durchbruch kommt, so werdet ihr oester-

reichisch, verschiebt alles aufs morgen, gar übermorgen. Um 1789, als der dritte Stand revolutionär war, mußte man nicht so formal, auch kein vorsichtiger Träumer sein. Damals waren immerhin mehr Inhalte da, der Kalif Storch brauchte keine Katze im Sack zu kaufen und nur zu glauben, es sei eine verwunschene Prinzessin. Denn so formal ihr im Blick auf das Kommende seid, so träumt ihr doch dauernd ein Wunderbares, das in der proles sei; hier seid ihr durchaus Gläubige. Hier treibt ihr nicht nur die nüchterne Aufhebung von Not und Ausbeutung sondern malt den ganzen Menschen, den neuen Menschen in die unentschiedene Gegend. Dabei ist der jetzige Prolet meist nur ein mißglückter Kleinbürger, läuft zu den Völkischen oder zu den Budikern ab, die auf dem roten Kanapee sitzen. Aus seinem Klassenbewußtsein hört ihr, obwohl ihr dicht darin zu sein glaubt, eine Weise heraus, die, bei uns wenigstens, nur sehr undeutlich oder gar nicht gespielt wird. Da fährt nur bare Unzufriedenheit und ein sehr verständlicher, sehr heutiger Lebenswille; sprengende Melodie ist so viel und so wenig darin wie im Wagengeräusch, auf das man sich auch allerhand singen kann, sogar Genaueres."

So sprach der grillenhafte Mann und war heimatlos, trank nur manchmal aus der Subjekts- oder Freundschaftsflasche, wo ihm noch etwas Leben war. Er vergaß nur, mit dem, was er einem so zu schaffen macht, daß ihn der Genosse gar nicht enttäuschen kann. Denn er spiegelt ja eben nichts vor, zum Unterschied vom Bürger von ehemals, macht keine großen Worte, die dann zu guten Geschäften werden. Am Sieg der bürgerlichen Klasse sah man (in Versailles noch einmal), was große Worte, sogar Inhalte bedeuten, wenn der Grund nicht in Ordnung ist. Die proles ist grade die einzige Klasse, die keine sein will; sie behauptet nicht und kann es allerdings nicht behaupten, daß sie als solche besonders großartig wäre, jeder Proletkult ist falsch und bürgerlich angesteckt. Sie behauptet nur, daß sie den Schlüssel zum menschlichen Speiseschrank hergibt, wenn man sie aufhebt, nicht, daß sie den Schrank mit sich führe oder gar, daß sie dieser sei. Sie lehrt grade radikal, in ihrer empörten Entmenschung, daß es bisher noch kein menschliches Leben gab sondern immer nur ein wirtschaftliches, das die Menschen umtrieb und falsch machte. Sie will nicht ihr eigenes Ideal verwirklichen (man hat an den Bürgern, was dabei herauskam, in ihrer wirklich nur „formalen" Freiheit), sondern will die Verhältnisse selbst aufheben, in denen es Klassen und immer nur Klassen gibt. Sie will ihre Lage aufheben und das Menschenfleisch der richtigen Küche überlassen, die dann endlich herauskommt. Wenigstens springt kein Ausbeuter heraus, ja sollte selbst noch etwas Schlimmeres, Unähnlicheres geschehen, so ist doch reiner Tisch, und man sieht, was mit den freien Menschen los ist oder noch nicht an ihnen los ist. Armut braucht man zu unserm Nichtsein, nicht Richtig-Sein nicht, die Menschen sind auch so noch genug eingebunden und sich unähnlich. Meint man und überläßt den grillenhaften Mann seinen Vorurteilen; an denen es, wie immer, wenn sie ungläubig sind, nichts zu nagen und zu beißen gibt.

Ernst Bloch

Nachruf für Onkel Tom

Der Konkurs von „Onkel Toms Hütte" gibt Gelegenheit, schon im Winter etwas über berliner Sommerlokale zu sagen — es gilt nicht allein für den zusammengebrochenen Onkel Tom sondern für viele seinesgleichen. Ich bin früher oft in Onkel Toms Hütte gewesen, allein und mit zahlreichen Bekannten; aber allmählich und ganz ohne Verabredung haben wir uns alle daran gewöhnt, das Lokal zu meiden. Viele andre werden es ebenso gemacht haben — da kann auch der längste und heißeste Sommer nichts helfen. Onkel Toms Hütte ist herrlich gelegen, Beginn und Ende schöner Spaziergänge — aber sie war stets das Musterbeispiel des unangenehmen Sommerlokals.

Selbstverständlich hatte sie die standesgemäße Zweiteilung; für die feinen Leute, die Wein- und Mokka-Kavaliere das weiße Gedeck, für die andern bunte und wenig saubere Tischtücher. Eine unangenehme Einrichtung, die in keinem andern Lande möglich wäre. Die Wirte behaupten, daß es nicht anders geht — Unsinn, unzählige Lokale mit einheitlich sauberm Gedeck beweisen das Gegenteil in der ganzen Welt.

Dann die Preise, die ungefähr auf der Höhe besserer Weinlokale in der Stadt standen — nur mit dem Unterschied, daß alles, was im Stadtlokal sauber, appetitlich und anmutig ist, hier unappetitlich und unfreundlich war. Das Essen war sehr mäßig, endloses Warten, ungepflegtes Geschirr, kaum eine heile Kaffee-Kanne — man mußte schon sehr gutartig sein, um sich nicht zu ärgern.

Solange ein solches Lokal besteht, hat man eine begreifliche Scheu, darüber zu reden; hier aber zeigt sich, wie ein so günstig liegendes Lokal heruntergewirtschaftet werden kann. Ich weiß wohl, daß der Sommerwirt es besonders schwer hat, aber wenn er über das Wetter des letzten Jahres schelten will, diesen abnorm heißen Sommer und den sonnenwarmen Herbst bis fast in den Winter hinein ... das geht wohl nicht recht.

Und dann die Bedienung! Der beliebte berliner Sommerkellner. Stets mußte ich an Georg Hermanns herrlichen Sonntagskellner denken, der auf die Frage eines wütenden Gastes, was er eigentlich wochentags mache, ruhig sagte: „Ick trage Leichen, wenn ick nich kellneriere!"

Dieser Kellner, der langsam bedient, der nach einer Viertelstunde, wenn man schon auf das Essen wartet, philosophisch meldet: „Nich mehr da!", der grundsätzlich erst am leeren Nebentisch den Aschbecher geraderückt, ehe er einem Ruf folgt, dieser Typ hat sich selbst zum Aussterben verurteilt, weil wir, die Gäste, das Publikum, ihn uns nicht länger gefallen lassen. Man erträgt es nicht mehr, dies mürrische, kaum zuhörende Wesen, diese Atmosphäre der Gnade („Wie komme ich eigentlich dazu —"). Man wird ja auch jedes Ladengeschäft meiden, wo einem die gekaufte Ware widerwillig hingeschmissen wird.

Und so setzt der schlimme Kreislauf ein: schlechtes und teures Essen, schlechte Bedienung, die Gäste bleiben fort, der Wirt hat Sorgen, die Kellner verdienen schlecht, sind böse mit der Welt und dem Publikum, das Publikum wird endgültig vergrault — aus!

Und wenn der ganze Verein der Sommerlokalpächter aufsteht — wir, die zahlenden Gäste behaupten, daß es auch anders geht. Wir wollen manierlich bedient sein, ganz gleich, ob wir Sekt oder Limonade trinken (über deren Preiskalkulation übrigens auch manches zu sagen wäre), wir wollen gute Ware für unser Geld. Diese lieblose Brühe als Kaffee, die zwei Tuschnäpfchen voll Mokka, das Schnitzel, dessen Sauce am Gaumen erstarrt — daran ist Onkel Tom gestorben! Daran

wird hoffentlich noch manches Lokal eingehen, auf dessen fleckiger Speisekarte unsichtbar das Motto prangt: „Wozu sich anstrengen, die Sommerkundschaft frißt es ja doch!"

Die Berliner sind sehr neppempfindlich geworden, sie reisen auch wieder ins Ausland und kommen mit dem festen Entschluß zurück, sich zuhause diese steckengebliebenen Inflationsmanieren nicht mehr gefallen zu lassen.

Sommerwirte, versucht es doch einmal mit einer modernen Methode, seht Euch doch einmal an, was Kempinski und andere Gaststätten heute an „Kundendienst" leisten — vor zwanzig Jahren wars dort auch nicht so —, und laßt uns dann mit neuen und netten Manieren einen neuen Onkel Tom erstehen. Ihr werdet sehen: Seine Hütte wird ihm bald zu klein werden!

Martin Proskauer

Koalition der Kragen

Am Stefansplatz in Wien hält neben der „Alten Feldapotheke" das vornehme Herrenwäschegeschäft Riedel & Beutel die oesterreichische Tradition aufrecht. Das Wesentliche an dieser Tradition ist nicht, ob sie monarchistisch oder republikanisch ist, sondern das Bekenntnis zu jenem gemütlichen Ausgleich der Gegensätze, der in dem politisch gewordenen Grundsatz verkörpert ist: Mir wern kan Richter brauchn! Es dürfte vielleicht nur eine böswillige kommunistische Erfindung sein, daß die vielberufene „innere Abrüstung" zu einer Umwandlung der Heimwehr und des Schutzbundes in eine „Miliz zum Schutze der (neuen) Verfassung" führen wird. Aber der lästerliche Volkswitz ist der Lage am besten mit einer Anekdote gerecht geworden. Das Oberhaupt der Familie Vorsichtig stellt in den Tagen der Bürgerkriegspanik strahlend fest: Uns kann nix geschehn, denn unser Peperl ist beim Schutzbund und unser Maxl bei der Heimwehr.

Damit ist die Formel für die innere Politik Oesterreichs gefunden. Aber die Wirklichkeit ist immer noch um einen Grad witziger als der beste Witz. Bei Riedel & Beutel haben die Kragen hochpolitische Namen bekommen. Entsetzt bleibt der Blick haften an einem Kartonturm mit Seitzkragen von Nr. 36 bis 47. Diese Errungenschaft des Sozialismus hat nicht einmal der große Prophet Karl Marx voraussahnen können. Der neugierige Reportersinn forscht nach Ursache und Wirkung: „Ja wissens, das ist so. Mir ham auch Miklas-Kragen. Seit dem sich die politischen Parteien streiten, ham ma für jede Partei ein eignen Kragen gmacht. Für die Sozialdemokraten den Seitzkragen und für die Christlichsozialen den Miklaskragen. Aber mit dera Politik ham ma imma nur a Gfrett. Da will einer einen Seitzkragen, weil er ihm paßt, aber da paßt ihm wieder der Name nicht, und umgekehrt. Jetzt ham ma Seitzkragen mit

und ohne Aufdruck und ebenso Miklaskragen mit und ohne Politik."

Riedel & Beutel, in deinem Lager ist Oesterreich!

Bruno Frei

Zuckmayer und der Kakadadaismus

Guschka: „Die Kakada! Die Kakadadadadadada!! Der Kakadudududu und die Kakadadadadadada!!"
Aus: Kakadu-Kakada, 8. Bild.

Karl Zuckmayer hat ein Stück für Kinder geschrieben. Man hoffte, es würde etwas. Es wurde nichts. Das „Motto" lautet (im Textbuch, bitte, nachzulesen): „Datatsching, schnedderengdeng, wummwumm rapapah, wau, wau, wau, kakadu, kakadah!" ... Zuckmayer wollte kindlich sein und wurde bloß albern. Er warf sich vor den Kindern, um nicht größer zu erscheinen als sie, platt auf den Bauch und erfand so den Kakadadaismus.

Diese bäuchlings verlaufende, läppische Anbiederung betrieb er aber nicht nur stilistisch sondern auch moralisch. Er kroch, da er nun schon mal parterre war, zu den lieben Kinderlein hinüber, zog den Erwachsenen eine lange Nase und meinte: „Die dummen doßen Dafsdöpfe, nis?" Und so gleichen seine Erwachsenen fast ausnahmslos blöden oder bösartigen Flüchtlingen aus einem Wachsfigurenkabinett. Und so verzapft er Sentenzen wie diese: „Allzu große Sauberkeit bringt Verdruß und Herzeleid" oder „Wenn man ein warmes Herz hat, braucht man nicht zu frieren." Zuckmayer schwärmt für schlechte Zensuren, für Arbeitsunlust, für Fresserei. Er identifiziert Fleiß mit Minderwertigkeit und Faulheit mit stiller Größe. Er lobt die schlechten Eigenschaften und verulkt die guten. „Heiliges Sankt Speckbäuchl!" Um mit ihm zu sprechen.

Wenn nun wenigstens das Stück etwas taugte! Der Stil ist unecht, schön. Die Gesinnung ist kindisch, schön! Es könnte ja trotzdem ein spannendes Theaterstück sein! Es ist keines. Es hat keine tragende Handlung; denn die Ferienreise und die Heimkehr zweier berliner Familien zu beschreiben, wäre nur dann spannend, wenn Besonderes erfolgte. Zuckmayer hat das empfunden; denn wo er kann, bohrt er lustige Anekdoten neben den rosa Faden. Beispielsweise: Ein Pudding soll angezündet werden; der in die Stadt verpflanzte Dorfbua gießt, heimlich und mit bester Absicht, Benzin drüber, — und um die nun folgende, hinter der Bühne stattfindende Puddingexplosion für Kinder verständlich vorzubereiten und beizulegen, braucht Zuckmayer je zehn Minuten; der geplante „Lacher" dauert zehn Sekunden. Eines kurzen Gelächters wegen vergeudet und verödet der Autor also mehr als eine Viertelstunde! Das Stück ist ein Schulbeispiel für mangelnde Ökonomie, für instinkt- und planlose Dramaturgie. Da ist eine stundenlang sich hinschleppende Papageienjagd. Der Kakadu fliegt fort. Die Kinder beratschlagen; schleichen nachts auf den Donnerwetterkogel; treffen den Onkel Doktor; ziehen mit ihm weiter; treffen den Steinbock; klettern und reden, bis den Kulissen die Augen zufallen. Endlich finden sie das Vieh — es ist aus grüner Wolle; wenn es spricht, muß sich ein Darsteller den Mund zuhalten; wenn es fliegen soll, fällt es um — sie finden das Tier wieder, fad und ausgestopft und schief auf ein Versatzstück gesteckt, — und deswegen stundenlanges Her- und Hinziehen? Langeweile mit Freilauf.

Der Autor bricht seinen Charakteren sämtliche Knochen und ersäuft sie im familiären Normalkitsch. Die Gefühle sind verkitscht. Die Urwüchsigkeit trägt ein Sabberlätzchen. Die Situationen stehen auf Plattfüßen. Ohne den kleinen Gustl Gstettenbauer und ohne Willi Schaeffers wäre es noch viel ärger. Zwanzig gute zeitgemäße Kinderstücke könnten wir brauchen, und nun haben wir nicht einmal eins.

Erich Kästner

Antworten

Verein Berliner Presse. Du bist die repräsentative Organisation der berliner Journalisten, die doch alle höchst unterrichtete Leute sind. Trotzdem scheinen deine Herren nicht zu wissen, wie groß die Presseabteilung des Reichswehrministeriums ist. Denn dieses tüchtige Bureau hat für den diesmaligen Presseball Karten für 34 Pressechefs abholen lassen. Während der gewöhnliche Sterbliche pro Karte 30 Mark bezahlen muß, die höhere Bureaukratie dagegen nur 20 Mark, gilt für das Reichswehrministerium der Vorzugspreis von 10 Mark, so daß also die alte Parole „Kinder und Militär halbe Preise!" noch kräftig unterboten wird. Doch kaum waren die Karten für die 34 Pressechefs à 10 Mark verkauft, da meldete sich das R.W.M. nochmals und bestellte noch „einige so billige Presseballkarten", für „einige Nachzügler", selbstverständlich auch „Pressechefs". Es ist kein Wunder, daß unter diesen Umständen der Geschäftsführer des Ballbureaus in den von allen Anwesenden gehörten Verzweiflungsruf ausbrach: „Besteht denn das ganze Reichswehrministerium ausschließlich aus Pressechefs?" — Damit sollte es aber nicht sein Bewenden haben. Denn der Presseball ist eine Wohltätigkeitsveranstaltung, deren Reinertrag deiner Pensionskasse zugute kommt. Du hast also die Pflicht, das Ergebnis so lukrativ wie möglich zu machen. Warum also dies Privileg für das Gruppenkommando Nassau in der Bendlerstraße? Warum also die Nachsicht gegenüber dem heitern Versuch, deinem Bureau 34 Pressechefs aufreden zu lassen? Ist denn grade das R.W.M. eine Behörde, die der Presse sonst besondere Freundlichkeit entgegenbringt?

Rudolf Leonhard. Zu ihrem strafrechtskritischen Beitrag in Nummer 4 der ‚Weltbühne' schreibt uns Kurt Hiller: „Freund Leonhard wünscht in seinem dankenswerten Aufsatz meiner kleinen Kampfschrift ‚Der Strafgesetzskandal' weiteste Verbreitung. Ich auch. Aber der Wunsch ist unerfüllbar. Seit einem halben Jahre scheint der Verleger der Broschüre, Herr Artur Koenig, Inhaber des ehemaligen ‚Element-Verlags', unserm Sonnensystem entrückt. Er ist weder telephonisch noch brieflich noch sonstwie erreichbar; Bestellungen auf die Broschüre gehen regelmäßig an den Besteller zurück; etliche tausend Exemplare dieser schon durch ihre Billigkeit (30 Pfennige) zum Eindringen in die Massen bestimmte Schrift vergilben an einer Stelle des Planeten, die niemand kennt, auch der leipziger Kommissionär nicht. Himmel und Hölle und den Gläubigerschutzverband habe ich schon in Bewegung gesetzt — vergebens. Seit einem halben Jahre stehe ich händeringend da und brülle: ‚Artur Koenig! Artur Koenig!!!'" Vielleicht hört er den Schrei des Verzweifelnden jetzt.

Professor Neckel. Sie haben jüngst an der berliner Universität in einem Kolleg über germanische Heldendichtung erzählt, wie König Gunnar befahl, dem grimmen Hagen das Herz herauszureißen, und wie man, um ihn zu täuschen, erst einmal einen Sklaven schlachtete. Hagen soll laut gelacht haben, als man ihm das Herz exstirpierte, während der Sklave bei der gleichen Prozedur jämmerlich winselte. An diesem Punkt haben Sie dem Kolleg eine aktuelle Wendung gegeben. „Ein jüngerer Autor hat die Todesszene des unheldischen Sklaven breit ausgemalt, hat sogar Mitleid mit ihm. Meine Damen und Herren, ich meine Arnold Zweigs ‚Streit um den Sergeanten Grischa'. Auch hier am Schluß des Buches das Gewinsel eines Schwächlings, der sterben soll — und zwar mit widerwärtigstem Naturalismus ausgemalt. Die Sympathie des Autors ist ganz bei den Unheldischen. Große, tapfere Männer kommen bei

ihm zwar hin und wieder vor, aber nur kurz, denn er liebt sie nicht und versteht sie nicht!" Wie verhalten sich eigentlich ihre Hörer bei solcher Gelegenheit? Lacht ihnen heldisch das Herz im Leibe oder scharren sie etwa nach Sklavenart mit den Füßen? Auf dem Podium des germanischen Seminars scheinen sich bis heute die Sitten und Ansichten erhalten zu haben, die einst Tacitus vorgefunden und beschrieben hat.

Berliner Rundfunkhörer. Am Donnerstag, abends um 9 Uhr, sprechen Carl v. Ossietzky, Morus und Rudolf Arnheim über Geschichte und Aufgaben der ‚Weltbühne'.

Kritiker. Neben dir sitzt noch immer Herr Paul Fechter. Willst du dich nicht ein paar Plätze weiter setzen, denn Herr Fechter ist keine erwünschte Nachbarschaft mehr! Dieser Kunstrichter versucht seine langweilige Schreibe durch Denunziation interessant zu machen. So hat er Walter Mehring bei seinem Verleger angeschwärzt. So sucht er jetzt das preußische Staatsministerium gegen Herrn Doktor Finkelnburg, den Präsidenten des Strafvollzugsamts, aufzubringen, weil der in einem Theaterstück die Schäden des heutigen Strafvollzugs rücksichtslos aufgedeckt hat. Der Fechter meint nämlich, daß ein noch im Dienst befindlicher hoher Beamter sowas nicht tun könne, ohne vorher seinen Rücktritt erklärt zu haben. Früher war der Fechter ein mäßiger Klopffechter, auf den niemand achtete. Das wurmte ihn. Jetzt taucht er den Besenstiel in Rattengift. Vor hundert Jahren hieß die literarische Impotenz, die sich durch Denunziationen schrecklich machen wollte, Wolfgang Menzel. Heute heißt sie Paul Fechter.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Öffentlicher Diskussionsabend Freitag, dem 31. Januar, 20 Uhr, Café Adler, am Dönhoffplatz. „Die Rolle des Freisozialisten in der Arbeiterbewegung" (Zum Problem der Partei). Es sprechen: Willi Eichler (JSK); Erich Frey (SPD); Kurt Hiller; Fritz Lindholz (Jungproletarischer Bund); ein Mitglied der KPD. Unkostenbeitrag 0,30 Mark; Gäste willkommen.

Abonnent. Die Inhaltsverzeichnisse und Einbanddeckel sind Anfang Februar zu haben.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Grzesinski bekämpft den Terror von Heinz Pol

Das innenpolitische Leben des preußischen Staates spielt sich wieder einmal unter der stets aktuellen Parole „Gegen den Terror von rechts und links" ab. Sowohl gegen diese Parole wie gegen ihre praktische Durchführung kann man nicht einmal grundsätzlich etwas einwenden: auch der demokratische Staat hat die Pflicht, sich gegen seine Feinde zur Wehr zu setzen, die die Freiheit des Systems dazu benutzen, es zu beseitigen.

Theoretisch also sind wir uns ziemlich einig. Wie aber sieht es in der Praxis aus? Die ganze Energie der Terrorbekämpfung gegen rechts und links wird seit einem Jahr darauf verwandt, den linken Flügel der Radikalen zu sekkieren, zu schwächen, zu vernichten. Die Bekämpfung des rechten Terrors steht nur auf dem Papier. Wenn die Nationalsozialisten in den letzten Monaten überall in Preußen einen beispiellos großen Propagandaerfolg verzeichnen konnten, so können sie sich dafür in erster Linie nicht bei Hitler und nicht bei Goebbels, sondern beim preußischen Minister des Innern, dem Sozialdemokraten Grzesinski, bedanken. Der hat alles, aber auch wirklich alles dazu getan, daß unsre Fascisten bis auf den heutigen Tag auf Straßen und Plätzen, in Versammlungslokalen und in ihrer immer größer werdenden Presse ihre Idee vom Dritten Reich teils mit Revolver und Gummiknüppel, teils mit heisern Kehlen und Druckerschwärze dem deutschen und besonders dem preußischen Volke verkünden dürfen.

Die Terrorbekämpfung des Herrn Grzesinski begann im Frühjahr vorigen Jahres mit einer hellen Fanfare: Verbot des Rotfrontkämpferbundes. Es muß nur einmal der starke Mann kommen, dachte man und harrte der kommenden Dinge. Die Kommunisten wurden ruhig, statt dessen las man in der Zeitung am frühen Morgen, am Mittag, am Abend und in der Nacht von nationalsozialistischen Untaten: gesprengte Versammlungen, blutige Schlägereien, Attentate, militärische Übungen, Waffenfunde, Aufmärsche, Paraden. Das dauerte den Sommer über und steigerte sich womöglich noch im Herbst. Es folgte die Campagne gegen den Youngplan, in der ja die nationalsozialistischen Sturmtrupps, nämlich die SS- und SA-Leute, die führende Terrorrolle spielten. Jetzt endlich, so dachte man, unpolitisch wie man nun einmal ist, wird doch wohl Genosse Grzesinski eingreifen und analog dem Rotfrontkämpferverbot auch die SS-Garden auflösen. Mit nichten geschah dies. Es geschah vielmehr, daß die SS-Leute etwa in Berlin, unter Führung des Doktor Goebbels und wohlbeschützt von einigen Hundertschaften Zörgiebels, im Parademarsch durch die Arbeiterquartiere Neuköllns und des Weddings zogen, und die ohnedies aufgeregte Bevölkerung bis aufs Blut reizten. Die Folge: Zusammenstöße und Schlägereien. Die Folge: neue Drangsalierungen der Kommunisten, die an allem die Schuld trügen. Die Folge: „Arbeitermörder!" schreit die

‚Rote Fahne', sie wird beschlagnahmt; „Zuchthausdirektor Grzesinski!" schreit Goebbels' ‚Angriff', kein Hahn kräht danach — im gelbgetünchten preußischen Ministerium des Innern ist man auf die nationalsozialistische Presse noch nicht abonniert.

Der Terror der Nationalsozialisten sei doch in Wirklichkeit gar nicht so schlimm, meinen gewisse Leute mit dem sanften Augenaufschlag, der aber sofort zum Wutblick des gereizten Löwen wird, wenn nur von ferne her ein rotes Taschentuch aus der Hosentasche gezogen wird. Die Nationalsozialisten sind wirklich nicht so schlimm? Da müssen wir wohl das Gedächtnis ein bißchen auffrischen:

Anfang 1929 wird bei Kassel eine nationalsozialistische Geheimorganisation entdeckt, die unter ihren Mitgliedern Kurse über Brückensprengungen, Stillegung von Kraftzentralen, Telephonanlagen etcetera abhält.

Im Mai beschlagnahmt die Kriminalpolizei in einem Dörfchen bei Braunschweig, wo die Nationalsozialisten regelmäßig militärische Nachtübungen veranstalten, zwei schwere Maschinengewehre, fünfzig Infanteriegewehre und mehrere tausend Schuß Munition. Das Ergebnis der Untersuchung ist nie bekannt geworden.

Im April 1929 ersticht in Frankfurt a. M. im Verlaufe eines Überfalls der Nationalsozialisten auf das Reichsbanner der SS-Mann Schütz zwei Reichsbannerleute. Im Mai wird Schütz von dem frankfurter Schwurgericht freigesprochen, weil die Tat nicht vollständig aufgeklärt worden sei. Ein Verbot der SS-Formation in Frankfurt a. M. erfolgte nicht, so daß in den nächsten Monaten die Überfälle der Nationalsozialisten zur nächtlichen Gewohnheit wurden. Im Dezember meldet die ‚Vossische Zeitung' aus Frankfurt a. M.: „Die nationalsozialistischen Ausschreitungen nehmen von Woche zu Woche üblere Formen an. Die Nationalsozialisten provozieren systematisch die Polizei, wobei sie jedesmal Frauen oder Jugendliche vorschicken." Der preußische Innenminister greift auch jetzt nicht ein. Er liest nur seinen ‚Vorwärts'.

Im Oktober 1929 agitiert der nationalsozialistische Landtagsabgeordnete Wagner, ein Lehrer aus Bochum, in den Versammlungslokalen Hannovers und der nähern Umgebung. Seine Rede gipfelt jedesmal in dem Satz, der Regierung müsse „das Genick umgedreht werden". Nach den Versammlungen Wagners verüben die SS-Leute regelmäßig Überfälle in den Straßen. Bei einem dieser Überfälle wird ein Polizeiwachtmeister in Hannover so schwer verletzt, daß er nach der Einlieferung im Krankenhaus stirbt. Die Überfälle der Nationalsozialisten von Hannover dauern bis heute an. Der preußische Innenminister hat bisher noch nicht eingegriffen.

Ebenfalls im Oktober wird in Duisburg im Verlaufe einer nationalsozialistischen Versammlung ein Kriegsbeschädigter, der einen Zwischenruf wagt, mit Messerstichen getötet.

Im November 1929 werden bei einer Haussuchung bei dem nationalsozialistischen Landwirt Witt in Holstein zwanzigtausend Stück scharfe Infanteriemunition und einige hundert Seitengewehre gefunden. Zu gleicher Zeit entdeckt die Polizei

bei einem nationalsozialistischen Gutsbesitzer in der Nähe von Halle ein umfangreiches Waffenlager, bestehend aus einigen hundert Infanteriegewehren Modell 98, sowie dreizehn Kisten Munition.

Am 30. Dezember 1929 veranstalten die SS-Leute in Berlin einen organisierten Überfall auf eine Gastwirtschaft in der Görlitzer Straße, in der viele Kommunisten verkehrten. Ohne daß es auch nur zu einem Wortwechsel kommt, eröffnen die Nationalsozialisten mit Pistolen und Gewehren das Feuer und verletzen vier Arbeiter schwer. Ein fünfter, dem die SS-Leute bereits den Revolver auf die Brust gesetzt haben, wird im letzten Moment gerettet, da ihn Straßenpassanten fortreißen.

Das ist eine ganz wahllos zusammengestellte Blütenlese, mit Leichtigkeit ließe sie sich verzehnfachen. Ein Bruchteil von dem, was die Nationalsozialisten verübt haben, genügte dem preußischen Innenminister, den Rotfrontkämpferbund zu verbieten. Er wird hundert Gründe ins Treffen führen, warum er dieses Verbot nicht aufgehoben hat und auch in Zukunft nicht aufheben wird. Aber was für Gründe wird er vorbringen, warum er nicht auch gleichzeitig die SS- und die SA-Leute verboten hat und warum er sie auch heute und morgen nicht verbieten wird?

Die Gründe, die er hat, wird er uns nicht sagen. Dafür werden wir sie ihm sagen. Grzesinski ist nämlich nicht in erster Linie Minister, sondern Genosse. Deshalb gibt es für ihn nur eine kommunistische Gefahr. Eine Gefahr freilich nicht so sehr für den Staat, in dem er als Minister für Ruhe und Ordnung zu sorgen hat, sondern hauptsächlich für die sozialdemokratische Partei, deren Bestand und gutes Fortkommen ihm wichtiger ist als die Erfüllung seiner demokratischen Pflichten. Das muß einmal mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden: Der Sozialdemokrat Grzesinski unterläßt geflissentlich alles, was zur Beruhigung der allgemeinen Lage beitragen könnte. Die Radikalisierung der Kommunisten, deren Versammlungen von der aufgehetzten Schupo nicht mit Gummiknüppeln, sondern gleich mit Salven auseinandergetrieben werden — es ist mit seine Schuld, die Verdreifachung der Nationalsozialisten in wenigen Monaten, ihre Umsturzpläne, die mit Samthandschuhen durchgeführten Polizeiaktionen gegen sie — es ist mit sein Verdienst.

Über die Verantwortung an den Mai-Kämpfen ist man sich bis weit ins Lager der Mitte hinein auch heute noch nicht im Klaren. Nicht so Genosse Grzesinski. Der hat es bereits, vierzehn Tage nach den Unruhen, abgelehnt, auch nur einen der beteiligten Polizeioffiziere verantwortlich zu vernehmen, ja er hat darüber hinaus angeordnet, jedwede Untersuchung gegen die berliner Polizei einzustellen. Das war die eine Konsequenz, die er zog. Die zweite war die, daß die Schupo doch noch nicht genügend gut im Straßenkampf vorgebildet sei. Infolgedessen ordnete er an, daß die Mannschaften künftig auf dem Truppenübungsplatz in Jüterbog „sachgemäß" eingedrillt werden müßten.

Die Proteste verstummten, der Mai wurde vergessen, in Jüterbog exerzierten sie mit Handgranaten — und es kam,

was kommen mußte: Mitte Januar ein erneutes Demonstrationsverbot des Innenministers für Preußen mit dem lapidaren Schlußsatz: „Gegen Versuche, ungeachtet des Verbots Versammlungen unter freiem Himmel oder Umzüge zu veranstalten, ersuche ich, mit allen zur Verfügung stehenden polizeilichen Mitteln rücksichtslos einzuschreiten."

Wie der Herr, so's Gescherr. Daß sich die Mehrzahl unsrer Polizeioffiziere nur mit einer Träne im Knopfloch und nur wenns gar nicht mehr anders geht, dazu entschließt, den Befehl zur Sprengung einer SS-Kolonne zu geben, ist eine Tatsache, die wir täglich beobachten können. Grzesinski bestreitet auch diese Tatsache. Er und sein Vorgesetzter, der Ministerialdirektor Doktor Klausener (Referent für die Schupo im Innenministerium), behaupten, sie hätten in den letzten Jahren die Schutzpolizei weitgehend republikanisiert und die alten monarchistischen und reaktionären Offiziere abgebaut.

Dementis sind dazu da, um nachgeprüft zu werden. Laßt uns also nachprüfen: Soeben ist vom Preußischen Innenministerium ein sehr interessanter statistischer „Wegweiser durch die Polizei", 97 Seiten stark, herausgegeben worden. Eine ausgezeichnete Broschüre, nur Zahlen sehen Dich an. Auf Seite 41 Absatz b findet man eine Rubrik, betitelt: „Herkommen der Polizeioffiziere vom Polizeimajor aufwärts in den Jahren 1921 bis Anfang 1930." Die Polizeimajore, die früher aktive oder Reserveoffiziere waren, sind tatsächlich um ein geringes abgebaut worden: 1921 hatte die preußische Polizei 235 ehemalige Offiziere als Polizeimajore, 1930 nur noch 201 — allerdings hatte man diese Skala im Jahre 1924 schon bis auf 174 Köpfe abgebaut, seitdem sind es also schon wieder 25 mehr geworden. Vollkommen anders sieht es aber bei den höhern Chargen aus: 1921 hatte die Schupo elf Polizeiobersten, die bereits bei der alten blauen Polizei Dienst getan hatten, seitdem stieg diese Skala in jedem Jahr um drei bis vier Köpfe, und 1930 sind es glücklich 31 geworden. Weiter: 1921 besaß die Schupo nur zwei ehemalige königliche Polizeioffiziere als Schupo-Obersten, heute sind es dreizehn, also fünfmal so viel. Im ganzen verrichten heute in der Schupo noch 2352 Offiziere ihren Dienst, die bereits unter der Monarchie entweder Polizeibeamte oder Heeresoffiziere (zum Teil auch Heeres-Unteroffiziere) gewesen waren.

Daß bei dieser Zusammensetzung des Schupooffizierkorps eine wirksame, Verzeihung: „rücksichtslose" Bekämpfung der Putschisten von rechts im höchsten Grade unwahrscheinlich ist — muß man es nicht beschämend finden, derartige Selbstverständlichkeiten heute noch aussprechen zu müssen?

Im gelben Haus Unter den Linden aber interessiert man sich nicht für Selbstverständlichkeiten. Der Chef selbst sieht ja auf der Welt nur Kommunisten. Die Nationalsozialisten sind eine Erfindung linksgerichteter Kreise.

Die Rechnung von rechts oder von links wird nicht ausbleiben. Sie wird von denen quittiert werden müssen, die da bis heute glauben, der preußische Innenminister bekämpfe im Namen der wahren Demokratie den Terror von links und den Terror von rechts.

Primo von Carl v. Ossietzky

Es gibt keinen Anlaß zum Jubeln. Keine Diktatur ist gestürzt, keine Demokratie restauriert worden. Denn es war auch vorher keine da. Ein General ist von einem andern abgelöst worden. Der Scheidende ist ein liebenswürdiger älterer Herr mit viel Witz und gesundem bürgerlichem Verstand, während sein Nachfolger bisher noch keine Gelegenheit hatte, so schätzenswerte Eigenschaften zu zeigen. Zwar verheißt General Damaso Berenguer, der neue Herr, Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände aber zugleich eine „Übergangszeit"... Es ist hoffentlich nicht zu paradox ausgedrückt: aber Primo de Rivera ist durch die Reaktion gestürzt worden. Denn gegen ihn standen nicht nur ein paar radikalistische Studentchen sondern auch die konservativsten Elemente. Um das Weitertreiben liberaler oder gar republikanischer Tendenzen zu verhindern, warf sich die Hofpartei dem General Berenguer in die Arme und ließ Primo fallen. In dem neuen Kabinett sitzt, wie ein Signum des ganzen Kurses, der Herzog von Alba, der größte Latifundienherr Spaniens. Die Generalsdiktatur hat in Spanien eine ehrwürdige Tradition und ist mit keiner der andern europäischen Diktaturen zu vergleichen. Denn in diesem Lande der pittoresken Rückständigkeiten bildet das Militär die einzige festorganisierte Macht. Primo hat viel weniger blutig regiert als seine sozusagen legalen Vorgänger. Er hat den Marokkokrieg liquidiert, er hat Katalonien beruhigt, dieses hochentwickelte Land, das zur altmodischen castilischen Nachbarschaft nicht mehr paßt und von separatistischen Strömungen beherrscht wird. Seine Bemühungen, die verrottete Administration zu säubern und umzubilden, sind gescheitert, weil das überhaupt kein Einzelner kann, sondern weil hinter solchen Reformen der Wirtschaftswille einer Nation stehen muß oder ein emporstrebendes Klassenbewußtsein bei Bürgern und Arbeitern. Beides fehlt, und deshalb mußten auch Primos bescheidene Fascisierungsversuche stecken bleiben. Das Gros der Spanier ist von einer nicht zu überbietenden politischen Uninteressiertheit, wie vor Jahrhunderten herrscht der Klerus in seiner ungemütlichsten Form. Die Bildungsschicht ist ganz dünn, und republikanische Ideen werden nur in kleinen Diskutierklubs gepflegt. Die offiziellen Politiker, Konservative und Liberale, sind nicht mehr als Vertreter von Großgrundbesitz oder Finanz und differieren nur in Äußerlichkeiten. Hinter den ernsthaft revoltierenden Intellektuellen aus den Kreisen von Unamuno und Ibañez steht keine Klasse, nicht einmal ein reales Interesse. So fährt Spanien einer sehr mysteriösen Zukunft entgegen. Bestenfalls entdecken die Berufspolitiker über kurz oder lang, daß es auch ohne den König geht, und dann kommt am Ende eine Republik heraus wie die portugiesische, wo seit zwanzig Jahren jeder kleine Krakehl mit dem Offizierssäbel behandelt wird. Man stelle sich etwa vor, bei dieser letzten preußischen Krise hätte Herr Doktor Becker, anstatt still zu verschwinden, eine Reichswehrdivision für sich zu gewinnen versucht und wäre damit gegen Berlin

marschiert, während sein Gegner Heilmann schleunigst irgendwo ein Kavallerie-Detachement aufgegabelt hätte, um ihm zuvorzukommen, so erhält man eine Vorstellung von dem politischen Interieur der iberischen Staaten, begreift aber auch, daß sich unsre gewohnten Begriffe dort nicht anwenden lassen. Womit nicht gesagt sein soll, daß es unterhalb unsrer demokratisch-parlamentarischen Couverture weniger abenteuerlich zugeht als in diesen unter Militärdespotien seufzenden Ländern. Der Diktator Primo war ein jovialerer Gouverneur als der Genosse Z. Er hat zwar mit dem Bajonett regiert, aber es stak ein Sektpfropfen drauf.

Brief an eine Katholikin von Ignaz Wrobel

Es kommt in der Politik nicht darauf an, wie eine Sache ist; es kommt darauf an, wie sie wirkt.

Sehr geehrte gnädige Frau,

Sie hatten die Freundlichkeit, einmal das zu tun, was in Deutschland so selten ist: über den trennenden Graben hinüber nicht mit faulen Äpfeln zu werfen, sondern Briefe von Verstand zu Verstand zu schreiben. Händedruck und Dank.

Die Unterhaltung zwischen Freidenkern und Katholiken geht gewöhnlich nach folgendem Schema vor sich. Die einen sagen: „Heuchler! Reaktionäre! Volksverdummung! Dämlicher Aberglaube! Es lohnt nicht, mit diesen Leuten auch nur ein Wort zu wechseln", und die andern sagen: „Heiden! Gottlose! Volkszersetzung, Verkommenheit der neuen Zeit! Es lohnt nicht, mit diesen Leuten auch nur ein Wort zu wechseln." Auf so tiefer Ebene wollen wir unsere Unterhaltung nicht führen — Ihr letzter Brief zeigt mir das. Ich will ihn öffentlich beantworten.

*

Der Ausgangspunkt unsres Briefwechsels war der Artikel Carl von Ossietzkys „Das lädierte Sakrament" (erschienen in der Nummer 49 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift). Sie und die Zentrumspresse sind recht böse gewesen: böse über den Titel und böse über den Inhalt, darin gesagt wird, daß die katholische Reichstags-Fronde gegen die Neuregelung der Ehescheidungsvorschriften nicht zu entschuldigen ist. Es wird von der Ehenot gesprochen. „Wenn das katholische Muckertum", ist da gesagt, „noch immer tut, als handele es sich hier um Einzelfälle, die durch ein Abschreckungsgesetz sogar noch vermindert werden können, so muß der gesunde Menschenverstand endlich die Gegenfrage aufwerfen nach den wenigen kostbaren Exemplaren beiderlei Geschlechts, die noch niemals neben die Ehe gegangen sind." Und: „Die heilige Kirche hat im Laufe ihrer langen wechselvollen Geschichte die Gebresten der Zeit auch nicht immer mit der gleichen Härte verfolgt, sie hat, wenn es sich um vornehme Beichtkinder handelte, das Laster oft mehr mit der Puderquaste gegeißelt als mit der Stachelpeitsche und im ganzen die schweren Pönitenzen dem niedern Volk vorbehalten." Und: „Der Begriff der Adultera, ob in eifernder Verhetzung oder

romantischer Verherrlichung gebraucht, ist dahin und tot wie die Beichtmoral vom Escorial oder von Schönbrunn."

Und darum Schwefel und Höllendrohung und die ganze Verachtung, die — mit welchem Recht? — eine sehr mäßige kirchliche Dialektik für jene aufbringt, die nicht ihrer Meinung sind? Welche Rolle spielt Ihre Kirche? Was will sie?

Sie will in erster Linie sich. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn nicht stets der fatale Kunstgriff angewandt würde, mit Berufung auf irrationale Größen Rationales zu verlangen. Sie wissen, daß in der jungkatholischen Bewegung, die die Kirche nicht sprengen und nicht wandeln wird, bei aller verehrungsvollster Anerkennung des kirchlichen Dogmas die Tagespolitik des Zentrums auf das Schärfste abgelehnt wird: diese Bewegung, die den Weg aller katholischen Reformbewegungen gehen wird, nämlich den nach Rom, will die Wechsler aus den Tempeln verjagen. Es wird ihr nicht gelingen.

Was die Ehe angeht, so machen es sich Ihre Leute etwas leicht.

Die Jesuiten statuieren in der ‚Germania' ein „Naturrecht", auf dem die Ehe basiere — das wird behauptet, aber nicht bewiesen, und an keiner Stelle wird deutlich, wie sehr diese Anschauungen von der Familie der einer Klasse entspringen; diese Anschauungen sind gültig und nützlich für die bürgerliche Klasse, und sie sollen gültig sein für die von den Bürgern beherrschte Schicht, die sich heute freimachen will. Darüber wäre zu reden.

Worüber gar nicht zu reden ist, ist dieses:

Die Kirche rollt durch die neue Zeit dahin wie ein rohes Ei. So etwas von Empfindlichkeit war überhaupt noch nicht da. Ein scharfes Wort, und ein ganzes Geheul bricht über unsereinen herein: Wir sind verletzt! Wehe! Sakrileg! Unsre religiösen Empfindungen...

Und die unsern —?

Halten Sie es für richtig, wenn fortgesetzt eine breite Schicht des deutschen Volkes als „sittenlos", „angefressen", „lasterhaft", „heidnisch" hingestellt und mit Vokabeln gebrandmarkt wird, die nur deshalb nicht treffen, weil sie einer vergangenen Zeit entlehnt sind? Nehmt Ihr auf unsre Empfindungen Rücksicht? Ich zum Beispiel fühle mich verletzt, wenn ich einen katholischen Geistlichen vor Soldaten sehe, munter und frisch zum Mord hetzend, das Wort der Liebe in das Wort des Staates umfälschend — ich mag es nicht hören. Wer nimmt darauf Rücksicht? Ihre Leute nicht, gnädige Frau.

Die gehen neuerdings mit der Zeit mit, wie ein Kriegsgefangener, den ein übermütiger Husar ans Pferd gebunden hat. Zurzeit haben sie es mit dem Sozialismus. Man wird dabei ein peinliches Gefühl nicht los: es ist ein Interesse, das die Kirche an den Arbeitern nimmt, dem gleich, mit dem sich eine Hausfrau für die Wanzen interessiert. Ihr fühlt die Not — aber Ihr könnt sie nicht beheben, weil Ihr ihre Quelle nicht sehen wollt. Sie wissen, wer auf dem rechten Flügel des Zentrums

sitzt: Großindustrielle. Mit denen macht man keine soziale Politik.

Das will der neue berliner Bischof nicht wahr haben. Mit großem demagogischem Geschick hat sich der Mann in seiner Rede im Sportpalast zu Berlin eingeführt; das Ganze ging unter der Spitzmarke „Der Volksbischof für Berlin" vor sich, und es war viel von den arbeitenden Massen, der Wohnungsnot und der Arbeitslosigkeit die Rede. Das ist zunächst ganz echt, und dafür habt ihr einen strahlenden Beweis in eurer norddeutschen Geschichte. Und zwar sind das nicht nur, wie Sie mit Recht schreiben, die zahllosen katholischen caritativen Verbände, die Anstalten, Klöster, Schulen, Priester, Krankenhäuser, die Tausende von selbstlos arbeitenden katholischen Krankenschwestern, die tätig sind bis zum letzten Hauch der Kraft — es ist das ein für den Berliner sichtbar gewesener Mann, der leider zu früh dahingegangen ist: es ist Carl Sonnenschein. Was dieser Mann Gutes getan hat, darf ihm nicht vergessen werden.

Von der andern Seite wird dann sogleich eingewendet: „Aber nicht umsonst. Was wird hier gemacht? Proselyten werden hier gemacht." Nun, das halte ich nicht für richtig.

So gewiß sich die offizielle katholische Caritas ihre Zuwendungen oft politisch bezahlen läßt (daher auch die ständige katholische Aspiration nach dem Volkswohlfahrtsministerium, das die Verteilung der großen Fonds bestimmt): so gewiß haben Sonnenschein und die ihm geistig verwandten Katholiken keine Proselyten gemacht und machen wollen. Wie ja denn überhaupt der allgemein verbreitete Glaube, die katholischen Priester lauerten nur darauf, Andersgläubige einzufangen, eine Bilderbuchvorstellung ist. Die katholische Kirche versucht zwar stets mit den schärfsten Mitteln, bei gemischten Ehen den protestantischen Teil und vor allem die Kinder zu sich hinüberzuziehen — aber die Bekehrungssucht im ganzen ist doch in Europa bei ihr recht schwach ausgebildet. Man wird eher im Gegenteil finden, daß katholische Priester dem Renegaten gegenüber sehr zurückhaltend, sehr skeptisch und sehr abwartend sind — mit Recht übrigens. Ihr habt viel Gutes getan; man soll es euch danken und nicht hinter jeder wohltätigen Handlung die kalte Berechnung des Kundenfangs sehen. Sonnenschein hat sie nicht gehabt; der berliner Bischof hat sie vielleicht, wenn man an weite politische Betrachtungsweise denkt — im ganzen habt ihr sie nicht. Ihr wollt wiedereinfangen; einfangen wollt ihr nicht.

Der Bischof und Sonnenschein nun machen einen gewaltigen Fehler: sie denken nicht zu Ende. Man sehe sich daraufhin die große Rede des Bischofs an (publiziert in der ‚Germania' vom 2. November), und man wird finden: Diagnose richtig, Therapie unzureichend. Da sieht der Kommunismus viel weiter, der richtig lehrt, daß noch niemals eine herrschende Klasse ihre Privilegien freiwillig abgegeben habe — nicht einmal die Kirche hat das getan. Sehr gut steht in jenem Aufsatz Ossietzkys: „Man sieht: wo die Kirche einer unaufhaltsamen Entwicklung gegenüberstand, da zog sie der folgenschweren Auseinandersetzung stets das Arrangement im Stillen vor." Das heißt: sie verhandelte, und sie verhandelte, wie auf der Welt

immer verhandelt wird: von Macht zu Macht, niemals von Macht zur Machtlosigkeit. So ist es auch im großen Wirtschaftskampf: Werkgemeinschaft und sozialer Ausgleich im Guten und alles das sind Fliegenfänger; die Dummen bleiben daran hängen und summsen nachher mächtig, weil sie kleben geblieben sind. Das Christentum braucht nur ein Jahrtausend in seiner Geschichte zurückzublättern: im Anfang war es wohl die Güte, die diese Religion hat gebären helfen — zur Macht gebracht hat sie die Gewalt.

Von der wollte Carl Sonnenschein nichts wissen. Mit einer Opferbereitschaft, die nicht alltäglich ist, wirkte er Gutes, wie er es verstand; an seiner Reinheit, an seiner Uneigennützigkeit ist kein Zweifel erlaubt. Aber...

Wenn ein Ehepaar, das sich in einer Zweizimmerwohnung auseinandergelebt hat, so ein Kapitelchen wie „Ehescheidung" liest, das in Sonnenscheins „Notizen" zu finden ist (erschienen im Verlag der ‚Germania', Berlin) — so ist dem Ehepaar damit nicht geholfen. Auch uns andern ist mit Carl Sonnenschein nicht geholfen.

Die Kirche hat zu allem Nicht-Katholischen ein sonderbares Verhältnis, an dem das Peinlichste ein durchaus falsch angebrachtes Mitleid ist. So hat Sonnenschein das Imperium Romanum vor Christi Wirken beurteilt: „Nirgendwo mehr ein aufrechter Mann. Nirgendwo mehr eine keusche Familie" ... man kann das damalige bäuerliche Leben nicht gut falscher sehen, und genau so mitleidig-verachtungsvoll sieht er auf die Großstadt, auf „Berlin", in welchem Wort bei ihm viel provinzielle Nebenbegriffe mitschwingen. Wie da geraubte Jungfräulichkeit, Syphilis, Unkeuschheit und mangelnder Kirchenbesuch in dieselbe Reihe gesetzt werden; wie die wirtschaftliche Basis des Großstadtelends fast überall nur gestreift, nie aber ernstlich bekämpft wird —: das läßt einen denn doch eiligen Schritts in die Front des Klassenkampfes gehen. Manchmal lüftet sich der Vorhang... „Hausfrauen aus jüdischen, rationalistischen Familien haben mir gesagt, daß sie Dienstboten mit Jenseitsdressur denen mit Diesseitskultur vorziehen. Daß sie im Eventualfall katholische Hausangestellte, die jeden Sonntag in die Messe und Ostern zu den Sakramenten gehen, in Kauf nahmen. Statt monistischer, die sich ganz auf das Diesseits einrichten." Das hätte einmal unsereiner schreiben sollen! Nicht schlafen können hätte man nachts vor dem Geheul und Gebelfer eifriger Katholiken. Aber Sonnenschein hat zutiefst recht: dieser Glaube ist gut. Nämlich gut für die dienenden Klassen. So verharren sie im Gehorsam.

Der neue katholische Bischof Berlins wird mitsamt der von Herrn Klausener emsig betriebenen Katholischen Aktion, die an Geistigkeit von der auf den Index gesetzten Action Française meilenweit entfernt ist, viel Gutes tun, und es wird nicht ausreichen. Mir will dieser Pseudosozialismus nicht eingehen, diese Zwangsbewegung einer Gruppe, die mit dem Herzen bei den kleinen Leuten und mit dem Portemonnaie bei den Großen ist. Sie, verehrte gnädige Frau, leben in Berlin und werden vielleicht die katholische Provinz nicht so kennen,

die deutsche Provinz mit ihren unsäglichen frommen Käsblättchen. Die kompromittieren Ihre Religion, die sie ununterbrochen im Munde führen, und das mit einer Unduldsamkeit, die so gar nicht christlich anmutet... Neulich habe ich in Wiesbaden einen Vortrag gehalten; tags darauf tobte sich in der ‚Rheinischen Volkszeitung' und im ‚Neuen Mainzer Journal' ein Mann aus (wie man mir erzählt hat, ein getaufter Jude), namens Karl Goldbach. „Er hat den Katholizismus mit einem Klosett mit Wasserspülung verglichen", schrieb er. Kein Wort davon ist wahr — aber so sieht in Mainz die geistige Polemik der Katholiken aus. So wie Sonnenschein bei den patriotischen Kriegskatholiken steht, nicht bedenkend, daß Opfer an sich noch gar nichts sind, wenn die Sache, für die sie gebracht werden, nicht gut ist — so steht ein Teil der Zentrumspresse in verdächtiger Nähe der Nationalsozialisten, die diese Kameradschaft gar nicht wünschen. Aber die Fronten des Zentrums wechseln... Im Ganzen ist es wohl so, daß diese Partei immer wartet, wer beim Kampf die Oberhand behält; bei dem ist sie dann. Sonnenschein drückt das anläßlich der Ereignisse von 1918 so aus: „Jede Obrigkeit kommt von Gott." Und der Bischof Schreiber so: „Dann kam die Revolution. Als Auflehnung, als gewaltsame Auflehnung gegen die damalige rechtmäßige Autorität war sie ein Unrecht. Dann aber haben die regierenden Fürsten ihre rechtmäßige Gewalt in die Hände des Volkes gelegt und haben dem Volk auf Grund ihrer früheren rechtmäßigen Gewalt die Entscheidung übergeben über die Festsetzung der Staatsform, ob die Monarchie bleiben solle oder ob eine andere Staatsform an ihre Stelle treten solle." Die Nachfolge Christi... die Nachfolge der Hohenzollern... Und wenn die Fürsten diese Formalität nun nicht erfüllt hätten, dann könnte der Bischof Schreiber sich nach einer neuen Ausrede umsehen, weshalb er heute „bejahend zum Staat" steht. Der übrigens der Kirche gibt, was der Kirche ist, und noch ein bißchen mehr. Nein, so geht es nicht.

Gewiß, gnädige Frau, Sie und Ihre Leute stehen mitunter groß da, weil Sie so kleine Gegner haben. Von Ludendorff soll unter vernünftigen Menschen nicht die Rede sein, nicht von seiner Stammtischphantasie, die den Jesuitismus, das Freimaurertum und die Päpste wild durcheinander würfelt, wie es nur ein bierbeglänzter Generalsschädel auszudenken vermag... das gehört nach Bayern und soll nur dort bleiben. Auch die etwas klobigen Gottes- und Kirchenlästerungen, denen Sie manchmal ausgesetzt sind, haben nicht meinen Beifall. Damit, daß man die Kapläne als Mädchenverführer und heuchelnde Köchinnenbeischläfer hinstellt, ist keiner Sache gedient — nicht der unsern, nicht der der Arbeiter. Aber wie kommt es, daß Sie so wenig Ihnen ebenbürtige Gegner in der großen Tagespresse haben? Sie erlauben mir hier ein notwendiges Wort über die deutschen Juden.

Deren Toleranz der Kirche gegenüber setzt sich zusammen aus Pogromangst und einer innern Unsicherheit, die bis zum bösen Gewissen geht. Hätten die deutschen Nationalisten nicht diese fast tierische Stalldumpfheit von pommerschen Bereitern

aus dem vorigen Jahrhundert: sie hätten längst auf die allerdings zugkräftige Volksparole „Haut die Juden!" verzichtet — und dreiviertel der deutschen Juden säßen heute da, wo sie klassenmäßig hingehören: bei der Deutschen Volkspartei. Sie tun es nicht, weil sie der Antisemitismus abstößt; sie tun es zum Teil doch, weil ihnen ihr Bankkonto lieber ist als eine Religion, von der sie nur noch das Weihnachtsfest und die ‚Frankfurter Zeitung' halten. Von der winzig kleinen Minorität der National-Juden unter Führung eines schon von Siegfried Jacobsohn rechtens vermöbelten Herrn Naumann will ich gar nicht sprechen: gefüllte Milz mit einem Stahlhelm ist wohl nicht das Richtige. Aber jene friedlich dahin verdienenden Hausjuden, die aufatmen, daß wenigstens Lenin nicht einer der ihren gewesen ist, jene israelitischen Familienblättchen, beschnittene Gartenlauben, errichtet im Stil von Sarah Courths-Mahlersohn ... diese Leute sollen dem deutschen Volk das rituelle Schächtmesser in den Rücken gestoßen haben? Dazu sind sie viel zu feige. Nie täten sie das.

Und diese Sorte, die da glaubt, Unauffälligkeit sei ein Kampfmittel, hat vor nichts so viel Furcht wie vor öffentlichen Diskussionen mit andern Religionen. Kurt Hiller hat den endgültigen Trennungsstrich gezogen: den zwischen Aron-Juden und Moses-Juden. Von den Aron-Juden hat der Katholizismus nichts zu befürchten. Die große Presse ist sehr ängstlich, wenn es um die Konkordate geht, um die Sabotage der Reichstagsarbeiten durch das Zentrum bezüglich der Ehescheidung — es ist sehr still in diesen Blättern, wo es sonst so sehr laut ist. Angst, Angst ...

Und so berührt es denn doppelt komisch, wenn der Bischof Schreiber und seine Blätter sich nicht lassen können: Ungeschmälerte Parität! auch wir verlangen unsern Platz an der Sonne ... als ob es nicht dunkel wäre in Deutschland, weil eine Soutane das Sonnenlicht schwärzt. Ihr habt, was ihr braucht, aber es genügt euch nicht.

Und eben dagegen wehrt sich die Arbeiterschaft. Vielleicht manchmal ein bißchen plump, vielleicht zu grob, weil sie den feinen Mitteln, mit denen ihr die Frauen des kleinen Mittelstandes bearbeitet, nicht gewachsen ist. Diese eure Arbeit ist systematisch: auch drüben in Frankreich sind besonders die Jesuiten in der Arbeiterschaft am Werk („Christe dans la banlieue" — Christus in der Vorstadt), überall in der Welt geschieht es. Ihr macht Politik. Ihr greift in die Politik ein? Die Politik antwortet euch. Stellt die Orgeln ab und schreit nicht, man habe euch verletzt. Auch ihr verletzt die andern, auch ihr verletzt uns.

Sie sehen, sehr verehrte gnädige Frau, daß hier kein patentierter Freidenker spricht. Keiner, der da glaubt, mit einer Feuerverbrennungskasse sei die Glaubensfrage gelöst. Solange aber die katholische Kirche in allen entscheidenden Fragen bei den Unterdrückern ist, solange sei es jedem verständigen und klassenbewußten Arbeiter, jedem Angestellten empfohlen, aus der Kirche auszutreten. Auch gegen die Gefühle ihrer Frauen, die zu erziehen sind — so, wie Ihr sie verzogen habt. Ich schmähe die Kirche nicht, ich schmähe ihre Diener nicht.

Beschränkt Ihr euch auf das geistige Gebiet, so sei Diskussion zwischen uns, Debatte und Gedankenaustausch.

Macht ihr reaktionäre Politik —: auch dann ist die Sauberkeit eurer Überzeugung und die Heiligkeit einer Sache zu ehren, die andern nicht heilig ist. Dann aber sei zwischen uns Kampf. Der Sieg wird nicht bei euch sein — sondern bei den Werktätigen der ganzen Welt.

Jugend in Not von Johannes Bückler

Solange es durch Schuld des herrschenden Systems nicht möglich ist, für jeden Arbeitswilligen eine Arbeit zu finden, die ihm das Minimum für anständige Ernährung, Kleidung, Wohnung und Bildung gewährleistet, so lange wird es nötig sein, daß sich Menschen zusammenfinden, die da eingreifen, wo die öffentlichen Institutionen versagen. Und da wiederum die Jugend unter unsozialen Zuständen körperlich und seelisch am meisten leidet, so ist es gut und tröstlich, zu wissen, daß es seit dem vergangenen Jahre in den Bureauräumen des Rechtsanwalts Doktor Kurt Beck, Friedrichstraße 59/60 (Mittwoch nachmittag von 6 bis ½8) und Georgenstraße 46a (Freitag von ½6 bis 7), eine Jugendberatungsstelle gibt, in der nach guten psychologischen und pädagogischen Grundsätzen beraten und geholfen wird. Der grundlegende Unterschied zu andern Beratungsstellen besteht zunächst einmal darin, daß der rat- und hilfesuchende Jugendliche von gleichaltrigen jungen Genossen beraten wird. Der Jugendliche braucht, wenn er nicht will, seinen Namen nicht zu nennen, er kann sich nach seinem Wunsch vor einem Jungen oder Mädel, die in der Jugendbewegung groß geworden und für die Beratung besonders erprobt sind, unter vier Augen aussprechen. Oft genügt schon die Möglichkeit einer Aussprache mit einem Kameraden, um seelische Not zu vermindern. Spezialfragen werden Fachberatern überwiesen. Ein Arzt und ein Jurist sind während der Sprechstunde in der Beratungsstelle anwesend. In den meisten Fällen konnte rasch geholfen werden, worauf es sehr ankommt. Es gibt kaum ein die Jugendlichen betreffendes Gebiet, das nicht zur Behandlung gekommen ist.

Etwa ein Drittel der Fälle betrifft schwere wirtschaftliche Notlage, entstanden durch Arbeitslosigkeit aus den verschiedensten Gründen:

Ein Junge hat seinem Arbeitgeber sechs leere Bierflaschen entwendet. Er wird daraufhin entlassen. Im Zeugnis steht kein Entlassungsgrund. Er kann deshalb keine neue Stelle bekommen. Der Arbeitgeber wird gebeten, dem Zeugnis einen Passus „wegen Ungeeignetheit entlassen" hinzuzufügen. Er tut dies, der Junge bekommt einen neuen Posten. Dieser Fall ist nicht so einfach, wie er aussieht. Die Beratungsstelle respektive Doktor Beck muß die Verantwortung für das Zeugnis übernehmen, da der Arbeitgeber auf Grund der bestehenden Gesetze verpflichtet wäre, die Unehrlichkeit zum Ausdruck zu bringen.

Einem Jungen sind „auf der Walze" die Papiere gestoh-

len worden. Er will arbeiten, findet aber ohne Papiere keine Stelle. Dem Jungen wird geholfen.

Ein andrer arbeitswilliger Junge bekommt keine Stelle, weil er im Gefängnis gewesen ist. Durch Vermittlung der Jugendberatung kommt er in eines der größten berliner Metallwerke.

Wieder ein andrer wurde entlassen, weil er Unterschlagungen . . . aufdeckte. Es wird von der Firma, sobald er sich um eine neue Stelle bewirbt, eine schlechte Auskunft erteilt. Es wird in seinem Interesse Klage eingereicht.

Einer will nicht Laborant in einer chemischen Firma bleiben, weil dort Kriegsmaterial hergestellt wird. Er legt Zeichnungen vor, die ihn als begabt ausweisen. Durch Vermittlung eines bekannten Kunsthändlers kommt er in eine Zeichenschule.

Eine große Anzahl von Fällen betrifft Konflikte mit den Eltern, diese fast ausschließlich aus bürgerlichen Kreisen:

Der Junge hat sein „Einjähriges" gemacht, soll Kaufmann werden, ist aber in drei kaufmännischen Lehren davongelaufen. Der Vater will ihn absolut nicht, wie es des Jungen Wunsch ist, Handwerker werden lassen. Durch einen tüchtigen Berufsberater wird der Vater überredet.

Einmal wendet sich eine ganze Klasse an die Beratungsstelle mit der Bitte um Aufklärungsbücher, da „Eltern und Schule vollkommen versagen"!

Ein Wandervogelmädel wird zu Hause geschlagen, wenn sie auf Fahrt gehen will. Da es unter keinen Umständen länger zu Hause bleiben will und lieber auf weitere Schulausbildung verzichtet, wird es als Hausmädchen untergebracht.

Daß aber die Jugendlichen keinesfalls bei törichten Wünschen ermutigt und unterstützt werden, beweist folgender Brief, den ein junger Berater an einen gleichaltrigen auswärtigen Ratsuchenden schreibt:

Sie sind „wahnsinnig verzweifelt", ich auch, denn obgleich ich Ihnen gern helfen würde, kann ich es nicht. Der Arbeitsmarkt ist hier derart überlastet und es gibt so viel arbeitslose ausgebildete Buchhändler, daß ich Ihnen gar keine Aussicht machen kann... Warum glauben Sie glücklicher zu werden, wenn Sie Bücher statt Stoffe oder Käse verkaufen? Glauben Sie, das ist weniger beschämend? Geistvoller? Für die Menschheit nützlicher? Das ist ein Irrtum, auf den leider viele Menschen hereinfallen, und wenn sie das ersehnte Ziel erreicht haben, werden sie merken, daß es noch viel schlimmer und verantwortungsloser ist, Pseudo-Literatur anzupreisen, verdummenden Kitsch zu verkaufen als Heringe. Können Sie nicht außerhalb Ihrer Arbeitszeit Bücher lesen, solange es Ihnen beliebt? In jeder noch so kleinen Stadt gibt es Bibliotheken, in denen Sie sich gute Bücher leihen können. Und dann, lieber Freund, Bücher sind noch kein Leben. Glauben Sie bitte nicht, daß Sie ein Atom glücklicher, besser und fruchtbarer werden, wenn Sie einen Haufen Bücher verschlungen haben. Es gibt heute Tausende von Menschen, die hungern, es gibt tausende Bewegungen in dieser Zeit, sie reißen uns, die Jugend, in ihren Strudel, wir müssen mit beiden Armen rudern, um nicht verschlungen zu werden. Morgenwind pfeift uns um die Ohren, und da sitzen Sie zu Hause und sind „verzweifelt" wegen Bücher!

Bitte, ich moralisiere nicht. Es ist für mich auch nicht leicht, so zu reden und — so zu handeln, denn genau wie Sie habe ich

gelegentlich geistigen und körperlichen Hunger, ich bin ungefähr so alt wie Sie und lebe in der gleichen Zeit, nur mit dem einen Unterschied, daß ich mit dem Leben fertig werde und Sie „verzweifelt" sind...

Bezeichnenderweise kommen junge Menschen mit seelischen Konflikten aus proletarischen Kreisen fast immer mit den Angehörigen:

Eine Großmutter kommt mit ihrem Enkel, der vom Lande zu ihr gekommen ist, weil er nicht Landwirt werden will sondern zur Reichswehr oder Schupo gehen möchte.

Ein Achtzehnjähriger erscheint, im Einvernehmen mit seinen Eltern. Er möchte die siebzehnjährige Freundin, die in fürchterlichen häuslichen Verhältnissen lebt, aus diesen befreien. (Sie muß mit einem kleinen Bruder, der Mutter und dem Kostgänger, der bei der Mutter schläft und von dem sie sich bedroht fühlt, in einem Zimmer schlafen.) Die Mutter des Jungen erbietet sich, das Mädel zu beköstigen und ihm die Wäsche zu waschen. Hier muß sehr vorsichtig zu Werk gegangen werden, da bei einer Anzeige der kleine Bruder in Fürsorge gesteckt wird, was auf jeden Fall vermieden werden soll.

Eine Mutter kommt mit dem Jungen, er hält es in keiner Lehre aus, hat homosexuelle Neigungen und verdient sich auf diese Art leichter sein Leben. Er wird in ärztliche Behandlung gegeben.

Ebenfalls in ärztliche Behandlung kommt ein Neunzehnjähriger, der darüber klagt, daß er durch Selbstbefriedigung so sehr geschwächt wird, daß er — ein Zeichen der Zeit — „beim Sport keine Aussichten auf Erfolg hat".

Alt und ewig neu ist das Kapitel Stiefmutter:

Der Vater hat zum zweiten Male geheiratet: eine Witwe mit zwei Kindern. Die Frau möchte die Kinder aus erster Ehe verdrängen. Der achtzehnjährige Sohn aus erster Ehe ernährt sich selbst und könnte aus dem Hause gehen, er will zwei jüngere Schwestern nicht schutzlos zurücklassen. Ein schwieriger Fall.

Oder aber: Vater bekommt Tobsuchtsanfälle. Junge könnte von Hause fort, will aber Mutter nicht im Stich lassen.

Ein Teil der weiblichen Ratsuchenden sind junge Mädchen, die ein Kind erwarten. Es handelt sich für sie um Unterbringung vor und nach der Entbindung und um Adoption des Kindes. Diese Fälle werden dem Bund für Mutterschutz, der tätig hilft, überwiesen. Fragen nach Antikonzeptionsmitteln sind verhältnismäßig selten.

Häufiger dagegen Fälle von sogenannten „Strichjungens". Das sind junge Arbeitslose, die zum Teil aus der Fürsorge entwichen und daher ohne Papiere sind und die deshalb keine Stelle bekommen können. Sie treiben sich in den bekannten Dielen im Westen und am Alexanderplatz herum. Da es sich selten um Fälle von echter Homosexualität handelt, so wollen die meisten von ihnen in geordnete Arbeitsverhältnisse zurück. Es ist oft sehr schwer, ihnen die Papiere aus der Fürsorge zu beschaffen, andrerseits weigern sich die Jungens auf das entschiedenste, dorthin zurückzukehren. Sie drohen mit Selbstmord und Flucht in die Fremdenlegion. Wenn auch nicht

jede solche Drohung ernst zu nehmen ist, so weiß man doch leider aus tausenden von Fällen, wie leicht Jugendliche zu diesen letzten Mitteln greifen. Wenn es sich um Fälle von echter Homosexualität handelt, kommen die Jungens in ärztliche Behandlung und werden dort über die Gefahren unterrichtet, die mit ihrer Veranlagung verbunden sind.

Ein paar Fälle aus der Praxis noch:

Ein Jugendlicher möchte die Schulden seines verstorbenen Vaters bezahlen. Sie betragen zweihundert Mark. Er möchte ein Darlehn, das er in Monatsraten von dreißig Mark zurückzahlen will. Es ist sehr schwer, ein solches Darlehn zu beschaffen!

Ein Mädchen mit dreiviertel Jahre altem Kind sucht Tagesstelle, wo sie das Kleine mitbringen kann. Der Vater des Kindes — Assessor — zahlt nur zehn Mark monatlich. Sie wird dem Arbeitsamt besonders empfohlen.

Ein Jugendlicher will heiraten, da seine Braut ein Kind von ihm erwartet. Es kann ihm nicht geholfen werden, da das Gesetz männlichen Jugendlichen unter einundzwanzig Jahren die Ehe verbietet.

Ein junger unehelicher Vater bittet, ihm eine Zusammenkunft mit der Mutter seines Kindes, die ihn nicht sehen will, zu ermöglichen.

Ein Zweiundzwanzigjähriger kann seine achtzehnjährige Freundin nicht loswerden. Er ist ein Schwächling, und sie versteht es, nach seiner eignen Aussage, ihn „jeden Tag von neuem zu verführen".

Ein junges Dienstmädchen hat seit neun Monaten den zugesagten Lohn von vierzig Mark nicht bekommen. Sie nimmt sich den Betrag aus der Ladenkasse und wird daraufhin wegen Unterschlagung entlassen. Es muß für sie ein Prozeß geführt werden.

Für einen andern muß ein Prozeß geführt werden, weil er verurteilt ist, für seinen Großvater zu sorgen, obwohl Sohn und Schwiegertochter hierzu in der Lage sind.

Ein Junge wird von einem hohen Beamten sexuell mißbraucht. Er soll deshalb in Fürsorge gesteckt werden. Die Mutter will ihn behalten, er wird ihr aber verweigert, weil sie „in freier Ehe lebt".

Ein Junge wird von einem wegen homosexueller Dinge Vorbestraften, zu dem er von seiner Mutter in Pension gegeben war, verführt. Er wird deshalb von der Schule gewiesen. Er kommt durch Vermittlung der Beratungsstelle auf eine andre Schule.

Soll man es angesichts solcher Fälle für möglich halten, daß immer noch Stimmen laut werden, die Einrichtungen, wie diese Jugendberatungsstelle, die selbstverständlich unentgeltlich arbeitet, als überflüssig und als „Gefühlsduselei" abtun wollen, weil natürlich auch Fälle vorkommen, wo die Berater belogen werden —? Als ob unter den zufällig nicht Gestrauchelten nicht ebenfalls die weniger Guten in der Mehrzahl wären! Dazu ist nur zu sagen: „Lieber wollen wir uns hundertmal in unserm guten Glauben getäuscht sehen als einmal leichtfertig einen Menschen aufgegeben haben."

Zu Döblins Erfolg von Axel Eggebrecht

Als Alfred Döblin fünfzig Jahre alt wurde, hatten seine fünf großen epischen Werke zusammen ungefähr die Auflagehöhe erreicht, die ein Jahr später „Berlin Alexanderplatz" wenige Wochen nach Erscheinen rasch überschreiten sollte. Der Dichter des „Wallenstein" war bekannt und wurde wenig gelesen. China ist seit zwanzig Jahren modern, was dem seltsam eindringlichen Chinaroman „Die drei Sprünge des Wang-lun" nicht allzuviel nützte. Und der Leser von 1923 und 1924, jener Jahre, in denen das Abendland rapide unterzugehen schien, zog der großartigen Vision der „Berge, Meere und Giganten" die heiteren und kühlen Utopien des Engländers Wells vor.

Jetzt scheint die Stunde für den Epiker Döblin gekommen. Hundert Hymnen sind seinem neuen Roman geschrieben worden, es hat keinen Wert, eine hundertunderste hinzuzufügen. Wichtig und interessant ist die Frage nach den Gründen.

In Zürich gibt Max Rychner, ein junger, bis auf die Knochen und im besten Sinne kulturkonservativer Schweizer, die kluge ‚Neue Schweizer Rundschau' heraus. Wenn man sich hierzulande ein bißchen mehr um die Leute von der andern Couleur kümmerte, müßte dieser Mann zum Wetzstein, zum Probierstein für unsere ganze junge Linksliteratur werden. So weiß man nicht allzuviel von ihm.

Dieser Max Rychner fertigt in einer weihnachtlichen Literaturbetrachtung Döblins Erfolg kurzerhand so ab: „Ein Roman ... der einem stoffhungrigen Leserkreis als bedeutsam gelten wird, denn das Berlin der untersten Kreise wird in naturalistischer Manier und in seiner Sprache geschildert, „lebenswahr". Es gab einmal eine Familie Selike, einen Roman, der durch seine soziale „Lebenswahrheit", seine Wahrheitstendenz zu einer gewissen Berühmtheit gelangte. Aber diese Gattung „Kunst" lebt nicht sehr lange ..." Rychner könnte sich sogar auf Döblin selbst berufen, der in seiner — übrigens prachtvoll aus Ehrfurcht und ruhiger Beurteilung zusammengesetzten — Akademierede über den toten Arno Holz kürzlich sagte: „Wir stellen fest: Arno Holz ist der Träger und Vorkämpfer derselben literarischen Bewegung, die sich den Zugang zur Realität erkämpfte unter dem Namen Naturalismus und heute sich der „Natur" nähert in den Formen Politisches Theater, Tendenzkunst. Von neuem wird erkannt, daß Literatur zum lebenden Volk gehört und zu seinen Sorgen." Er spricht dann von einer „organisch-funktionellen Beziehung zwischen Volk und Literatur", die in der Situation von 1900 nicht hergestellt werden konnte. Und er verlangt, Rychnern mags grausen, Beseitigung des Bildungsmonopols und Hinwendung der Autoren zur breiten Masse. Ja, er zieht die letzte Konsequenz und erklärt die „Senkung des Gesamtniveaus der Literatur" für wünschenswert.

Aha. Herr Döblin biederte sich den Bedürfnissen der Masse an und hatte Erfolg. Das Thema scheint erledigt, nicht

wahr? Nein. Es ist mit diesen programmatischen Sätzen Döblins überhaupt erst gestellt.

Zunächst einmal: Wer so freimütig eine Niveausenkung fordert, muß etwas zu senken haben. Gegen den Autor des Gigantenromans und des Manas wird niemand den Vorwurf wagen, er mache aus einer Not eine Tugend. Aber — kann denn dieser neu statuierte Naturalismus mit den Bestrebungen der Schlaf und Holz überhaupt mehr gemein haben als den Namen?

Jene Bewegung der achtziger Jahre war ein Anfang, ein Ausgangspunkt, ein Experiment mit kargen Mitteln. Wenn heute die Literatur nach allzuviel Krämpfen, Explosionen, nach der rasch abgetanen künstlichen Sachlichkeit naturalistisch wird, dann bedeutet das etwas ganz und gar andres. Ein Ende, eine Sammlung, eine gewachsene Kraft. „Berlin Alexanderplatz" und „Familie Selike" haben so viel mit einander zu schaffen, wie Armut und Fülle der Phantasie; wie ängstliche Kopie von Details und sichere Beherrschung aller Lebenserscheinungen. 1885: Protest gegen Gründerzeit, Hochkapitalismus, Ausbeutung; Aufbau einer sozial verantwortlichen Literatur. 1929: Erkenntnis von der Unzulänglichkeit der bisherigen Darstellungsmittel, die immer wieder nur Betäubungen waren; die Welt kommt nicht wieder ins Gleichgewicht, man muß noch einmal bei dem Nahen und Übersehbaren anfangen. Aus der Einsicht in unerträgliche Überfülle entsteht der neue Realismus.

Für all das ist dieser große Berlinroman ein Nachweis, ein Beleg, ein erstes großes Beispiel. Sein Dichter Döblin ist ein eminent sozialer Mensch, aber kein Sozialist. Er ist kein Kollektiv-Schwärmer sondern ein bewußt Einzelner, der sich aber in jedem Augenblick für alle und alles mitverantwortlich fühlt. Er ist radikal, ohne die Erlaubnis dazu sich durch ein Mitgliedsbüchlein bestätigen zu lassen. Er ist jung, der Allerjüngste wohl, mit seinen einundfünfzig Jahren. Er ist psychologisch, ohne in private Bohrungen abzuirren. Erforscher aller pathologischen Symptome der Zeit und ihrer Menschen, doch nicht als lüsterner Dilettant sondern als geschulter Arzt. Er sieht Berlin nicht als Betrachter und Genießer vom Westen her, er durchlebt es im Zentrum und Osten. Als einer der Ersten begreift er die Riesenstadt als ein gewachsenes Naturgebilde, eine Vorstellung, die der nächsten oder übernächsten Generation geläufig sein dürfte.

Und Franz Biberkopf, der Mann, um den es geht, ist gar kein interessanter Fall sondern ein durchschnittlicher, einfacher Mann aus Berlin O. Dabei auch wieder nicht künstlich versimpelt, verkürzt, primitiv gemacht; sondern mit all den holprigen Ecken, Schnörkeln, windigen und wendigen Denkvorgängen dargestellt, die in so einem Großstadtkerl entstehen. Um den lustigen, armen, umgetriebenen, immer wieder von vorn beginnenden Franz, um die dünne, elastische, stählerne Achse dieses Buches kreist nun alles: die Stadt, die Straßen, die Menschen, die Tiere; und immer weitere und kleinere und äußerlichere Erscheinungen, — Reklamen, Schilder, Schlagertexte, Fahrpläne, Zeitungsfetzen, Zigarettennamen.

Ist das der Naturalismus von 1885? Lesen Sie doch die Szenen auf dem Schlachthof, den erschütternd innig beschriebenen Tod des Kälbchens. Oder, auf den Seiten 138 bis 141, das knapp erläuterte Verzeichnis aller Bewohner eines Hauses: Dreißig Schicksale, ergreifende, alltägliche, sonderbare, auf zusammen noch nicht 200 Zeilen. Nein, wenn damals der Naturalismus sich an der ängstlichen Imitierung der Details zu beweisen suchte, dann ist dies überhaupt keiner.

Oder betrachten Sie die bewußt zurückhaltende Kunst, mit der hier der berliner Dialekt behandelt ist. Mit sorgsamster Vorsicht ist abgewogen zwischen Zuviel und Zuwenig. Es kommen grade so viele „Det" und „Jottedoch" vor, daß wir nicht einen Augenblick vergessen: Berlin. Aber nie, niemals wird dem Leser eine plump-peinliche Vertrautheit mit dem Jargon aufgenötigt. Sollte es in fünfzig Jahren noch Literatur-Seminare geben, so werden sie sicherlich üppige Dissertationen über diese meisterliche Verwendung des Dialekts anfertigen können.

Außerordentlich ist die optische Beobachtungskraft Döblins. Hätten wir eine unternehmungslustige Filmindustrie, sie müßte sich um dies Buch reißen. Ruttmanns mutiger Berlinfilm, in dem der Mensch Berlins hinter lauter Montagen der Technik und des Verkehrs verloren ging, würde wie eine kleine Vorstudie dazu wirken.

Es gibt noch andere Parallelen. Auf die Beeinflussung durch Joyces „Ulysses" hat man bereits hingewiesen, doch scheint sie mir in gewissen Nebendingen, in den Simultandarstellungen der Straße, in leitmotivischen Verwendungen von Zitaten, Kinderliedern, abgerissenen Reminiszenzen sich zu erschöpfen. Auch mit „Manhattan Transfer" von Dos Passos wurde der Roman verglichen. Aber Dos Passos ist, so scheint es, erschrocken vor seinem Stoff. Er sieht die Menschen New Yorks, eine wuchernde, verfilzte Masse, die er ergriffen betrachtet. Döblin aber geht dem berliner Menschenwust zu Leibe, als Arzt, als Mitleidender, als Soziologe, als Statistiker, er strebt, ihn zu bewältigen. Und aus eben dieser Anstrengung fließt eine immerfort sich erneuernde dichterische Kraft. Dos Passos gibt gleichsam nur den Hudson mit der schauerlichen Riesenfront der wimmelnden Hausgiganten dahinter. Döblin geht aus der Spree in die Panke und in die zahllosen kleinen Kanäle und sogar in die Wasserleitungshähne der einzelnen Wohnungen. Und immer ist es derselbe flutende Strom. Eins der größten Wunder dieses erstaunlichen Buches: Daß kaum in einer einzigen Zeile der große Zusammenhalt und Zusammenhang verloren geht.

Es ist ein unvorstellbar kompliziertes Hirn notwendig, um dies alles zu bändigen. Übrigens ein ganz und gar unamerikanisches Hirn, man möchte es eher barock nennen. Und dieses Hirn schaltet nun mit seinem enormen Besitz nicht intellektuell, nicht protzenhaft sondern eingedenk jener Forderung, das „Niveau zu senken". Darin liegt das eigentliche Geheimnis des Erfolges, den dieses Buch hat. Außerordentlich schwierige Dinge, Vorgänge, Gedanken werden schlicht und verständlich dargestellt. Wirres wird deutlich und Gewohntes frag-

lich. Es ist ein Naturalismus der Eindringlichkeit, ein Realismus der Imponderabilien. Und ist das überhaupt einer, im alten Sinne des Wortes? Schließlich erleichtert der stete, klare Fluß der Sprache vielen diesmal den Zugang zu einem Dichter, der bislang oft als grammatikalischer Sonderling verdächtigt wurde. Auch das gehört zur bewußten Wendung gegen das Bildungsmonopol.

Rychners Absage an Döblin endet mit der Bemerkung, es könne jene sogenannte Kunst des Naturalismus nicht lange leben, „wenn ihren Büchern nicht der Vorteil erwuchs, seinerzeit von Zola geschrieben worden zu sein". Diese naive Beweisführung a posteriori erlaubt uns, die Hoffnung auszusprechen, es möchte der Vorteil, von Döblin geschrieben zu sein, für ein Buch einstmals noch weit erheblicher sein. Aber lassen wir das Prophezeien. Es genügt, für jetzt und heute, die Feststellung, daß der döblinsche Naturalismus, wenn er denn schon so heißen soll, nichts oder beinahe nichts mehr zu schaffen hat mit jener einst so benannten Bewegung.

Der Mann Franz Biberkopf stellt sich dem Moloch Stadt. Er durchbricht das Dickicht der Städte. Er überwältigt die Hure Babylon. Nach hundert Niederlagen erweist er sich — um eine frühere Prägung Döblins zu benutzen — als der größere Mensch über der großen Natur.

Einer, manche, viele von Kaspar Hauser

Mitunter laufen einem Romanfiguren über den Weg, die Figur ist da, der Roman muß erst noch geschrieben werden. Hier ist ein Knopf, lassen Sie sich einen Anzug dazu machen.

*

Unter dem deutschen Adel aller Gothas gibt es mancherlei Arten: den braven Vertreter seiner Kaste, ein Kerl, der von Köckritz ist, und weiter nichts; es gibt Leuteschinder und feine, alte Damen, dumme Puten und sehr dünngliedrige, gebildete Herren, unter deren schmalen Schädeln ein Gehirn liegt und still arbeitet ... da gibt es allerhand. Aber eine Nummer kommt vor, die ist so bunt und so seidig-glänzend, daß die Schmetterlingskenner, die das Exemplar bei mir aufgespießt sehen, fragen: „Donner! Woher haben Sie denn den?" Dann lächle ich, wie der Sammler läehelt, der seine kleinen Geheimnisse nicht verrät.

Bitte kommen Sie nicht zu nah an den Kasten, ich habe das Ding so sorgsam aufgepiekt. Da ist er:

Er sieht gut aus. Er ist ziemlich blond, groß, lässig, locker ... sein Monokel sitzt nicht wie bei Bronnen, sondern es sitzt richtig; er braucht gar nicht erst so viel herzumachen, er strengt sich nicht an wie Edschmid, er liest nicht die ‚Elegante Welt', er gehört ihr an. Seine Anzüge sind gut gemacht, er hat tagsüber etwas betont dicke und flauschige Sachen; seht! sagen die Sachen, wie wir an ihm herumhängen, er läßt sie hängen, er hat sie einmal bezahlt, und nun weiß er, daß

er sich auf sie verlassen kann. Abends sitzen Smoking, Hemd, Kravatte und seidene Socken, als seien sie ihm angeflogen. Das alles ohne jede Aufdringlichkeit. Er ist sehr frech, aber er ist leise-frech.

Er ist nicht in den väterlichen Ställen geblieben. Seine Entwicklung kennen wir nicht, aber die Intellektuellen, mit denen er umgeht, fühlen: Er gehört doch zu uns. Er hat Rilke gelesen, was: gelesen! er hat ihn gekannt, er besitzt auch Briefe von Rilke; er versteht allerhand von Nationalökonomie, sehr viel von Musik, außerordentlich viel von bildender Kunst und gar nichts von Politik. Seine Kenntnisse und seine Bildung sind guter Durchschnitt; sie werden aufgehöht durch die uralten, eingeprügelten Instinkte seiner bürgerlichen Gegenspieler. Die sind schon dritte Generation, aber manchmal kommt bei ihnen Großpapa durch: ein Adliger ...! Der Enkel sagt: „Hören Sie mal, Platen!", das „von" läßt er weg, er sagt es nur mit der Seele, aber mit der dreimal. Herr von Platen kommt, legt ganz leise das Monokel und das Adelsprädikat ab, weil er beide nicht mehr braucht, die Umgebung hat sie gesehen, und die Umgebung fühlt sich frisch geadelt. Er siegt schnell, der junge Platen.

Er macht nämlich Geschäfte. Aber er macht sie nun nicht etwa so wie ein jüdischer Pferdehändler, gradezu, und immer etwas atemlos hinter dem Geld herlaufend — er macht sie anders. Das heißt: eigentlich macht er sie genau so wie ein jüdischer Pferdehändler, er ist nur etwas unzuverlässiger als jener. Er ist außerordentlich betriebsam; er hat Beziehungen, vermehrt sie, benutzt sie, nutzt sie aus, die Beziehungen fühlen sich geehrt, ziemlich geehrt. Er scheint sich zu den Geschäften nur herbeizulassen, das verleiht ihm eine große Stärke. Manchmal ist es der Kunsthandel, manchmal die Bank, manchmal irgendetwas Andres. Er geht mächtig ran, er läßt nicht locker, aber er bleibt locker.

Die Basis für seine Geschäfte ist ein unwiderstehlicher gutsherrlicher, naiver, fast tierischer Egoismus. Wir andern sind ja auch egoistisch, aber wir schämen uns ein wenig dieser Regung. Eigentlich müßte man ... Der müßte eigentlich gar nicht. Er ist von oben bis unten, von hinten bis vorn egoistisch. Der kühle Blick der grau-blauen Augen gleitet am Vertragspartner entlang: Natürlich bist du, Schulze, dazu da, mir ein Leben in einem sehr anständigen Viertel zu verschaffen, die stille, alte, renovierte Wohnung, das Auto, die guten Restaurants, wo ich bei Rotwein amüsante Geschichten erzähle, wie einer, der es nicht nötig hat. In dem Blick ist die kurze Reitpeitsche, mit der sein Urahn über den Gutshof ging. „Krischan!" — „Herr Graf!" Na, das wäre ja gelacht ...

Reizend zu Frauen. Ein bißchen Junge, scheinbar harmlos, so ganz anders als die schwarzen Geschäftsleute, mit denen Madame es sonst zu tun hat. Tanzt bezaubernd, macht etwas Sport, aber nicht den unbequemen, und immer hübsche Frauen um sich herum. Mit denen hat er eine Freude am Klatsch, die nicht alltäglich ist. Weiß reizende Médisancen

zu sagen, sehr bösartige Sachen, aber immer mit dem frischen, offenen Gesicht eines großen Jungen, der nichts dafür kann. Ist verheiratet. Seiner Frau treu —? Auch. Fast immer. Man weiß nicht. Kann furchtbar lügen.

Er will sich zu niemand herablassen, er tuts auch nicht. Daß es immer so aussieht, liegt daran, daß die andern sich den Rücken krummer machen, als er von Natur schon ist. Er handelt wie drei Getreidehändler — man nimmts ihm nicht übel. Er raucht so nett dabei. Er fordert, verlangt, paßt auf wie ein Luchs, wo sich etwas drehen läßt — wenn ihm die Forderungen der andern einmal über den Buckel wachsen, fährt er weg. Die Adligen haben im Allgemeinen keinen Sinn für den Kommerz. Wenn sie ihn aber haben, dann gnade Gott. Weiße Juden.

Mit seinen Freunden in den schönen Künsten steht er gut, sehr gut. Nähert er sich der bildenden Kunst, so wandeln sich die Bilder unter seinen Händen nicht, wie bei den Generaldirektoren, in bunte Aktien, die sie sich — Sachwerte plus Kultur — an die Wand hängen; er macht seine Geschäfte mit den Bildchen spielend, er kennt immer irgend eine Frau, die grade dieses Bild... wie? Schläft vielleicht mit ihr. Das Bild wird dadurch nicht billiger.

Wenn er Musik macht, sagt er: „Mein Kollege Richard Strauß", toternst, man denkt erst, er macht Spaß. Nein, wirklich: Kollege. Ich kann doch nichts dafür, daß ich adlig bin. N'en parlons pas. Ist sehr viel gereist. Immer so, wie wenn er inkognito wäre. Bitte, bitte, keine Umstände — wir wollen doch hier nicht... Aber dann nimmt er doch an.

Kann sich gar nicht denken, daß er jemals unten liegt. Liegt auch fast nie unten. Die Not der Zeit... gewiß, ja doch. Aber das: sein Leben, Reisen, gute Behausung, Essen, die Weine — das muß so sein. Darüber spricht er nicht. Auch nicht über die kurze Spanne der Inflationszeit, über die er mit viel Tee nur sehr miekrig hinweggekommen ist. Nur: wenn es ihm dreckig geht, dann geht es ihm eben stilvoll dreckig. Es sieht netter aus als bei den andern. Gute Rasse bleibt gute Rasse. Und dann, wenn er wieder hochkommt, dieses kaum glaubhafte Geschick, aus seiner Tätigkeit die ihm zukommenden Prozente in Naturalien herauszuholen. Man weiß nie so genau... Hat der eigentlich Geld?

Nein. Aber er hat die Adressen derer, die es haben. Früher, heißt ein altes Wort, hielten sich die Grafen Hausjuden, heute halten sich die Juden Hausgrafen. Es müssen nicht grade Juden sein — aber er sitzt gewissermaßen immer als Diener neben irgend einem Chauffeur, als Reisebegleiter, Kunsthändler, Bibliothekar und Ornament in einem. Er schmückt sehr. Einen Salon am meisten dann, wenn die Gruppen, Sandwichs essend, gelöst sind — bei Tisch ist es dann nicht mehr so sehr viel mit ihm. Liebt alles Leben hinter allen Kulissen; will zu den Intimen gehören und gehört ja auch dazu: passiert Absperrungen, weil er den Präsidenten kennt und die Diener ihn nicht aufzuhalten wagen, wartet niemals vor Schaltern sondern geht immer hintenherum. Er

macht alles, was die Juden so unbeliebt macht — aber er macht es nett. Man kann ihm nicht böse sein.

Seine Familie läßt ihn übrigens grade noch gelten; er ist ihr zu stark verjudet. Aber er verlangt nichts von ihr, er macht auch seinem Namen keine Schande. Mojn, Platen. Balzac hätte Sie längst eingefangen.

Tanzschrift von Konrad Neumann

So wie sich die europäische Musik vor mehreren hundert Jahren das Fundament einer exakten Musiknotenschrift schuf, so wie vor Jahrtausenden die Buchstabenschrift erfunden wurde, so sucht auch der Tanz von jeher nach einer eignen Schrift, die ihm die Gleichberechtigung neben Musik und Sprache erringen soll. Alle bisherigen Versuche zu einer Tanzschrift aber sind primitiv und unelegant, auch die von Laban und Vischer. Das ist durchaus nicht verwunderlich. Die deutsche Sprache hat simple sechsundzwanzig Buchstaben, die nur in „Melodieform", monophon vorkommen. Die Klänge eines Klaviers und eines Orchesters klingen neben- und nacheinander zugleich. Aber wieviel Töne? Nicht mehr als ein Dutzend. Die Tanzschrift jedoch hat eine kaum übersehbare Fülle von Elementarmaterial zu bewältigen. An diesem Bewegungschaos sind die namhaftesten Tänzer, die sich mit der Aufzeichnung von Bewegungen abgaben, bis heute gescheitert.

Von vornherein aussichtslos ist der Versuch, die Bewegung unmittelbar aufschreiben zu wollen, wie Laban es will. Schreibt man Gedanken etwa unmittelbar auf? In Urzeiten tat man das, mit der Bilderschrift. Laban ist Atavist, er schreibt Tanzhieroglyphen und gerät dann natürlich, wenn er sie tanzt, in ein unseliges Kuddelmuddel von Seelenakrobatik, Turnübung und Pantomime hinein. Die heutige Erneuerung des Tanzes besteht doch aber gerade darin, daß die tänzerische Charakteristik wieder aufgespürt wird, daß keine Vermischung mit andern Künsten mehr getrieben werden soll.

Die beste Tanzschrift sei der Film, wird behauptet. Auch ein Irrtum. Werden Dramen und Sonaten etwa auf Grammophonplatten notiert? Wiedergegeben werden sie so. Dazu muß aber das fertige Kunstwerk bereits da sein. Die Kamera erfüllt im Sichtbaren nur dieselbe technische Funktion wie das Grammophon im Hörbaren. Der Film hat also mit Tanzschrift nichts zu tun.

Wie muß eine brauchbare Tanzschrift aussehen? Die Vergleiche mit Sprache und Musik verbieten es von selbst, von Typen der Bewegung auszugehen, wie Vischer es tut. Wer will denn Typen tanzen!? Wird, wer es tut, nicht zwangsläufig in Einseitigkeit, Schematismus, Maniriertheit und Dekadenz verfallen? Wie die Sprachschrift sich auf dem Lautzeichen und die Musiknotenschrift sich auf dem Tonzeichen aufbaut, so muß sich die exakte und universale Bewegungsschrift auf dem Zeichen für dasjenige Bewegungselement aufbauen, das die Grundgebärden ausführt: ein zweischenkliges

Gelenk wie Ellbogen, Knie undsoweiter. Ich schlage vor, dies Elementargelenk als Punktnote in das Fünfliniensystem der Musiknotenschrift einzuzeichnen. Die Linienzwischenräume bedeuten dann die sechs Raumrichtungen und die Linien selbst die Raumhöhe —: eine äußerst einfache Möglichkeit, den Tanzraum in die Papierfläche zu drücken. Es werden zwei Liniensysteme benützt, das obere für den Oberkörper, das untere für den Unterkörper. Das als Punktnote geschriebene „Elementgelenk" hat drei Bewegungsmöglichkeiten: es kann gerichtet und gebeugt, und es kann um sich selbst gedreht sein. Diese drei Möglichkeiten werden durch Vorzeichen an den Punktnoten angegeben. Das ergibt zusammen die „Gebärdenschrift"; diese wird durch Aneinanderreihung der Gebärden zur „Bewegungsschrift", in die der „Tanzweg" nach einem System, das wieder die gleichen Elementarzeichen wie die Gebärdenschrift enthält, ohne Anwendung von „Grundrißkurven", wie sie bisher üblich waren, hineingeschrieben werden kann. Jede Gebärde, jede Bewegung läßt sich so bis ins Einzelne notieren.

Wird die Tanzschrift nicht der Unmittelbarkeit tänzerischer Erfindung Abbruch tun? Das ist ein alter Einwand, der zwei Dinge durcheinanderwirft, nämlich das Verstandesmäßige einerseits als buchstäbliches Begreifenwollen von Kunstschöpfungen und andrerseits als bewußte Beherrschung des Instrumentenmaterials. Die Tanzschrift will den Tanz nicht im geringsten intellektuell ausdeuten (was Laban bei seinen pantomimenartigen Tanzproduktionen tatsächlich mit Worten getan hat). Eine vernünftige Tanzschrift soll vielmehr nur ein Handwerkszeug sein, mit dem der Tanz rein äußerlich dorthin gebracht werden kann, wohin das Drama mittels Sprachschrift und die Symphonie mittels Notenschrift gelangt ist. Ein Drama läßt sich nicht in zehn Stunden vollenden. Der Komponist bereitet seine Symphonien Monate lang mit Skizzen vor. Und nur beim Tanz soll es anders sein? Das Improvisatorische, Naive, aus momentanen Stimmungen Geborene soll den eigentlichen Reiz des Kunsttanzes ausmachen? Nun, es kommt bei jeder Kunst darauf an, daß die Rezitation, das Spiel, der Tanz die suggestive Wirkung eines erstmaligen und einzigartigen Erlebnisses hervorrufen. Ob diese Wirkung hervorgebracht wird, das unterscheidet den guten vom schlechten Interpreten. Aber man sehe sich die Intuitionsfanatiker des Tanzes an! Ist es Intuition, wenn eine Primaballerina ein Sammelsurium von althergebrachten, eindressierten, aneinandergeleimten Bewegungsfloskeln, die seit Jahrhunderten genormt sind, vorführt? Es gilt hier gleich, ob solche Formeln klassische Ballettrezepte, Labansche „Skalen" oder Vischersche „Typen" sind. Und bei denen, die ohne jede formale Bindung, freischöpferisch tanzen wollen, riecht andrerseits die mehr oder minder krampfhafte Naivität und gewollte Ursprünglichkeit allzuoft nach Ignoranz oder Unfähigkeit. Nach der allgemeinen Sanktionierung einer einwandfreien Tanzschrift wird sich auch in der Tanzkunst der ungehemmte Dilettantismus und die bornierte Systemtanzerei von selbst bloßstellen und überleben.

Der neue Stahlkönig von Morus

Es sah schon so aus, als sei die Zeit der großen Industriematadore in Deutschland endgültig vorbei. Die Inflationskönigreiche waren zusammengebrochen, die wenigen Männer, die, wie Otto Wolff, ihren Besitzstand gewahrt hatten, mußten sich einrangieren. Der einzige, der sich noch in den letzten Jahren daran wagte, ein neues Erzherzogtum zu gründen, Paul Rohde, war nach raschem Anlauf doch auf halbem Wege stekken geblieben. In den Mammuttrusts, die nach der Stabilisierung gebildet wurden, herrschten nicht die Besitzer, sondern die Generaldirektoren. Das Kapital war zwischen ein paar Großaktionärfamilien und entrechteten Kleinaktionären so aufgeteilt, daß keiner die Vorhand hatte. Dadurch konnten die obersten Angestellten fast unbehindert das Szepter führen: bei der I. G.-Farbenindustrie der geniale Bosch, bei den Vereinigten Stahlwerken der viel bescheidenere Vögler. Die Dynastien waren zwar nicht depossediert, aber sie waren durch den Zusammenschluß entmachtet. Die Kanzler und manchmal auch nur die Kanzleien regierten.

Aber nun taucht doch wieder ein Conquistador auf, ein Eroberer ganz großen Ausmaßes: Friedrich Flick. Genau zehn Jahre hat er gebraucht, um es vom Inhaber eines mittlern westfälischen Hüttenwerkes zum deutschen Stahlkönig zu bringen. Es war kein blendender Siegeszug, sondern ein zielbewußter, stetiger Vormarsch. Aber nun ist er so weit. Wenn auch noch die eine oder andre seiner Transaktionen ungeklärt sein mag, so besteht doch in der Industrie kein Zweifel darüber, daß Friedrich Flick die Vereinigten Stahlwerke kontrolliert. In dem rheinisch-westfälischen Achthundertmillionen-Trust, in dem die Stinnessche Rheinelbe-Union, Thyssen, Phoenix und Rheinstahl aufgegangen sind, verfügt er über die Majorität. Damit ist er der mächtigste Mann der Schwerindustrie.

Als Flicks Name mitten in der Inflation zum ersten Mal genannt wurde — Felix Pinner hat ihn in seinem Weltbühnenbuch der Öffentlichkeit vorgestellt — galt er als einer von vielen, die auf dem Morast der Inflationswirtschaft sich ein Sachwertlager aufbauten. Was er in Angriff nahm, war schon recht stattlich: die Bismarckhütte, die Kattowitzer Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb und die Oberschlesische Eisenindustrie A.-G., drei der größten schwerindustriellen Unternehmungen an der deutsch-polnischen Grenze, fielen ihm, Schlag auf Schlag, zu. Aber ähnliches hörte man alle Tage. Die vom Krieg und von der beginnenden Nullenschreiberei aufgeweichte Wirtschaft wechselte von heute auf morgen ihre Herren, ohne daß man fragte, woher und wohin.

Auch die Methoden des Herrn Flick schienen nicht sehr originell. Er kaufte Aktienpakete zusammen, die zu jener Zeit wie tote Fische in der Burgstraße herumschwammen, er tauschte das eine gegen das andre, holte sich bei der Ausgabe junger Aktien Majoritäten zusammen und stieß den ganzen Kram wieder ab, wenn er einen guten Zwischengewinn einheimsen konnte. Er handelte mit Bergwerken, wie man mit

alten Kleidern handelt: Einkauf zu niedrigsten, Verkauf zu höchsten Preisen, wie es die Konzernkaufleute der Inflation halt machten. Und als er schließlich Bismarckhütte und Kattowitz an Stinnes abtrat und die oberschlesische Eisenindustrie an die Linke-Hofmann-Gruppe, war das Urteil über ihn fertig. Zumal die Grandseigneurs der Großbanken, denen Flick niemals viel zu verdienen gegeben hat, waren sich über die Qualitäten dieses Emporkömmlings einig. Carl Fürstenberg meinte überlegen: Friedrich Flick hat als Industrieller angefangen und wird schließlich als Spekulant enden.

Aber der alte Fürstenberg, dem seit dem Kriege nur noch Bonmots gelungen waren, hatte sich auch hier geirrt. Flick war doch mehr als ein Spieler. Er besaß ein Talent, daß den meisten Inflationshelden fehlte. Er ging nie ganz in eine Sache rein, aber er ging auch nie ganz raus. Wo er einmal seinen Fuß hingesetzt hatte, behielt er ihn drin, und wenn es auch nur zwischen Tür und Angel war. Dieser reinblütige westfälische Hüttenmann widerlegt durch alle seine Transaktionen die törichte Lehre, die Hugenberg und sein Apostel Ludwig Bernhard dem Lokal-Anzeigervolk weismachen wollen: die Scheidung zwischen dem bodenständigen immobilen und dem internationalen mobilen Kapital. Für Flick existierten die Begriffe mobil und immobil nicht. Er handhabte das Kapital so, wie es dem Wesen unsrer Aktienwirtschaft entspricht: als eine halbfeste Masse, die man bequem aus dem einen Aggregatzustand in den andern überführen kann.

Für die Kunst Flicks, Aktienkapital nach Bedarf hierhin und dorthin zu leiten, gab es kein besseres Terrain als den oberschlesischen Grenzbezirk. Wer sich da verbiß, kam vor die Hunde. Aber wer mit leichter Hand zu lavieren verstand, als die Gruben und Hütten über die politischen Grenzen hinweg wieder zusammenwuchsen, konnte seinen Machtbereich ausdehnen und an den Hilfsgeldern partizipieren, die unter immer neuen Formen in das Land flossen. Wenn es einmal brenzlich wurde, drohte man in Berlin mit der Gefahr der Polonisierung, und schon stand wieder Geld bereit.

Trotzdem waren in Oberschlesien auf die Dauer goldne Früchte nicht zu holen. Wer weiter wollte, mußte nach dem Westen, wo die Macht der Schwerindustrie sich nach dem Stinneskrach aufs neue stabilisiert hatte. Die Brücke nach dem Ruhrgebiet wurde, etwas umständlich, via Steiermark, geschlagen. Als Stinnes die oberschlesischen Flick-Gesellschaften übernahm, verkoppelte er mit ihnen die Alpine Montan-Gesellschaft, um für das isolierte österreichische Erzbergwerk eine sichere Kohlenbasis zu schaffen. Dadurch kam Flick in die Alpine Montan herein, und als nach der Auflösung des Stinnes-Konzerns die Alpine Montan bei den Vereinigten Stahlwerken landete, hielt zugleich der Alpinist Flick im Stahlverein seinen Einzug. Daneben verfügte er aus seiner Liaison mit Stinnes und dessen Generaladjunkten Vögler, die dafür in Flicks Stammhaus, der Charlottenhütte, den Aufsichtsrat zierten, über größere Aktienpakete der Deutsch-Luxemburgischen und Gelsenkirchner Bergwerksgesellschaft. Als Gelsenkirchen Deutsch-Luxemburg verschluckte und beide im Stahl-

verein mündeten, konnte Flick auch von dieser Seite her seinen Einfluß beim Stahlverein stärken. Die Charlottenhütte selbst, die Flick bald nach der Gründung in die Vereinigten Stahlwerke einbrachte, wurden ihm mit zwanzig Millionen Mark Stahlvereins-Aktien und siebeneinhalb Millionen Mark Genußscheinen bezahlt. Zur Bildung der mitteldeutschen Stahlwerke trug Flick ebenfalls bei und ließ sich sein Aequivalent beim Stahlverein ankreiden. Schließlich drang er auch über die Phoenix-Gruppe Otto Wolffs in den Ruhrtrust ein, und grade auf diesem Wege hat er seinen Aktienbesitz offenbar in letzter Zeit so vermehrt, daß es nun zur absoluten Majorität in den Vereinigten Stahlwerken reicht.

Die Majorisierung erfolgt in einem Augenblick, wo der Stahlverein grade durch die Erneuerung und Verschärfung der Syndikatsverträge einen festen Ring um die gesamte Eisenindustrie, die Schwerindustrie und die Weiterverarbeiter gelegt hat. Hier findet Flick eine fixe und fertige Organisation vor, die gegen sein Machtwort keinen Widerstand zu leisten vermag. Etwas schwieriger wird es vielleicht bei der Kohle sein, doch da hat Flick in den letzten Monaten durch den Aufkauf außenstehender Zechen bereits Vorarbeit geleistet.

Personaliter wird er auch keine ebenbürtigen Gegenspieler vorfinden. Fritz Tyssen, der deutschnationale Desperado, ist zwar noch Aufsichtsratsvorsitzender, aber er ist schon jetzt im Stahlhelm einflußreicher als im Stahlverein. Sein Aktienbesitz — die Thyssengruppe trat mit sechsundzwanzig Prozent in die Vereinigten Stahlwerke ein — hat sich auf sieben bis acht Prozent reduziert. Körperlich hat er nicht die Robustheit des alten August Thyssen geerbt und geistig noch weniger. Otto Wolff, dessen Anteile am Stahlverein auch stark zusammengeschrumpft sind, hat sich in der Verwaltung in Düsseldorf niemals eine rechte Position zu schaffen gewußt. Die Herren der zweiten Generation haben es ihm nicht verziehen, daß er als kleiner Eisenhändler in Köln angefangen hat. Albert Vögler, offiziell noch immer der Generalissimus, hat sich in den letzten Jahren manche Bedrückung durch Thyssen gefallen lassen müssen. Er wird seinem alten Freunde und Gönner Flick ein ebenso treuer Fridolin sein wie einst Hugo Stinnes.

Daß Friedrich Flick die gewaltige Macht, die ihm sein Aktienbesitz gibt, jetzt in vollem Maße ausnutzen wird, steht außer Frage. Auch in den letzten Jahren war sein Einfluß nicht gering. Doch er hielt sich weit vom Schuß, hatte sein Domizil in Berlin und kümmerte sich nur um die großen geschäftlichen Transaktionen. Nun aber will er unter den Bergherren zwischen Ruhr und Rhein seine Residenz aufschlagen. Seit Monaten roboten Hunderte von Arbeitern an einem Schloß, wie es das Ruhrrevier noch nicht gesehen hat. Erst suchte man geheim zu halten, wer sich da auf der Höhe von Kettwig solch einen Palast baute. Damit die Kumpels nicht auf unrechte Gedanken kämen, wurde ein kleiner Kaufmann aus dem Nachbarort als Bauherr vorgeschoben. Aber dann sprachs sich herum, und bald wird man es auch auf andre Art zu spüren bekommen, daß dort der deutsche Stahlkönig thront.

Bemerkungen

Bronnen-Premiere

„Wenn der Präsident des Strafvollzugsamts für Berlin und Brandenburg ein Drama „Amnestie" verfaßt, so erhebt sich die folgende Frage: Darf der Träger eines hohen Amtes sich in kritische Distanz zu seiner Funktion setzen?"

Der diese besorgte Frage erhebt, ist nicht etwa ein jüngerer Regierungsrat aus dem Strafvollzugsamt, dem seine Vorgesetzten allzu langsam der Altersgrenze entgegenschreiten und der an einen ihm bekannten Abgeordneten einen kleinen Brief schreibt, um den Schneckengang der Natur durch die Mobilmachung einer höhern Gewalt zu beleben, es ist Herr Arnolt Bronnen, der damit seinen Einzug in die Leitartikelspalte des Lokalanzeigers feiert.

Dies Debut ist als Charakterleistung fragwürdig, aber in seiner gelassenen, leicht ironischen Zweckbewußtheit ein journalistisches Meisterstück. Herr Bronnen eröffnet die erste Spalte, Herr Hussong auf seinem gewohnten Platz erscheint daneben wie ein klebriger Pathetiker, der in ehrlicher Ergriffenheit seinen Part heruntendeklamiert.

Die Wirkung Bronnens beruht auf einem ungemein geschickten dialektischen Kniff. Das Publikum von Finkelnburgs Drama in der Volksbühne wird vielleicht sagen: „Sehr schön, Herr Geheimrat, aber hoffentlich vergißt der hohe Beamte nicht, was der Dichter verkündete." Auch Herr Bronnen erhebt die Frage, ob zwischen dem Beamten und dem Dramatiker Finkelnburg eine Distanz besteht, und er bezweifelt diese Distanz. Das Ergebnis aber ist nicht, wie zu erwarten wäre, ein freundliches Wort für eine notable Amtsperson, die keinen Unterschied zwischen Theorie und Praxis kennt, sondern die kühle Konstatierung, daß Herr Finkelnburg damit gegen seine Beamtenpflichten verstößt und zu verschwinden hat.

„Die Gesamtheit erwartet nicht", schreibt Herr Bronnen, „daß Herr Finkelnburg alle Insassen seiner Kerker für Schurken halte ... Sie erwartet keinerlei Unfairheit von ihm gegen wehrlos gemachte Leute. Dagegen erwartet sie, daß der Herr Präsident des Strafvollzugsamts die erkannten Strafen, seinem Amte getreu, vollziehe." Was wird der Leser des ‚Lokalanzeigers' aus dieser elegant hingeworfenen Verdächtigung folgern? Daß der Präsident des Strafvollzugsamts ein pflichtvergessener Chef ist. Daß unter seinem Regime die Schwerverbrecher abends mit den Wärtern pokern. Daß sie zum Frühstück Schinken und Eier bekommen. Daß sie ihre Freundinnen auf der Pritsche abfertigen. Daß sie Sonntagsurlaub ins Nimmerwiedersehen erhalten. Herr Bronnen hat eine leichte Hand. Er braucht nur ein paar Stichworte hinzuwerfen, die sich zur Not auch anders interpretieren lassen, aber sie genügen, um die Phantasie einer hinreichend präparierten Leserschaft anzuregen.

Die Herrschaften mögen sich beruhigen. Die Herrn Finkelnburg unterstehenden Gefängnisse sind weder Luxushotels noch Lupanare. Der Präsident des Strafvollzugsamts ist ein durch und durch humaner Mann, der unter den engen Grenzen seines Amts sehr leidet und nach besten Kräften zu helfen und zu bessern sucht. Wenn einmal — und wie ich hoffe, recht bald — das Abonnement des ‚Lokalanzeigers' mit hohen Freiheitsstrafen geahndet wird — dann werden die Betroffenen auch zu schätzen lernen, daß ihr oberster Vogt menschlichen Wallungen zugänglich ist, für die Individualität der Gefangenen Verständnis hat und nicht einmal daran denkt, die grausame Strafe des Dunkelarrestes durch die noch viel grausamere der zwangsweisen Lektüre von Bronnens Büchern zu ersetzen.

C. v. O.

Jeßners Nachfolger

Sucht man einen Thronfolger, würdig der höchsten Stufe auf der Treppe des Entschwundenen? Tönt auch am Gendarmenmarkt der Schrei nach dem starken Mann? Aber warum gedenkt man nicht eines Mannes, der ohnedies, zu seinem Leidwesen, Gehalt von der Republik ohne Gegenleistung bezieht! Er, dessen Originalinszenierungen nicht nur den Hauptstoff für unsere moderne Literatur geliefert sondern auch ganz speziell die beliebten Shakespeare-Aufführungen mit eingelegten Stahlhelmmärschen erzeugt haben! Er, der schon einem Kunststil des Pompes den Namen gegeben hat und Ursache des neuen: der spartanischen Nüchternheit geworden ist: Kadavergehorsam — dicke Berta als Kulisse — Pardon wird nicht gegeben: das sind doch die Grundbegriffe zeitnaher Regie. Und gerade in der Epoche der Dokumententheatralik dürfte keiner wie er geeignet sein, aus eigner Erfahrung dem Dramatiker die historischen Eier zu schleifen. Seine Kunstdienstfähigkeit mögen zwei Berichte aus der Zeit seiner theatralischen Sendung beweisen:

„Der Kaiser ersuchte mich in seiner herzgewinnenden, jovialen Weise, den Brief stückweise, mit größeren Pausen, vorzutragen, da der altdeutsche Schreiber zu seinen Schnörkeleien viel Zeit brauche." So berichtete einst ein Mitglied seiner Bühne im Feuilleton des ‚Berliner Tageblatts' und überlieferte so der Ewigkeit die Geburtsstunde der Hochrealistik. Und: „Bei der Hauptprobe des neueinstudierten Balletts (Coppelia) ging alles glatt, bis zu einem slavischen Tanz, dem das richtige Tempo in der Tanzweise nicht beizubringen war. Der Kaiser hatte im Zuschauerraum Platz genommen und unterrichtete, als es bei der Probe nicht klappen wollte, Kapellmeister, Regisseur und Darsteller in sehr deutlicher Weise, wie die Tonakzente fallen, wie die und jene Wendung ausgeführt werden müsse. Darob allgemeines Staunen. ‚Ja, ja, Sie sehen mich an', sagte der kaiserliche Regisseur, ‚es ist aber doch so!' Natürlich wurde alles gemacht, wie der Kaiser es wollte."

Also Schauspiel und Oper wären in einer starken Hand vereinigt. Die nationalanarchistischen Caféhäusler hätten nun ihren congenialen allerhöchsten Oberspielleiter. Und das Staatstheater ein Serienstück:

Die Quitzows
nach Motiven von Wildenbruch
von Arnolt v. Bronnen.
Liedtexte frei nach den Sängen
an Aegir.
Musik: Die Kapelle des Garde du Corps mit den neuen Achselstücken.
Regie:
Wilhelm d. Ae., Prinz v. Preußen
vom Großen Hauptquartier.
Saalpolizei: Genosse Z.
An der Kasse: Herr Schacht.
Änderung des Spielplanes nur mit Allerhöchster Genehmigung.

Und statt aller Nachtkritiken nur ein Satz für den Anzeigenteil:

„Eine Kunst, die sich über die von Mir bezeichneten Gesetze

und Schranken hinwegsetzt, ist keine Kunst mehr."

Auf diese Weise, gegen ohnmächtige Feindbundränke im Haag, käme Deutschland nach Herrn Schauweckers Rezept: „durch Geist zur Macht" aus der Versenkung über die Jeßnertreppe zur Weltmachtstellung.

Walter Mehring

Klage der kölner Freudenmädchen

Die „Deutsche Liga für Menschenrechte" erhielt vor einiger Zeit folgendes Schreiben:

„Notschreiben!

Wir Prostituierten von Köln erlauben uns berechtigt zu fühlen, an die Liga für Menschenrechte mit einem Schreiben heranzutreten und ersuchen diese, beim Innenministerium vorzusprechen, um Verwahrung einzulegen über die unmenschliche Behandlung unsrer Opfer durch die kölner Polizei!

Tatbericht:

Der Reviervorsteher des dritten Polizeireviers der Stadt Köln hat es sich zur Hauptaufgabe gemacht, besonders gegen uns Prostituierte zu wüten! Zu diesem Zweck läßt er einen ganzen Stab von seinen uniformierten Beamten nach ihrem Dienst abends in Zivilkleidung abkommandieren, um eine förmliche Jagd auf uns arme Opfer zu tätigen. Diese Beamten, welche nun zu diesem Dienst geschickt werden, haben die Aufgabe, möglichst viele Frauen einzufangen, um sich einen guten Ruf bei ihrem Vorgesetzten zu machen.

Folgende Methode wenden sie dabei an: Um uns Frauen zum Ansprechen zu veranlassen, laufen sie an uns und um uns mit lachhafter Miene solange rum, bis mal eine Frau dazu übergegangen ist, einen anzusprechen. Hat nun so ein armes Opfer einen solchen Beamten angesprochen, dann geht es ihr wirklich schlecht. Sofort wird sie verhaftet und in einen Keller sieben bis acht Stunden eingesperrt.

Der Keller ist für uns eine förmliche Hölle. Oft werden bis zu zehn Frauen eingefangen, wo nur eine Pritsche und zwei mit Unwohlblut besudelte Decken vorhanden sind! Dieser Keller ist noch nie gereinigt worden, so daß dort ein Geruch wie eine ausgesprochene Pest vorhanden ist. Auch sind wir Frauen gezwungen, sogar unsere Notdurft in dem Keller zu verrichten, weil auf ein Bitten zum Austreten überhaupt nicht reagiert wird und ein Kübel zum Abtritt auch nicht da ist. Daher erklärt sich der Pestgestank, und wir müssen befürchten, uns sogar noch eine ansteckende Krankheit zu holen. Ferner ist der Keller so feucht, muffig und kalt, daß sich so manche Frau schon eine Lungenentzündung geholt hat.

Nun wird eine berüchtigte Anzeige auf Beamtenansprechen gemacht und über das arme Opfer gerichtet. Sieben bis vierzehn Tage Gefängnis werden für diese Bagatelle nur so wie aus der Westentasche gezogen vom Richter verkündet! Wenn sich nun eine Frau gegen ihre Festnahme verwahrt und angesichts dieser Zustände nicht freiwillig zur Wache geht, dann wird sie förmlich unter den empörenden

Augen der Zuschauer auf der Erde zur Wache gezogen. Wir sind bereit, den Wahrheitsbeweis zu jeder Zeit anzutreten!

In Anbetracht dessen, daß wir uns doch wenigstens als verstoßene Menschen fühlen und nirgends ein Recht noch Schutz finden, bitten wir umgehend die Liga für Menschenrechte, sich unser anzunehmen, schon allein aus dem Umstand, daß wir auch eine Daseinsberechtigung haben, und Schritte unternehmen, daß solche barbarische Behandlung unserer eigenen Volksgenossen zu unterbleiben hat!

Wir sind bereit, noch mehr Beweismittel anzuführen, hoffen aber, daß wir diesmal genug gebracht haben!

(Es folgen 26 Unterschriften mit vollständiger Adressenangabe.)

Was es noch gibt

Der Verein „Kaiserdank" unter Leitung seines Vorsitzenden, des Kaiserlichen Gesandten a. D. Exzellenz Dr. Kracker von Schwartzenfeldt, veranstaltete am Sonntag, den 26. Januar, eine schlichte, dem Ernst der Zeit entsprechende Kaiser-Geburtstagsfeier im Restaurant „Zum Schultheiß", Chausseestraße 64.

*

Wie bereits vor längerer Zeit schon angekündigt, findet am heutigen Montag, den 27. Januar, um 7 Uhr, im Kaisersaal des Zoologischen Gartens eine Kaiser-Geburtstagsfeier, veranstaltet vom Nationalverband Deutscher Offiziere statt. Herr Oberst von Struensee wird einen Vortrag halten über „Ich kenn' ein Wort von Eisen, das heißt Soldatentreu"! Anschließend steigt ein Herrenessen. Nationalgesinnte Deutsche sind als Gäste willkommen.

Deutsche Zeitung

Pilsudski persönlich?

In vielen polnischen Zeitungen erscheint mehrmals in der Woche ein Inserat, das in freier Übertragung lautet:

„Zart wie Seide,
Stark wie Eisen,
Kauft nur OLLA
zu billigsten Preisen.

Versagt nie! Von der Regierung erprobt!"

Sündenbabel

In der Möbelabteilung eines großen berliner Warenhauses ist ein breites Ruhebett zum Verkauf ausgestellt. Es trägt ein Plakat mit der Aufschrift: „Doppelschläfrig" und darunter ein anderes: „Bitte nicht benutzen!"

Liebe Weltbühne!

Der Chef des großen Hauses betritt, zum ersten Mal seit Wochen, die Kanzlei, wo die Tippdamen sitzen. Gleich am ersten Tisch entdeckt er eine, die ihm fremd ist. Er fragt den Abteilungsleiter:

„Sagen Sie mal, wer ist denn das da?"

„Das? Das ist doch die neue Stenotypistin."

Der Generaldirektor schwillt an vor Zorn.

„Habe ich nicht ausdrücklich angeordnet, es soll niemand mehr engagiert werden!"

„Gewiß, Herr Generaldirektor", lallt der Untergebene. „Es handelt sich auch nur um eine Ausnahme. Wir glaubten im Sinne des Herrn Generaldirektors gehandelt zu haben. Eine äußerst tüchtige Person. Herr Generaldirektor können versichert sein, sie ersetzt uns drei Stenotypistinnen."

„Was sie nicht sagen. Ist ja fabelhaft. Sofort werden drei Stenotypistinnen entlassen."

Antworten

Demokratische Becker-Innung. Unsre aufrichtigste Kondolation zu dem unerwarteten Verlust Ihres Obermeisters. Er war ein braver und tüchtiger Mann mit gelegentlichen Energieanfällen, aber doch nicht ganz das überragende Genie, das ihr in den Nekrologen aus ihm macht. Wir geben gern zu, daß er einer gewissen Feinheit nicht entbehrte, das handfeste Schwarzbrot lag ihm nicht recht, am besten gelangen ihm Pasteten und zarte Kringel und Hörnchen. Für besondre Feiertage lieferte er schaumgefüllte Schillerlocken, die gut aussahen aber nicht sehr nahrhaft waren. Auf dem Gebiete der feinern Pâtisserie debutierte er mit der schneeweißen Baisertorte Dichterakademie. Sie ist zwar etwas zu sehr gezuckert, macht sich aber in der Auslage sehr gut und wird noch lange ihres Schöpfers Ruhm verkünden.

Hans Bauer. Sie wünschen, eine Lanze für die Kriminalpolizei zu brechen: „In einer der letzten Nummern hat K. L. Reiner Kritik an den Beamten geübt, die mit der Suche nach dem düsseldorfer Mörder betraut worden waren. ‚Nachdem bereits in den Tagen der höchsten Spannung der Gang der Untersuchung durch einen Konflikt zwischen Schupo und Kriminalpolizei gehemmt worden war . . .', schreibt Reiner. Ich kenne seine Informationsquelle nicht, darf aber wohl annehmen, daß sie nur aus Zeitungsgerüchten geflossen ist und jedenfalls nicht besser ist als meine, die immerhin auf in den kritischen Tagen an Ort und Stelle vorgenommenen Recherchen beruhen. Ein ‚Konflikt' zwischen Schupo und Kriminalpolizei hat danach niemals bestanden, sondern es hat nur gelegentlich sachliche Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Bewertung des Materials gegeben, sachliche Meinungsverschiedenheiten, wie sie überall vorkommen können, vorkommen dürfen und sogar vorkommen sollen, wo Menschen und nicht Strohpuppen am Konferenztisch in einen Gedankenaustausch eintreten, und dafür, daß ‚der Gang der Untersuchung' durch diese Diskussion ‚gehemmt' worden wäre, kann Reiner gewiß keinen Beweis erbringen. Er findet es ferner nicht in der Ordnung, daß Kriminalrat Momberg im Falle des Chauffeurs Mayer auf die Anfrage einer Zeitung erklärt habe, offiziell sei der Kriminalpolizei über irgendeine im In- oder Auslande wegen Verdachtes der Täterschaft bei den düsseldorfer Morden erfolgten Verhaftung nichts bekannt, und er lehne es daher ab, einer Sache nachzugehen, die er nur in der Zeitung gelesen habe. K. L. Reiners Antipathie gegen die Bevorzugung des bureaukratischen Instanzenweges ist sehr verständlich. Aber geht es an, den düsseldorfer Kriminalbeamten nachzusagen, daß sie sich, nur weil sie einer Zeitungsmeldung keine übertriebene Bedeutung beimaßen — wie sich nachträglich doch wohl herausgestellt hat, mit Recht! — für ‚eine vollständig passive Taktik entschieden'? Es hat außerordentlich viel über die düsseldorfer Morde in den Zeitungen gestanden. Die in- und ausländischen Journalisten, die sich im ‚Breidenbacher Hof' einquartiert hatten und zu einem gewissen Teil mehr Sorge um die Behauptung ihrer mit mehr oder minder ansehnlichen Tagesgeldern verknüpften Position gehabt haben dürften als um die Aufklärung der Verbrechen, haben unermüdlich Material herangeschafft, und wenn keins da war, haben sie lächerlichste Lappalien und kümmerlichste Abfälle vom reichen Tische der Herren Busdorf und Gennat zu Staatsaktionen aufgebauscht, nur um das tägliche Telephonat herauszuschinden. Die düsseldorfer ‚Freiheit' hatte aus der völlig harmlosen kriminalpolizeilichen Befragung eines gelegentlichen Mitarbeiters des ‚Düsseldorfer Tageblattes' die Verhaftung eines düsseldorfer Redakteurs gemacht, ein berliner Blatt hatte eine ganz

haltlose Denunziation gegen einen Mädchenschullehrer als sensationelle Wendung verkündet, die die Untersuchung genommen habe, ein pariser Blatt hatte gar von Schützengräben gefaselt, die von der Polizei um Düsseldorf gezogen worden seien. Das ist nur einiges. Die Pressestelle der düsseldorfer Kriminalpolizei sah sich gezwungen, öffentlich vor dieser verantwortungslosen Gerüchtemacherei zu warnen. Ist es unter diesen Umständen so verwerflich, wenn die Beamten, nachdem sie an die tausend Spuren zwar nicht immer verfolgt, aber doch mindestens überprüft hatten, bei der tausendsten von ein paar Zeitungsblättern dargereichten Spur nicht alles stehen und liegen ließen und nicht Hals über Kopf die Autos ankurbelten sondern erst einmal Details abwarteten?"

Paul Westheim. Sie schreiben: „Ernst Kállai bemerkt in seinem Aufsatz ‚Zehn Jahre Bauhaus', wie er von den kleinen Siedlern spricht: ‚laut Westheim, den Gasschlauch im Mund'. Das könnte den Eindruck erwecken, als wäre ich Massenmörder für kleine Siedler. Als im vorigen Jahr einer der Fanatiker des ‚Leistungszwecks' — das ist nämlich das neueste Schlagwort der Architekturtheoretiker, neue Sachlichkeit ist längst passé — uns klar machte, daß der Maria Theresia in Schönbrunn das Mittagessen über drei Treppenläufe hoch und sogar durch das zugige Vestibül zugetragen werden mußte, daß man in einer Mietskaserne in Britz zweckmäßiger wohne als in einem Schloß, meinte ich, so ein Schloß mache in der Tat viel zu viel Umstand, und zweckmäßiger sei es auf alle Fälle, in der britzer Mietskaserne vom Gaskocher in den Mund zu leben. That is the matter. Also: laut Westheim nicht den Gasschlauch in den Mund sondern jedem kleinen Siedler sein Huhn auf dem Gaskocher."

Berner Weltbühnenleser werden um Adressenangabe gebeten an Hanns W. Scheller, Viktoriastraße 82.

Universum-Bücherei. (Berlin W 8, Wilhelmstraße 48.) Du bringst deinen Mitgliedern gegen Monatsbeiträge von 1 RM. Bücher von Zola, Gorki, Barbusse, Upton Sinclair, Sinclair Lewis, Fedin, Reißner, Kisch, Zille, Polgar, Tucholsky. Jeder Band drei Mark!

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Tory-Demokraten von Jakob Links

In einer Zeit, wo ein Vergnügungskonzern nach dem andern den Weg allen Kassendefizits geht, und wo auch sonst eine allgemeine Stagnation zu konstatieren ist, sind unsre Berufspolitiker, von dem Wunsche beseelt, dem Volke einen Gourmenia-Ersatz zu bieten, dem Gründungstaumel verfallen. Neue Parteien schießen aus dem Boden, Reichsvereinigungen bilden sich, Appelle werden gerichtet, Aufrufe unterzeichnet — es rauscht im Blätterwald.

Schon seit langem hieß es, daß sich irgendwo und irgendwie im bürgerlichen Lager eine neue Front bilde. Die bestehenden Parteien seien überaltert, die seit 1918 herangewachsene Jugend klopfe mit mehr oder minder gepanzerter Faust an die Tore und lasse sich nicht mehr abweisen. Wenn man in Deutschland nicht mehr weiter weiß, so macht man nicht etwa eine Revolution, sondern bildet eine Front. Das Wort ist gut, es schmeckt ein bißchen nach Krieg, und es sieht außerdem furchterregend aus.

Da steht sie nun, die neue Front, vollgepumpt mit frisch patentierter Weltanschauung bis zum Bersten. Wir aber, die wir neugierigen Sinnes an dieser Front vorbeidefilieren, erstaunen baß. Denn unser Aug' erblickt nur gute, liebe alte Bekannte. Erprobte und ergraute Parteikämpen und Weltanschauungspraktiker, die seit zehn Jahren Jugend spielen, in den Parlamenten und Parteiversammlungen ein bißchen Opposition mimten, es daraufhin zu nichts brachten und nun also vor Toresschluß noch ein letztes Mal versuchen wollen, sich politisch selbständig zu machen.

Da hätten wir zunächst, auf dem äußersten rechten Flügel der neuen Front, die Volkskonservative Vereinigung. Diese Vereinigung setzt sich zusammen aus denjenigen deutschnationalen Parlamentariern, denen die fascistische Tätigkeit Hugenbergs zu offen wurde. Sie spalteten sich ab und sind jetzt auf dem Wege, eine konservative Partei zu gründen. Ein Schritt, der von einem Teil der liberalen Presse unter mühsam verhaltenem Jubel begrüßt wurde, mit der komischen Motivierung, die ruhige und zielbewußte Politik der Mitte werde durch diese Hilfstruppen verstärkt und ausgebaut werden.

Die Behauptung, in der deutschen Innenpolitik existiere eine Mitte, ist eine Fiktion, und zwar eine gefährliche Fiktion. Wir haben eine vielfach schillernde Rechte, und wir haben eine vielfach schillernde Linke. Die sogenannten Mittelparteien gehören ideologisch und ihrer wirtschaftlichen Zusammensetzung nach zu der großen Rechts-Gruppe, die, durchaus zielbewußt, ihre Aufgabe darin sieht, die Republik von allen sozialistischen und allen halbsozialistischen Schlacken zu befreien, als da sind die Soziallasten, vor allem die Arbeitslosenunterstützung, die mindestens auf dem Papier vermerkte hohe Besteuerung der Kapitalkräftigen, der Achtstundentag, die halbdemokratische Arbeitsgemeinschaft und noch ein paar andre Dinge. Über dies fascistische Ziel ist man sich durch-

aus einig, aber es führen ja viele Wege nach Rom. Hugenberg wills mit der Diktatur schaffen, die konservative Vereinigung auf dem legalen Wege des Parlamentarismus. Die Volkskonservativen, deren Leiter gewiß die fähigsten Köpfe der Deutschnationalen sind, drücken ihre Absichten sehr fein aus. Sie wollen, laut Professor Hoetzsch, in Deutschland eine „Tory-Demokratie" errichten. Das ist ein unheimlich geschicktes Wort. Denn, nicht wahr, die wahren Sozialisten sind ja heute die Nationalsozialisten, und die wirklich echten Demokraten kann man nur noch auf der rechten Seite finden. Ein bißchen fortschrittlich muß man sich schon geben, wenn man die Dummen von Links einfangen will.

In der Mitte der neuen Front begrüßen wir Herrn Arthur Mahraun, den permanenten Hochmeister des Jungdeutschen Ordens. Der hat sich auch ganz hübsch durchgemausert vom entschlossenen Freikorpsführer und beinahe entschlossenen Ruhrputschisten bis zum Gründer einer neuen, natürlich staatserhaltenden Partei. Herr Mahraun ist ein Dummkopf von Format. Seit Jahren hat er eine grade, unbeirrbare Politik der Inkonsequenz verfolgt. Damit kommt man heutzutage sehr weit. Noch vor einem halben Jahr zog sich sein ewiges Jünglingsgesicht in ehrlichster Entrüstung zusammen, wenn man ihm auseinandersetzte, er beabsichtige im Grunde weiter nichts als möglichst schnell Abgeordneter zu werden. Der Jungdeutsche Orden, so dementierte er, sei weder eine Partei noch diene er einer Partei. „Kampf dem Parteiismus" hieße vielmehr die Parole. Und dann war es eine Weile still, und dann wurde gekämpft, und dann siegte Herr Mahraun, wie gewöhnlich. Und nun pflückt er die Früchte seines Sieges gegen den verruchten Parteiismus, und siehe da, es sind dicke runde Parteiäpfel in Diäten gewickelt.

Selbstverständlich muß die Sache einen besondern Dreh haben. Nennen sich die ehemaligen Hugenbergianer volkskonservativ, so findet Arthur für seine neue Tafelrunde den trefflichen Namen „Volksnationale Reichsvereinigung". Schon hat er einen mit sechshundert mehr oder minder kapitalkräftigen Unterschriften versehenen Aufruf erlassen, der alle Deutschen bittet, die christliche und deutsche Kultur zu verteidigen (gegen wen und was, braucht man nicht zu sagen; wer liest schon Aufrufe, wenn er sie nur unterzeichnen darf!) — kurz, sein Reichstagsmandat ist ihm sicher.

Fühlen sich die Konservativen als Demokraten, so geht Mahraun, in der Theorie, noch einen Schritt weiter links: seine Partei setzt es sich zur Aufgabe, die Herrschaft der „plutokratischen" Mächte in Deutschland zu beseitigen. Wenn man heute als Reaktionär Erfolg haben will, muß man Marx noch übertrumpfen. Nun, auch im Kampf gegen die Plutokratie wird Arthur siegen, genau so wie er im Kampf gegen den Parteiismus gesiegt hat. Denn hinter ihm stehen immer noch Herr Arnold Rechberg und eine Reihe mittelgroßer Industrieller, vor allem Sachsens und Westfalens. So wird er vom rechten Weg nicht abweichen.

Ei, ei, ei, wer tommt denn da? Gestatten Sie, mein Name ist, verzeihen Sie das harte Wort: „Demokratische Partei"

Würden Sie mir ein bißchen Platz machen? Viel ist ja wirklich nicht nötig, ich möchte nämlich auch eine neue Front bilden. Aber bitte sehr, bitte gleich, stellen Sie sich neben Mahraun auf, nehmen Sie stramme Haltung an und rufen Sie: „Es lebe die neue Mitte!" Gut gebrüllt, abtreten!

Der Weg nach rechts ist mit guten Parolen gepflastert. Gute Parolen hat die Demokratische Partei in den fast zwölf Jahren ihres Bestehens in Hülle und Fülle gehabt. Hätte sie sich bemüht, sie auszuführen, wäre sie sich bewußt geblieben, daß sie nicht nur eine republikanische Partei, sondern in erster Linie eine linke republikanische Partei ist, so gliche sie nicht heute einer Ruine, um deren Abbruch sich die verschiedenen Rechtsparteien die Hacken ablaufen.

Das hätten sie gar nicht nötig, denn die demokratische Partei flüchtet sich ja aus eignem Entschluß in ihre Arme. In Württemberg ist sie in das deutschnationale Ministerium Bazille eingetreten. Und in den Magistraten verschiedener sächsischer Städte stimmt sie treu und verantwortungsbewußt mit den Deutschnationalen und Nationalsozialisten gegen die Sozialdemokraten. Diese Handlungen haben nichts mehr mit jenen Grundsätzen gemein, die 1918 zur Bildung der Partei führten.

Die wenigen aufrechten Demokraten, die noch existieren, ziehen sich resigniert zurück. Etwa wie der alte Payer in Württemberg, der noch aus den Zeiten der Monarchie her weiß, was Demokratie heißt. Er ist zu den Jungdemokraten abgewandert, die ihn begeistert aufnahmen. Aber auch hier bröckelt schon die Fassade. Herr Lemmer, noch vor zwei Jahren ein entschlossener Links-Republikaner, das ungezogene Kind der Partei, hat sich auf den Boden der Tatsachen gestellt. Als Vorsitzender der Jungdemokraten schleudert er den Bannfluch gegen den hamburger Genossen Lüth, der noch nicht das Pech hat, Reichstagsabgeordneter zu sein, und deshalb noch glaubt, die Demokratische Partei sei eine linke Partei. Herr Lüth hat zum Entsetzen der Bonzen erklärt, die Partei müsse links von den Sozialdemokraten stehen, wenn sie eine Zukunft haben wolle. Ein Vorschlag, der mindestens diskutabel wäre. Nur nicht für die Herren der Demokratischen Partei. Der Anschluß Oesterreichs ist ihnen mißglückt. Diese Scharte mußte ausgewetzt werden. Sie ist, wie das Beispiel Württembergs beweist, durch den radikal durchgeführten Anschluß an rechts reichlich ausgewetzt worden.

So also sieht die neue Front aus: Hötzsch, Klönne, Treviranus, Mahraun, Rechberg, Koch-Weser, Lemmer. Eine funkelnagelneue Front. Nun wollen sie das Reich der Mitte gründen. Ein Reich, das teils toryhaft, teils demokratisch, teils christlich, teils national, teils antiplutokratisch, teils liberal regiert werden soll. Und das die Mitglieder des Reichsverbandes der Deutschen Industrie gemeinschaftlich mit den Herren des Hansa-Bundes finanzieren, so daß sich die Wässer sehr schnell klären und die Geister reinlich vermischen werden: aus dem Brei der Mitte wird der Block der neuen republikanischen Rechten entstehen. Der wird viel schwerer auf uns lasten als zehn Hugenberge.

Paragraph Vier von Leopold Heinemann

Der alte Horaz, der zu seiner Zeit ja auch den Politikern ziemlich nahe stand, hat den, der „procul negotiis" ist, glücklich gepriesen. Ich glaube, daß er damit die Abgeordneten der Parlamente gemeint hat. Denn so ein Volksbote ist doch, wenn man die Sache genauer betrachtet, recht gut daran. Mit den „negotiis", den Geschäften, hat er nichts zu tun, und eine Verantwortung hat er — außer der nach Artikel 21 der Reichsverfassung: Abgeordnete sind „nur ihrem Gewissen unterworfen" — nicht zu tragen. Der Artikel 36 der Reichsverfassung schützt ihn in jeder Beziehung: „Kein Mitglied des Reichstages oder eines Landtags darf zu irgendeiner Zeit wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Berufs getanen Äußerungen gerichtlich oder dienstlich verfolgt oder sonst außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden." Aber auch alles, was er etwa als Privatmann peccieren könnte, kann nicht so gefährlich werden, denn der folgende Artikel macht es von der Genehmigung des Hauses abhängig, ob ein Abgeordneter „wegen einer mit Strafe bedrohten Handlung zur Untersuchung gezogen oder verhaftet werden" kann. „Die gleiche Genehmigung ist bei jeder andern Beschränkung der persönlichen Freiheit erforderlich, die die Ausübung des Abgeordnetenberufs beeinträchtigt." Ja, „jedes Strafverfahren gegen ein Mitglied des Reichstags oder eines Landtages und jede Haft oder sonstige Beschränkung seiner persönlichen Freiheit wird auf Verlangen des Hauses, dem der Abgeordnete angehört, für die Dauer der Sitzungsperiode aufgehoben."

Man hört immer wieder die Frage, warum wohl der Herr Geheime Finanzrat Alfred Hugenberg, der ein so eminentes Interesse an der Bekämpfung des „Schuldparagraphen" an den Tag legt, seine kostbare Zeit für die von ihm und seinen Organen sonst als so minderwertig beurteilte Tätigkeit eines Reichstagsabgeordneten verschwendet. Sonst ist es doch in den Kreisen Hugenbergs üblich geworden, Syndici oder bevollmächtigte Prokuristen in den Reichstag zu schicken. Nun, man darf ganz beruhigt sein, der Chef wird schon seine Gründe dafür haben, daß er sich „der schweren Pflicht" höchstpersönlich unterzieht.

Auch der Reichspräsident darf sich, wenn auch nur in beschränktem Maße, noch glücklich preisen. Denn obwohl er nicht „procul negotiis" ist, hat man auch ihm wenigstens einiges von den schönen Rechten der Volksvertreter zugeteilt. Seine strafrechtliche Verfolgung ist auch von der Zustimmung des Reichstages abhängig. Aber er kann schon, ebenso wie die bemitleidenswerte Gruppe des Reichskanzlers und der Reichsminister, vom Reichstage vor dem Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich angeklagt werden, daß er „schuldhafterweise die Reichsverfassung oder ein Reichsgesetz verletzt" habe. Besonders das mit dem Reichsgesetz eröffnet, wenn man sich die Sache einmal genauer überlegt, liebliche Aussichten für den jeweiligen Träger der obersten Reichswürde.

Ganz anders aber liegt die Rechtslage für die Reichsminister. Zum Glück sind sie ja im parlamentarisch regierten Staat meist Abgeordnete und legen auch ihr Mandat während der Zeitdauer ihres Ministeramtes nicht nieder. Ein Fach- oder Beamtenminister, der nicht den Schutz der Abgeordnetenimmunität genießen würde, wäre eines der am meisten zu bemitleidenden Geschöpfe innerhalb der sozialen Gemeinschaft des Deutschen Reichs. Denn, wie der Reichspräsident kann jeder Minister vor dem Staatsgerichtshof der „schuldhaften Verletzung der Reichsverfassung oder eines Reichsgesetzes" angeklagt werden. Was aber da weiter möglich ist, zeigt der § 18 des Reichsgesetzes über den Staatsgerichtshof vom 9. Juli 1921, der bestimmt: „Ist gegen den Angeklagten wegen einer Handlung, die mit dem Verfahren vor dem Staatsgerichtshof zusammenhängt, ein Strafverfahren anhängig", dann, — „ist das Verfahren vor dem Staatsgerichtshof solange auszusetzen." Ja, und dann fragt man sich, wie denn ein solches Strafverfahren „anhängig" werden kann?

Nun, das ist doch ganz einfach! Das macht man durch den § 4 des „Freiheitsgesetzes". Man läßt einfach die Politik des Reichskanzlers und seiner Ministerkollegen durch ein Gesetz, das eigentlich ein Kommentar zu gewissen Paragraphen des Strafgesetzbuches ist, als Verbrechenstatbestand festlegen, und damit wird diese Politik zur — Strafsache! Damit tritt dann der § 13 des Gerichtsverfassungsgesetzes in seine Rechte, der bestimmt: „Vor die ordentlichen Gerichte gehören alle bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und Strafsachen, für welche nicht entweder die Zuständigkeit von Verwaltungsbehörden oder Verwaltungsgerichten begründet ist, oder reichsgesetzlich besondere Gerichte bestellt oder zugelassen sind." Die Reichsverfassung sagt wohl — im Artikel 59 —, daß der Reichstag berechtigt sei, Reichskanzler und Reichsminister vor dem Staatsgerichtshof anzuklagen, sie sagt aber nirgends, daß der Staatsanwalt nicht berechtigt wäre, Reichsminister vor dem zuständigen Strafgerichtshof anzuklagen. Und deshalb würde, wenn das „Freiheitsgesetz" durchkäme, der § 152 der Strafprozeßordnung in Kraft treten, der lautet:

Zur Erhebung der öffentliche Klage ist die Staatsanwaltschaft berufen.

Sie ist, soweit nicht gesetzlich anders bestimmt ist, verpflichtet, wegen aller gerichtlich strafbarer und verfolgbarer Handlungen einzuschreiten, sofern zureichende tatsächliche Anhaltspunkte vorliegen.

Der oben zitierte § 18 des Reichsgesetzes über den Staatsgerichtshof gibt die Möglichkeit eines Strafverfahrens in vollem Umfange zu. Ich möchte den Staatsanwaltsassessor sehen, der sich das entgehen ließe. Im Barmatprozeß haben wir erlebt, wie eifrig jüngere Staatsanwaltsassessoren sein können.

Und der Staatsanwalt, der diese Klage zu erheben hätte, wäre vollkommen in seinem Rechte. Denn der Artikel 105 der Reichsverfassung, der identisch mit dem § 16 des Gerichtsverfassungsgesetzes ist, bestimmt: „Ausnahmegerichte sind unstatthaft. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter

entzogen werden." Der Hugenbergsche Gesetzentwurf ist gar nicht so dumm. Ist die Politik der Reichsregierung einmal zum strafbaren Tatbestand erklärt, dann genügt von Fall zu Fall eine Anzeige an die Staatsanwaltschaft, die, nach § 160 der Strafprozeßordnung, sobald sie durch eine Anzeige oder auf anderm Wege von dem Verdacht einer strafbaren Handlung Kenntnis erhält, behufs ihrer Entschließung darüber, ob die öffentliche Klage zu erheben sei, den Sachbestand zu erforschen hat. Zu dem bezeichneten Zwecke kann sie von allen öffentlichen Behörden Auskunft verlangen und Ermittlungen jeder Art ... vornehmen lassen. Damit würde der überwiegende Bestand der deutschen auswärtigen Politik, da „der Verdacht der strafbaren Handlung" ja immer vorliegen kann, der Dauerkontrolle der Staatsanwaltschaft unterliegen.

Der Hugenbergausschuß hat in schöner Naivität an den Reichsinnenminister die Forderung gestellt, nachdem von vierzig Millionen Wahlberechtigten sich 6 293 109 an dem Volksentscheid beteiligt und ganze 5 825 082 ihm zugestimmt haben, dieses Gesetz zu verkünden. Es wird behauptet, daß das Gesetz nicht verfassungsändernd sei, und daß zu seiner verpflichtenden Annahme genüge, wenn die Mehrzahl der Abstimmenden mit „ja" entschieden habe. Gleichgültig aber, ob verfassungsändernd oder nicht, befinden sich die Herren Antragsteller im Irrtum. Denn, da Art. 73 RV. bestimmt, daß der ausgearbeitete Gesetzentwurf des Volksbegehrens dem Reichstage zu unterbreiten sei und von diesem angenommen werden könne, in welchem Falle der Volksentscheid nicht stattfinde, so ergibt sich, daß ein Volksentscheid überhaupt nur im Falle eines ablehnenden Beschlusses des Reichstages möglich ist, wenn ihm ein Volksbegehren zugrunde liegt.

Ein Beschluß des Reichstages liegt also in jedem Falle vor, und damit tritt ganz eindeutig die Bestimmung des Artikels 75 der Reichsverfassung in Kraft:

Durch den Volksentscheid kann ein Beschluß des Reichstages nur dann außer Kraft gesetzt werden, wenn sich die Mehrheit der Stimmberechtigten an der Abstimmung beteiligt.

Der Reichstag hat beschlossen, das Hugenbergsche Gesetz nicht anzunehmen und von vierzig Millionen Wählerstimmen reicht eine Zahl von nur 6,29 Millionen nicht aus, diesen Beschluß außer Kraft zu setzen.

Gesetzt den Fall, daß ein solcher Gesetzentwurf nicht verfassungsändernd wäre, würde es genügen, daß sich die Mehrheit der Stimmberechtigten an der Abstimmung beteiligt. Das würde also bedeuten, daß mehr als die Hälfte dieser vierzig Millionen sich beteiligen, und daß mehr als ein Viertel davon die aufgestellte Forderung bejahen müßte. Ist das Gesetz aber verfassungsändernd, dann ist sogar die Zustimmung der Mehrheit der Stimmberechtigten erforderlich, also gegenwärtig die Zustimmung von mehr als zwanzig Millionen wahlberechtigter Staatsbürger. In keinem von beiden Fällen hat der Reichsausschuß die notwendige Stimmenzahl zusammengebracht. Um aber auch das letzte Gegenargument zu entkräften und den Staatsrechtlern des Herrn Hugenberg eine notwendige Belehrung zuteil werden zu lassen, ist es zweck-

mäßig, auch im Hinblick auf spätere Fälle, — denn der „Reichsausschuß" hat ja bereits angekündigt, daß er „weiterarbeiten" wolle — festzustellen, warum dieser Gesetzentwurf verfassungsändernd — trotzalledem — ist. Der Artikel 56 der Reichsverfassung setzt fest: „Der Reichskanzler bestimmt die Richtlinien der Politik und trägt dafür gegenüber dem Reichstage die Verantwortung. Innerhalb dieser Richtlinien leitet jeder Reichsminister den ihm anvertrauten Geschäftszweig selbständig und unter eigner Verantwortung gegenüber dem Reichstag."

Durch § 4 des Hugenbergschen Gesetzentwurfs wird die dem Reichskanzler verfassungsmäßig zustehende Bestimmungsfreiheit der „Richtlinien der Politik" eingeschränkt und zum Teil sogar mit krimineller Strafe bedroht. Damit würde die Stellung des Reichskanzlers grundsätzlich geändert, weil er nicht mehr „dafür" allein dem Reichstag gegenüber die Verantwortung zu tragen hätte, sondern weil eine neue Instanz, die die Reichsverfassung nicht kennt, dazukäme, der gegenüber er gleichfalls die Verantwortung zu tragen haben würde: Die Staatsanwaltschaft. Das würde in der Praxis bedeuten: Die Staatsanwaltschaft kontrolliert die Richtlinien der Politik, und von dem Bestimmungsrecht des Reichskanzlers bliebe nur noch grade soviel übrig, wie der Staatsanwalt ihm gestatten würde. Der „Verdacht der strafbaren Handlung" würde eine Dauerkontrolle durch die Staatsanwaltschaft sanktionieren. Dann täte man schon am besten, den Wortlaut der Verfassung zu ändern, deren Artikel 56 dann zu lauten hätte: „Der Staatsanwalt bestimmt die Richtlinien der Politik."

Eine Änderung der verfassungsrechtlichen Stellung des Reichskanzlers, und dadurch mittelbar der Reichsminister, ist das mindeste, was durch den Gesetzentwurf herbeigeführt werden würde. Die Zumutung an den Reichsinnenminister, dieses „Gesetz" zu verkünden, trägt in sich bereits einen strafrechtlichen Tatbestand. Sie bedeutet nicht weniger als die Aufforderung, daß der Reichsinnenminister „schuldhafterweise" die Reichsverfassung verletzen soll, also die Aufforderung zu einer strafbaren Handlung, die ja selbst strafbare Handlung ist. Herr Hugenberg darf sich der Immunität des Abgeordneten erfreuen. Seine Mitstreiter aber, Hitler und Seldte, sollte sich der Staatsanwalt genauer ansehen, denn:

Strafprozeßordnung § 160: Sobald die Staatsanwaltschaft durch eine Anzeige oder auf anderm Wege von dem Verdacht einer strafbaren Handlung Kenntnis erhält, hat sie behufs ihrer Entschließung darüber, ob die öffentliche Klage zu erheben sei, den Sachverhalt zu erforschen.

Herr Reichsminister Severing könnte wegen der Zumutung, daß er die Reichsverfassung verletzen solle, Beleidigungsklage stellen, und das Endergebnis wäre, im einen wie im andern Falle, daß Herr Hugenberg und seine Mitstreiter wenigstens insofern einen partiellen Erfolg ihrer Bemühungen zu buchen haben würden, daß die Staatsanwaltschaft zu tun bekäme. Es bleibt zu vermuten, daß man die Angelegenheit nicht so ernsthaft nehmen wird, wie man es könnte. Eigentlich ist das schade.

Die Grüne Front von Jan Bargenhusen

VIII

Günther Gereke

Herr Arthur Mahraun vom Jungdo, lange genug das Hätschelkind der kleinen Demokratischen Partei und ihrer großen Presse, hat neuerdings seine Rolle dort trotz oder grade wegen der Gründung der Volksnationalen Reichsvereinigungs-Partei ausgespielt. Bis auf weiteres werden wir nicht mehr das Vergnügen haben, daß die Führer der Demopartei, Koch-Weser und Dietrich-Baden voran, auf den Tagungen des Jungdeutschen Ordens jene jung- und volksnationalen Sprüche hersagen, die sie sonst, bei ihrer hauptberuflichen Tätigkeit, nur schwer und selten anbringen können. Und die „Junge Front" von 1929, in der neben Koch-Weser und Mahraun die prächtigen Jünglingsgestalten der Pachnickes erglänzten, will im neuen Jahre gar nicht so recht ins Marschieren kommen.

Mahrauns Rolle als Gegenspieler von Hugenberg innerhalb der „nationalen Opposition" ist eben jetzt, ziemlich kläglich, zu Ende gegangen; damit ist auch das Interesse der Demokraten an der für beide Teile nicht grade ruhmvollen Jungdoepisode erloschen. Dafür erfreut sich neuestens Schiele des zweifelhaften Vergnügens, von den frühern Freunden Mahrauns begönnert zu werden, — seitdem sein Landbund so wacker gegen Hugenberg angegangen ist. Dieser Kampf verspricht viel ernster zu werden, als man bisher allgemein glauben wollte. Der böse alte Mann aus der Viktoriastraße scheint entschlossen zu sein, dem Landbund, soweit er nicht treu-deutschnational ist, den Prozeß zu machen. Merkwürdigerweise sind die märkischen Landbündler diesmal mehr für Hugenberg als für Schiele. So hat der Kreislandbund Osthavelland kürzlich seinen langjährigen verdienten und sehr angesehenen Vorsitzenden abgesägt, weil er das Hugenbergsche Volksbegehren nicht genügend unterstützt habe — wo wäre der arme Mann wohl geblieben, wenn er es gewagt hätte, gegen das Volksbegehren aufzutreten! In Ostpreußen, in Schlesien (besonders in Oberschlesien), in Mecklenburg und in der Grenzmark setzt sich die Infiltration des Landbundes mit Hugenbergschem Geist fort, ohne daß vorläufig eine nennenswerte Gegenbewegung zu spüren wäre. Am schärfsten ist der Kampf in Pommern entbrannt, wo Schlange-Schöningen, der „ewige Assessor", in seiner forschen Manier den Kampf gegen Hugenberg und für die berufsständische Richtung im Landbund aufgenommen hat. Vorläufig ist der Erfolg gegen ihn. Der Landbund der Provinz Pommern hat, mit der Mehrheit seiner Führer, den Beschluß gefaßt, seine Zugehörigkeit zum Reichslandbund aufzugeben. Eine schärfere Demonstration gegen den „Kurs Schiele" ist nicht gut denkbar.

*

Auf Schiele allein ist kein Verlaß; er ist, mit seinem innerlich angeknabberten Reichslandbund, zurzeit kein absolut zuverlässiger Bundesgenosse mehr. Deshalb suchen unsre Freunde nach einer verläßlichen Rückenstütze, die einen

Umfall Schieles unmöglich machen soll. Sie ist bereits gefunden: in der „Christlich-Nationalen Bauern- und Landvolk-Partei", der Gründung des volksparteilichen Sezessionisten Hepp. Bis vor wenigen Monaten war die Partei nicht Fisch noch Fleisch; es war mit ihr nichts Rechtes in der Politik anzufangen. Jetzt soll das alles anders geworden sein, nachdem der frühere Landrat Doktor Gereke dort das Heft in die Hand genommen hat. Dieselbe republikanische Presse, die noch vor ein paar Monaten, als Gereke in seiner stettiner Rede einige wenig schmeichelhafte Bemerkungen über republikanische Regierungsmethoden von sich gab, nach dem Staatsanwalt gerufen hat, spricht heute von ihm mit der größten Hochachtung. Und auch gern ein wenig freundschaftlich-gönnerhaft, — so mit einem netten Schulterklopfen. Aber das ist kein Mann, der sich so leicht begönnern ließe...

*

Wer ists? Im unbekanntesten Mitteldeutschland, an der mittlern Elbe, dicht bei Torgau, haben die Gerekes in dem Dorfe Pressel ein kleines Gut — mit etwas über fünfhundert Morgen ist es, bei dem leichten Boden dort, eigentlich kaum mehr als eine Großbauernwirtschaft. Der Erbe des Besitzes, Günther Gereke, 1893 geboren, heute also ganze sechsunddreißig Jahre alt, wanderte als Musterschüler durch die Klassen; der Kriegsfreiwillige, der bei den torgauer Husaren eintrat, hatte bereits sechs Semester Studium hinter sich. Da er schon bald, mit zwei schweren Lungenschüssen, als „d. u." das Studium wieder aufnahm, bedeutete der Krieg nur eine kurze Unterbrechung der stürmischen Laufbahn, die über den Referendar und Assessor — der staatswissenschaftliche und der juristische Doktor fielen nebenbei mit ab — sehr schnell in die Stellung eines kommissarischen Landrats führte. Von Kyritz holte ihn sich der Kreisausschuß von Torgau 1919 auf das damals grade verwaiste Landratsamt, das er in den Stürmen des Kapp-Putsches so mustergültig verwaltete, daß ihn der Kreisausschuß einstimmig, selbst mit den sozialdemokratischen Stimmen, endgültig wählte. Dann aber gab es Schwierigkeiten mit Magdeburg und mit Berlin, wo der sehr energische, sehr geschickte, sehr entschiedene Deutschnationale, Stahlhelm-Mann und Werwolf-Führer bei Hörsing und bei Severing schlecht angeschrieben war. Er wurde eines Tages seines Amtes enthoben und als — Regierungsrat zur Regierung Hannover versetzt. Da warf er den Preußen ihren Kram vor die Füße.

In den folgenden Jahren baute sich der Landrat a. D. in stiller und emsiger Tätigkeit ein neues Wirkungsgebiet auf: Er organisierte die preußischen Landgemeinden, die außerhalb der beiden Provinzen Rheinland und Westfalen (wo das Landbürgermeister-System besteht) noch nicht verbandsmäßig zusammengeschlossen waren, im „Preußischen Landgemeindetag", einer Parallel- und Gegenorganisation zum Städtetag. Der nächste Schritt war die Zusammenfassung des neuen Verbandes mit den Schwesterorganisationen der übrigen Länder und

dem rheinisch-westfälischen „Landgemeindetag West" zu einer Reichsorganisation.

*

Dieses Verbandswerk und in ihm ein über das ganze Deutsche Reich gespanntes Netz von hochqualifizierten Vertrauensleuten auf dem flachen Lande brachte Doktor Gereke mit, als er, seine Verbindung zu den Deutschnationalen (für die er auch einmal im Reichstag gesessen hatte) löste und zur Landvolkpartei Hepps überging. Mit ihm kam der ganze Kreislandbund Torgau, der seinerseits wieder die ganze bäuerliche Bevölkerung und die wenigen größern Besitzer des Kreises alle bis auf den letzten Mann umfaßt. Denn, was in den agrarischen Organisationen eine große Seltenheit darstellt, hier ist es der Fall: der Führer genießt selbst in seinem Heimatkreis allgemeines Vertrauen.

„Er sieht aus wie ein Fähnrich und ist doch schon Landrat a. D." —, so hat man einmal den ehemaligen torgauer Husaren charakterisiert, der jetzt, allgegenwärtig, in allen Provinzen mit seinen Vertrauten vom Landgemeindetag und mit der vorläufig noch recht buntscheckigen Landvolkpartei gegen Hugenberg anreitet — Schieles „stärkstes Schwert" in diesem Kampfe. Es ist richtig, merkwürdig jung ist dieses Gesicht, trotz der mächtigen, fast überhohen Stirn, trotz der energisch vorspringenden Nase; vielleicht kommt es daher, daß die Mundpartie fast ganz zurücktritt. Dicht anliegende dunkle Haare, dunkle, kluge, ironische (und ein wenig schiefliegende) Augen. Ein zu großer Kopf für die fast schmächtige, mittelgroße Figur mit den schmalen Schultern. Aber ein sehr eindrucksvoller Kopf, der zu reden versteht. Der Werwolf-Führer von gestern proklamiert heute, sehr geschickt, sehr eindrucksvoll die „loyale Mitarbeit" des staatserhaltend-konservativen Elements der Landbevölkerung am Staate, „so wie er heute ist." Und da er es ehrlich meint, kann er vielleicht auch die überzeugen, die heute noch dort stehen, wo er gestern stand. Achtung, Hugenberg! Hier ist ein Gegner, der das Attackieren gelernt hat!

Der andre weiße Schrecken von Paul Kéri

Zehn Frauen im Monstreprozeß der ungarischen Giftmörderinnen der kleinen Theißgemeinden Nagyrév und Tiszakürt standen bereits vor ihrem Richter. Weitere einundzwanzig Frauen und drei Männer sollen in der nächsten Zeit abgeurteilt werden. Alle haben gemordet, Kinder, Greise, alte Mütterchen und Männer im besten Alter, die eigne Nachkommenschaft, Eltern, Gatten, Onkel und Schwäger durch das weiße Gift, das Arsenik aus dem Wege geräumt. Einigen Frauen werden bis zu sieben Morde zur Schuld gelegt. Der Friedhof von Nagyrév wurde aufgewühlt und in sechsundvierzig Leichen noch nach Jahren große Mengen von Gift festgestellt. Selbst die Behörden und der Staatsanwalt scheinen aber das bisher aufgedeckte Grauen satt zu haben und beschränken sich womöglich auf die bis jetzt festgestellten Fälle, obschon in den

beiden Ortschaften, auch wohl in andern Gegenden Ungarns manche in ständiger Angst herumgehen und zitternd an die Geheimnisse denken dürften, die die Gräber ihrer Friedhöfe bergen.

*

Denn der Giftmord durch Arsenik ist eine uralte bäuerliche Einrichtung in Ungarn und wahrscheinlich auch in vielen andern bäuerlichen Gegenden Europas. Die eine Angeklagte, die dem Untersuchungsrichter in Szolnok mit unleugbar tragischer Einfachheit erklärte: „Das war bei uns seit Menschendenken so Sitte und wird auch so Sitte bleiben..." hatte unzweifelhaft recht. Ganze Generationen liegen mit dem weißen Tod in den verwesenden Knochen unter der Erde und die vielen Giftmordprozesse auf dem Lande beweisen, daß diese Art des Ordnens von Familien-, Liebes- und Erbschaftsangelegenheiten nirgends unbekannt ist. Erst kürzlich wurden zwei sensationelle Arsen-Giftmord-Prozesse verhandelt, der eine im jugoslavischen Neusatz (das früher zu Ungarn gehörte), wo die vierundneunzigjährige „Baba Annujka" mit ihrer Schar von Mitangeklagten verurteilt wurde, der andre in Linz in Oesterreich, wo ein Bauer und seine „Großdirn" zwei Gattinnen und ein Kind dieses Bauern auf diesem altbekannten Wege ins Jenseits geschafft hatten.

Daß in Ungarn der Giftmord durch Arsenik seit jeher besonders verbreitet ist, hat seine eignen Gründe. Ungarn, besonders aber der dem Lande nach dem Kriege verbliebene Teil, war immer das Land der Riesengrundbesitze. Die bäuerlichen Besitze, meistens Zwergbesitz, liegen zwischen diesen unermeßlichen Latifundien eingekeilt, ohne die geringste Aussicht, sich jemals ausbreiten zu können. Wenn die Familie größer wird oder wenn die Alten zu lange leben, müssen die Überflüssigen weichen, sonst treten Hunger und Elend ein. Wenn nicht anders, so durch das „Erbschaftspulver". Dabei handelt es sich buchstäblich um das karge Dasein, nicht etwa um bäuerliche Reichtümer. Eine der Angeklagten in Nagyrév mordete, um achthundert Quadratmeter Boden allein besitzen zu können.

Dazu kommen noch die verrotteten Zustände vieler Gegenden, die entfernte Lage vom Sitz der Behörden und das rauhe Familienleben der ungarischen Bauern. Das Los der Bauernfrau ist harte Arbeit und Schläge. Der Mann verliert durch die schwere Arbeit sehr früh die Liebesfähigkeit, die passive Natur der Frau ist aber anders geartet: viele Frauen sehnen sich nach jungen und kräftigen Männern. So sind die Giftmorde, durch wirtschaftliche Motive bedingt, meistens durch erotische Gründe kompliziert. Man will, außer den Schlägen tagsüber, nachts wenigstens Zärtlichkeiten haben.

So werden fast alle Giftmorde von Frauen verübt. Das Gift ist die Waffe der Schwachen, die Frau rächt sich durch das weiße Gift für die lebenslange harte Arbeit, Mißhandlung und Vernachlässigung. Die Giftmorde sind überall, wo sie in Ungarn vorkommen, die Sache der Frauenwelt des Dorfes. Mit unheimlicher Solidarität und Zähigkeit hüten sie die Geheimnisse des weißen Schreckens, den sie verbreiten, dessen Vor-

handensein den Männern nicht unbekannt ist, dem die Männer sich wie einem Verhängnis fügen und dessen Vorteile, wie die Beseitigung überflüssiger Säuglinge und Greise, sie schweigend anerkennen.

Überall gibt es eine Führerin dieser unterirdischen Frauenfeme, meistens eine Hebamme, die weise Frau. Sie ist keine schlechte Person, hat mehr Welt gesehen, als die übrigen Frauen und in fast allen Fällen — denn der jetzige Sensationsprozeß ist nicht der erste ähnliche in Ungarn — war es nicht ausschließlich Gewinnsucht, der diese Frau dazu trieb, die Gifthändlerin des Dorfes zu werden. Die Leidenschaft, sich in die Angelegenheiten der Familien zu mischen — die ins Aktive umgesetzte Klatschsucht — besonders in Liebesaffären, dann hauptsächlich die Machtgier spielen eine wichtige Rolle. Alle diese Dorfhexen, die in den vielen Giftmischerprozessen als der Mittelpunkt des Mordbetriebes entlarvt wurden, hatten etwas Dämonisches.

Unvergessen blieb in Ungarn die alte Bäuerin Marie Jager, die in einem ganz ähnlichen Prozeß vor ungefähr dreißig Jahren verurteilt wurde. Der Name blieb unsterblich: die „Jager Mari"-s sind bis heute ein Begriff in Ungarn. Die Hauptperson in der großen Giftmischeraffäre in Nagyrév, die „Tante Susi", Zsuzsi néne, ist die gleiche Figur, wie sie in allen diesen enthüllten Massenmordgeschichten erscheint. Nachdem sie ein langes Leben lang, bis zu ihrem dreiundsiebzigsten Jahre, die umliegenden Dörfer mit gutem Rat und gutem Gift versorgt hatte und ein sozusagen Halbintelligenzler, der kalvinische Kantor, dann die allgemeine Solidarität brach und die Anzeige erstattete, daß eine seiner Verwandten ihn vergiften wollte — da ging Tante Susi zu allen ihren gewesenen Kunden, erteilte Warnungen und wartete an ihrer Haustür, bis die Gendarmen kamen. Dann leerte sie eine Flasche Lysol und verschied.

*

Im Prozeß war ausgiebig davon die Rede, daß in den beiden Dörfern Tiszakürt und Nagyrév die Leute nicht auf Religion halten. Die Reformierten gehen nicht ins Bethaus, und die Katholischen haben überhaupt keine Kirche. Sie haben aber auch keinen Arzt, keine Apotheke — nur einen Leichenbeschauer gabs: den Schwiegersohn der Tante Susi —, keinen Gendarmerieposten, und die Eisenbahnverbindungen mit der zivilisierten Umwelt sind infam. Trotzdem war die Moralität dieser Dörfer fast musterhaft. Nach Aussagen des Dorfnotars sind Delikte gegen das Eigentum oder blutige Raufereien seit Menschengedenken nicht vorgekommen. Die Leute trinken nicht und sind arbeitsam. Nur die Männer starben — meistens die Heimkehrer aus dem großen Kriege. Fast alle brachten, außer den Wunden und andern Gebrechen, einen schwachen Magen aus dem Felde mit. Der mußte kuriert werden. Und als die Männer starben, stellten die Frauen die Medizinflasche neben die Bahre, damit die Leute sahen, daß sie für ihre kranken Gatten Medizin gekauft hatten. In

diesen Flaschen, die vielfach mit ins Grab gegeben wurden, hatten dann die Behörden Arsenik, das weiße Gift, festgestellt.

Es herrschte eine strenge, düstere Sitte und Moral in den Dörfern des Theißwinkels, deren Gebote nie gebrochen wurden. Sitten allerdings, die von den unsrigen ganz verschieden sind. Eine wenig sentimentale Moral. Eine der Frauen, die sich schon ganz daran gewöhnt hatte, allein, in Ruhe, ohne Prügel und Sorgen auf ihrem Fetzen Land zu leben, bekommt plötzlich ihren Mann, auf beiden Augen erblindet, als einen Haufen Unglück zurück und muß ihn wie einen Säugling betreuen. Der Bettel, den der ungarische Staat dem Invaliden zahlt, langt zu nichts. Tante Susi hilft. Die Frau kocht ihrem blinden Gatten eine gute Bohnensuppe und in einer Stunde ist alles aus. Tante Susi hat die schwierige Frage, wie die Kriegsinvaliden versorgt werden sollen, ohne daß das Geld für weitere Rüstungen zur Rückeroberung Großungarns geschmälert wird, für ihre zwei Dörfer gelöst.

Die Männer und die alten Leute wußten sehr gut, daß die Gefahr des weißen Giftes, des Fliegenpapiers, ständig in ihren Speisen lauert. Sie ergaben sich dem Geschick als einer seit alter Zeit gültigen Einrichtung. Bei vielen wurde die Giftmischerei wiederholt versucht, ehe sie gelang. Man wußte sehr gut, was das Erbrechen, der Durchfall, der Haarausfall und der Knoblauchgeruch aus dem Munde bedeute. Keinem fiel ein, die Anzeige zu erstatten. Für den armen Bauern sind der Gendarm, das Gericht, die Behörde der Erzfeind. Sich an sie wenden wäre die größte Ehrlosigkeit. Außerdem wars auch eine Frage, ob die Behörde nicht diese Sachen still dulde. Tante Susi war ja die mächtigste Person im Dorfe, sie stand wegen ähnlicher Sachen schon mehrere Male vor dem Gericht und wurde immer freigesprochen. Fliegenpapier und Rattengift sind im Geschäft frei zu kaufen und die Behörde mußte ja wissen, warum diese Waren einen so reißenden Absatz fanden. Man kaufte ja Fliegenpapier in Mengen, selbst mitten im Winter, als von Fliegen keine Spur war. Die Verteidiger der ersten vier Angeklagten wiesen in der Verhandlung auch darauf hin, daß die Umgebung, der Geist dieser Dörfer die Tat anders als einen gemeinen Meuchelmord beurteilen lassen. Der gute Ruf der ungarischen Nation forderte aber Gerechtigkeit, und so wurde die eine Frau zum Tode, die andern drei zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

*

Die Verteidiger hätten sich, wenn sowas in Ungarn möglich wäre, einfach darauf berufen können, daß der Giftmord in manchen Gegenden Ungarns einfach eine alte Sitte sei. Aber nicht nur in Ungarn. In manchen bäuerlichen Gegenden Europas scheint das weiße Gift eine größere soziale Rolle zu spielen, als allgemein angenommen wird. Eine ganz eigenartige Stellung nimmt, was Arsenvergiftungen anbelangt, die Steiermark ein. Dort ist nämlich das Arsenikessen als eine Sucht verbreitet. Das hindert aber nicht, daß durch das weiße Gift auch viele ländliche Verbrechen begangen werden. Die Unsicherheit, die durch dieses eigentümliche Laster ver-

breitet wird, begünstigt sogar die heimlichen Giftmorde. Der in Graz lebende Nobelpreisträger Professor Pregl wies vor kurzem in einer Abhandlung in der berliner ‚Medizinischen Welt' auf diese eigentümlichen steirischen Zustände hin. Er schrieb: „Man kann wohl sagen, daß in allen Orten und bei allen Völkern die Ursache zur Kriminalität ziemlich gleichmäßig verteilt ist. Wie sie sich jedoch auswirkt, das ist nach Volk, Rasse und Land verschieden. Die Tötung eines Menschen, der einem andern im Wege steht, wird hierzulande, soweit Giftmord in Betracht kommt, meistens mit weißem Arsen vorgenommen, weil man fast in jedem Bauernhaus am Lande in irgend einem entlegenen Winkel ... ein Stück Arsenik, einerseits für Pferde, andrerseits als Rattengift, aber auch zur Vernichtung der Sporen des Getreidebrandes am Saatgut finden kann. Arsenik ist eben hierzulande leicht zugänglich, dafür sorgen die Kurierer. Wir leben daher hier im klassischen Land der Arsenikvergiftung. In einem Jahre habe ich im gerichtlichen Auftrage mehr Arsenikvergiftungen zu untersuchen und zu begutachten, als im gesamten Deutschen Reich in zehn Jahren überhaupt vorkommen."

Daß Arsenikessen in der Steiermark so beliebt werden konnte, rührt vielleicht daher, weil dies Land von jeher eine hervorragende Eisenindustrie aufwies, die ursprünglich in kleinen, bäuerlichen Hütten betrieben wurde und das Arsen sehr häufig in Eisenverbindungen vorkommt. Das erklärt aber noch nicht, warum das Laster des Arsenessens, die Arsenomanie dort eine so große Verbreitung fand. Es ist oft zu beobachten, daß bei Leuten, denen das Arsen ursprünglich als Arznei verabreicht wurde, mit der Zeit zu leidenschaftlichen Arsenessern werden und ganz verblüffende Dosen vertragen. In der Steiermark ist aber, nach Professor Pregl, die Arsenomanie, als mehr oder weniger heimliches Laster, bei einfachsten Bauersleuten merkwürdig verbreitet. Bei ärztlichen Vorträgen wurden mehrmals Leute vorgeführt, die es im Laufe der Zeit zu einer erschreckend hohen täglichen Dosis des „Hüttrach", wie die Einheimischen das weiße Pulver nennen, gebracht hatten. Die Spuren dieser Unsitte sind, wie Professor Pregl behauptet, bis ins sechzehnte Jahrhundert zu verfolgen.

Die einzige Erklärung für diese merkwürdige „Rauschgiftseuche" ist die, daß sie ursprünglich als Vorbeugung, als Abwehr gegen die immer lauernde ländliche Giftmordgefahr aufkam. Die menschliche Natur kann durch Gewöhnung gegen die tödliche Wirkung des Arsens immun gemacht werden. Es ist bekannt, wie Herrscher, Tyrannen sich in alten Zeiten durch ständige Gewöhnung an das Gift zu trainieren suchten. So kann in der Steiermark, wo der weiße Schrecken ständig in der Familie, am häuslichen Herd lauerte, die ländliche Sitte, sich gegen das Gift zu feien, schon vor Generationen entstanden sein, und so ist dann das Arsenikessen dort bis heute eine ziemlich verbreitete Gewohnheit geblieben.

Aber daß der „weiße Schrecken" des Arsens scheinbar über so viele ländliche Gebiete noch in unsern Tagen herrschen kann, sollte doch zu denken geben.

Der deutsche Sittengesetzgeber

von Erik-Ernst Schwabach

Der Strafrechtsausschuß des Reichstags hat mit vierzehn gegen zwölf Stimmen den Paragraphen 253 angenommen, der an die Stelle des jetzigen Paragraphen 218 tritt und die Abtreibung unter Strafe stellt; der Paragraph 218 erfährt nur insofern eine kleine Milderung, als fortan der Versuch straflos bleibt und das Delikt nach einem Jahr verjährt. Er bleibt somit nicht nur hinter der russischen Gesetzgebung zurück, die die ärztlich vorgenommene Abtreibung in den ersten drei Monaten der Gravidität freigibt sondern auch hinter dem Entwurf der Tschechoslowakei, der die Abtreibung für straflos erklärt, wenn entweder die Mutter vor dem Tode oder vor schwerem Schaden ihrer Gesundheit behütet wird oder die Befruchtung durch Gewalt oder durch strafbaren Mißbrauch einer Geisteskranken oder Blödsinnigen oder Bewußtlosen oder Wehrlosen oder eines Mädchens unter sechzehn Jahren erfolgte; drittens bei allgemein eugenetischer Indikation (Schwängerung durch einen Geisteskranken oder sofern die Befürchtung begründet ist, daß das zur Welt gebrachte Kind geistig oder körperlich schwer belastet sein wird); viertens bei Frauen, die bereits drei Kinder geboren oder fünf Geburten hinter sich haben.

Wie liegen die Dinge? Deutschland ist nach dem Kriege ein überfülltes Land ohne Kolonien oder andre Möglichkeiten, Menschen zu exportieren; es kämpft mit einer wirtschaftlich schwierigen Lage; die Arbeitslosenziffer ist enorm, der Wohnungsmangel erschreckend; kurzum es handelt sich um ein Land, dessen Regierung die Pflicht hätte, alles zu tun, was die Geburteneinschränkung förderte. Dieser Ansicht dürften sich auch die Anhänger des Paragraphen in klaren Momenten nicht verschließen. Aber im Augenblick, wo ein Thema zur Diskussion gestellt wird, das sexuelle Dinge streift, tritt jener merkwürdige, vermutlich nur tiefenpsychologisch zu deutende Zustand ein, daß der Verstand von reichlich unklaren Gefühlen vernebelt wird, welchen Wirrwarr die Betreffenden für ihre ethische Überzeugung halten.

Inwiefern die Abtreibung, wie es der Reichsjustizminister und der Abgeordnete D. Doktor Kahl behaupten, ein Tötungsdelikt ist, ob nicht der Ausspruch des Kirchenvaters Augustin: „Infans pars viscerum matris, non animal" als unwiderlegt gelten kann, dies zu erörtern bleibt in diesem Zusammenhang von geringerer Bedeutung. Die Abtreibung ist so oder so ein „unnatürlicher" Eingriff und darum an sich zu bekämpfen; aber von einem helfenden Staat, nicht von einem Staat, der hilflos nach dem ebenso hilflosen Büttel schreit. Der Präsident des Reichsgesundheitsamtes gibt zu, daß die Zahl der künstlichen Aborte bis auf 800 000 jährlich geschätzt wird; einer solchen Zahl stellen wir die Zahl der 1924 wegen Vergehens gegen den Paragraphen 218 bestraften Personen entgegen: sie beträgt 5296, darunter 3831 Frauen; demnach würden noch keine 5 Prozent der erfolgten Abtreibungen zur gerichtlichen

Bestrafung gelangen. Wenn der Minister von Guérard solchen Einwendungen gegenüber erklärte, man könne, sähe man eine Tat als solche für strafwürdig an, nicht im Hinblick auf die Schwierigkeit ihrer Erfassung auf jede strafrechtliche Verfolgung verzichten, so liegt dem ein Denkfehler zugrunde. Nicht nur erleidet die Staatsautorität Schaden durch den Erlaß von Gesetzen, die sie nicht durchzusetzen vermag, sondern die praktische Undurchführbarkeit des Gesetzes beweist auch, daß die zahllosen Verstöße gegen das Gesetz von einer breiten Schicht der Bevölkerung nicht als Vergehen empfunden werden — eine Tatsache, die im umgekehrten Falle vom Gesetzgeber so gern zur Begründung eines Gesetzes herangezogen wird. Wie der Paragraph 175 StGB. lediglich die Wirkung hat, aus der Überfülle der homoerotischen Männer diejenigen vor das richterliche Forum zu ziehen, die es „ungeschickt" angestellt haben, also die unraffinierten und harmloseren (ich bemühe mich, mit den Augen des Gesetzgebers zu sehen), im Übrigen aber nur dazu da ist, das Geschäft der Erpresser zu besorgen wie die amerikanische Prohibition das der Bootleggers, ebenso ist der Paragraph 218 sinnlos, wirkungslos, außer darin, daß er die Geschäfte der Kurpfuscher besorgt. Die Zahl der Aborte würde sich, wie es das russische Beispiel zeigt, bei Fortfall des Paragraphen nicht vermehren, während jährlich viele Frauen dem Leben erhalten bleiben würden, die infolge kurpfuscherisch eingeleiteter Aborte zugrunde gehen.

Um nun aber nicht nur bereits hundertfach widerlegte Gründe für Beibehaltung des Paragraphen zu bringen, hat sich der Justizminister seiner Zeit einen neuen, in der Tat verblüffenden Einwand erdacht: er erklärte, daß eine etwaige Freigabe der Abtreibung inKrankenhäusern das Kurpfuschertum nicht beseitigen würde; Kurpfuscher würden stets billiger sein als approbierte Ärzte, und der Krankenhausbehandlung stünde die Furcht vor Kontrolle und Entdeckung entgegen. Nichts im Verhandlungsbericht spricht dafür, daß von Guérard für Heiterkeit sorgen wollte; er meinte es wirklich ganz ernst, und eines Tages wird man die Feuerwehr kassieren, da trotz ihres Bestehens immer noch etliche Gebäude bis auf die Grundmauern niederbrennen. Es ist in der Tat unwahrscheinlich, daß eine arme Frau sich in die Privatklinik eines berühmten Frauenarztes legen wird, und nur um unbemittelte Frauen handelt es sich wirklich: denn trotz Bestehens des Paragraphen hat die wohlhabende Frau für den fraglichen Zweck immer einen gefälligen tüchtigen Arzt gefunden. Wie aber wäre es, wenn man die Konkurrenz der Kurpfuscher unterböte, den Graviden (wie in Rußland) Arzt und Klinik gratis zur Verfügung stellte, und es womöglich in diesen Kliniken ähnlich wie in den Beratungsstellen für Geschlechtskrankheiten den Rat- und Hilfesuchenden erließe, ihren Namen zu nennen? Was stünde dem entgegen? Aber hierüber wird erst dann ausführlich zu reden sein, wenn es überhaupt erst einmal so weit ist; auch darüber erst, wie sich die Frage der Dreimonatsgrenze praktisch lösen läßt, die den Juristen so großes Kopfzerbrechen macht. Dann wird ihnen jeder Arzt bestätigen, daß sich aus der Untersuchung die Dreimonatsgrenze approximativ feststel-

len läßt und daß sich um ein paar Tage auf und ab niemand in Unkosten zu stürzen braucht. Es würden zugestandenermaßen etliche Aborte eingeleitet werden, die diese Grenze überschreiten. Im allgemeinen aber wird jede Schwangere schon im allereigensten Interesse den erforderlichen Eingriff so früh wie möglich vornehmen lassen. Soweit ich es aus persönlichen Umfragen bei Ärzten feststellen konnte, standen fast alle Frauen, die von ihrer Frucht befreit werden wollten oder sie mit bereits eingeleiteten Aborten aufsuchten, ganz im Anfang ihrer Gravidität.

Durchblättert man die eugenetische Literatur, so wird uns seitens der Eugeniker, soweit sie über Geschlechtskrankheiten, Alkohol etcetera schreiben, in krassester Form das Schreckensbild einer degenerierten, lebensunfähigen, sozial schädlichen Nachkommenschaft aufgemalt und jene berühmte Familie vorgeführt, deren Deszendenz in drei oder vier Generationen aus Säufern, Huren, Verbrechern, Landstreichern, Idioten und sonstigem menschlichem Auswurf besteht. Nach Tische liest man es anders. Herr Professor Pankow erklärt, daß aus Ehen Minderwertiger 50 bis 80 Prozent normaler Kinder geboren werden könnten; die Frage also, ob man bei minderwertigen Eltern die Schwangerschaft unterbrechen solle, „mit einem glatten Nein" beantwortet werden müsse. Auf Grund welcher absonderlichen Gedankensprünge Pankow zu seinem glatten Nein kommt, ist für einen normal denkenden Menschen nicht ohne weiteres ersichtlich, warum ihn der Minister zum Kronzeugen aufruft, begreiflich; daß er keinen überzeugenderen fand, wird ihn selbst gewurmt haben. Aber das ist es ja eben: eine ernsthafte Diskussion wird erst gar nicht erstrebt. Nicht anders wenn statistische Zahlen beigebracht werden, die die Gefahren des künstlichen Abortes demonstrieren sollen. Denn selbst wenn, abgesehen von den Todesfällen (0,9 Prozent bei den in Kliniken, also wohlverstanden bei bereits kranken Frauen eingeleiteten, ärztlich auf Grund dieser Krankheit indizierten Abtreibungen) bei 1,4 Prozent der Fälle dauernde Schädigungen zurückbleiben, so müßte erst geklärt werden, ob es diesen geschädigten Frauen besser ergangen wäre, wenn sie ausgetragen hätten.

Eine Landarbeiterfamilie hat bereits sechs Kinder. Die schwer lungenleidende Frau wird von der Reichsversicherung in eine Heilstätte geschickt. Sie kehrt ungeheilt zurück; alsbald wird sie wieder gravid. Ich frage den Arzt, ob denn hier ein künstlicher Abort nicht indiziert wäre; er und später noch ein andrer Arzt antworten: Nein, denn die Gravidität brächte die Mutter nicht in Lebensgefahr. Gewiß nicht. Das Kind wurde geboren, die Mutter lebt. Daß sie durch die Geburt in ihrer Arbeitsfähigkeit geschwächt wurde, die Ernährung der Kinder durch Verdienstausfall beeinträchtigt wurde, daß die Wohnungsverhältnisse durch das Neugeborene sich weiter verschlechterten, daß es infolgedessen, gleich seinen Geschwistern, für Tuberkulose prädestiniert wird, das geht keinen etwas an. Dies eine praktische Beispiel an Stelle von hunderttausend andern erhellt besser als alle theoretischen Ausführungen, daß der Abtreibungsparagraph ein Wahnsinn ist.

Nein, alle Gründe für seine Beibehaltung sind an den Haaren herbeigezogen. Er läßt sich nicht sachlich begründen. Die Phraseologie hat gesiegt. Selbst den Geburtenüberschuß-Fanatikern ist nicht mit ihm gedient, denn abgesehen von seiner praktischen Wirkungslosigkeit könnten sie gelernt haben, daß in Ländern mit großem Geburtenüberschuß die höhere Säuglingssterblichkeit ihnen den Strich durch ihre herrlichen Statistiken ziehen würde, wenn anders sie nur lernen wollten; aber sie wollen gar nicht lernen. Es lebe die Sittlichkeit, pereat mundus. Nicht etwa Rußland nur, das wahrhaftig prüde England hat Einrichtungen, in denen die Frauen in der Präventivtechnik belehrt werden, die wichtigste Vorbedingung im Kampf gegen die Abtreibung. Im heiligen Deutschen Reiche werden die, die öffentlich die Frauen in dieser Hinsicht belehren wollen, verfolgt, und Präventiv- und Präservativmittel müssen im Geheimen vertrieben werden. „Es ist verboten", damit meint mans geschafft zu haben. Und wenn es trotzdem geschieht? Dann kann man nur die Achseln zukken über die liederliche Verruchtheit der Welt. Das ist der Geist des Paragraphen 253.

Studenten von Joachim Joesten

Die Deutsche Studentenschaft nimmt eine Götzenstellung ein. Selbst viele ihrer Gegner sehen mit einer Mischung von Respekt und Rührung auf diesen Herzensliebling der Nation. Im Ausland stehen Band und Mütze, Seidel und Schmisse tief im Kurs, und man begreift dort nur mit Mühe, warum sich das deutsche Volk so viel von seinen Studenten gefallen läßt.

Daß es im Zeitalter der internationalen Vereinigungen gelungen ist, einen weltumspannenden Verband der Studierenden zu gründen (Confédération Internationale des Etudiants) braucht nicht wunder zu nehmen. Daß es der Deutschen Studentenschaft nicht geglückt ist, in diesen einzudringen, noch weniger. Wobei der großdeutsche Aufbau eigentlich nur ein formales Hindernis ist. In Wirklichkeit klafft ein Abgrund zwischen der Studentenschaft dieses Landes und ihren Kollegen in der übrigen Welt. Eine Kluft, über die man sich nicht zu einem Verband zusammenschließt. Wobei unter deutscher Studentenschaft nur der noch immer herrschende und für das Ausland repräsentative Typ des Korporationswesens gemeint ist, nicht auch die dünne Schicht, für die langsam neue Ideale am Universitätshimmel heraufdämmern.

Im ganzen westeuropäischen Kulturleben ist eigentlich der charakteristischste Zug der Studentenschaften ihr Nichtvorhandensein. Der deutsche Beobachter, der ins Ausland geht, um dort nach Studentenschaften zu fahnden, wird immer wieder auf ein Vakuum stoßen. Denn eine Studentenschaft in unserm Sinne gibt es weder in England noch in Frankreich, Spanien oder Italien. Selbstverständlich gibt es in diesen Ländern Studenten und Zusammenschlüsse von Studenten — aber Studentenschaft in unserm Sinne bedeutet ja nicht nur

eine Organisation — die ist in Deutschland ja längst auseinandergefallen! — sondern einen Begriff, eine Kaste und eine Macht. Etwa wie die Kirche oder das Heer.

Nur bei uns vollzieht sich mit dem Eintritt in die Hochschule eine Art Austritt aus dem „Volk", ein Übergang von einer niederen Kaste in eine höhere. Gewiß verschafft auch in andern Ländern das Studium im allgemeinen eine bessere gesellschaftliche Stellung, verbunden mit höherm Einkommen. Aber außerhalb Deutschlands sucht man vergeblich nach einem Stand der „Akademiker". Es ist ein großer Unterschied, ob man ein Volk in Gebildete und Ungebildete oder aber in Satisfaktionsfähige und Unebenbürtige einteilt.

Das Wort „Studentenschaft" läßt sich nicht übersetzen sondern nur umschreiben. Keine der andern großen Kultursprachen hat der Gesamtheit der Studenten ein Wort zugebilligt, das sie als soziale Schicht erscheinen läßt und ihnen einen geistigen Firmenstempel aufdrückt. Am besten aber tritt der Unterschied in den Organisationsformen zutage. Die Unzahl akademischer Verbindungen und Verbände, die in Deutschland entstanden sind und immer weiter wie Pilze aus dem Erdboden schießen, stellt selbst im Lande der Vereinsmeierei und des Organisationsfimmels einen beachtlichen Rekord dar. In Frankreich gibt es im allgemeinen, abgesehen von einigen klerikalen, politischen oder sportlichen Vereinigungen, nur einen einzigen studentischen Zusammenschluß an jeder Universität, die „Association Générale des Etudiants". Diese stellt übrigens einen Typ dar, der ein Mischding zwischen Studentenverein und wirtschaftlicher Organisation im Sinne unseres „Studentenwerks" ist. Umfang und Wirkungsgebiet der A.G.E. ist je nach der Stadt in Frankreich ziemlich verschieden. Im allgemeinen verfügt sie über ein Restaurant, Lese- und Arbeitsräume, Sportplätze. Meist vermittelt sie ihren Mitgliedern Ermäßigungen und veranstaltet Bälle und Feste. Innerlich hat sie nur wenig Zusammenhalt, sie bedeutet kein geistiges Band. Die Aufnahme neuer Mitglieder geschieht gewöhnlich ohne große Schwierigkeiten und ohne Vorprüfung in politischer, religiöser oder moralischer Hinsicht. Ebensowenig macht es einen Unterschied, ob der Bewerber Franzose oder Ausländer ist; auch Deutsche werden, falls sie sich nicht allzu plump anstellen, zugelassen. Die meisten dieser Associations haben sich dann zu einem Spitzenverband, der Union Nationale, Mitglied der C.I.E., zusammengeschlossen. Keinesfalls hat diese Union auch nur annähernd die Macht oder das Prestige der Deutschen Studentenschaft, nicht einmal in ihrer heutigen Rumpfform. Sie ist eine rein repräsentative Organisation ohne Ideologie, Standesdünkel oder Kastenwillen.

Von England läßt sich nichts Einheitliches sagen. Ein himmelweiter Unterschied trennt die alten Universitäten Oxford und Cambridge von London und den andern Hochschulorten. Weder die eine noch die andre Gruppe weist eine Studentenschaft in unserm Sinne auf. Die Formen äußern Zusammenschlusses sind, wie in Frankreich, dürftig, aber es gibt in Oxford und Cambridge eine durch Sport, Diskussion, durch

das College-Life überhaupt, geschaffene starke innere Verbindung. Als rein gesellschaftliche, klubartige Mittlerin vertieft die Union Society diesen inneren Zusammenhalt und trägt ihn weiter. Daneben gibt es zahlreiche zweckgebundene Vereinigungen sportlicher, wissenschaftlicher oder fremdsprachlicher Art. Oxford und Cambridge sind Inseln (des Mittelalters) im Gesamtleben Großbritanniens. Wie auf allen Inseln stellen ihre Einwohner eine ab- und in-sich-geschlossene Gruppe festen Zusammenhalts dar. Eine nach außen nicht erkennbare, innerlich überaus starke Studentenschaft voll Superioritätsgefühlen, ohne Interesse für ihre Kameraden in den andern englischen Städten. So kommt es, daß die National Union of Students, der englische Spitzenverband in der C. I. E., grade an den wichtigsten oder zum mindesten bekanntesten Universitäten des Landes kaum irgendwelche Geltung besitzt, fast ignoriert wird. Wie in Frankreich stellt diese N U.S. eine repräsentative Institution dar. Sie erfüllt — hauptsächlich propagiert und getragen von den weiblichen Studenten — einige wirtschaftliche Funktionen, widmet sich eifrig kulturellen Aufgaben und beschickt die Kongresse der C.I E. Keineswegs vermag sie die Universitäten mit einer Standesidee zu durchsetzen, wahrscheinlich will sie es auch nicht. Wieder ein Mischding von Studentenverband und Studentenwerk — aber keine „Studentenschaft".

Wie in Deutschland durch die politische, so geht in Spanien durch die religiös-moralische Weltanschauung der Studenten eine tiefe Cäsur. Nur Statistiker glauben, daß Spanien ein rein katholisches Land sei. In Wirklichkeit gibt es nirgends weniger Religiosität als dort, zumal an den Universitäten. Den ersten studentischen Zusammenschluß schuf der Klerus in Form katholischer Vereinigungen, die dem wachsenden Liberalismus und Sozialismus der Hochschulen steuern sollten. Sofort setzte eine heftige Reaktion von innen ein, die bald zum Gegenangriff überging. Den „confesionales", welche unter der geschickten Regie der Kirche zuerst die Universitäten allein zu beherrschen schienen, traten die selbstbewußten Studenten, die „profesionales" entgegen. Sie waren zuerst nur eine kleine Schar, wurden aber bald eine fordernde, rebellierende Bewegung. Im Frühjahr 1929 kam es zum ersten Mal zum offenen Kampf. Der Klerus, der eigentliche Diktator Spaniens, befahl den militärischen Gewalthabern, die sich jetzt Minister nennen, die Gleichsetzung der kirchlichen Universitäten Deusto und Escorial mit den staatlichen Hochschulen. Primo gehorchte, und sein König unterschrieb das Dekret. Die Universitäten aber, Professoren und Studenten in geschlossener Reihe, setzten sich zur Wehr. Es kam zu den bekannten, teilweise blutigen Unruhen, die das Land in einen Zustand ständiger Unruhe versetzten, die Peseta auf die Rutschbahn brachten, König und General zum Widerruf des Erlasses zwangen. Seither wächst die antiklerikale Bewegung an den Universitäten unaufhaltsam. Die katholische Studentenschaft, in die Defensive gedrängt, schmilzt rasch zusammen, aber der Klerus wacht, er verfügt über König und Armee. Die spanischen Universitäten stehen seitdem in ein-

mütiger Opposition. Wie im Deutschland der achtundvierziger Jahre ist heute die spanische Studentenschaft Trägerin der Revolution. Es wird da noch viele blutige Unruhen geben.

Überraschend hoch ist der Prozentsatz der studierenden Frauen, besonders natürlich in der philosophischen Fakultät. Studenten und Studentinnen bilden, meist nach Fakultäten getrennt, Vereinigungen, teils religiösen, teils revolutionären Charakters. Nur die katholischen haben ihre Aufnahme in die C.I.E. durchsetzen können, nur sie besitzen Studentenheime und können sich Reklame leisten. Ihre Zahl mag noch so schwinden, ihre Macht wird — vorläufig noch — bleiben, denn der Klerus hat Geld.

Von Italien ist zu sagen, daß der offizielle faccistische Studentenverband in die unpolitische C.I.E. aufgenommen worden ist.

Ein zweiter Aufsatz folgt

Theorie der Leidenschaft Berlin N 54

von Theobald Tiger

Von wejen Liebe...
Wat der Affe klöhnt!
Ick hab ma ehmt bloß an'n jewöhnt!
Ick weeß nu schon: det Morjens seine Socken...
uff seinen Oberarm die zweenhalb Pocken...
Von wejen Liebe —!
Hö! So siehste aus.
Mensch, nischt wie raus!

Da sind wa neulich in'n Film jewesen.
Da jab et eenen schönen Brief zu lesen.
Een Vers:
DIE EIFERSUCHT IST EINE LEIDENSCHAFT,
DIE MIT EIFER SUCHT, WAS LEIDEN SCHAFFT.
Na ja doch. Aba det wär ja jelacht:
Wenn der mit seine Nutten macht —
ick sahre nischt. Ick kenn doch diß jenau!
Son fauler Kopp. Ick ärja mir bloß blau,
det ick mir ärjere. Denn der vadient det jahnich,
der Affenschwanz, der olle Piesenkranich.
Ick mach et janz jenau wie er — son Aas...!
A det is komisch: mir machts keenen Spaß.
Mich kann die janze Männerbransche —!
Ick nehme jahnich jern Revansche.
Ick, Lottchen, bin ja dazu viel zu schlau.
So is det meine Meinung nach mit jede Frau:
Sofern wir iebahaupt n Herrn ham,
denn ham wir jern, det wirn jern ham!
Ob Schupouniform, ob in Zevil:
es is von wejen det Jefiehl.
Da weeß der jahnischt von. Der pust sich auf
und kommt sich vor un is noch stolz dadrauf...
Von wejen Liebe...
Det bestimmt doch keinesfalls
der Mann mit seinen unjewaschenen Hals!
Ich küsse Ihre Hand, Madam.
Diß jlauben bloß die Kälber.
Ick sahre so —:
Det Schönste an die Liebe is die Liebe selber.

Tauberton und Studio von Rudolf Arnheim

> Als ich das erste Mal meinen Tonfilm „Ich glaub nie mehr an eine Frau" mir vorführen ließ, war ich doch erschrocken, wieweit menschliche Erfindungskunst gehen kann . . .
>
> *Richard Tauber*

Und es wankte an einem Stabe einer einher, der hatte die Ohren voll Tonfilm, schluchzte und war gebrochen an Leib und Seele, und er bat sie alle um Verzeihung, weil er sie so oft geschmäht hatte. Er griff nach Harry Liedtkes Hand, sowie nach der von Hanns Henny Porten, er stützte sich auf Lee Parry und Harry Piel und sprach: „Sehet, ich habe gesündigt!" Und er wandte sich gen Friedrich Zelnik und an den Busen des dicken Doktor Johannes Guter, winkte Paul Czinnern herbei und Otto Gebühr, und als er Fritz Langs ansichtig wurde, blickte er Gerda Maurus in die Nasenlöcher und redete abermals: „Vergebet mir, denn ich habe Übles an euch getan!" Da schwiegen sie alle betreten, denn sie waren noch nicht synchronisiert. Und der Büßer wallfahrtete, um seine Seele zu erfrischen, in die Große Frankfurter Allee, da lief in einem kleinen Kino: „Das blutige Skelett. Fünfzehn monumentale Akte aus dem Sittenleben der Großstadt. Rauchen gestattet." Und das war ein stummer Film.

Was es schon seit Jahrzehnten nicht mehr gibt; was man für schweres Geld auf eine große Variétébühne verfrachten würde, wenn es irgendwo, in der tiefsten Provinz, noch auf einer Schmiere anzutreffen wäre; was man nicht mehr parodieren darf, weil das Original schon zu lange verschollen ist — das feiert im Tonfilm unbefangen glänzende Auferstehung. Denn wo gäbe es das noch, daß eine Dirne beim Anblick eines reinen Jünglings in die Kniee bricht und mit tränenschwerer Stimme beichtet: „Ich liebte ihn. Er war der erste. Aber nicht lange, so schlug er mich und trieb mich auf die Straße . . ."? Und wo könnte man noch wackere Männer sehen, die einander auf die Schulter klopfen und sagen: „Freund, ich will ja nur dein Bestes!"? In dem Richard-Tauber-Tonfilm: „Ich glaub nie mehr an eine Frau." Den Kammersänger haben sie in ein Seebärenfell gesteckt, und da stapft er nun auf der Leinwand umher, ein freundlicher Mann, der seine schöne Stimme wo weiter unten abgegeben hat, da singt sie sich ab und zu etwas im Dunkeln. Der Mann auf der Leinwand fällt alle paar Minuten in Trance, lehnt sich an einen Türpfosten, seine Blicke schweifen durch den Zuschauerraum zur Vorführerkabine, dann muß die Handlung unterbrochen werden, er verwandelt sich in eine Großaufnahme, und sein riesenhaftes Brustbild trällert einen Kammergesang, wogegen die Lieder, wie sie die Hausangestellten beim Strümpfestopfen singen, anspruchsvolle Intellektuellenkost sind. Wo er singt, da läßt sich alles nieder, wetterfeste Freudendamen von der Reeperbahn erstarren gruppenweise zu lebenden Bildern, in Seemannsbärten quillt die Träne, und der Regisseur geht mal einen trinken. Der Zuschauer fühlt sich weniger gemütlich.

Er verfährt notgedrungen nach Otto Reutters Rezept: „Und dann saß er wie gebannt, starrte immer nach der Wand." Er sieht minutenlang wie unter dem Mikroskop die Kaumuskulatur des Kammersängers in Tätigkeit, manchmal wölbt sich eine Augenbraue, gewaltig wie ein Gebirge auf der Landkarte, die Lippen gebären — das mag für Gesangsstudierende nicht uninteressant sein. Dieser Film, der ein gewaltiges Kassenstück werden dürfte, ist hergestellt von der Emelka. Und an so etwas ist unsereins mit einundfünfzig Prozent beteiligt.

Während die Filmindustrie jedem, der es bis jetzt nicht mit Augen gesehen hat, nun in die Ohren brüllt, wie ausgelaugt und verkrustet sie ist, erfrischt es immer, Außenseiterfilme zu sehen. Der Vorzug solcher Filme gegenüber dem Industrieprodukt ist vor allem ein negativer: sie sind schon deshalb schön, weil das ganze Ölzeug fehlt, weil keine genormten Typen verwendet werden. Es hat sich außerhalb der Fachwelt herumgesprochen, daß sehr vielfach Nichtschauspieler für den Film geeigneter sind als Professionals, daß man, um Filmrollen zu spielen, nicht so sehr etwas können als etwas haben muß, nämlich eine gewisse animalische Unbefangenheit und Ausgeprägtheit. Je mehr sich der Film vom Theatralischen entfernt, um so mehr wird der Mensch zum Requisit, gleichgeordnet den (ebenfalls ungelernten) Tieren, Pflanzen und toten Gegenständen. Aber die Fachleute holen sich nach wie vor ihre malerischen Verbrecher und Bettler von der Modellbörse. Die Außenseiter tuns nicht. „Menschen am Sonntag", der erste Film des „Filmstudios 1929" (Leitung: Moritz Seeler), wird dargestellt von fünf Leuten, die noch nie vor der Kamera gestanden haben: von einem Taxichauffeur, einem Weinreisenden, einer Komparsin, einem Mannequin und einer Verkäuferin. Die Fünf sind nicht gut ausgewählt, aber das Prinzip ist gut, und es ist sehr fesselnd, ihnen zuzusehen, schon weil sie ihre Köpfe noch nicht wie auf einem Stativ mit routinierter Glätte nach oben und zur Seite rollen und weil es manchmal lebendig und zufällig über diese unverschminkten Gesichter huscht. Im Ganzen möchte man sich die Arbeit eines solchen Experimentalstudios in den künstlerischen Absichten anspruchsvoller wünschen. Leider haben fast alle unsre Außenseiter „Reportage"-Ideale. Nur zu verständlich, daß sie sagen: „Wir haben genug von den Kitschbaronen und der verlogenen Hollywoodromantik — wir wollen einmal zeigen, was eine Portierfrau oder ein Fahrkartenkontrolleur den Tag über tun!" Aber diese Neugier ist schnell befriedigt, und schon jetzt beginnen die Reportagen herzlich langweilig zu werden. Zumal, wenn nicht Einzelschicksale aufgezeichnet sondern Querschnitte durch das Leben der Masse versucht werden. Da fehlt dann leicht jeder Faden, und es entsteht ein Typ des Kulturfilms, dem nicht sehr viel Abwechslung abzugewinnen ist. Vor allem aber muß man sich entscheiden, ob man einen Bericht oder einen Spielfilm drehen will. Zeigt man, was fünf Menschen am Sonntag erleben, so kann man (und muß man) nicht gleichzeitig Abstecher ins allgemeine Menschenleben geben; in der Kunst gibt es keine Abstecher. Photographisch

enthält der Film ein paar wunderhübsche Einstellungen und Einfälle, aber sie treten zurück. Ein Studio sollte frecher sein, sollte sich in den raffiniertesten Kamerakünsten versuchen und sich auch in der Auswahl der Themen und der gedanklichen Motive in Regionen wagen, die den Brancheproduzenten verboten sind. So überwiegt doch eine recht harmlose und wenig interessante Spielhandlung. Man sollte mehr Mut zum Unfertigen, zum Ausprobieren von Einzeleinfällen aufbringen. Man sollte sich nicht damit begnügen, an die Quelle der Wirklichkeit zu gehen, sondern versuchen, die Fülle dieser Anregungen höchst bewußt und sei es in penetrantester Übertreibung künstlerisch zu formen und zu vertiefen. Aber es macht nichts, daß an so einer Arbeit so viel zu bemängeln ist — im Gegenteil, grade dazu ist sie da, und was diese Neulinge falsch machen, ist tausendmal wichtiger, als was ein Trupp fingerfertiger Geschäftsfilmmanufakturisten richtig macht. Alle ungarischen Rhapsoden des Geheimrats Hugenberg gäben wir leichten Herzens hin, wenn wir dafür jede Woche einen solchen Experimentalfilm sehen dürften.

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Mit mir wird das kein gutes Ende nehmen: ich gehöre dem R.D.B. A.-G. nicht an. „A.-G." heißt aber hier nicht Aktiengesellschaft sondern „auf Gegenseitigkeit"; und der R.D.B. ist der „Reichsverband Deutscher Buchlober". Das ist ein merkwürdiger Verein.

Es wird ja mit Recht darüber geklagt, in einem wie verrotteten Zustand die Buchkritik ist; während für die Theaterkritik eines Blattes oder einer Zeitschrift emsig Umschau gehalten wird, darf und kann über Bücher anscheinend jedermann schreiben. Dazu ist nicht nötig, daß man das Stoffgebiet beherrscht, ähnliche Werke kennt und ausfindig macht ... die Buchkritik ist ein Ersatz für den veralteten Waschzettel, nur ist sie nicht so sauber. Über die merkwürdige Koinzidenz von Inserat und Kritik wollen wir uns gar nichts erzählen, wohin gerieten wir da! — wobei die alte Streitfrage auftaucht, ob sich ein Blatt für Anzeigen solcher Werke bezahlen lassen darf, die es verreißt ... Das Schlimmste ist die Kritik der guten Freunde. Eine Hand macht munter die andere schmutzig, lobst Du meinen Schmöker, lob ich deinen, und wenn du mich mit Goethe vergleichst, vergleich ich dich mit Lessing. Ich halte es mit jener alten hamburger Theaterabonnentin: „Ich guck all gar nicht mehr hin." Und ich befürchte sehr, mir die tief-innere Feindschaft eines guten Dutzends von Literatoren zugezogen zu haben, deren Werke ich nicht gelesen, also nicht besprochen habe — obgleich doch das eine zum andern, sollte man denken, gar nicht nötig ist. Mit mir wird das kein gutes Ende nehmen.

Hermann Kantorowicz: „Der Geist der englischen Politik und das Gespenst der Einkreisung Deutschlands" (erschienen bei Ernst Rowohlt in Berlin). Eine höchst verdienstvolle Arbeit. Mehr? Nein, mehr nicht.

Kantorowicz paukt England heraus. Soweit er das gegen die deutschen Nationalisten tut, ist er im Recht. Was die in ihren Flugblättern und in ihren Büchern über die „falschen Briten", die „Krämer jenseits des Kanals" zusammenschreiben, hat seinen Ursprung in den ersten Kriegstagen, wo die unorientierte Ahnungslosigkeit der Deutschen die Kriegserklärung Englands als einen Schlag in die unvor-

bereitete Magengrube empfand. Damals war es, als der unsägliche Sombart seinen Setzern und Lesern das Werklein „Händler und Helden“ zumutete — es hat reiche Früchte getragen. Kantorowicz erklärt den englischen Nationalcharakter: seine Ritterlichkeit, seine Sachlichkeit, seine Humanität und seine ... er nennts Irrationalität. Das Wort will mir nicht recht gefallen: es ist eher so etwas wie ein politischer Instinkt. Dann, sehr gut, das Kapitel über das Märchen von der Einkreisung Deutschlands, darin die gradezu erschütternden Beispiele von der fürchterlichen Verhetzung, der die deutsche Jugend noch heute und grade heute in Hunderten und Aberhunderten von Schulbüchern ausgesetzt ist. Das normale deutsche Geschichtsbuch, besonders das der höhern Schule, enthält durchweg faustdicke Lügen über den Krieg, mit der kaum noch verhüllten Tendenz: Auf zur Revanche! Kein Wort von der tiefen Kriegsschuld Deutschlands; kein Wort von den maßlosen Ungeschicklichkeiten der Vorkriegszeit; kein Wort von der geistigen Verfassung, in der sich der Herrscher dieses Landes befunden hat... aber: das „niederträchtige Albion“, und immer wieder: der englische Neid, die englische Konkurrenzangst (vor dem großen Abnehmer englischer Waren nämlich!) — und all das Zeug, das der Verband für das Deutschtum im Auslande unter gefälliger Patronanz der Kultusministerien in die jungen Gehirne trommelt. Die Politik gehört nicht in die Schule... sagte die herrschende Klasse; damit meinte sie die der andern.

Kantorowicz stellt bei dieser Gelegenheit auch die verderbliche Tätigkeit der finanziell und organisatorisch sehr mächtigen Verbände gegen die Kriegsschuldlüge fest, die Revanchepolitik dieser neuen Tirpitz-Küche, von der die Regierung abrückt, wenn man sie in London und Paris festnageln will... zu Hause ist sie duldsam und mehr als das. Wer bereitet den nächsten Krieg vor —?

Mir scheint, als ginge Kantorowicz in der rosaroten bengalischen Beleuchtung der Aktschlüsse englischer Politik zu weit. So rosa ist es nun wieder nicht. Es gibt gewerbsmäßige Jesuitenriecher, die nun alles, was Böses auf der Welt geschieht, dem unterirdischen Wühlen der Jesuiten zuschreiben — und so gibt es denn auch kontinentale Englandriecher. Was jedoch der wackere Lord d'Abernon in Berlin gewirkt hat, ist nicht von Pappe gewesen. Daß sich die deutschen Nationalisten auf die Krämer jenseits des Kanals allemal dann berufen, wenn die — scheinbar — ihr Toben gegen den innern Feind als Vorbereitung gegen die Bolschewisierung Deutschlands stillschweigend geduldet haben, ist eine andre Sache. Kantorowicz badet in Ländertum, er britelt, man soll das nicht. Ich halte die kleine Anekdote, die in Michels „Patriotismus“ zu finden ist, für sehr schön und bezeichnend: wie da ein englisches Ehepaar auf einem Donaudampfer fährt, und, als eine Oesterreicherin ein Kompliment für die „Fremden“ hat, die Engländerin böse auffährt: „Fremde? Sie sind die Fremden. Wir sind Engländer.“

Ich denke, daß das Werk von Kantorowicz einen Grundfehler hat: es hält die bürgerliche Weltordnung für die einzig mögliche, und es sieht nicht, daß es den Arbeitern auf allen Seiten ziemlich gleichgültig sein kann, welche Fahnen die Verwaltungsgebäude ihrer Werke grade hissen — die Proleten sind allemal die Dummen. Der Kampf geht gar nicht für und gegen England — er geht um ganz etwas andres.

Liest man im Anschluß daran zum Beispiel Harald Nicolsons „Miß Plimsoll und andere Leute“ (erschienen bei der Frankfurter Societätsdruckerei zu Frankfurt am Main), dann kommt man allerdings an die liebenswertesten Seiten des englischen Charakters. Der Verfasser ist ein ehemaliger Diplomat, der viel gesehen und noch mehr verschwiegen hat; manches erzählt er. Mitunter ist die Geschichte etwas dünn; vielleicht sind diese Berichte höchst charmant,

wenn der Mann sie am Kaminfeuer erzählt — vorn wird man gebraten, hinten friert man, und in der Mitte muß man lachen. Wenn man dann aufsteht, ist alles fort. Wirklich ein Buntdruck erster Ordnung aber ist „Arketall", ein lebendiger oder erfundener Kammerdiener Lord Curzons. Das ist bester englischer Humor, vor allem in der Diktion; das Ganze erinnert an die schönsten alten Whisky-Plakate oder an die von Pear's Soap. Diese leichte, chronische Besoffenheit des Dieners; die ironische und echte Überlegenheit Curzons; die Komik der eifrig die Hotelzimmer vorbereitenden Sekretäre... Und dann, eine Perle, der Schlußabsatz des Kapitels. Der Diener hat sich nun doch so unter Spiritus gesetzt, daß er „den Morgenzug benutzen" muß. Curzon ist vergnügt und ladet den jungen Nicolson zum Abendessen. „Zur Belohnung werde ich Ihnen meine berühmte Imitation Tennysons, wie er ‚Tears, idle tears' rezitiert, vormachen." Das tut er auch. Und wird plötzlich sehr nachdenklich. „Ach ja", seufzte er, „ach ja. Ich weiß. All das war vor vielen Jahren, als ich jung war und noch über die Alten lachen konnte. Aber alle jungen Leute sind ohne Erbarmen. Sie werden heute abend hinaufgehen und sich hinter meinem Rücken über mich lustig machen. Später im Leben werden Sie den alten Knacker imitieren, wie er Tennyson imitiert. Und so geht das weiter." Er seufzte tief. Und dann grinste er. „Arketall tut mir leid", sagte er. „Der Mann gefiel mir."

Der ‚Simplizissimus' hat vor dem Kriege ein berühmtes Blatt von Thöny gebracht: wie deutsche Staatsmänner aussehen und wie englische Staatsmänner aussehen. Lord Curzon hatte Humor. Hermann Müller hat ein Parteibuch.

Das Buch Nicolsons ist von Cohen-Portheim übersetzt. Ich kenne das englische Original nicht; was herausgekommen ist, hat Stil und sehr viel Witz. „Ich zeigte ihm die beiden Sphinxe am Ende der Brücke und erzählte ihm, wie Wilde in seinen letzten torkelnden Jahren zu behaupten pflegte..." Wenn übrigens ein so kenntnisreicher Stilist wie Cohen-Portheim das Wort „irgendwie" verwendet, muß er seine Gründe gehabt haben. Ich kenne diese Gründe nicht, aber ich mißbillige sie. Man sollte dieses Wort erwürgen, wo immer man es antrifft.

Irgendwie bezeichnend für die deutsche Justiz ist ein gradezu vernichtendes Buch: „Verräter verfallen der Feme" von E. J. Gumbel, Berthold Jacob und Ernst Falck (erschienen im Malik-Verlag zu Berlin). Da bleibt einem der Atem weg.

Nämlich vor Schmerz, Wut und Trauer. Nicht so sehr, was da geschehen ist, reizt auf — das wissen wir alle. (Hier ist übrigens der einzige kleine Fehler, den ich im Buch gefunden habe. Wenn da steht, daß Carl Mertens das größte Verdienst an der Aufklärung der Fememorde zukommt, so ist das richtig. Wenn da aber nicht steht, daß er diese Aufklärung nicht hätte geben können ohne den Mut und die Zivilkourage Siegfried Jacobsohns, so ist das unvollständig. Gumbel weiß, wie es gewesen ist.) Was so aufreizt, ist die Behandlung, die diese rohesten aller Verbrechen durch die deutsche Polizei und die deutsche Justiz gefunden haben. Daß Geßler von nichts wußte... nun, das hat ihm nichts geschadet — so verstehen wir die Ministerverantwortlichkeit. Daß und wie aber die Richter reagiert haben, das darf denn doch wohl schändlich genannt werden. Man sehe sich diese erschütternde Liste am Schluß des sorgfältigen und ruhig geschriebenen Werkes an; bestraft ist kaum einer der Mörder, von den Anstiftern und Beteiligten sind fast alle amnestiert. Während noch Hunderte von kommunistischen Arbeitern, ja sogar noch Kriegs„verbrecher" aus der Kriegszeit in den Zellen sitzen, laufen diese Burschen, die gekillt haben, frei herum und lachen sich einen. Mit Recht. Die tiefe Blutsverwandtschaft zwischen diesen

Richtern und allem, was Militär heißt, ist evident; man hat das ja wieder aus den letzten Prozessen gegen die Nazis gesehen. Ich habe nichts gegen Klassenjustiz; mir gefällt nur die Klasse nicht, die sie macht. Und daß sie noch so tut, als sei das Zeug Gerechtigkeit —: das ist hart. Und bekämpfenswert. Das brillant dokumentierte und sehr gut aufgemachte Werk Gumbels, scharf, klar, sauber und voller intimer Kenntnis des scheußlichen Stoffes, wird dazu mithelfen.

Wie so ein Kampf für die Arbeiterklasse geführt wird, zeigen die „Erinnerungen an Lenin" von seiner Lebensgefährtin N. K. Krupskaja (erschienen im Verlag für Literatur und Politik zu Wien und Berlin). Das Buch, mit einem vorzüglichen Bild Lenins geschmückt, ist deshalb so lehrreich, weil es die unendliche Kleinarbeit aufzeigt, in der dieser russische Umsturz vorbereitet worden ist. Die Tragik, die in dem viel zu frühen Tode Lenins liegt, ist unermeßlich; nach dem Tode Stalins wird man wohl nicht so ein Büchlein erscheinen lassen können. Das kleine anspruchslose Heft bildet eine sehr dankenswerte Ergänzung zu der großen Autobiographie Trotzkis.

Was hat sich da auf den Nachttisch verirrt? „Psychologie für Vorgesetzte" von E. D. Smith (bei der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart erschienen). Ich bin doch kein Vorgesetzter... Aber so ein Buch könnte sehr dienlich und nützlich sein. Dieses ist es leider nicht. Die amerikanischen Goldfedern sind weich; das schmiert Bücher, wie die Katzen Junge kriegen. Ein Schmarren. (Statt dessen lest lieber die geradezu aufsehenerregende Serie Kracauers in der ‚Frankfurter Zeitung': „Die Angestellten", ein breit angelegter Versuch einer wahrhaft modernen Soziologie. Ein Schritt in unbebautes Neuland, von bestem Instinkt geleitet.)

Wen wollen wir denn noch nicht loben... Richtig: „Das Zille-Buch", herausgegeben von Hans Ostwald, unter Mitarbeit von Heinrich Zille (bei Paul Franke zu Berlin erschienen). Das ist von vorn bis hinten eine einzige Albernheit. Gott weiß, wie sie den guten alten Vater Zille in der Krankheit seines Alters dazu herumbekommen haben...! Wie da die guten Witze Zilles fade und dumm aufgekocht werden; wie krampfhaft die Übergänge von einer zur andern Bildunterschrift; wie kleinbürgerlich und dümmlich das Ganze — es ist ein Jammer. Das hat Zille nicht verdient. Lest lieber seine Auswahl „Für alle", die im Neuen Deutschen Verlag herausgekommen ist, Otto Nagel hat an ihr mitgearbeitet, und der Kämpfer Zille kommt darin ans Licht und wird treffend kommentiert.

Ganz zu unterst liegen auf dem Nachttisch zwei zu bejahende Erscheinungen. Ja für die eine — Jubelgeschrei für die andre.

Ja: zu „Sexualmörder in Düsseldorf" von Hans Hyan (erschienen im Verlag der Neuen Gesellschaft, ohne Ortsangabe). Ein wildes Umschlagsbild als erlaubte Reklame — eine ruhige und vernünftige Broschüre. Hyan ist den düsseldorfer Mordfällen nachgegangen; er wertet sie, als ein guter Kenner der Kriminalpraxis, keineswegs sensationell aus, sondern er spürt den Gründen der polizeilichen Mißerfolge nach. Diese Gründe sind: Angst vor der Publizität, Eifersucht der Ressorts, Beamtendünkel und: es fehlt eine Einrichtung, die den in Frankreich bereits vorhandenen fliegenden Kriminalbrigaden entspricht, solche, die von der Zentrale ins Land gesandt werden — und zwar mit den nötigen tatsächlichen Vollmachten und Vorrechten, die den berliner Kommissaren fehlen. Hyan spricht dann von dem Krebsschaden, der nicht nur die Kriminalpolizei angefressen hat: Vorgesetzte kommen von der Seite in die Unternehmen, fast niemals von unten. So wird der Ehrgeiz der Dienenden getötet, die nun bloß noch gleichgültig am Pult hocken, weil es „ja doch keinen

Zweck hat" — die Praxis hat den Fehler des unbeirrbar stumpfsinnigen Aberglaubens an die Tüchtigkeit der ehemaligen Offiziere und der Juristen, der wahren Exponenten der herrschenden Klasse. Dieser Aberglaube kostet hier Blut. Ließe man die tüchtigen Kriminalassistenten, die heute von den Oeppersten unterdrückt werden, die Leiter hinaufrücken, so belohnte man nicht nur anständige Arbeit, wie es sich gehört —: alle hätten den Vorteil davon. Aber: „Der einfache Mann, der sich von unten heraufgearbeitet, der also auch nicht studiert hat, schafft es nur in den seltensten Fällen." Hyan verfügt über eine ausgezeichnete Personalkenntnis, die man manchem Reporter wünschen möchte — er erkennt das Gute in der preußischen Kriminalpolizei an, wo es zu finden ist, und er tadelt das Unzureichende. (Wie es in den kleinstaatlichen Polizeiverwaltungen aussieht, wird von unsern Freunden im Lande viel zu wenig beobachtet.) Fazit: Hätte die Kriminalpolizei so viel Fonds und Etatsmittel wie die Reichswehr: es sähe besser im Lande aus. Und hätte sie gar die Mittel, die diese Reichswehr vertut, statt der Reichswehr: es sähe besser in Europa aus. Hyan hat mit dieser Broschüre ein sehr verdienstvolles Werk getan.

Das war das Ja. Jubelgeschrei aber über eine Neuererscheinung, die ein altes, bereits bekanntes Werk in erweiterter Form gibt. „Oktober" von Larissa Reißner (erschienen im Neuen Deutschen Verlag zu Berlin). Schade, daß ich diese Besprechung nicht mit Blumen schreiben kann.

Vorangeht eine Photographie dieser einzigartigen Frau; seht sie an und denkt euch euer Teil. Es folgen jene Abschnitte aus ihren Werken, die wir kennen und lieben: „Die Front" mit den atemraubenden Schilderungen ihrer Abenteuer; wie ist das erlebt! „Im Lande Hindenburgs" mit dem unfaßbaren Kapitel „Im Lager der Armut", einer ganz und gar allein stehenden Studie über das Lumpenproletariat; wie ist das geschrieben! nein: erlitten! — die große Vision „Vanderlip" und dann, was neu ist, einige bisher in deutscher Sprache bisher nicht veröffentlichte Kapitel über Afghanistan.

Es ist immer wieder bewundernswert, wie diese Frau gesehen, gelebt, studiert und geschaffen hat. Es ist ein Wunder. Wenn das ein Mann geschrieben hätte, müßte man ihn krönen — um wieviel mehr eine Frau! Der fremde Staub der fernen Länder knirscht uns zwischen den Zähnen, wir riechen den Rauch, wir fühlen die Farben... Dabei ist der Klassenstandpunkt niemals außer acht gelassen, und niemals sitzt er aufdringlich im Vordergrund. Es geht also; man kann also auch für das Proletariat schreiben, ohne auf jeder Seite dreimal zu brüllen: „Es lebe die Weltrevolution!" — und siehe da: es ist tausendmal wirksamer als alles offizielle Geschreibe der Abgestempelten. Ich bin fest davon überzeugt: stammte dieses Buch, so wie es da ist, von einer Frau, die nicht an der roten Front mitgekämpft hätte — die Tintenrevolutionäre zerrissen sich die Mäuler, um darzutun, wie antirevolutionär das Ganze sei. Hier müssen sie schweigen. Wir aber wollen uns vor dem Buch beugen — voller Jubel, daß es da ist, voller Trauer, daß Larissa Reißner nicht mehr da ist. Ich habe die alte Ausgabe halb auswendig gelernt und die neue viermal gelesen, und es wird nicht das letzte Mal sein. (Zwei Fehler; Seite 416: es heißt nicht la drapeau sondern le drapeau; Seite 412: „Sie lernten ihm, wie man Reichtum anwendet", was hoffentlich ein Druckfehler ist.)

Diese Darstellungskunst, dieser Charakter und diese Verve sind für eine Epoche einmalig. Der Nachttisch ist leer — ich mag nach diesem Wunderwerk nichts andres mehr lesen. Larissa Reißner — Ehre ihrem Andenken.

Behrenstraße von Morus

Reichsbankdividenden

Die schamlose Hetze gegen den Herrn Reichsbankpräsidenten wird, hoffen wir, jetzt endlich aufhören. Doktor Schacht hat sich als ein Staatsmann und Diplomat von hohen Graden erwiesen. Wenn auch nicht in Paris und im Haag, so doch in der Behrenstraße. Die generöse Art, in der er jetzt die Gewinnverteilung bei der Reichsbank geregelt hat, hat ihn wieder zum Liebling der Banken und der Börse gemacht.

Schon bei der Ausarbeitung des Bankgesetzes von 1924, das Schacht zusammen mit dem Engländer Sir Robert Kindersley entwarf, hat er in väterlicher Weise für seine „Aktionäre", für die Anteilseigner der Reichsbank, gesorgt. Obwohl die auf tausend Mark lautenden Anteile der Havensteinschen Reichsbank gegen Ende der Inflation nur noch mit 12 Goldmark bewertet wurden, gab Schacht für zwei alte Anteile einen neuen Reichsbankanteil aus. Während die Inhaber von Reichsbanktausendern, gleichviel ob sie grün oder rot gestempelt waren, nicht einen Pfennig erhielten, konnten die Anteilseigner der alten Reichsbank für ihre entwerteten 1000-Mark-Anteilscheine sich neue Anteilscheine über 500 Reichsmark abholen. Dafür, daß die neuen Reichsbankanteile ihren Wert behielten, sorgten schon die Reparationsgläubiger, denn ausländische Kapitalisten wollten sich an der Kapitalbeschaffung für die neue Reichsbank beteiligen. Die Reparationsgläubiger überfütterten förmlich die neuen Anteilseigner mit Dividendengarantien und Gewinnchancen. Schacht, der damals im Konkurrenzkampf gegen Helfferich in der demokratischen Periode seines Lebens stand, hatte alle Mühe, die hanebüchensten Forderungen der ausländischen Bankiers ein bißchen zu reduzieren und dem Reich wenigstens ein gewisses Entgelt für das Notenprivileg zu sichern. Nicht nur in seinem Buch über ‚Die Stabilisierung der Mark', sondern auch in dem offiziösen Kommentar zum Bankgesetz rühmt sich Schacht mit Recht dieser Tat und sagt über die bisherige Gewinnverteilung ausdrücklich: „Damit ist einerseits eine sehr angemessene Verzinsung der Reichsbankanteile ermöglicht, andrerseits aber einer unangemessenen Dividendensteigerung auf Kosten der Allgemeinheit vorgebeugt."

Allein die Reichsbank machte vorzügliche Geschäfte, und das Volk der Behrenstraße und der Burgstraße murrte. Die Dividende genügte ihm nicht, es wollte auf Kosten der Allgemeinheit mehr haben. Und siehe da, es ereignete sich ein Wunder. Während Schacht sonst ein harter Landvogt ist und auf das Murren des Volkes nicht viel gibt, erhörte er die Klagen, die aus der Behrenstraße und aus der Burgstraße kamen. Er ließ sich davon überzeugen, daß die bisherige Dividende von 12 Prozent keine sehr angemessene Verzinsung sei. Er schenkte den jetzigen Anteilseignern Gratisanteile der Reichsbank und der benachbarten Golddiskontbank und gewährleistete so den bisherigen Anteilseignern 17½ Prozent.

Schon vor Monaten, als Schacht seinen Entwurf zum neuen Bankstatut den Reparationsgläubigern in Paris vorlegen ließ, erzählten sich die Eingeweihten, daß man nach der neuen Regelung mit einem Kurs von 310 Prozent für Reichsbankanteile rechnen könnte. Die Börse aber war noch skeptisch. Sie glaubte nicht recht daran, daß Schacht soweit von den Grundsätzen abweichen würde, die er selbst in seinem Kommentar zum Bankgesetz aufgestellt hat. Dann rochen aber doch die Spekulanten den Braten, und sprunghaft gingen die Kurse in die Höhe. Als das Urteil verkündet wurde, hielt der Börsenkurs bereits bei 315. Die alten Anteilbesitzer erhielten also für dasselbe Papier, das am Ende der Inflation noch 12 Goldmark wert war, und das Schacht ihnen für 500 Reichsmark abgenommen hatte, über 1500 Mark. Selbst gegenüber den höchsten Kursen, die man vor dem Kriege für Reichsbankanteile zahlte, war es eine Aufwertung um volle 100 Prozent. Weiß Gott, es ist, wie der Reichsbankpräsident sich jetzt ausdrückte, „eine faire Lösung". Nur geht diese Lösung etwas heftig auf Kosten der Allgemeinheit. Während vor dem Kriege das Reich aus den Erträgen der Reichsbank im Jahre 35 Millionen bekam und die Anteilseigner 15 Millionen, soll das Reich künftig 28 Millionen Mark erhalten, und die Anteilseigner über 20 Millionen Mark aus der Reichsbank und ihrer Dependance, der Golddiskontbank.

Wer aber sind die glücklichen Gewinner? Es sind, neben ein paar Gelegenheitsspekulanten, die Großbanken und die großen Privatbankiers, denen von jeher die Mehrheit der Reichsbankanteile gehörte. Es sind, und auch das ist nicht unwichtig zu wissen, dieselben Kreise, die den Generalrat der Reichsbank bilden und, wie bisher, so auch künftig den Reichsbankpräsidenten zu wählen haben, die allein den Präsidenten abberufen können, sein Gehalt und seine Pension festsetzen.

Steuergleichheit

Der Reichsfinanzminister Moldenhauer hat, nach mehreren dunklen Vorankündigungen, den Vorhang für die kommende Spielzeit gelüftet, und auf der Bühne steht eine traurige Gestalt. Der Haushalt für 1930 schließt, wenn man sich mit den bisherigen Einnahmequellen begnügen wollte, trotz dem Youngplan mit einem argen Defizit ab. Um den Etat zu balanzieren, werden an 400 Millionen Mark neue Steuern nötig sein. Das Publikum, dem die patentierten Steuersenker den Kopf verdreht hatten, sitzt betroffen da und trägt sein Schicksal mit Würde. Nur einige Spaßvögel glauben noch etwas zum Besten geben zu müssen und empfehlen, weil das Reich offenbar noch zu wenig Schulden auf dem Halse hat, die Steuern in Form einer Zwangsanleihe zu erheben. Dann kann man sozusagen gleichzeitig die Steuern senken und erhöhen. Und wenn auch nicht das, so kommt doch der Humor zu seinem Rechte. Daß es ohne Steuererhöhungen nicht abgehen würde, war jedem klar, der die Monatsausweise der Reichskasse ohne Verschönerungsbrille las. Das Steuersenkungsprogramm der Regierung war eine Farce, an der nicht nur die Schuld sind, die es verfertigt haben, sondern mehr

noch die, die diesen üblen Silvesterscherz provoziert haben. Daß das Reich sich von dem fortwährenden Ultimo-Pump der Hilferdingzeit freimachen will, ist nur in der Ordnung. Aber das Steuerprogramm Hilferdings für 1929 hielt sich noch in erträglichen Proportionen. 255 Millionen sollten aus Bier- und Branntweinsteuern aufgebracht werden, 125 Millionen durch Erbschafts- und Vermögensteuer. Vermögens- und Verbrauchsabgaben hielten einander halbwegs die Wage. Doch als der Reichstag törichterweise dazwischen fuhr, blieb von den direkten Steuern nur ein schmaler Rest von 40 Millionen übrig, der durch einen einmaligen Zuschlag zur Vermögensteuer einkommen sollte. Den Rest wollte man vom Konsum, vom Branntwein, vom Tabak und aus einer Erhöhung der Postabgabe beschaffen.

Nach einem weitern Jahr Großer Koalition sind die direkten Steuern völlig tabu geworden. Der Volksparteiler Moldenhauer macht gar keine Anstalten mehr, auch den Besitz zur Deckung des Defizits heranzuziehen. Die fehlenden 400 Millionen sollen ausschließlich den Verbrauchern aufgeladen werden: den Biertrinkern, aber auch den Tee- und Kaffeetrinkern und, da man es damit allein nicht schaffen wird, der gesamten Bevölkerung durch Erhöhung der Umsatzsteuer. Alle Gründe der Vernunft, die man unter Reinholds Regime gegen die Umsatzsteuer ins Feld führte, sind verflogen. Eine viertelprozentige Umsatzsteuererhöhung bedeutet ja nur das Drei- und Vierfache für die Preise, eine kaum einprozentige Kürzung des Reallohns; was ist das schon.

Da sich eine Regierung, die zur Hälfte aus Gewerkschaftern besteht, so leicht auf das Gleis der Konsumsteuern schieben läßt, braucht man sich nicht zu wundern, daß das Großkapital schon einen Schritt weiter ist. Unter den Bankleuten wird jetzt ein famoser Plan zur Beseitigung der Reparationslasten propagiert. Der Widerstand gegen die Reparationszahlungen, müssen Sie wissen, ist nur deshalb im deutschen Volk so gering, weil die Arbeiterbevölkerung nicht merkt, wieviel wir an den Feindbund zu zahlen haben. Um den Arbeitern die Augen zu öffnen, sollte man deshalb die Reparationen aus dem allgemeinen Etat herausnehmen und mittels einer Kopfsteuer gesondert aufbringen. Pro Kopf, Mann, Weib und Kind, Generaldirektor und Portier, 30 Mark im Jahr. Dann würden sichs die Arbeiter schon nicht lange gefallen lassen, daß die deutschen Milliarden ins Ausland rollen.

Das Plänchen stammt, wohlgemerkt, nicht etwa aus Buch oder Herzberge, sondern aus dem berliner Bankenviertel, von einem erstklassigen Wirtschaftsführer, von einem Mann, vor dem die Burgstraße in Ehrfurcht erstirbt. So siehts heute in den Hirnen unsrer Finanzheroen aus, nachdem die theoretischen Volkswirte ihnen klar gemacht haben, daß es nicht so genau darauf ankommt, wer die Steuern zahlt, wenn nur das Kapital geschont wird.

Die Egalisierung der Steuern ist auf dem Marsche. Aber wenn man sie zu rasch marschieren läßt, könnte es sich eines Tages ereignen, daß die Massen auf die Idee kommen, nach russischem Vorbild, auch die Einkommen zu egalisieren.

Bemerkungen

Piscator-Tournee

Er grollt einem undankbaren Berlin, das ihn längst vergessen hat. Und es ist ihm kein Trost, daß er als staatlich anerkannter Lehrstoff in den literarhistorischen Seminaren der bessern Universitäten abgehandelt wird. So ist er denn in die graue deutsche Provinz gezogen und spielt dort dem unbekannten deutschen Bürger erregendes Theater vor. Zieht er in ein Städtlein ein, so erscheinen zunächst an den Plakatsäulen Mitteilungen an eine geehrte Bürgerschaft, daß die jeweilige Volksbühne oder eine andre als liberal verdächtige Organisation das große Volksstück „Frauen in Not" — verfaßt von Carl Credé — zur Aufführung bringen werde. Darunter steht dann noch in viel kleinerer Schrift „Regie Erwin Piscator, Bühnenbild Traugott Müller". Und noch tiefer darunter: Städtische Lustbarkeitssteuer bezahlt. Der Magistrat.

Am Abend aber lesen die Abonnenten in ihrem Generalanzeiger ein flammendes patriotisches Inserat gegen die Piscatorbühne, „die auch noch die letzten Begriffe von deutscher Sittlichkeit restlos vernichtet. Die in raffinierter Weise ... eine völlige Vernichtung der höchsten germanischen Reinheit bezweckt und damit unserm Volke einen seelischen Schaden bringt, der es in den Abgrund führen muß." Die Unkosten für diese nationale Reklame tragen unter andern der Deutsche Hausfrauenbund, die Jungmädchen-Gruppe Rotes Hakenkreuz, der Stahlhelm, die Deutschen christlichen Studentinnen, die Deutsche Volkspartei und die Kolonial-, Grenz- und Auslandsdeutschen.

Zur Aufführung erscheint dann alles, was Beine hat und die Eintrittspreise bis zum Höchstbetrag von 1,50 Mark bezahlen kann. Man spielt in Gewerkschaftshäusern, in leihweise überlassenen Operettentheatern, in überdachten Biergärten. Und man spielt vor dem besten Publikum der Welt — nämlich einem, das für sein Geld möglichst viel und möglichst handfestes Theater sehen will. Das geschieht denn auch: Diese populärwissenschaftliche Abhandlung des weiland praktischen Arztes Carl Credé über den § 218 findet handgreifliches Verständnis und unbedingte Zustimmung.

Das Wunder geschieht: Piscator hat keine Maschinen mehr sondern nur Menschen. Und ist wirksam, ohne durch Regieleistung eigentlichen Anspruch darauf erheben zu können. Es ist kein Zufall, daß die kleinen Kunstkniffe, wie die Dialoge aus dem Publikum hinauf zur Bühne, ganz unwirksam bleiben. Im Gegenteil nur ein Publikum stören, das im Theater genau so andächtig und still dasitzt wie früher bei der Kontrollversammlung. Daß Piscator und seine Regie für diese Leute im eigentlichen Sinne nicht existiert, schon weil sie gar keine Vergleichsmöglichkeiten haben, zwingt ihn zum unmittelbaren Herangehen an ein mißtrauisches, fremdes und durchaus nicht zu Vorschußlorbeeren bereites Publikum. So wirkt denn das Stück durch sich selbst, durch seine krassen peinlichen Tatsachen. In den Ärztlichen Mitteilungen für Niedersachsen verschreibt der Syndikus der hannoverschen Ärztekammer seinen netto fünftausend Kollegen folgendes Rezept über die Piscatorbühne: „Ein zweifellos dramatisches Tendenzstück. Wenn aber nur ein Zehntel von dem, was auf der Bühne gezeigt wird, der Wirklichkeit entspricht, so ist der § 218 mehr als überfällig. Das Stück wurde am Bußtag mehr als dreimal mit großem Erfolg im Deutschen Theater gegeben. In der Nachmittagsvorstellung, die ich besuchte, sah ich nur drei Kollegen. Mir bekannte Richter oder Geistliche habe ich nicht bemerkt. Aber ich bedaure jeden Arzt, Richter oder Geistlichen, der dieses Stück nicht

gesehen hat. Mit der ablehnenden Stellungnahme des Deutschen Ärztetages ist es für uns nicht getan. So rufe ich Euch zu, deutsche Ärzte, beschäftigt euch erneut mit dieser Frage." Lieber Erwin Piscator, eine schönere Kritik ist niemals über Sie geschrieben worden!

Die Schauspieler dieser Piscatorbühne sind wackere Mimen aus jenem deutschen Theatersibirien, dem niemals eine Stargagensonne lacht. Ihre einzige Genugtuung sind die gelegentlichen „Sehr richtig"-Zwischenrufe und das Bewußtsein, für eine sogenannte gute Sache zu spielen. Es fehlt hierbei keineswegs an der Romantik der ewigen Wanderbühne; an jedem Abend ist Kassensturz. Und die vertragliche Mindestgage wird nur selten überstiegen. Aber das gibt ihnen größere Sicherheit ihrem Regisseur gegenüber. Um so mehr, als er selber auch nur ein ziemlich mittelmäßiges Honorar empfängt. Und sein Manager hat früher eine Operette geleitet. Sowas macht selbst einen Piscator tolerant.

Das Erstaunlichste und das Überzeugende an diesen guten volkstümlichen Vorführungen: man singt nicht einmal mehr zum Abschluß die Internationale. Es fehlen auch die roten Hundertschaften auf der Galerie und die gesellschaftsfähigen Smokings im Parkett. In diesem neuen Piscatortheater sitzen ganz einfach kleine unbekannte Gehaltsempfänger jeden Grades — also das, was, volkswirtschaftlich gesehen, heute der deutsche Durchschnittsmensch ist. Für diese Leute spielt Piscator, und er überzeugt sie.

Hans Wesemann

Professor Bernhardi

Da schaut's her! Der Professor Bernhardi aus Wien! Nach achtzehn Jahren noch bühnenfähig, noch berlinfähig und kaum gealtert. Da muß man schon fragen: Was benutzen Sie? Denn mit rechten Dingen geht so etwas doch nicht zu. Ein Stück, das, achtzehn Jahre alt, heute in Berlin noch möglich ist, muß schier unsterblich sein. Wen würde das Rezept nicht interessieren?

Das Geheimnis der Unsterblichkeit alter Dichtungen liegt nachweisbar in ihrer endlosen Mißverständlichkeit. Nämlich: das Irrationale in solchen Werken, das Musikalische gleichsam, ist es, wohin jede Generation ihre veränderten Gefühle und Ideen immer wieder hineindeuten kann. Nur vom Unausgesprochenen kann man im Wandel der Zeiten immer wieder angesprochen werden.

Das gilt aber nicht für Professor Bernhardi. Denn dieses Konversationsstück, in dem nur fünfzehn Minuten lang etwas geschieht (Bernhardi hält den Pfarrer von einer ahnungslosen Sterbenden fern, um sie nicht zu erschrecken) und dann zwei Stunden lang auf der Bühne über diesen Fall und rundherum geredet wird — dieses geheimnisloseste, unmusikalischste Werk des so musikalischen Schnitzler besteht von vorn bis hinten aus lauter Doktrinen, Sen-

tenzen und „Wahrheiten", also aus dem Vergänglichsten, was es gibt. Überdies ist es ein Zeittendenzstück, und das kann ja von vornherein nur die eine ehrliche Absicht, kann nur den einen wirklichen Erfolg haben: — sobald wie möglich gegenstandslos zu werden. Was denn hat diese leicht verderbliche Ware so lange konserviert?

Diesmal, trotz Schnitzler, nicht die Kunst. Man würde dem Dichter Unrecht tun, wenn man dieses Stück nicht mit seinem eigenen Maßstab messen und nicht sagen würde, daß es ohne Bau, ohne szenische Vision ist, eine schlampige Folge von Diskussionen. Freilich, ein Dichter wie Schnitzler kann gar nicht anders als „lebendig" sprechen lassen. Doch das allein hätte nicht genügt, um dieses Stück über Zeit zu halten. Ist es am Ende doch die, sonst so schnell vergängliche Tendenz?

Tendenzen sind vergänglich, Absichten ändern sich nach den jeweiligen Aufgaben, die die Zeit stellt. Aber — die Wurschtigkeit bleibt sich ähnlich, wie verschieden auch die Probleme sein mögen, denen sie ausweicht. Keine Gültigkeit besteht. Nur eben die Gleich-Gültigkeit bleibt sich gleich. Kämpfe und Waffen sind variabel, das Achselzucken aber ist eine ewige Gebärde.

Des Rätsels Lösung also: das bürgerliche Publikum von heute bringt diesem alten Tendenzstück darum so viel Verständnis entgegen, weil es eigentlich nur eine Tendenz hat, die, daß man keine haben soll. Man möge aus seinen Einsichten und Überzeugungen keine praktischen, also politischen, Konsequenzen ziehn. Recht haben ist Privatsache, und Wahrheiten behält man am besten für sich. Bernhardi ist nur zu seinem Privatvergnügen anständig, weil er es eben nicht lassen kann. Er will nichts weiter als seine Ruhe. Er hat gar keine Prinzipien. Im Schlußwort heißt es, daß einer, der auch nur soweit wie Bernhardi für seine Überzeugung eintrete, „ein Viech" sei. Ohne Erwiderung, bleibt das die Schlußtendenz. Sie hat achtzehn Jahre überdauert und ist einleuchtend geblieben wie am ersten Tag. Aber welchem Publikum?

Denn wir wollen doch einen Unterschied machen zwischen dem alten Schnitzler und seinem neuen Publikum. Wenn der Dichter des Anatol vor achtzehn Jahren schon der Ansicht gewesen ist, es lohne sich nicht, gegen einzelne „Mißstände", Einrichtungen und Paragraphen zu eifern, weil diese lokal gar nicht zu bekämpfen seien, so war seine Resignation bereits 1912 aufgeklärter und fortschrittlicher als die Detaillistenpolitik so mancher heutiger Tendenzdramatiker. Wenn der Dichter des Anatol vor achtzehn Jahren noch nicht klar gesehen hat, warum der lokale Kampf gegen einzelne Mißstände sich nicht lohnt, wenn er noch nicht wußte, daß die Klassenherrschaft die Ursache und Wurzel aber dabei doch kein ewiges Naturgesetz ist, wenn er damals noch nicht wußte, daß es einen Klassenkampf gibt, der sich lohnt, so war seine Resignation damals nicht Dummheit oder feiges Wegschauen. Damals war das Wissen um diese Dinge noch nicht so allgemein, also nicht so verpflichtend.

Anders verhält es sich mit dem Publikum, dem das Stück heute noch gut gefällt. Es hat Zeiten gegeben, wo das Desinteressement, das „Nichtteilnehmen", die innere passive Resistenz der einzigmögliche Protest, also eine revolutionäre Gebärde war. Es gab eine Zeit, wo der resignierte Pessimismus eines Professor Bernhardi revolutionär wirken konnte. Diese Zeit ist längst vorbei. Wenn trotzdem noch ein Publikum dafür da ist, so ist nicht dieses Stück daran schuld. Was beweist es? Nicht daß Schnitzlers Bernhardi jung geblieben sondern daß sein Publikum alt geworden ist.

Béla Balázs

Strawinsky und Pfitzner

Diesmal hat Strawinsky nicht das Publikum der braven Bürger sondern seine Propheten

vor den Kopf gestoßen. Nicht zum ersten Mal; von je schien all sein Futurismus bereit, in sein je-m'en-fout-uristisches Gegenteil umzuschlagen. Aber sie lassen sich nicht verwirren, die professionellen Schrittmacher der neuen Zeit, sie diktieren den Kurs, weil sie jeden mitmachen; pünktlich haben sie entdeckt, daß mit Strawinskys „Kuß der Fee" für die Musik eine neue Aera der Romantik ausgebrochen sei. Der Romantik, unter deren Namen sich eben noch summarisch alles verachten und beschimpfen ließ, was nicht von heute war. Eine neue Aera, es ist höchste Zeit in der Tat; höchste Zeit, das Vacuum zu füllen, das vom Konkurs der „Neuen Musik" zurückgeblieben ist. Wer spricht heute noch von „Atonalität"? Daß sie sanft verschieden ist und vermutlich nie existiert hat, haben nur ihre wütendsten Gegner noch nicht gemerkt; ihre Propagandisten haben sich zur rechten Zeit gedrückt. Nun also: tonale Feenromantik; so hilft eine Verlegenheit aus der andern. Fatal bleibt es allerdings, daß es just der schlimme Tschaikowsky sein mußte, dieser Letzte der Verachteten, von dem hier Strawinsky sich hat befruchten lassen. (Wie in „Pulcinella" von Pergolese.) Doch auch darauf hätten sie gefaßt sein müssen. „A la mémoire de Pouchkine, Glinka et Tschaikovsky", stand schon auf der ersten Partiturseite seiner Oper „Mavra", die 1922 zuerst in Paris gegeben wurde, zur selben Zeit etwa, als um das alte „Sacre du printemps" und den ältern „Petruschka" in der berliner Philharmonie die blutigsten Kämpfe tobten. Dieser Strawinsky, der schon wieder bei Tschaikowsky ist, während sie bei uns noch unentwegt das Saxophon entdecken, ist halt im Boden seiner Heimat verwurzelt, dagegen kann man nichts machen.

Ein bißchen komisch, trotz allem, ihre Vorstellung, aus der Romantik lasse sich etwas wie Aktualität herausschlagen. Romantisch sein, bedeutete von je Abkehr vom Getriebe der Welt, Abwendung vom Tag. Romantisch sein, heißt zum Beispiel: sein wie Pfitzner. Sein —, nicht nur: komponieren wie Pfitzner. Zwischen dem „Kuß der Fee', den Klemperer in der Republikoper als Konzertnummer herausgebracht und drei Tage darauf Strawinsky für die Rundfunkhörer im Schwechtensaal dirigiert hat — dazu den um ein Jahr frühern „Apollon Musagète", in dem, nach „Oedipus rex", schon die Rückwendung zum neunzehnten Jahrhundert angekündigt ist —, zwischen den beiden Strawinskyabenden gab es in der Lindenoper (unter Schillings) eine Neueinstudierung von „Palestrina". Man weiß: das Bekenntniswerk des schaffenden, in Not und Qual schaffenden, Künstlers. Man weiß: das Hohelied von der großen Vergangenheit; vom Gewordenen und Gewesenen, von der Vergangenheit, die als „Geschichte" den Werdenden mahnt und alle Kommenden anklagt. „Nun haben Dilettanten in Florenz aus heid-

nischen, antiken Schriften sich Theorieen künstlich ausgedacht; nach denen wird fortan Musik gemacht". Nach der „Neuen Musik", die es damals noch nicht gab, zielte Pfitzners prophetische Abwehr. Vorbei. An dem Tempo gemessen, in dem sie heute Zeitgeschichte machen, besteht „Palestrina" als Ewigkeitswerk und -wert. Wobei freilich knapp gerechnet eine halbe Ewigkeit vom ersten Akt ausgefüllt wird, — bis endlich von Gnaden des Himmels das hohe Werk vollendet, die hohe Messe komponiert ist — aber nicht von Pfitzner. Ach nein, Zeugnis strömender Potenz ist auch diese groß und mit heiligem Ernst gewollte „Musikalische Legende" nicht geworden. Ihrer froh zu werden, ist keine leichte Sache, und es soll und darf keine sein. Das eben ist des Werks und seines Schöpfers eigentliche und tiefste Tragik: daß er alles Entgegenkommen an die Menschen scheut, denen er doch durch jenes nahekommen will; daß er, ewig gegenwartsfeindlich, nicht müde wird, mit der Gegenwart zu hadern, wenn sie von ihm nichts wissen will. Das heißt wahrlich, ein Beispiel von Romantik und Romantikerschicksal geben.

Romantik und Romantik, es gibt immerhin Unterschiede. Nicht alles, was heute mit dem Etikett „Romantisch" versehen wird, wäre früher so genannt worden. Unmöglich, Wagner und Brahms, solange sie Antipoden waren, auf solch gemeinsame Formel zu bringen. Man war wohl ein bißchen eigenbrödlerisch damals. Aber wir leben im Zeitalter der Rationalisierung und Standardisierung, der Dachgesellschaften und Reichsverbände; und zum Überfluß, unter der Diktatur der Schlagworte. Aus der Distanz von Marsbewohnern betrachtet, mögen Pfitzner und Tschaikowsky sich zum Verwechseln ähnlich sehen. Einstweilen ist „Palestrina" nicht in Gefahr, hat Pfitzner keine Chance, „aktuell" zu werden, — nur weil Strawinsky für das Kombinations- und Bewegungsspiel seiner neuen Ballettmusik die melodische Substanz von Tschaikowsky entlehnt hat. „Wär' er ein so melodiöser Musiker, wie er ein geistreicher, er wäre der Mann der Zeit", hat Schumann nach dem „Tannhäuser" von Wagner gesagt. Strawinsky wäre es — auch ohne die Melodien seines großen Volksgenossen; und auch ohne den Verlegenheitsversuch, die Romantik zu rehabilitieren und zu aktualisieren, zu dem er wie sie mißbraucht wird.

Klaus Pringsheim

Neue Herzlichkeit

Wir stehn vor einer neuen
Periode.
Die Sachlichkeit verliert an
Sympathie,
Die kalte Schnauze kommt schon
aus der Mode.
Zurück zur Seele, Herz ist dernier
cri!

Der Schmerz darf einen wieder
übermannen,
Am Jüngling sucht die Jungfrau
wieder Halt,
Das Unterleibchen wird sich nach
und nach entspannen,
Und nur des Kriegers Faust
bleibt noch geballt.

Und da wir grade von den Kriegern
reden:
Die Reichswehr macht uns wieder
neue Lust,
Man gibt es auf, sie zu befehden —
Es wird wie einst im Mai —
und dann wie im August.

Werner Finck

Antworten

Arthur Eloesser. Sie schreiben zu dem Artikel „Plagiatsgeschrei" in Nr. 5: „Lieber C. v. O.! Sie schreiben: ‚denn auf der einen Seite steht eine große Zeitung, auf der andern ein einzelner Schriftsteller, der den schönen Vorzug des unabhängigen Schriftstellers genießt, allein zu stehn, wenn es für ihn ums Ganze geht.' Gestatten Sie dazu dem frühern Direktor des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller folgende Bemerkung. Es ist Schuld des Schriftstellers, wenn er heute noch allein steht. Ich habe als Leiter des Schutzverbandes Veranlassung gehabt, die Interessen von Schriftstellern, die unter diesem Schutz nicht mehr ‚einzeln' waren, auch gegen das von Ihnen genannte ‚B. T.' zu vertreten. Ich habe die angenehme Erinnerung, daß die gegnerische Partei der Einsetzung eines Schiedsgerichts in allen Fällen zustimmte, daß sie sich dem Urteil des Schiedsgerichts, mit allen Folgen, vorbehaltlos unterworfen hat. Man nennt das wohl paritätisch. Der Schriftsteller kann diesen Zustand herbeiführen mit einem geringen und selbstverständlichen Opfer, das er bei Zeiten der Ganzheit des Standes bringt."

Martin Kessel. Sie schreiben: „In dem an sich dankenswerten Aufsatz von Eggebrecht über Stendhal findet sich wieder einmal, wie übrigens in vielen Aufsätzen und Lamentationen, jener bekannte Hinweis auf ‚unsre jungen Erzähler', diese Gattung, die scheinbar nur im Plural aufzutreten imstande ist und der stets gern das vorgeworfen wird, was sie alles sein könnte, wenn. Diesmal scheut sie sich vor einer Auseinandersetzung mit Stendhal. Ich will hier nicht en masse das Gegenteil behaupten, obwohl ich zu bedenken gebe, daß nicht jede Auseinandersetzung, zumal eine solche produktiver Menschen, durch die Blätter rauschen muß, feststellen möchte ich aber immerhin, daß jeder der drei, vier jungen Schriftsteller, die ich kenne, alles, was von Stendhal kommt, selbst das Affektierte, mit einer Leidenschaft und Neugier liebt, ja entschuldigt, wie selten etwas in der Literatur überhaupt. Ich erlaube mir daher auf die Gefahr aufmerksam zu machen, in die sich ein Kritiker begibt, wenn er im Hinblick auf Zeitgenossen oder auf fette Programme, die sowieso durch nichts gerechtfertigt sind als dadurch, daß sie angezweifelt werden, mit Verallgemeinerungen handelt. Freilich, an Stendhal gemessen ist Kesten nur ein Manierist, Roth allenfalls ein Bourget, Leonhard Frank ein harmloser Belletrist; das sollte, wer in seinem Namen spricht, nicht vergessen, denn für jene sind die Leser Stendhals eine Gefahr. Einen höchstens wüßte ich, der einen Vergleich aushielte, und ich bin stolz genug, die Priorität dieses Hinweises für mich zu beanspruchen: ich meine Wedekind. Dieser, richtig verstanden, in der Konstellation seiner Eigenschaften und Illusionen nämlich (siehe den ‚Marquis von Keith') birgt nahezu sämtliche Elemente Stendhals in sich: das Glück, die Chance, die Clownerie, wenn hier auch deutscher, fragwürdiger, grauenvoller, das Spiel mit der eignen Gestalt, der eignen Intimität, das maskierte Bekenntnis, das Schauspielertum bis in den entlarvenden Effekt, und schließlich eine Diktion der Sprache, die auf einem, wie ich glaube, zivilisatorisch-städtischen Grund ruht, auf Leidenschaft und Intelligenz, auf Pathos und Ironie. Immer wieder findet man bei Beiden ein Pathos der Enttäuschung. Daß er wenig gelesen wird, Stendhal, was ich sogar bezweifle —, denn die ihn verdienen, lesen ihn, und die ihn nicht verdienen, geht er nichts an —: seid froh darüber! Es bleibt ihm das Schicksal Dostojewskis erspart, je die Koketterie des Kurfürstendamms zu sein. Welch herrliche Energie mag in ihm herumspuken, daß er auf alle Zeiten gefeit ist gegen jegliche Trivialisierung! Große Ideen selbst müssen sich ge-

fallen lassen, doof zu sein, um mundgerecht zu werden, — Stendhal verzichtet. To the happy few! war seine Devise, und für ihn gab es niemals die Auflage sondern nur den Leser, den Leser in hundert Jahren. Was hätte wohl Stendhal getan in anbetracht der Enttäuschung Eggebrechts, den ‚Lucien Leuwen' nie als best-seller zu sehn? Ich nehme an, er hätte Gesichter geschnitten, was er bekanntlich gern tat."

Kritiker. Lesen Sie die Abendausgabe des ‚B. T.' vom 5. Februar! Dort setzt Herr Fritz Engel die Campagne gegen Ernst Bloch fort, indem er die beiden Stücke — das von Fanta und das von Bloch — „konfrontiert", wie er es nennt. Denn es ist gut, wenn man in einer Plagiatsaffäre möglichst frühzeitig mit den dokumentarischen Belegen für die Bezichtigung herausrückt. Herr Engel jedoch hat es vorgezogen, zunächst anzuklagen und die Beweise für später zu versprechen. Das ist ein sehr empfehlenswertes Verfahren: von solchen Anklagen bleibt immer etwas hängen, und außerdem waren in diesem Fall die Beweise der schwächste Punkt. Aber es war eine sehr schöne Anklage, gleichsam eine Anklage l'art pour l'art. Wie wenig Inhalt sie im Gegensatz zu ihrem vorteilhaften Äußern hatte, belegt der Abdruck der beiden Stücke aufs glücklichste. Übrigens leistet sich Herr Engel bei der Auftischung seiner Beweisstücke eine kleine aber nicht unwichtige Verschiebung. Er übergibt nämlich die Skizze von Fanta in der Form: „Excentrik von Theodor Fanta (Bohdan)." Das stimmt nicht. Von Theodor Fanta war überhaupt nicht die Rede; die Skizze war unterzeichnet mit „Bohdan", und zwar stand dieser Name am Ende und nicht darüber. Wie denn das ganze Stück überhaupt nicht im Feuilleton stand sondern überm Strich, von zwei Gerichtsberichten gefolgt. Nichts spricht gegen Ernst Blochs Behauptung, er wäre der Meinung gewesen, es habe sich um eine in Interviewform gekleidete Lokalreportage gehandelt. Herr Engel hat Blochs Erklärung nicht gebracht, wohl aber, höflich gesagt, eine unerlaubte Korrektur eines Beweisstückes vorgenommen. Herr Engel verliert auch keine Silbe an Blochs schlagendes Argument, daß ein Plagiator, der einen Bericht aus einem berliner Blatt zwei Tage nach Erscheinen an ein andres schickt, noch erfunden werden muß.

Dresdner Weltbühnenleser. Diskussionsabend am Mittwoch, dem 12. Februar, abends 8 Uhr, Parkstraße 6.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

**Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.**

Rotkoller von Carl v. Ossietzky

Durch die meisten europäischen Länder geht zurzeit wieder eine Kommunistenjagd, wie sie seit Jahren nicht erlebt wurde. Die große Presse kolportiert Blutmysterien aus den Souterrains russischer Botschaftsgebäude, die pariser Polizei sucht einen wahrscheinlich vor seinen Gläubigern entwichenen Emigrantengeneral in Berlin, überhaupt sind alle Polizeien der Welt entfesselt, die Spitzel haben große Zeit, und sogar der Heilige Vater erhebt verwünschend die Hände gegen Moskau. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Sowjetregierer sich augenblicklich nicht klug verhalten und der Hysterie ihrer Gegner wertvolle Tips in die Hände spielen. Rußland, in der Durchführung seiner neuen Planwirtschaft begriffen, macht schwere Zeiten durch, hat im Innern genug zu tun und ist schon darum weniger angriffslustig als je. Man kann es deshalb als keinen besonders gelungenen Einfall bezeichnen, grade in einer solchen Periode der äußersten Schonungsbedürftigkeit den neuen Kurs nicht durch die formgewandte Diplomatie sondern durch die Sensenmänner der Komintern redend und handelnd vertreten zu lassen. Gewiß lebt der einzige sozialistische Staat der Welt in einer nicht geringen Gefährdung, aber dauernd den imperialistischen Krieg des ganzen kapitalistischen Universums an die Wand zu malen, das ist ein nicht unbedenkliches Spiel, weil es die Köpfe abstumpft, die an sich berechtigte Warnung zur leeren Phrase heruntersetzt und den Blick für akutere Gefahren verschleiert. Es steht auch heute nicht mehr, wie noch vor ein paar Jahren, Ost gegen West, inzwischen hat sich der fascistische Mächteblock unter italienischer Führung dazwischengeschoben, dessen Spitze scharf gegen Frankreich gerichtet ist. Daß sich innen- und außenpolitische Inhalte der Staaten nicht immer decken, ist nicht neu, aber nicht oft wird die zwangsläufige Gruppierung so absurd wie in diesem Fall sein, wo Rot und Weiß in eine Reihe treten müssen. Jetzt hat Mussolini auch Oesterreich gewonnen, ein kleines Land, aber doch die Brücke nach Ungarn. Der fascistische Block rundet sich, und man kann ruhig mit der Uhr in der Hand die Adresse an Deutschland erwarten.

So entspricht die wirkliche Kräftelagerung in der Welt keineswegs dem Bild, daß die Sprecher der Mächte davon entwerfen. Europa zittert in ungewisser Bangigkeit, es ist ein dunkles, kaum eingestandenes Gefühl, als stünde etwas ganz Schweres bevor. Unsicher ist alles, sicher nur die ungeheure Überlegenheit Amerikas. Europas Angstzustand entladet sich in nervösen Ausbrüchen. Es fühlt sich verkauft an amerikanische Bankiers, verraten an russische Proleten. Einstweilen hat man sich, weil es ungefährlicher ist, still geeinigt, den Russen die Urheberschaft jener geheimnisvollen Verschwörung zuzuschieben, die an der Krankheit Europas die Schuld tragen soll. Daß der Papst die roten Bilderstürmer ver-

wünscht, ist nicht unverständlich, aber warum die europäischen Demokraten dem Heiligen Vater bei der Verfluchung Gesellschaft leisten müssen, doch nicht recht erfindlich. Haben nicht die Fürsten der Reformation ebenso wie die französischen Jakobiner die Güter der sichtbaren Kirche an sich gerissen und die silbernen Monstranzen, Kelche und Apostelfiguren in harte Taler umgeschmolzen? Haben wir nicht in der Schule gelernt, daß das — soweit es wenigstens die Fürsten taten — Gott wohlgefällig und dem Evangelium dienlich war? Haben nicht noch die Urgroßväter der heutigen Liberalen das schöne Lied gesungen von der letzten Nonne, die am letzten Pfaffendarm hängt? Es ist kein Wunder, daß auch die Russen auf die Verrücktheiten der neuen Bolschewikenhetze jetzt ebenso grotesk reagieren, daß die Komintern ihren Sektionen erhöhte Tätigkeit anbefiehlt und daß im Lande selbst überall Geheimbünde ausgehoben und Konspirationen entdeckt werden, die wahrscheinlich auch nicht viel intelligenter ausgeheckt worden sind als die Magazingeschichte von der Entführung des Generals Kutiepow.

*

Alles das ist schon dagewesen und wird wieder verschwinden. Nur in Deutschland denkt man ernsthaft daran, den Rotkoller zu stabilisieren und in gesatztes Recht zu verwandeln. Der Reichsinnenminister Severing nennt sein Ausnahmegesetz gegen die Kommunistische Partei allzu anspruchsvoll Gesetz zum Schutze der Republik und zur Befriedung des politischen Lebens. Das ist — um die höflichste Erklärung zu wählen — eine grobe Selbsttäuschung. Denn dieses Gesetz enthält zum Schutz der Republik (gegen monarchistische Angriffe und Umtriebe doch, Herr Minister —?) nur ein paar Geringfügigkeiten und zur Befriedung des innern Lebens der Republik gar nichts. In seiner falschen Frontstellung, in seiner Einseitigkeit und Ungerechtigkeit aber wuchert es gradezu von Keimen künftiger Empörung, künftigen Aufruhrs. Wenn wir trotz der unsäglichen wirtschaftlichen Depression dieses Winters bisher von größern Unruhen verschont geblieben sind, so wird dies Gesetz zur Bedrohung der politischen Freiheit und zur dauernden Fernhaltung des innern Friedens in trauriger Weise vollenden, was nicht einmal dem Hunger gelang.

Schon das erste Republikschutzgesetz war keine reine Freude. Damals haben unabhängige Publizisten wie Friedrich Wilhelm Förster und Maximilian Harden, die selbst von völkischen Terroristen an Leib und Leben bedroht waren und rechtens zu den schutzbedürftigen Republikanern zählten, sich gegen das Gesetz verwahrt, es als unmoralisch und verfassungswidrig abgelehnt. Aber damals war es noch ganz als Abwehrmaßnahme gegen rechts gedacht. Es entstand ja unter dem niederschmetternden Eindruck des Rathenaumordes, es entsprang dem Bewußtsein eines Notstandes: es war das offenkundige Eingeständnis, daß die Regierung sich auf ihre Organe: Justiz, Militär, Polizei nicht verlassen könne und deshalb gezwungen sei, sich ein neues außerordentliches Instrument zu

schaffen. Es war also ein Ausnahmegesetz zur Verteidigung der Republik, und die Republik schien 1922 wirklich nur noch kurz befristet zu sein.

Die Unglückspropheten haben recht behalten. Das Gesetz hat seine Funktionen niemals erfüllt. Die Monarchisten haben seine Schärfe niemals wirklich zu spüren bekommen, leidtragend war allein die äußerste Linke. Auf Grund des berüchtigten § 7 Ziffer 4 erklärte der Staatsgerichtshof die Tendenzen der Kommunistischen Partei für hochverräterisch und eröffnete die Serie der Kommunistenprozesse, die ein so bedeutender Jurist wie der verstorbene Moritz Liepmann in Grund und Boden kritisiert hat. Als das Gesetz im vergangenen Sommer durch einen kleinen Revancheakt der Wirtschaftspartei ganz unerwartet in die Versenkung fiel, atmete man ringsum erleichtert auf. Denn die Judikatur des Staatsgerichtshofs war schon lange zu einer Quelle von Blamagen und Skandalen geworden. Die Ausführung des Gesetzes deckte sich nicht mehr mit seinem Inhalt, und die Gerichte selbst kümmerten sich nicht mehr um die Gründe, die zu seiner Schaffung geführt hatten. Das Gesetz wurde von der linksradikalen Arbeiterschaft als ein Instrument bürgerlichen Klassenkampfes empfunden. Denn so, genau so, wurde es ausgeübt. Es war zur Lüge geworden.

Das neue Gesetz bedeutet eine ernste Verschlimmerung, indem es jedem willkürlichen Auslegungsversuch die Möglichkeit gibt, alle verfassungsmäßigen Barrieren zu überspringen. Gefallen ist der sogenannte Kaiserparagraph — Wilhelm II. kann also ruhig nach Deutschland zurückkommen — es fehlt jede Handhabe, gegen einen der frühern Fürsten vorzugehen, der sich zum Mittelpunkt monarchistischer Umtriebe macht, es fehlt in diesem seltsamsten aller zum Schutze einer republikanischen Staatsform bestimmten Gesetze jede Bestimmung, die monarchistische Tendenzen und Propaganda und aggressiv zur Schau gestellte monarchistische Traditionen trifft und verhindert. Günstigstenfalls wird einmal ein erkennender Richter, der, sagen wir, das ‚Berliner Tageblatt' liest, auf Grund des Gesetzes auch ein paar nationalsozialistische Krawallbrüder einbuchten. Da aber die Mehrzahl unsrer Richter etwas weiter rechts hält, ein nicht zu ignorierender Teil davon, wie viele Provinzprozesse bewiesen haben, die Nationalsozialisten als eine auf dem Boden unerschütterlicher Legalität wandelnde Partei betrachtet, so wird nicht mal das häufig eintreten. In der Praxis wird jede einzelne Ziffer zu einer hartkantigen Waffe gegen kämpfende Arbeiterparteien werden, die nicht nur in die Politik sondern auch in den gewerkschaftlichen Alltag hineinschlagen wird, indem jeder Arbeiter daraufhin abgeurteilt werden kann, der bei irgend einer Lohnbewegung ein etwas zu populär gehaltenes Flugblatt verteilt. Das ist eben das Hinterhältige an diesem Gesetzentwurf, daß er abwechselnd mit den Begriffen „republikfeindlich" und „staatsfeindlich" operiert. Der Sozialist und Kommunist ist weder republik- noch staatsfeindlich, er tritt nur für eine andre Güterverteilung innerhalb des republikanischen Staates

ein, und das ist ganz gewiß nicht verboten — ob diese Forderung nun ein Einzelner erhebt oder ob sie eine Klasse zu ihrem vornehmsten Programmsatz erklärt. Soll aber der Emanzipationskampf der Besitzlosen allein für strafwürdig gelten, so führt das Gesetz einen falschen Namen. Dann hat es nichts mit Republikschutz zu tun und müßte von Rechts wegen „Gesetz zum Schutz des Geldsacks" heißen.

Wie Bismarck zur moralischen Infamierung seiner Gegner die Bezeichnung „Reichsfeind" prägte, worunter er schließlich alle verstand, die nicht seiner Meinung waren, so wird dies Gesetz unsre ohnehin enge und untolerante politische Existenz noch um den „Staatsfeind" bereichern. Und das soll der Befriedung dienen? Die Pestilenz ist das, Herr Minister, das alles vergiftende Stichwort, mit dem jeder lächerliche Denunziant jeden karrierefreudigen Staatsanwalt in Funktion setzen kann! Man möchte Ihnen, Herr Minister, einen Augenblick der Besinnung wünschen, wo sie fern von den Einflüsterungen reaktionärer Bureaukraten, ganz nüchtern erwägen, daß auch Ihre Herrschaft und die Ihrer Partei zeitlich begrenzt ist und daß jede kommende deutschnationale Regierung dieses Ausnahmegesetz gegen Sie und Ihre Freunde mit gleichem Fug anwenden kann, wie Sie es gegen Ihre linksradikalen Gegner anzuwenden bereit sind. Wer die Hetzgeister dieses Gesetzes auf Deutschland losläßt, der muß entweder seine Macht und die seiner Freunde für ewig halten, oder er läßt sich von dem zynischen Nihilismus leiten, daß morgen die Sintflut kommt und dann doch alles aus ist. Für dies ärmlich maskierte Kommunistengesetz gilt das Gleiche, was Wilhelm Liebknecht vor mehr als einem halben Jahrhundert den Machern des durch seine brutale Offenheit von dieser ängstlichen Kopie vorteilhaft unterschiedenen Sozialistengesetzes zurief: „Das Gesetz gegen die Sozialdemokratie ächtet die Freiheit, durchbricht alle Verfassungsrechte. Die Verantwortlichkeit dafür falle auf diejenigen, welche es bringen! Der Tag wird kommen, wo das deutsche Volk Rechenschaft fordern wird für dieses Attentat an seiner Wohlfahrt, an seiner Freiheit, an seiner Ehre!"

Die Presse im Weißen Hause von C. A. Bratter

Zwischen dem Staatssekretär Stimson, dem Führer der amerikanischen Abordnung zur londoner Flottenkonferenz, und den amerikanischen Korrespondenten ist ein offner Konflikt ausgebrochen. Stimson bevorzugt die offiziösen Depeschenagenturen zum Nachteil der unabhängigen Korrespondenten. Er versieht die Offiziösen mit Informationen, die er den Korrespondenten vorenthält. Er verschafft den Offiziösen Zutritt zu Sitzungen, von denen die Korrespondenten ausgeschlossen sind.

Man hört häufig und mit Recht laute Klage über den Mangel an Verständnis, über die Ungeschicklichkeit, die leitende Männer und Ämter in Deutschland bei der Behandlung der Presse durch Verkennung ihrer Nutzungsmöglichkeiten an den Tag legen. Es ist für uns ein magerer Trost, daß die Dinge

selbst in den Vereinigten Staaten nicht viel besser liegen. Denn der Fall Stimson steht in Amerika keineswegs vereinzelt da. Der Fall Stimson ist vielmehr — es klingt eigenartig — amerikanisches Traditionsergebnis.

Die Präsidenten der Vereinigten Staaten haben bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit keinen amtlichen und nur in vereinzelten Fällen außeramtlichen Verkehr mit Journalisten gepflogen. Noch Grover Cleveland, der sonst in der Auswahl seines Umgangs nicht als sonderlich exklusiv galt, lehnte es ab, Journalisten zu empfangen. McKinley, Roosevelt und Taft bevorzugten ganz kleine Gruppen journalistischer Vertrauensleute, denen sie Informationen über diese oder jene Regierungsmaßnahme gaben. Stellte es sich aber, nachdem die Journalisten die erwähnten Informationen in ihren Blättern verbreitet hatten, heraus, daß besagte Maßnahme von der Wählerschaft ungünstig aufgenommen wurde, so zögerte keiner dieser Präsidenten einen Augenblick, die nämlichen „Vertrauensleute" auf das schärfste zu desavouieren. Wilson war der erste Präsident, der sämtliche washingtoner Korrespondenten regelmäßig an bestimmten Wochentagen empfing. Als der Eintritt Amerikas in den Weltkrieg immer größere Wahrscheinlichkeit gewann, wurden diese wöchentlichen Konferenzen im Weißen Hause eingestellt: es seien noch deutsche und österreichische Korrespondenten in Washington anwesend, so wurde gesagt, und der Präsident könne daher „nicht mehr so offen sprechen wie bisher", was er, beiläufig, während der ganzen kritischen Zeit vor der amerikanischen Kriegserklärung überhaupt nie getan hat. Zehn Tage bevor Wilson den Kongreß aufforderte, ihn zur Kriegserklärung zu ermächtigen, übersandte eine Gruppe von Berichterstattern dem Präsidenten eine Eingabe, in der er gebeten wurde, sie zu empfangen. Wilson schrieb auf den Rand der Eingabe, daß er die Besprechung ablehne, und fügte hinzu: „Everything is on the surface", „Alles liegt auf der Oberfläche". Die Journalisten rieten lange an diesem delphischen Satz herum, hielten ihn für hochwertig, hatten aber doch nicht den Mut, ihn der Öffentlichkeit zu übergeben.

Präsident Harding empfing die washingtoner Korrespondenten zweimal wöchentlich: am Dienstag die Berichterstatter von Abendblättern, am Freitag die der Morgenblätter. Harding hatte sich, ehe er Politiker wurde, vom Setzer, dann Reporter eines Provinzblättchens, des ‚Marion Star' (Auflage 2100), zum Eigentümer dieser Zeitung „aufgeschwungen", war daher, sozusagen, auch Zeitungsmann. Es versteht sich von selbst, daß er im Verlauf der Wahlkampagne 1920 den ausgiebigsten Gebrauch von diesem Umstande machte — natürlich grade in der Presse. Er ließ sich als Metteur beim Umbruch photographieren, umgeben von Setzkästen, Winkelhaken, Zeilenmessern etcetera, ohne Rock, ohne Kragen, die Hemdärmel aufgestülpt, einen „stick" (etwa dreißig Zeilen) Handsatz in der Rechten. Schon beim Empfang von Zeitungsberichterstattern während des Wahlfeldzuges liebte er es, sie als „boys" anzureden, im Berufsjargon mit ihnen zu sprechen, kurz, den Kollegen hervorzukehren, der auch als Präsidentschaftskandidat nicht stolz ge-

worden ist. Dieselbe Verkehrsform hat er auch als Präsident bei den Journalistenempfängen beibehalten, wenngleich sich in die frühere Herzlichkeit und Jovialität ein erkennbarer Unterton von Würde einschlich. Diese Empfänge bereiteten dem Staatssekretär Hughes schwere Beklemmungen, seit Harding bei einem dieser Empfänge einen sehr bösen Fehler machte, den man in der amerikanischen Zeitungswelt lange Zeit zu vertuschen gesucht hat, weil er beinahe zu einer internationalen Blamage geführt hätte. Kurz nach dem Ende der Abrüstungskonferenz von 1921, die zum Abschluß eines Vertrages zwischen Amerika, Frankreich und Japan führte, teilte der Präsident den Berichterstattern mit, daß dieser Viermächtevertrag sich nicht auf das japanische Festland („the mainland of Japan") erstrecke. Die Berichterstatter, die ganz anders informiert waren, gebrauchten, ehe sie die Mitteilung Hardings an ihre Zeitungen weitergaben, die Vorsicht, erst bei Hughes anzufragen; dieser, höchst erschrocken, erklärte den Journalisten, daß der Präsident sich geirrt habe und daß der Viermächtevertrag sich auf Japan — das als Inselreich überhaupt kein „Festland" in der üblichen geographischen Bedeutung des Wortes habe — in vollem Umfange erstrecke. Die Berichterstatter kehrten mit diesem Bescheid zum Präsidenten zurück, der jetzt seinen Irrtum eingestand. Seither schickte der Staatssekretär zu jedem Journalistenempfang im Weißen Hause einen Stenographen, der sorgfältig alles, was bei diesen Empfängen gesprochen wurde, aufzeichnete und dem Staatssekretär vorlegte; und Harding verlangte, daß ihm die Fragen, deren Beantwortung man von ihm erwartete, von den Korrespondenten vorher schriftlich überreicht werden, so daß er Zeit hatte, die Antworten sorgfältig auszuarbeiten.

Staatssekretär Hughes' übermäßig vorsichtige, ja undurchsichtige Haltung, die er hinsichtlich der europäischen Angelegenheiten beobachtete, kam auch bei den Empfängen, die er jeden Vormittag den Journalisten bewilligte, zum Ausdruck. Selbst solche Korrespondenten, deren Blätter der republikanischen Partei und der Regierung Harding sehr nahe standen, äußerten nicht selten ihren Unwillen über diese ängstliche Zurückhaltung. Hughes, ein Staatsmann, der bei einigem Verständnis für die Brauchbarkeit der Presse als eines politischen Instruments die mächtige Unterstützung der gesamten amerikanischen Zeitungswelt für jede von ihm beliebte Politik hätte haben können, legte auch in diesen täglichen Gesprächen mit Pressevertretern eine Scheu, um nicht zu sagen eine Angst, vor solchem Gebrauch an den Tag, die ihm den Unwillen vieler maßgebender Blätter eingetragen hat. Er sagte erstens einmal fast nie irgend etwas Positives, aus dem sich ein Nachrichtenkern herausschälen ließe, und zweitens verbat er sich in jedem Falle nachdrücklich, daß sein Name als Urheber der von ihm gemachten Mitteilungen benützt werde. So kam es, daß die amerikanische große Presse zu ihrem Leidwesen gezwungen war, sich immer in Wendungen zu bewegen, wie ungefähr „in unterrichteten Kreisen wird angenommen", „ein Vertrauensmann im Staatsdepartement hat zu verstehen gegeben" oder „wenn nicht alle

Anzeichen trügen, so herrscht in amtlichen Kreisen die Auffassung, daß . . ."

Eine womöglich noch unrichtigere Methode wurde von dem Präsidenten Calvin Coolidge befolgt. Eine Methode, die in ihrer Hilflosigkeit die kleinstädtische Herkunft und Furcht ihres Urhebers verriet, irgendwann und irgendwie und bezüglich irgendwessen von irgendwem festgenagelt zu werden. Coolidge erfand den famosen „official spokesman", das „offizielle Mundstück des Präsidenten", der den im Weißen Hause versammelten Zeitungskorrespondenten die Meinungen des Staatsoberhauptes (sehr knapp) kundgab. Dieses „offizielle" Mundstück sprach aber gänzlich unoffiziell, denn es konnte jederzeit dementiert werden. Es sprach außerdem sehr nasal, mit einem ausgesprochenen Neu-England-Akzent und sah aus, wie der leibhaftige Doppelgänger des Präsidenten. Kurz heraus: der „official spokesman" war Coolidge selbst. Er wurde bald entlarvt; schon wenige Wochen nach der Kreierung dieser amtlichnichtamtlichen Person kannte ganz Amerika Nam und Art dieses „Mundstücks", aber sie figurierte in den Presseberichten jahrelang weiter, bis man über diese nicht sonderlich geschickte Vermummung zu lachen begann. Worüber Coolidge sehr ungehalten war; er schob den Journalisten die Schuld an der Entlarvung zu und erteilte ihnen einen ernsten Verweis. Dann wurde der „spokesman" in aller Stille begraben.

Präsident Hoover hat sich statt des „spokesman" ein „Megaphon" zugelegt in der Person eines seiner vier Sekretäre, des Mr. George Akeson, der in Menckens ausgezeichneter Monatsschrift ‚The American Mercury' als ein „zweihundertpfündiger Norweger" bezeichnet wird. Er ist als Junge in Norwegen Farmknecht gewesen, früh nach Amerika gekommen und mit der Zeit in Minnesota und Washington ein angesehener Journalist geworden. Er begann als Reporter an der ‚Minneapolis Tribune', wurde leitender Redakteur, dann washingtoner Korrespondent dieses Blattes. In der Bundeshauptstadt lernte Hoover ihn kennen und schätzen. Akeson wurde mit den Jahren der wichtigste Propagandist für die ehrgeizigen Pläne Hoovers. Schon 1920, als Hoover mit sehr geringen Aussichten sich hinter den Kulissen um die Präsidentschaftsnomination bemühte, war Akeson sein Haupthelfer. 1924 hatte Hoover so gut wie gar keine Chancen, da Coolidge der einzige logische Nachfolger seiner selbst war. Aber 1928 legte Akeson sich umso energischer für die Nominierung des damaligen Handelsministers Hoover ins Zeug. Er war inzwischen dem Handelsministerium in wichtiger Eigenschaft attachiert und sogar Hoovers persönlicher Sekretär geworden. Schon ein Jahr vor dem Zusammentritt des republikanischen Nationalkonvents 1928 startete und leitete Akeson die sogenannte „pre-convention campaign", die Campagne mit dem Endziele, daß der Nationalkonvent Hoover nominiere. Er sorgte, wie schon früher, für ein sehr ausgiebiges Maß von „Publizität" zugunsten Hoovers, indem er eine Gruppe von Journalisten um sich sammelte, die die Aufmerksamkeit der Lesermassen ständig auf Hoover lenkte. Er war es, der die Überschwemmungskatastrophe in den Mis-

sissippigegenden, die Hoover in gewisse Grenzen zwingen konnte, den Präsidentschaftsaussichten Hoovers mit glänzendem Erfolge dienstbar machte. Jetzt, als Hoovers Pressechef, hat er zum größten Teil den Verkehr mit den Zeitungsleuten auf seine breiten Schultern genommen. Zweimal täglich finden im Weißen Hause Pressekonferenzen statt, bei denen Akeson bemüht ist, die Ansichten des Präsidenten den Korrespondenten mit gebührendem Nachdruck beizubringen. (Daher „Megaphon".) Auch Hoover selbst empfängt natürlich die Korrespondenten, begnügt sich aber meist mit der Behandlung minder wichtiger Gegenstände. Aber nicht alle Korrespondenten geben sich mit dieser Art der Informations-Vermittlung zufrieden. Es werden auch unter Hoover Klagen über Verschleierung und Verheimlichung wichtiger Nachrichten laut, sogar häufige und vernehmliche Klagen, wenn der Lauf der Ereignisse zeigt, daß die Journalisten ungenügend oder irreleitend informiert worden waren. Es hat sich auch unter Hoover in diesem Punkt im Grunde nicht viel gegenüber dem frühern Zustande geändert.

Der Pressemechanismus im Weißen Hause funktioniert, was den Dienst an der Öffentlichkeit betrifft, erheblich schlechter als beispielsweise die berliner Pressekonferenzen. Eine oft ganz zweckwidrige Vorsicht, eine diplomatisch-tuende Reserve, Bevorzugung der Parteipresse und speziell eines „engern Kreises" — das sind noch immer die Kennzeichen des Verkehrs der obersten amerikanischen Stelle mit der politischen Publizistik: ungefähr wie die Ämter und ihre Spitzen im kaiserlichen Deutschland.

Der Fall Stimson ist kein Einzel- und kein Ausnahmefall.

Pour les assises! von Ferdinand Nübell

Wir Deutschen sind gar schnurrige Leute. Wenn ein französischer Advokat uns mit glühender Beredsamkeit das hohe Lied der Rechtsprechung durch die Geschworenen singt, so hören wir begeistert und höchst interessiert zu; wir freuen uns für Frankreich, daß es sich, wie Maître Torrès neulich versicherte, auch „in den Zeiten schwärzester Reaktion" das Schwurgericht nicht nehmen ließ und nie nehmen lassen wird.

Und bei uns? Wie war das doch gleich? —

Hatten wir nicht auch einmal ein Schwurgericht? Sogar „in Zeiten schwärzester Reaktion" im absolutistischen, im Obrigkeits-, im Klassenstaat? Gewiß; aber als der Siegeszug der Freiheit von Weimar seinen Weg durch deutsche Lande nahm, stieß er plötzlich auf das reaktionäre Schwurgericht, das man früher freilich Palladium der Freiheit nannte, und blies es ohne viel Federlesen und ohne Gesetz, im Verordnungswege hinweg, weil der neue Freistaat „sparen" mußte und die horrenden Ausgaben für zwölf Geschworene nicht tragen konnte, sondern höchstens für sechs.

Wir Deutschen entscheiden nämlich solche Sachen nicht „nach dem Gefühl", sondern aus „sachlichen Gesichtspunkten", und da meinten so Republikaner wie der Demokrat Richter Brodauf und so Sozialdemokraten wie... nun, wie sie

eben im Reichstag sitzen, daß das „neue" Schwurgericht für die Richter bequemer wäre. Neue Sachlichkeit — neues Schwurgericht.

Wie ist es nun aber — ganz sachlich gesprochen — mit der Güte der Rechtspflege, die vielleicht doch nicht so ganz nebensächlich ist? Ist — ohne Befragung des Gefühls — dem alten Schwurgericht, bei dem die zwölf Geschworenen allein über die Schuldfrage zu entscheiden hatten, oder dem Emmingerschen „Schwurgericht", bei dem sechs Laien und drei Richter gemeinsam entscheiden, der Vorzug zu geben? Ist der Ersatz des Schwurgerichts durch ein großes Schöffengericht ein Fortschritt oder ein Rückschritt in der Rechtspflege? Die Antwort kann nur sein: ein Rückschritt wie fast alles, was in der Republik an Reform in der Justiz gemacht worden ist und noch bevorsteht.

Die Begründung ist einfach:

Beim Schöffengericht sind die Laien zwar nominell, nicht aber in Wahrheit den Juristen gleichgestellte Richter. Vielmehr ist ganz selbstverständlich, daß bei einer Beratung zwischen einem respektive zwei gelehrten Richtern und zwei Schöffen oder auch zwischen drei Richtern und sechs Schöffen die Juristen das Übergewicht haben müssen. Denn sind die Schöffen andrer Meinung und der Jurist sagt ihnen, nach dem und dem Paragraphen oder nach der und der Reichsgerichtsentscheidung müsse die Sache so und nicht anders entschieden werden, so muß der Laie dem um so eher folgen, je mehr er sich seiner Verantwortung bewußt ist; er kann ja nicht einmal dann Stichhaltiges gegen den Juristen vorbringen, wenn dessen Rechtsauffassung oder Gesetzesauslegung noch so falsch sein sollte. Die Sache liegt nicht anders als auf andern Gebieten. Erklären drei Ärzte, ein Mann sei zweifellos geisteskrank und müsse in eine Anstalt, so wird der Laie sich wohl oder übel ihrer Ansicht anschließen müssen, selbst wenn er selbst den Patienten für durchaus normal hält; erklären die Ärzte einen nach Ansicht jedes Laien Verrückten für einen ausgesprochenen Simulanten, so werden die Laien trotzdem gegen die ärztlichen Argumente nichts Stichhaltiges einwenden können. Sagen zwei oder drei Sachverständige, ein Auto müsse überholt werden, so wird sich dem der Besitzer des Wagens kaum verschließen, selbst wenn er findet, daß der Motor noch vollkommen intakt sei. Es ist deswegen auch gar nichts besonderes, was seinerzeit den Gegenstand des Beleidigungsprozesses Marschner bildete: daß der gelehrte Richter die Überzeugung, die er gewonnen hat, im Beratungszimmer auch durchsetzen will, ist nur natürlich. Fällt ihm das den Laien gegenüber schwer, so gibt es den „Radau" im Beratungszimmer, von dem einer der als Zeugen in jenem Prozeß vernommenen Geschworenen sprach. Das Ergebnis aber wird immer sein, daß der seine Ansicht energisch vertretende Jurist durchdringen muß, einfach aus dem Grunde, weil der Laie seinen Widerspruch nicht mit gleich guten Gründen versehen kann.

Nun könnte man sagen, daß danach die Teilnahme der Laien an der Rechtsfindung durch gelehrte Richter, also das

Schöffengericht, überhaupt überflüssig sei. Aber das trifft nicht zu. Allein die Tatsache, daß Schöffen dabei sind, zwingt den Richter, die Verhandlung gründlich zu gestalten, so daß auch die Laien ihr folgen können; sie zwingt ihn weiter, das Für und Wider der Schuldfrage mit den Laienbeisitzern eingehend zu erörtern, so daß die Urteilsfindung die Gewähr größerer Sorgfalt und Sicherheit bietet. Die Laien können durch Fragen in der Verhandlung und Einwände bei der Beratung, die sie auf die Erfahrung des täglichen Lebens stützen, viel zu einem richtigen und gerechten Urteil beitragen. Ihre Beteiligung, so wie sie bei dem Schöffengericht besteht, ist daher keineswegs überflüssig, sondern unbedingt notwendig und viel besser als der Einzelrichter. Die Frage bleibt nur: Ist sie ausreichend? Das ist nur zu bejahen für die Entscheidung bei verhältnismäßig geringfügigen Strafsachen, bei Übertretungen und Vergehen.

Von einem ganz anderen Gesichtspunkt aus ist aber die Frage zu beantworten: Wie und durch wen soll bei Kapitalverbrechen entschieden werden? Und hier ist der Gedanke, der sich in allen zivilisierten Staaten im Laufe der Jahrhunderte durchgesetzt hat, der, daß niemand, der eines schweren Verbrechens geziehen wird, seines Lebens, seiner Freiheit auf lange Zeit, seiner Ehre für immer verlustig gehen darf, wenn nicht ein Gremium seiner eignen Volksgenossen über ihn das Schuldig ausspricht. Dieses Gremium aber kann nur sein, ist in fast allen andern Ländern und war auch bei uns bis zu den Tagen Emmingers das reine Laiengericht der Geschworenen. Den wahrhaft großen Gedanken gibt auf, wer dem großen Schöffengericht, wie es das jetzige Schwurgericht ist, das Wort redet. Denn dies ist ein Kompromiß zwischen Gelehrten- und Laiengericht, ein Kompromiß, viel schlechter und gefährlicher als irgend eins auf andern Gebieten. Das Schöffenschwurgericht ist kein Volksgericht, es trägt den Namen Schwurgericht zu Unrecht, es trägt ihn in Täuschungsabsicht, es ist unehrlich.

Was allein gegen das reine Laiengericht sprechen könnte, die mangelnde juristische Vorbildung der Geschworenen, wiegt federleicht gegenüber seinen unleugbaren Vorteilen. Zum Richter im höhern Sinne gehört nicht nur Gelehrsamkeit, sondern auch — und das ist das Wichtigere — völlige Unbefangenheit. Der Berufsrichter, der tagtäglich über mehr Ungerechte als Gerechte zu urteilen hat, kommt im Laufe der Zeit nur zu leicht zu der Auffassung, daß, wer auf die Anklagebank kommt, auch etwas verbrochen haben müsse, da eben sonst die Staatsanwaltschaft, die objektivste Behörde der Welt, keine Anklage erhoben, die Eröffnungskammer nicht das Hauptverfahren beschlossen hätte. Dies gilt in erhöhtem Maße, wenn der Vorsitzende und der Berichterstatter, also zwei der gelehrten Richter, schon vor der Verhandlung die Akten kennen. Denn diese enthalten in aller Regel das von der Polizei, Staatsanwaltschaft und Untersuchungsrichter sorgsam zusammengetragene Belastungsmaterial, während das zur Entlastung dienende meistens erst von der Verteidigung in der Hauptverhandlung vorgebracht werden kann.

So kehrt sich vor dem Juristengericht allzu leicht entgegen der Gesetzesvorschrift die Beweislast zuungunsten des Angeklagten um; nicht ihm wird in der Verhandlung seine Schuld bewiesen, die kennt das Gericht schon aus den Akten, sondern er muß seine Nichtschuld beweisen, muß die nach den Akten für seine Schuld sprechenden Momente erschüttern. Wie schwer das ist, davon wissen die Verteidiger ein Lied zu singen; daß es aber für einen Angeklagten, der ohne sehr gewiegten Verteidiger hilflos und unbeholfen in der Technik des Strafprozesses, des Beweisantritts und all der andern Dinge dasteht, fast unmöglich ist, wissen leider nur die wenigsten Angeklagten selber.

Die drei Hauptfehlerquellen des ganz oder teilweise aus Berufsrichtern zusammengesetzten Gerichts: die abstumpfende Gewohnheit; die zu enge Verbindung zwischen Staatsanwaltschaft und Gericht und die aus der Aktenkenntnis resultierende Voreingenommenheit zuungunsten des Angeklagten fallen weg beim reinen Laiengericht. Hier ist eine Geschworenenbank von zwölf Bürgern, die von der Sache selbst bis dahin nichts, gar nichts kannten. Der Prozeß muß also vor ihren Augen mit derjenigen Ausführlichkeit, Genauigkeit und Gründlichkeit, mit allem Beiwerk über das Persönliche und Sachliche, über Tatbestand und die etwa in Betracht kommenden Rechtssätze aufgerollt werden, daß sich jeder einzelne aus der Verhandlung selbst und aus ihr allein sein Urteil zu bilden in der Lage ist. Die Geschworenen können nicht die Akten mit in das Beratungszimmer nehmen, um daraus festzustellen, was nicht oder anders in der Hauptverhandlung zur Sprache gekommen ist. Sie sind gezwungen, jeder auf sich selbst gestellt, sich eine Meinung zu bilden und unbeeinflußt von einem ihnen in der Rabulistik der Rechtsgelehrsamkeit turmhoch Überlegenen die Stimme abzugeben. Daß dies nicht möglich wäre, ohne daß die Laien eine „Anleitung" bei der Beratung von Berufsrichtern empfingen, ist eine durch nichts bewiesene, durch die Praxis vielmehr direkt widerlegte Behauptung der Gegner des Schwurgerichts. Es ist einfach nicht wahr, daß die zwölf Laien der Geschworenenbank, wenn sie die ganze Beweisaufnahme, die Argumente der Staatsanwaltschaft, die Gegenargumente der Verteidigung und schließlich eine gute Rechtsbelehrung des Vorsitzenden gehört haben, nicht fähig sein sollten, ein richtiges und gerechtes Urteil zu finden. Gewiß, auch die Schwurgerichte haben Fehlurteile gefällt; es wird aber kein Mensch behaupten oder gar beweisen können, daß beim Laiengericht der Prozentsatz der falschen Urteile je höher gewesen wäre als bei den Juristengerichten. Sicher ist, daß seine Urteile mit dem Volksempfinden weit mehr übereinstimmen als die der gelehrten Richter mit oder ohne Laienbeisitzer. Der Zwiespalt zwischen Volksempfinden und Rechtsprechung wäre nicht so groß geworden, wie er heute ist, hätte man das alte Schwurgericht beibehalten oder es, statt bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen, in modernem Geiste vervollkommnet. Darum zurück zum alten Schwurgericht! Das ist die erste Forderung aller Strafrechtsreform.

Lied der Galgen von Kazimierz Wierzynski

Am Hals würgt uns ein Strick,
An unserem hölzernen Giraffenhals,
Wer erlöst uns von unserem Geschick,
Vom Tode, der in uns lauert,
Von der Schande, die in uns kauert,
Wer nimmt uns vom Hals den Strick,
Von wessen Hand werden wir endlich sterben?

Wir stehen auf leeren Plätzen,
In Festungen auf Posten,
Wir stehen in steifer Reih,
Hohe, gesträubte Pfosten,
Stelzen, gekettet an Missetaten —
Abscheuliche Fäule frißt an unserem Rumpf,
Verzweiflung ist in uns hineingeraten,
Wir schreien mit lächerlichem Stumpf:
Ach, welcher Judas wird uns endlich verraten?

Wir wollen nicht länger auf Gehenkte harren,
Sie wiegen und unter ihnen knarren,
Unser Kreuz ist entsprungen
Und wächst aus derselben Märtyrer-Erde,
Ruft aus derselben Verzweiflung
Wie die hinausgestreckte Zunge —
Wir wollen nicht mehr die schändenden Gehänge,
Wir wollen nicht mehr die eingeseiften Stränge,
Wir wollen nicht mehr die Augen, die aus Höhlen springen,
Nicht das Blut, das aus dem Munde tropft,
Nicht die Angst, die aus Gesichtern brüllt und ächzt
Und winselt und bellt und krächzt
Und dann in Konvulsionen, wie stumm
In des Mundes Abgrund verröchelt und verreckt,
Wenn sie endlich Leichstarre deckt.

Nein!
Wir wollen nicht, wir wollen nicht länger
Galgen sein!

Steig, Mensch, diese Stufe herauf,
Wirf dem Henker den Handschuh zu,
Empöre dich gegen diese Weltordnung,
Mensch, des Gehenkten Bruder,
Mensch, Bruder des Henkers.

Stell dich hin unter diesen Pfahl der Niedertracht,
Daß alle Nationen deinen Aufruhr hören,
Deinen Schrei, deine Ode
Des Fanatikers menschlicher Heiligkeit:

Es gibt keine Galgen mehr!
Es gibt einen Brand, einen Brand furchtbarer Gehege,
Feuriges, leuchtendes Meer
Gibt dem Himmel das flammende Gepräge;
Es brennen die Festungen, an allen Enden die Schranken,
Der Menschen Schande brennt, Unrecht und Verbrechen.
Donnersturm geht vor und wird nicht schwanken,
Die Feuersäule voran rüttelt schon am Firmament,
Einer hinter dem anderen, marschieren unzählbare Haufen,
Einer hinter dem anderen werden sie fallen und auferstehen
Und werden ewig leuchten mit letztem ewigem Scheiterhaufen.

Aus dem Polnischen übertragen von Josef Heinz Mischel

Turmhaus Reichstag von Werner Hegemann

Die Einwände, die sich gegen den Bau von Hochhäusern machen lassen, sind zahlreich und schwerwiegend. Die neuen Zahlen, die der berliner Stadtbaurat Martin Wagner nach seiner amerikanischen Studienreise kürzlich (in einem sehr lesenswerten und überraschend illustrierten Sonderheft der ‚Deutschen Bauzeitung') veröffentlicht hat, zeigen, daß die Rentabilitätsberechnungen der amerikanischen Wolkenkratzer heute mit der Leichtfertigkeit aufgestellt werden, die in der Vorkriegszeit beim Bau von berliner Mietskasernen üblich war. Diese hypothekarischen Belastungen bis weit über den Schornstein hinaus sind ohne Gefahr eines allgemeinen finanziellen Kladderadatschs nur möglich, solange unablässig wachsender Wohlstand einer Stadt erlaubt, auch in die schwindelhaftesten Hypotheken „hineinzuwachsen". Die besessene Überredungskunst aller, die am Emporschnellen der Bodenpreise reich zu werden hoffen, wird überzeugend, wenn Bodenpreise von vielen tausend Dollars (für einen einzigen Quadratmeter) locken.

Allerdings schreit Berlin ja gar nicht nach den tollen, verkehrsstörenden, unten stets düsteren und die gesamte Nachbarschaft verdüsternden Riesen-Hochhäusern der amerikanischen Großstädte sondern sehnt sich nur nach den weniger schädlichen, acht- bis zehngeschossigen, bescheidenen Hochhäusern der amerikanischen Provinz. Man braucht aber nur eine Luftbild-Aufnahme von der berliner Friedrichstadt zu betrachten, um auf den ersten Blick zu sehen, daß schon bei der dort üblichen fünfgeschossigen Bebauung und starken Ausnutzung der Grundstücke zahllose Bureaus in den ersten und zweiten Geschossen der Hofgebäude ohne künstliches Licht nicht mehr gut beleuchtbar sind. Die heute schon gestattete Aufstockung auf acht Geschosse verschlimmert die schlechten Beleuchtungs- und Lüftungsverhältnisse unaufhaltsam. Nur die Besitzer der Immobilien haben Vorteil davon. Millionen von Kopf- und Handarbeitern, die im Laufe der Jahrhunderte auf diesen übermäßig ausgenutzten Grundstücken arbeiten müssen, werden an ihrer Gesundheit, Arbeitsfreude, Erwerbsfähigkeit und an ihrer Hoffnung auf wirtschaftliche Freiheit verkürzt. Warum sollte man diese Unterdrückung unterstützen? Die romantisierenden deutschen Künstler, die nach einer flüchtigen amerikanischen Reise berauscht von der „hinreißenden kathedralenhaften Schönheit" amerikanischer Städte schwärmen, stellen sich ahnungslos in den Dienst rücksichtsloser Profitgier. Sie ermessen nicht, daß in Amerika hohe Löhne, kurze Arbeitszeit, erstaunliches Verkehrswesen, Wohnungen in gesunden Landhausvierteln, freies Wochenende und das Automobil in jeder Familie für die Tagesarbeit in schlecht beleuchteten und schlecht gelüfteten Bureaus eine Entschädigung gewähren, die den Bewohnern der Mietskasernenstadt Berlin versagt ist.

Von der Regel, daß Hochhausbau schädlich und für Berlin doppelt schädlich ist, gibt es Ausnahmen nur auf ungewöhnlichen Bauplätzen und für öffentliche, nichtspekulative Zwecke. Eine solche Ausnahme ergab der kürzlich ausgetragene zweite Architekten-Wettbewerb um die Erweiterung des Reichstagsgebäudes, wobei die geladenen Bewerber auch die Neugestalbarkeit des „Platzes der Republik" wieder einmal studieren mußten. Dabei ist viel Zeichentusche und Tinte geflossen um die Frage, ob der Reichstagsbau, das vielgerühmte Werk Paul Wallots, angetastet werden dürfe und erweiterungsfähig sei. Viele taten, als handele es sich hier um eine moralische oder gar um eine künstlerische Frage.

Am ersten Januar haben wir den achtzigsten Geburtstag Cornelius Gurlitts gefeiert. Sehr bezeichnend für seine nimmer fehlende Gegenwart in der Feuerlinie baukünstlerischen Denkens hat er vor neununddreißig Jahren seine unübertroffene Monographie des größten berliner Künstlers, Andreas Schlüters, „dem Baumeister des Reichstagsgebäudes Paul Wallot" gewidmet. Wallot war in der Tat ein Führer der deutschen Baukunst, im Jahre 1891!

Aber die beiden Wettbewerbe um die Erweiterung des Reichstages haben erwiesen, daß Wallots Reichstagsgebäude heute nicht mehr erträglich ist. Schon früher hat man es ausländischen Gästen lieber nicht gezeigt. Wenn man dort gar einen Zeugen aristokratischer Vergangenheit wie, 1929, Lord Cecil oder einen Bahnbrecher der Zukunft wie H. G. Wells reden hörte, dann schämte man sich über die schamlose Parvenühaftigkeit des großen Sitzungssaales. Wenn man sich neulich den Wallotbau im Rahmen der schlicht gehaltenen Wettbewerbsentwürfe von 1929 vorstellte, entsann man sich, den höchst konservativen alten Stadtbaurat Ludwig Hoffmann, einen der Preisrichter des letzten Wettbewerbes, einmal ungefähr folgendermaßen über Wallots gepriesenes Werk reden gehört zu haben: „Eigentlich ist alles falsch daran, alle Maßstäbe sind verkehrt. Wallot war ein vorzüglicher Zeichner; aber er ging beim Entwurf nicht von der Gesamtkomposition aus, die vor Beginn des Fassadenzeichnens im Geiste des Künstlers vorhanden sein muß. Wallot ging vielmehr von der Zeichnung aus und ließ sich von ihren Reizen vergewaltigen. Sein ganzer Bau ist überdeckt mit gezeichneten Einzelheiten, die maßstäblich nicht zueinander passen. Das Ergebnis wirkt wie ein Leichenwagen erster Klasse".

Einer der Architekten, die zu dem Wettbewerb von 1929 geladen waren, Karl Wach-Düsseldorf, hat in seinem Entwurf vorgeschlagen, den überdekorierten „Leichenwagen" Wallots kurzerhand mit anständigeren neuen Fassaden zu umkleiden und obendrein aufzustocken. Doch Karl Wach ist noch etwas zu zurückhaltend. Er läßt noch „das Gesicht des alten Baues zwischen einigen Brettern hindurch mit den Zähnen fletschen"; so beschrieb Ministerialdirektor Kießling die von Wach versuchte Gewaltkur. Die gestutzte Fassade des so aus dem letzten Loch pfeifenden alten Baues würde zwar auf der großen ruhigen Fensterwand, mit der Wach sie umschließen

will, vielleicht erträglich wirken. Aber ihre Beibehaltung würde doch so viele Unbequemlichkeiten im Innern verursachen, daß der von Martin Wagner einmal erwogene Plan eines Gesamtabbruches des Wallotbaues wahrscheinlich angebrachter wäre, wenn uns überhaupt Geld für derartige Reinigungen zur Verfügung stünde. Aber bei den Wettkämpfen um die Neugestaltung des alten „Königsplatzes", die — ähnlich wie 1910, 1912 und 1928 — wieder 1929, von diesmal 17 führenden Architekten, veranstaltet worden sind, wird nicht scharf geschossen: genau wie 1910 wegen Geldüberflusses so wird auch jetzt — diesmal wegen Geldmangels — die Entscheidung wieder um etwa zwanzig Jahre vertagt werden.

Was sofort entschieden werden muß, ist somit nicht die Neuordnung des „Königsplatzes". Auch nach seinem Avancement zum „Platz der Republik" wird er ruhig seinen Ruf, einer der größten und langweiligsten Plätze der Welt zu sein, weiter genießen dürfen. Sofort aber muß für die Reichstagsabgeordneten gesorgt werden, die seit Einführung der Diäten für fleißigen Besuch des Wallotbaues ihre mannigfaltigen Arbeiten viel lieber dort als irgendwo anders erledigen. Sie brauchen also dringend vierhundert Privatbureaus, wo sie ungestört vom Sitzungslärm arbeiten und wohin sie auf dem Umwege durch den diätenzahlenden Wallotbau gelangen können. Bequemste Verbindung ist notwendig. Für den Erweiterungsbau steht ein dreieckiges Nachbargrundstück, auf der Nordseite, zur Verfügung.

In Washington haben sich längst ähnliche Bedürfnisse eingestellt. Da das Kongreßgebäude ein viel strengerer Bau als das Wallothaus ist und da die Amerikaner ihre Revolution hundertvierzig Jahre früher überwunden haben und deshalb heute stärker an die Überlieferung gebunden sind als die noch fast revolutionären Deutschen, glaubten die amerikanischen Abgeordneten, auf eine überirdische Verbindung zwischen ihrem Reichstagsgebäude und ihrem riesigen Bureauhaus verzichten zu müssen. In Berlin muß ein größerer Paragraphenbedarf der Bevölkerung befriedigt werden. Die deutschen Abgeordneten haben keine Zeit, Aufzüge bis in den Keller und ein unterirdisches elektrisches Band bis in ihr Bureauhaus zu benutzen. Da der Wallotbau keinen künstlerischen Maßstab und deshalb heute kaum mehr Kunstwert hat, ist gegen eine überirdische Verbindung mit einem benachbarten Bureauhaus wenig einzuwenden. Wenn der Wallotbau mehr Maßstab und mehr Kunstwert hätte, wäre die Angliederung womöglich noch leichter; Verbindungsbrücken sind zwischen dem Alten und Neuen Museum in Berlin und zwischen zwei Teilen des königlichen Palastes in Kopenhagen sehr befriedigend ausgefallen. Wenn heute das geschickte Verstecken des Verbindungsganges hinter ein Gebälk, wie es für den dänischen König beliebt wurde, kaum mehr sachlich erscheint, so dürfte andererseits der ästhetisch befriedigende Vorschlag Heinrich Straumers, der die Brücke großenteils verglasen will, den Abgeordneten wiederum zu offenherzig sein. Vielleicht ist es ihnen peinlich, von der Straße aus

überwacht zu werden, ob sie und wann sie einmal von ihrem Privatbureau zum Sitzungssaal gehen.

Da das Erweiterungsgrundstück nur bis zur Hälfte, das heißt auf 3100 qm, bebaut werden darf, läßt sich das geforderte Bauprogramm nur bei starker Ausnutzung des Raums erfüllen. Mehrere Wettbewerber (darunter ein Preisträger, Schmitthenner; auch Wilhelm Kreis und Poelzig) haben darum Hochhäuser vorgeschlagen. Da sie sich aber nicht über die Höhe der amerikanischen Provinz hinauswagten, mußten ihre Baumassen breit bleiben. Das Nebeneinander zwischen dieser breiten Masse und dem breit gelagerten Reichstagsbau wirkt peinlich. Obendrein werden die benachbarten Privatbauten verdunkelt. Beides würde mühelos vermieden, wenn man ein wirkliches Hochhaus von etwa 100 bis 150 Metern Höhe auf ganz knapper Basis, das heißt wirklich ein Turmhaus, dicht an die Spree, also auf die östliche Ecke des vorhandenen Erweiterungsgrundstücks baute. In Amerika werden schon Grundrisse von etwa 400 qm als ideale Grundrisse für Bureautürme empfohlen. Das Reichstags-Hochhaus könnte beliebig aufgestockt werden, je nachdem die Raumbedürfnisse wachsen. Je höher gebaut wird und je geringer die Grundfläche ist, desto besser wird der neue Bureauturm gegen die zuchtlosen Bauformen des Reichstags aufkommen. Desto besser wird er auch den weithin offenen Luftraum über der Spree beherrschen, die über kurz oder lang doch einmal zu dem beliebtesten Verkehrsmittel Berlins werden wird, wenn auch bei dem jetzt bevorstehenden Umbau der Schleusen diese Hoffnung noch nicht berücksichtigt wird. Die Verdunklung der benachbarten Häuser durch diesen Bureauturm würde wegen seiner kleinen Grundfläche (etwa 30 mal 20 m) und wegen der eigentümlichen Lage des Grundstückes auch bei 100 oder 150 m Höhe nur gering sein. Eine weniger gemeinschädliche Lage für ein Hochhaus dürfte kaum gefunden werden können. Nur in solcher Lage und nur für einen öffentlichen Zweck ist ein Hochhaus überhaupt zu rechtfertigen. Auch die Tatsache, daß Hochhausbau teuer und daß der senkrechte Schnellverkehr der Aufzüge eines Hochhauses die unwirtschaftlichste Form des Schnellverkehrs ist, wird am leichtesten vergessen werden, wenn der Reichstag sich diese Verschwendung selbst bewilligen darf. Auch die Gefährdung des städtischen Verkehrswesens, mit der jeder gewöhnliche Wolkenkratzer droht, ist beim Reichstag nicht zu ernst, solange die Zahl der Abgeordneten nicht wesentlich vermehrt wird. Auch die Gefahr, mit einem derartigen Hochhaus etwa der künftigen Gestaltung des „Platzes der Republik" zu schaden, ist gering, denn das Hochhaus kann so gebaut werden, daß es in dreißig Jahren abbruchreif ist, also grade dann, wenn die Gestaltung des „Platzes der Republik" und der dahinterliegenden Gelände nach der Spree zur finanzierbaren Tagesfrage wird. Die Semipermanenz des Hochhauses wird auch die Vermeidung jeder stilistischen Pose bei seiner äußeren Gestaltung erleichtern. Alles, was nicht unbedingt dem nachweisbaren nackten Bedürfnis dient, ist neben den plumpen Anmaßungen des Wallotbaues in Gefahr, lächerlich zu werden.

Es wäre verfrüht, heute schon entscheiden zu wollen, welcher der vielen heute bestehenden Architektenvorschläge für die Neugestaltung des „Platzes der Republik" ausgeführt werden soll, wenn wir je einmal die Hunderte von Millionen springen lassen dürfen, die dazu erforderlich sind. Heute scheint wohl der Entwurf von Poelzig der überzeugendste. Er reißt das gesamte Viertel zwischen Siegessäule und Spree ab und versammelt dort in neun dreizehngeschossigen Riesenbauten alle Ministerien „im halbrunden Kränzchen um den Baumkuchen Siegessäule". Hübsch schrieb Martin Wagner über Poelzigs Entwurf: „Den Berlinern zeigt dieser Berliner, daß Berlin an der Spree liegt und daß diese Spree hier von dem zukünftigen Regierungsforum eine Verbeugung macht, die der ‚Wasserkopf' Berlin bisher nicht gesehen zu haben scheint. Wir danken es dem berliner Meister Poelzig, daß er der Reichsregierung eine Richtschnur des Handelns aufgezeigt hat, die sie zu glücklicherer Zeit als der gegenwärtigen wieder aufgreifen kann".

Den Entwurf Poelzigs trifft auch am wenigsten der Einwand, der eigentlich gegen alle Entwürfe gemacht werden muß. Alle Entwürfe behandeln nämlich das Reichstagsgebäude, trotz seiner heute unerträglichen Form, als einen ernst zu nehmenden Dauerwert. Wir dürfen aber hoffen, daß eine Hunderte von Millionen kostende Neuregelung in einigen Jahrzehnten uns zusammen mit den zentralisierten Regierungsbauten für unsere Reichs- und Staatsbeamten (heute schon 45 000!) auch ein neues Reichstagsgebäude bescheren wird. Das alte heute schon abzureißen, selbst wenn wir Geld hätten, wäre verfrüht. Die Selbsterziehung jedes künstlerisch erwachenden Deutschen erfordert noch etwas Selbstkasteiung. Das Reichstagsgebäude und das unglaubliche Bismarckdenkmal (mit dem Begas nach eigener Aussage „dem Wallot eins auswischen" wollte) müssen noch zehn bis zwanzig Jahre stehen bleiben, um jedem klar zu machen, welche künstlerische Reinigung wir durchgemacht haben, welcher Schwulst noch vor kurzem bei uns geduldet und gerühmt wurde: in der Baukunst (und in jeder andern Kunst, in der Politik und in der Geschichtsschreibung!).

Das vorkriegliche Berlin hat nicht vermocht, den klaren Gedanken seiner großen Westachse (Schloß, Unter den Linden, charlottenburger Schloß) befriedigend zu gestalten, etwa wie Paris (Louvre, Tuilerien, Place de la Concorde, Elyseische Felder, Arc de Triomphe). Der berliner Versuch zur Verwirklichung dieses Gedankens leidet an drei entstellenden Knochenbrüchen. Der eine liegt beim Knie, wo das Abschlußstück des alten Plans, das charlottenburger Schloß, nach Norden ausgerenkt worden ist. Der zweite Bruch liegt beim Reichstagsforum (Königsplatz), das ebenfalls nach Norden abgerutscht ist. Der dritte Bruch liegt an der Wurzel der Achse, die von Anfang an schief aus dem Schloß herausquoll, ein Übelstand, den Schlüter und Schinkel vergebens zu heilen suchten. Der letztgenannte Bruch ist unheilbar. Die beiden anderen Brüche sind heilbar. Statt des abgerutschten char-

lottenburger Schlosses sind monumentale Abschlüsse am Knie und am Reichskanzlerplatz möglich. An der Einrenkung des Reichstagforums in die ihm gebührende Stelle vor dem Brandenburger Tor wird sich das kommende Geschlecht auch nicht durch die politisierenden Architekten irre machen lassen, die heute „einen Strich durch die Achse der Herrscher machen" wollen. Das ist Literatur. Bis die neue Generation heranwächst, könnte bei Mangel an Regierungsbureaus auf den unabsehbaren Flächen des „Platzes der Republik" eine Gruppe semipermanenter Bauten errichtet und damit für zwanzig bis dreißig Jahre probeweise allerlei Raumwirkung versucht werden. In Washington sind während des Krieges ungezählte Bureaus in Barackenbauten untergebracht worden, die gar nicht schlecht aussahen.

Aber die Forderung des Tages ist der Bureauturm nördlich des Reichstages. Man mag über die Arbeiten der Preisträger des letzten Wettbewerbes denken, wie man will. Die Ehrlichmachung unsres Wettbewerbswesens verlangt, daß ihnen die Ausführung des Neubaues, etwa auf dem Umwege eines letzten und engsten Wettbewerbes unter den Preisträgern, übergeben wird. Wenn aber nach alter deutscher Sitte das Gewinnen eines Wettbewerbes wieder nichts bedeuten darf, dann sollte unter den 17 Teilnehmern des Wettbewerbes — leider waren einige unsrer besten Architekten nicht eingeladen! — oder unter den 10 000 Mitgliedern des Bundes Deutscher Architekten gelost und dem Gewinner vertrauensvoll der Bau des neuen Bureauhauses übertragen werden. Was immer auf diese Weise entstehen mag, es wird sicher zum maßstablosen Wallotbau vortrefflich passen.

Paul Levi von C. v. O.

Es ist nicht nur im Reichstag Sitte, einen Nachruf auf ein verstorbenes Mitglied stehend anzuhören. Als Herr Loebe ein paar Gedenkworte für Paul Levi sprach, erhoben sich zwei Reichstagsparteien und gingen geschlossen hinaus. Die eine hat Paul Levi mitbegründet und später geführt, die andre rechnet ihn seit je zum engsten Kreis der „Novemberverbrecher" und ließ Dreiundzwanzig in München seinen Namen als proskribiert erklären. Wenn noch an einer Totenbahre der Haß nicht schweigen will, wenn an die Stelle des „Requiescat in pace!" der Fluch tritt: „Deine Asche möge im Wind verwehn!", dann weiß man, daß hier kein Durchschnittsmensch gestorben sondern ein außergewöhnliches Leben zu Ende gelebt ist und daß die Erregungen, die es ausgelöst hat, stärker sind als Konvention oder selbst als natürliches Gefühl.

Es gehört zur Problematik dieses Lebens, daß Paul Levi geliebt und gehaßt wurde wie ein großer Führer, daß er immer seine Enttäuschten und seine Hoffenden hatte und daß er trotzdem nur selten in den Mittelpunkt trat, daß er oft genug die Sprungstellung des Oppositionellen einnahm, ohne zu

springen, daß er öfter noch, wenn von ihm Handlung erwartet wurde, mit einer Gebärde des Ignorierens abgewendet blieb. Deshalb wird er niemals in das allzu eilfertig zusammengestellte Pantheon der Republik kommen. Denn es ist wahr: er hat niemals, wie man so sagt, positiv gearbeitet. Er hat niemals, wie Ebert und die andern Helden der republikanischen Legende, an dem sogenannten Wiederaufbau mitgearbeitet, obgleich seiner Begabung keine Möglichkeit unausschöpfbar gewesen wäre. Er war am Ausgang der revolutionären Epoche Präsident der KPD, er stand später als Sozialdemokrat immer nur als Wortführer einer Minderheit und öfter noch neben dieser als Einzelgänger. Er hat kein Tipfelchen von dem, was die Partei sich als Tat und Leistung zubilligt, unkritisiert gelassen. Er war für Klassenkampf, wo die Partei praktisch für Klassenversöhnung war, er glaubte nicht an Demokratie, nicht an Pazifismus, nicht an den Völkerbund, er setzte ein Fragezeichen sogar hinter die Erfüllungspolitik — er war die verkörperte Negation, die rasante Skepsis zwischen behaglichen Jasagern. Und selbst seine letzte und berühmteste forensische Leistung ging nicht darum, eine Unschuld zu erweisen sondern einen vor Jahren verübten Mord zu sühnen, die gewaltige Offensivkraft seiner Beredsamkeit hatte nur das Ziel, einen gewissen Herrn Jorns schon ein paar Jahre vor der Erreichung der Altersgrenze ins Elysium der Pensionierung zu schicken. Diese entschlossene Negation war sein Charakteristikum und wird sein Ruhmestitel bleiben übers Grab hinaus. Denn sie entwickelte sich nicht aus einer giftigen thersiteischen Veranlagung sondern aus einer ganz großen intellektuellen Sauberkeit. Er tut nicht mit, schimpften die Genossen, er will keine Verantwortung auf sich laden! Nein, er wollte nicht Mitschuldiger sein, und wenn die Geschichte einmal das Fazit der ersten zehn Jahre Republik zieht, dann wird sie Paul Levi mit Ehren überhäufen, weil er nicht „mitgetan" hat, weil er die reinliche Negation für produktiver hielt als kleine Kompromisselei und staatsmännisch aufgetakelten Prinzipienverrat.

Die Kommunisten taten Unrecht, ihn einen Abtrünnigen, die Sozialdemokraten, ihn einen Bekehrten zu nennen. Er war internationaler revolutionärer Sozialist aus Rosa Luxemburgs Schule, hat es nie verleugnet. Er brachte in den Schrebergarten der Reichstagsfraktion ein Fünkchen moskauer Fegefeuer, den Brandgeruch der Oktoberrevolution. Er trug die Konzeption eines Weltbildes unter gutartige Spießer, deren Horizont günstigstenfalls bis ins Vorzimmer des Völkerbundes reicht. Daß er nach seinem Sturz in der Kommunistenpartei erst zu den Unabhängigen, dann mit ihnen zu den Sozialdemokraten ging, ist ihm oft zum Vorwurf gemacht worden. Aber er folgte nur dem Gesetz lebendigen Wirkens, er wollte seine Kraft nicht in einem selbstgeschaffenen Exil sauer werden lassen, nicht an einem Straßenrand reden, wo ihm der Weg zu einer Tribüne offen war. Gewiß war seine Stellung unbequem und oft zwitterhaft. Er hatte das Air des geborenen Führers und drehte der Führerschaft jedesmal den Rücken, wenn sie sich ihm zu nähern schien. Er wehrte mit lässiger

Eleganz ab, anstatt fest zuzugreifen. Vielleicht hat sein Unglück in der Kommunistischen Partei ihn tiefer verwundet, als er jemals zugegeben hätte, ihn mit grundsätzlichem Zweifel gegenüber dem Begriff der Macht erfüllt. Sein jäher Tod schneidet die Frage ab, ob die Passivität seiner letzten Jahre nur eine vorübergehende war oder ob er nicht doch einmal das Signal zum Aufruhr gegeben haben würde.

Vielleicht brauchte er auch die Parteipolitik nicht mehr. Denn in diesen letzten Jahren hatte er eine neue Aufgabe gefunden: Er war zum besten Führer in den Kämpfen um die Justizreform geworden. Hier wurde ihm alles zum Vorteil, was in Parlament und Partei sonst nur Mißtrauen entzündet:. sein Mut zur Logik, sein Wissen, seine Belesenheit und seine hinreißende Beredsamkeit. Da wo es nicht um Parteiinteressen und nicht um das Abrakadabra von Dogmen geht, bleibt freiere Wirkung möglich, kann sich der Zauber einer Persönlichkeit entfalten, ohne plumpe Vorwürfe fürchten zu müssen. Der Anwalt der Gerechtigkeit hat das schöne Amt, direkt an das beste Gefühl des Menschen, an das Rechtsgefühl appellieren zu dürfen, und er wird um so erfolgreicher sein, je mehr er, wie Paul Levi, es unrabulistisch tut. Levi wollte immer der Wahrheit zum Siege verhelfen, nicht einer juristischen Konstruktion. Die Juristerei, die er so glänzend beherrschte, war ihm immer nur Handwerkszeug, niemals Selbstzweck. Auch ein Andrer hätte wohl Herrn Jorns klein gekriegt, aber Dieser machte aus dem Termin vor einer Strafkammer den großartigen Sühnetag der geschändeten Gerechtigkeit. Dieser durfte mit Recht sprechen: „Hier treten diese Mauern und tritt diese Decke zurück. Hier ist ein Tag des Gerichtes gekommen!", denn er selbst wuchs in dieser Stunde weit über sein gewohntes Maß hinaus, und so steht an der Grenze seines Lebens die mächtigste deutsche Rede seit Ferdinand Lassalle.

Was wird sonst noch von ihm bleiben? Ein paar kleine Broschüren zu aktuellen Fragen, durch weite Perspektiven ausgezeichnet, die knappe messerscharfe Studie über den Aufstand des Catilina und eine hoffentlich recht bald erfolgende Sammlung seiner Artikel, in denen sehr viel von der klugen Gradheit und dem Witz seiner mündlichen Reden enthalten ist. Die Partei, die ihn nicht verdient hat, wird ihn schnell vergessen. In Erinnerung bleiben wird er bei den paar hoffnungslosen Außenseitern, die sich von dem Gedanken nicht trennen können, daß auch die revolutionäre Politik starke, eigenwillige Individualitäten braucht und daß sie mit einem Manne wie Paul Levi noch immer besser fährt als mit den korrekten Bureauvorstehern des Radikalismus. Paul Levi war dem Sozialismus verschworen wie kaum ein Andrer, aber nicht der Partei, nicht ihren Buchstaben, nicht ihren Opportunitäten und Rücksichten. Deshalb bedeutet sein Tod mehr als der irgend eines Politikers, deshalb will an dieser Bahre die quälende Leere der Hoffnungslosigkeit nicht weichen. Er war eine eigne Macht, mit seinen Widersprüchen und Irrtümern seine eigne Fahne, und diese Fahne ist gesunken.

Die Zeit von Peter Panter

„Die meisten Menschen", heißt dem Sinne nach eines der klügsten Worte Leo Trotzkis, „sind Anachronismen ihrer eigenen Epoche." Öffne eine Zeitung: die beiden am häufigsten gedruckten Wörter, die du dort findest, sind: „Mensch (menschlich)" und „Zeit".

In beiden Fällen verkriechen sich die menschlichen Zeitgenossen hinter eine Kulisse, um sich dort ungenierter austoben zu können. Sie glauben ernsthaft, sachlich zu sein, wenn sie im Amt hart und das sind, was man mit einem freundlichen Euphemismus „unmenschlich" nennt, — es ist aber eine Ausrede. Niemand ist „rein sachlich"; diese Ausdrücke muß man stets in Anführungszeichen setzen. Das, was der Mensch tut, unter welchen Umständen auch immer, ist der Ausdruck seiner selbst oder Ausdruck seiner Klasse — rein sachlich ist es nicht. Er ist nie unsachlicher, als wenn er glaubt, nur sachlich zu sein.

Und so wie sich jeder Gruppenfeigling hinter die Sache verkriecht, die von ihm verlangt, was er angeblich nur blutenden Privat-Herzens tut; so wie die kirchliche Bureaukratie gern hinter das Wort Gottes flüchtet, wenn sie ihren eigenen Kram meint: genau so beruft sich der mondaine Geistige, und wer wollte das nicht sein, auf seine Zeit. Es ist wie ein Zauberwort.

Bei diesem Zeitrummel, dem wir unter anderm auch die langsam vergehende Mode der jungen, jüngsten und allerjüngsten Generation verdanken, spielt ein Hauptirrtum eine große Rolle. Das, was die Herren Zeit zu nennen belieben, ist oft nur die Dominante eines zahlenmäßig kleinen Kreises, der sich gern als den Vorläufer der großen und groben Massen denkt. Meist ist er das mitnichten. Von etwa hundert Kleider- und Geistesmoden dringen achtundneunzig überhaupt nicht durch; sie bleiben Ausflüge der Städter in das Gebiet einer Mode, Privatbelustigungen von winzigen Gruppen — die Massen wissen kaum etwas von ihnen.

Was durchdringt, dringt langsam durch. „Auch die geistigen Moden", hat ein sehr kluger Humorist gesagt, „werden im Hinterhaus aufgetragen." Man blättere in dem, was heute Hunderttausende noch lesen, nein: was sie lesen, und man findet: Abklänge des Expressionismus, Nachklänge des ganz alten Naturalismus, Epigonen Gustav Freytags, Nachfahren Wilhelm Raabes... die Einflüsse der achtziger Jahre sind für viele Menschen noch lange nicht zu Ende.

Es gibt aber, wenn man sich das Vergnügen macht, durch die Zeit einen Querschnitt zu ziehen, bei dem sich der Ziehende gern als die Krönung des Ganzen sieht, vielerlei Schichten, und alle hübsch nebeneinander: Schon, noch, alt, ganz alt... sämtlich nebeneinander. Nur, was allen diesen Schichten gemeinsam ist: das macht die Zeit aus.

Der zahlenmäßig überwiegende Schutt des Alten bei den Massen muß mitgerechnet werden, und grade dann, wenn er den kleinen Zirkeln gegenüber, die sich fortgeschritten wähnen

oder es sind, den Ausschlag gibt. Man hat dann das Recht, zu werten — die Diagnose aber muß ehrlich sein. Gewiß ist es wichtig, die Exponenten der Zeit und der künftigen Entwicklung richtig zu sehen und bei der Wertung nicht einfach abzustimmen — jedoch sind diese Exponenten sehr, sehr schwer zu erkennen. Wenn ein Kreis keine Massenwirkung hat, so ist er deshalb noch nicht wertvoll — das ist ein gefährlicher Irrtum. Eine Epoche nur nach denjenigen ihrer Erscheinungen zu werten, die in Presse, Buch oder Kunstwerk einen Niederschlag gefunden haben, ist töricht; so haben zum Beispiel die wirtschaftlich Unterdrückten fast niemals den Apparat zur Verfügung, der ihrer Bedeutung entspricht. Es ist zwar richtig, daß Zeiterscheinungen manchmal an besonders empfindlichen Stellen und im kleinen Kreise zuerst sichtbar werden — aber man werte hier vorsichtig. Es gehört ein sechster Sinn für solche Wertung; was Massen wollen, lieben, ablehnen und nun gar, was sie in Zukunft tun werden, muß man wittern. Mit dem Verstand ist es kaum zu eruieren.

Es ist aber bequem, sich als Exponent der Zeit aufzuspielen — es verleiht dem Sprechenden ein großes Gewicht, das er allein nicht hätte, und es schmeichelt seiner Eitelkeit. Und führt doch zu gar nichts.

Es führt höchstens dazu, daß die Zentren des Geistes, Zeitungsleute, Schriftsteller und Modephilosophen, ihr eigenes Land und ihre eigene Epoche oft nicht richtig sehen. Es sind dann Generale ohne Massen, eine höchst lächerliche Erscheinung.

Kleinzeitler sind es — so wie es Kleinstädter gibt. Der Spießer setzt gern in seine Klagen das Wort „heute", als ob nicht zu allen Zeiten die Menschen geistig träge, dummdreist, laut und verfressen gewesen seien. Einen Schritt weiter, und wir haben die gute alte Zeit, ein Leierkastenlied, das zu schön ist, um wahr zu sein.

Noch grotesker sieht das für einen aus, der nacheinander in verschiedenen Städten Europas beobachtend lebt.

Allen gemeinsam ist das Romanische Café, auf das ich nicht so schelten kann, wie das vielfach geschieht. Es ist nicht meine Nummer — aber dergleichen muß sein, das hats immer gegeben, ganz besonders zum Beispiel zwei Jahrhunderte lang in Frankreich, wo sich der Literat mit dem leicht verbummelten Geistlichen verband... vielleicht rührt daher die fast traditionelle Käuflichkeit des französischen Literaturbetriebes. (Die Herren sind gebeten, das Wort „louche" ins Deutsche zu übersetzen.) Nun, das literarische Café de la Rotonde ist überall gleich, in Belgien, in der Schweiz — auch in England mag es in Ansätzen vorhanden sein.

Aber das ist doch nicht die Welt! Es ist insular. Drum herum leben die bürgerlichen Schichten unbeirrt ihr Leben zu Ende, zweifelnd leben sie es, unsicher — aber im Grunde unbeirrbar, soweit geistige, radikale Forderungen an sie gestellt werden. Die Proletarier haben zu viel mit sich selbst zu tun; für die sind diese Modeströmungen schon gar nicht vorhanden. Bleibt der „Zeit-Kreis" als Selbstzweck; bleibt

der zeitungslesende Bürger, der ängstlich danach schielt, was die Zeit geschlagen hat, nicht grade um sich danach zu richten, aber doch um darüber sprechen zu können.

Gräser bewegen sich im Winde; aber der Boden steht. In jeder Großstadt gibt es zweihundert, vierhundert, fünfhundert Leute unseres Berufes, die — det hebt Ihnen! — ihre gesamte Epoche in toto darstellen wollen; sie stellen aber nur einen klassenmäßigen Ausschnitt dar. Dies ist eine Literatenkrankheit: mehr sein zu wollen als alle die andern. Und der Schriftsteller, der sich die Samtjacke ausgezogen hat, weil er sie versetzen mußte, besann sich plötzlich, daß ein Dachstübchen nicht unbedingt zu ihm gehöre; nun ist er in die Geschäfte gegangen, und in Deutschland verdienen die festangestellten Literaten mehr als in andern mir bekannten Ländern. Sie begnügen sich nun nicht mehr damit, zu schreiben — handeln wollen sie. Und das tun sie denn auch, in beiden Bedeutungen des Wortes.

Zu diesen Äußerungen des sozialen und literarischen Geltungstriebes gehört der Vorwurf: „Er ist nur ein Literat." Dichten ist: Gerichtstag halten über sich selbst; ich schieße auf einen Gegner, am besten, als wärs ein Stück von mir... aber das Scheltwort „Literat" ist doch keines. Die Wirkungen Herbert Iherings zum Beispiel stammen aus einer rein geistigen, rein literarischen Sphäre; nur auf dieser Ebene darf man ihn bekämpfen oder ihm beistehen, nur hier wirkt er. Und schon mit dem „nur" tut man ihm unrecht: es ist sein Gebiet, seine Kraftquelle, aus der andere schöpfen sollen — das ist genug und gut so.

In einem sehr larmoyanten Aufsatz hat jüngst Theodor Wolff beklagt, die arme, arme Frau Bergner sei von „Sensationsschreibern und Literaten" angegriffen worden. Ich will hoffen, daß das Feuilleton des ‚Berliner Tageblatts' nicht von Schustern und Maurermeistern versorgt wird — sondern von Literaten. Was ist der Scheltende? Ein Literat; Politik kritisieren ist noch nicht: Politik machen. „Zahnarzt" ist kein Schimpfwort, denn es gibt vielerlei Sorten von Zahnärzten. „Literat" ist kein Schimpfwort, am allerwenigsten sollte ein Literat es gebrauchen.

Mir scheint in diesem Zusammenhang ein Wort vom kommunistischen Schriftsteller angebracht. Es ist gar kein Zweifel, daß ein Teil der Intellektuellen, die zur Partei gegangen sind, dies aus ganz ehrlichen und reinlichen Beweggründen getan haben. (Von Geld sei hier überhaupt nicht die Rede.) Becher, Renn, Kisch sind auf Grund ihrer Überzeugung der Partei näher getreten — die Bindung, die sie eingegangen sind, ist lediglich ihre Sache; keiner von diesen begeht den Fehler, auf den man so oft stößt:

Sie benutzen nicht die Potenz einer politischen Bewegung zur Hebung ihrer eigenen Ohnmacht. Das gibts. Solche kleinen Pinscher kriechen dann zum Arbeiter, hängen sich an Hammer und Sichel, und wenn unsereiner ihre Schreiberei nicht gut findet, dräuen sie: „Bürger!" Das sind kindliche Spiele, und der Arbeiter fällt im Gegensatz zu seinen Funktionären nicht darauf hinein.

Der Zeit aber wollen wir nicht nachlaufen; wir wollen in ihr leben. Ich will gar nicht einmal davon sprechen, wieviel Charakterstärke dazu gehört, sein Leben zu Ende zu leben, gegen alle andern, so wie es etwa Arno Holz getan hat. Man sehe sich demgegenüber jene Theaterkritiker an, die um jeden jungen Dramatiker ein Lämmerhüpfen veranstalten, aus lauter Angst, nicht mehr für achtundzwanzig gehalten zu werden; nichts ist würdeloser als ein zappelnder Greis. Ich sehe diese Gattung vor mir: mit kurzen Hosen, ein Tiroler Hütl auf dem Kopf, asthmatisch, aber eilig und eine irre Furcht in den Augen: Sind wir auch noch modern? Gehören wir auch noch dazu? Sind wir auch — zieh mir mal den Schlips zurecht — nach der letzten Mode gekleidet? Arme Luder.

Nur ein sehr großer Mensch wie Hamsun darf es sich erlauben, dem Tod entgegenlebend sich das wenige aus der Zeit herauszufischen, was ihm noch behagt, was ihm noch nützt. Wir andern wollen mit der Zeit gehen, aber ohne Furcht. Man soll die jüngeren Leute hören, und dabei nicht vergessen, daß es kaum wahrnehmbare, feine Grenzlinien gibt, die nicht zu überbrücken sind. Ein Mann wie Wyneken, der doch mit den Jungen lebt, mag das spüren — es hilft alles nichts, und ich kann es nur dann als tragisch empfinden, wenn jemand nachts darüber weint. Es ist natürlich, und es soll so sein. Ein alter Mann ist stets ein König Lear, es wäre töricht, zu verlangen: Komm, ältle du mit mir... Und diesen Graben gibt es schon zwischen fünfzig und zwanzig. Die Generation Kästner liebt eben anders, als die Generation Liliencron geliebt hat. Ist das ein Grund zur Verzweiflung? zum Fluch? zum Beifallsgeschrei?

Ich wünschte, unsere geistigen Führer beschäftigten sich ehrlich und innerlich mehr mit der Jugend, und zwar nicht nur mit der Jugend, die ihre Zeit beschreibt, sondern mit der, die sie lebt. Dann, aber nur dann, wären es Menschen der Zeit. Und nicht das, was uns so oft über den Weg klabastert: Affen der Zeit.

Die dunkle Loge von Hilde Walter

Man kommt durch ein kahles, nüchternes Vestibül, dem hohe Wölbungen die magere Feierlichkeit einer englischen Methodistenkirche verleihen. Das ist nicht sehr vielversprechend. Aber wenn man die breite Treppe hinaufgeht, dann steht man plötzlich in einem schmalen Durchgang, dem Ausblick öffnen sich zwei Säle, deren zügelloser Pomp an Königspaläste erinnert. Die Zeit scheint zu stocken, du siehst dich unwillkürlich um, ob nicht der Custos kommt, der dir zur Schonung des Parketts Filzpariser anzieht und dann loslegt: „Dies meine Herrschaften ist der Bankettsaal, von dieser Loge dort pflegte die hochselige Herzogin Augusta Amalia der Auspeitschung ihrer Pagen zuzusehen." Aber weitere Träumerei wird verhindert durch ein paar befrackte Kellner, die sich höflich aber mit zielsicheren Handbewegungen auf dich kon-

zentrieren und dich langsam an einen Tisch drängen. Denn du bist trotz Blauem und Gelbem Saal in keinem Fürstenschloß sondern in dem bekannten berliner „Tanz- und Vergnügungspalast Casanova" in der Martin-Luther-Straße, seit langem von dem Geruch mondänen Lasters umgeben, Hauptquartier der allerfeinsten Lebewelt, wo bei einem verführerischen Tango für ein paar Minuten das Licht ausgeht und wo sich richtige Kavaliere noch einer Frau wegen mit Ohrfeigen regalieren.

Es ist nicht gut, wenn soviel Stimmungszauber seinem natürlichen Platz entführt, in dem frostigen Saal eines Landesarbeitsgerichts von Juristen analysiert wird, wie das neulich der Fall war. Die Mechanismen dieser Art von Romantik werden bloßgelegt, die Orgie beschränkt sich schließlich auf die Preisliste, übrig bleibt nur die kasuistische Frage, welche Form des Amüsements, Tanzen nicht mitgerechnet, bei einem Sektpreis von vierunddreißig Mark pro Flasche etwa noch einkalkuliert ist. Wir verdanken die Aufhellung einer Klage, die der entlassene Geschäftsführer des Lokals gegen die Direktion gerichtet hatte. Er war fristlos entlassen worden, weil er dem Wunsch eines Gastes folgend, eine Loge verdunkeln ließ, in der sich der Herr in Gesellschaft von drei Damen befand. Nach kurzem Nahkampf zwischen Moralität und Geschäft, siegte das Geschäft. Es wurde dunkel in der Loge, und es ging allda etwas bacchantischer zu, als der Ruf einer vornehmen Gaststätte erforderte, obwohl nicht unterschlagen werden darf, daß in dieser knappen Viertelstunde immerhin für 150 Mark Sekt und Kaviar konsumiert wurde. Die Direktion jedoch rümpfte die Nase und setzte den Geschäftsführer hinaus, was teils der öffentlichen Sittlichkeit, teils dem Budget des Etablissements zugute kam, da der Geschäftsführer nicht billig war und grade in diesen Wochen auf den großen Amüsierbetrieben starke Depression lastete.

Das Gericht aber gab dem Geschäftsführer recht. Nicht weil es — Gott bewahre — die Unsittlichkeit fördern wollte, sondern weil es nach Zeugenaussagen und genauer Prüfung der Sachlage nicht zu der Auffassung gelangen konnte, der Geschäftsführer habe etwas ganz aus dem feudalen Stil dieses Lokals fallendes unternommen. Eine Entscheidung, die den Tatsachen gerecht wird. Denn auch dies pikfeine Haus beruht nicht auf der Sensation des Blauen und Gelben Saals. Es geht wie überall in der vornehmen und powern Amüsierwelt um freundliche Mädchen. Der Architekt hat sich angestrengt, jawohl, aber nur die Mädchen sind wirklich gefragt. Auch „Casanova" mit seiner luxuriösen Emballage lebt von ein paar Dutzend Frauen. Gewiß, sie bewegen sich in sehr manierlichen Formen, sie sind sehr dezent und fallen nicht gleich mit dem Bett ins Haus, aber der Unterschied zu weniger kultivierten Gaststätten ist nur graduell.

Wenn man allerdings in jenem Termin Herrn Liemann von der Direktion und seinen Vertreter hörte, dann mußte man fragen, welches närrische Schicksal grade diesem zimperlichen Familienlokal wohl seinen interessanten Ruf verschafft

hat. Da können doch die Damen vom Königin-Luise-Bund ruhig mit ihren Strickstrümpfen sitzen, ohne an der Seele Schaden zu nehmen, vom Leibe ganz zu schweigen. Hat doch der verewigte Prinz Heinrich, wie die Direktion versichert, dort Stunden harmloser Freude mit seiner Familie zugebracht. Merkwürdig, daß man sich nicht gleich auf den frühern Kronprinzen berief! Oder erschien diese Beziehung für den Ruf des Lokals zu gewagt? Wenn man Herrn Liemann glauben will, dann werden diese guten Mädchen nur geduldet, um alleinstehenden Herren heitere Konversation zu bieten, dann werden diese jungen Damen nur zur Vollendung ihrer Umgangsformen als Haustöchter allabendlich zu ihm geschickt — und es ist wohl nur Sorge um ihr sittliches Wohl der Grund, daß sie jeden Abend zu einer bestimmten Zeit bei ihm erscheinen müssen und sich nicht vor Schluß des Lokals entfernen dürfen. Polizeilich beglaubigte Photographien von fünfundvierzig derart behüteten Mädchen verwahrt der Haushofmeister Isaak Sapirstein, der den Umgang der Gäste mit den Damen zu überwachen hat. Selbstverständlich kann ein so hochnobles Lokal seinen weiblichen Stammgästen keinen Freitisch anbieten. Niemand hindert eine Dame, die allein bleiben will, aus eigner Tasche zu bezahlen. In geringern Häusern herrscht noch die Unsitte, die weiblichen Stammgäste mit Prozenten an der Zeche ihrer Tischgenossen zu beteiligen; das ist bei Herrn Liemann streng verpönt. Die Damen zahlen persönlich nur 70 Prozent vom Kartenpreis, dafür hält aber Zeremonienmeister Sapirstein darauf, daß sie alle vierzehn Tage ein neues Abendkleid tragen, im Werte von mindestens dreihundert Mark. So hält Herr Liemann das hohe Niveau seines Hauses.

Die Arbeitsgerichte sind durch ihre Praxis sozial einsichtiger und weniger geneigt als Gerichte mit andern Funktionen, in jedem Unternehmer den bessern Menschen oder wenigstens den Träger der höhern Idee zu sehen. Deshalb ließ die Kammer sich nicht von dem von Herrn Liemann entworfenen Bild einer bürgerlichen Tanzstundenvergnügung düpieren, sondern schälte unbarmherzig den Tatbestand heraus. Dabei wurde offenbar, daß die exorbitanten Preise der Casanova-Bar hauptsächlich durch die Anwesenheit von Frauen ermöglicht werden, deren Mittel aus einer Beschäftigung stammen, die in der Amtssprache recht schmucklos als gewerbsmäßige Unzucht bezeichnet wird. Daß der Betrieb ferner ohne Gegenleistung einen direkten Nutzen daraus zieht, wenn die Animierkünste der Mädchen den Konsum erhöhen. Ein Rechts- oder Arbeitsverhältnis zur Firma besteht nicht. Die Firma zahlt mit den großen Chancen, die ein teures Haus für den bessern Liebesmarkt bietet; sie behält sich vor, diese Chancen jeden Augenblick ohne Kündigungsfrist zu versperren. Es soll auch schlechte Tage geben, an denen von fünfundvierzig Mädchen die Hälfte froh ist, wenn sich nach sechsstündigem Warten und aus eigner Tasche bestrittenen Unkosten noch Gesellschaft findet, die für die Fortsetzung der Nacht blanke zwanzig Mark auswirft. Damit läßt sich die notwendige Vor-

aussetzung zum Dauerbesuch des „Vergnügungspalastes", ein Lebensstandard von etwa tausend Mark monatlich, nur unbequem aufrechterhalten. Dann muß eine finanzielle Katastrophe durch Selbsthilfe, nämlich durch einen Griff in die Brieftasche des Kavaliers, verhindert werden — und das ist wieder schwierig, weil dann Herr Sapirstein das polizeilich beglaubigte Bilderbuch hervorholt. So bringen die Mädchen für den Unternehmer der großen berliner Sehenswürdigkeit rund fünfzigtausend Mark Betriebsspesen monatlich auf, und damit kann der Laden schon seine Preise halten.

Es erübrigt sich zu betonen, daß ein reeller Bordellbetrieb neben diesem System beinahe ehrwürdig wirkt. Man muß der moralischen Entrüstung des Herrn Liemann dankbar sein, weil dadurch die soziale Apparatur eines hochmondänen Amüsierbetriebs sichtbar wurde, und zugleich ein Sittengemälde, auf dem die verdunkelte Loge noch den hellsten Farbfleck darstellt.

Frage von Theobald Tiger

Es laufen vor Premieren
Gerüchte durch die Stadt:
Nun kommt, was man in Sphären
noch nicht gesehen hat.
Doch hat der Rummel sich gelegt
— so aufgeregt, so aufgeregt —
dann frag ich still, so leis ich kann:
„Und dazu ziehn Sie 'n Smoking an —?"

Es steigen große Bälle,
und die Plakate schrein.
Man muß auf alle Fälle
da reingetreten sein.
Der Sekt ist warm, die Garderobe kalt.
„Ich glaube, Lo, nun gehn wir bald ..."
Zu Hause sehn sich alle an:
„Und dazu ziehn wir 'n Smoking an —?"

Es prangt in den Journalen
das Bildnis einer Frau.
Schön ist sie angemalen,
hellrosa, beige und blau.
Dir glückts ... ihr Widerstand erschlafft ...
Na, fabelhaft! Na, fabelhaft?
Grau ist der Morgen ... welk der Strauß ...
Und dazu zieh ich 'n Smoking aus —?

Willst du nach oben schweben,
fällst du auf den Popo.
Und überhaupt das Leben,
es ist gemeinhin so:
Erst viel Geschrei und mächtiger Zimt.
Sieh nur, wie alles Karten nimmt!
Aber mehrstenteils, o Smokingmann:
Zieh ihn gar nicht erst an! Zieh ihn gar nicht erst an —!

Emelka-Duell von Morus

Von Zeit zu Zeit muß öffentlich bewiesen werden, daß mit dem Film kein Staat und mit dem Staat kein Film zu machen ist. Die Regierung läßt sich diesen Anschauungsunterricht etwas kosten. Das Objekt, an dem sie den Nachweis erbringen will, ist die Emelka, die münchner Lichtspielkunst-A.-G. (L wie Elektrische).

Seit zwei Jahren spukt das Emelka-Projekt in den Köpfen unsrer etatmäßigen und außeretatmäßigen Kulturpolitiker herum. Es ist, wenn man so sagen darf, eine organische Entwicklung. Bei der Liquidierung des Phoebus-Skandals Lohmanns seligen Angedenkens, kam das Reich in den Besitz von Fünfhunderttausend Mark Emelka-Aktien und trat diese teure Erbschaft an mit dem ausdrücklichen Vermerk, daß die Regierung sich damit einen gewissen Einfluß auf die deutsche Filmindustrie sichern wollte. Es war kurz, nachdem Hugenberg in die Ufa eingezogen war und man schon im Geiste auf allen Kinos schwarz-weiß-rote Fahnenstangen sah. Fünfhunderttausend Mark — dafür einen Vertreter im münchner Aufsichtsrat: es schien gar nicht so übel und jedenfalls preiswerter als das Ufa-Geschäft, das man ja auch ursprünglich dem Reich aufhängen wollte: ein Anknüpfungspunkt, aus dem sich später einmal etwas entspinnen könnte.

Und es entspann sich. Die Herren der Emelka ließen sich nicht das gutgefüllte Portemonnaie in der Nachbarschaft entgehen, und bald fand sich für das Reich eine gradezu glänzende Gelegenheit, mit größern Beträgen in das Emelka-Geschäft einzusteigen. Natürlich nur zwecks Erhaltung deutschen Kulturgutes, denn vor den Toren Münchens lauerten schon die Engländer, um uns das Kleinod zu entreißen. Aber die Emelkaner waren gute Patrioten. Sie erklärten sich bereit, gegen ein bescheidenes Aufgeld von fünfundsiebzig Prozent über dem Börsenkurs dem Reich den Vortritt zu lassen.

Sein oder Nichtsein, das war hier die Frage. Kein Geringerer als Stresemann sprang in die Bresche. Er war für Sein. (Mit Hugenberg als Nachtgespenst.) Auch Severing und Hilferding waren für Sein. Um so schärfer stemmten sich die Deutschnationalen dagegen. Der Doktor Quaatz (vom jüdischen Mütterchen die Frohnatur, die Lust am Fabulieren) knöpfte sich den Fall vor, und es blieb nicht viel übrig. Herr Quaatz tastete auch die Hintergründe ab und stellte interessante Betrachtungen über die Person des Verkäufers, des Herrn von Lustig an. Er erinnerte, höchst unziemlich, an die hervorragenden Verdienste, die sich der österreichische Rittmeister von Lustig als Kriegslieferant erworben hätte, und machte auf Grund eingehender Prozentberechnungen darauf aufmerksam, daß auch bei dem Emelka-Verkauf der Hauptaktionär Lustig nichts zulegen würde. Seine Anklagerede war, mit einem Wort, immun. Aber Herr von Lustig ist ein Ritter ohne Furcht und Tadel, und durch so belanglose Einrichtungen wie die Abgeordneten-Immunität läßt sich ein böhmischer Edelmann, bei dem selbst der deutsche Kronprinz

gern zu Gaste weilt, nicht schrecken. Nachdem also Herr von Lustig vergeblich versucht hatte, von Herrn Quaatz im Reichstagsausschuß eine Ehrenerklärung zu erhalten, ging er nicht an die ordentlichen Gerichte, um vor aller Welt seine Reinheit zu bekunden, sondern er griff nach alter Ritterweis zur Selbsthilfe.

Eines Tages erschien der General von Seeckt als Kartellträger bei Herrn Quaatz, um ihm den Fehdehandschuh des Herrn von Lustig zu überbringen. Herr Quaatz, der sich trotz deutschnationaler Mitgliedskarte seinen gesunden Menschenverstand bewahrt hat, war wohl der Meinung, daß diese Art, kaufmännische Honorigkeit zu beweisen, im Jahre 1929 nicht mehr ganz zeitgemäß sei. Aber alte Burschenherrlichkeit und Seeckt als Duellagent gehen vor Sinn und Verstand, und so konnte Quaatz die Forderung nicht glattweg ablehnen. Als Held und deutschnationaler Mann nahm er an, als erfahrener Handelskammersyndikus zog er vor, den Fall dilatorisch zu behandeln. Es dauerte monatelang, bis die Sekundanten benannt waren, aber auch dann konnten sich die Gegner noch nicht darüber einigen, wo und wann die grause Schlacht stattfinden sollte. Statt ehrenschänderischen Blutes flossen einstweilen nur die Tintenfässer, und in einem Schriftwechsel von mittelalterlicher Politesse bereiteten die beiden Ritter die Einzelheiten des Turniers vor. Allein der Kriegsgott war dagegen. Sei es, daß er nichts gegen einträgliche Kriegslieferungen einzuwenden hat, sei es, daß er Herrn Quaatz der Nation für größere Aufgaben erhalten wollte: es wurde und wurde nichts daraus. Das einzige Ergebnis war ein dickes Aktenstück, in dem Herr von Lustig alle Dokumente über den verhinderten Zweikampf zusammentrug, um vor dem deutschen Volk oder mindestens vor dem Haushaltsausschuß des Reichstags zu bekunden, daß er ein Kavalier sei und daß Doktor Quaatz gekniffen habe. Aber der Vorsitzende des Reichstagsausschusses meinte bedauerlicherweise, das Parlament sei für Donquijoterie nicht zuständig, und so endete dieses lustige Emelka-Intermezzo wie das hornberger Schießen.

Leider verlief für das Reich die Emelka-Affäre nicht ganz so unblutig. Wenn auch Herr Quaatz fürs erste Sieger blieb, so ließen die enragierten Filmpolitiker auf den Ämtern und die Kartellträger der Gegenseite nicht locker. Im Herbst vorigen Jahres waren glücklich die Verkäufer am Ziel, und das Finanzministerium ließ sich für einen immer noch horrenden Preis, für fünfzig Prozent über dem Börsenkurs, das Defizit-Unternehmen aufpacken. Um nicht wieder auf gradem Weg zu stolpern, ging man diesmal einen krummen Weg. Die Commerzbank wurde als Käufer der Emelka-Majorität vorgeschoben, und erst nach einigen Wochen bekannte sich das Reichsfinanzministerium zu seiner Heldentat.

Mit wem man es bei diesem Kauf zu tun hatte, wurde, auch ohne Duell, bald ersichtlich. Schon bei der Weitergabe des Aktienkapitals an das Reich ergaben sich merkwürdige Kursdifferenzen. Die bisherigen Aufsichtsräte der Emelka hatten sich ihre Arbeit gründlich bezahlen lassen, Herr von Lustig

bezifferte die Unkosten, die ihm bei den verschiedenen Verhandlungen und Vertragsabschlüssen entstanden waren, auf 186 000 Mark, und bevor das Reich in München einziehen konnte, engagierte die alte Verwaltung einen dritten Direktor gleich auf drei Jahre für 200 000 Mark, und das Reich mußte froh sein, daß es nachträglich 15 000 Mark herunterhandeln konnte.

Durch die dringlichern Finanzfragen ist der Haushaltsausschuß des Reichstags allerdings noch immer nicht dazu gekommen, den Emelkakauf zu verabschieden. Daß der Reichstag in den sauren Apfel beißen muß, steht wohl außer Frage. Denn die Regierung hat sich, damit ihr Hugenberg nur ja nicht zuvorkommt, gleich so festgelegt, daß das Reich ohne sichere Regreßzahlungen nicht mehr zurück kann. Inzwischen hat die Emelka zum Vergnügen der Einwohner sich auf den Tonfilm umgestellt und hat dem deutschen Volk, im Namen und auf Kosten des Reiches, die herzigen Filmwerke „In einer kleinen Konditorei" und „Ich glaub nie mehr an eine Frau", inspiriert von Max Reichmann, transpiriert von Richard Tauber, geschenkt. Offenbar hat Severing das gemeint, als er bei der ersten Emelka-Debatte im Reichstag erklärte: „Wenn das Reichsministerium künftig eine Einflußnahme auf die Filmproduktion hat, wird diese nicht in einseitiger parteipolitischer Weise mißbraucht, sondern es wird der Film auf größere künstlerische Höhe gebracht werden."

Während in Severings Ministerium die Film-Geheimräte zu neuen, größern Taten rüsten, hat die Koalitionsparteien bereits das große Grauen vor der Reichsfilmpolitik gepackt. Selbst Doktor Hilferding, der vor fünf Monaten den Emelka-Kauf praktiziert hat, möchte das Filmglück im Winkel so schnell wie möglich wieder loswerden. Noch energischer drängen die Herren vom Zentrum darauf, die von Anfang an der Emelka-Aktion einigermaßen kritisch gegenüberstanden. Zwar sitzt im Aufsichtsrat der Emelka als Vertreter des Reichs auch der Zentrums-Doktor Spiecker, und als Zeichen beginnender Moral können wir bereits buchen, daß der Tauber-Film nicht, wie mans vorhatte, „Dirnenlied" getauft wurde, sondern einen noch kitschigeren Titel bekommen hat. Aber die strengern Männer der Mitte befürchten, daß die Reichsregie den Film und die Menschen auch nicht bessern, sondern nur die Steuerbezahler belasten wird. Und damit werden der Prälat Schreiber und der Exminister Köhler, die sich besonders gegen die Emelka wehren, wahrscheinlich Recht behalten. Das Innenministerium wird es wohl für den größten Erfolg staatlicher Filmpolitik ansehen, wenn es das Jahr über neutralen Kitsch laufen läßt und dafür den elften August mit Pauken und Trompeten und sogar mit schwarz-rot-goldenen Fahnen für die Wochenschau kurbelt; vorausgesetzt natürlich, daß bis dahin nicht wieder Herr von Keudell oder Herr Oberfohren im Innenministerium regiert.

Wir aber meinen, daß auch das für die Millionen, die die Emelka unvermeidlich kosten wird, etwas wenig ist. Deshalb, wenn sich jetzt nur irgend eine Gelegenheit bietet, die Emelka-Majorität zu leidlichem Preis wieder zu verkaufen: fort damit!

Bemerkungen

Reparationen für Bethlen

Graf Bethlen, der ungarische Ministerpräsident, kommt aus dem Haag zurück. Vor seiner Abreise hat er geschworen, über das Jahr 1943 hinaus keine Reparationen für Ungarn anzuerkennen. Aus dem Haag zurück kommt er mit der angenehmen Botschaft, daß Ungarn auch nach 1943 noch dreiundzwanzig Jahre lang weitere dreizehneinhalb Millionen jährlich zahlen wird. Was ist vorgefallen, was hat den Saulus zum Paulus gemacht? Etwas sehr einfaches: Man hat sich im Haag darüber geeinigt, daß der Ertrag der Zahlungen nach dem Jahre 1943 den ungarischen Optanten, das heißt, den ungarischen Großgrundbesitzern zufallen wird, die in den abgetretenen Gebieten, in denen überall die Bodenreform durchgeführt wurde, für Ungarn optiert haben. Einer der größten Großgrundbesitzer im ehemaligen ungarischen Siebenbürgen ist Herr Bethlen selbst. Er und noch etwa siebzig andre Gentryfamilien sind die Hauptnutznießer des Kompromisses vom Haag. Und das ungarische Volk darf — nach Ablauf der eigentlichen Reparationszahlungen — weitere dreiundzwanzig Jahre lang Hunderte von Millionen für die herrschende Clique zahlen.

Wagt jedoch in Ungarn jemand davon zu sprechen, so ladet er — wie das Beispiel des sozialistischen Zentralorgans zeigt, das bei jedem Hinweis konfisziert wird oder das Schicksal der sozialdemokratischen Abgeordneten, die sofort dem Immunitätsausschuß verfallen, die schwerste Verfolgung auf sich.

K. L. Reiner

V. D. A. und Braukapital

Mal alle aufstehen, die im V. D. A. sind. *Lampel: Pennäler*

Die Schultheiß-Patzenhofer AG. läßt sich gern von Schulklassen höherer Lehranstalten besichtigen. Da wird unter Führung des sich plötzlich sehr jovial gebärdenden Lehrers der ganze Betrieb pflichtschuldigst abgeklappert, da wird befriedigt zur Kenntnis genommen, daß er „nach modernsten und humansten Gesichtspunkten geleitet ist."

Aber die ganze Besichtigung wird mit möglichster Beschleunigung erledigt, denn das Schönste kommt erst zuletzt: im Gästezimmer wird eine ordentliche Ladung Freibier aufgefahren. Da schlagen alle Herzen höher. Ein junger Mann von der AG. hält eine feierliche Rede und fordert die Jungens auf, sich das Bier, dieses Erzeugnis deutschen Fleißes, deutscher Arbeit gut munden zu lassen und seinen Ruf überallhin zu tragen. Die Antwort des Herrn Studienrats ist nicht minder feierlich. Ein kräftiges Hoch auf die gütige Spenderfirma und ihr edles Erzeugnis, dann greift alles befreit zum Glase.

Nun aber fängt die Sache an, ernst zu werden. Nach der allgemeinen Stärkung werden jedem Schüler Prospekte der Schultheiß-Patzenhofer AG. überreicht, unter anderm eine Ansichtskarte. Und diese „Ansichtskarte" sieht so aus: rechts oben die Überschrift:

Der imperialistische Völkerstaat der Tschechen.

Darunter eine farbige, frisierte Karte der Tschechoslowakei (die heutigen Grenzen Deutschlands sind natürlich nur gestrichelt gezeichnet, der große Prozentsatz fremder Nationalitäten in der Tschechoslowakei möglichst kraß herausgeholt). Über der linken Hälfte der Karte steht in großen Lettern:

Michel, wach auf!

Darunter folgender Text:

Weißt Du:

Daß in der tschecho-slowakischen Republik mehr Deutsche geknechtet werden, als Däne-

mark oder Norwegen Einwohner hat?

Daß dem blinden Haß der Tschechen seit 1918 4800 deutsche Schulklassen, 120 000 übernommene deutsche Staatsbeamte, 1 229 000 ha landwirtschaftlicher Boden, 2 733 000 ha Wald und mehr wie ⅔ der gesamten deutschen Industrie zum Opfer fielen?

Daß vom Umsturz bis Mitte des Jahres 1919 weit über 100 wehrlose Frauen, Greise und Männer von der tschechischen Soldateska bei der gewaltsamen Besetzung unsrer Heimat gemordet wurden?

Erstaunt fragt sich der naive Leser: Ja, was hat denn das alles mit der Schultheiß...? Aber da kommt schon die Nutzanwendung:

Daß Millionen und Millionen deutschen Geldes durch Genuß des Pilsener Bieres dem tschechischen Staat und Volk zufließen, die sich die Tschechisierung des sudetendeutschen Gebietes zur Aufgabe gestellt haben?

Hilf mit am wirtschaftlichen Zusammenarbeiten reichsdeutscher und sudetendeutscher Industrie und Landwirtschaft, meide tschechische Erzeugnisse, trinke kein tschechisches Bier! Hilf durch Aufklärung mit, daß wieder Recht zu Recht werde und Deutsches zu Deutschem komme.

Und dieser maßlos hetzerische, ganz unverhüllte Reklametext schließt mit dem Satz:

Pflicht eines jeden Sudetendeutschen ist es, dem „Sudetendeutschen Heimatbund", Pflicht eines jeden Reichsdeutschen ist es, dem „Verein für das Deutschtum im Ausland", Zentrale Berlin W 62, Kurfürstenstraße 105, anzugehören.

Wer zeichnet wohl verantwortlich für diese Reklamekarte, die mit übelsten chauvinistischen Argumenten Propaganda für das deutsche Braukapital macht? Die Firma Schultheiß-Patzenhofer AG. selbst? Das wäre denn doch zu durchsichtig. Es zeichnet verantwortlich:

Sudetendeutscher Heimatbund.
Reichsarbeitsstelle, Sitz Berlin SW 68,
Zimmerstr. 87. Anruf: Zentrum 8580.

Der Sudetendeutsche Heimatbund ist aber, wie auch aus dem obenangeführten Schlußsatz hervorgeht, mit dem V.D.A. ganz eng liiert. Und der V.D.A. wiederum hat, was viel zu wenig bekannt ist, eine unglaubliche Machtstellung an den höhern deutschen Schulen: er ist der einzige offiziell zugelassene Verein. Und dieses Monopol nutzt er nach Kräften aus, bei weitgehendster Unterstützung seitens der Schulbehörden.

Triumphierend berichtete der V.D.A. kürzlich in seinem Organ, daß er fast sämtliche höhern Schulen kollektiv erfaßt hat und jetzt dazu übergehe, auch die Volksschulen zu erobern.

Es erübrigt sich, auf die Verlogenheit dieser nationalistisch aufgemachten Bierreklame einzugehen. Es erübrigt sich schon deshalb, weil man weiß, wie gern die sudetendeutschen Unternehmer immer dann mit den tschechischen Unternehmern Hand in Hand gehen, wenn es gilt, deutsche und tschechische Land- und Fabrikarbeiter auszusperren oder ihren Lohn zu drücken. Was uns hier am stärksten interessiert, das ist die Feststellung, daß V.D.A. und S.H. übelste nationalistische Hetzpropaganda treiben im direkten Auftrag des deutschen Braukapitals.

Der V.D.A. ist offiziell eine „unpolitische" Organisation. Ihm gehören Mitglieder sämtlicher Parteien von den Völkischen bis zu den Sozialdemokraten an. (Bekanntlich hat die Sozialdemokratie auf dem magdeburger Parteitag die Mitgliedschaft im V.D.A. ausdrücklich freigestellt; es gehören ihm führende Sozialdemokraten an.) Es ist also kein Wunder, daß er sich größter Freundschaft seitens der republikanischen Behörden erfreut. Um so interessanter wäre es zu er-

fahren, welche direkten oder indirekten Geldmittel die deutsche Irredenta von dem nationalen Suffkapital für ihre Dienste erhält, denn daß die gefälligen Propagandisten von Patzenhofer ausschließlich in Naturalien abgefunden werden, ist schwer glaubhaft, wenngleich der Text der zitierten Karte recht geeignet ist, diesen Eindruck zu erwecken.

Oskar Dullus

Was geht uns das an?

Man spricht über einen Film und sagt (und schreibt): „Recht gut gemacht. Aber was geht uns das an?" Meint man die intimen Liebesabenteuer an einer auch in der Vergangenheit nicht gewesenen Operettenresidenz? Meint man die befleckte Ehre eines Anzengruber-Tirolers? Meint man die Film-Cowboys, die Filmsheriffs, die Filmbriganten, die Intrigen am hollywooder Zarenhof? Nein. Nein. Man meint natürlich den „Kampf um die Erde", den neuen Eisenstein-Film, die Originalaufnahmen von jener innern Umwandlung, die zurzeit in hundert Millionen Bauern auf einem sechsten Teil der Erde vor sich geht. Das ist natürlich, was uns nicht interessiert. Was geht uns der plötzlich mit fieberhafter Intensität einsetzende Zivilisationsprozeß dieser Hundertmillionen an? Traktoren und Mähmaschinen kennt man ja bei uns schon lange.

Merkwürdig. Für die Schneehütte des Eskimos Nanuk hatte man sich sehr interessiert, trotz der zentralgeheizten Wohnungen, die wir schon lange haben. Mit innerer Anteilnahme sah man zu, wie Südseeinsulaner mit dem Holzspeer Fische fangen, obwohl bei uns die Dampffischerei wesentlich höhere Profite abwirft. Begeistert folgte man der Bildgeschichte vom ersten Eisenbahnbau nach dem amerikanischen Westen, obwohl... Und noch vor einigen Wochen ergab man sich den hinreißenden Bildern jener Energie, die heute über die Wüste, von Turkestan nach Sibirien den Schienenstrang legt. Obwohl ein Eisenbahnbau bei uns nichts Unbekanntes ist. An Interesse für das Primitive scheint es also nicht zu fehlen. Auch der Einzug der Zivilisation mit der Maschine verfehlt seine pathetische Wirkung nie. Unde siehe, diese bewährten Motive „gehen uns plötzlich nichts an" in diesem Eisenstein-Film, in dem sie ungeleugnet mit niedagewesener künstlerischer Gewalt dargestellt werden. Ist das kein Rätsel?

An dem, was darin „bekannt" ist, kann es, wie gesagt, nicht liegen. Es wird wohl doch das Unbekannte, das für uns Neue darin sein, wogegen man sich mit solchem Achselzucken wehren möchte, da man keine andern Argumente mehr findet. Nicht die Maschinen also, sondern ihre ganz neue Bedeutung, die in diesem Film gezeigt wird, die soll uns nicht interessieren. Die neue soziale Funktion der Maschine in Rußland, die auch in Turksib nicht so klar zum Ausdruck kam. Es soll uns nicht angehen, daß die Maschine, die immer und überall zur Ausbeu-

tung und Versklavung des Proletariats benützt wurde, für die Bauern Sowjetrußlands ein Mittel zur Befreiung, zum ökonomischen Aufbau wird, und besonders auch ein Mittel zu einer entscheidenden innern Umwandlung vom stumpfen Bauernegoismus zum kollektiven Geist. In diesem homerisch monumentalen Bildepos Eisensteins wird nämlich im Segment eines kleinen Dorfes, wie unter einem Mikroskop, der Prozeß dieser historischen Umwandlung von Hundertmillionen gezeigt. Diese langsame innere Revolution, diese Geburt eines neuen Geistes, diese Entstehung einer neuen Menschenart auf einem sechsten Teil der Erde. Es ist nicht ein längst überholter Zustand unsrer Zivilisation, es ist das Ringen um unsre Zukunft, die in dieser russischen Dorfgeschichte dargestellt wird. Das geht uns nichts an? Es ist doch immerhin das Schicksal der Menschheit, das sich jetzt dort entscheidet. Oder grade darum soll es uns nicht interessieren?

Béla Balázs

Ein Hörspiel für den Frieden

Bau des Tunnels zwischen England und Europa. Da Kriegserklärung. Die Tunnelaktien fallen. Die Spekulanten erschießen sich. Der Bau soll unterbrochen werden. Aber die Arbeiter weigern sich, die Arbeit zu verlassen. Man läßt gegen die Meuterer Wasser in den Tunnel. Sie retten sich in einen Schacht. Schon naht der Erstickungstod. Da Durchbruch von der Gegenseite: Friede! Die Arbeit hat den Krieg besiegt. Dies etwa der Inhalt des Hörspiels von Peter Flamm: „Krieg um Frieden". Ausgezeichnet, daß die Funkstunde und ihr Intendant den Mut finden, politisch zu sein, daß sie selbst Krieg um Frieden wagen. Schade nur, daß sie es diesmal mit einem so wenig tauglichen Mittel versuchen. Das Hörspiel ist wenig überzeugend: die Stimmen werden nicht zu Figuren, vor allen Dingen wird nicht eindeutig klar, wie eigentlich die Arbeit den Krieg bezwingt — es genügt nicht, daß man es erraten kann. Dazu kommt, daß Alfred Braun solchen Aufgaben nicht gewachsen ist. Er gehört noch immer zu den Funkregisseuren, die sich von ihrem Volksgemurmel und ihren Lärmapparaten nicht trennen können. Bohrmaschinen, Bagger, Flugzeuge, Bomben, Schüsse füllen den halben Abend aus, alles klingt gleich, nicht wie Bohrmaschinen, Bagger, Flugzeuge und Bomben nämlich sondern wie elektrische Störungen, wenn zum Beispiel der Nebenwohner radioluxt. Musik ist und bleibt die beste akustische Kulisse, einzig Musik kann den Rhythmus und Ton jeder Maschine, jeder Bewegung erfassen und wiedergeben. „Bum, machte die Kanone, nur viel lauter", schrieb ehemals Wippchen in seinen Kriegsberichten. Das sollte man weder im Radio noch im Tonfilm illustrieren. Es kommt nicht auf das Geräusch an. „Gesang der Maschinen", „Rhythmus der Straße" — der Funk kann be-

weisen, daß dies mehr als eine abgedroschene Phrase ist.

Aber bravo für den Pazifismus im Funk und weitermachen! Allerdings: die Mittel müssen tauglich sein. Was nicht überzeugt, kann eher schaden. Für „Krieg und Frieden" muß man sich ohne Kompromisse entscheiden.

Erik-Ernst Schwabach

Kleines Lehrbeispiel

Ein gewisser naiver Nationalismus, der die Menschen jenseits der eignen Grenze als fremde Tiere mit geheimnisvollen, zumeist verächtlichen Gebräuchen ansieht, wirkt besonders grotesk, wenn er von draußen kommt. Im ‚Manchester Guardian' beschwert sich ein in Dresden lebender Engländer folgendermaßen über uns:

„Ich gebe jetzt seit sechs Jahren in Deutschland Privatstunden... Wenn der Schüler woanders beschäftigt oder eingeladen ist, telephoniert er entweder eine halbe Stunde vorher ab oder er schreibt eine Postkarte, die erst am letzten Tage oder gar nicht ankommt; oder er meldet sich überhaupt nicht und zieht nachher das Geld für die versäumte Stunde ab. Ich habe es mit Vorauszahlung versucht, aber auch das nützte mir nichts. Versäumte der Schüler eine Stunde, so zog er sie von dem Honorar für den nächsten Monat ab. Es gibt viele Deutsche, die ein bißchen Englisch können und daraufhin Sprachunterricht geben, ohne einen Schimmer von der Aussprache zu haben, und so erhält der qualifizierte englische Lehrer einen ziemlich kümmerlichen Eindruck von deutschem Anstand. Andrerseits haben die Schüler genug Geld für Cafés und Kinos; sie genieren sich nicht, eine halbe Stunde zu spät zu kommen und eine ganze zu verlangen. Einundzwanzig Jahre bin ich in England Lehrer gewesen, und niemals ist mir eine derartige Behandlung geboten worden!"

Jeder deutsche Nationalist, der das liest, wird laut lachen. Wird sich aber nicht darin beirren lassen, daß er seinerseits über die Charaktereigentümlichkeiten der Franzmänner und Briten genau im Bilde sei.

Charles Movie

Spitz antwortet

Mein Freund Spitz weiß immer alles. Und weiß immer alles besser. Immer hat er eine Antwort.

„Was sagst du zu Alfred Neumann, Spitz?"

„Wildenbruch mit 10 PS", sagte mein Freund Spitz.

„Und zu Max Halbe, Spitz?"

„Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr", sagte mein Freund Spitz.

„Was hältst du von Wilhelm Schäfer, Spitz?"

„Schaeffer macht dasselbe aus dem ff", sagte mein Freund Spitz.

„Wie stehst du zu Leip, Spitz?"

„Nehmen Sie den Leip! Laß

fahren dahin, sie habens kein Gewinn", sagte mein Freund Spitz.

„Was sagst du zu Hasenclever, Spitz?"

„Viele Hasenclever sind des Hirschfeld Tod. Jüngling. Sohn. Ein besserer Herr. Mit den stärkern Bataillonen ist immer Gott", sagte mein Freund Spitz.

„Hanns Heinz Ewers hat ein gutes Buch geschrieben, Spitz."

„Ja, die Parodie von Reimann auf ihn", sagte mein Freund Spitz.

„Wie sollten des alten Dichters Hauptmann Romane anders sein, Spitz?"

„Dichter", sagte mein Freund Spitz.

„Was sagst du zu Max Schmeling, Spitz?"

„Ein großer Aufwand schmeling ist vertan", sagte mein Freund Spitz.

„Und zu Alfred Polgar, Spitz?"

„Marquis Prosa", sagte mein Freund Spitz.

Herbert Günther

Der organisierte Storch

Am Sonntag, 5. Januar, fand im Lokale des Hotels Kreuzbräu die ordentliche Kreistagung des Kreisverbandes der Kinderreichen Oberbayerns statt. Als Kreisvorsitzender wurde Herr Karl Storch-München, Moroystr. 5 I, einstimmig wiedergewählt.

München-Augsburger Abendzeitung

Aus einer kleinen Republik

Autogramm des Hottentottenhäuptlings Corbelius Fredereks zu verk. Angeb. u. K. 12 211.

Hamburger Fremdenblatt

Wir bieten gutwillig zwei Wilhelms, vier Kortners und einen Hitler (drei selbstgeschriebene Kreuze).

Assimiliert

Das „Jüdische Gemeindeblatt, Dortmund und Gelsenkirchen" druckt einen Aufruf des Reichsbundes Jüdischer Frontsoldaten ab, der folgendermaßen beginnt:

Ich hatt' einen Kameraden....

Etwa elf Jahre sind es her: Da kehrten unsre Feldgrauen zurück in Deutschlands Gaue, Regiment auf Regiment, müde, resigniert und doch hocherhobenen Hauptes. In gleichem Schritt und Tritt.

Der große, ungeheuere Krieg war verloren, die ganze Welt hatte sich zusammengeschlossen, Deutschland zu zerschlagen. Aber nicht besiegt war das tapfere Heer. Wißt Ihr es noch? Ach, wie raschlebig ist unsre Zeit, und wie schnell vergessen die Menschen. Schwer lastet der Gegner Hand auf dem Vaterlande und zieht das Mark aus seinem Körper — und keine Einigkeit! .... Und der Frontsoldat ist stolz, hungert lieber als daß er bettelt, und unser Herz leidet, wenn wir ihn leiden sehen. Ich hatt' einen Kameraden.

Der Fremdling

Kommt der Schakal in das große Hotel,
Trägt seinen lausigsten Smoking:
„Haben Sie angefaultes Kamel?"
Auf sprang Miß Silverstone: „Shocking!"

„Führen Sie", hat der Schakal dann gefragt,
(Putzte dabei sich die Klauen)
„Beduinen, halb abgenagt?"
Zuckte der Ober die Brauen. . .

Kratzt der Schakal sich verstimmt das Gesäß. . .
Stöhnt Mademoiselle Yvette:
„In-supportable! Quelle bête affreuse!"
Und ging alleine zu Bette.

„Gibt es bei euch" . . . fragt zum Schluß der Schakal,
Grünliche Pagen sie rannten,
Führten ihn lächelnd durchs leere Lokal . . .
(Abgang für Lieferanten.)

Fragte daheim den Schakal man sofort:
„Sie sind nicht länger geblieben?"
„Jaaa", sprach Schakal, „nur das Tempo dort,
Das hat mich aufgerieben. . ."

Peter Mahr

Antworten

Eugen Diederichs, Jena. Nun ist bis zu euch die düstere Erkenntnis durchgedrungen, daß man auf die Dauer um das Liebesleben nicht herum kommt, wenn man der deutschen Volkheit mit Erfolg Bücher verkaufen will. In dem Text des Inserats, mit dem ihr im ‚Börsenblatt‘ eure „Schule der Liebe“ ankündigt, findet man angestammte Biederkeit mit einem bei der weltlicheren Kollegenschaft ausgeliehenen welschen Scharm anmutig gepaart (wenn dieser Ausdruck gestattet ist). Mit Abscheu habt ihr erkannt: Was die meisten Bücher des erotischen Genres „bezwecken, ist ohne weiteres klar: Aufklärung auf sexuellem Gebiet“. Wie kann man! „Sie behandeln, zuweilen auch mit dem Mantel der Wissenschaft verdeckt, die rein sinnliche Seite des Menschen. Jeder Mensch ist aber ein geistig-sinnliches Wesen“. Die bisherige Sexualliteratur hat also nur fünfzig Prozent der menschlichen Wesensart ausgewertet, und nun befaßt sich der Geist von Jena mit dem Rest; wohlgemerkt, ohne etwa auf sexuellem Gebiet irgendwie aufklärerisch zu werden! In Paris und Rom „behaupten die Frauen, der deutsche Mann sei in der Regel (selbstverständlich cum grano salis) im erotischen Liebesspiel ein Tölpel ... Und doch liebt der Deutsche seelisch am tiefsten unter allen Völkern.“ Aber es muß eben noch tiefer kommen. Der Deutsche kann „nicht einmal seine erotischen Erfahrungen der nächsten Generation weitergeben, jene fängt wiederum ex ovo an“. Und ex ovo ist eben nicht das Richtige (selbstverständlich cum grano salis!). Das Buch geht vor allem die Männer an, „(aber auch die Frauen, die es lesen, werden sich nicht langweilen)“. Unterschätzt die Frauen nicht! Das Buch ist eine „ars amandi, die nichts verschweigt“, nur die sexuelle Aufklärung überläßt es — siehe oben! — der im Fleische wandelnden Konkurrenz. Und damit auch ein Schuß Ferdinand Bruckner dabei sei: die Verfasserin nennt sich Diotima. „Bald wird ein großes Rätselraten um den Namen und die Persönlichkeit der Verfasserin beginnen ... Sie bittet dringend, alles Nachforschen nach ihrem Namen zu unterlassen, denn sie will nicht auf dieses Buch hin angesprochen werden“. Mit Recht, denn wer eine Unbekannte anspricht, und sei es auf ein Buch hin, ist zumeist nur auf die ungeistige Seite der Sache aus, und da gebietet die jenensische Pikanterie eben ein jähes Halt!

Karl Jakob Hirsch. Sie schreiben: „Rudolf Arnheim stellt in seinem Aufsatz (Nummer 5, „Klee für Kinder“) Paul Klees Bilder mit den Zeichnungen des kleinen Moritz auf eine Stufe. Der Fall Klee wird zum Fall Kunst. Ich halte die Kunst nicht für eine Kinderei ... aber auch die Klees nicht, wenn es auch so aussieht. Das „Hingekleete“ eines Quintaners wird beachtet, seitdem man es als Entdeckung pries, daß Kinder und Narren zeichnen können. Man entblätterte damit den Schöpfungsprozeß und stellte fest, daß kindliche und pathologische Fermente in jeder Kunst enthalten sind. Die entfesselte Kunstform kam dem entgegen. Klees Bilder sind nun das Ergebnis eines guten Handwerks, einer raffinierten Beherrschung des Materials und einer malerischen Begabung reinsten Stils. Man übersah zuerst den Maler in Paul Klee und versuchte musikalisch-literarische Geheimnisse in seine Bilder zu schmuggeln. Klee ist aber Maler, der visionäre Realitäten malt. Daß die ‚Tochter vom Hause‘ so etwas auch könnte, ist kein Argument. Das wird immer gesagt werden. Aber, lieber Rudolf Arnheim, wir wollen doch andre Argumente gebrauchen, besonders heute, wo der Fall Kunst sehr diskutabel geworden ist. Er muß bald geklärt werden ... schon beginnt ein großes Kopfkratzen. Kunst oder Reportage? — Sie sagen: ‚Es ist peinlich zuzusehen, wie einer, während die Mitwelt in Weltgeschichte unterrichtet wird, in der Ecke sitzt und auf seinen Lösch-

blätt[illegible]n kritzelt.' Dieser Anblick ist uns schon oft zuteil geworden. Das „Kritzeln auf Löschblättern" ist eine Eigentümlichkeit jener Leute, die „nur Narr, nur Dichter" sind. Ich sage nicht, daß dies wünschenswert sei, aber nehmen wir doch die Forderung des „Mitdabeiseins" nicht äußerlich. Sonst müßte ich die Zeitreportagen Anton von Werners den Bildern Cézannes vorziehen, jenes großen Malers, dessen Anteilnahme an dem Kriege 1870 in einem Protest gegen die Einziehung seiner Modelle zum Kriegsdienst bestand. Bedenken Sie, daß kein Kanonenlärm, kein Zeitgeschehen den Künstler aus seiner Besessenheit, „auf Löschpapier zu kritzeln", aufgeschreckt hat. Und wenn es ab heute anders wird, so hoffen wir, daß der Künstler niemals davon abzubringen ist, die „visionäre Realität" über das „wirkliche Zeitgeschehen" zu stellen. — Der Spiel- und Kunsttrieb des Menschen ist unausrottbar (nur sehen sich beide manchmal zum Verwechseln ähnlich)." Dazu Rudolf Arnheim: „In aller Kürze: 1. Ja, es mögen kindliche und pathologische Elemente in den künstlerischen Schaffensprozeß hineinspielen. Aber es ist eine von den Psychopathologen erfundene Unsitte, psychologische Tatbestände als ästhetische Argumente zu verwerten. Kunst ist deshalb weder kindisch noch krankhaft! — 2. Die ,Tochter vom Hause' ist ein unwürdiger Einwand nur vom Standpunkt des Zeichenlehrers aus, der sich unter Kunst nur exakt abbildende Werkzeichnungen vorstellen kann. Es muß aber erlaubt bleiben, Dilettantisches dilettantisch zu nennen. — 3. Der Fall Kunst scheint mir nicht diskutierbar. Kunst oder Reportage? Kunst! — 4. Es wurde dem in der Ecke Sitzenden nicht ans Herz gelegt, sich in den Rummel des Tagesbetriebes zu stürzen, sondern nur, sich an (irgend eine) Realität zu halten, und sei es die ,visionäre', von der Hirsch selbst spricht. — 5. Spiel- und Kunsttrieb sehen sich ähnlich — gewiß, und es ist eben die Aufgabe des Kunstfreundes, sie auseinanderzuhalten! Das wollte mein Aufsatz sagen!"

Berliner Weltbühnenleser treffen sich jeden Mittwoch, 8 Uhr abends, im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 19. Februar spricht Lilly Korpus (A.J.Z.) über: „Die Frau im öffentlichen Leben." Am 26. Februar, um 9 Uhr abends, spricht Dr. Max Hodann über: „Das Verhältnis des Sozialen zum Sexualleben."

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112 Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Der Briefträger des Fascismus von Carl v. Ossietzky

Bundeskanzler Schober ist in Rom empfangen worden wie Aman Ullah. Der höchste Staatspomp war aufgeboten, und bei der Bestattung des fascistischen Ministers und Parteiheiligen Bianchi folgte er, dem Duce zur Seite, dem Sarge. Besuche fremder Minister gehen heute überall in recht bürgerlichen Formen vor sich. Herr Schober aber war für Rom mehr als der Vertreter eines kleinen Landes, der in Staatsgeschäften reist. Das üppige Zeremoniell galt Österreich, dem neuen Bundesfreund, der gestern noch ein mürrischer, ewig über Benachteiligung und schlechte Behandlung zeternder Nachbar war und sich jetzt auf Gedeih und Verderb Italien unterworfen und seiner Führung anvertraut hat. Warum sagt unsre Linkspresse nicht diese Wahrheit, die man bei Hugenberg nicht zurückbehält? Warum sagt man nicht, daß Schober endgültig Südtirol preisgegeben hat und Oesterreich von jetzt an nicht mehr ist als ein Versatzstück in der kunstvollen Einkreisung Jugoslawiens, der andern Adriamacht? Weil sonst auch zugegeben werden muß, daß es in Rom noch eine zweite, wenn auch viel stiller heimgeleitete Leiche gab — und das war der Anschlußgedanke, wie er von Loebe und Renner verkündet worden ist. Denn es ist nicht anzunehmen, daß Mussolini ein enges Freundschaftsabkommen mit einem kleinen Nachbarstaat abschließt, der morgen nicht mehr existieren und nur noch Bestandteil eines viel größern sein wird. Die deutschen Nationalisten sind durch diese Entwicklung, wie ihre Presse verrät, durchaus nicht unangenehm berührt. Sie haben die großdeutsche Idee immer nur kultiviert, um Franzosen und Tschechen zu ärgern. Die wirklichen Leidtragenden sind die braven schwarzrotgoldnen Republikaner, die die Propaganda immer aus der Gemütskiste bezogen und sich allzu lange in jenem blinden Glauben geschaukelt haben, der mit pupillarischer Sicherheit in die großen Enttäuschungen führt.

Trotzdem Johann Schober deutsches Land widerstandslos der Verwelschung preisgegeben hat, wird ihm das von Hitler und Seldte nicht nachgetragen. Nach deren strenger Anschauung müßte er eigentlich ein Vaterlandsverräter sein. Aber in der Praxis ist Vaterlandsverrat nicht unter allen Umständen verwerflich: es hängt immer davon ab, an wen verraten wird. Mussolini ist der Vertreter eines verwandten politischen Prinzips, das macht den Verräter nicht nur straffrei sondern gereicht ihm auch zu hohem Ruhme. Denn Außenpolitik ist niemals das Produkt spekulierender Diplomaten allein, sie ist die Summe aller am stärksten wirkenden innenpolitischen Kräfte. Schober aber ist den deutschen Reaktionären heute sympathischer als je: er hat dort mit

Glück weiteroperiert, wo der gallsüchtige Kleriker Seipel stecken geblieben ist. Er hat die reaktionären Pläne seiner Bourgeoisie entweder zu Ende geführt oder doch entscheidend gefördert, er hat das ohne neue Barrikaden, ohne Hinrichtungspelotons gemacht und dabei noch die heißesten und allmählich auch durch eigne Projekte gefährlich werdenden Fremdenlegionäre um Pabst und Starrhemberg rechtzeitig mattgesetzt. Sein geschicktestes Stück aber bleibt die Einseifung der Sozialdemokraten. Da drohten monatelang, wie alle wiener Korrespondenten übereinstimmend meldeten, die Gewehre von selbst loszugehen, und die gefürchteten Sozialdemokraten, die so schrecklich roten Austromarxisten, wagten keinen Mucks mehr. Und da, in höchster Not, erschien Johann Schober mit dem Ölzweig, versprach den armen Leuten freien Abzug aus ihren letzten Machtpositionen und ungestörtes Dahinvegetieren in ihren Parteibureaus. So half er nicht nur der bürgerlichen Gesellschaft sondern auch noch ihren Feinden. Wie ein heldenmütiger Feuerwehrmann hat er die Sozialdemokratie, das arme, zitternde Kind, aus dem brennenden Hause geholt. Das ist eine tapfere und aufopfernde Tat. Niemand wird gegen diesen rettenden Engel den Vorwurf erheben, daß er mit dabei war, als das Haus angezündet wurde.

Das deutsche Bürgertum beneidet Oesterreich mit Recht um Johann Schober, wenngleich unter den viel komplizierteren deutschen Verhältnissen eine so intelligente Spitzbubenleistung nicht denkbar wäre. Der Bundeskanzler kommt zwiefach bekränzt nach Berlin; er hat die Roten zum Kuschen gebracht, und ihn umgibt das süße Aroma des römischen Erfolges, das Aroma der Freundschaft mit Mussolini. Was soll noch die Komödie der Demopresse, Schober komme nach Deutschland, um uns über seine römische Tournee zu beruhigen? Was er mitzuteilen hat, sagt er nicht den Interviewern und tutet er nicht durch den Rundfunk. Er bringt die italienische Offerte an Deutschland, mitzuspielen im Ring der weißen Diktaturen. Wird man sich durch die vage Zusicherung betören lassen, daß Italien nicht abgeneigt sei, in ungewisser Zukunft einmal als Belohnung für geleistete Landsknechtsdienste den Anschluß zu gestatten? Niemals würde so ein Versprechen gehalten werden, und der Preis für die großdeutsche Marotte wäre auch zu hoch. Die pariser Blätter, denen immer aller Instinkt und alle Vernunft wegbleibt, wenn sie sich mit der Anschlußfrage beschäftigen, verfolgen Schobers Aufenthalt in Berlin mit ärgstem Mißtrauen und sehen schon wieder eine perfekte Verschwörung zur Durchführung der Vereinigung Deutschlands und Oesterreichs. Diese Annahme ist völlig unsinnig. Schober ist nicht als Einpeitscher des teutonischen Blocks gekommen, er hat überhaupt keine eigne Rolle durchzuführen, er ist nur der Briefträger des Fascismus.

Indien von Gerhard Donath

Es ist noch nicht so lange her, da wußte der gebildete Deutsche von Indien, daß es da furchtbar reiche Männer gäbe, Maharadschas, daß Schopenhauer etwas mit der indischen Philosophie zu tun habe, daß Tagore ein guter Kenner des Abendlandes sei, und daß die Engländer endlich Ordnung in dieses von innern Kämpfen zerrüttete Land gebracht hätten. Eine Reise nach Indien war eine Reise ins Märchenland.

Und nun kommen die Nachrichten von großen Textilarbeiterstreiks in Bombay, die von den Unternehmern mit Maschinengewehren bekämpft werden, es kommen die Nachrichten vom Nationalkongreß, der die volle Unabhängigkeit verlangt, und man kann zuweilen den Gedanken nicht ganz zurückweisen, daß für dies moderne Indien Tagore vielleicht ebenso repräsentativ sei wie Graf Keyserlingk für Deutschland. Will man begreifen, was heute in Indien vor sich geht, so darf man nicht Indien für sich betrachten. Die Struktur der indischen Volkswirtschaft und damit des gesamten gesellschaftlichen Lebens in Indien ist nur zu verstehen aus der Analyse des Vorgehens des englischen Imperialismus. Die Veränderung in der indischen Berufszusammensetzung ergab sich nicht in analoger Weise wie in Europa, als selbstverständliche Folge des Einbruchs des Kapitalismus in vorkapitalistische Wirtschaftsformen, sondern die Tatsache, daß es zunächst die englische Bourgeoisie und nicht die indische war, die die Entwicklung bestimmte, hatte für die Wirtschaft des Landes die entscheidendsten Konsequenzen. Die Tribute, die in offener oder versteckter Form an die englische Herrenkaste fließen, sind ganz gewaltig. Indien wird von seinem „Mutterlande" auf jede erdenkliche Weise ausgebeutet, und die Kulturleistungen der Engländer bestehen darin, daß mehr als 92 Prozent der Inder Analphabeten sind, daß aber der Militäretat eine riesenhafte Ausdehnung hat; und zwar werden die Soldaten, deren Löhne mit dem Hungertod der Massen bezahlt werden, zum größten Teil nicht in Indien selbst verwendet, sondern in andern Teilen des englischen Kolonialreichs. Aber mit Herrenrenten kann sich kein Kapitalismus, konnte sich daher auch der immer stärker anwachsende englische Kapitalismus nicht begnügen. In Indien mußte Warenumsatz in größerm Umfange organisiert werden.

Er wurde organisiert, Warenabsatz vor allem für die englische Textilindustrie. Dies aber hatte für die einheimische indische Volkswirtschaft die einschneidendsten Folgen. Analog Europa wurde infolge der Konkurrenz mit den in der Großindustrie hergestellten Waren ein großer Teil des Handwerks expropriiert. Aber während in Europa diese ihrer Produktionsmittel beraubte Handwerkerschaft in der Industrie als Arbeiter beschäftigt wurde und so das städtische Proletariat vermehrte, lag die Bildung einer einheimischen Industrie nicht im Interesse der englischen Bourgeoisie und wurde daher mit allen Mitteln zunächst unterdrückt. Die ersten Schritte auf dem Wege zur Durchkapitalisierung der indischen Volkswirtschaft geschahen daher, ohne daß sich ein

indisches industrielles Proletariat herausbildete. Das expropriierte Handwerk, das neben der abwandernden Landarbeiterschaft zur Bildung der industriellen Reservearmee in Europa beigetragen hat, wurde in Indien zunächst gezwungen, aufs Land zu gehen. Die Folge war, daß in dieser Periode der englischen Herrschaft die Durchkapitalisierung Indiens sich äußerte in einer Verringerung der städtischen, in einer Verstärkung der ländlichen Bevölkerung.

Der indische Kapitalismus hat sich nicht so entwickelt wie der japanische, in dem die eigne Bourgeoisie Art und Tempo der Durchkapitalisierung bestimmt, sondern die Durchkapitalisierung Indiens erfolgt nach den Bedürfnissen der englischen Exportindustrie, und innerhalb der Nationalbewegung bestanden also zunächst breite Schichten, die nichts andres wollten als eignen Kapitalismus statt fremden Imperialismus.

Durch den Prozeß der Zerstörung vorkapitalistischer Wirtschaftsformen wurden immer größere Mengen, wenn auch indirekt, mit dem Kapitalismus verflochten. Es trat dieselbe Wirkung, wenn auch vielfach gehemmt, ein wie in Europa: das Erwachen aus der Geschichtslosigkeit. Die indische nationale Bewegung erfaßte immer breitere Massen. Die Führer waren zunächst die Händlerschichten und Intellektuelle jeder Art. Die Engländer sahen das Bedrohliche der Situation. Es hieß, einen Keil in die indische Bewegung zu treiben. Dies war nur möglich durch eine Politik, die einem Teil des Bürgertums besondere ökonomische Vorteile verbürgte; die Politik in Indien, die die enge Industrialisierung aufzuhalten, zu bremsen bestimmt war, mußte zu einem kleinen Teil abgebaut werden. Denn auf diese Weise wurden die Wünsche des fortgeschrittensten Teiles der indischen nationalen Bewegung, der Bourgeoisie, in gewissem Umfange befriedigt, ohne daß das englische Regime zunächst gefährdet war. Die Spaltung der nationalen Bewegung wurde hiermit erreicht.

Diese Politik hatten die Engländer bis vor einigen Jahren betrieben. Sie hatten sie jedoch in letzter Zeit wieder abgebaut. Die englische Exportindustrie befindet sich in chronischer Krise. Mehr als die Hälfte der englischen Arbeitslosen fällt auf die englische Exportindustrie. Jede Förderung, die in Indien die Organisation einer eignen nationalen indischen Industrie erfährt, erschwert die Exportaussichten der englischen Industrie in Indien, steigert damit die Wucht der Krise in England, erhöht die englische Arbeitslosigkeit. Man stoppte also vor einigen Jahren die liberale Politik gegenüber den indischen Industrialisierungswünschen, traf aber damit auf außerordentlichen Widerstand, radikalisierte die Bourgeoisie und trieb sie dazu, sich wieder stärker mit den nationalistischen Kreisen zu verbinden.

Dies war die Situation, als man beschloß, die Simonkommission nach Indien zu schicken. Dies war die Situation, die den Hintergrund für die Verhandlungen des indischen Nationalkongresses bildete. Auf ihm waren vertreten: die Bourgeoisie, die Händlerschichten, die Intellektuellen und die Mittelschichten, deren Sprecher Gandhi war; das Proletariat

fehlte. Die Bauernschaft beginnt erst, zum politischen Leben zu erwachen.

Die Sprache auf dem Kongreß war eine außerordentlich radikale. Man faßte sehr revolutionäre Resolutionen; sobald es sich aber um die praktische Konkretisierung handelte, war man außerordentlich vorsichtig. Man erleichterte so den Engländern das weitere Lavieren. Die Engländer befinden sich daher heute den indischen Nationalen gegenüber in einer Lage, in der sie schon einmal vor Jahren waren: sie müssen wieder die indische Bourgeoisie von der nationalen Bewegung trennen. Sie werden daher einige Konzessionen machen; nicht nur in der Frage des Dominialstatus — diese ist durchaus nicht die entscheidende —, sondern vor allem in der Frage der Zollpolitik. Sie werden es so der indischen Bourgeoisie ermöglichen, eine größere Portion des industriellen Profits zu erzielen. Die Tendenzen der weitern Entwicklung sind schon deutlich sichtbar. Die wohlhabenden Mohammedaner erklären bereits, daß sie sich mit den Resolutionen des Nationalkongresses nicht solidarisieren. Die indischen „Liberalen", die die rechte Seite der Kapitalisten vertreten, haben den Kongreß von vornherein nicht beschickt. Die radikalen Entschlüsse selbst sind gegen eine nicht unbedeutende Minorität gefaßt worden. Diese wird sofort ausspringen, wenn die Engländer geringe Konzessionen machen. Die Sprengung der nationalen Bewegung wird daher zweifellos glücken.

Die Erfahrungen der chinesischen Kuomintang sind für die indische Bourgeoisie ein warnendes Zeichen. Und damit sind wir bei der entscheidenden Veränderung, die die indische Situation aufzuweisen hat, gegenüber der Zeit, wo die Engländer schon einmal die indischen Kapitalisten von der nationalen Bewegung lösten: Die beginnende Organisation der indischen Arbeiterklasse.

Die indische Arbeiterklasse ist noch sehr jung. Die indische Fabrikarbeiterschaft ist nicht wie die europäische durch einen ökonomischen Prozeß erzeugt worden, der sich über Jahrhunderte erstreckte, sondern der Kapitalismus — nachdem er sich in Europa entfaltet hatte, nachdem er in Indien das Handwerk expropriierte, um es zunächst aufs Land zurückzutreiben — schuf in einer Entwicklung, die nach Jahrzehnten zu zählen ist, das indische Proletariat. Und wie in vielen andern Kolonialgebieten, wie in den jüngern kapitalistischen Ländern, so steht auch in Indien auf der einen Seite das alte traditionell geführte Handwerk, auf der andern Seite modernster Großbetrieb, in dem Zehntausende zusammengeballt sind. Dies erklärt uns einmal die gewaltige Streikbewegung in der indischen Baumwollindustrie, wo, wie im Rußland der zaristischen Zeit, die Lohnkämpfe immer wieder in den politischen Streik umschlagen. Dies erklärt uns aber auch den teils eruptiven, teils passiven Charakter der indischen Arbeiterbewegung, die noch eine große Strecke auf dem Weg der Organisation zurückzulegen hat.

Die Engländer sind heute die Mächtigen im Land und die indische Unabhängigkeitsbewegung wird in nächster Zeit kaum

zum Siege führen. Aber die noch heute imponierende englische Macht darf uns nicht über den weitern Entwicklungsgang täuschen. Der englische Kapitalismus ist im Niedergang; die Krise des englischen Kapitalismus ist chronisch, die dezentralistischen Tendenzen im gesamten Empire sind im Wachsen. Die englische Weltherrschaft ist erschüttert. Die indische revolutionäre Bewegung wird so kaum den Anstoß zum Zerfall geben; aber sobald er eintritt, wird sie stark genug sein, um auch Indien zu befreien.

Felix Pinner von Alfons Goldschmidt

Felix Pinner ist jetzt fünfzig Jahre alt geworden. Es ist falsch, von einem Kopfarbeiter, wenn er wirklich einer ist, bei dieser Gelegenheit zu sagen: Was, dieser Jüngling soll fünfzig Jahre alt sein, dieser Frischling, dieses Kücken! Denn fünfzig Jahre, das heißt in diesem Falle fünfundzwanzig Jahre Schwerstarbeit, keine Tänzelei, kein gelegentliches Rumschweben in irgend einer unnennbaren Region, keine Genialitätsmätzchen, sondern schuften jeden Tag, nicht nur schreiben, sondern studieren, anweisen, vorbereiten und sich rumschlagen mit fünfhunderttausend Widerständen.

Der Schreiber über Wirtschaftsdinge, wenn er Kritiker ist, der hats ja nicht so leicht wie Leute, die über Minister schreiben, oder über „Menschlichkeit", oder über Pan-Europa. Denn beim Wirtschaftskritiker geht es um die Wurst, wirklich um die Wurst. Die Direktion der Deutschen Bank etwa, das ist ganz etwas andres als ein Innenminister Preußens, und selbst ein Mittelholzhändler fühlt sich schwerer verwundet von der leisesten Kritik an seinem Wechselbestand als etwa der Reichskanzler von einem Angriff auf seine Moral. Als ich, vor vielen Jahren, in einer deutschen Wirtschaftszeitung behauptete, die Firma X in Berlin hätte einige knisternde Forderungen im Schrank, da konntet ihr was erleben. Verleger, Bankleute, und nun gar die Schrankeigentümer! Menschen in wildester Aufregung wollten mich lynchen, schrien, ich zerstörte den deutschen Wirtschaftskredit und verlangten von mir, daß ich vor einem Kurs- und Wechselkönig mein Rückgrat in die Form eines Flitzbogens brächte. Ein andermal zog eine ganze Stadt gegen mich ins Feld, weil ich geschrieben hatte, der Zusammenbruch des Warenhauses Y wäre bezeichnend für das Abgleiten der Konjunktur dieser Stadt.

Also nicht nur Grundkenntnisse, Sacheinzelkenntnisse, Personaleinzelkenntnisse bis in den Aufsichtsrat einer Kleinaktiengesellschaft hinein, nicht nur permanente Fachaktualität und all das, was damit zusammenhängt, spezielle Drucktechnik, Begabung für das Zeitungsbild, Begabung für das statistische Schema, Blick für die Zugkraft des Titels, wirtschaftsanalytische Fähigkeiten, sondern auch Rumschlagen, Runterschlukken dieser fünfzigtausend Verärgerungen mit der Außenwelt in einem Menschenalter Wirtschaftskritik und Wirtschaftsredaktion. Das ist keine Hampelmännerei, und mit fünfzig Jahren ist der Mann schon erheblich bepackt, auch wenn er mal lacht. Ich habe etwa zehntausend Artikel über die Wirtschaft

geschrieben. Lieber Pinner, ich weiß also, was Ihre Arbeit bedeutet.

Was haben Sie, Felix Pinner, aus der Handelszeitung des ‚Berliner Tageblatts' gemacht! Sie gingen nach mir in die Redaktion, und ich kann daher vergleichen. Schon das Formulare ist breiter und mannigfaltiger geworden. Die Statistik wurde ausgebaut, sowohl die Kleinstatistik, speziell die Gesellschaftsstatistik, die Bank- und Warenstatistik, aber auch die große Konjunkturstatistik. Mit eignen Schätzungsmethoden haben Sie die Meßbarkeit der Wirtschaftsvorgänge ein gutes Stück weitergebracht. Damals, vor zwanzig Jahren, hatte die Redaktion noch kein Archiv. Heute ist ein Riesenstock vorhanden und eine lebhafte und gut funktionierende Ergänzungsorganisation. Sie haben eine Generation von Wirtschaftsschriftstellern aufgezüchtet. Sie sind fraglos einer der besten und erfolgreichsten Organisatoren der deutschen Wirtschaftspresse.

Unter ihrem Blick und Willen ist das Informationsmaterial der Zeitung vielfältiger und zugleich aktueller geworden und auch die Methoden der Kritik und die Kritik der Wirtschaftsvorgänge selbst haben Sie verfeinert und zugleich fundiert. Ihre Leitartikel sind Muster der analytischen und synthetischen Verarbeitung des wichtigsten Materials nicht nur der Woche. Manche Artikel auch Ihrer Redakteure legte ich in mein Archiv, wohinein nur Brauchbares gelegt wird.

Ich las in diesen Tagen in Ihrem Buche „Deutsche Wirtschaftsführer", in dem Charakterbilder zusammengefaßt sind, die vorher in der ‚Weltbühne' erschienen waren. In diesen Artikeln ist keine Spur von Persönlichkeitskult, von flacher Heroisierung, die Menschen sind darin von ihrem Wirtschaftsgrund aus angefaßt und sozusagen als Stücke und Triebkräfte der Fabriken und Banken dargestellt, die Unternehmungen aber als Teile nur des gesamtwirtschaftlichen Prozesses. Ich sehe ja, das wissen Sie, Wirtschaftsablauf und Wirtschaftsnotwendigkeiten durch stärker gefärbte Gläser, aber ich bewundere Ihre Kunst der Sach- und Persönlichkeitsanalyse.

Noch niemals habe ich von Ihnen ein flaches Wort über Wirtschaftsdinge gehört. Und jedesmal, wenn wir über solche Dinge sprachen, habe ich hinter der fast schüchternen Fassade die Leidenschaft zur Kritik und zum Aufbau gespürt. Auch Ihre Sehnsucht, die Sehnsucht jedes konstruktiven Menschen, mehr als Ihnen die hetzende Stunde erlaubt, sich der größern Gestaltung hinzugeben, das heißt die Grundbücher zu schreiben, die Sie in Kopf und Herzen tragen. Es ist ja nicht wahr, daß der echte Schreiber über Wirtschaftsdinge ein Additionsgehirn habe. Die Wirtschaft hat genau so ihre Organität und ihren Rhythmus wie etwa eine Blume oder ein Monument. Meßbarkeit ist noch nicht Trockenheit, wie ja auch Mathematik voll konstruierender Phantasie ist. Aus neunundneunzig Prozent der Wirtschaftsschreiber kommt und wird nichts, weil sie keine Dichter sind. Den bebenden Drang zu blutvoller Vereinfachung haben alle Wirtschaftsdenker gehabt. Der „Utopist", das ist erst der Wissenschaftler. Auf

dem Grunde sich erheben und Romane schreiben, dann erst wird das Rechnen bedeutungsvoll.

Daß Sie unbestechlich sind, lieber Felix Pinner, das will ich nicht loben. Sie könnten ja in der kleinen Atmosphäre nicht leben. Denn Sie sind kein Geschäftsmann und kein Geschäftsreferent. Einem Realitätsmahner sagte ich: Wollen Sie etwa von mir fordern, daß ich Millionär werde? Für uns gibt es keine Anfechtungen dieser Art. Dafür können wir auch nicht pleite gehen. Schließlich: Was da so wichtig hampelt, dem Grab dieser Wirtschaft entgegen, das ist ja nur ein komischer Sterbezug. Morgen werden andre Kräfte blühen.

Bilanz des VDA. von Siegfried Kawerau

Der VDA. (Verein für das Deutschtum im Ausland, deutscher Schulverein E. V.) verfolgt satzungsgemäß (das heißt nach den Satzungen der Zentrale) nicht politische oder konfessionelle Zwecke. Er hat sich zum Banner den blauen Wimpel gegeben und ist überaus ängstlich, die Reichsfarben zu zeigen: Auf der großen Tagung des VDA. in Goslar (1927) bekamen die Jungen und Mädel wohl überall die alten Farben, aber nur ganz vereinzelt die Symbole der deutschen Republik zu sehen. 1928 machten die Anhänger einer neuen Orientierung im VDA. einen Vorstoß und versuchten die Kandidatur des demokratischen Reichstagsabgeordneten und frühern Reichsministers Külz zum ersten Vorsitzenden durchzudrücken; das mißlang, es blieb bei Seiner Exzellenz, dem Freiherrn von dem Bussche; als geschäftsführender Vorsitzender fungiert ein Konteradmiral Seebohm, als zweiter stellvertretender Vorsitzender wieder eine Exzellenz, Doktor Groß-Wien. Die Jugendzeitschrift des VDA., der „Jung-Roland", ist in 250 000 Exemplaren verbreitet und pflegt romantisch verstiegene Kriegslyrik und Schlachtenfreude. Hier wird eine hemmungslose Kolonialpropaganda getrieben. Das Naumannsche Mitteleuropa unter deutscher Führung ist das Ideal, so verkündete in Goslar Ritter von Srkib: „Ein Volk! Dann ein Staat! Und dann erst, wenn das engste nationale Werk vollbracht ist, das übernationale Werk eines neuen mitteleuropäischen Zusammenschlusses unter deutscher Führung." In den Jahrgängen des ‚Jung-Roland' 1925 und 1926 fand eine unerhörte Hetze gegen Tschechen und Polen, überhaupt gegen alle Nachbarn statt, seitdem ist man etwas vorsichtiger geworden — nur in den mündlichen Vorträgen der Wanderredner ergießt sich uneingeschränkt die Lauge des Hasses — so soll Doktor Ewert 1929 in einer VDA.-Kundgebung in der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg verkündet haben: „Ich freue mich, daß es noch Männer gibt, die den Mut haben, in dieser Zeit der Knechtung Deutschlands zu bekennen, daß alle Franzosen Schweinehunde sind, was sich historisch belegen läßt."

Ist man in Deutschland klüger geworden, soweit offizielle Äußerungen in Frage kommen, so ist der „Deutsche Schulverein Südmark", der sich 1921 bereits anschloß und seit Pfing-

sten 1926, seit der Tagung in Kufstein, mit dem VDA. verschmolzen ist, noch deutlicher in seinen Tendenzen. Unter der Verantwortung der oben genannten Exzellenz Doktor Groß erschien 1928/29 ein Flugblatt, wo unter den satzungsgemäßen Zielen stand: „Abwehr jedes deutschfeindlichen, also auch jüdischen Einflusses auf allen Gebieten." Man muß bei der Perfidie dieses Satzes einen Augenblick verharren, um die Ungeheuerlichkeit dieser Satzungen, dieser „deutschbewußten" Geistesverwirrung zu begreifen. Scheinbar harmlos heißt es in einem Flugblatt: „Die Grenzen, die Deutsche von Deutschen gewaltsam gerissen haben, müssen fallen!" Und weiter: „Die Sprachenkarte will betrachtet sein, die Raumkarte des deutschen Volkes, und die Siedlungsgebiete der Auslandsdeutschen wollen der Jugend nicht unbekannt bleiben. Allzusehr raumgebunden ist die deutsche Geschichte und daher tragisch. Aber Weltleistungen wurden vollbracht, und eine Höchstkultur wurde der Menschheit geschenkt." Und weiter: „Die Rassenhygiene schärft den Blick, politische Fragen von Gesamtbedeutung können besprochen werden, und besonders ist den Vorgängen an den Grenzen Aufmerksamkeit zu schenken" — wahrscheinlich mit dem „durch Rassenhygiene geschärften Blick!" Diese Sätze werden illustriert durch die Zeitschrift ‚Grenzland' des deutschen Schulvereins Südmark. Ich habe vor mir die November-Dezember-Nummer 1929. Das Titelblatt zeigt eine Karte Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs mit großen schwarzen Flecken ringsum. Unterschrift: „Schwarz: Unter fremder Herrschaft stehendes Grenz- und Auslandsdeutschtum. Zahllose deutsche Sprachinseln im Osten." Schwarz gezeichnet ist Elsaß-Lothringen, schwarz mit weißen Strichen die deutsche Schweiz, schwarz Südtirol und das Grenzgebiet Jugoslaviens und Ungarns, schwarz der innere Grenzstreifen der Tschechoslowakei, schwarz fast ganz Oberschlesien und die ehemaligen Provinzen Posen und Westpreußen, dazu das Memelland, schwarz das an Dänemark nach der Abstimmung abgetretene Gebiet. Es soll nicht auf die innere Unwahrhaftigkeit dieses Systems eingegangen werden, wo völlig gleichartig erstens deutschsprechende Bevölkerung, zweitens gegen ihren Willen von Deutschland getrennte Bevölkerung und drittens fremde Bevölkerung, die einst in den Grenzen des kaiserlichen Deutschlands wohnte — wo diese drei ungleichen Tatbestände gleichartig behandelt werden, es soll nur gesagt werden: wenn diese Kreise des VDA. ihre Ziele positiv nennen würden, dann müßten sie folgerichtig erklären: wir wollen Krieg zu günstiger Stunde mit allen Nachbarn Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs, um einst alles, was deutsch spricht und was früher innerhalb der deutschen Grenzen wohnte, in einem Staate zu vereinen. Wenn Sprache noch einen Sinn hat, wenn alle diese Vorbereitung, die doch wahrscheinlich nicht von Kindern geplant ist (nur Kinder könnten glauben, daß diese Ziele ohne Krieg erreichbar sind), wenn alle diese Vorbereitung ein Ziel hat, dann ist es das neu polierte imperialistische Ideal der Alldeutschen, dann ist es derselbe Wahnsinn, der den Weltkrieg gewollt hat und aufjubelte, als es endlich soweit war.

Doch kehren wir zurück zur Zentrale. Der Jahresbericht 1928 protestiert zwar sehr energisch gegen die Andeutung Poincarés, daß der VDA. einen Millionenfonds von Regierungsseite bezöge, verzeichnet aber im Kassenbericht unter den Einnahmen neben den ordentlichen Pflichtbeiträgen von 489 684,26 RM. „für satzungsgemäße Vereinsaufgaben gemäß § 2 Ziffer 1 bis 3 unsrer Satzung (Hilfswerk, Werbewochen, Spenden, Stiftungen und sonstige Zuwendungen) 1 597 945,08 Reichmark". Anstatt zu sagen, für welchen Zweck die Einnahme erfolgt ist (das gehört in die Ausgabe und ist auch dort spezifiziert), müßte gesagt werden, von wem die Einnahmen herrühren: hier fehlt jede Spezifizierung! Auf Grund weiterer Angaben auf der Einnahmenseite ergibt sich, daß die 1,6 Millionen Einnahmen nicht herrühren aus den Erträgen der Lotterie. Warum verschweigt man schamhaft die Geldgeber? Ähnlich liegt der Fall auf der Einnahmenseite „Für Verwaltungskosten 137 789 Reichsmark". Auf der Ausgabenseite erscheinen nur 116 055,01 Reichsmark. Sind die Einnahmegelder für den bestimmten Verwaltungszweck gegeben, so müßten hier doch wiederum die Geldgeber genannt werden! Man nennt das eine verschleierte Bilanz. Verschleiert ist aber nicht nur die wirtschaftliche Bilanz, verschleiert ist auch die politische Tendenz. In der Schrift „Was der blaue Wimpel erzählt!" (April 1929) werden eine Reihe von Bildern deutscher Siedlungstätigkeit gegeben — natürlich ganz einseitig — und dann wird gefragt, was wir denn von den Auslandsdeutschen haben? „Auch für die Wiederherstellung unsrer Ehre unter den Völkern sind sie uns unentbehrlich. Ich denke dabei an den furchtbaren § 231 des Friedensvertrags, nach dem Deutschland allein Schuld hat am Weltkriege und deswegen für all das Unglück bezahlen und bestraft werden muß. In der ganzen Welt muß diese gemeine Lüge bekämpft werden, und dabei brauchen wir die auslandsdeutschen Vereine und Zeitungen als unsre treuesten Bundesgenossen. Sie haben es schon erreicht, daß in allen Völkern die Tatsachen bekannt geworden sind und daß alle ehrlichen Leute es wissen: Der Krieg ist nicht in Berlin gewollt und vorbereitet worden, sondern wir Deutschen mußten uns wehren." (Seite 14.) Der Verfasser, ein Doktor Schoeneich, der so genau weiß, wer zu den ehrlichen Leuten gehört und wer nicht, ist vielleicht so ehrlich, zu gestehen, daß er den Text des Artikels 231 nicht gelesen hat; sonst könnte er den Inhalt nicht so absolut unzutreffend charakterisieren. Was der VDA. mit dieser Unschuldspropaganda zu Ehren der alten Monarchie zu tun hat, ist nach den Satzungen ebenso unerfindlich wie die Pflege betont antisemitischer Gesinnung. Vielleicht sind aber auch die Satzungen eine verschleierte Bilanz?

Schickt da der VDA. eine Werbeschrift heraus „Dreimal elf Fragen an den VDA." (herausgegeben Februar 1929) zur Orientierung darüber, wie der VDA. zu den wichtigsten Fragen steht. Er stellt zunächst erwünschter Weise fest, daß es sich beim VDA. nicht um einen Verein der Arbeitslosen, der Architekten, der Aquarienzüchter handle. Auf die begreifliche

Frage Nummer 3 „Sitzen im Hauptvorstand nur Exzellenzen?" erfolgt die Antwort, nur der jetzige Vorsitzende führe von früher her dies Prädikat, während in dem „Aufruf zum Eintritt" vom Jahre 1929 auch Doktor Groß als Exzellenz bezeichnet ist. Doktor Groß macht auf diesen Titel Anspruch, weil er früher einmal kurze Zeit Präsident der Kammer war, und nun bestreitet die deutsche Exzellenz der oesterreichischen Exzellenz die Berechtigung auf diesen gleichermaßen belanglosen Titel. Ein Symbol der Einigkeit im Vorstande und der Zuverlässigkeit der Angaben. Die ernste Frage Nummer 11 „Bereitet der VDA. den kommenden Krieg vor?" wird mit folgender Erörterung beantwortet: „Ob ein neuer Krieg kommt oder nicht, das weiß der VDA. ebensowenig wie andre. Er sät keinen Völkerhaß sondern pflanzt die Liebe für das deutsche Volkstum in der Welt in die Herzen seiner Mitglieder, und er tritt für die Rechte dieses deutschen Volkstums in der Welt ein. Dadurch bereitet er keinen Rachekrieg vor, wie seine Feinde behaupten. Liebe zum eignen Volk ist keine Beleidigung andrer Völker."

Mit dieser Erklärung halte man zusammen, was unter Frage 18 zum Problem des Pazifismus gesagt wird:

Der Pazifismus ist eine politische und eine weltanschauliche Forderung. Der VDA. beschäftigt sich satzungsmäßig nicht mit Fragen der Weltanschauung und Politik. Er steht jedem Pazifisten offen, der dem Deutschtum dient und es fördert; er kann es aber nicht billigen, daß man unter dem Deckmantel des Pazifismus deutsche Art und deutsche Sitte unterdrückt oder verleugnet. Der demokratische Professor Doktor Anschütz schreibt in seinem offiziösen Kommentar zur Reichsverfassung (7. Auflage 1928, S. 25 ff.) folgendes: „Vielmehr fordert der Geist unsres Volkstums, allem anderen zuvor, Erziehung der Jugend zur Deutschgesinnung, zum nationalen Selbstbewußtsein, zum nationalen Ehrgefühl. Im Namen dieses Ehrgefühls aber muß Widerspruch erhoben werden dagegen, daß die deutsche Jugend jetzt mit dem Willen zur ‚Völkerversöhnung' erfüllt werden soll. Es ist unser nicht würdig, nach Versöhnung der Völker zu rufen, solange die Feinde von gestern, nachdem sie uns mit vereinten Kräften besiegt, auch heute noch in einer von Grund aus unversöhnlichen Gesinnung gegen uns verharren. Erst wenn diese Gesinnung schwindet, wenn das Unrecht, die Schande, die dem deutschen Volke durch den Frieden von Versailles angetan wurden, gesühnt und getilgt sind, erst dann wird unsererseits von Völkerversöhnung geredet werden können. Bis dahin haben in dieser Sache die andern das Wort, nicht wir, und bis dahin bedeutet eine Vorschrift, die es als Aufgabe unsrer Schulen bezeichnet, für Völkerversöhnung zu wirken, einen Gewissenszwang gegen jeden Nationalgesinnten, sei er Lehrer oder Schüler."

Der VDA. kennt den Erlaß des preußischen Unterrichtsministers Becker vom 28. Mai 1927, wo es im zweiten Absatz heißt:

Aus dem Wesen des Völkerbundes ergibt sich, daß jeder Unterricht über ihn getragen sein muß vom Gefühl für die Würde des eignen Volkes, von verständnisvoller Achtung vor dem fremden Volke und von der Einsicht, daß die Entwicklung eines jeden Volkes gefördert wird durch die Zugehörigkeit zu einer umfassenden Gemeinschaft aller Völker.

Der VDA. läßt grade das Positive, das der Erlaß fordert, völlig vermissen, nämlich die „verständnisvolle Achtung vor dem fremden Volke" und die Einsicht von der notwendigen Lebensgemeinschaft der Völker. Wer von der „Höchstkultur" des eignen Volkes spricht, hat keine Achtung vor dem fremden Volke, wer die Vorherrschaft des eignen Volkes will, arbeitet gegen die Gemeinschaft der Völker. Gewiß, an einer Stelle spricht der VDA. (Frage 26) von der Achtung vor „Sprache, Kultur und Leistung andrer Völker", er betont, er „würde viel lieber von verständnisvoller Förderung und ehrlicher Achtung deutscher Kultur, deutscher Sprache und deutscher Sitte im Auslande reden". Warum berichtet der VDA. nicht über die großzügige und anständige, gradezu vorbildliche Haltung der dänischen Regierung gegenüber den deutschen Minderheiten, warum nicht von dem ehrlichen Bestreben in den ehemaligen Feindstaaten, die Geschichtsbücher zu ändern und Gerechtigkeit walten zu lassen?

Wer eben unter Frage 18 das Wirken für Völkerversöhnung als einen Gewissenszwang gegen jeden Nationalgesinnten bezeichnet hat, verlangt unter Frage 26 ernst genommen zu werden, wenn er schreibt: „Wir vergessen über den Fehlern der andern die eignen nicht. Völker versöhnen sich nur dann, wenn eins des andern Art und Wesen achtet und sich frei entfalten läßt. Das verlangen wir für unsre Deutschen im Auslande. Freiheit und Recht sind die Grundlagen der Völkerversöhnung". Mit diesen Sätzen will man doch nur vor dem Auslande das Gesicht wahren und den Behörden gegenüber die Befolgung aller Vorschriften nachweisen — im Grunde ists doch wieder eine verschleierte Bilanz. Im Grunde fehlt die verständnisvolle Achtung, im Grunde fehlt die notwendige Einsicht, im Grunde wird mehr Arbeit gegen als für die Völkerverständigung geleistet.

Derselbe Minister Becker, der diese positive Arbeit am Völkerbund forderte, ließ sich diese Sabotage der völkerversöhnenden Arbeit durch den VDA. gefallen, ja er räumte ihm eine Vorzugsstellung ein. Er sah die Tätigkeit der Schulgruppen darum für so wertvoll an, „weil sie die Schüler in einer überparteilichen nationalen Angelegenheit für ein nationales Hilfswerk erzogen hat" (20. August 1926), er genehmigte die Werbung unter den ältern und dann auch unter den jüngern Schülern (22. April 1926). Der VDA. genießt „Gemeinnützigkeit" (Reichsfinanzminister am 25. August 1926) und gilt als Jugendpflege treibender Verein in Berlin (11. September 1926).

Wir verlangen, daß dieser verschleierten politischen Bilanz eine deutliche Aufklärung folgt; wir fordern von den Behörden, daß von einer Unterstützung solange Abstand genommen wird, bis der VDA. eindeutig von seiner die Völkerbundsarbeit in den Schulen störenden, den Artikel 148 der Reichsverfassung sabotierenden Haltung abgerückt ist und sich klar und offen zu den Aufgaben und Zielen der deutschen Republik und ihrer Verfassung bekannt hat.

Der jüdische Revolutionär von Manfred Georg

Solange alles stürmisch vorwärts geht, solange die unmittelbare Auseinandersetzung tobt, das Ineinander von Sturz und Aufbau, nach außen durch die mangelhafte Distanz von den Betrachtenden immer Chaos genannt, dauert — solange wäre für diese Randbemerkungen kein Raum gewesen. Doch jetzt, da die große Periode der Reaktion, die Konsolidation der europäischen und russischen Revolutionen und Gegenrevolutionen einsetzt, da sich der historische Nivellierungssumpf auftut, indem die Abwässer der geschichtlichen Höhepunkte für eine gewisse Frist versickern, ist es an der Zeit.

Wir stehen im Tal der Evolution. Zwar werden noch Banner geschwungen, Straßendemonstrationen kosten auf beiden Seiten das Blut nutzlos Geopferter, diplomatische Noten tragen in ihrer Phraseologie die letzten ausgefärbten Nuancen der „Großen Zeit". Aber das sind Nachklänge, ebenso unkontrollierbare wie unbedeutende Ausläufer einer endgültig abgeschlossenen Vergangenheit. Wie lange diese Gegenwart, das blühende Erwachen der Reaktion, der Zensur, der Scheinstabilisierung einer in Wirklichkeit untergegangenen Ideenwelt dauern wird, das hängt, wenigstens zum Teil, von der Klugheit derer ab, die Tagesmacht und Flair vereinen können. Die Zukunft kann nicht verschoben, wohl aber hinausgeschoben werden. Ob die heutige Generation zwischen Fünfzehn und Sechzig sie erlebt, weiß keiner. Aber leben muß diese Generation trotzdem. Leben ohne Kampf jedoch ist ihrem aktiven Teil, soweit er willens ist, nicht aus Bequemlichkeit in die Privatidylle zu flüchten, unmöglich. Leben heißt in diesem Falle Fehler, Irrtümer, Mängel zu erkennen, zu bekennen, Erkenntnismaterial zu liefern.

Es hat ein großer geistiger Stellungskrieg auf allen Gebieten begonnen. Ohne Aussicht, ohne Hoffnung für Morgen. Unter den Intellektuellen aller Länder schwellen die Scharen der Refraktäre und Defaitisten an. Von den wackern Parteisoldaten des Geistes ist nicht zu sprechen. Sie erfüllen eine Funktion, sie erfüllen ihre Funktion. Aber diese Funktion ist begrenzt, weil ihr Denken gewissermaßen amtlich geregelt ist. Und was bei ihnen die Programmvorschrift verlangt, verlangt bei vielen andern an sich durchaus hochentwickelten kämpferischen Zeitgenossen die Zugehörigkeit zu einer Klasse, einer Rasse, verlangt irgendeine Notwendigkeit der Konstitution oder des Selbsterhaltungstriebes.

Darum werden diese Zeilen viele Freunde in manchen Lagern treffen. Revolutionär, konterrevolutionär, prosemitisch, antisemitisch? Zur Sache selbst:

Man komme mir nicht mit Disraeli, Einstein, Heine, Liebermann. Die Größe dieser Menschen, die Größe des jüdischen Volkes in seiner Gesamtheit steht außer Frage. Wir sind hier nicht in den Hinterwäldern des ‚Völkischen Beobachters'. Aber wie steht es mit der künftigen Rolle des Judentums in der künftigen Entwicklung Europas und Rußlands, ja auch Amerikas? Wie steht es schon heute um seine aktive Stel-

lung als Führer in all den Bewegungen, die Bewegungen der Massen der genannten Länder sind? Schlecht steht es, widerspruchsvoll steht es. Die Situation ist liquidationsreif.

Deutschland liegt uns am nächsten. In Deutschland orientiert sich die Jugend nach den radikalen Flügeln rechts und links. Wenn man mit beiden Gruppen spricht, so fällt eines auf: das Wiedererwachen des Imperativs, dem sich der Einzelne unterzuordnen hat. Das Zurückdrängen des individuellen Begehrens in die Privatsphäre. Die einst von oben her gemachte preußische Tradition ist in verschärftem Maß zum Gesetz des Kollektivwillens erhoben. Der verschwommene, noch seine unerläßliche Revision baldigst erhaltende Begriff Vaterland hat seinen Gegensatz in der bibelhaften Bedeutung der Marxschen Lehre. Und erweitert man den Begriff der rechten Seite ins Europäische, also zum allgemein Gültigen des Fascismus, so verliert er nicht weniger an seinem gläubigen Inhalt, zumal ihm zur Seite als einzige geistige Glaubenskraft noch, ergänzend und beherrschend, die katholische Idee gegen die moskauer Mission auf den Plan tritt. Diese beiden großen Glauben werden das Treffen dieses Jahrhunderts bestreiten. Schon hieraus sollte sich ergeben, daß der Jude auf diesem Turnierplatz nur sehr begrenzt etwas zu tun hat.

Was den katholisch-fascistischen Partner des kommenden Weltkampfes anlangt (sein fascistischer Part wird bald genug vom katholischen gezähmt und zur kirchlichen Pazifikationswaffe zurechtgestutzt sein), so ergibt sich die Unnotwendigkeit jüdischer Hilfe und Tat von allein. Seine Aufgabe in den Bataillonen der aufmarschierenden Massen scheint ebenso fragwürdig. Man hat bisher auf treu-nationalistischer Seite stets international mit hämischem Zwinkern und ebenso leidvoll auf treu-jüdisch-revolutionärer festgestellt, daß alle Revolutionen ihre Juden, so große Verdienste sie auch als Kämpfer mit Hirn und Händen um Entfesselung und Durchführung hatten, gefressen haben. Selbst die russische Revolution, die unter den vorläufig denkbar voraussetzungslosesten Begriffen sich vollzog und zu entwickeln schien, hat allmählich ihre jüdischen Parteigänger gestürzt oder aus den entscheidenden Schlüsselpositionen gedrängt. Das ist aber nicht begründet in dem Problem der Revolutionen, sondern in dem jüdischen Problem, das noch niemals so klar war wie in der Zeitwende des Heute.

Freilich müssen wir hier den Begriff jüdisch eingrenzen. Die jüdischen Massen des Ostens ebenso wie die im Verlauf des Weltkriegs und der Nachkriegszeit stärker zur eignen Wesensart zurückgekehrten amerikanischen Judenmassen verwenden ihre Kraft teils zur Erhaltung rassischer Kultur und Theokratie, teils zur Formung neuer nationaler Ziele, die freilich durch die in letzter Zeit durch Übernahme europäisch-politischer Begriffe oftmals desorientierte Politik des Zionismus äußerlich etwas verzerrt wurde. Das bürgerlich jüdische Assimilantentum kommt überhaupt nicht in Frage. Bleibt der revolutionäre Jude, der einsam, erbittert, versprengt, sich schon aus seiner nationalsten Leidenschaft, dem Gerechtig-

keitsgefühl heraus, dorthin wirft, wo unübersehbar und alle Einzelstimmen der Skepsis und Individualität überbrausend, die primitive Naturgewalt der Massen, meerhaft und elementar, heranwogt.

Dieses Meer reißt ihn mit, er wird mit ihm auf die Höhen der Revolutionswogen hinaufgetragen, ja, oft ist er lange Zeit an der Spitze. Dann sinkt die Welle, die Revolution stockt, wird in diesem Augenblick noch einmal breit und gewaltsam, aber stets ein wenig künstlich, hochgetrieben: der Terror beginnt. Der Terror ist die kritische Zeit des Juden in der Revolution. In ihm scheiden die meisten jüdischen Führer aus und werden zurückgedrängt oder auch geköpft. Denn einen Terror mitmachen, das kann nur eine Masse, die in gewissem Sinne organisch blind ist, die von Gesundheit und Überzeugung strotzend gar nicht auf die geringste Anzweiflung der historischen Legitimität des Terrors kommt. Im Denkgesetz der Juden aber gibt es nicht die Möglichkeit der Ausschaltung des Gerechtigkeitsgefühls. Daß sie Theorien gedacht haben, logisch und lückenlos und eisern, ist kein Gegenbeweis. Sie haben sie nämlich für eine Zeit erdacht, die sie erkannten und durchschauten, über die sie selbst aber als Persönlichkeiten, als Angehörige ihrer Rasse längst hinweg waren. Der Antisemitismus ist im Grunde weder eine Folge wirtschaftlicher Gegensätze, körperlicher Kontraste, völkischer Ungleichheiten — das sind alles Ersatztheorien — zum mindesten beruht er in seinen wahren Gründen nicht darauf, sondern er ist, als Erscheinung und ohne Gefühlswertung festgestellt, das psychische Ergebnis des Alterstufenunterschieds in der biologischen Entwicklung des Juden und der Völker, mit denen er zusammenlebt.

Es ist ein großer Unterschied, ob ein Volk dreieinhalb Jahrtausende länger denkt, wirkt, soziale Gemeinschaft hat oder ob es erst seit zweitausend Jahren oder weniger eine gewisse Kulturstufe erreicht hat. Nehmen wir nur Begriffe wie Gerechtigkeit oder Menschenrecht oder Pflicht, so würden wir, wenn wir ihn von einem Juden oder einem Angehörigen eines jüngern Volksstammes denken ließen und wir die Möglichkeit hätten, den gedanklichen Niederschlag in einer chemischen Reagenz einzufangen, feststellen, daß der von dem Juden gedachte Begriff eine andre psychische und logische Färbung hat als der von seinem Partner gedachte. Es ist eben ein Unterschied, ob ein Begriff einige tausend Jahre länger in Gefühl und Gehirn filtriert, geläutert, abgewandelt wird. Die Differenz des Alters ist das Anti des Beieinander von Jude und Nichtjude, das nur bei einem gewissen Prozentsatz der Partner, bei einer geistigen Auslese (Auslese auch selbstverständlich bei den massenhaft bis zur Degeneration überzüchteten, respektive in Schwäche verplatteten Juden) überwunden wird.

Zwischen der Masse und dem einzelnen revolutionären Juden also wird nach einer gewissen Zeit immer ein Vakuum eintreten müssen, wenn die einigenden Hochspannungen vorbei sind. Der Jude stoppt früher, der Jude übersieht

rascher, der Jude zweifelt schneller. Diese drei Eigenschaften, die fast durchweg bei allen jüdischen Führern der Revolutionen eingetreten sind, bilden naturgemäß für die vom jüdischen Denken (nicht vom Ausgedachtsein) unabhängig abrollende Entwicklung der Massen ein schweres Hemmnis, das erkannt zur Beseitigung dieser jüdischen Persönlichkeiten führt, nicht erkannt zum Hemmschuh, ja zum Gefährdungsmoment der ganzen Bewegung wird. Man sehe sich doch einmal die Entwicklung der einzelnen Arbeiterparteien in den verschiedenen Ländern daraufhin an.

Der Jude in der revolutionären Bewegung wird stets ein befruchtendes Element sein, so wie er für die evolutionären Zeiten der Menschheit eine durch die Verhinderung allzu rascher kultureller und politischer Verstockungen positive Arbeit leistet. Man kann ihn nach Menschenrecht nicht aus den Revolutionen eliminieren. Aber es sind die tragischsten Naturen unter den Juden, die in ihnen wirken und die Folgerung ist unabwendbar: der revolutionäre Jude, dem die Revolution mitzumachen Bedürfnis ist, darf nur jene Stellung einnehmen, wie sie etwa der bürgerliche Spezialist in der sowjetrussischen Wirtschaft gegenwärtig hat, also als Denkfachmann, Techniker der Theorie. Oder er diene als einfacher Soldat.

Damit soll die Bedeutung der Juden in der Revolution keineswegs verkleinert werden. Nur die von ihnen seien getroffen und können getroffen sein, die ein morbider Geltungstrieb oder hysterische Sucht nach Positionen geizen lassen, auf denen sie sich selbst oder die von ihnen Geführten tödlich gefährden. Mit der Entwicklung, mit der Zukunft des Judentums, einer weder an die europäischen, russischen oder amerikanischen Abläufe gebundenen Tatsache, hat das nichts zu tun. Die bleibt in einer für sie unwichtigen Assimilation und einer wichtigen rassischen Konzentration beschlossen.

Der junge Lincoln von Emil Ludwig

Emil Ludwig erzählt in seinem neuen Buch, das in diesen Tagen (bei Ernst Rowohlt) herauskommt, die Lebensgeschichte Abraham Lincolns, des großen Präsidenten der amerikanischen Sklavenbefreiung. Mit besonderer Liebe schildert er die primitive Jugend des Farmersohns, der als Holzfäller und Flößer am Rande der Prärie heranwuchs, alles in allem kaum ein Jahr die Schule besucht hat, um schließlich doch die vielleicht größte humanitäre Intelligenz seines Jahrhunderts zu werden. Wir entnehmen dem Eingangskapitel die erste Fahrt Lincolns in die Südstaaten, die erste Begegnung mit der Sklavenwirtschaft des Südens, die zu beseitigen seine Lebensaufgabe wurde.

Draußen rauscht die Welt vorüber, bald wird sie den Wartenden rufen. Da man gesehen hat, wie stark und wie geschickt der junge Lincoln sich am Flusse bewährt hat, so wird er jetzt von einem Farmer angeheuert, um dessen Ware nach New Orleans zu bringen. Eine große Gelegenheit, aus den Wäldern und Dörfern herauszukommen, den Mississippi zu sehen und schließlich das Meer! Da ist er gleich dabei, macht

mit dem Sohn des Farmers das Floß zurecht, auf seinen starken Schultern trägt er Mastvieh und Maismehl zum Flusse, das sollen sie im Süden verkaufen und auf dem Heimwege dafür Baumwolle, Tabak, Zucker flußaufwärts bringen.

Da tut sich, wie sie nach Cairo kommen, an der Mündung des Ohio der Vater der Ströme auf, gelb, trübe, unübersehbar breit. Neue Menschen und Gelände, neue Bäume und Vögel begegnen ihnen nun auf der Fahrt nach Süden, dann gibt es Sturm und Gefahren, Sandbänke und Stromschnellen, und schließlich lernen sie die ersten Neger kennen, auf unerwartete Art: Wie sie einmal auf einer Plantage übernachten, schleicht eine Rotte marodierender Schwarzer heran, um das Floß zu berauben. Mit einem Holzklotz stürmt der erwachte Flößer auf sie los, und wie sie vor seiner Riesenerscheinung erschrecken, lassen sie sich rasch im Wasser und auf dem Lande verjagen; aber der Angegriffene ist jetzt so böse, daß er sie mit seinem Kameraden zusammen verfolgt, bis sie am Ende blutig zu ihrem Floß zurückkehren. So war Lincolns erste Begegnung mit den Negern.

Immer breiter wird der ungeheure Strom, immer heißer der Tag, immer dunstiger die Nacht, und vielleicht fragt sich der Dichter in dem jungen Ruderer, ob so das Leben sei. Gewiß, ein Spiegelbild der ewigen Bewegung sieht er zum erstenmal, als sie in den großen Hafen münden. Das ist New Orleans, aber das Meer ist noch nicht zu sehen; tausend Flöße scheinen den Ausgang zu verstopfen, große Schiffe, wie er sie in Indiana nie gesehen, Seeschiffe liegen hier vor Anker, in riesigen Stapeln türmen sich die Säcke mit Mehl, die von Norden kommen, alles raucht, heult, ruft, schrillt durcheinander, die langen Schornsteine der Dampfer scheinen sich am Lande fortzusetzen, denn dort kommt am Ufergelände die erste Eisenbahn. Aber was sind das für Ballen, die längs des Kais und weiter unter Blechdächern gestapelt liegen, tausende? Bei einem oder dem andern quillt es weiß, leicht und flockig durch einen Riß: daran erkennt es der Fremde. Das also ist die berühmte Baumwolle, die so viel Lärm im ganzen Lande macht! Lincoln trägt schon seit einiger Zeit baumwollene Hosen, er hat auch einen Rock mit, den er in der Stadt tragen will. Wenn er aber an alle die Fragen denkt, die sich daran knüpfen, an Sklaven und Präsidentenwahl, mag er im Anblick dieser Ballen doch mit dem Kopfe schütteln.

Sein Staunen wächst, als sie die Ladung gelöscht haben und die große Stadt betreten. Da tummeln sich auf den Straßen Weiße, Schwarze und Mischlinge, in eleganten Wagen fahren Europäer in vielen bunten Trachten vorüber, und die Frauen tragen große Hüte, lachen und fächeln sich. Alle scheinen heiter, beschäftigt, voll Hoffnung, mitten im Genuß, alle sind unabhängig. Wo aber sind die Sklaven? Dort prangt es in großen Lettern von einem Schild: „Zahle jederzeit die höchsten Preise für Neger jeder Art! Kaufe selbst auf Auktionen! Habe eignes Gefängnis gebaut, um sie unterzubringen!" An der nächsten Ecke ein andres: „Hundert Dollar Belohnung, wer meinen entlaufenen Mulatten zurückbringt!

Hört auf den Namen Sam. Helles Haar, blaue Augen, rötlicher Teint, so hell, daß man ihn für einen Weißen halten könnte."

Das also sind die Enterbten, denkt der junge Schiffer, gesucht wie kostbare Hunde, versteigert wie Pferde, eingesperrt wie Verbrecher. Alles, was er zu Hause gehört hat, vom Vater erzählt, vom Pfarrer bestätigt, in den Zeitungen erörtert, wird heut in ihm lebendig und zieht ihn auf die Auktion. Er tritt in eine blechgedeckte Halle, wo sich das pralle Licht in Schlagschatten bricht, und sieht Vorführung und Verkauf.

Da stehen ein paar Dutzend Männer in guten Anzügen, mit schönen Stiefeln, Zylinder auf dem Kopfe; ihrer Bräune sieht man an, daß sie vom Lande gekommen sind, um zu verkaufen und zu kaufen, wohlgenährte Leute in der besten Hafenstimmung, zum Vergnügen entschlossen, die ersten Whiskys schon im Magen, Männer, die sich anstoßen oder anblinzeln und laut lachen; andre halten auf sich, stehen ruhig abseits und machen sich Notizen. Das sind die Kavaliere des Südens, von denen er so oft in den Zeitungen gelesen, rohe und feine, lärmende und vornehme, durch Herrenmanieren unterschieden von allem, was er im Westen auch unter den Reichen gesehen hat. Denn diese alle sind Erben, haben Land und Vermögen von den Vätern übernommen, nie selber gearbeitet, und darum sind sie auch ohne Bedenken, wenn es gilt Menschen zu kaufen.

Vor ihnen steht in auffälliger Kleidung, überlaut und prahlend, der Händler, eine kleine Peitsche in Händen, und weist mit ihr auf einen oder den andern nackten Neger, wie sie langsam im Kreise vorübergehen. Alle haben sie Ketten an den Füßen, und wenn einer stehenbleibt oder zu schnell läuft, wird er vom Händler und seinen Leuten gepufft und geschlagen. Dazwischen läuft auch ein Mulattenmädchen, zart, offenbar unberührt, die gefällt den Herren besonders. Wie sie mit ihrer Kette am Fuß auf den Wink des Agenten heraustritt, beinahe nackt, wie er dies Kleinod aus seinem Stalle sich vor den Männern hin und her bewegen läßt, um ihre gesunde Jugend vorzuführen, wie er jetzt ruft: „Die Herren Käufer sollen ein Vergnügen haben!", denkt jeder von den Männern dasselbe, und so steigern sie gern den Preis.

Dem Fremden zittert das Herz. Er müßte kein junger Mann sein, um das aufblühende Wesen nicht mit Unruhe zu betrachten; er müßte kein weißer Farmer sein, um keine Empörung zu empfinden. Aber nun ist er überdies ein Dichter und ein scheuer Junge, der keine Frauen kennt, nun ist er Lincoln, und so wirkt alles zusammen, um ihn zu erschüttern. Was er durch Abhängigkeit erlitten, was er über Vaters und Mutters Los gegrübelt hat, verbindet sich in ihm mit der Frage nach dem unbekannten Großvater. Alles Mitgefühl strömt auf diese nackten, geketteten Menschen zusammen, alle Zweifel auf diese freien, reichgekleideten Käufer. Mit verwundeten Gefühlen verläßt er den Platz.

Nach ein paar Tagen geht es stromaufwärts zurück. Als sie nach dreimonatiger Reise heimkommen, hat er eine große Erfahrung gemacht und 24 Dollar verdient.

Der Geschäftsmann in der Literatur

von Peter Panter

„Der Generaldirektor ergriff den Telephonhörer. „Müller!", sagte er nervös in den Apparat, „lassen Sie den großen Wagen vorfahren!"

Seit „Soll und Haben", das noch heute viel mehr gelesen wird, als man glauben sollte, ist der Kaufmann Objekt der deutschen Romanliteratur. Man müßte also denken, daß uns solche Gesellschafts-Romane über das Wesen des Kaufmanns unterrichten, über seinen Charakter und seine Geschäfte, über die Art, wie er hochklettert oder nach unten rutscht ... welche Rolle spielt der Geschäftsmann in der modernen Literatur?

Die eines beschäftigten Liebhabers, der in den Pausen, die ihm sein Innenleben läßt, mit lässiger Gebärde Schecks unterschreibt, Sekretärinnen sinnend nachsieht, im Handumdrehen ganze Trusts aufkauft, einer, dem sein Geschäft eine Folie abgibt, vor der sich seine männlichen Eigenschaften leuchtend abheben. Gott segne ihn.

Denn so ist er gar nicht.

Ich will nicht einmal von dem verständlichen Trick sprechen, den diese Romanmacher mehr oder weniger bewußt anwenden: ihr Kaufmann ist eigentlich nichts anderes als der Held schlechthin, der Ritter aus den alten Ritterromanen; nur trägt er statt eines Visiers und der Panzerrüstung das undurchdringlich glatte Gesicht des Generaldirektors und den schwarzen Sakko-Anzug, der die Vorteile seiner Figur, die trotz der vierzig Jahre immer noch ... kusch!

Keiner dieser Geschäftsleute wird uns in seinen Geschäften gezeigt. Wir wissen nicht, welcher Art diese Geschäfte sind, wir sehen nur ihre äußere Form — die aber bis auf die Metall-Lasche der schwarzen Füllfederhalter.

Vorfahrende Autos und Türen aufreißende Diener; staubige Kontorräume und seidenbespannte Konferenzzimmer; die Psychologie einer Schlauheit, mit der ein kleiner Hypothekenmakler hinter dem Alexanderplatz nicht ein einziges Geschäft zusammenbrächte; heroische Schilderungen von Industriekapitänen, die gern im Schatten sitzen und ihre Besucher ins volle Licht setzen, um mit sich dasselbe zu tun: aber alles das besagt überhaupt nichts. Warum ist das so?

Weil die Romanschriftsteller nichts vom Geschäft verstehen, es sei denn, von ihrem eignen. Und über das schreiben sie nicht gern Romane.

Nun hat aber die Entwicklung einer zustandegekommenen Anleihe etwas durchaus Spannendes; um sie richtig zu schildern, darf man allerdings nicht nur Erzähler von Liebesgeschichten sein — man muß sich schon, wie Balzac und Flaubert es getan haben, über das unterrichten, was man da schildern will. Aber sie wollen ja gar nicht, weil sie, wenn sie wollten, es nicht dürften ...

Wollten sie: so geht es nicht, wie sie es anfangen. Ich zum Beispiel leide an etwas, was Harry Kahn für sich „economical insanity" getauft hat — man will sich doch belernen! So möchte ich denn einmal lesen, wie das nun wirklich vor sich geht, wenn Herr Direktor Achenbach zu Geld kommt, und wodurch er zu Geld kommt, und wem er es weggenommen hat, und ob er sehr listenreich dabei verfahren ist und wie, und worin seine Schlauheit besteht und die Dummheit der andern, und wie er es alles gemacht hat... das möchte ich wohl gern wissen. Aber niemand sagt mir das.

Wie sieht es im Gehirn eines jungen Syndikus aus, der, wie fast alle Finanzherrscher, von der Seite in die Direktorialräume gerät, weil er mit jemand verwandt ist oder weil er Korpsbruder ist oder weil er eben dazu gehört. Wie arbeitet er sich ein? Wie erobert er sich Schritt für Schritt den Weg nach ganz oben? Wodurch? Bei welchen Gelegenheiten?

Wie sieht die Geistesgegenwart aus, die der alte Thyssen bei mannigfachen Verhandlungen angewandt hat, um sich die Macht zu verschaffen, die sein Konzern heute hat? Was ist bei diesen Leuten sauber? Was gilt noch als sauber? Was nicht mehr? Wie laufen die Fäden? Wie machen sie es —?

Das möchte ich erfahren. Statt dessen erfahre ich die gewaltige Ignoranz der Herren Romanautoren, die uns nun dartun:

Wie sich der Generaldirektor räuspert und wie er spuckt; daß er müde zwischen zwei Romansituationen hinwirft: „Ich fahre morgen nach der Türkei, um mit einem Regierungsbevollmächtigten über unsere Konzessionen zu verhandeln", und das imponiert dem Autor so, daß er glaubt, solch ein Zeug genüge, um uns einen Begriff von der Welt zu geben, die er schildern sollte, aber nicht schildern kann.

Es gibt freilich Ansätze, Versuche... Da ist einmal vor Jahren im Verlag Eugen Diederichs ein anonymes Werk „Der Fenriswolf" erschienen; da hats jemand probiert. Der mir unbekannte Autor gab Schriftstücke, Telegramme, Zeitungsaufsätze, um auf diese Art ein großes Geschäft in den nordischen Staaten, seine Entwicklungsgeschichte und seinen Aufbau zu erklären. Aber es war noch nicht das Richtige. Denn geschäftliche Schriftstücke sind Ergebnisse von geistigen Vorgängen, nicht das unmittelbare Zeugnis der Vorgänge selbst. Da fehlen die Überlegungen, die gescheiterten Pläne, die Intriguen, das Hin und Her in den Gruppen, die nur nach außen geschlossen auftreten, es fehlt der Dreh — das Buch war eine halbe Sache. Auch in den Buddenbrooks, die ja auf ganz etwas andres hinzielen, ist das Geschäftliche nicht mehr als Hintergrund. Herr Thomas Buddenbrook hat leichtsinnigerweise eine Ernte auf dem Halm gekauft, und die ist verhagelt... „Du lieber Gott!" würde Christian sagen, und er hätte nicht einmal so unrecht. Wir wollen mehr wissen, die Einzelheiten, alles.

Von diesen Unterhaltungsromanfritzen erfahren wir es nicht. Ihr Generaldirektor ist immer noch der große Mann,

und kein Wort davon, wie der nun wieder in seiner Gruppe eingeschachtelt ist, wie er geschoben wird, wo ihn der Autor kaum schieben läßt, und wie die Ressorts sich durchkreuzen; kein Wort über die höchst zweifelhafte Rolle, die der Staat bei alledem spielt... kein Wort. Die meisten Kaufleute sind außerhalb ihres Shops und auch oft innerhalb ihres Ladens große Esel und viel kindlicher, als man glauben sollte. Aber so kindlich, wie es in diesen Romanen geschrieben steht, geht es bei ihnen denn doch nicht her.

Nun haben diese Einwürfe nichts mit dem kindlichen Treiben jener schlechten Schriftsteller zu tun, die es nicht ertragen können, daß es gute Fabrikdirektoren gibt und die sich und die Literatur verachten, daß es eine wahre Unlust ist. „Hamsun? Ein Menuett-Tänzer..." Die Seele ist mit dem Hauptbuch nicht zu schlagen; jene Literatur, der es um die Seele zu tun ist, schildere sie. Was sie aber gewiß nicht hindert, die Zeitumstände, in denen diese Seele lebt, richtig mitzuschildern. Der Dichter kann uns die Geschäfte wiedergeben, soweit sie Schicksalsergebnisse seiner Menschen sind, Folgen ihrer Beziehungen zueinander, Bilder ihres Mutes oder ihrer Unmoral, er kann uns den Geschäftsablauf, scheinbar automatisch, geben — er tut es nicht. Die einen geben uns die Kulisse der Börsen, die andern prahlen mit der Aktivität der Kaufleute, an die sie sich hängen, ihre eigene literarische Ohnmacht bemäntelnd — beide wissen nichts vom Geschäftsmann.

Früher haben sich die Romanhelden nicht gewaschen — das zu erwähnen, galt als unpoetisch. Heute machen sie uns vor, wie sie ihr Geld ausgeben; wie sie es verdienen, wird leider nicht gesagt. Es sind Helden von des kleinen Sankt Moritz Gnaden, zweidimensionale Filmhelden, die immerzu in Autos steigen und sich ihre Zigaretten nachdenklich auf der goldenen Zigarettendose zurechtklopfen, gutgebügelte Herren, bei denen man nur zu sehen bekommt, daß... aber nie zu sehen bekommt, wie... flächige Lebewesen aus Pappkarton geschnitten. Balzac ließ seine Puppen sämtliche Geschäfte machen, die zu gutem Ende zu führen ihm versagt war. Unsre Romanfabrikanten führen ihre Geschäfte zu gutem Ende, indem sie schlechte Romane teuer verkaufen. Und so gibt es viele literarische Geschäftsleute, aber es gibt keinen Geschäftsmann in der Literatur.

Haus-Stücke von Alfred Polgar

Auf dem Spielplan der berliner Theater standen in den letzten Wochen drei Stücke (zwei stehen noch immer), die das Gemeinsame haben, daß ihr Held keine Einzel-Person ist sondern eine Gruppe von Menschen oder eigentlich das Haus, das diese Menschen mitsammen bewohnen und durch das sie eben eine Gruppe werden. In Großmann-Hessels „Apollo, Brunnenstraße" ist es ein armes berliner Vorstadt-

haus, in dem Schauspiel des Amerikaners Elmer Rice „Die Straße" ein Mittelstands-Quartier, in dem Stück der Frau Vicki Baum „Menschen im Hotel" ein großes, vornehmes Hotel, das zwischen den Personen des Spiels eine örtliche Bindung schafft, aus der sich dann auch schicksalhafte Bindungen ergeben. Der Einzelgänger, als unzeitgemäße Erscheinung verpönt, ist auch als Objekt dichterischer Betrachtung aus der Mode gekommen. Roman und Drama stellen ihn, wenn überhaupt, meist nur noch in einem rein mechanischen Sinn in den Mittelpunkt, er hat da (wie zum Beispiel in dem großartigen, gewissermaßen: vom Buch erlösenden Buch des Doktor Alfred Döblin „Berlin, Alexanderplatz") die Funktion einer Achse, um die das besondere Stück Welt, auf das es ankommt und das bewegt werden soll, kreist. Also die drei Schauspiele, von denen hier die Rede ist, zeigen, wie aus örtlichem Nebeneinander Schicksalsverkettung wird, wie hart im Raum die Menschensachen sich stoßen und wie der Beste nicht in Frieden leben kann, wenn der Nachbar immerfort zuguckt. Das tut er nämlich gerne. Von dieser Schwäche — nebenbei gesagt — lebt ja das Theater, indem es den Zuschau-Hunger befriedigt, den das Leben unzulänglich stillt. Selten macht uns im Alltagsdasein der Nebenmensch das Vergnügen, interessant zu werden. Selten bringt der Zufall etwas Dramatisches daher, das uns angenehm aufregt (angenehm, weil es die daneben betrifft, nicht uns selber), niemand auch kommt überraschend, läutets zu ungewohnter Stunde, ist es der Gaskassierer oder ein Schnorrer, keine süße Nachbarin erscheint im Nachthemd, streichholzbedürftig, und gibt an, man nenne sie nur Mimi. Wie anders das Theater! Da tut uns der Nebenmensch, auf der Bühne, den Gefallen, sich was widerfahren zu lassen, da artet das Gespräch zuverlässig in Dialog aus, und wenn es läutet, ist es nicht der Gaskassierer sondern das Schicksal.

In „Menschen im Hotel" werden die Figuren, die das Spiel bestreiten, vom Zufall zusammengeweht, es sind gleichsam Reisebekanntschaften, die da zum dramatischen Zweck der Frau Autorin geschlossen werden und ihre erregenden Folgen haben. Drei Gewaltige aus dem Menschen-Geisterreich: die Liebe, der Tod und das Geschäft, gespenstern durch das Hotel, in welchem demnach ein Sinnbild des Lebens zu erkennen der Zuhörer nicht umhin kann. In dem Volksstück „Apollo, Brunnenstraße" sind die Figuren nicht nur durch die Lokalität, in der sie Tür an Tür hausen, verbunden sondern auch noch durch andres, vor allem durch die berlinische Erde, in der sie verwurzelt sind, durch die Gemeinsamkeit der sozialen Bedingungen, unter denen sie leben, durch die Gemeinsamkeit des Idioms, das ihr Mund und ihr Herz sprechen. Am reinsten tritt das Nebeneinander als dramatisches Motiv in dem Stück des Amerikaners Elmer Rice in Erscheinung. Da bekommt der Zuschauer Einblick in ein newyorker Vorstadthaus, Heimstätte von Leuten verschiedenster Nation und Herkunft, sieht den Menschen, die dort wohnen, eigentlich mehr nisten als wohnen, in die Fenster, dies zum Teil auch im wahren

Sinn des Wortes. Jeder der Haus-Insassen gibt kleine Musterproben seines Charakters, seines Temperaments, seiner Art, das Leben zu sehen und zu nehmen, einer der Mitwohner, ein Eifersüchtiger, erschießt sein Weib und dessen Liebhaber. Das ist der sozusagen große Vorgang im Stück, die höchste Gipfelung, zu der die dramatische Landschaft ansteigt. Sie wird belebt von Figuren, die ihre Vorzüge und Fehler, ihre Not und Lächerlichkeit im Munde tragen, und sehr unter Hitze leiden. Es ist nämlich Höchstsommer in diesem amerikanischen Drama, auf der Bühne wird immerzu geschwitzt. Und dies hilft kräftig mit zum Eindruck eines unentrinnbaren Dunstkreises, in dem die Menschen des Spiels atmen. Aber dem Verfasser handelt es sich natürlich um jenen Dunstkreis, den die seelische Transpiration seiner Personen schafft. So sehr ist das nahe Nebeneinander vieler sehr verschiedener Existenzen Idee und Inhalt des Stücks, daß der Zuschauer es als lästig empfindet, wenn eine von ihnen mehr Zeit als das ihr gebührende Minimum für sich und ihr Einzelschicksal beansprucht, daß er jedes neue Erscheinen einer Bühnenfigur so sympathisch begrüßt wie ihren Abgang. Ein glaubhaft-natürlicher Dialog treibt die vielen kleinen Mühlen des Stücks. Daß er in kurzen Sätzen und Sprüngen dahinläuft, es nie zu rechten Auseinandersetzungen kommen läßt, gibt ihm eine Lebensähnlichkeit, wie sie Theater-Dialogen fehlt, die auf der lächerlichen Fiktion fußen, daß die Menschen einander ausreden lassen. Wo gibt es das im Leben? Wo gibt es Gespräche, und gar solche zwischen Mann und Frau, in denen zugehört, der Einwurf beachtet, Argument gegen Argument gesetzt, der Frage die zugehörende Antwort erteilt wird? Zwiegespräche mit geordnetem Hin und Wider, wie sie ehemals auf der Schaubühne geredet wurden, sind eine überwirkliche Konstruktion; da kann man schon ebensogut die Leute in Versen sprechen oder singen lassen. In der „Straße" also gibt sich der Dialog anspruchslos-selbstverständlich. Man hat den Eindruck, ein vorgeschriebener Text wäre gar nicht nötig gewesen, es hätte ruhig den Spielern überlassen werden können (im Rahmen ihrer Rolle), zu sprechen, was sie wollen. An heitern Momenten im ernsten Spiel fehlt es nicht. Wenn Frau Valetti, hier wie immer eine Ergötzung schon allein durch die saftige Beredsamkeit ihrer Blicke, den Hund Gassi führt, bleibt kein Auge freudetränenleer.

Wie man auch über den dramatischen und Kunstwert der „Straße" urteilen mag — das Stück geht nicht eindruckslos am Hörer vorüber, und zwar deshalb, weil es einen Begriff gibt von den Schrecken des erzwungen-nahen Nebeneinanders, von den Nöten der Enge, von der Widrigkeit eines Lebens hinter durchsichtigen Türen. Im Volksstück „Apollo, Brunnenstraße" hat dieses bequeme Hineinguckenkönnen in das Schicksal des Nächsten, diese unentrinnbare Aufsicht, die jedem von jedem zuteil wird, nur freundliche Folgen. Wenn sich da die Temperamente aneinander reiben, gibt es humorige Funken. In der „Straße" zeigt sich das Üble in Wirksamkeit, das frei wird, „wo Menschenkinder nah beieinander wohnen",

wie der Psalmist sagt (den das aber lieblich dünkt), wo jeder für eignes Elend im Elend des andern Entschädigung findet und ein ganzes System von Neugier und Mißgunst das Haus als giftiger Efeu überwuchert.

Auf der amerikanischen Bühne hatte das Schauspiel ganz großen Erfolg, brachte dem Verfasser sogar einen Literatur-Preis. Aber es schöpfte — wie ein amerikanischer Freund erzählt — seine Wirkung aus einer Quelle, die hier unmöglich zu erschließen war. Nämlich aus der bunten Vielfältigkeit des Englisch, das da, in diesem auf die Bühne gestellten newyorker Haus, gesprochen wurde. Das Englisch der älteren und das der neuen Generation, das Englisch der in Amerika Geborenen und das der Zugewanderten, deutsches, irisches, russisches, schottisches, jiddisches, italienisches und noch manches andere Englisch. Die vielen Schattierungen derselben Sprache, die zwanzigerlei Dialekte, die da durcheinander gingen, sollen dem Stück höchst originelle Farbigkeit gegeben haben. Es stand auf der Szene gewissermaßen ein Modell des großen Schmelztiegels, in dem drüben die Nationen zur amerikanischen Einheitsmasse vermischt werden. Dies, sagt der unterrichtete Freund, sei der Reiz und Zauber des Stücks gewesen, von dem uns hier dünkt, daß sein Mechanismus nicht viel anderes bewege als sich selbst.

Die naturalistische Darstellung, die der „Straße" im „Berliner Theater" zuteil wurde, ist rechtens hoch gerühmt worden. Es wird jetzt so glänzend Theater in Berlin gespielt, daß die Frage nahe liegt: Können die Schauspieler von heute um so vieles mehr als gestern, oder ist es am Ende heute leichter, als es gestern war, ein guter Schauspieler zu sein? Diese, die zweite Annahme, hat einiges für sich. Heute liegt die Schaubühne nicht, wie einst, über gemeinem Leben sondern auf gleicher Ebene mit ihm. Der Übergang ist leichter. Und mehr als jemals auch erscheint „das Leben" als ideale Vorschule für das Theater. Die Kampfsituation, die heute für jedermann, ob er nun Lust hat zu kämpfen oder nicht, gegeben ist, zwingt schon den jungen Menschen aus den Schlupfwinkeln seiner Verlegenheit hervor, die private Sphäre wird immer mehr ein unzeitgemäßer Luxus, die Familie verliert immer mehr Terrain an die größeren Gemeinschaften des Berufs, der Anschauung, der Interessen, mit andern Worten: der Mensch der Gegenwart wird durch das Leben erzogen, die Scheu vor der Öffentlichkeit zu überwinden, mit dem gesprochenen Wort für die eigene Sache einzutreten, sich in Szene zu setzen, sich energisch als das darzustellen, als was er genommen werden will, auch, wo es Not tut, entschlossen zu schwindeln, Affekt vorzutäuschen, der nicht da ist, kurz: schauspielerische Qualitäten zu entwickeln. Es gibt heute eine Menge junger Schauspieler, die sich auf der Bühne bewähren, ohne daß sie vorher ein Konservatorium für Schauspielerei überstanden, ohne daß sie die Kunst des Gehens und Stehens, der Rede, Gebärde oder sonst welcher Techniken des Theaters extra gelernt hätten. Geistige Beweglichkeit, Selbstbewußtsein, Freiheit im Gebrauch des Worts und im Bekenntnis der Leiden-

schaft — das brachten sie aus dem Bezirk ihres täglichen Lebens auf die Bühne mit, und das reichte aus zur Wirkung.

Einer ist unter den Darstellern der „Straße", der als Schauspieler hohen, man darf schon sagen: klassischen Stils, unsre Liebe hat: Albert Bassermann. Es war außerordentlich interessant, zu sehen, wie eben durch diesen Stil zwischen ihm und den Partnern eine ganz scharfe Abgrenzung fühlbar wurde. Sein intensives Sprechen und Spielen, seine Art, dem Theater groß und reichlich zu geben, was des Theaters ist, wirkte da wie im einheitlichen Gewebe ein Faden aus ganz anderem Material. Freilich aus kostbarem. Viel gibt die Rolle für Bassermann nicht her; aber jedes Wort, jede Geste von ihm tragen auch hier den Aufdruck seiner Persönlichkeit, bekommen so über ihre absolute Geltung hinaus Wert, wie eine Münze durch die Prägung.

Dem toten Freunde von Fritz Pick

Toter Freund, wie oft
seh ich Dich noch in den Straßen,
wie oft
trägt ein Fremder Dein Gesicht herum,
irgendeiner geht Deinen schaukelnden Seemannsgang,
irgendwer
schwenkt die Arme wie Du und lacht, wie Du lachtest.

Und ich spüre, wie immer weniger von Dir ich noch habe,
wieviel Gesten und Worte ich schon für immer verlor,
und wie das Wenige, das von Dir blieb,
immer schwächer mir wird, und durchsichtig wie ein Gespenst,
daß es den wirklichen Tag nicht mehr decken kann.

Toter Freund, soll ich Dich ganz verlieren,
wirst auch Du mich einmal, letzter Zeuge der Kindheit, verraten?
Oder wartet Dein Schatten nur, daß die Wurzeln der Bäume,
welche Du so geliebt hast,
Deinen armen Körper in Blätter verwandelt haben,
jung und kräftig und hoffnungsvoll,
wie wir es waren in jenen Tagen?

Ja, Du wirst mich nicht verlassen,
und wenn niemand Deinen Namen kennt,
niemand mehr das Glühen unsrer Jahre,
wirst Du mir als Wald zur Seite schreiten,
und aus dem Geräusch der Zweige
wird mir das Lachen der Jugend klingen.

Reusch geht von Morus

Bei Schwerindustries ist Ziehtag. Paul Reusch, seit zehn Jahren Vorsitzender des Langnam-Vereins, werktags Generaldirektor der Hanielschen Gutehoffnungshütte, geht, obwohl er erst zweiundsechzig ist und mit seinem viereckigen, geröteten Gesicht ausschaut wie das blühende Leben.

Reusch war nicht nur der erste, sondern auch der schärfste Mann in dem Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen, dem die Interessenvereinler selbst die ironische Bezeichnung „Langnam-Verein" gegeben haben. Das will unter den Scharfmachern des Ruhrbezirks etwas heißen. Er konnte poltern wie kein andrer, und kannte keine Gêne; eben deshalb hielten ihn die Stahl- und Kohlenherren aus der Nachbarschaft wohl für geeignet, ihre gemeinsamen Interessen wahrzunehmen. Sie schickten ihn vor, wo es auf grob ankam, also gegen die Republik und gegen die Arbeiter. Draußen galt er als der knorrige, hundertprozentige Westfälinger, Schwarzbrot ohne Weizenzusatz, Eiche und Biceps, Gegenstück zu den zarten rheinischen Mädchen, mit denen Vater Duisberg gern die Chemieleute vergleicht.

Doch wie so oft, stimmte es auch hier nicht mit der Geographie. Reusch stammt aus dem Württembergischen, hat in Mähren und in Budapest seine Lehrjahre verbracht und ist erst ziemlich spät ins Revier gekommen. Unter den alteingesessenen Schlotfamilien, die sich auf ihre Bodenständigkeit so viel zugute tun, war er fast ein Eindringling. Aber nun holte ers nach und wurde eiserner als sie alle zusammen. Die Besitzer der Gutenhoffnungshütte, die Haniels, nach vier Generationen ein bißchen müde schon, ließen ihm freie Hand, und so konnte Reusch ohne größern Aktienbesitz als Generaldirektor den Konzern ziemlich selbständig kommandieren. Unternehmerisch war er ein Einspänner, hielt nicht viel von zu straffer Kartellierung und blieb unangetastet, als Stinnes selbst die Größten im Ruhrbezirk überschattete. Dabei verstand auch er, ohne sich zu zersplittern, die Inflationskonjunktur auszunutzen. Als die Rohstoffe knapp waren und den Weiterverarbeitern der Atem ausging, unterwarf er sich die besten Werke der süddeutschen Maschinenindustrie. Bevor sich Stinnes noch Siemens attachierte, schlug Reusch Brücken zur AEG und zur Hapag und schaffte sich dadurch eine sichere Klientel.

Aber dieser mildere Freundeskreis von Haniel färbte nicht auf seine Gesinnung ab. Er blieb intransigent und reaktionär bis in die Knochen. Auch als Politikus ging er seinen Weg, ließ sich weder von Stinnes noch von Hugenberg einspannen. Wie es die Zeit und die Würde der Schwerindustrie

verlangte, machte er sich seinen eignen nationalistischen Propagandakonzern. Entsprechend seinen industriellen Eroberungen bevorzugte er Bayern, legte seine Hand auf die ‚Münchner Neuesten Nachrichten' und auf den ‚Fränkischen Kurier' in Nürnberg. Dabei erkor er sich als Fahnenträger Herrn Professor Coßmann von den ‚Süddeutschen Monatsheften'. Um aber auch die andern deutschen Gaue geistig zu befruchten, legte sich die Haniel-Reusch-Gruppe eine eigne Nachrichtenorganisation zu, den Dienst nationaler Tageszeitungen. Die „Dienazeit G. m. b. H.", wie diese Hugenberg-Konkurrenz offiziell firmiert, beliefert neun größere Rechtsblätter mit allem, was man wissen muß und glauben soll. Wenn Paul Reusch sich auch nicht so intensiv mit der Druckerschwärze befaßte wie Alfred Hugenberg, so kann er doch das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, einer Reihe alter liberaler Blätter einen kräftigen Rechtsdreh gegeben zu haben.

Allerdings ist das, was der Haniel-Konzern der Presse offeriert, noch immer ein sanftes Gesäusel im Vergleich zu den Originalproduktionen des Generaldirektors Reusch. Wenn Reusch vom Leder zieht, dann sprühen die Funken, als ob in der Gutehoffnungshütte bereits Mars persönlich an der Arbeit wäre. Wissen Sie zum Beispiel, was der Young-Plan bedeutet? Reusch wird es Ihnen verraten: „Bei konsequenter Durchführung des Young-Planes würde das deutsche Volk bald aufhören, eine Nation zu sein; Deutschland würde zu einem geographischen Begriff herabsinken." Aber mitnichten wird es soweit kommen: „Der alte Gott im Himmel lebt noch. Er wird hoffentlich bald erhören unser Gebet: Herr mach uns frei!" Reusch ist aber nicht nur für akkustische sondern auch für optische Propaganda. Als im letzten Sommer die deutsche Industrie in Düsseldorf tagte, brachten die Einheimischen den auswärtigen Gästen freundliche Gaben dar. Die düsseldorfer Senffabrikanten stifteten Mostrichfäßchen und die krefelder Seidenweber stifteten Seidenbänder. Paul Reusch aber tat etwas für die geistige Atzung und widmete den Teilnehmern eine faustgroße Eisenplakette samt Öse — sei es als Talismann im Knopfloch zu tragen, sei es an die Wand zu nageln mit der Aufschrift: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte." So paart sich in Reusch ein gesunder Geschäftssinn mit dem Geist Ernst Moritz Arndts.

Von nun an werden die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessenten in Rheinland-Westfalen auf die Tatkraft Paul Reuschs verzichten müssen, und an seiner Stelle wird Fritz Springorum, der Generaldirektor von Hoesch, den Langnam-Verein führen. Die Springorums gehören zum alten westfälischen Industrieadel und sind nicht mehr so aufgeregt wie der wackre Schwabe Reusch. Sie sind nicht nur in der Schwerindustrie, sondern auch in der international verknäulten Kunst-

seidenindustrie tätig, und schon deshalb werden sie es wohl besser vermeiden, sich in nationalistischen Reden zu bereuschen. Der neue Langnamgeneralissimus sitzt zudem als Volksparteiler in der dortmunder Stadtverordnetenversammlung. Aus diesen und andern Symptomen hat man geschlossen, daß es in dem wichtigsten Verband der rheinisch-westfälischen Großindustrie künftig friedfertiger und versöhnlicher zugehen wird. Aber die Annahme erscheint uns zumindesten etwas voreilig. Denn wenn neben Springorum fortan auch gemäßigtere Leute wie Frowein, Poensgen und Silverberg die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen wahren sollen, so finden wir in dem neuen Vorstand des Langnam-Vereins doch auch einen von Hugenbergs zwölf nationalen Männern wieder, den Generaldirektor Winkhaus vom Köln-Neuessener Bergwerksverein, Springorums Spezialkollegen im Hoesch-Konzern.

Auch sonst sieht es im Ruhrrevier gegenwärtig durchaus nicht nach politischem Tauwetter aus. Die Schwerindustrie fühlt sich nach einem sehr auskömmlichen Geschäftsjahr stärker und drängt in der Gesamtführung der deutschen Industrie wieder an die erste Stelle, die seit einigen Jahren die Chemie innehat. Man kann es in Essen und Düsseldorf noch immer nicht vergessen, daß der Geheimrat Kastl vom Reichsverband der Deutschen Industrie es gewagt hat, den Young-Plan zu unterzeichnen, während doch Doktor Vögler vom Stahlverein den Plan demonstrativ abgelehnt hat. Ist das nicht Grund genug, Kastl in die Wüste zu schicken oder ihm doch die Geschäftsführung im Reichsverband so zu verbittern, daß er freiwillig demissioniert? Es fehlt nicht an Herren, die bereit sind, Kastls Nachfolge anzutreten. Im Reichsfinanzministerium, aus dem Kastl selbst ja hervorgegangen ist, rühren sich die Rührigen, die sich jüngst bei der Besetzung des Staatssekretärpostens übergangen fühlten. Auch Abraham Froweins Name wird, gewiß ohne sein Zutun, genannt; Frowein hat sich seitdem er auf verlustreiche, aber höchst honorige Weise aufgehört hat, aktiver Industrieller zu sein, ohnehin der Arbeit in den Verbänden verschrieben. Einstweilen hält noch die Autorität des alten Duisberg den Ausbruch einer offenen Revolte auf. Aber wie lange noch und die traditionellen Machthaber der deutschen Industrie, die Herren aus dem Ruhrrevier, pochen auch in Berlin wieder an die Tür. Sie verzichten vielleicht darauf, ihr gröbstes Geschütz mitzubringen, sie begnügen sich mit den Kleinkalibern. Aber dafür verlangen sie wieder die ganze Macht.

Die Periode, in der Silverberg öffentlich für die Große Koalition plädierte, ist vorüber. Auch wenn man den äußersten Flügel etwas zurücknimmt und die alten Reuschs nicht durch neue ersetzt: die Gesamtrichtung tendiert zurzeit nach rechts und nicht nach links.

Bemerkungen

Was ist mit Kutiepow?

Die unheimlichsten Geschichten von Arsène Lupin sind harmlose Bagatellen gegen das, was in den letzten Wochen die großen Zeitungen über das Verschwinden des Weißgardisten Kutiepow fabuliert haben. Geheimnisvolle rote Autos, verdächtige graue Wagen, angeklebte Bärte, schwarze Masken, Revolver im Finstern, angespülte Flaschenpost mit dunklem Inhalt. Während das rote Auto soeben an der Nordküste Frankreichs gesichtet wurde, war die Flaschenpost zu gleicher Zeit am mittelländischen Meer angespült worden. Im gleichen Moment, wo Budapest die Ankunft einer Ansichtskarte des verschwundenen Generals mit spanischem Poststempel meldet, kommt aus Berlin die Nachricht, daß seine Leiche längst im Keller der russischen Botschaft verscharrt sei. Allen voran ist diesmal die französische Presse. Ehrensache, daß jeden Tag zwei Spalten in der ganzen Höhe gefüllt werden mit phantastischem, aus den Fingern gesogenem Unsinn. Dabei sind die „Tatsachen", die von den pariser Blättern serviert und in Deutschland und überall kritiklos nachgedruckt werden, durch die Bank in pariser Redaktionen und deren Auslandsvertretungen erfunden worden. Denn diese Zeitungen wissen sehr wohl, daß die Ansicht der Kriminalisten, die sich mit der Sache befaßt haben, eine ganz andre ist als die publizierte. Auf Grund eingehender Recherchen hat man sich dort etwa diese Meinung gebildet:

Es ist bekannt und durch viele Zeugenaussagen erwiesen, daß Kutiepow seit längerer Zeit nicht mehr an die Möglichkeit eines Sturzes der Sowjets von außen her glaubte. Er war der Meinung, daß allein mit Hilfe der Roten Armee das herrschende System in Rußland zu erschüttern sei, und er war naiv genug, sich mit Offizieren der Roten Armee, von denen er glaubte, daß sie für den Umsturz zu haben seien, in Verbindung zu setzen. Es ist notorisch, daß er noch im Sommer mit einigen von ihnen in Berlin zusammen war, und er war eitel genug, sich von ihnen erzählen zu lassen, nur er könne der Führer einer Armeerevolution gegen den Kreml sein. Alle diese „geheimen" Zusammenkünfte haben mit Wissen der Sowjets stattgefunden; man wollte den General gründlich blamieren und kompromittieren. Im übrigen sind grade diese berliner Unterredungen in den hiesigen Emigrantenkreisen übel aufgenommen worden. Man ist dann auch in einer öffentlichen Erklärung von Kutiepow abgerückt.

Die Beamten, die die Untersuchung geleitet haben, sind der Überzeugung, daß der General an der Inszenierung seiner Entführung teilgenommen habe und daß er freiwillig nach Rußland gegangen sei, um illegal zu arbeiten. Diese Vermutung hat einen guten Grund, es wäre nämlich nicht der erste derartige Fall, daß die G.P.U. einen Mann der Rechten unbehelligt in Rußland wirtschaften ließ, um ihn und die Konterrevolution ad absurdum zu führen. Da ist, zum Beispiel, der Fall des früher vielgenannten konservativen Dumaabgeordneten Schulgin, der sich vor ein paar Jahren über die russische Grenze schlich, einige Monate im Lande blieb, mit heiler Haut zurückkam und nachher mit seinen Abenteuern großtat. Die Politische Polizei zeigte sich diesmal heiterer als ihr Ruf ist: sie veröffentlichte nämlich ihre Aufzeichnungen über Schulgin und bewies damit, daß sie ihn von der ersten bis zur letzten Minute seines Aufenthalts in Rußland unter Observation gehalten hatte. Der verwegene Abenteurer verdankte also sein Leben nur einer witzigen Anwandlung der G.P.U., die sich mit Recht sagte, daß ein Blamierter für die Sowjets eine wirkungsvollere Pointe bilde als ein Gehenkter.

Man möchte auch im Fall Kutiepow wünschen, er möge ebenso operettenhaft auslaufen, wie er begonnen hat.

Lips Tullian

Deutscher Whisky

Andre Nationen machen das so: Was sie besonders gut herstellen, das exportieren sie, und was ihnen fehlt, das importieren sie. Wenn den Deutschen etwas fehlt, dann machen sie es nach.

Sie haben deutsches Pilsener und deutschen Whisky und deutschen Schippendehl und Germanika-Rum und, neben einigen guten, deutsche französische Parfüms, vor denen Ziegenböcke die Flucht ergreifen — sie haben überhaupt alles, weil eine Zollfestung ihr Ideal darin sieht, „vom Ausland unabhängig zu sein". Der nationalistische Wahnsinn verdirbt die Warenqualität.

Denn zu der Albernheit, etwas imitieren zu wollen, was ungeeigneter Rohstoff, mangelnde Tradition und eben jenes gewisse Etwas nicht gestatten, das jedem Volk eigentümlich ist, wollen sie uns nun auch noch einreden, ihre Kopien seien besser als das Original. „Sie wissen doch, daß alle englischen Stoffe in Bunzlau hergestellt werden?" Mit manchen Orientwaren ist das sicherlich so, und so sehen sie ja auch aus — der exportierte Orient hat überhaupt etwas Sächsisches. Lesen Sie nur Edschmids neues Afrika-Buch. Um auf Qualitätswaren zurückzukommen:

Grade, wenn man Deutschland liebt, müßte man doch die innere Unsicherheit verwerfen, die im Schielen nach dem Fremden steckt. Wobei denn diese Hämmel von Fabrikanten das, was die Deutschen nun wirklich können, lange nicht genug herausstreichen — sie haben noch die kindische Überschätzung des Auslandes in den Knochen, nicht etwa seine gerechte Würdigung, und nun ahmen sie ihm nach. In der Frauenmode ist es ihnen nicht geglückt — da sind sie nach wie vor von Paris abhängig. Aber ein von monomanen Geisteskranken ausgeheckter Zolltarif hindert den deutschen Markt, die guten ausländischen Waren zu konsumieren; das geht bis in die Filmbranche herein. Vielleicht werden spätere Generationen lachen, daß der Friedensvertrag von Versailles den deutschen Produzenten den Gebrauch des Wortes „Cognac" untersagt hat — es ist aber mehr als ein nur wirtschaftlicher Vorgang. Wieviel Talmi ist in dieser Wir-Auch-Fabrikation!

Verlang einen Benediktiner. Du kriegst einen, du schmeckst ... und gleich trittst du aus der Kirche aus, so ein Benediktiner ist das. Es ist eben keiner. Und wie man, um einen halbwegs guten Kaffee zu bekommen, in einem deutschen Lokal „Mokka-Doubel" bestellen muß, so muß man ein ganzes Gebet aufsagen, wenn man ein unverfälschtes ausländisches Erzeugnis haben will, für das die Herren Kopisten schon längst etwas gefunden haben, was als deutsches Wort der Kriegszeit in den französischen Sprachschatz übergegangen ist: „de l'ersatz". Über das Kapitel

Whisky wollen wir uns gar nicht unterhalten; der gehört schließlich nicht zu den Notwendigkeiten des Lebens, aber ärgern tuts einen doch. Sie haben ihn „in Deutschland auf Flaschen gefüllt und auf den amtlich zulässigen Trinkbranntsweinprozentsatz gebracht ... mitunter ist es gar nicht leicht im menschlichen Leben.

Wir lächeln über die Paßkalamitäten eines Reisenden aus dem achtzehnten Jahrhundert, der von Nürnberg nach Lippe-Detmold fahren wollte. Das Zoll-Europa von heute machts genau so — im Vordergrund. Im Hintergrund ist der ganze Apparat längst vertrustet, kein Mussolini, kein Plakat: „Deutsche, fahrt mit deutschen Opel-Wagen!" können mehr darüber hinwegtäuschen, daß es eine wahrhaft internationale Macht gibt: die Großfinanz, die mit den Grenzen Geschäfte macht und im übrigen auf sie pfeift.

Die Konsumenten pfeifen ihre diesbezüglichen Nationalhymnen.

Ignaz Wrobel

Ermler und Eisenstein

Die Schwärze der Nacht macht die Welt nackt und leer, da gehen, auf der dunkeln Leinwand ausgespart wie zwei Abstrakta, im bleichen Licht eines Scheinwerfers zwei weiße Männerchen mit erhobener Waffe aufeinander zu, ein deutscher und ein russischer Soldat. Großaufnahme, und siehe, unter dem deutschen Helm hervor späht dasselbe Gesicht wie unter der russischen Pelzmütze. Und sie staunen sich an, erkennen sich und lassen die Waffe sinken. In den Generalsstabsstuben wettern der deutsche und der russische General und befehlen Angriff, und der Adjutant, der den Befehl weitergeben soll, trägt wiederum, hüben wie drüben, dasselbe eine Gesicht. Die phantastische Fähigkeit des Films, Menschen zu verdoppeln, die sonst vor allem benutzt wurde, um die Maskenkunst von Höchstgagenschauspielern sensationell herauszustellen, darf hier dazu dienen, die Sinnlosigkeit des Krieges augenfällig zu machen.

Dieselbe Schlagkraft des primitiv-sinnlichen Einfalls konstatiert man auch im Grundgedanken des Films, aus dem diese Szene stammt. „Der Mann, der das Gedächtnis verlor", hergestellt von dem jungen Sowkinoregisseur Friedrich Ermler. Im Jahre 1919 verliert der Fabrikarbeiter Iwan sein Gedächtnis, und nach zehn Jahren wird er wieder sehend, kommt nach Leningrad, nein, nach St. Petersburg, da steht auf dem breiten Platz riesenhaft das Denkmal eines kleinen Zivilisten mit Spitzbart, in den Straßenbahnen sitzen Frauen mit unanständig kurzen Röcken, und in den Fabriken hat niemand zu sagen und alle sind Chef. Man sollte sich nicht beeilen, diesen Film propagandistisch zu nennen. „Die Unterscheidung zwischen Kunst und Propaganda ist eine reine Klassenunterscheidung" — dieser

grundfalsche Satz Upton Sinclairs, hier hat er Geltung. Ermler hat keinen Exportfilm machen wollen, sondern er hat sich die Wirklichkeit, seine Wirklichkeit zum Stoff genommen, und er kann nichts dafür, daß gewissen Ausländern das Gewissen pocht, wenn er diese neue, vorbildliche Wirklichkeit zeigt.

Das Schicksal des Knechts Iwan demonstriert in glücklicher dramatischer Zuspitzung die Seelenerschütterung einer ganzen Generation. Ein ungewöhnlich glücklicher Filmstoff. Leider kann man dasselbe nicht von dem neuen Eisenstein-Film „Der Kampf um die Erde" sagen, der, was die Form anlangt, wieder eine Schatzkammer ist. Er ist im berliner Uraufführungstheater knapp acht Tage und vor halb leerem Hause gelaufen, und Béla Balázs hat hier (in Nummer 8) gefragt, wie man denn bei einem weltpolitisch so überaus wichtigen Thema wagen könne zu sagen, dieser Film ginge uns nichts an. Wenn ich recht sehe, hat er da den Filmstoff mit dem Film verwechselt. Auch der Youngplan etwa geht uns viel an, aber ein Film mit diesem Thema hätte trotzdem alle Anwartschaft, entsetzlich langweilig auszufallen! Eisenstein verfilmt nicht den Agrarplan der Sowjetunion — wie könnte er das auch, ohne mit Text, Zahlen und Kurven zu arbeiten! — sondern er gibt nur ein paar Momentbilder von dessen äußerlicher Auswirkung, wie sie eben einer Augenkunst zugänglich sind. Wohl sind auch hier, wie etwa beim „Potemkin", alle menschlichen Leidenschaften im Spiel, wenn die abgejagte Bäuerin sich gegen ein falsches Eigentumsprinzip und vorsintflutliche Werkzeuge und die Stumpfheit der Leidgenossen empört, aber diese Leidenschaften manifestieren sich in mimischen Einzeldarbietungen, die nicht zusammengefügt sind zu einer aufwärts führenden Handlung. Ein Zuchtstier und eine Milchzentrifuge werden angeschafft, und ein paar Menschen schauen, teils vergnügt, teils mißvergnügt, zu. Während im „Potemkin" der Aufruhr der Matrosen in stetiger Steigerung zu einem Höhepunkt führt, wo dem Zuschauer das Herz stockt, wenn die Kanonenrohre sich heben, ist die treibende, dramatische Kraft in der „Generallinie" etwas Theoretisches, also Unsichtbares: wenn die Not am höchsten ist, greift ein Lenin ex machina ein, Einigkeit und Recht und Freiheit sowie Geld und Baumaterial fallen wie Manna vom Himmel, und es tut nichts zur Sache, ob der Zuschauer von anderswoher weiß, daß dieser Segen einer vernünftigen Wirtschaftspolitik und nicht nur einem Zaubertrick des Filmdichters zu danken ist und daß hinter dem vernünftigen Bezirkskommissar mit der Schirmmütze eine Macht steht: in dem Film ist nichts dergleichen zu sehen. Das Schicksal der Eisenbahnlokomotive aus „Turksib", die sich durch Steinwüsten und ausgebrannte Steppen ihren Weg zum Siege bahnt, erweckt mehr menschenbrüderliche Anteilnahme als die Not dieser Bauern, die auf eine optisch unübersichtliche und ungradlinige Weise ihren Betrieb renovieren. Die Bodenreform ist nicht dazu da, um malerische Filmstoffe zu liefern? Eben, eben. Die Einwände gegen diesen Film liegen sehr nahe, wenn man nur das, was er wirklich enthält, zu trennen weiß von dem, was man nur sonst zum Thema gelernt hat; und wenn man nicht

— dies nicht etwa zu Béla Balázs gesagt! — jenem unseligen Kurfürstendammsnobismus verfallen ist, der mittlerweile von der Psychoanalyse zum Traktor gefunden hat und für dessen unsolid fundierten Enthusiasmus unerschütterliche Kritiklosigkeit so bezeichnend ist. Eisensteins herrliche Begabung ist diesmal am untauglichen Objekt gescheitert. Hinzu kommt, daß der Film schon in Rußland und nun noch hier in Deutschland zu wiederholten Malen energisch verstümmelt worden ist, so daß, wie versichert wird, mit der alten Urfassung kaum noch eine Ähnlichkeit besteht.

Rudolf Arnheim

Das Hörspiel am Gendarmenmarkt

Reinhard Goerings „Südpol-Expedition des Kapitäns Scott" ist, dem Inhalt nach, eine schwache Repetition der „Seeschlacht". Wieder sterben fünf, dem Tod rettungslos ausgelieferte Männer und begleiten den Vorgang mit Reden. Damals starben sie im Panzerschiff, und das ging viele an. Heute sterben sie am Südpol, und dorthin zu fahren, wird niemand gezwungen. Damals starben anonyme Stellvertreter; heute sterben historische Rekordjäger. Damals schrieb Goering eine Zeitballade, diesmal eine Berufsreportage.

Formal handelt es sich um Wiederbelebungsversuche an der antiken Tragödie. Goering entlehnt nicht nur die Spielform, indem er die heroischen Vorgänge von einem Chor interpretieren und weltanschaulich beglücken läßt. Er entlehnt auch den Glauben ans Schicksal. Es erscheint bei ihm in billiger Volksausgabe. Wahrsager und Stadtnarren sagen das Ende des Stücks voraus. Es riecht nach Kaffeesatz. Und Goering entlehnt auch den Stil. Scott, Amundsen und alle Übrigen reden rhythmisch gesteigerte, mit „Oh!" und „Weh mir!" pathetisierte Prosa. Die Herren Polarforscher steigen auf Kothurnen übers Packeis. Der Südpol wird zur Drehbühne. Man hört, wie die Pelzvermummten zu erfrieren vorgeben, und spürt, wie sie schwitzen. Das Sterben vollzieht sich jambisch.

Die Begleiterscheinungen des attischen Dramas sind vorhanden; fehlt nur das Drama. Goerings „Spiel" hat keine Handlung, auch keinen analysierenden Dialog. Man sieht nur fünf Männer übers Eis wanken. Stundenlang schlurfen sie in Pelzstiefeln über die gleiche Szene. Anfragen beim Himmel, wie er sich den Ausgang des Stücks denke, würzen den Rundlauf. Der Chor gibt seinen philosophischen Senf dazu.

Das ist eine pathetische Reportage. Das ist ein Hörspiel auf der Bühne, kein Drama. Trotz ernsthafter Absichten entsteht rollende Komik. Stilproben gefällig? Frau Scott hofft, daß ihr Mann kommt; demzufolge: „Nun werde wieder Taube, Herz, und fliege!" Oder die Männer wanken am Rundhorizont und erklären: „O schlimmer Marsch, o schlimmste Stunde des schlimmen Marsches!" und „Die Hunde zogen viele Meilen uns."

„O kehr' zurück! Es ist dir keine Schande." „Ich tue allen Stolz hier ab, ab alle Wünsche." „Was sucht ihr Männer in der Welt, und wo?" „O, mir wird bang! Mein allzu langes Warten zittert." „Hör' (!), wie sie tanzen! Hör' sie tanzen, Mutter!" „Soviel ich sah, und viel in vielen Jahren, — viel Gutes nicht." Das Ohr weiß sich keinen Rat. Der Zuschauer fällt in die Kluft, die zwischen Stil und Stoff gähnt. Und gähnt. Die harmlosesten Sätze wie: „Für diese Zeit sprach Amundsen von Rückkehr", oder: „Der Südpol galt mir nur als Weg zum Nordpol", stellen sich als fünffüßige Jamben heraus; und die Deklamation bezahlt den Wert der Satzinhalte viel zu hoch. Man wird übers Ohr gehauen. Das sind keine Polarforscher von 1911, das sind auf Eis gelegte Argonauten!

Leopold Jeßners Inszenierung ist sorgfältig und kann nichts daran ändern, daß der Stoff mit Corneille und der „Braut von Messina" gekreuzt ist. Man fürchtet zum Schluß, nun könne noch ein Ballett getanzt werden. Wirkungsvoll und natürlich ist, unter den Darstellern, nur Paul Bildt als Amundsen. Lina Lossen gibt eine Iphigenie im Schneiderkostüm. Die Umstellung des zweiten Akts (Scotts Tod) und des dritten (Amundsens Heimkehr) ist eine konsequente Fortführung des Goeringschen Stils und gibt der Aufführung, dramatisch, den Rest, indem sie ihr diesen nimmt. Zeitgemäß und echt, sind einzig Caspar Nehers Bühnenbilder.

Goering hat seit der „Seeschlacht", und das ist zwölf Jahre her, nichts geschrieben. Und nun hat er sich wiederholt. Er trat an der Stelle, während wir den Ort und die Ebene wechselten. Was nützt es, so lange zu warten, wenn es nichts nützt?

Und wenn die Aufführung schon ein Resultat gehabt haben soll — der Versuch, das moderne Drama durch das klassizistische künstlerisch erneuern zu wollen, ist mißlungen. Es kommt zwar alles einmal wieder, aber manchmal ist es noch nicht so weit. Der Klassizismus muß sich noch gedulden. Er ist noch nicht dran.

Aber das wußten wir eigentlich schon vorher.

Erich Kästner

Wagnervelde

Eine lautere Musik des Schönen ging gestern mit dem „Tristan" in Szene. In neuer Einstudierung erwarb er sich wieder den klanglichen Wohlstand, den die Wagnerfreunde an diesem Kronstück leitmotivischer Formblüten so sehr schätzen. Man kommt von diesem Klang nicht los, er verpflichtet zur Anerkennung durch die unerhörte Verinnerlichung der Prägung, die doch so ausbrechend leidenschaftlich ins Sinnliche greift — mit schluchzenden Synkopen, in schaurigen Pausen, in der ganzen Skala der Kantilenen und Nuancen Ausdruck sucht für Leiden und Glück. — Das Orchester führte Paul Drach in werkgebundener Monumentalität, in gültiger Steigerung all dessen, was den Glanz des Werkes bestimmt. Mit singenden Streichern, mit rundem, üppigem Fond der Bläser, im harmonischen Beieinander wurde eine Gewalt des Ausdrucks erreicht, die von dem wohlspielenden Orchester lange nicht mehr in solcher Reife geboten wurde. Die Schröderschen Bilder trugen echte Situationsfermaten namentlich in der ausladenden Architektur der Burg König Markes. Welch leitmotivische Anlehnung im Bild! Zu diesem großen Gelingen bildeten die Solisten keine Ausnahme. Hans Bohnhoff und Tortnes-Halbaerth — Tristan und Isolde — waren prächtige Tonporträtisten, die namentlich im Liebesakt sich einer Lage bemächtigten, die überschwenglich erlebt werden konnte. Die Kurwenal-Partie im dritten Akt ist Tödtes Meisterstück und von der Linde war als Marke überzeugend in seiner innerlichen Zweiheit, wie auch die Brangäne der Dröll-Pfaff keinen Wunsch offen ließ. *Düsseldorfer Mittag*

Antworten

Ernst Lemmer. Sie schreiben: „Als Leser der ‚Weltbühne' entnehme ich Ihrer Nummer 7 vom 11. Februar, daß auch ich mich ‚auf den Boden der Tatsachen' gestellt habe. Ob das geschehen ist, weiß ich nicht. Vielleicht daß es meine Kritiker besser beurteilen können. Ich jedenfalls arbeite und kämpfe für meine politischen Entscheidungen in der Überzeugung, daß sie sich nicht verändert haben, obwohl ich inzwischen über die dreißig Jahre hinaus gekommen bin. Man sagt, mit zunehmendem Alter würde man reaktionär, stelle sich also wieder ‚auf den Boden der Tatsachen'. Ich bin trotz Ihrer kritischen Bemerkungen der Ansicht, daß meine dreißig Lebensjahre noch nicht ausgereicht haben, um mich so lebenserfahren und gescheit zu machen, um politisch und geistig saturiert sein zu können. Dann stellt die Weltbühne fest, daß sich eine neue politische Front gebildet habe, aus den Herren Hoetzsch, Klönne, Treviranus, Mahraun, Rechberg, Koch-Weser, Lemmer. Das wäre wirklich eine Front für den kölner Karneval, oder ich empfehle auch, diese Front im Kabarett der Komiker aufmarschieren zu lassen. Ich nehme sie nicht ernst und hoffe, daß auch die Weltbühne, soweit mir eine Rolle dabei zugedacht ist, sie nicht ernstnehmen kann. Im übrigen habe ich allerdings einigen Krach im Hause, der scheinbar in der Politik von Zeit zu Zeit nicht zu vermeiden ist. Dieser Krach schafft Leben und Bewegung. Man soll ihn nicht tragisch nehmen. Führerkämpfe sind meines Erachtens das beste Mittel gegen eine Entwicklung zum politischen Bonzentum, das nur dort gedeiht, wo der Führer nicht mehr umstritten ist. So schlagen wir bei den Jungdemokraten kräftig auf den ‚Lukas'. Das schadet nichts. Unerfreulich ist höchstens dabei, daß meine Gegner damit operieren, sie allein wären die Gralshüter entschiedener Demokratie, und ich sei ein wenig schon reaktionär gelähmt. Doch auch das stört mich nicht, weil eine solche Behauptung bewiesen werden muß." Alles schön und gut. Aber warum habt Ihr Erich Lüth rausgeschmissen? Ist das „Leben und Bewegung" —?

Verleger. Als seinerzeit der Verlag Th. Knaur anfing, zum Vergnügen und Erstaunen des Publikums wunderschön gebundene Bücher für 2,85 Mark in großen Auflagen auf den Markt zu werfen, da wart ihr sehr hochmütig, spracht von unlauterer Konkurrenz und von „Buchfabrik" und bliebt auf eurer Sechs- und Acht-Mark-Höhe sitzen, als ob es wider die guten Sitten und den gesunden Menschenverstand verstoße, billiger zu sein. Aber siehe, es geschehen Zeichen und Wunder, in den Verlagskontoren erscheint eine Geisterhand und schreibt an die Wände: Zwei Komma fünfundachtzig, und der ehrwürdige S. Fischer gibt achthunderttausend Buddenbrooks zu diesem Spottpreis aus der Hand, und Kiepenheuer kündigt Volksausgaben von Feuchtwangers häßlicher Herzogin und Zweigs Claudia an. Für 2,85 Mark. Das ganze Bürgerliche Gesetzbuch kostet (bei der Schwabacherschen Verlagsbuchhandlung, Berlin) 2,85 Mark; der neue Band Polgar, der Auswahlband, kostet bei Rowohlt nicht acht Mark, nicht sieben Mark — sondern dreihundertachtzig deutsche Reichspfennige, und bei Zsolnay bekommt man Romane von Werfel, Galsworthy, Brod, Wells für 3,60 Mark. Bei Knaur gibt es mittlerweile den ganzen Zola und den ganzen Wilde für den Preis eines Kinobillets pro Band und bei Kröner einen Dünndruck-Nietzsche, den Band zu rund drei Mark, und nun werden die Leute in Massen gute Bücher lesen. Denn wie die Liebe durch den Magen, so geht der Lesehunger durchs Portemonnaie — habt ihr das nun verstanden?

Naiver. Sie finden es verwunderlich, daß die große Presse von dem Hinscheiden Heinrich Kanners kaum Notiz genommen hat —? Dieser Publizist, von ruhmvoller Vergangenheit, der jetzt als 63jähriger in Wien gestorben ist, hatte den Mut, sich für seine letzten zehn Lebensjahre ein Thema zu wählen, das ihn isolieren mußte. Er unter-

suchte die Kriegsschuldfrage, und weil nicht „die Liebe zum eignen Vaterland" ihn die Wahrheit unterdrücken oder wegredigieren ließ, so war er den Unschuldshelden und Aktenveröffentlichern in Berlin und Wien aufs äußerste verhaßt. Sie boykottierten ihn, und die Presse tat mit. Seine kritische Leistung ist in einigen Büchern und zahlreichen Artikeln enthalten, sie ist nicht so unbekannt geblieben, wie die Unschuldsthimmes möchten, sie hat auf viel mehr Menschen gewirkt als zunächst angenommen werden kann. Sie wird ihre schönste Bestätigung erhalten durch die Geschichtsforschung späterer Zeiten, die nur mit Scham daran denken wird, daß es der Mehrzahl jener, die sich heute mit der Kriegsschuldfrage befassen, nur darauf ankommt, eine schlechte Sache weiß zu waschen. Bis zum letzten Atemzuge hat Heinrich Kanner für die historische Wahrheit gekämpft. Von seiner mutigen Entschlossenheit und seinem glänzenden Blick für das Wichtige zeugte noch der Artikel, den er erst vor wenigen Wochen hier veröffentlicht hat.

Breitkopf & Härtel. Ihr habt von jeher beste Kulturware geliefert, aber ein handgreifliches Verdienst um das deutsche Volk habt ihr euch doch erst jetzt erworben, indem ihr dieser Tage den „Stahlhelmpräsentiermarsch, Marsch des Regiments Jung-Bornstedt 1792" herausbrachtet und zwar für Klavier, für großes Orchester, für Infanterie-, Kavallerie- sowie Jägermusik. Ob sich eure Autoren Bach und Beethoven von diesem sichtlich unter dem Eindruck der pariser Schreckensherrschaft entstandenen Opus sehr angezogen und sich in Gesellschaft des quadratschädligen, bestahlhelmten Kerls, den ihr im Buchhändlerbörsenblatt' abbildet, sehr wohl fühlen werden, steht dahin. Musiker haben ihre Launen in bezug auf Präsentiermärsche!

Berliner Weltbühnenleser. 8 Uhr, Café Adler, Dönhoffplatz. Am 26. Februar spricht Otto Heller über seine „Reiseeindrücke in Sibirien". Der Vortrag von Dr. Max Hodann findet erst am 5. März, 9 Uhr abends, statt.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Freitag, am 28. Februar, 20 Uhr, öffentliche Diskussion im Café Adler am Dönhoffplatz: „Die Sozialdemokratie und der Krieg". Referent: Hans Bauer (SPD.). Zur Diskussion vorgemerkt: Karl Frank (KP.-Opposition), Bruno Vogel. Leitung: Kurt Hiller.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

George Grosz-Prozeß — Schober — Masaryk — Grzesinskis Abgang — Krach beim Genossen Z.

von Carl v. Ossietzky

Am 20. Dezember 1928 sind George Grosz und sein Verleger Wieland Herzfelde vom Schöffengericht Charlottenburg wegen Gotteslästerung verurteilt worden. Es handelte sich dabei um die bekannten Blätter für Piscators Schwejk-Aufführung, von denen eines besonders, der Kruzifixus mit Gasmaske und Soldatenstiefeln, die Denunzierwut kriegswütiger Frommer angeregt hatte. Am 10. April 1929 wurden die Angeklagten von der Berufungskammer, der II. großen Strafkammer des Landgerichts III. Berlin, freigesprochen. Doch am 27. Februar 1930 ist dieses freisprechende Urteil vom II. Strafsenat des Reichsgerichts wieder aufgehoben und dem Antrag des Reichsanwalts stattgegeben worden, die Sache zur anderweitigen Verhandlung und Entscheidung an die Vorinstanz zurückzuverweisen. Das Reichsgericht hat alle trüben Erwartungen, die sich an diese Revision knüpften, glänzend gerechtfertigt. Das Reichsgericht macht nicht nur selbst eine schlechte Justiz, es zerstört auch die Ansätze zu einer bessern. Die Urteilsbegründung des Landgerichtsdirektors Siegert ist allgemein mit einem Seufzer der Erleichterung aufgenommen worden. Endlich einmal ein Richter, der in dem Millenarprozeß zwischen Künstler und Priester zugunsten des Künstlers entschied. Das Reichsgericht dagegen war der Meinung, daß „auch die Kunst auf das religiöse Gefühl von Millionen Anhängern der christlichen Kirche Rücksicht nehmen müsse." In Sätzen von klassischer Prägnanz hatte Herr Siegert dargelegt, daß der Künstler Grosz nicht ehrlichen, saubern Christenglauben hatte kränken wollen: „Wenn der Künstler weit, sehr weit ging, und selbst vor dem höchsten Symbol der christlichen Kirche, dem Kruzifix, nicht Halt machte, so beweist das nur, wie ernst es ihm mit dem Aufzeigen einer seiner Meinung nach falschen christlichen Lehre ist... Wie eingangs dargelegt ist, war die Absicht des Künstlers bei Herstellung der Zeichnungen einzig und allein auf die Kriegsbekämpfung und im Zusammenhange damit auf Geißelung der Auswüchse der Kirche in Gestalt kriegshetzender Vertreter gerichtet. Dadurch hat sich Grosz zum Sprecher der vielen Millionen gemacht, die den Krieg abschaffen wollen; er erhebt damit eine ethische Forderung höchsten Ausmaßes... Die Satire und die Eigenart des Künstlers rechtfertigen vollauf die derbe Art der Darstellung. Die Annahme, daß seine Bilder nicht oder gar falsch verstanden werden könnten, lag ihm, der sein Streben so offen kundgab, völlig fern." Herr Siegert ist kein bon juge, kein Richter, dem am Beifall der Journale gelegen wäre, wohl aber die stärkste und charaktervollste Persönlichkeit in Moabit, ein überlegener Jurist zudem, dessen Entscheidungen immer stichfest sind. Auf seinem eignen Felde war Siegert nicht zu schlagen, die Herren

von der höchsten Instanz mußten also ein paar Kunststückchen anwenden, die für einen kleinen Amtsgerichtsrat die Strafversetzung ziemlich sicher nach sich ziehen würden. Die Siegertkammer hatte ausdrücklich festgestellt: „daß der Tatbestand der Gotteslästerung schon deswegen ausscheidet, weil nach § 166 StGB. hierzu beschimpfende Äußerungen vorliegen müßten, die nur mündliche oder schriftliche sein können, während bildliche Darstellungen nicht darunter fallen." So wars überhaupt bisher des Landes Brauch, doch das Reichsgericht erweitert mit kühnem Bogen, entgegen der gesamten Judikatur, die Strafbestimmungen auch auf die bildliche Darstellung. Beachtlich war auch das äußere Bild der Verhandlung, da das Reichsgericht sich ganz unerwartet als dritte Instanz auftat, was es sonst, sehr zu ungunsten armer Schächer auf der Anklagebank, streng vermeidet, und nochmals die Funktionen des Tatsachenrichters ausübte, womit es auch formal seine Grenzen überschritt. Damit auch nicht der mindeste Zweifel für die nächste Zukunft besteht, interpretierte der Herr Reichsanwalt in seinem Plaidoyer auch das noch gar nicht angenommene Republikschutzgesetz; er behauptete nämlich, daß darunter auch Kunstwerke fielen, was wir gern glauben wollen, wenn wir es auch noch nicht gewußt haben. Schließlich beantragte der Herr Ankläger des Reichs noch Verweisung an ein andres Landgericht; wahrscheinlich hofft er auf zuverlässigere Richter, als Herr Siegert ist. So verlief die Konfrontation zwischen dem höchsten Gericht der deutschen Republik und dem größten deutschen Zeichner unsrer Zeit. Haben wir die sogenannte Strafgesetzreform, haben wir das verlogene Republikschutzgesetz nötig? Das Reichsgericht wird auch mit dem geltenden Recht aufs beste fertig. Wozu sich also in das Risiko einer Ausnahmegesetzgebung stürzen —?

*

Bundeskanzler Schober hat seinen berliner Besuch glücklich absolviert. Man hat offizielle Reden gehalten, bankettiert, getoastet, sich angehocht, doch wichtiger als der amtliche Freudentaumel ist das Schweigen der großen Auguren der Demopresse zu dem Besuch des geschätzten Nachbarn. Keiner von den Herren hat den Mund aufgetan, um eine Hoffnung auszusprechen, die eine Lüge wäre. Gut. Aber keiner hat die ganze Wahrheit gesagt, und keiner hat auch seine Redaktion daran gehindert, offenbare Unwahrheiten in die Welt zu setzen. Warum verschweigt man, daß Herr Schober sich dem römischen Fascismus ausgeliefert hat, womit Südtirol für immer verloren, der Anschlußgedanke für immer begraben ist —? Schober selbst hat sich bei uns mit großer Reserve bewegt und niemanden zu Verbrüderungsausbrüchen verführt. Besonders bemerkenswert für seine verschleierte Art ist ein der ‚Germania' gegebenes Interview, in dem er ausführt, daß sein Erfolg in Rom nicht etwa mit einer Beeinträchtigung der Würde Oesterreichs erkauft worden wäre: „Ich hebe das besonders hervor, weil ich damit zugleich zum Ausdruck bringen will, daß wir in den letzten Monaten durch die Konsolidierung unsrer innern Lage, durch die friedliche Durchführung einer zeitge-

mäßen Verfassungsreform an Selbstgefühl gewonnen haben und daß diesem erhöhten Selbstgefühl eine vermehrte Geltung im Auslande entspricht." Ganz richtig. Herr Schober hat seine Roten gebändigt, das ist das „Zeitgemäße", und er hat das sehr elegant gemacht, gar nicht so blutig und wild wie Mussolini. Ein solcher Staatsmann ist des Beifalls der bürgerlichen Welt sicher, die heute überall „Bolschewismus" schreit und der es dabei nur auf die Niedertrampelung der traditionellen demokratischen Garantien ankommt und auf die Zerstörung alles dessen, was friedliche soziale Fortschrittsparteien im Laufe der Jahre mehr mit Kompromissen als mit Kampf für die Arbeiterklasse erobert haben.

*

In diesen Tagen wird Präsident Masaryk achtzig Jahre alt. Für uns und spätere Generationen ist er das seltene Vorbild eines geistigen Menschen, dem hohe politische Macht zugefallen ist, eine Chance, die sonst nur die römische Kirche bietet. In seinem großen Werk „Die Weltrevolution" hat er in spätem Alter noch sein Gedankenarsenal geöffnet. Er hat mit großartiger Schenkergeste diesen wunderbaren Reichtum seinem Volk, der ganzen Menschheit überliefert. Masaryk, der sechzig Jahre lang für die Demokratie gekämpft hat, ist der letzte große Demokrat, den es heute noch gibt. Er stammt in grader Linie von den Encyklopädisten ab, er hat die Ideenweite, die Begeisterung, den Optimismus des achtzehnten Jahrhunderts. Er ist ganz und gar der Demokrat der vormarxistischen Periode, dessen Menschheitsglaube sich noch an keiner ökonomischen Wirklichkeit die Stirn blutig stößt. Wie stark er den von ihm begründeten Staat mit seinem Geiste durchsetzt hat und ob dieser Geist nachwirken wird, das alles kann erst eine spätere Feuerprobe zeigen. Bis auf weiteres sehen wir nur einen Staat wie alle andern auch: mit unversöhnten Klassengegensätzen, mit gelegentlich hochgehendem Nationalismus, mit herausfordernden Militärs und mit schlechter tendenziöser Justiz. Es wäre unaufrichtig, vor einem so verehrten Manne wie Masaryk das zu verschweigen. Er selbst hat ja als besonderes Ziel seiner Alterswirksamkeit die „Entösterreicherung" seines Staates bezeichnet. Und schwebt nicht vielen der Jüngern heute ein weit weniger ideales Bild vor Augen als dem alten Führer? Gibt es nicht viele, die mitleidig die Achseln zucken über die Männer der heroischen Epoche, die Masaryk und Benesch, die mit dem heiligen Glauben an die Demokratie in den Kampf gegen Habsburg zogen? Vor ein paar Jahren, als der dreiste Abenteurer Vajda, fascistisch aufgetakelt, nach der Macht griff, hat der Realpolitiker Masaryk sein Meisterstück vollbracht, indem er den Aufsteigenden mit einem harten Stoß von der Glücksleiter warf. Wird er nochmals die gleiche Energie aufbringen, um die neue Verösterreicherung, die schleichende Fascistisierung, die langsame Verschoberung des tschechoslowakischen Staatswesens abwenden?

*

Es ist vergebliches Bemühen, den plötzlichen Abgang des preußischen Innenministers Grzesinski mit Krankheit oder mit

Zermürbung durch völkische Angriffe erklären zu wollen. Richtig ist, daß Grzesinski in letzter Zeit leidend war und daß ihn die Nationalsozialisten zum Gegenstand einer besonders unsympathischen Kampagne gemacht haben. Jene ungekämmten zivilisationshassenden Teutonen, deren Liebesleben sich nächtlich im steglitzer Stadtpark abwickelt, konnten dem Minister nicht verzeihen, daß er dafür ein Hotelzimmer vorzog. Deswegen, und überhaupt wegen mangelnder Aufnordung wurde der Polizeiminister mit dem polnischen Namen oft mit Dreck beworfen. Aber Grzesinski hatte nicht nötig, vor diesen Hanswurstereien zu weichen. Ein besonders trübes Kapitel ist, daß sich der Hetze von rechts auch der alte Ruhrkämpfer Grützner, düsseldorfer Angedenkens, angeschlossen zu haben scheint. Herr Grützner war schon Dreiundzwanzig im Industrierevier nicht mehr als ein sozialistischer Paravent der Freikorps; die Verbindung hat bis heute vorgehalten. Apropos, wann entfernt die Partei endlich diese suspekte Figur —? Dennoch hätte der Minister alle anständigen Menschen auf seiner Seite gehabt, selbst wenn die schamhaften Teutonen wirklich mit der verheißenen Photographie herausgerückt wären. Als dem alten Gallifet einmal in der französischen Kammer zugerufen wurde, man hätte ihn aus der Wohnung einer stadtbekannten Hetäre kommen sehen, antwortete er seelenruhig, er hätte dort seine Nachtmütze liegen lassen. Soviel Witz ist allerdings in einem deutschen Parlament nicht denkbar, aber für die schäumenden steglitzer Lichtalben hätte es wohl gelangt. Nicht die physische, die politische Konstitution Grzesinskis war unterhöhlt, er hatte sich festgefahren, es gab kein Zurück mehr. Er ist ein Opfer des neuen sozialdemokratischen Dogmas geworden, daß die Kommunisten den Nationalsozialisten gleichzusetzen seien. Also Kampf nach zwei Fronten, was sich natürlich nicht strikt durchführen läßt und in der Praxis zu einer ärgerlichen Schonung der Hitlerleute führte, während der Polizeiknüppel auf die Kommunisten mit verdoppelter Vehemenz niedersauste. So wurde Grzesinskis Name der Arbeiterschaft odios; man sah in ihm schließlich den zweiten Noske. Lange Zeit ermunterte ihn der Beifall der bürgerlichen Koalitionsfreunde, doch mindestens seit der Debatte über die berliner Maivorgänge wurde von klügern Elementen der Mitte sein Energieaufwand gegen die Linksradikalen nicht ohne Sorge betrachtet. Erst kürzlich rief nach einer seiner überhitzten Auseinandersetzungen mit den Kommunisten ein demokratischer Abgeordneter verzweifelt aus: „Es wird höchste Zeit, die Republik vor den Sozialdemokraten zu schützen!" Da Grzesinski außerdem noch die demokratische Fraktion bei dem Streit um die beiden erledigten Oberpräsidentensitze verletzt hatte, die Demokraten überhaupt noch wegen der Absägung Beckers zorngeschwollen herumlaufen, so bereitete sich ein Eclat vor, der sehr leicht zum Sturze des Ministers in offner Feldschlacht hätte führen können. Durch seinen Rücktritt wich Grzesinski einer Auseinandersetzung aus, die wahrscheinlich auch das System erschüttert hätte, das er ganz gewiß nicht erfunden hat, in das er sich aber hat einspannen lassen und dessen Fragwürdigkeit grade

diese rigorose Kampfnatur evident gemacht hat. Wieder hat sich ein Mensch von guten Anlagen im Dienste der Parteimaschinerie verbraucht. Krank und verbittert, als Arbeiterfeind abgestempelt, zieht sich Albert Grzesinski zurück. Seine Freunde, die ihn oft mit Beifall überschüttet haben, werden, wenn es die Situation will, auch von ihm abzurücken verstehen. Sie werden vielleicht bald wieder die unerbittliche Opposition spielen und sich mit radikalen Reden großtun.

*

Jenem System, das einen nicht unbeträchtlichen Teil unsrer Mitbürger mittels des Republikschutzgesetzes als Staatsfeinde stigmatisieren will, geht es augenblicklich überhaupt nicht gut. Denn auch im Oberkommando der berliner Bastille, dem Polizeipräsidium, gibt es Krach. Es hat nicht viel Sinn, den letzten Gründen des Konflikts zwischen dem Vizepräsidenten Weiß und dem Obersten Heimannsberg nachzugehen. Beide haben ihre Freunde, ihre Presse. Für Herrn Heimannsberg betet die katholische Partei, für Herrn Weiß halten die liberalen Blätter überkonfessionelle Weihestunden ab. Als vorläufiges Opfer ist Herr Schoeny gefallen, der Kriegspressechef, dem wir die begabten Kampfberichte aus Neukölln und vom Wedding verdanken. Der Streit mag von den beiden Beteiligten mit gutem Grunde ernst genommen werden, wir haben keinen guten Grund, es auch zu tun. Die Aufmachung des Konflikts ist doch nur ein Theatercoup, um von dem wirklich Verantwortlichen abzulenken, dem Genossen Z. Dieser Präses von oft erprobter Unfähigkeit, der über zwei friedliche berliner Stadtteile ein paar blutige Tage verhängt hat, soll gehalten werden, koste es, was es wolle. Im vorigen Sommer erst erklärten namhafte Sozialdemokraten auf Vorstellungen des Vereins der republikanischen Presse, daß Z. unmöglich geworden und daß vorgesehen sei, ihn mit Jahresschluß abzuschieben. Ob sich für den Genossen Z. trotz äußerster Anstrengung kein Posten gefunden hat, auf dem es nicht neues Porzellan zu zerschlagen gibt, oder ob man, ganz wie unter Wilhelm, sich verpflichtet fühlt, eine Magistratsperson zu halten, gegen die die ganze Öffentlichkeit rast, bleibe dahingestellt. Jedenfalls belästigt Z. die Stadt Berlin noch heute mit seiner amtlichen Anwesenheit. Da aber doch etwas geschehen muß, wird nach einem Sündenbock gesucht, und es ist kein Wunder, daß sich die dafür in Aussicht genommenen Herren mit Händen und Füßen sträuben. Es wird Zeit, dieses alberne Ablenkungsmanöver zu beenden. Dreißig Tote wiegen nicht leicht. Das ist keine Sühne, einen Unterführer abzuhalftern: die ganze Schwere der Verantwortung lastet auf dem Chef der Behörde. Unsre Republikaner reden so viel von der Tugend der Verantwortungsfreudigkeit, und es hapert immer damit, wenn es sich um den Vertreter einer großen Partei handelt. Deshalb ist Herr Doktor Weiß ein so ideales Kompensationsobjekt, denn er gehört zu den Demokraten, nach deren Protesten, wie der Fall Becker zeigte, kein Hahn mehr kräht, und denen dabei noch Recht geschieht, denn sie haben die Redensart von der Verantwortungsfreude

selbst erfunden. Grzesinskis Rücktritt mitten in großer Verwirrung, der Konflikt im Polizeipräsidium, alles das erweist die Krankheit des Systems, nach dem man in den letzten Jahren in Preußen die Ordnung gerettet hat. Der neue Innenminister, Herr Professor Waentig, hat in diesem Augenblick noch die Chance, einen Schritt zurück zu tun, um den Boden der Vernunft wiederzugewinnen. Was für ein Irrwahn, eine runde Null wie den Genossen Z. aus Prestigegründen halten zu wollen! Berlin will den Mann nicht mehr sehen. Genügt das nicht?

Krupp-Thyssen von Johannes Bückler

In großer Aufmachung ging vor wenigen Tagen durch die gesamte Tagespresse die Nachricht, daß der Oberreichsanwalt eine Untersuchung gegen die Firmen Krupp und Thyssen wegen Landesverrats eingeleitet habe, und zwar auf Grund der Veröffentlichungen Otto Lehmann-Rußbüldts in seinem Buch „Die blutige Internationale der Rüstungsindustrie" (Fackelreiter-Verlag, Hamburg-Bergedorf). Die Broschüre ist bereits in dritter Auflage erschienen und in fünf Sprachen übersetzt worden. (Eine amerikanische Ausgabe erscheint in diesen Tagen.) Deshalb kann man die darin zusammengestellten Tatsachen nicht als unbekannt bezeichnen, ebenso wußten auch die zuständigen Behörden Bescheid, aufregend ist aber, daß der Herr Oberreichsanwalt auch schon etwas läuten gehört hat.

Die offizielle Erklärung der Firma Thyssen zu dem Vorgehen der obersten Anklagebehörde ist ziemlich wahrheitsgetreu. Es heißt darin: „daß sämtliche Lieferungen unsrer Werke während des Krieges in vollem Einvernehmen mit den zuständigen deutschen Behörden erfolgt sind. Darunter befand sich selbstverständlich keine Lieferung an das feindliche Ausland. Stacheldraht haben wir während des ganzen Krieges überhaupt nur an die deutsche und oesterreichische Heeresverwaltung geliefert. Die Lieferung von Infanterieschutzscheiben an die holländische Regierung erfolgte in vollem Einvernehmen mit dem Kriegsministerium in Berlin. Alle Einzelheiten der Lieferung und der Preisberechnung wurden vorher mit den deutschen Behörden vereinbart, welche an holländischen Gegenlieferungen Interesse hatten." Ähnlich antwortet Krupp.

Diese Erklärung ist, wie gesagt, ziemlich richtig. Nicht ganz stimmt die Behauptung, daß die Preisberechnung vorher mit den deutschen Behörden vereinbart worden sei. Es verhielt sich damit vielmehr so: Thyssen lieferte der deutschen Heeresverwaltung Infanterieschutzschilde zu 117 Mark, deren Herstellungswert nach Aussage von Fachleuten sich damals auf ungefähr 20 Mark belief. Als die holländische Regierung sich um eine größere Lieferung bewarb, kam Thyssen in Konkurrenz mit dem Stahlwerk Becker in Krefeld. Thyssen erhielt den Auftrag zu einem Preis von 68 Mark pro Stück. Daraufhin denunzierte ihn die Konkurrenz beim Kriegsministerium und machte auf den Preisunterschied zwischen Inlands-

und Auslandslieferungen aufmerksam. Thyssen mußte damals eine Buße von 100 000 Mark zahlen und eine Lieferung von dreitausend Pferden aus Holland beschaffen, die notabene Deutschland schwer bezahlen mußte. Das Kriegsministerium hielt das anscheinend für einen großen Erfolg. Nach Adam Riese ergibt sich aber bei einer Preisdifferenz von zirka 50 Mark pro Schutzschild und einer Lieferung von hunderttausend Stück eine Verlustsumme von fünf Millionen für Deutschland. Es soll sich dabei sogar um sechshunderttausend Schilde gehandelt haben. Lehmann-Rußbüldt hat nie behauptet, daß es sich um direkte Lieferungen an das feindliche Ausland gehandelt habe, er sagt nur: „Man weiß, wie der Ausbruch eines Krieges mit Holland im Frühjahr 1918 an einem Haar hing. Dann hätten — wie in der Schlacht bei Königgrätz die gleichen Haubitzen — auf beiden Seiten die gleichen Infanterieschutzschilde gestanden. Die Holländer hätten sie nur billiger gehabt."

Daß solche Lieferungen während eines Krieges immer nur den Weg über das neutrale Ausland gehen, weiß wohl nachgerade jedes Kind, vielleicht sogar der Herr Oberreichsanwalt. Wenn nicht, so kann er in der Schrift Lehmann-Rußbüldts ein paar sehr charakteristische Beispiele hierfür finden. Da sind zum Beispiel die optischen Instrumente der Firma Zeiß-Jena, mit denen die englische Flotte in die Skagerrakschlacht zog und die sechs Monate vorher an eine holländische Gesellschaft geliefert worden waren. Da ist ferner der Stacheldraht, in dem unsre Douaumontstürmer hängen blieben und der zwei Monate vorher von den Magdeburger Draht- und Kabelwerken an die Schweiz exportiert wurde.

Natürlich hat nicht die deutsche Industrie und der deutsche Großhandel allein zum Schaden des eignen Volkes derartige Geschäfte mit den Feinden gemacht. Die Gegenseite hat das gleiche getan. Der englische Admiral W. P. Consett, der während des Krieges britischer Marineattaché in Skandinavien war, konnte aus nächster Nähe den Transithandel beobachten, der mit englischer Ware über Schweden und Dänemark nach Deutschland betrieben wurde. Er weist auf Grund von amtlichen Statistiken nach, daß beispielsweise an Ölen England in Dänemark 1915 dreieinhalbmal soviel einführte wie 1913. 1915 und 1916 führte Dänemark das Dreifache an Tee aus England ein. Ähnliche Zahlen gelten für die Einfuhr in Schweden und Norwegen. Sämtliche überschüssigen Mengen wurden nach Deutschland abgeführt. Die Beteiligung Englands an Kakaolieferungen an die skandinavischen Staaten erreichten sogar siebzehnfache Friedenszahlen! Admiral Consett, der von diesen und andern englischen Riesenlieferungen — und sogar von Devisen, die von Kurieren des Foreign Office nach Dänemark gebracht und nach Deutschland geschickt wurden, weil an ihnen 50 Prozent verdient werden konnte — an seine Regierung berichtet und seinem Erstaunen Ausdruck gibt, daß derartige Dinge geschähen, obwohl die strengste Blockade Deutschlands offiziell angeordnet war, erreicht zwar, daß im Unterhaus am 26. Januar 1916 diese

Dinge zur Sprache kommen, aber es erfolgt nichts. Nie werden die Namen der Lieferanten bekannt, nie wird irgend jemand zur Rechenschaft gezogen werden. Es geschah eben drüben genau wie bei uns alles mit Wissen der Behörden.

Selbst wenn die Fälle Krupp und Thyssen wider Erwarten zur Verhandlung kommen sollten, wird den Schuldigen auch nichts geschehen. Es wird ihnen genau so ergehen wie dem lübecker Senator Possehl, der wegen Stahllieferungen an die Putilowwerke in Petersburg angeklagt war und der vom Reichsgericht freigesprochen wurde.

Um die beiden ehrenwerten Häuser braucht also niemand bange zu sein, vielleicht aber um den indiskreten Autor der „Blutigen Internationale".

Für Krupp und Thyssen, für Armstrong und Vickers, für Schneider-Creuzot, Skoda und Putilow, für den internationalen Großhandel und die Finanz mußten die Völker verbluten, sie durften ihren eignen Volksgenossen mit Wissen der höchsten Behörden den „Dolchstoß von hinten" versetzen.

Der Fall Werner Jurr von Kurt Hiller

Ein junger Mensch von Rang, ein Arbeiter, denkbegabt, organisiertüchtig, revolutionär und rein, Werner Jurr, ist am 18. Januar 1930 wegen schriftstellerischer Bekundung seiner politischen Gesinnung, die von Millionen geteilt wird, vom Vierten Strafsenat des Reichsgerichts (Vorsitzender: Herr Lorenz) zu einem Jahre Freiheitsentzug — Festung — und zu hundert Mark Geldstrafe verurteilt worden. Wie seine Richter wußten, ist er arm; er wird also, zum Ausgleich für den Betrag, nach Abbüßung des Festungsjahres noch auf zehn Tage ins Gefängnis wandern: ein Ergebnis, das nicht etwa als besonderer Nadelstich, sondern als Folge der Notwendigkeit zu deuten ist, das Republikschutzgesetz anzuziehen, welches seit einem halben Jahre nicht mehr galt. („Bei Verschiedenheit der Gesetze von der Zeit der begangenen Handlung bis zu deren Aburteilung ist das mildeste Gesetz anzuwenden." Strafgesetzbuch § 2 Absatz 2. Dies beiläufig.)

Der Fall ist kein absonderlicher; von Dutzenden, vielleicht von Hunderten ist er einer; auch gibt es grauenvollere: ärger als Festung ist Zuchthaus, und sieben Jahre sind schlimmer als eins. Aber mit der gern geübten zusammenfassenden Justizkritik, mit zahlenstrotzender politischer Statistik, mit der Betrachtung sozusagen des Waldes ist nicht alles getan; man muß, will man den Wald wirklich verstehn, sich auch einmal den Baum anschauen — mit allen Zweigen und Blättern den Einzelfall. Dieser hier ist so, daß man, als Republikaner, sich fragt: Wie können unter Kontrolle der Presse und der Parlamente, unter unser Aller Augen Strafurteile von so unbefangener Brutalität, von so sanguinischer Gleichgültigkeit gegen die Absicht des Gesetzes, von so gewissensfröhlicher Willkür ergehn? Ist ein Reichsgerichtsrat ein konservativer Despot, der über der Nation, über der geschichtlichen Entwicklung, über dem Rechte thront und aus Haß auf die neue Zeit, aus Wut auf die Zukunft wollüstig Existenzen zertrümmern darf; oder ist er Diener am Volk, ein an sich belangarmer Beamter, der besondere Achtung erst dann beanspruchen kann, wenn er durch Taten beweist, daß er begreift: Diener am Volk bin ich und nichts weiter?

Ich habe mich immer geweigert, Richter für die schlechten Gesetze verantwortlich zu machen, die sie gewissenhaft anwenden; die

Judikatur büßen zu lassen für das, was die Legislatur sündigte. Aber hier erlebt man, wie eine zur Not erträgliche Gesetzesbestimmung, nämlich die über Vorbereitung zum Hochverrat, in unerträglicher Weise von Richtern zu einem Instrument umgemodelt wird, mit dem sie sich politisch befriedigen können. Je unbewußter dieser Vorgang erfolgt, desto gefährlicher ist er: da ja der Paragraph gegen Rechtsbeugung die Opfer grade nur dann schützt, wenn der Richter das Recht vorsätzlich beugte.

Was also hat der dreiundzwanzigjährige Werner Jurr verbrochen? Er hat in einem Artikel der ‚Roten Jungfront' einem jungen Arbeiter geantwortet, der, in einer Zuschrift an die Redaktion, gegen den Gedanken der proletarischen Wehrhaftigkeit den des unbedingten Verzichts auf die Waffe ausgespielt hatte. Jurr hat die härteste Nuß der Friedensphilosophie zwischen die Kiefer genommen; er hat sich an das Problem gewagt, das uns allen am meisten zu schaffen macht; und er hat es nicht im Sinne des pazifistischen Absolutismus sondern im Sinne des sogenannten linken Relativismus entschieden. Zu diesem Ergebnis mußte er als Leninist gelangen; aber um dahin zu gelangen, muß man nicht Leninist sein. Die meisten Theoretiker der linken Sozialdemokratie, fast alle revolutionären Pazifisten, auch Ethiker wie Moritz v. Egidy, Leonard Nelson, Schwantje hat ihr Denken zu jenem Resultat geführt. Innerhalb und außerhalb der Dritten Internationale ist erkannt worden, daß es gegen die Gewalt keine Macht gibt, die nicht selber Gewalt wäre; daß gegen den Teufel nur Beelzebub hilft; daß zur Verhinderung eines größern Übels die Erzeugung des kleinern unter Umständen ein taugliches und daher erlaubtes, ja gebotenes Mittel sein kann. Man muß nicht Kommunist sein, um zur Roten Armee Ja zu sagen; und es ist ein Mann der Zweiten Internationale, Edo Fimmen, gewesen, der 1922 auf dem Haager Weltfriedenskongreß ausrief: „Lieber als neuen Krieg — den Bürgerkrieg gegen den Krieg!" Ein Standpunkt, der seit dem Kriegsächtungspakt nahezu als geltendes Völkerrecht zu deuten wäre. (Jurrs Arbeit erschien fünf Monate nach Unterzeichnung des Kelloggpakts.)

Was Jurr drucken ließ, ist keine demagogische Hetze etwa, noch Phraseologie; es sind redlich durchdachte Dinge, in breiter, ruhiger Analyse klar dargestellt. Nicht sehr originell, aber sehr ernsthaft; reif und anständig in der Diktion. Viel Lenin-Zitate. Starke Unterstreichung des Gedankens: Kampf gegen den Krieg ist Teil des Klassenkampfes, ist Kampf gegen das kapitalistische Wirtschaftssystem. (Doch wohl marxistisches Erbgut.) Polemik gegen die Kriegsdienstverweigerung — welche übrigens wirklich nicht ausreicht. Sich auf sie als Kriegsverhinderungsallheilmittel zu versteifen, ist heute so überholt, wie es vor zehn Jahren überholt war, sich auf den Völkerbund als Kriegsverhinderungsallheilmittel zu versteifen. Der Pazifist im Schillerkragen spielt gegenwärtig jene leicht komische Rolle, die damals der Pazifist im Bratenrock gespielt hat. Daß freiwillige Piloten auf Riesenstädte Giftgas schütten und Millionen Zivilpersonen im Trocknen ertrinken lassen, ist durch internationale Abschaffung der Wehrpflicht und durch Organisation der Dienstverweigerung leider nicht vereitelbar. Vereitelbar ist der Krieg mittels Eroberung der politischen Macht durch die, die ihm ehrlich den Garaus machen wollen. Ihm und dem Kapitalismus. „Der Kapitalismus gründet sich auf Gewalt. Niemals wird er freiwillig abtreten. Bis zum letzten wird er sich verteidigen. Erst am Ende langer, opferreicher und auch blutiger Kämpfe wird der Sieg des Proletariats stehen. Gewalt gegen Gewalt ist die Alternative, vor die die Arbeiterklasse gestellt ist. Nicht, weil wir es wünschen, sondern weil die Wirklichkeit so ist." Eindeutig ein Betrachter-Satz, kein Aufreizersatz. Wegen dieses Satzes und etlicher Leninsätze, auf die er sich berief, erhielt

Jurr ein Jahr Festung. Lenins Bücher sind in Deutschland einstweilen nicht verboten. Aus ihnen zu zitieren, ist Vorbereitung zum Hochverrat.

Die Anklageschrift durchzulesen — — ich habe dem Oberreichsanwalt Werner im vergangenen November hier doch unverdiente Elogen gemacht! Die Anklageschrift gibt den inkriminierten Aufsatz umständlich wieder, um dann ohne leiseste Spur einer Begründung zu erklären, er erfülle den Tatbestand des § 86. Er diene „der Vorbereitung des von der KPD geplanten gewaltsamen Umsturzes". Ja, dient denn nicht die Partei selber der Vorbereitung des von ihr geplanten Umsturzes? Solange die KP in Deutschland eine gesetzlich zugelassene Partei ist, bleibt die Behauptung, jemand verstoße gegen das Strafgesetz, weil er im Sinne des Endziels dieser Partei arbeite, rechtsirrtümlich. Herr Werner halluziniert, scheints. Er glaubt, sich im vorigen Jahrhundert zu befinden, in den Jahren 1878 bis 1890. Da galt: „Vereine, welche durch sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische Bestrebungen den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung bezwecken, sind zu verbieten." Aber das Sozialistengesetz, Herr Werner, gilt nicht mehr. Ich nehme mir die Freiheit, Herr Werner, Sie zu erinnern, daß seit 1890 vierzig Jahre verflossen sind. Nach dem Rechte, das gilt und das schon während der letzten achtundzwanzig Jahre der Monarchie galt, sind Vereine, die durch kommunistische Bestrebungen den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung bezwecken, gestattet. Jawohl, gestattet; dagegen können Sie nichts machen. Sie können nichts dagegen machen, daß die Staatsbürger, in Gruppen oder einzeln, den Umsturz der bestehenden Ordnung bezwecken. Das dürfen die Staatsbürger; auch Jurr darfs, und er tat nichts als das; er bezweckte. Strafbar macht sich, wer, über das Bezwecken hinaus, in Beziehung auf ein bestimmtes Unternehmen den Umsturz konkret vorbereiten hilft. Das Reichsgericht selbst, vor einem halben Jahrhundert (Band V Seite 60), entschied so. Übrigens muß die Verfassung, nicht die Gesellschaftsordnung bedroht sein. Daß Jurr mit seinem Artikel auch nur im allerentferntesten auf ein bestimmtes Unternehmen gewaltsamer Verfassungsänderung abzielte, wäre eine Behauptung von lachhafter Unpsychologie. Der Aufsatz ist eine sozialtheoretische Auseinandersetzung, ein Beitrag zur Diskussion, ein Bekenntnis, die Entwicklung einer Doktrin — nichts Andres, nichts Ärgeres. Grad, wie wenn unsereiner drucken läßt: „Ohne soziale Revolution kein dauernder Völkerfriede." Ein Satz, wie Sie sich erinnern, Herr Werner, weswegen Sie das Verfahren gegen mich eingestellt haben. Sie hätten es auch gegen Jurr einstellen müssen.

Denn gesetzt selbst, es wäre erheblich, was Jurr bei einer Vernehmung zugegeben haben soll: daß „er mit Bürgerkrieg auch unter Umständen eine gewaltsame Änderung der jetzigen Reichsverfassung gemeint habe", so würde eine litterarische Theorie über gewaltsame Verfassungsänderung ja noch keine Vorbereitung zu gewaltsamer Verfassungsänderung sein; und nur die Vorbereitung ist strafbar. Daß die Publikation etwas „Vorbereitendes" im Sinne des § 86 gewesen sei, würde ja auch nicht durch den Umstand wahr werden, daß Jurr 1926, als Zwanzigjähriger, einen militärischen Ausbildungskurs des Roten Frontkämpferbundes in Prenzlau geleitet und daß er 1927 in Rußland an einem militärischen Kurs teilgenommen hätte — eine übrigens nachweislich aus der Luft gegriffene Behauptung!

Jurr philosophierte revolutionär; einen Hochverrat hat er nicht vorbereitet. Das Urteil, das ihm die Freiheit raubt, ihn aus seinem Werke reißt, des Jungverheirateten wirtschaftliche Existenz grauenhaft untergräbt, ist ein Fehlurteil. Der Reichsanwalt hatte vorgebracht: der Angeklagte sei „mit den Zielen des Kommunismus voll vertraut und einverstanden". Als ob das strafbar wäre! (Bitte, lochen

Sie mich auf der Stelle ein; ich bin das nämlich auch.) Er habe „die Ideen der Kommunistischen Partei durch die Tat unterstützt". Warum werden dann nicht flugs drei Millionen kommunistischer Wähler verhaftet? Pest an der Pleiße! Horthy-Deutschland!

Herr Lorenz begründete das Urteil noch sanguinischer. Jurr wisse, daß, was er Kapitalismus nenne, in der Reichsverfassung stehe; um sein Ziel zu erreichen, müsse er also die Verfassung stürzen. Nach dieser Logik ist das Bekenntnis zum revolutionären Sozialismus in der deutschen Republik eine strafbare Handlung; wer gegen den Kapitalismus kämpft und weiß, daß der Besitz sich nicht durch Abstimmungen entthronen lassen wird: ein Verbrecher. Das Wissen genügt.

Herr Lorenz befriedigt eben seine Privatwünsche; mit Rechtsfindung haben diese Edikte nur wenig zu tun. Er sollte sich einmal die Verfassung durchlesen; nach einer den Kapitalismus feststellenden Norm würde er da vergeblich suchen. Das Eigentum wird von der Verfassung gewährleistet (Artikel 153); von der Verfassung Sowjetrußlands auch. Herrn Lorenz scheint unbekannt zu sein, daß der Sozialismus keineswegs das Eigentum aufhebt, vielmehr das Eigentum an den Produktionsmitteln (und nicht einmal an allen). Herrn Lorenz scheint unbekannt zu sein, daß die Reichsverfassung verstohlen sogar den Sozialismus zum Ziel setzt, in Artikel 165, wo sie von Arbeiterräten spricht, die „zur Mitwirkung bei der Ausführung der Sozialisierungsgesetze" mit andern Volkskreisen zusammentreten. Jawohl, Herr Lorenz, die weimarer Verfassung, kraft deren Sie „unabhängig und nur dem Gesetz unterworfen sind" (womit nicht das Gesetz Ihres Innern gemeint ist), spricht von „Sozialisierungsgesetzen". Diese erzwingen zu wollen, selbst mittels revolutionärer Gewalt, wäre demnach verfassungstreuer, als zu behaupten, der Kapitalismus stehe in der Verfassung, und auf dieser Grundlage zu richten.

Mildernde Umstände haben Sie dem Angeklagten nicht zugebilligt, da er aus voller Überzeugung gehandelt habe. Hätte er aus Übermut oder aus Wichtigtuerei gehandelt — das wäre am Ende ein mildernder Umstand gewesen! Selbst die Tatsache, daß er längst, wegen „rechter Abweichungen", aus der Partei geflogen und jener Oppositionsgruppe beigetreten ist, die von der kommunistischen Orthodoxie als gegenrevolutionär betrachtet wird, konnte Sie nicht veranlassen, diesem ersichtlich willenssaubern und begabten jungen Arbeiter, der nichts auf dem Kerbholz hatte, mildernde Umstände zuzuerkennen. Von Bewährungsfrist natürlich keine Spur. Nur Härte. Und alles um eines Essays willen! „Der Senat hält den Angeklagten für einen Überzeugungstäter." Der Republikaner den Senat auch.

Ehescheidungsreform im Reichstag

von Peter Maslowski

Schon seit dem Jahre 1922 läuft die parlamentarische Beratung der Ehescheidungsreform im deutschen Reichstag, ohne daß man praktisch einen Schritt vorwärts gekommen wäre. Dabei ist es eine Tatsache: wenn auch Differenzen bestehen zwischen den grundsätzlich für eine Ehescheidungsreform eintretenden Parteien in der Frage, wie weit diese Reform zu gehen hat, so ist doch eine Mehrheit von Kommunisten, Sozialdemokraten, Demokraten und einigen deutschen Volksparteilern für die Anerkennung des sogenannten Zerrüttungsprinzip vorhanden. Selbst im vergangenen Bürgerblock-Reichstag war diese Mehrheit sowohl im Rechtsausschuß wie im Plenum da. Trotz dieser Mehrheit ist es aber der vom Zentrum geführten Reaktion gelungen, bisher mit Erfolg die Ehescheidungsreform zu sabotieren.

Im neuen Reichstag gehörte die Erörterung der Ehescheidungsprobleme zu den ersten parlamentarischen Arbeiten. Ein kommunistischer und ein sozialdemokratischer Antrag lagen dazu vor und wurden nach ausgiebiger Debatte im Plenum dem Rechtsausschuß zur Weiterbehandlung überwiesen. Dazu fand im Plenum auch ein demokratischer Antrag Annahme, wonach die Regierung ein besonderes Gesetz über die Ehescheidungsreform vorlegen soll. Das geschah auch. Allerdings in der Form, daß der Regierungsentwurf von vornherein für eine private und Ressortangelegenheit des inzwischen ausgeschifften Reichsjustizministers Koch erklärt wurde.

Die Verhandlungen zur Ehescheidungsreform selbst sind jetzt jedoch wieder nach einigen Sitzungen im Rechtsausschuß auf dem toten Punkt angelangt.

Nun ist über die sachlichen Gründe für eine Reform der Ehescheidung genug geschrieben worden. Es kommt mir darum nur darauf an, aus meinen persönlichen Erfahrungen als Mitglied des Rechtsausschusses des Reichstages und an Hand der amtlichen Protokolle eine Entwicklungsgeschichte parlamentarischer Sabotage gegenüber einer so dringlichen Reform, wie es die der Ehescheidung ist, für Uneingeweihte zu schreiben. Ich glaube, daß das für viele, die sich kein rechtes Bild machen können von den Methoden dieser parlamentarischen Sabotage, sehr lehrreich sein wird.

* * *

Nachdem die Anträge zur Ehescheidungsreform vom Plenum dem Rechtsausschuß überwiesen worden sind, beginnt am 21. März vorigen Jahres die Verhandlung mit einer Geschäftsordnungsdebatte. Sofort kommt durch den Abgeordneten Wegmann der allzu bekannte Zentrumsvorstoß auf Absetzung der Reform von der Tagesordnung. Koch, damals noch Justizminister, erklärt ziemlich kleinlaut, sein auf Grund des demokratischen Antrages und des Reichstagsbeschlusses vorgelegter Entwurf sei „lediglich Material". In Vorahnung seiner Beseitigung meint er dann, wenn die Ehescheidungsreform diesmal nicht durchgeführt wird, dann könne er nicht mehr im Amt bleiben, denn dazu habe er sich viel zu sehr in der Öffentlichkeit für die Verabschiedung dieser wichtigen Materie eingesetzt. Rosenfeld von der Sozialdemokratie reitet eine forsche Attacke: Wenn das Zentrum wieder wie in frühern Jahren systematisch sabotieren wolle, dann würde das seine Partei sich diesmal nicht mehr gefallen lassen... Und so ähnlich. Beschluß: Es wird beraten.

Am 8. April beginnt man mit der Beratung des sozialdemokratischen und kommunistischen Antrages und des Kochschen Entwurfes. Es wird beschlossen, den Kochschen Entwurf zur Grundlage der Verhandlungen zu machen. Alle Parteien, auch die KPD., damals noch vertreten durch den inzwischen verstorbenen Emil Höllein, stimmen dem zu.

Das Zentrum hat inzwischen bei der Umwandlung der Koalition für Guerard das Justizministerium weggeschnappt. Koch geht. Die für den 15. April angesetzte Beratung fällt ohne Angaben von Gründen aus.

Als ich am 17. April im Rechtsausschuß Auskunft verlange, warum die beschlossene Sitzung grundlos ausgefallen sei, und als ich die Frage aufwerfe, ob denn etwa wiederum die Ehescheidungsreform auf dem Altar der heiligen Koalitionspolitik geopfert worden sei, antwortet der Vorsitzende Landsberg von der SPD. ziemlich pikiert, meine Kombinationen wären vollkommen hinfällig, der neue Justizminister habe sich in die Ehescheidungsmaterie nur noch nicht einarbeiten können, darum sei die Sitzung ausgefallen. Nebenbei: ein intelligenter Justizminister, der behauptet, nicht zu wissen, was in der Ehescheidungsreform Sache ist, obgleich diese seit Jahren läuft, bis ins kleinste schon durchberaten worden ist, und von der

jedermann weiß, daß die Frage ganz einfach so lautet: Zerrüttungsprinzip oder nicht! Ferner: merkwürdigerweise hat sich derselbe Guerard in die viel schwierigere und umfassendere Materie des neuen Strafgesetzentwurfes eingearbeitet. Daß er sich zum Beispiel sofort bei seinem ersten Auftreten als Justizminister für die Todesstrafe aussprechen mußte, das wußte er sofort.

Sehr empört zeigt sich Rosenfeld über meine Vermutung in der Frage Koalition und Ehescheidungsreform. Er verwahrt sich entschieden gegen diese angeblich leeren kommunistischen Kombinationen. Auffallend aber, daß sofort nach Rosenfeld der Deutschnationale Strathmann mit einem sehr interessanten Unterton von Hohn und Schadenfreude meint, der Ausfall der letzten Sitzung sei ja doch als Vertagung ad calendas graecas zu betrachten, was er persönlich bedauere, denn auch er, der Deutschnationale, halte die Ehescheidungsreform für dringend.

Am 3. Mai ist ein neuer Sabotagegrund gefunden. Guerard verlangt jetzt die Absetzung der Ehescheidung von der Tagesordnung und die Beratung des von der Regierung vorgelegten Standesherrengesetzes, in das er sich also merkwürdigerweise schnell, trotz der sehr schwierigen Aufwertungsprobleme, eingearbeitet hat.

In dieser Sitzung am 3. Mai protestieren also mit Recht die Kommunisten Alexander und Stoecker gegen die neue Sabotage mit der Begründung des Standesherrengesetzes. Kahl und Rosenfeld fordern ohne Erfolg eine Erklärung der Regierung, daß dann wenigstens nach Erledigung des Standesherrengesetzes die Ehescheidungsreform wirklich weiter beraten wird. Der Zentrumsvertreter Bockius erklärt demgegenüber, es sei nicht die Sache des Rechtsausschusses, Politik zu machen. Nur die Regierungsparteien dürften außerhalb des Rechtsausschusses unter sich ausmachen, was im Rechtsausschuß beraten werden darf und was nicht. Sein Antrag auf Absetzung der Ehescheidungsreform geht durch; nur die SPD.- und KPD.-Abgeordneten stimmen dagegen.

Dann ist lange, lange Ruhe.

Das Standesherrengesetz, das Republikschutzgesetz, die Bereinigung der Grundbücher, das deutsch-polnische Sparkassenabkommen, das Auslieferungsgesetz und andre Gesetze und Vorlagen werden aufgearbeitet. So steht erst am 2. Oktober die Ehescheidungsfrage wieder vor dem Rechtsausschuß. Was ist natürlich das Erste? Ein Zentrumsvorstoß auf Absetzung! Dabei ist der Zentrumsvertreter Bell nicht einmal ehrlich genug, die wirklichen Gründe dieser Forderung einzugestehen. Er meint nur, seine Fraktion sei — ausgerechnet! — mit der Änderung der Arbeitslosenversicherung so stark beschäftigt, daß sie sich unmöglich noch mit der Ehescheidungsreform beschäftigen könne. Noch ist Rosenfeld tapfer: Bell möchte doch lieber offen zugestehen, daß er weiter grundsätzlich sabotieren wolle. Der Zentrumsabgeordnete Bockius läßt darauf unvorsichtigerweise die Katze aus dem Sack, seinen eignen Fraktionskollegen Lügen strafend. Da seine Erklärung wichtig ist, bringe ich sie im Wortlaut nach dem amtlichen Protokoll:

> Die Zentrumsfraktion hat ein Recht darauf, die Vertagung zu verlangen, da bei den Koalitionsverhandlungen ausdrücklich erklärt worden ist, daß „wichtige Anträge ohne eine Übereinstimmung in der Regierung weder neu gestellt noch weiter verhandelt werden können", wie es hier der Fall ist.

Als ich darauf erwidere: Na also, das ist doch indirekt eine Bestätigung, daß die Ehescheidungsreform auf dem Altar der Koalitionspolitik geopfert wird, fühlt sich ausgerechnet wiederum der sozialdemokratische Vorsitzende Landsberg berufen, mich zurechtzuweisen: aus der Rede des Herrn Bockius könne man doch meine Schlußfolgerungen nicht ziehen. Interessant aber, daß diesmal noch ein Vertagungsantrag des Zentrums abgelehnt wird.

Darob helle Wut beim Zentrum. In der nächsten Sitzung, am 5. November, erfolgt der Auszug der Zentrumsabgeordneten, die nur für einige Minuten wieder erscheinen, um eine Erklärung des Inhalts vorzulesen, daß sie Protest bei der Reichsregierung gegen die Weiterbehandlung der Ehescheidungsreform eingelegt, noch keine Antwort erhalten hätten und bis zum Einlaufen dieser Antwort den Verhandlungen fernbleiben würden.

Darauf beziehen Rosenfeld und Kahl die unpolitische Linie: man müsse ohne Rücksicht auf die politische Seite der Angelegenheit sachlich weiter arbeiten. Es geht ein Antrag Rosenfeld durch, die Materie einem Unterausschuß zu überweisen. Auf meine Forderung, daß der anwesende Regierungsvertreter offen Farbe bekennen soll, was gespielt wird, gibt der Ministerialdirektor Doktor Oegg die Erklärung ab, er sei nicht ermächtigt, politische Bemerkungen zu machen, denn er sei nur als Sachreferent erschienen.

Der Rechtsausschuß wendet sich dann dem Gesetzentwurf über die Rechtsstellung des unehelichen Kindes zu. Und der Unterausschuß für die Ehescheidungsreform? Am 7. November teilt der Vorsitzende Landsberg mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns mit, daß — leider die Tochter des Herrn Geheimrats Kahl krank geworden sei, die angesetzte Sitzung des Unterausschusses also — leider umständehalber nicht stattfinden könne. Zwar ist Kahl nicht offizielles Mitglied des Unterausschusses, aber — nun, dazu läßt sich halt wenig sagen.

In der nächsten Sitzung, am 8. November, erbitte ich vor Eintritt in die Tagesordnung das Wort zum Geschäftsplan des Rechtsausschusses, um die Weiterberatung der Ehescheidungsreform, wenn auch nur im Unterausschuß, irgendwie sicherzustellen. Merkwürdig nervös unterbricht der Vorsitzende, Herr Landsberg: die Sache sei erledigt, der Unterausschuß bestimmt, damit basta! Man stößt offensichtlich auf eine allgemeine Verschwörung des Schweigens ...

Ist es ein Zufall, daß ausgerechnet in diesen beiden Sitzungen am 7. und 8. November Rosenfeld gefehlt hat? Warum denn? Grade in diesem Augenblick der höchsten Krise wäre es doch ebenso reizvoll wie eindrucksvoll gewesen, wenn Rosenfeld als der bekannte getreue Fridolin der Ehescheidungsreform wieder mit dem Brustton der Überzeugung verkündet hätte, daß seine Partei gar nicht daran denke, die vom Kollegen Maslowski behauptete Opferung der Ehescheidungsreform auf dem Altar der Koalition vorzunehmen ...

Seitdem ist überhaupt über allen Wassern Ruh. Natürlich ist keine Rede davon, daß der Unterausschuß für die Ehescheidungsreform bis jetzt (Mitte Februar 1930) zusammengetreten wäre! Neugierig darf man nur sein, was man wohl auf folgende ketzerische Frage eines pietätlosen Kommunisten antworten würde: Ist die Tochter des hochverehrten Herrn Kahl jetzt glücklicherweise so weit gesund, daß die Herren Abgeordneten in die Beratung der Ehescheidungsreform wieder eintreten können? ...

* * *

Ich glaube, für jeden, der politisch zu kombinieren versteht, werden diese chronologisch aufgezählten Vorgänge im Rechtsausschuß sehr aufschlußreich sein. Wenn man bedenkt, daß bei alledem tatsächlich seit Jahren eine Mehrheit für das Zerrüttungsprinzip in der Ehescheidung vorhanden ist, so möchte ich den Verehrer der bürgerlichen Demokratie hören, der auch jetzt noch von der positiven und fruchtbaren Arbeit des Parlamentarismus zu sprechen wagt. Jedenfalls muß man sich wundern, daß sich gewisse Herren wundern, daß der Parlamentarismus in den breitesten Volksmassen so unendlich verrufen ist.

Zum Schluß aber die Preisfrage: Kann mir einer in der deutschen Republik auch nur eine einzige kulturpolitische Frage nennen, in der das Zentrum nicht durch konsequente Drohung mit der Koalitionssprengung seinen kulturreaktionären Willen gegen liberale Deutsch-Volksparteiler, Demokraten und Sozialdemokraten durchgesetzt hätte?

Die freie Wirtschaft von Theobald Tiger

Ihr sollt die verfluchten Tarife abbauen.
Ihr sollt auf euern Direktor vertrauen.
Ihr sollt die Schlichtungsausschüsse verlassen.
Ihr sollt alles Weitere dem Chef überlassen.
Kein Betriebsrat quatsche uns mehr herein,
wir wollen freie Wirtschaftler sein!
Fort die Gruppen — sei unser Panier!
Na, ihr nicht.
Aber wir.

Ihr braucht keine Heime für eure Lungen,
keine Renten und keine Versicherungen.
Ihr solltet euch allesamt was schämen,
von dem armen Staat noch Geld zu nehmen!
Ihr sollt nicht mehr zusammenstehn —
wollt ihr wohl auseinandergehn!
Keine Kartelle in unserm Revier!
Ihr nicht.
Aber wir.

Wir bilden bis in die weiteste Ferne
Trusts, Kartelle, Verbände, Konzerne.
Wir stehen neben den Hochofenflammen
in Interessengemeinschaften fest zusammen.
Wir diktieren die Preise und die Verträge —
kein Schutzgesetz sei uns im Wege.
Gut organisiert sitzen wir hier . . .
Ihr nicht.
Aber wir.

Was ihr macht, ist Marxismus.
Nieder damit!
Wir erobern die Macht, Schritt für Schritt.
Niemand stört uns. In guter Ruh
sehn Regierungssozialisten zu.
Wir wollen euch einzeln. An die Gewehre!
Das ist die neuste Wirtschaftslehre.
Die Forderung ist noch nicht verkündet,
die ein deutscher Professor uns nicht begründet.
In Betrieben wirken für unsere Idee
die Offiziere der alten Armee,
die Stahlhelmleute, Hitlergarden . . .

Ihr, in Kellern und in Mansarden,
merkt ihr nicht, was mit euch gespielt wird?
mit wessen Schweiß der Gewinn erzielt wird?
Komme, was da kommen mag.
Es kommt der Tag,
da ruft der Arbeitspionier:
„Ihr nicht.
Aber Wir. Wir. Wir."

Verkehrspolitik von Werner Hegemann

Schnellbahnen werden nicht an einem Tage gebaut. Rom hat heute noch keine. Aber jede Stadt von etwa siebenhunderttausend Einwohnern braucht Schnellbahnen. Sie kosten Hunderte von Millionen; in Berlin noch eine Milliarde. Richtige Schnellbahnpolitik wird zur Lebensfrage. Berlin ist die größte und engstgepackte Mietskasernenstadt der Welt, weil der Bau seiner Schnellbahnen verschleppt wurde. Wie und warum geschah das? Wo liegt die Rettung?

„Unsre Hauptstadt gleicht augenblicklich einem jungen Menschen in jenem anmutigen Alter, da die Beine und Arme aus den Kleidern herauswachsen ... Eine zusammengewürfelte Menschenmasse, die noch nicht heimisch geworden, lebt eingeengt in unerschwinglich teuren Wohnungen: noch fehlen alle Hilfsmittel entwickelten Verkehrs, welche allein dieses bedrängte Leben wieder zur Natur zurückführen können." Diese Worte Treitschkes treffen noch heute zu. Der preußische Lieblingshistoriker versäumte nur festzustellen, daß das unnatürliche „Fehlen" der Verkehrsmittel in Berlin durch die allmächtige Verkehrsfeindschaft seines geliebten preußischen Staates verursacht wurde. In dem Jahrzehnt, bevor Treitschke dieses unnatürliche „Fehlen" entdeckte, war Berlins Bevölkerung um die Hälfte gewachsen. 1877 überschritt sie die erste Million. Diese „amerikanische" Vermehrung der Bevölkerung hätte eine sozialpolitisch ernstere Regierung auf ebenso amerikanische Vermehrung der Verkehrsmittel dringen oder wenigstens willkürliche Verbote neuer Verkehrsmittel vermeiden lassen. Aber als Bismarck 1873 sein gerühmtes Gutachten über die Verbreiterung des Kurfürstendamms abgab, dachte er nur an das pariser, nicht an das englische oder amerikanische Vorbild. Er verlangte deshalb nur Raum für einen Reitweg, keine Schnellbahn. 1875 empfing er den Besuch des Liberalen Braun-Wiesbaden, der grade auf seiner Balkanreise festgestellt hatte, daß damals sogar schon Bukarest und Konstantinopel von den Pferdebahnen durchquert wurden, denen die Verkehrsfeindschaft der preußischen Regierung noch die Einfahrt ins innere Berlin verbot. Auf jedem Grundstück der Mietskasernenstadt Berlin wohnten damals schon fünfzig Menschen; kurz darauf wohnten sechzig und 1913 gar fünfundsiebzig Menschen auf jedem berliner Grundstück. Im zweieinhalb so großen London wohnten damals, wie heute, durchschnittlich acht Menschen in jedem Haus.

Wie die kasernierte, verkehrslose Wohnweise Berlins aus jahrhundertelangen staatlichen Hemmungen und politischer Unfreiheit, so ist die offene Wohnweise Londons und andrer angelsächsischer Städte aus jahrhundertealter politischer und Siedlungsfreiheit erwachsen. In London wirkten seit 1600 die Post- und die billigen Mietkutschen und seit 1800 die Omnibusse mächtig für die Auflockerung des Wohnwesens. Als der englische Adel seine kutschierende Würde und als die Themseschiffer ihre Einkünfte gefährdet sahen, verbot der König die Mietkutschen. Wenige Jahre später wurde er um

einen Kopf kürzer gemacht. Die Reihen der Mietkutschen wurden täglich länger. Den londoner Omnibussen leisteten später die Bewohner der durchquerten Vorstädte erbitterten, aber vergeblichen Widerstand. Noch schärfern Widerstand erregte es, als in New York, das damals (1830) mit zweihunderttausend Einwohnern noch um ein Fünftel kleiner war als Berlin, die Omnibusse auf Schienen gestellt, das heißt in Straßenbahnen verwandelt wurden. Aber die schärfsten Widerstände verhinderten nicht, daß dieses wirksamere neue Verkehrsmittel seit den fünfziger Jahren in den amerikanischen Städten zur Regel wurde, selbst wenn sie viel kleiner blieben als das „amerikanischer" wachsende, aber preußisch verkehrsarme Berlin. In der konservativsten Stadt Amerikas, in Philadelphia, hatte im Jahre 1880 schon jeder Einwohner viermal so lange Straßenbahngleise zu seiner Verfügung als in dem volkreicheren und deshalb verhältnismäßig viel verkehrsbedürftigeren Berlin.

1832 brachte in London ein Sturm der Entrüstung das erste Dampfbahnprojekt zu Fall. Zwei Jahre später verkehrten bereits Dampfbahnzüge in einer Hauptstraße der Stadt. 1837 wurden die ersten sechs Kilometer Hoch- oder „Viaduktbahn" dem Verkehr übergeben, wie sie erst vierundzwanzig Jahre später die berliner Stadtbahn nachahmen sollte. Eine nach der andern führten die englischen Bahngesellschaften ihre Linien bis ins Herz der engstraßigen „City". Seit 1853 wurde dort die erste Untergrundbahn gebaut. Die ehrwürdige „City of London", die ihre engen Straßen entlasten wollte, beteiligte sich mit 3,5 Millionen Mark an diesem Unternehmen. Nach seinem Anfangserfolg wurde London mit Schnellbahnen überschwemmt. Die Rauchplage in den Tunnels wurde kein Hindernis. Kein Polizeipräsident verhindert die englischen Kapitalisten, ihr Geld millionenweise in unrentablen Untergrundbahnen zu verlieren. Nach heißen Kämpfen um die Nachahmung des londoner Luxus zog das viel kleinere New York die sehr viel billigere Hochbahn vor. Ihre Züge verkehrten seit 1867, und bald durchquerten Hochbahnbauten bereits weite unbebaute Gelände nördlich der Stadt. Die Erlaubnis zu diesen Bauten war in zahlreichen Prozessen, namentlich gegen die eifersüchtigen Straßenbahngesellschaften, errungen worden. Der ungewohnte Lärm der Züge auf den billigen eisernen Gerüsten verursachte viele neue Prozesse. Die Anlieger erhielten jedoch keinen Pfennig für die angebliche oder wirkliche Entwertung ihres Eigentums. Trotz dieser Entwertung entwickelten sich New York und später Chicago, Boston und Philadelphia längs ihrer billigen Hochbahnen mit ungeheurer Schnelligkeit. Im Jahre 1878 liefen in New York bereits alle drei bis vier Minuten Hochbahnzüge in vier Parallelstraßen nebeneinanderher und beförderten auf fünfundfünfzig Kilometer langen billigen Eisenblech-Viadukten die Arbeiter zu halben Preisen von ihren Arbeitsstätten zu ihren Wohnstätten im Grünen. Und doch hatte New York noch im Jahre 1880 nur etwa ebenso viele Einwohner wie damals Berlin. Erst im Jahre 1900 und auf Grund der Riesenwerte, die vorher

durch Hochbahnen geschaffen worden waren, begann die Stadt New York mit der Verausgabung der ersten fünfunddreißig Millionen Dollar für Untergrundbahnen, deren weiterer Ausbau seitdem Milliarden verschlungen hat. Aber an Geldmitteln konnte es der Stadt deshalb nicht fehlen, weil sie durch ihre hohen (und schnell jede Steigerung der Bodenwerte erfassenden) Bodenwert-Steuern eine Hauptnutznießerin der finanziellen Vorteile ist, die sie mit ihren Bahnbauten den Bodenbesitzern verschafft. Wenn heute Berlin ähnlich die Kosten seiner verspäteten Schnellbahnbauten auf die Grundbesitzer verteilen könnte, dann müßte die berliner Besessenheit, nur teure Untergrundbahnen statt billiger Hochbahnen bauen zu wollen, weniger sicher zur Verkrüppelung des Verkehrsnetzes führen. In West-Philadelphia stiegen die Boden- und Hauswerte während des Baues der Hochbahn (1900/12) um 138 Millionen Dollar. Gleichzeitig bewies das viel kleinere San Francisco — und manche andre Halbmillionenstadt Amerikas —, daß selbst ohne Hochbahnbauten (von den doppelt so teuren Untergrundbahnen ganz zu schweigen) durch einfache Überbrückung der gefährlichsten Kreuzwege wirksamer Schnellverkehr in den Dienst der städtischen Dezentralisation gestellt werden kann. Wenn von Friedrichstraße und Schiffbauerdamm häufige schnelle Fährboote die Spree- und Havelländer erschlössen und wenn auf dreißig Kilometer der Umgebung die berliner Ausfallstraßen mit viergleisigen geschützten Verkehrsstreifen ausgestattet und mit Schnellbahngeschwindigkeit auf Straßenhöhe befahren würden, dann genösse Berlin die Wirkungen des aufwandlosen Schnellverkehrs, der zur Grundlage der unabsehbaren Gartenvorstädte des wasserumschlossenen San Francisco geworden ist.

Aber in Berlin hat man in den entscheidenden Jahren lieber das Vielfache des Geldes, das zum Bau eines derartigen ausgedehnten Verkehrssystems erforderlich ist, auf dem Umwege über gesteigerte Bodenpreise den Grundbesitzern in der engen Mitte des Siedlungsgebiets zugute kommen lassen und hat sich dann der verschwenderischen Untergrundbahnmanie ergeben, die auch heute noch die neuen Berliner Schnellbahnbauten fast auf die Hälfte ihrer finanzierbaren Ausdehnung verkümmert, obendrein hohe Fahrpreise erzwingt und trotzdem unrentabel bleibt.

In Berlin ebenso wie in Paris wohnten nämlich in den entscheidenden Jahren die mächtigsten Bürger nicht wie Engländer und Amerikaner in den Vororten sondern nach alter Sitte noch in den dichtbebauten Innenquartieren. Die unablässige Aufwertung der großstädtischen Bodenrente gehörte namentlich in koloniearmen Ländern zu den Haupteinnahmequellen der Luxusbedürftigen, gleichviel ob ihr Luxus wie in Paris reich und verfeinert war oder armselig und protzenhaft wie im wilhelminischen Berlin vor und nach der „Gründerzeit". Selbst der verfeinerte Luxus von Paris machte den französischen Königen ihre übervölkerte Hauptstadt nicht erträglich. Sie zogen sich schon gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ganz zurück in ihre Gartenstadt Versailles, was

die preußischen Könige in Potsdam halbgeschickt nachahmten. Aber die französischen Minister schlossen mit der mächtigen pariser Bürgerschaft eine Art Versicherung auf Gegenseitigkeit. Die Bürgerschaft verpflichtete sich zur Stützung der königlichen Prestigepolitik durch großartige monumentale Ausschmückung der alten Hauptstadt. Als Gegenleistung an die pariser Hausbesitzer hemmten die französischen Könige im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert mit drakonischen Bauverboten die Erweiterung von Paris, dessen Häuser und dessen Bodenwerte infolgedessen noch viel schneller wachsen konnten als die Bevölkerungszahl. Das Wachsen der Bodenrenten wurde den pariser Hausbesitzern durch die große Revolution vorübergehend zwar geschmälert und verleidet, als die verrohten Bewohner der künstlich übervölkerten Quartiere die politische Herrschaft und die Guillotine in die Hand bekamen. Durch die Revolution verlor Paris hunderttausend Einwohner. Paris wurde endlich gelüftet. Gleichzeitig wurde sein Gebiet mehr als verdreifacht und 1841 noch einmal mehr als verdoppelt (auf 7800 Hektar). Doch konnte die rentable Wohnungsnot in den fünfziger Jahren wieder überhandnehmen. Seit 1855 gab es in Paris Unternehmer, die bereit waren, Schnellbahnen nach londoner Muster zu bauen. Aber Napoleon III. und Hausmann dachten wie ihr Nachahmer Bismarck an Reitwege und erachteten Schnellbahnen für überflüssig. Ihre städtebaulichen Träume stammten aus der Zeit Napoleons I. Statt Schnellbahnen aus der übervölkerten Innenstadt in die erforderlichen, weit draußen liegenden Neubaugebiete wurde 1851 eine Ringbahn, das Vorbild der berliner Ringbahn, gebaut. Sie diente dem Güterverkehr, der Verteidigung und den Vergnügungsreisenden (die etwa Lust hatten, längs der innern Festungswerke rings um Paris zu fahren), aber nicht der Auflockerung des Wohnungswesens. Nach dem Sturze Napoleons III. wimmelte es in Paris von neuen, baureifen Schnellbahnprojekten. Von 1871 bis 1889 wurden dreiundzwanzig verschiedene Entwürfe ausgearbeitet, 1875 einer von der Stadt, 1896 einer von der Regierung. Ausgeführt wurde keiner, denn die „Hausbesitzer mit ihrem alten Hasse gegen die Eisenbahnen" (das Wort stammt von dem Minister Guyot) und der politisch ebenso mächtige Kleinhandel fürchteten das Abwandern der Kundschaft und der Mieter. Die Haus- und Ladenbesitzer verstanden es, einen Kampf zwischen Staat und Stadtverwaltung zu entfesseln. Staat und Stadt kämpften künftig um das Vorrecht, die dringend erforderlichen Bahnen selber zu bauen. Ihren Eifer faßte Guyot in den Leitspruch: „Den andern am Bau hindern und selbst nicht bauen!". Als in Berlin ein sehr ähnlicher Kampf zwischen Staat und Stadt den Bau des berliner Westhafens (und viele dringendere Verkehrsanlagen!) um ein Jahrzehnt verschleppt hatte, erläuterte 1912 der Vizepräsident des Reichstages, Dove, den staatlichen und städtischen Wetteifer um den berliner Verkehr — frei nach Heine:

Und da keiner wollte leiden,
Daß der andre für ihn bau,
Baute keiner von den beiden.

Erst die Weltausstellung 1900, also die Sorge um die Fremdenindustrie, nicht um die heimische Wohnungsnot, zwang zum Bau der pariser Untergrundbahn, deren dichtes Netz ängstlich innerhalb der Festungswerke zusammengepreßt wurde wie die Wurzeln einer großen Pflanze in einem zu kleinen Blumentopf. Keine der neuen Linien durfte in die weite Umgebung hinausdringen und dort etwa einen Mieter oder Kunden des altstädtischen Kleinhandels abliefern. Aber das neue Netz schuf der Stadt ein ausgezeichnetes Mittel für den innern Verkehr, bei dem sich Berlin noch heute, also zwanzig Jahre später, großenteils mit seinen langsamen Straßenbahnen behelfen muß. Und doch wäre nichts falscher, als das pariser Vorbild in Berlin nachahmen zu wollen. Denn einmal ist der Bau von Untergrundbahnen in dem felsigen Untergrund von Paris sehr viel billiger als in dem Sande und den Grundwassernöten Berlins, und dann erfüllt das pariser Netz nicht die wichtigste wohnungspolitische Aufgabe des Schnellverkehrs, die billige Erschließung weiträumiger Gartenvorstädte.

Berlin steht in seiner heutigen Finanznot vor einem dringenden Schnellbahnprogramm, dessen Kosten Oberbürgermeister Böß mit einer Milliarde angab. Statt der pariser Verschleppungs- und Untergrundbahnpolitik verdient das angelsächsische Beispiel billiger Schnellbahnbauten schleunige Nachahmung.

Die Herren und Damen von IIIb von Ignaz Wrobel

Ein ertappter Spion ist ein Schuft. Ein erfolgreicher Spion ist ein heimlicher Held. Man wird kein Spion — man ist einer.

In Deutschland wurden die einschlägigen Herren und Damen von der Abteilung III b des Generalstabes bearbeitet; Herr Nicolai leitete sie, dof, aber gerissen: damals bestand die Heeresorganisation noch aus den sehr schlauen Generalstabsoffizieren und aus viereckigen Kommißknöppen, nicht, wie heute, aus kühlen Großkaufleuten mit Hornbrille und einer Bildung, die von Altpreußen jüdischer Konfession sehr bewundert wird. Der kaiserliche Apparat hatte alle Ambitionen, Spionageverbrechen begehen zu lassen, aber sehr wenig Fähigkeiten. Ging es gut, warfen sich die Herren in die Brust; gings schief, murmelten sie etwas von welscher Tücke und germanischer Treue, die zu derlei Machenschaften eben nicht geeignet sei...

Von diesen Abenteuern erzählt ein Buch, das es an Spannung mit Vater Wallace aufnimmt: H. R. Berndorff „Spionage" (bei Dieck & Co. in Stuttgart erschienen). Das ist ein Ding.

Im Ritterroman, der durch die Literaturen aller Völker und Zeiten geht, haben die Grundgesetze nie gewechselt, die Faktoren sehr oft: der Ritter, der Räuber, der Trapper und der

Indianer, der Detektiv, der Verbrecher — hier sind es die Staaten, die gegeneinander spielen. Was die Lektüre dieser Schachpartien so reizvoll macht, ist wohl hauptsächlich dies, daß hinter dem einzelnen Spieler das nicht immer heiter duftende Parfüm Mystikum des Staates zu wittern ist, und die Fallhöhe dieser Helden ist beträchtlich: Sieg oder Tod, Platz wird nicht gewettet. Dazu hat der Leser die angenehme Empfindung, daß er hinter die Kulissen sieht, vor denen er so oft gesessen, und in denen er — ach! — vier Jahre lang als Statist mitgespielt hat. „Also so war das ..."

Ob es wirklich in allen Punkten so gewesen ist, wie Berndorff uns berichtet, steht dahin. Nach meinen Erfahrungen ist im Kriege viel mehr durch Zufall entdeckt worden als aus Berechnung; der deutsche Kundschafterdienst hatte zu wenig Geld und war viel zu bureaukratisch organisiert, als daß er hätte große Erfolge erzielen können. Da war eine Mischung aus den letzten Reminiszenzen an preußische Überlieferung, aus Rudimenten von Sauberkeit, Konservativismus und Dußligkeit, die diese Abteilung nicht sehr gut vorbereitet in den Krieg gehen ließ. (Später legte sich das, und heute können sie schon ganz schön.) Berndorff gibt:

Die wirklich heitere Geschichte einer durch Schutzleute betriebenen Spionage in Wilhelmshaven, vor dem Kriege. Die Erzählung vom Obersten Redl, die Egon Erwin Kisch in klassischer Darstellung einmalig zu Ende erzählt hat. Mata Hari. Edith Cavell. Einige kleinere Leute. Und als Kern- und Glanzstück: die deutsche Spionin Mademoiselle Docteur, ein Fräulein Annemarie Lesser.

Die Augen dieses Damenporträts sind mit viel dunkelblauer Romantik untermalt; aus der Nähe sehen diese Dinge immer halb so schlimm aus, dreckig, aber halb so schlimm. Erzählt ist die Geschichte mit hinreißender Spannung: wie Annemarie, das junge Ding, einem verkrachten Rittmeister Wynanky auf kleine Spionage-Landpartien folgt und dann auf größere; wie sie ihn rettet; wie er plötzlich stirbt und sie, aus Geldnot, Leere und Abenteuerlust, weiter macht: wie sie im Kriege mehrere Male in Frankreich herumwirtschaftet — an dieser Stelle ein gradezu genialer Trick, mit dem sie sich eines Feindes entledigt und ihn den Franzosen an den Pfosten liefert ... wenn das wahr ist: alle Achtung! Dann Absturz ins Morphium. Die Frau soll heute noch in einem schweizer Sanatorium dahinvegetieren. Eine Abenteurergeschichte von großem Schwung.

Wobei einige kleine Anmerkungen erlaubt seien. „Mon capitaine" heißt nicht „Mein Kapitän" sondern „Herr Kapitän". Das entspricht nicht nur dem Sinn sondern auch der Sprache: dieses „mon" ist kein besitzanzeigendes Fürwort, es ist eine alte Abkürzung von „Monsieur"

Bedenklicher sind politische Fehler, deren Herkunft bei diesem sonst untadligen Buch nicht ganz verständlich ist. Glaubt Berndorff wirklich, daß der deutsche Generalstab mit dem Einmarsch in Belgien erst auf Agentenmeldungen gewartet hat? Der Schlieffensche Plan sieht sie nicht vor. In diesem Buch ist Mademoiselle Docteur die Ursache, daß die Deutschen in Belgien einmarschieren; erst als diese große Spionin ihre Meldungen abgibt, erst da „erhält der General von Emmich die Erlaubnis, belgisches Gebiet zu betreten." Hier irrt Goethe. Man hat auch an andern Stellen den Eindruck, daß der durchaus gutgläubige Autor aus zweiter Hand geschöpft hat. Der Cavell-Film zum Beispiel ist durchaus kein „entsetzliches Machwerk". Ich habe ihn in Paris gesehen und war erstaunt, wie wenig deutschenfresserisch er war. Man könnte ihn ohne weiteres in Berlin vorführen; nur die Nationalsozialisten täten toben. Aber dafür werden sie ja bezahlt.

Doch das sind Sonnenflecken; das Buch ist eine höchst leuchtende Sache und verdient gelesen zu werden — kein Wunder, daß es in viele, viele fremde Sprachen übersetzt ist. Schade nur, daß die Kehrseite aller dieser Abenteuer so wenig gezeigt wird. Das Kleinbürgerliche im Verrat; das Murksige; der Mechanismus ... Diese faule Position der Staaten, die auf ihren Schulen Treue lehren und dann Treulosigkeit bestätigen; der famose Herr Painlevé, der die finstersten Spioninnen zur Ehrenlegion vorschlägt; die deutschen I a-Leute (das waren die Operationsabteilungen, die mit den III b-Leuten im ewigen Streite lagen) ... Mir hat einmal ein I a-Mann geboten, einen Spion über die Donau zu schicken, einen rumänischen Bauern. Ich leitete das in die Wege. Der Mann war auch bereit zu gehen: aber er wollte Petroleum haben und Geld. Das Petroleum bekam er. Das Geld auch ... „Aber", sagte der I a, „lassen Sie sich eine Quittung geben." Und daran scheiterte das Unternehmen. Denn der Bauer war um eine Nasenlänge klüger als der Generalstabsoffizier, und eine Quittung:

Achthundert Lei erhalten
Pimplipescu,
deutscher Spion,

das wollte er denn doch nicht von sich geben. Und er war auch rätselhafterweise nicht davon zu überzeugen, daß doch „etwas in den Akten sein müsse" ... nein, gar nicht.

Das Buch Berndorffs sei für schlaflose Nächte empfohlen. Der Leser wandert trockenen Fußes durch quatschenden Morast und empfindet jenes angenehme Kribbeln, das immer eintritt, wenn wir imaginäre Gefahren erleben; dreizehn Mal Herzklopfen sind garantiert, und wenn man das Buch zuklappt, hat man dreizehn okzidentale Märchen gelesen, so märchenhaft wie das ganze Europa, in dem sie spielen.

Unmögliche Menschen von Wilhelm Michel

Viele von uns Älteren werden diese Geschichte „Unmögliche Menschen", Roman von Béla Balázs (Rütten & Loening, Frankfurt) mit Betroffenheit und lebhafter Bewegung lesen. Sie werden den großen Dichter, das warme, schöne Herz bewundern, die hier sprechen; aber noch mehr den ethisch-historischen Wirklichkeitssinn, der diesen Dichter eine wichtige Fragestellung finden und an ihr erglühen ließ.

Nach dem Kriege haben sich, wie billig, die jungen Jahrgänge zum Worte gemeldet und ihre Lage dargestellt. Balázs spricht für die Älteren und bindet damit das Heute an die sagenhaft gewordene Epoche vor 1914 an. Zwischen beiden liegt ein riesiger Schritt der Geistesgeschichte, eine Veränderung so umstürzender Art, daß Alfred Weber auf der münchner Werkbundtagung sagen konnte, es sei, als wären wir auf einen andern Stern versetzt. Das Ganze dieser Veränderung wird wahrscheinlich niemals umfassend dargestellt werden. Aber Einzelzüge aus ihr lassen sich herausgreifen, und Balázs hat einen solchen Einzelzug gefunden im Geschick der Seelenmenschen der Vorkriegszeit, dieser „unmöglichen Menschen", die einer breiteren Öffentlichkeit als die Intellektuellen des ausgehenden Impressionismus, als Bohémiens, als Fanatiker einer ungebundenen Innerlichkeit und freischwebenden Geistigkeit bekannt waren; bürgerlich unbrauchbare, in lauter Protest und Ironie lebende Erscheinungen, vorwitzig mit sich und andern experimentierend, nirgends real behaust, nirgends angegliedert, außer etwa im Bereich einer völlig vom Leben gelösten Kunst.

Worin lag die geistesgeschichtliche Begründung, worin lag die historische Möglichkeit dieser Unmöglichen? Sie lag darin, daß zu dieser Zeit der „Geist" überhaupt in Protesthaltung gegen die Wirklichkeit stand. Diese unmöglichen Menschen stellten sehr genau eine tatsächlich bestehende Lage dar. „Geist" war damals in erster Linie Einwand, Abwehr, Vorbehalt gegen die Wirklichkeit. Der Bohémien war von außen gesehen eine soziologisch erklärbare Erscheinung: der noch nicht arrivierte Künstler. Aber er war zugleich viel mehr. Er war Vertreter eines von der Zeit gebilligten, werbekräftigen Lebensstils. Er führte das Wort des der Welt entfremdeten Geistes, er stellte den Protest und die Scheu dieses Geistes vor der Wirklichkeit dar; was sich unter anderm darin ausdrückt, daß auch solche, die weder arm noch Künstler waren, den Lebenstil der Bohême zu imitieren suchten (schon Murger bringt dafür ein Beispiel). Der Bohémien samt den verbrüderten Typen des Dandy und des Ästheten lebte den Protest des subjektivistischen Geistes gegen die Realität; jenen Protest, der sich in Schopenhauer, zum Teil auch in Nietzsche, denkerisch aussprach, der als Strindbergs Problematik die Welt beschäftigte, der lebhaft noch bei Wedekind zu spüren ist, der in Otto Weininger System wurde und im Impressionismus eine Kunstgesinnung von extrem individualistischer, genießerischer,

nur auf das Wie und niemals auf das Was gerichteter Art hervorbrachte. Daß der Bohémien den zu jener Zeit fälligen geistigen Vorbehalt gegen die Wirklichkeit darstellte, das war seine Würde, seine geheime Autorisation.

Jener Schritt der Geistesgeschichte aber, der sich inzwischen vollzogen hat, war ein Herausgehen des Geistes aus seiner Weltablehnung, eine neue Zustimmung des Geistes zur Wirklichkeit, und folgerichtig brachte er den innerlichen, den subjektivistischen Seelenmenschen, den freizügigen Bohémien zu Fall. Es gibt wohl noch Ritter und Don Quichotes der Innerlichkeit, es gibt noch arme junge Künstler; aber es gibt nicht mehr die grundsätzliche Protesthaltung als möglichen Lebensstil. Durch die ganze geistige Welt hin weiß man heute: von einer grundsätzlichen Wirklichkeitsablehnung ist für den „Geist" nichts mehr zu hoffen. Nicht nur in Kunst, Dichtung und Theater sondern auch bis weit hinein in Psychologie, Kunstwissenschaft, Theologie und Geschichtsforschung, in die Naturwissenschaft, in die Technik, ins tägliche Leben und in die Politik lassen sich die Spuren dieses großen Übergangs verfolgen.

Es ist das Weittragende und Erschütternde an der Dichtung von Balázs, daß ihre Menschen das leben, was hier als ein geistesgeschichtlicher Übergang umrissen wurde. Die Historie geht ihren Weg; aber am wirklichen Menschen geschehen ihre Peripetieen in biographischem Stoff: mit Schmerzen und Ängsten müssen sie die Schritte der Historie durchleiden und bewirken. Diese Menschen bei Balázs lieben, kämpfen und hassen, und in allem, was sie tun, bricht ihre Problematik aus, der Fluch der Gespensterei, das Schwanken in lauter Ersatz und Als-Ob, die bald beckmesserische, bald prometheïsche Ironie, das Nicht-Haften und Sich-Nichteinsetzen. Das Wilde, das Vermessene und Versucherische tritt hervor, und gerade die Besten unter ihnen schlagen um sich wie Menschen, die wissen, daß sie träumen und zur Wirklichkeit erwachen wollen, koste es sie auch alles Mögliche an Ruhe und Sicherheit. Sie fliehen in den Skandal, in die bittere Not, ins Sterben, nur um dem Maskentreiben der leerlaufenden Geistigkeit zu entrinnen. Als, zum Schluß, die Polizisten an die Tür klopfen, um den Musiker, der sich in die politische Rebellion geflüchtet hat, zu verhaften, da spricht seine Gefährtin den Sinn des ganzen Buches aus in den Worten: „Ich glaube, Johannes, wir haben doch großes Glück gehabt". Sie meint das Glück, daß sie nicht in einem blümeranten sinnlosen Abseits zu verderben brauchten sondern Anschluß fanden an eine Sache, für die es sich lohnt, zu leiden und zu sterben.

Balázs hat freilich über seine „Unmöglichen Menschen" eine etwas andre Theorie. Er deutet sie weniger vom Geist als von der Seele her, und „Seele" ist ihm das Lebendige am Menschen, das überall da ein unerlaubtes Eigendasein beginnt, wo die zugehörige Wirklichkeit zu schwach, zu öde, zu verschoben ist, um den ganzen Menschen in sich zu fassen. „Seele" ist leerlaufendes, unbefriedigtes, unerfülltes Leben. Wo

„Seele" auftritt und ein Sonderleben entfaltet mit seinen charakteristischen Konflikten und Tragödien, da liegt ohne weiteres ein Versagen der zugehörigen Wirklichkeit vor. „Nur von einem hohen Körper sondert sich die Seele ab", läßt Balázs einen seiner Wortführer sagen. Seele wird nur dann frei, wenn die politisch-soziale Zuständlichkeit zu schlecht und brüchig geworden ist, um die ganze Seele zu binden. „Sie konnten und wollten in dieser bürgerlichen Gesellschaft nicht mehr leben", sagt man zu dem Musiker, „aber anstatt gegen sie zu kämpfen, zogen Sie aus ihr fort. Auf die Landstraße. Flüchtige Vagabunden des Geistes sind Sie geworden. Auswanderer. Negative Rebellen". So vernimmt Balázs aus dem, was ich mir als eine Weltscheu des Geistes erkläre, den Ruf zur Revolution; Revolution mit dem Ziel, ein Dasein herzustellen, in dem kein Stück Leben mehr leerzulaufen braucht.

Zu dieser Wendung, zu dieser ganzen Auffassung wäre manches Kritische zu sagen. Aber ich habe jetzt und hier das größere Interesse daran, die Wichtigkeit und Schönheit dieses herzlichen Buches auszurufen. Nur das Eine will ich andeuten: die geheime Leitidee des Buches, der Mensch könne sich jemals völlig mit seiner Wirklichkeit decken, so daß nichts an „Seele" darüber hinausragt, scheint mir nicht zu stimmen. Im Zuständlichen kann eine solche Fülle der Wirklichkeit niemals liegen. Sie ist nur zu erringen durch die Heilung des geistigen Herausgefallenseins aus dem Ganzen. Balázs läßt seine Individualisten ins Volk gehen. Das ist gut. „Nur das Ganze hat Wirklichkeit." Das ist richtig. Er läßt sie reale Ziele Schulter an Schulter mit den Armen und Gequälten anpacken. Das ist gegenüber dem weltlosen Müßiggang im Elfenbeinturm ein großer Fortschritt. Aber zum eigentlichen Ergebnis führt er erst dann, wenn er zur geistigen Umkehr führt, zum Verzicht auf die Hybris des Ichs; wenn er also den religiösen Akt der echten Unterwerfung in sich schließt, der ganz genau jene Menschentat ist, durch die sich unsre eigne Wirklichkeit wie die Wirklichkeit der Welt herstellt. Von dieser Seite der Frage scheint mir das liebende, feurige und gläubige Herz des Buches mehr zu wissen als der Kopf des Autors.

Aber Buch und Autor sind sich einig in dem, was hier entscheidet: in einem unerbittlichen Ernstnehmen der Lebensdinge, in der großen Einsicht, daß Menschendasein nur inhaltlich zu gründen ist, in dem Enthusiasmus für ein Stück Geistesgeschichte, das sehr wesentlich zu den Grundlagen der Gegenwart gehört. Die Frage „Wie ist die moderne Bereitschaft zur Wirklichkeit entstanden?" findet hier eine Antwort, und lasse ich alle die Gestalten, die vor dem Kriege den Protest gelebt haben, bald auf dem Kothurn und in tragischer Draperie, bald in irgend einem grotesken Mummenschanz versteckt, am Auge vorüberziehen, so scheint es mir, als seien ihre Leiden, ihre Verzweiflungen und ihre schrillen Possen erst durch dieses Buch zu ihrem geformelten Ergebnis gekommen. Eine Liebe hat sie aus der Vergangenheit heraufgeholt, eine wache Erkenntnis hat sie in unsre Welt ein-

gefügt und den Sinn ihrer sonderbaren Existenz herübergereicht in eine Zeit, der die Irrtümer der Hinuntergegangenen zu einem dichteren und menschengemäßeren Leben verholfen haben.

Theater-Subventionen von Morus

Ich weiß schon: die deutsche Kultur geht wieder mal unter. Aber bevor wir in das allgemeine Wehgeschrei einstimmen, wollen wir doch einen Augenblick um die Ecke sehen und uns danach erkundigen, wie es anderweitig der Staat mit den Theatern hält. Nehmen wir den Folianten zur Hand, den das Statistische Reichsamt, in Apolline et Musis gewiß eine unverdächtige Instanz, vor einiger Zeit über „Die Staatsausgaben von Großbritannien, Frankreich, Belgien und Italien" zusammengetragen hat.

Wir wollen penibel sein: die Angaben stammen aus den Jahren 1925/26, aber seither hat sich, außer einigen Mussolinesken, wohl nichts Wesentliches geändert. Da finden wir denn an Theatersubventionen: In England: Fehlanzeige; natürlich, die Engländer sind ja in Theaterdingen Banausen. Also weiter. In Belgien schießt der Staat 158 000 Francs, das sind einige 20 000 Goldfrancs, zu, und zwar für das Königliche Theater in Brüssel. Möglich, daß das Brüsseler ‚Monnaie'-Theater, wo man ganz ansehnliche Oper machen soll, aus der Zivilliste des Königs noch etwas dazu bekommt. Weiter. In dem Opernland Italien gibt der Staat für „Theater und dramatische Künste" 129 000 Lire, etwa 30 000 Mark, aus. Doch in Italien ist Stagione-Betrieb, stimmt. Weiter. Aber in Frankreich, das bekanntlich für Kulturpropaganda die Millionen nur so zum Fenster herauswirft? Frankreich gab vor dem Kriege für die Theater anderthalb Millionen Francs aus und jetzt 2,1, das sind 350 000 Mark. Dafür nennen sich in Paris vier Theater „subventionné"; zwei Opernhäuser und zwei Schauspielhäuser. Ich weiß, die Große Pariser Oper gefällt Euch nicht, mir auch nicht. Aber wer sie kennt, wird zugeben: mit noch weniger Geld könnte man es auch da besser machen.

So, und nun kehren wir in unser geliebtes Deutschland heim. Nach der letzten Zusammenstellung, die sich auf die Etats von 1927 stützt — und seither ist es allenthalben noch mehr geworden — gaben die Länder 39,4 Millionen Mark für Theater- und Konzertsubventionen aus; wobei auf Konzerte nur ein minimaler Betrag entfällt. Je kleiner das Land, desto teurer auch hier die Wirtschaft. Denn die kleinen sind am schwersten vom Hoftheaterwahn zu kurieren. Braunschweig macht es nicht unter anderthalb Millionen, Hessen nicht unter eindreiviertel Millionen, Koburg brauchte 450 000 Mark, in Rudolstadt versuchte man sich durch eine Staatslotterie 400 000 Mark zu verschaffen, um den 15 000 Rudolstädtern die Fiktion eines Residenztheaters zu erhalten.

Die fast 40 Millionen Mark, von denen hier die Rede ist, umfassen aber nur die staatlichen Subventionen. Dazu kommen

noch die Aufwendungen der Städte, mit denen man für ganz Deutschland auf 80 bis 90 Millionen Mark jährlichen Theaterzuschuß gelangt. Denn die größern Städte, in denen niemals die Hoftheatersonne erstrahlte und die allein für den nötigen Glanz sorgen mußten, lassen sich nicht lumpen. Köln und Frankfurt geben zweieinhalb Millionen für ihre Stadttheater aus, Düsseldorf, Hannover und Dortmund an die zwei Millionen, Duisburg, Essen, Bochum eineinviertel bis anderthalb Millionen.

Daneben nehmen sich die berliner Staatstheater beinah noch preiswert aus. Im Etatjahr 1928/29, dem letzten, über das eine genaue Abrechnung vorliegt, kosteten die vier berliner Staatstheater; Linden-Oper, Kroll, Schauspielhaus und Schillertheater, zusammen gegen sieben Millionen Mark Zuschuß, fast die Hälfte mehr als veranschlagt war. Aus diesen peinlichen Rechenfehlern will man nun die Konsequenz ziehen und für das kommende Etatjahr gleich einen Zuschuß von 6 120 000 Mark festsetzen. Aber damit ists ja auch in Berlin noch nicht zu Ende. Die Städtische Oper schloß im vorigen Jahr mit einem Defizit von 1,9 Millionen Mark ab, in diesem Etatjahr sollen es nur 1,7 Millionen Mark sein. Aber dafür haben sich die Zuschüsse aus dem Fonds für gemeinnützige Vorstellungen auf mehr als eine halbe Million erhöht, so daß die Stadt mit diesem einen Theater auf annähernd zweieinhalb Millionen Defizit kommen wird und sich neben der Linden-Oper mit 2,4 Millionen und der Kroll-Oper mit 1,8 Millionen nicht zu schämen braucht. Zudem hat die Stadt in den letzten Jahren auch noch der Volksbühne insgesamt 800 000 Mark Kredit gegeben, auf deren Rückzahlung nicht gerechnet wird, die also auch reine Subventionen sind. Schließlich kommen noch etliche Zehntausender hinzu, mit denen die Stadt, vollkommen ungerechtfertigt, die Reinhardt-Bühnen subventioniert, indem sie ihnen die Lustbarkeitssteuer erläßt. Alles in allem erhalten die berliner Theater von Staat und Stadt neun bis zehn Millionen Mark im Jahr. Finden Sie, daß Constanze sich richtig verhält?

Um mit dem Ärgsten zu beginnen: Das Skandalöse der berliner Theatersubventionen ist nicht das Übermaß der drei Opern sondern das Millionendefizit der staatlichen Sprechtheater. In derselben Stadt, in der es einer Reihe privater, mit Steuern belasteter Schauspieldirektoren, mal dem einen, mal dem andern, recht gut geht, weist das Staatliche Schauspielhaus bei einem Ausgabenetat von knapp zwei Millionen Mark ein Defizit von 1,3 Millionen auf. Die Einnahmen decken grade dreißig Prozent der Unkosten. Das schaffen noch nicht einmal die Stadttheater in den dunkelsten Orten des Ruhrbezirks — der Rekord blieb Leopold Jeßner vorbehalten. Man sage nicht, Hartung, Piscator und manchem andern sei es auch nicht besser ergangen. Die privaten Theater, die sich bei tüchtigen Leistungen nicht halten können, laborieren an der Miete. Die Staatstheater aber haben keine Pacht zu zahlen und keine Steuern. Wenn es ihnen nicht gelingt, gibts dafür keine Entschuldigung.

Das Schillertheater hat zwar, wer lacht da, absolut genommen, höhere Einnahmen als das Schauspielhaus. Aber auf die

634 000 Mark, die einkamen, muß der Staat 639 000 Mark zusetzen. Es balanciert, wenn man so sagen darf, auf einem Fuß, fifty, fifty. Und das zur selben Zeit, wo die Volksbühne mit ein paar anständigen Erfolgen grade den Beweis erbringt, daß auch ein Volkstheater ohne jedes Defizit sich halten kann. Dafür haben wir im Schillertheater ausgekochte, mit schlechtem Fett gebratene Rehfische, abgestandene Klassikeraufführungen und Broadway-Romanzen vom Michigan-See genossen. Doch davon wollen wir nichts mehr wissen, und vor allem: dafür wollen wir nicht mehr zahlen, auch nicht einmal 600 000 Mark aus Steuergeldern.

Man erzähle uns nicht, im nächsten Jahr, unter neuer Leitung, werde alles ganz anders werden. Ein öffentlicher Haushaltsplan kann nicht darauf aufgebaut werden, daß am ersten April das Zeitalter der Theatergenies anbricht. Wenn sie sich irgendwo zeigen und allein nicht durchkommen können, soll der Staat ihnen helfen und aus einem Dispositionsfonds die notwendigen Unterstützungen zukommen lassen. Aber für Prämien auf Vorschuß und Nachschuß darf kein Geld mehr da sein. Staatstheater, wie das Schauspielhaus und das Schillertheater, haben keine Existenzberechtigung. Das Schillertheater, das der Staat selbst nur gepachtet hat, mag man der Volksbühne anbieten. Wenn die es nicht nimmt, soll man es anderweitig vergeben, und ebenso das Schauspielhaus, zu niedriger Pacht an Theaterleute, die es verdienen. Damit wird denen mehr geholfen sein als mit städtischen Steuersubventionen à la Reinhardt. Einen andern Weg, aus der Bredouille herauszukommen, gibt es bei den staatlichen Sprechtheatern nicht mehr.

Komplizierter liegt die Sache bei den Opernhäusern. Man wiederhole nicht immerfort den Unsinn, daß es in der Welt keine Oper ohne Millionenzuschüsse gibt. Ich denke gar nicht an die bescheidenen italienischen Opern. Gregors Komische Oper war ein Geschäft. Die pariser Opern kommen mit einem minimalen Defizit aus. Der londoner Covent Garden rentiert sich zu Preisen, die gar nicht viel über denen der Linden-Oper liegen. Gewiß nur in einer kurzen Season. Die wirtschaftliche Aufgabe ist eben auch hier, sich dem wirklichen Bedarf anzupassen. Aber wie stehts damit in Berlin? Die obersten Rechnungsführer können einem nicht einmal sagen, was heute der kleinste Fabrikant von seinem Unternehmen weiß: wie weit die Kapazität seines Betriebes ausgenutzt ist. Sie wissen nicht, wieviel leere Plätze, wieviel Leerlauf, wieviel Überproduktion sie im Durchschnitt haben. Sie kalkulieren nicht nach den Gestehungskosten sondern frei aus dem Handgelenk, wie sie sichs denken, daß es sich der gehobene Mittelstand denkt. Prost Rest an den Steuerzahler.

Unsre Opernhäuser sind alle drei falsch geschnitten, obwohl sie sämtlich erst in den letzten Jahren gebaut oder radikal umgebaut worden sind. Der Linden-Bau hat zwölf Millionen gekostet, der Kroll-Bau über vier Millionen, die Städtische Oper etliche Hunderttausende. Aber bei keinem dieser Bauten stand ein Wirtschafter daneben und hat berechnet, wieviel Plätze man einrichten muß, um später einigermaßen haushalten

zu können. Für ein Luxustheater mit Nabob-Preisen sind sie zu groß, für ein Massentheater mit Volkspreisen sind sie zu klein. Man hat für einen Mittelstand gebaut, den es nicht gibt. Nun sitzt man da und kommt nicht zurande. Berlin hat, als einzige Stadt der Welt, an die siebentausend Opernplätze, für die Staat und Stadt an die sieben Millionen Mark Zuschuß zahlen müssen. Bei dreihundert Spielabenden im Jahre heißt das, daß die Steuerzahler in jeder Vorstellung für jeden Platz drei Mark zuzahlen müssen. Erhöht man die Preise, bleibt das Haus leer; senkt man die Preise, wächst das Defizit ins Unermeßliche. Da gibt es keine andre Lösung als Abbauen.

Aber welches der drei Häuser soll man schließen? Wenn es nur nach dem Auge und dem Ohr ginge, würde man wohl unzweifelhaft den scheußlichen Kasten in Charlottenburg zumachen. Aber die charlottenburger Oper gehört der Stadt, und die Männer, die nach dem letzten Krach dieses Haus neu installiert haben, sind so stolz darauf, als ob es ein Mirakel wäre, mit zweieinhalb Millionen Defizit in Berlin eine zeitweise gute Oper aufrechtzuerhalten. Da man sich an das hohenzollernsche Heiligtum Unter den Linden nicht herantraut, bleibt zum Abbauen nur die Kroll-Oper. Gegen Kroll aber sprechen noch stärkere Töne des Herzens. Bei Kroll geht der Geist des Umsturzes um. Dort dirigiert, mit sichtbarer Fronde gegen die nationalliberale Regie des Generalintendanten Tietjen, Otto Klemperer neue Musik in neuem, straffem Stil. Da werden keine Ecken abgerundet und keine Arpeggien geklampft. Und das Schlimmste — und sicher auch keine ideale Kombination: dieser Terror auf der Bühne und im Orchester spielt sich vor einem Parkett von Volksbühnen-Abonnenten ab, die womöglich ihr sozialdemokratisches Parteibuch in der Tasche tragen. Das ist zuviel des Aufruhrs. Rasch hat sich, unter Zentrumsführung, eine Bürgerfront gebildet, die diesem atonalen Zuschußbetrieb den Garaus machen will. Denn wenn schon Defizit, dann bitte für Lortzing, Lohengrin und Leo Blech.

Wenn, wie gesagt, nicht so gewichtige Argumente vorhanden wären, würde man vielleicht auch im Landtag auf die naheliegende Idee kommen, statt Kroll die Linden-Oper zu schliessen. Denn alle Tage ist nicht Sonntag, und soviel Gold und Glanz in der Woche verdienen wir nicht, selbst wenn der Staat in diesem Falle vier Mark fünfzig pro Platz und Abend zuzahlt. Nachdem die Republik dieser alten Hofdame für zwölf Millionen neue Hüften eingesetzt hat, soll man ihr den Spaß nicht rauben. Aber es genügt doch eigentlich, damit zu protzen, wenn es auf Repräsentation ankommt, wenn Aman Ullah uns besucht oder wir den Anschluß Schobers an Mussolini zu feiern haben. Macht aus der Linden-Oper ein Season- und Gala-Theater, aber galat nicht zu oft. Dann habt Ihr wenigstens zwei bis drei Millionen gespart. Mehr wird aus dem berliner Operntrio wohl nicht zu machen sein.

Die Landtägler, die uns von unserm Opernüberfluß befreien wollen, verfolgen damit freilich noch weiter gesteckte Ziele. Zunächst wollen sie die Gelegenheit benutzen, um der Stadt Berlin, die bei der Steuerverteilung schlechter wegkommt als alle andern Städte, sämtliche berliner Staatstheater aufzuhängen.

Auch darüber ließe sich reden, wenn der Staat einen angemessenen Zuschuß zahlt und so ein umgekehrtes Verhältnis entsteht wie in München, Dresden, Stuttgart, wo die Städte den Ländern einen Zuschuß zu den Staatstheatern geben. Obwohl die berliner Stadtverordnetenversammlung kein sehr reizvolles Stadtparlament ist, wäre es noch immer besser, die Stadt hätte die subventionierten Theater in der Hand, als daß, wie es jetzt der Fall ist, die Zentrumsabgeordneten aus Hinterwalden dem Kultusminister und dem Intendanten vorschreiben, was für Theater sie in Berlin zu machen haben.

Aber die Hinterwäldler aus des Landtags schwarzer Mitten wollen im Grunde auf ganz etwas andres hinaus. Sie wollen mit dem Abbau oder der Abgabe der berliner Staatstheater gar nicht die Staatskasse entlasten, sondern sie wollen mit dem Geld, das in dem roten Berlin gespart wird, Theater im schwarzen Hinterwalden subventionieren. Sie denken nicht daran, zugleich mit den berliner Theatern die noch viel unnützeren Staatstheater im Lande abzubauen. Im Gegenteil, Wiesbaden soll zur Freude aller andern Badeorte vom Staat weiter eindreiviertel Million schlucken, und Kassel, dessen Defizit unter der erfolgreichen Intendanz Legals auch ganz nette Fortschritte gemacht hat, eine runde Million erhalten. Denn Sie dürfen nicht vergessen, dort hat bis 1866 der Kurfürst von Hessen residiert. Da haben die preußischen Steuerzahler halt noch wohlerworbene Pflichten.

Doch auch damit ists noch nicht getan. Es wird Ihnen bei Ihren Reisen nach Hinterwalden gewiß nicht entgangen sein, daß Deutschland heute ein sehr schwer bedrohtes Sprach- und Kulturgebiet ist. Haben Sie noch nichts davon gehört, daß in Breslau der Marschall Pilsudski für die ortsansässigen 68½ Polen eine polnische Nationaloper errichten will? Ich habs auch noch nicht gehört, aber es könnte doch sein. Und in Königsberg sollen die Masuren dasselbe vorhaben. In Bonn steht, wie wir von wohlbezahlter Seite hören, die Eröffnung von drei Comédies Françaises und zugehörigem Café Chantant unmittelbar bevor. Poincaré soll zur Einweihung bereits sein Erscheinen zugesagt haben. Sehen Sie, so gehts zu im deutschen Grenzland. Sie wissen nur nichts davon. Zwar erklären wir, und dies mit Recht, zur selben Zeit, daß das Saargebiet zu neunundneunzig Prozent deutsch und jede Abstimmung daher ein Unfug ist. Aber hundert Kilometer weiter landeinwärts fängt eben die kulturelle Grenznot an. Das ist mal so in der Subventionspolitik.

Gegen diese Theaterspielerei wird es allerdings Zeit, sich zur Wehr zu setzen. Wir dachten bisher, die Einführung des Listenwahlrechts hätte wenigstens das eine Gute gebracht, daß die Abgeordneten von Hinterwalden nicht mehr unbedingt für ihren Wahlkreis eine Kleinbahn herausschlagen müßten. Aber wir haben uns geirrt. An Stelle der Eisenbahn, über die nun der Herr von Siemens verfügt, ist es eine kleine nationalistische Theatersubvention, betreut von guten Hirten. Da sollte man keinen Zweifel lassen: für die Finanzierung solcher Kulturbelange, Ladies and Gentlemen, ist uns selbst das dritte berliner Opernhaus noch zu schade.

Bemerkungen

Der Ausbruch in die Steinzeit

Der Konzertsaal der Hochschule für Musik gehört zu den größten Sälen Berlins. Er faßt 1044 Hörer und war vermutlich bei den meisten wertvollen Veranstaltungen dieses Winters recht leer. Nicht so am 24. Februar. Da belagerten lärmende Massen noch nach Beginn des Vortrags die verschlossenen Türen des ausverkauften Saales, während es drinnen zwar nicht schwarz, aber blond von Menschen war, die Hermann Wirths neuer Lehre von der geistigen Priorität der hellgefärbten Rasse lauschten, blonden Eskimos, die bereits vor elftausend Jahren das ursprüngliche, echte Christentum besessen, das also eine germanische Schöpfung nordamerikanisch-arktischer Völker ist.

Hermann Wirth ist Steinzeitforscher, nachdem er schon vorher vieles andre gewesen ist. Eine solche vielseitige Vergangenheit kann für die Fülle wie für die Schwäche einer Persönlichkeit sprechen. Einheitlich war in dieser Vergangenheit Wirths Talent, Veranstaltungen ohne jede Bedeutung durch Ehrenausschüsse auf ein gesellschaftliches Niveau zu bringen. Das gelang ihm, als er vor zwanzig Jahren Lektor der niederländischen Philologie und Musik in Berlin war. Diese Stelle benutzte er, um aus seiner harmlosen und gewiß echten Überzeugung vom Wert der niederländischen Musik drei Konzerte hervorgehen zu lassen, an denen nichts bemerkenswert war als die Fähigkeit Wirths, für solche Alltäglichkeiten ein Ehrenkomitee von Fürsten, Diplomaten, jüdischen Millionären und Gelehrten zusammenzubringen. Eine besondre Leistung war es, als nach dem zweiten Konzert die Fürstin-Protektorin starb, Wirth sofort das dritte Konzert als Trauerfeier für die Fürstin unter dem Schutz einer neuen Fürstin veranstaltete. Im Krieg trat Wirth, ein Holländer, freiwillig in das deutsche Heer ein und organisierte die flämische Unabhängigkeitsbewegung, deren Folgen das betroffene Volk noch nicht überwunden hat.

Vor Beginn des Vortrags trat ein Redner des Ausschusses der Hermann-Wirth-Gesellschaft vor und teilte mit, was man zu erwarten hätte. Forschungsergebnisse über Spuren menschlicher Existenz und Tätigkeit in der Steinzeit? Weit gefehlt. Hermann Wirth werde uns eine geistige Welt enthüllen, so rein und so groß, daß das deutsche Volk da endlich den moralischen Halt zu seiner „Wiedergeburt" finden könne.

Die deutsche Wiedergeburt aus der Steinzeit beruht auf der Entdeckung Wirths, daß alle historisch bekannten Völker einfach nichts sind gegenüber den „blonden" Völkern, die ursprünglich in den arktischen Gebieten Nordamerikas seßhaft, von dort aus über die „ganze" Erde ihre monotheistische Kultur und ihre Linearschrift verbreitet haben sollen. Diese Kultur ist untergegangen. Im allgemeinen gehen hohe Kulturen unter, wenn neuere, kräftigere Völker auftreten; aber ihre Werte vererben sich auf ihre Nachfolger. Hier liegt aber der Fall so, daß die minderwertigen Nachfolgevölker diese blonde, monotheistische Kultur nicht verstanden haben und die Welt polytheistisch und auch sonst noch verfallen ist. „Zeichen" der alten Kultur leben aber auf der ganzen Welt fort, und die Christusmythe ist eben die Wiedergeburt der Gottessohnidee der — Steinzeitchristen! Soweit den Hörern dabei nicht übel wurde, konnten sie dann an Reproduktionen erkennen, daß die Abbildungen des Steinzeitchristus „ganz deutlich" den Hüftenstich zeigen, den ein römischer Soldat elftausend Jahre später Christus beibringen wird, und die stigmatisierten Hände, die erst im Jahre 1000 nach Christus festgestellt worden sind. Wo immer Wirth ein Kreuzchen in einem Kreis findet, erkennt er

das Steinzeitzeichen des die Arme hebenden oder senkenden Gottessohnes wieder, und wo immer die Menschen aus den nun einmal vorhandenen wenigen Verbindungsmöglichkeiten gekreuzter oder gerundeter Linien ein Zeichen geformt haben, ist dies die Spur des Plagiatverbrechens der Schwarzen an den blonden Eskimos. Unter den gezeigten Bildern befand sich ein longobardischer Christus, über dessen Kreuzquerbalken eine Halbkreislinie geschwungen war. Auch wieder so eine Spur des Symbols des Gottesmenschen der Steinzeit! Grade hier war die Deutungskunst Wirths halbwegs gebildeten Hörern als Humbug kenntlich. Denn diese, über den Kreuzquerbalken geschwungene, angebliche Sonnenlinie, war nichts andres als die unzählige Male abgebildete Schlange des Sündenfalls, die durch den Kreuztod mitgetötet wird.

Der Vortrag Wirths und die fanatische Teilnahme der Öffentlichkeit bestärkte mich aber von Neuem in der Überzeugung, daß der sich völkisch gebärdende Kerntrupp des deutschen Volkes der einzige Teil der europäischen Menschheit ist, der noch immer ungetauft ist. Ungetauft sein heißt: feind sein, widerspenstig sein gegen die von Zion, Athen, Rom ausgehende Kultur, die schließlich mit allen ihren Widersprüchen die europäische Menschheit, so wie sie ist, geformt hat. Ein wiedergeborener griechischer Heide ist „getauft". Aber diese Völkischen, die es im Grunde nicht verwinden können, daß sie alles, was sie sind und haben, von der Mittelmeerkultur empfangen haben; diese Ungetauften, die am liebsten sofort in irgend ein nordisches Vacuum ausbrechen möchten, in der Hoffnung, dort eine Substanz zu finden, die ihrem Wesen entspricht — das sind die wahren Enkel der kulturfeindlichen Germanen des Tacitus, die zu schwach, eine eigne Kultur zu schaffen, doch die einzige, die für sie in Betracht kommt, nicht akzeptieren. Immerhin ist diese neue Lehre noch kompromißhafter als die intransigenter Wotansverehrer. Sie sucht nicht die Wahrheit jenseits der Mittelmeerwelt sondern erklärt die Mittelmeerwelt als Plagiat an ihrer eignen. So wie Wendriner das Paradies nach Mecklenburg verlegt, verlegt Wirth die für den europäischen Kulturkreis von Juden übermittelte ewige monotheistische Idee dem Ursprunge nach nach Nordamerika. Eine Theorie, die sehr gut zu dem angelsächsischen Bemühen paßt, den schwarzen, vielleicht sogar jüdischen Columbus durch die blonden Wikinger zu ersetzen. Haben wir nun diese Ungetauften so weit gebracht, sich zum Monotheismus zu bekennen, so brechen sie uns wieder aus, erklären die höchsten Dokumente des Geistes wie die Upanishaden für eine schwarze Barbarei, unwert des blonden Steinzeitursprungs, von dem nichts vorhanden ist als einige geritzte Zeichen, die man vielleicht als Kreuz in einem Kreis deuten kann.

Nachdem der Untergang des Abendlandes an uns vorübergegangen, Asien aus der Mode gekommen ist, meldet sich ein neues Bedürfnis der Blonden nach einem eignen Mythos, nach einem neuen „Aufgang der Menschheit" — so heißt Wirths Buch. Auch diesem Versuch wird es nicht an Komitees und Mitläufern fehlen. Man kann über ihn schon heute abschließend sagen, was Paul Morand über Spengler gesagt hat: „Weil sie die Schlacht an der Marne verloren haben, glauben die Deutschen, daß die Welt untergeht". Nein, sie geht nicht unter, aber so „auf"gegangen ist sie auch nicht.

Felix Stössinger

Kriegsgegner an die Wand

Auf eine Rundfrage der prager ‚Wahrheit': „Wie würden Sie sich für den Fall des Wiederausbruchs eines Krieges verhalten?" gibt im ‚Deutschen Volkstum' der Herausgeber, Herr Wilhelm Stapel, „Die nationalistische Antwort" Er „zitiert" Äußerun-

gen vier Befragter und fügt an: „Durch dieses Eingeständnis eines verbrecherischen Willens würde ein nationaler Staat gezwungen sein, unmittelbar nach einem Kriegsausbruch den Professor Einstein, den Theodor Lessing, den Kurt Hiller und den Exgeneral Schoenaich an die Wand zu stellen und zu erschießen".

Das Stückchen Prosa des Herrn Stapel enthüllt den Charakter dieser Monatsschrift für „das deutsche Geistesleben". Was sich früher auf dem Kasernenhof austobte, verwaltet jetzt jenen „deutschen Geist", dessen letztes Argument „Erschießen" lautet.

Die Schlichtheit, die einem Einstein nichts andres vorzuwerfen weiß, als: er gehöre „mit der Klugheit seiner Rasse" nicht dem Staate an, von dem er lebe, findet ihren Ausgleich in der Niederträchtigkeit, mit der Einsteins Worte verdreht werden. Sein Bekenntnis zur Kriegsdienstverweigerung und die Kundgebung seiner Absicht, seine Freunde zu derselben Haltung veranlassen zu wollen, muß Stapel den Beweis für das „Eingeständnis eines verbrecherischen Willens" liefern. Er macht darum aus „veranlassen" „verleiten". Eine schöne Stapelei! Kurt Hiller aber läßt er „für Generalstreik, Massenkriegsdienstverweigerung, Heereszersetzung und brachiale Sabotage arbeiten" — für alle diese Dinge zugleich. Ein bißchen viel Arbeit für einen Einzelnen! muß der aufmerksame Leser denken. Was machte Stapel wieder? Seinem Namen Ehre. Und warum? Um den Gegner, der äußerte, er würde es im Falle eines Kriegsausbruchs als seine Sonderaufgabe ansehen, „die Spezialisten des Generalstreiks, die Spezialisten der Massenkriegsdienstverweigerung, die Spezialisten der Heereszersetzung und die der brachialen Sabotage" in eine Front zu bringen, als einen ganz besonders verworfenen Universalverbrecher hinzustellen oder als eine Kreuzung aus Verbrecher und Konfusionsrat. Vor jeder Auseinandersetzung kneifend, glaubt er, Lessing zu widerlegen, wenn er ihn den „Schützling des Kultusministers Becker" nennt; glaubt er, Schoenaich vernichtend getroffen zu haben, wenn er ihn „Exgeneral" betitelt.

Als seiner Weisheit letzten Schluß ruft dieser Künder „deutschen Geisteslebens", geifernd vor Wut: An die Wand stellen und erschießen! Eine Salve statt eines Arguments. Statt sachlicher Auseinandersetzung: Erzeugung jenes Schwefeldunstes, in dem die Liebknecht, Luxemburg, Eisner, Landauer, die Paasche, Erzberger, Gareis, Rathenau zu Volksverrätern verzerrt erschienen. Die völkische Mordbestie gelüstets nach neuem Schlachtvieh.

Die so dürftige wie niedrige Kundgebung aus der finstersten politischen Gegend hat aber auch ihre heitere Seite. Die Unfreiwilligkeit einer Enthüllung. Im Schlußvers seines Mordlieds ließ Herr Stapel zwei Worte sperren: In edler Gemeinschaft stehen sie da, ein unzertrennlich Paar, verbunden für alle Zeiten, das Wort „National" und das Wort „Erschießen"!

Walter Karsch

Die Herren Künstler

Reproduzierende Musiker sind die dümmsten Menschen der Welt.

Die Sängerin, die, einen selbstbestellten Blumenstrauß an den seidenen Busen gepreßt, mit kaltem Schweiß bedeckt in das Künstlerzimmer zurückkeucht, gehört zu den bejammernswertesten Erscheinungen des Daseins, und das Mitleid mit der Kreatur wird nur durch das irre Feuer zerstört, das in diesen Augen funkelt. Sie sehen nur sich. Sie sprechen nur von sich. Sie sind sehr langweilig, viel weniger nötig, als sie glauben, und was die Millionenzuschüsse angeht, die die Städte den sterbenden Opern leisten sollen...

Eitel oder nicht eitel — jeder hat seinen Sparren. Aber wenn einer so töricht ist, daß er seine Eitelkeit auch noch plakatiert,

dann können Sie darauf schwören: das ist ein Musiker.

„Mannheim, September 1929.

Zahlreiche, im Laufe der letzten Jahre lautgewordene Beschwerden prominenter Künstler und Korporationen über die in Mannheim, im Gegensatz zu andern Städten, deprimierend wirkende Zurückhaltung in der Form der Beifallsbezeugungen geben uns Veranlassung, unsre Mitglieder recht herzlich zu bitten, um Verstimmungen vorzubeugen, den Künstlern jeweils den ihrem Range entsprechenden Empfang zu bereiten und am Schlusse eines Konzertes durch Verweilen auf den Plätzen den Dank zu zollen, der dem Ansehen Mannheims als Kunststadt nicht widerspricht.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Der Vorstand."

Des Philharmonischen Vereins zu Mannheim nämlich. Das Edikt ist unvollständig.

Betritt die Liedersängerin Gertrud Werschke-Spontini den Saal, so hat das Publikum in einen Orkan der Verzückung auszubrechen, ein ff. Schauer hat durch den Saal zu gehen, und jüngere Damen sind gehalten, vor innerer Erregung an ihren Taschentüchern zu zerren. Nach jeder Gesangspièce hat die Versammlung das Te Deum, das Credo oder im Bedarfsfalle das Kol Nidre anzustimmen; nach Schluß der Vorstellung dürfen Blumen geworfen werden, Früchte nicht; Zugaben haben erbettelt zu werden, bis der Saaldiener das Licht löscht.

Um Verstimmungen vorzubeugen, sind die Künstler nach Dienstgraden gestaffelt zu begrüßen. Bassisten mit mittlerem, wenn auch riesigem Beifall; Sopranistinnen mit stürmischem Originalbeifall; Altistinnen mit Jubel; Koloratursängerinnen mit nicht-enden-wollendem Applaus und Tenöre mit dem aus Damenkehlen scharf ausgestoßenen Rufe: „Nimm mich hin beziehungsweise her!" Sollte der Kapellmeister, auf den die herzliche Bitte des Vorstands zurückzuführen sein dürfte, Mannheim noch ein Mal mit seinem Stabe beehren, so ist die Stadt zu flaggen und der Wasserturm abzureißen; der Bürgermeister hat dem Kapellmeister die Schlüssel der Stadt sowie Feinbrot und Tafelsalz auf einem samtenen Kissen (kniend) darzubringen, Knieschützer sind gestattet. Das Publikum hat nach dem Konzert durch Verweilen auf den Plätzen bis Morgengrauen dem Künstler seinen Dank zu zollen.

Wackere Mannheimer. Klatscht nicht mehr, als ihr wollt. Nehmt keine Rücksicht auf eine größenwahnsinnig gewordene Schar von Virtuosen, gegen die der alte Possart ein Mauerblümchen gewesen ist. Hats euch gefallen, dann applaudiert. Hat euch jemand wirklich etwas gegeben, dann feiert ihn. Aber bereitet ihm ruhig den Empfang, der nicht seinem sondern euerm Range entspricht: dem von denkenden, vernünftigen Menschen.

Peter Panter

Richard Eichberg zörgiebelt

Wenn Sie in einer unseligen Stunde der Hafer sticht, ins Capitol zu gehen und den Eichbergtonfilm „Haitang" zu sehen, und wenn Sie diesen Film dann finden, wie ich ihn fand, nämlich so, daß sich das Stadttheater Tuntenhausen einer derartigen Handlung und eines solchen Dialoges schämen würde, dann pfeifen Sie um Gottes Willen nicht! Sie lernen sonst, wie ich, die Herren Eichberg und Genossen,

ein in seinen heiligsten Gefühlen verletztes Publikum, einen Polizisten, der die Filmindustrie schützt, und beinah seine königliche Hoheit, den Kronprinzen kennen.

Diese Groteske geschah am Donnerstag, dem 27. Februar, nach Schluß der Siebenuhrvorstellung im Capitol: als Haitang ausgesungen hatte und die übliche Klatscherei begann, da pfiffen wir, mein Freund und ich, um unser Mißfallen ebenso öffentlich zu bekunden wie die Andern ihren Beifall. Das ist lebensgefährlich! Im Nu stürzten einige maßlos ergrimmte Herren in den Saal und begannen sofort mit Faustschlägen ihren Film zu verteidigen. Da sie in der Überzahl waren und auch die zumindest moralische Unterstützung des Publikums genossen, weiß ich jetzt ungefähr, wie Lynchjustiz aussieht. Endlich kam ein Schupo. Und schimpfend gingen wir alle in ein Büro, wo sich mir die Seele des deutschen Films auftat, so daß mir vor Staunen die Spucke wegblieb. Diese Sätze sprachen Herr Eichberg und sein Stab und die Herren vom Capitol: „Sie haben noch Glück gehabt, daß Ihnen nicht sämtliche Zähne ausgeschlagen wurden!" „Schämen Sie sich nicht? Sie haben Deutschland vorm Ausland erniedrigt! Der deutsche Tonfilm ist von Ihnen ruiniert!" „Sicher sind Sie kein Deutscher. Sie sind gar nicht berechtigt, sich hier aufzuhalten!" „Was, Sie haben keinen Ausweis bei sich, und wagen es zu pfeifen?!" „Herr Wachtmeister geben Sie ihm eins mit dem Gummiknüppel. Erst neulich hat Einer gepfiffen, der steckbrieflich gesucht wurde." „Traurig, daß Sie ein Deutscher sind!" „Sie haben Freikarten. Sie sind bezahlt. Das ist System. Bei den besten Filmen wird gepfiffen. Sogar beim Liebeswalzer hat es ein Halunke gewagt!" Und dann kam ein dikker Herr herein: „Wo sind die Burschen? Der Kronprinz war da — ich hab ihn rausgebracht — der hat auch gesagt, mit Latten solle man dreinschlagen!"

Schön, die Herren verteidigen ihr Fabrikat und schimpfen, wenn einem ihr aufgewärmter Chinakohl übel in die Nase steigt. Das Hoffnungslose an der Sache ist nur, daß die Herren nie glauben werden, daß die „besten" Filme, die ausgepfiffen werden, eben schlechte Filme sind; daß Einer pfeift, weil er höchst unzufrieden ist, und nicht, weil er dafür bezahlt wird. Ob ich mich schäme, gepfiffen zu haben? Nein! Beschämend aber finde ich, daß ein Herr Geza von Czissea, der komischerweise tat, als hätte er Deutschland gegründet und ich Deutschland geschändet, glaubt, mit Faustschlägen meine Meinung über einen schlechten Film aufbessern zu können. Es hat mich doch gewundert. Nicht verwundert hat mich dagegen das Benehmen des Wachtmeisters, der die Worte der Filmherren mit Wohlwollen benickte, Herrn Eichbergs Zigarette rauchte und mir auf meine wiederholte Bitte, den Namen des Herrn Czissea festzustellen, antwortete: „Seien Sie ruhig, sonst kriegen Sie eine gelangt!".

Wolfgang Koeppen

Der Kaiser im Krieg und Frieden

In New York läuft zurzeit ein Film mit dem Seligen als Mittelpunkt. Die deutschen Botschafter, die sonst um jeden Film-Quark protestieren, werden diesmal nichts einzuwenden haben. Denn also spricht, wörtlich, der Reklame-Zettel:

„Der außerordentliche deutsche Film, welcher eben von Berlin nach Amerika gekemmen ist, wird zum ersten Male hier, am Samstag, dem 25. Jannar gezeit werden, namlich Film Guild Theatre, 52 W. 8. Straße. Dieser Bild stellt der Kaiser dam im vielen intimen momentem, welche unbekamt sind, und noch nie gezeigt wurden.

Dieser Film stellt dem Kaiser dar durch die ganze Lange und Breite Deutschlands. Von Sanderberg nach Muncher, von der Ost-Fraut nach Flandres, von Berlin nach Hamburg — folgen wir den Kaiser in Humderd under eine Passierung, seines geschafligen Lebens.

Eine der beruhmtesten Scene des Filmes „Der Kaiser im Krieg und Frieden" ist der große moment, wenn der Kaiser seine beruhmte Rede Holt von seinem Berliner Schloß an dem historischon 31. Julis 1914 und im die 50,000 kopfige monge donnert: „Ich anerkenne Keine Parteien, Ich konne bloß Deutsche!"

Eine der glauzendsten Szenon ist die Besichtigung des Toten, Hussar Regimentes mit dem symbol des Todes an deren Helms. Eine andere interessante Szene konnem wir sehen, wem der Kaiser Soldaten und offizere mit Medallen dekoriert.

Jeder Zoll dieses filmes ist garantierte warheit, und photographiert an der stelle. Die Fabrikanten diese Bildes, die Eiko-Gesellschaft, hatte einen speziellen Kontrakt das Zu thun.

Dann kommt der kritische Moment und seine Resignation.

Die Gelegenheit wird uns gegeben ihn bis zum Ende zu beobachten, als Dorfs Bewohner mit seiner zweiter Frau und treuem Dachshunde spazierend zu sehen, seine Nachbaren ansprechend, Baeume niederschmetterend um zu praeservieren seine siebzig Jahre, und wartend, wartend bis er die Stimme des Volkes hoert, die leider doch nicht kommt.

Dieser großartige Film wird vorgefuhrt werden, blos fur eine Woche, im Film Guild Cinema, 52 W. 8. Straße, do andere Stadte mit großen deutschen Bevolkerungen, wie Milwaukee, Chicago, Cincinnati, und Philadelphia, warten ungeduldig auf die Vorfuhrung obesis gewolchigan Bildes."

Youngplan

Es war ein andrer Young, nämlich der englische Dichter Edward Young (1681—1765), der vorausempfindend das Wesen des Youngplanes auf die kürzeste Formel brachte:

„Man wants but little, nor that little long" (Night Thoughts).

Wir werden es alle bald zu spüren bekommen: Der Mensch braucht nur wenig und dieses Wenige nicht lange. Nur 58 Jahre.

Antworten

M. H., Berlin-Charlottenburg. Sie legen für den alten Mynona, der um Remarque einen höchst aufgeregten und hier von Ignaz Wrobel verlachten Tanz aufgeführt hat, ein gutes Wort ein. „Neid, Gewinnsucht oder Ähnliches liegen diesem Mann himmelweit fern. Sein Vater war ein sehr angesehener Arzt. Er hatte viele Empfehlungen für seinen Sohn; doch keine dieser Beziehungen hat Mynona in Anspruch genommen, weil er sich nicht anpassen konnte. Richtig ist, daß das Buch über Remarque unglücklich ist. Sicher ist hier ein schlechter Berater schuld, der diesem ganz weltfremden Mann irgend etwas eingeredet hat." Das muß nicht schwer sein. Denn der Verleger des reinen Toren geht zur Zeit umher und sucht „Material gegen Ignaz Wrobel", woraus Mynona wiederum ein Epos verfertigen könne. Das war fällig. Es ist hübsch, zu sehen, in welchen Anstandsbegriffen der Weltfremde und sein Berater leben. Die Materialsucherei bezieht sich auf eine politische Episode, die neun Jahre zurückliegt und die Wrobel hier neulich selber desavouiert hat. Wann entdecken das die Beiden? Nachdem Mynona eine Entgegnung auf Wrobels Kritik in diesen Blättern hat unterbringen wollen; der Brief, in dem er das erbat, gab einen heitern Vorgeschmack von der Art seiner Polemik, seine Bitte wurde abgelehnt. Und nun, nun erst, entdecken Verleger und Autor, daß „etwas geschehen müsse". Nicht früher. Wäre unsere Kritik an Mynonas Buch gut ausgefallen: kein Wort von Material, nichts gegen Wrobel. Sein Name hätte auf dem nächsten Prospekt des Verlages geprangt. Die Kritiker dieses Verlegermeisters haben es nicht leicht: sie dienen entweder als Anreißer oder als Themen zu neuen Büchern. Geben Sie Ihrem weltfremden Freund einen guten Tip: er soll sich an Ignaz Wrobel wenden; der gibt den Brüdern wenigstens authentisches Material. Der Verleger aber darf sich einen neuen Hut kaufen: Mynona weiß was auf wen.

Rechtsanwalt Dr. Apfel. Sie schreiben: Am Sonntag, dem 9. März 1930, soll die deutsche Landesgruppe der kürzlich gebildeten Internationalen Juristischen Vereinigung in Berlin (Rheingold, Potsdamer Straße) konstituiert werden. Die I.J.V. bedeutet den Anfang einer ganz neuartigen Gruppierung in der internationalen Juristenwelt. Linksstehende Juristen aus zwanzig Staaten haben sich zusammengefunden, um einen volkstümlichen Ausbau des Rechts durch wissenschaftliche Arbeit und praktisches Handeln zu erstreben. In den Vordergrund der Tätigkeit wird das Recht der werktätigen Klasse und der unterdrückten Völker gestellt. In der I.J.V. können sich alle zusammenfinden, die gegen die immer größer werdende Reaktion auf dem Gebiete des Rechts entschlossen Front machen wollen. Die dänische Landesgruppe ist bereits gebildet. In Frankreich hat sich eine Landesgruppe konstituiert mit einem Arbeitsausschuß, dem als Ehrenpräsident der berühmte Professor Doktor Edouard Lambert, Lyon, als Präsident der bekannte sozialdemokratische Rechtsanwalt G. Chadirat angehören. Die deutsche Landeskonferenz stellt in den Mittelpunkt ihrer Diskussion eine Aussprache über die Verteidigung in politischen Prozessen und über das neue Republikschutzgesetz. Als Kandidaten für den engeren Arbeitsausschuß sind bisher aufgestellt worden: Doktor Apfel, Doktor Gumbel, Doktor Johannes Werthauer, Doktor Hilde Benjamin. Informatorische Drucksachen, Statuten und so weiter, Teilnehmer- und Gastkarten können von dem Bureau der Konferenz, Berlin W 8, Friedrichstr. 59, bezogen werden.

W. A. Sie wünschen Hilde Walters Aufsatz: „Die dunkle Loge" (aus Nummer 8) dahin zu ergänzen, daß „Casanova" leider kein Einzelfall ist: „Jedes Lokal dieser Art hat seinen „Sapirstein", und

überall werden die Tischdamen von neun oder zehn Uhr bis morgens um Drei kaserniert. Das würde eventuell noch hingehn, wenn nicht die Organisation dieser Betriebe derart wäre, daß die Mädchen wohl für die Wirte arbeiten, jedoch selbst so gut wie nichts dabei verdienen können. Die Tischdamen stehen im Dienst einer sehr sorgfältig durchdachten Nepp-Organisation. Das beginnt schon beim Getränk, also beim Sekt. Trinkt der Gast eine billigere Marke, so hat die Tischdame zu erklären, daß die ihr nicht schmecke, um ihn dadurch zu veranlassen, eine teurere zu wählen; ist diese bestellt, so muß sie darauf hinwirken, daß die Flasche schnell zu Ende geht, damit weitere Bestellungen folgen. Auch das sind noch kleinere Übel, aber nun kommt das schwerere Geschütz: In allen diesen Vergnügungslokalen ist ein Stab von Tischhausierern, die alle möglichen und unmöglichen Waren zu Phantasiepreisen anbieten: Blumensträuße zu 10 RM., Bonbonnièren zu 20 RM., Teddybären usw. zu 25 bis 35 RM., Parfums zu 40 bis 60 RM. Es gibt aber auch Lokale, in denen sogar Handtaschen und Schmucksachen feilgeboten werden. Nun geht die Instruktion der „Sapirsteine" dahin, daß die Tischdame kaufen muß; Geschäftsführer, Kellner und die Tisch-Hausierer bewachen sie aus der Entfernung mit Argusaugen, und wenn sie die Erwartungen des Betriebes in dieser Beziehung nicht erfüllt, erhält sie, wie es in der Lokalsprache heißt, den ‚Ausweis'."

Europäische Tribüne. Donnerstag, am 6. März, 20 Uhr, im Plenarsaal des Herrenhauses: ‚Geist und Tat'. Es sprechen: Jules Romains-Paris (‚Die Aufgaben der Geistigen in Europa'), Karl Maria Finkelnburg (‚Das internationale Problem im Strafvollzug'), Kurt Hiller (‚Die Rolle des Geistigen in der Politik'), Alfons Goldschmidt (‚Wirtschaft und Dichtung'), Alfred Wolfenstein (‚Das dichterische Werk als soziale Tat'.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das II. Vierteljahr 1930

einzuzahlen, da am 5. April die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich Carl v. Ossietzky, Berlin: Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Von Kapp bis . . . ? von Carl v. Ossietzky

Das ist nun auch wieder zehn Jahre her. Zwar wußte damals jedes Kind, daß katastrophale Ereignisse bevorstanden, nur die hohen republikanischen Amtsstellen blickten versonnen in den deutschen Frühling von 1920. Zwar hatte noch am Tag vorher die ‚Berliner Volkszeitung' unmißverständliche Nachrichten aus den Militärlagern gebracht, aber Herr Ulrich Rauscher, der heute für einen großen Diplomaten gehalten wird, weil er in Warschau die dicksten Schlachzizen untern Tisch trinkt, wollte die Warnung mit einem Verbot des ruhestörenden demokratischen Organs ahnden. Denn Gustav Noske hatte gesagt: Alles in Ordnung! — und Noskes Wort galt. Am Abend saßen Preußen und das Reich noch friedlich in einer Jeßnerpremiere, und als sie aus dem Theater kamen, da wälzte sich schon ein phantastischer grauer Heerwurm von Döberitz nach Berlin. Die Brigade Ehrhardt war da. Die Brigade Ebert rückte ab.

Es ist heute sehr schwer, sich in die Bizarrerie jener Tage zurückzuversetzen. Was die Spitzen der jungen Republik damals geleistet haben, wird uns in den Jubiläumsnummern der Linksblätter bald reichlich und überreichlich in Erinnerung gebracht werden. Nichts wird uns erspart bleiben, nicht die Kaltblütigkeit Eberts, nicht die lächelnde Überlegenheit Eugen Schiffers. Und vielleicht werden auch ein paar Worte vom üppig gedeckten Honoratiorentisch für die Millionen Namenloser abfallen, die in einem imposanten Massenstreik den Anschlag der Rebellen abwehrten und in drei heroischen Tagen die Generale zu zähneknirschender Resignation zwangen. Heute hat sich allerdings schon die freundliche Lesart eingebürgert, daß die überlegene Suada des Nationalliberalen Schiffer viel mehr bewirkt habe als Streik, Demonstrationen oder gar der bewaffnete Widerstand im Ruhrrevier. Kaum waren denn auch die weißen Generale abgezogen, so wurde auch schon der rote Teufel an die Wand gemalt. Die inzwischen wieder in Berlin eingetroffene Republik dankte ihren Verteidigern, indem sie zur Pazifizierung des Landes Truppen losließ, die eben noch als eidbrüchig und rebellisch betrachtet worden waren. In Westfalen durfte Watter Massakers veranstalten, überall fanden Razzien auf Republikaner statt, in einem berliner Außenbezirk wurde ein leidenschaftlicher Sozialist wie Alexander Futran als „Spartakist" erschossen. Gebrochen wurden alle von der wiedergekehrten Regierung gemachten Ver-

sprechen, gebrochen wurde das mit den Gewerkschaften in Bielefeld geschlossene Abkommen. Zwar mußte Noske endlich abgeschoben werden, doch dafür kam Otto Geßler. Generalissimus wurde Herr von Seeckt, der sich in den Tagen der Gefahr in kühler Neutralität gehalten hatte, nicht General Reinhardt, der einzige hohe Kommandeur, der sich bereit erklärt hatte, die Meuterer mit dem Degen in der Faust am Brandenburger Tor zu empfangen.

Niemals ist gutgemacht worden, was im März 1920 verfehlt worden ist. Nur einmal noch — und zwar nach der Ermordung Walther Rathenaus — gab es eine ähnliche Chance. Nur im März 1920 und im Juni 1922 sah der Deutsche die Republik so, wie sie der Franzose immer gesehen hat: nämlich kämpferisch, als Tochter der Freiheit, mit der phrygischen Mütze, nicht mit der von den alten Jungfern der weimarer Nationalversammlung gehäkelten Schlafhaube. So wie sie Eugène Delacroix gesehen hat: auf der Barrikade die Fahne schwingend, inmitten von pulvergeschwärzten Männern. Damals hätte die deutsche Republik einen Inhalt bekommen können, eine Idee, an der sich Gemeinschaftsgeist entzünden kann. Das ist endgültig vorbei.

Vor zehn Jahren stand jedes antirepublikanische Unternehmen noch im Schatten der Dynastie Hohenzollern. Der monarchische Gedanke hat seitdem gründlich abgewirtschaftet, nicht weil die Republik so energisch gewesen ist, sondern weil die Monarchisten überhaupt nicht sehr einladend aussahen und es ihnen immer an einem zugkräftigen Prätendenten gefehlt hat. Vor zehn Jahren waren die maßgebenden Kreise der Wirtschaft noch durchaus monarchistisch gerichtet, doch dann kam ihnen die große Erkenntnis, daß die republikanische Form nichts am Charakter des Klassenstaates zu ändern braucht, daß die Demokratie kein Hindernis bildet, die schon vorhandenen Privilegien der Besitzenden zu vergrößern und zu vervollkommnen. Nicht die Anziehungskraft der Republik hat zugenommen, ihre Gegner sind klüger, sind elastischer geworden. Sie wissen jetzt, daß es lohnender ist, dabei zu sein und mitzutun als draußen zu stehn und Steine durchs Fenster zu werfen.

So ist aus alledem der Begriff der regierenden Mitte entstanden. Im Gegensatz zu Frankreich hat unser Republikanertum niemals Wert darauf gelegt, „links" zu sein. Die französischen Radikalen, die auch eine recht gemischte Gesellschaft sind, erneuern sich trotzdem immer wieder an dem Ge-

danken des Kartells, der Union aller linken Gruppen. Man vergleiche die saubere Schärfe, mit der jetzt Camille Chautemps gegenüber André Tardieu operiert hat, mit der Duckmäuserei der deutschen Demokraten — nein, die zählen nicht mehr — man muß schon die Regierungssozialisten selbst zum Vergleich nehmen, um den Kontrast zwischen funktionierender und ewig mit Panne behafteter Demokratie klarzulegen. Wir wollen Frankreich gar nicht als das demokratische Musterland hinstellen, es gibt da auch genug Rostflecken, aber was sich drüben erhalten und vervollkommnet hat, gibt es hier nicht: das ist die Begabung für die Republik. Das meiste, was im Reichstag und in der Wilhelm-Straße geschieht, ist so geschickt angelegt, daß es nicht einzelnen Personen und Parteien sondern immer dem ganzen System zur Last gelegt werden kann. Niemals ist infolgedessen von der Mißwirtschaft eines Kabinetts, von dem Versagen einer Koalition die Rede, immer geht ein Fehlschlag zu Lasten der Staatsform. Die guten Leute von der Demopresse, die für mildernde Umstände plaidieren und so gern darlegen, wie fleißig im Reichstag in den Kommissionen gearbeitet werde, vergessen das.

Die Gefahr von heute heißt nicht Hugenberg sondern Hermann Müller oder Severing oder Koch-Weser. Die ärgste Bedrohung liegt nicht in den Plänen der Rechtsradikalen sondern in den nicht vorhandenen Plänen der republikanischen Parteiführungen. Vor zehn Jahren zogen brüllende Landsknechtshaufen in Berlin ein und forderten ihren Kaiser wieder, forderten Krieg gegen den Erbfeind, forderten die Häupter der Novemberverbrecher. Solche Taktlosigkeiten überläßt man heute den Nationalsozialisten; ein kleiner Cauchemar für die Regierenden, der den Spesenaufwand schon wert ist, nicht mehr. Heute heißt es praktischer: Abbau der Sozialpolitik, heißt es: Rationalisierung. Die Parolen sind neu geworden, die Leute, die sie ausgeben, sind die Alten, und die Republikaner haben zwar auch noch ihre alten Leute, aber neue Parolen haben sie nicht gefunden. Mindestens seit der Ära Stinnes ist der Kampf immer mehr auf rein wirtschaftliches Terrain gerückt. Aber die Republikaner haben dafür keine Terminologie gefunden, und manchmal scheint es, daß sie noch nicht einmal den veränderten Zustand sehen.

In ein paar Tagen wird vielleicht auch das Geraufe um den Youngplan beendet sein, irgend ein parlamentarischer Schlaumeier wird schon die sozusagen erlösende Formel gefunden haben. Und dann wird im Zeitungsviertel eitel Glück sein. Jubelhymnen werden angestimmt werden: es ist wieder

einmal geschafft! Das ist eben der Grundirrtum der Herren, in einer vorübergehenden Auflockerung des parlamentarischen Knäuels schon so etwas wie eine Lösung zu sehen. Ein Kompromiß ist endlich gelungen, eine Gesetzesvorlage mit Ach und Krach durchgepeitscht — aber was bedeutet das?

Die ganze deutsche Politik von heute ist wie ein schlechter Film auf happy end gestellt. In der Politik gilt aber nicht nur das Ende sondern auch der Weg. Die Art, wie ein guter Ausgang herbeigeführt wird, ist nicht weniger wichtig als dieser selbst. Das hat man von Anfang an nicht beachtet, und was sich in diesen letzten Wochen im Reichstag abgespielt hat, das ist wirklich geeignet, dem parlamentarisch-demokratischen Regime den Rest an Reputation zu nehmen. Die stärksten Kräfte liegen schon lange nicht mehr bei der regierenden Mitte, sie liegen links und rechts davon. Und unabhängig von der kommunistischen und nationalistischen Opposition bildet sich die große, noch gar nicht abschätzbare Front derer, die die Nase voll haben, die nicht mehr mitmachen. Wohin werden diese Massen einmal in einer Stunde der Entscheidung fallen?

Zehn Jahre nach der Niederwerfung der Kapp-Rebellion durch streikende Arbeiter brütet die Regierung über dem Republikschutzgesetz. Das bedeutet die Legalisierung, die Verewigung der Noskemethoden. Wer, Herr Minister Severing, soll eigentlich die Republik verteidigen, wenn nicht die Scharen der Arbeiter, die Objekte dieses Gesetzes werden sollen —? Gewiß, die Geschichte wiederholt sich nicht. Der Marsch von Döberitz ins Herz von Berlin war eine Einmaligkeit. Die Reaktion hat inzwischen die unterirdischen Zugänge kennen gelernt, sie kennt sich, vor allem, in den Schlupfwinkeln und Hintertüren der Verfassung gut aus; sie kann auf die offene Emeute verzichten. Ohne sich für das Privatleben der Herren Minister interessieren zu wollen — manchmal möchte man doch wissen, ob sie gut schlafen, ob sie nicht im Traum von dem Bilde eines unheimlichen Mannes gequält werden, der ruhig und trocken vollendet, was den Lüttwitzen nicht gelang und der der Nachrichter einer verfehlten Epoche deutscher Geschichte werden wird. Im Hintergrund von alledem lauert der Fascismus, und die Kräfte, die ihn abwehren sollten, tun alles, um die Situation für seinen Sieg reif zu machen. Einmal werden sich die braven Republikaner wie der arme Selbstmordkandidat Wedekinds sagen müssen, daß sie in Ägypten gewesen sind und die Pyramiden nicht gesehen haben.

Abrüstung von Arthur Seehof

Es ist erreicht. Nun kann abgerüstet werden. Auf dem Papier und in der offiziellen Praxis. Weg mit den Kanonen, sofern sie legal und sichtbar sind. Her mit den Kanonen, aber illegal und unsichtbar. Die Kellogg-Onkel in Washington wollen sich ein Gesetz machen, für das ein ganzes Haus voll Dementiermaschinen in Gang gebracht werden müßte, sollte es je zur Durchführung kommen. Dieses Gesetz will, wenn das Interesse des Landes (man spricht im Weißen Haus immer von Land und Nation, wenn man die Wallstreet meint) es erfordert, den Präsidenten der USA. ermächtigen, Kriegsmaterial für Heer und Marine geheim zu beschaffen.

Wann werden nun die europäischen Staatsmänner ihren USA.-Genossen folgen? Oder befolgen sie die amerikanische Praxis jetzt schon? Ohne Gesetz? Nach ungeschriebenen Richtlinien? Wir erwarten keine Antwort und wissen, daß wir uns die Antwort selbst beschaffen müssen.

Kriegsächtung, Verbote bestimmter technischer Kriegsmittel — das alles ist nichts neues. Das alles hat es in andern und ähnlichen Formen im Laufe der Geschichte schon gegeben. Und wenn es dann zum Krieg kam, hat keine der kriegführenden Parteien die Verbote eingehalten. Bereits im dreizehnten Jahrhundert untersagte das Lateranische Konzil die Anwendung der Armbrust, im fünfzehnten Jahrhundert wurde die Muskete als Feiglingswaffe erklärt, und im sechszehnten Jahrhundert war man nahe daran, die Artillerie zu „verbieten", im neunzehnten Jahrhundert schließlich verzichtete man auf der Ersten Haager Konferenz feierlichst auf die Anwendung von Explosivkugeln, von Giftgasen und auf die aus der Luft herabzuschleudernden Bomben. Und wenn es dann zum Krieg kam, es geschah stets so, wie der englische Admiral Sir John Fisher damals ausführte: „Als Vertreter Ihrer Britischen Majestät werde ich alle Verbote unterzeichnen, die man unterzeichnet haben will, aber als Führer der englischen Flotte werde ich im Kriegsfalle mit allen sich bietenden Mitteln den Sieg zu erringen suchen. Die Regierungen werden hinterher schon einig werden." So ist es bisher gewesen und so wird es heute und morgen wieder sein. Es sei denn, daß Kriege, infolge vollkommener Umgestaltung der Gesellschaft und ihrer Produktionsbasis, ein für alle mal unmöglich gemacht werden.

Die technischen Wissenschaften erringen einen Erfolg nach dem andern. Und alle diese Erfolge kommen mehr oder weniger dem Kriegshandwerk zugute. Zum Teil ganz legal, zum Teil auf geheimen Wegen. An diesen Tatsachen ändern die Abrüstungskonferenzen und die Abrüstungsbestrebungen einzelner Staatsmänner so gut wie nichts, ja man kann sagen nichts. Bis heute haben alle Abrüstungskonferenzen lediglich einen praktischen Erfolg gehabt, sie haben zuwege gebracht, daß die verschiedenen Staaten ihre Rüstungen mit den Erfordernissen der modernen Technik in Einklang bringen und dieses Tun als Abrüstung ausgeben konnten. Außerdem ist

innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft und des imperialistischen Machtstrebens jede Art von Abrüstung nur eine vorläufige, vorübergehende. Denn das militärische Rüsten besteht heute keineswegs mehr in dem langjährigen Einexerzieren von Soldaten und Matrosen oder in der Aufspeicherung riesiger Mengen von Munition der verschiedenen Arten, die Rüstungs- und Kriegsfähigkeit eines Staates liegt heute mehr denn je bei der Leistungsfähigkeit seiner Industrien. Und es ist — wie schon der Krieg von 1914 bis 1918 gezeigt hat — nicht sonderlich schwierig, die Friedensproduktion der Industrie auf Kriegsproduktion umzustellen.

Der Giftgaskrieg ist „verboten", aber die chemischen Laboratorien in aller Welt erproben immer weiter und weiter die „verbotenen" Giftgase. Daß der englischen Industrie gelungen ist, das Problem vom geräuschlos arbeitenden Motor zu lösen, wird gewiß nicht darum geheim gehalten, um kein Geschäft mit dem neuen Motor zu machen, sondern lediglich darum, um im kommenden Luftkrieg den andern Staaten überlegen zu sein. Doch die andern Staaten halten wieder andre Dinge geheim (Versuche mit infraroten Strahlen zur Durchdringung natürlichen und künstlichen Nebels, neue Zusammensetzungen von Giftgasen etcetera), um im Falle eines Krieges wiederum gewisse Vorteile gegenüber den Andern zu haben.

Und was der eine Staat vom andern nicht weiß oder nur schwer in Erfahrung bringen kann, was die Rüstungsindustrie des einen Staates vor der Rüstungsindustrie des andern Staates voraus hat, das wird durch die legale und illegale Spionage wettzumachen versucht. Durch die Spionage, die wirklich Spionage ist, durch das gar nicht leichte illegale Handwerk der verschiedenen Regierungsagenten und durch die Spionage, die ganz offiziell und anerkannt ist, durch das Arbeiten der Militärattachés. Und was Rüstung, Spionage, Militärattaché-Unwesen etcetera angeht, da hat kein Staat dem andern etwas vorzuwerfen. Alle tun aber sehr entrüstet und empört, wenn sie einmal einen von der Gegenseite bei seiner verflucht nicht einfachen Arbeit ertappen...

Von Zeit zu Zeit wird auch den Presseleuten die Möglichkeit gegeben, den Kriegsbetrieb zu besichtigen, den Kriegsbetrieb, wie er mitten im Frieden geübt wird. Aus irgend einem politischen Grund halten es die Staatsmänner manchmal für angebracht, einiges zu „enthüllen". Und dabei erfährt dann die viel zu vertrauensselige Menschheit Herrlichkeiten wie die, die jetzt eine newyorker Zeitschrift publizieren konnte. Ganz gewiß waren die Dinge, die diese Zeitschrift jetzt veröffentlicht hat, schon anderweitig bekannt geworden. Wozu gibt es Spionage und Militärattachés? Lediglich um das Gesicht zu wahren und um den Ehrlichen zu spielen, wurde nun einiges, den breiten Massen allerdings kaum Bekanntes, mitgeteilt. Was? Das: Die neuesten Küstengeschütze der USA sind so konstruiert, daß sie über die Krümmung der Erde feuern können; sie können ein Geschoß von einer Tonne vierzig Kilometer weit schleudern. Um aber ein Ziel, das vierzig Kilometer vom Geschützrohr entfernt liegt, treffen zu

können, muß das Geschoß einhundertsiebenundzwanzig Meter unter dem Horizont einschlagen. „Das Krähennest eines Kriegsschiffes — so heißt es wörtlich in dem Aufsatz — befindet sich vierzig Meter über der Wasseroberfläche. In einer Entfernung von zweiundzwanzig Kilometern können diese Kriegsschiffe nicht einmal ihre Masten sehen, und doch müssen sie einander in einem Kampf in dieser Entfernung treffen, indem sie über die Schulter der Erde schießen. Das ist auch ein Grund, weshalb Flugzeuge bei der Flotte unentbehrlich sind." Selbstverständlich sind für den modernen Krieg nicht nur Flugzeuge aller Art unentbehrlich, sondern man wird sich dann auch der drahtlosen Telephonie zu bedienen haben und ganz bestimmt sehr geschickt zu bedienen wissen. Die Vierzig-Kilometer-Kanonen können aber nicht nur über „die Schulter der Erde" schießen, sie können auch, wenn es erforderlich wird, fast senkrecht in die Luft feuern. Abrüstung...

Aus dem Kriegsamt der Vereinigten Staaten hat die Zeitschrift dann noch folgendes erfahren können: Das alte Pulver ist seit 1918 durch ein wasserfestes Pulver ersetzt worden; dann verfügt man heute — und gewiß nicht nur in den USA — über Munition mit Geschossen und Zündern, die so empfindlich sind, daß sie — wir zitieren — „beim Zusammenstoß mit dem Stoff eines lenkbaren Luftschiffes explodieren, oder so träge, daß sie erst nach dem Durchdringen eines schweren Schiffpanzers explodieren". Weiter nennt der Generalmajor Williams, der Chef des Artillerie- und Zeug-Departements der USA diese neuen Kriegswaffen: „Pulver, das im Geschütz explodiert, ohne ein Aufblitzen an der Rohrmündung zu zeigen; Bomben von einem Gewicht von ein paar Pfund bis zu zwei Tonnen, die dann explodieren, wenn sie Wasser, Land, Häuser oder Schiffe berühren, ganz, wie es der spezielle Fall erfordert; Gase, die den Menschen zum Niesen, Lachen, Weinen bringen, oder ihn mit Blasen bedecken oder sofort töten; Tanks, die keinerlei Wege brauchen, sondern über Bäume rollen und von denen einige sogar schwimmen können; und schließlich Flugzeuge mit (leider nicht näher bezeichneten) ganz erstaunlichen Möglichkeiten." Auch über die Flugzeugabwehr weiß das Blatt Wichtiges zu melden. Es schreibt: „Ein Mann stellt einen Entfernungsmesser auf ein sich näherndes Flugzeug ein. Solange er das Flugzeug durch seinen Apparat sehen kann, kann eine Batterie von vier Geschützen, die elektrisch auf das Ziel eingestellt werden, in der Minute zweiundsiebzig Explosionsgeschosse in den Bereich des Flugzeugs abfeuern, und zwar so hoch, wie bis jetzt je ein Flugzeug geflogen ist. Nachts wird ein Schallfinder automatisch eine große Lampe ohne Licht auf das Flugzeug richten. Wenn das Licht eingeschaltet wird, treffen die Strahlen unweigerlich auf die Seitenwände des Flugzeuges. Mit Hilfe des Entfernungsmessers kann man dann genau so gut auf das Flugzeug feuern, als wenn es Tag wäre." Vom Tank und von der Tankabwehr wird so berichtet: „Einer der vervollkommneten Tanks mit ihrer großen Geschwindigkeit, Kraft und Ausdauer kann dieselbe Arbeit leisten wie 80 Tanks im Weltkrieg. In den

alten Tanks war das Zielen sehr schwierig, weil die Waffe ebenso schwankte wie der Tank selbst. Die modernen Tankgeschütze hängen auf Federn ... Diese Tanks werden auch Telephonkabel legen können, genau so wie ein Schiff Kabel legt ... Doch die Tanks werden es nicht immer leicht haben, vorwärtszukommen. Es gibt jetzt Flugzeugbomben, die eine Fläche von vielen Quadratkilometern so rasch mit solch tiefen Löchern bedecken können, daß der behendeste Tank nicht in der Lage sein wird, das Terrain zu überqueren. Die kleinste dieser Bomben wiegt nur hundert Pfund, aber ihre Explosion wühlt ungefähr sechzig Tonnen Erde auf und hinterläßt ein Loch von zwei Meter Tiefe und einen Durchmesser von sieben Metern. Eine unsrer Viertausend-Tonnen-Bomben aber kann soviel Erde gen Himmel schleudern, wie fünfundzwanzig Mann mit den modernsten Dampfschaufeln und sieben Lastwagen in vier Tagen nur zu bewältigen vermögen."

Das Blatt führt nun noch das eine und andre Kriegsinstrument an, aber soviel es auch anführt, wir wissen sehr wohl, daß es zumindest ebensoviel verschweigen muß. Doch was es anführt, zeigt zur Genüge, wie intensiv und ehrlich abgerüstet wird.

Die den Frieden predigen, bereiten den Krieg vor. Für den Frieden Worte, für den Krieg Taten: das ist das Gesicht einer mit und auf Abrüstungskonferenzen jonglierenden imperialistischen Welt.

Politik und Moral von Wolf Zucker

In dem jüngst erschienenen Werk von Hermann Kantorowicz „Der Geist der englischen Politik" (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin), auf das Peter Panter hier bereits hingewiesen hat, wird die prinzipielle Frage nach der Möglichkeit und dem Wert des Moralischen in der Politik in einer sehr beachtlichen Weise aufgerollt. Kantorowicz hat zunächst ein konkretes Ziel: die Legende vom „perfiden Albion" zu zerstören. Dieses Wort, das 1793 in Frankreich entstanden ist und bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit zitiert wird, hat seit mindestens fünfzig Jahren die gesamte deutsche Außenpolitik vom Rückversicherungsvertrag bis zum Berliner Vertrag von 1926 auf eine verhängnisvolle Linie gedrängt. Seit fünfzig Jahren hat man aus einem durch Generationen vererbten Mißtrauen heraus jede Chance, die England der deutschen Politik bot, ausgeschlagen und sich dafür Hals über Kopf in eine abenteuerliche und noch stets schädliche östlich orientierte Politik gestürzt. Kantorowiczs Untersuchung über die Lüge von der Einkreisung Deutschlands schlägt den Gottstrafe-England-Politikern die giftigen Waffen ein für alle Mal aus der Hand. Das ist für die Tagespolitik wichtig und ebenso richtig, wie Kantorowiczs Kampf gegen jene linken Kontinentalpolitiker, die ihre versöhnliche Stimmung gegen Frankreich mit den heftigsten Angriffen auf England kompensieren zu müssen glauben.

Doch diese tagespolitische Polemik macht nur das letzte Drittel von Kantorowiczs Werk aus. Die ersten zwei Drittel dagegen, in denen versucht wird, an Hunderten von Einzelbeispielen eine Phänomenologie der englischen Gesinnung zu geben, sind wichtiger und zwingen über die Fragen der Tagespolitik hinaus zur Stellungnahme. Kantorowicz sieht das öffentliche Leben Englands in einer solchen Gloriole und zuweilen sogar mit so viel pro-englischer Voreingenommenheit, daß es fast rührend zu lesen ist. Rührend, weil seine gelegentliche Blindheit gegenüber alledem, was fraglich in England ist, aus einer moralisch anständigen Einseitigkeit stammt, aus einer Idealsetzung, die in deutschen politischen Büchern seit dem Ende der Romantik äußerst selten geworden ist und die in ihrer naiven Geradheit und Unkompliziertheit tatsächlich fast englisch wirkt. Kantorowicz verhimmelt England, er „britelt", wie Peter Panter das sehr schön genannt hat, aber die Gesinnung, von der her er zu seinen verliebten Vorurteilen kommt, ist wichtiger als ein abschließendes Urteil über England. Es ist im Grunde gleichgültig, ob die Ideale von Ritterlichkeit, Sachlichkeit und Humanität, die Kantorowicz als die Grundmotive des englischen öffentlichen Lebens ansieht, wirklich in dem Maße verwirklicht sind, wie er es sagt. Tatsächlich allerdings haben so altmodische Begriffe wie geschäftliche Anständigkeit, Ritterlichkeit gegen die Schwächern, Großzügigkeit und die Möglichkeit, dem Schuldigen zu verzeihen, in England eine für uns Kontinentale fast wunderbare Gültigkeit behalten. Wenn es ein Land gibt, in dem die Gebote des Christentums wenigstens als Forderungen noch gelten, so ist es England. Um ein einziges Beispiel zu nennen (das übrigens Kantorowicz nicht erwähnt), gibt es auf jener grünen Insel, deren Bewohner nach altem kontinentalen Vorurteil stets Kattun meinen, wenn sie Christus sagen, eine Steuermoral wie wirklich nirgendwo anders. Es gibt am Schatzamt ein besondres Konto, auf das Steuerzahler, denen ihre zu niedrige Selbsteinschätzung nachträglich Gewissensbisse machte, anonym Nachtragsbeträge einzahlen können. Und so ist es kein Wunder, wenn sich englische Cityleute gegenseitig mit Entrüstung deutsche Briefbogen zeigen, auf denen vorgedruckt steht, daß jede mündliche Abmachung zur Erlangung der Rechtsgültigkeit einer schriftlichen Bestätigung bedürfe. Solche Institutionen oder vielmehr die Gesinnung, die sie schuf, können Neid erwecken. Und es ist vorwiegend dieser Neid, diese gewisse Scham, bei den eignen Landsleuten englische Anständigkeit nicht als selbstverständlich voraussetzen zu können, was Kantorowicz zum Schreiben seines Buches bewogen haben mag. Und im Grunde ist das Ziel seines Buches auch nichts andres als der Versuch, mit dem christlichen Mittel des Beispiels Propaganda für eine moralische Verbesserung unsres eignen öffentlichen Lebens zu machen. Strenge Marxisten werden über diesen Versuch lächeln, ebenso wie sich die Leute um Bismarck über den naiven Good-will der englischen Politiker amüsiert haben. Kantorowicz hat sich weder durch das fatalistische Achselzucken überzeugungstreuer Marxisten noch durch den über-

legenen Ton der Bismarckianer abschrecken lassen. Er scheint an die Möglichkeit zu glauben, daß es eine Anständigkeit unabhängig vom jeweils herrschenden politischen System geben kann, kurz gesagt, daß es auf den Menschen ankommt und nicht auf die Institution.

Dieser Anschauung, die grundsätzlich in einem Liberalismus wurzelt, wie er heute von keiner Partei mehr vertreten wird, und der doch — zum mindesten in Engand — von allen Parteien vertreten werden kann, ja vertreten werden muß, ist der Kern des Werkes. Wenn es heute Politiker gäbe, die das Gefühl für wirklich zugkräftige Parolen hätten, so würden sie diese Anschauung zum Programm für die nächsten Jahre erheben. In Zeiten der bürgerlichen Restauration gibt es nur eine Freiheit, die auf jeden Fall bewahrt werden könnte: das ist die Freiheit zur individuellen Anständigkeit, sozusagen die „Freiheit eines Christenmenschen". Die moralische Forderung kann sich nie auf Systeme, schwerlich sogar auf einzelne Institutionen richten — das übersieht, wie mir scheint, Kantorowicz ein wenig. Um so gültiger aber ist das moralische Prinzip als Maxime des einzelnen in der Öffentlichkeit handelnden Menschens.

Englands Außenpolitik in Indien, in Irland, in Südafrika war weder moralisch noch unmoralisch sondern war wahrscheinlich notwendig als Konsequenz der jeweiligen Gesellschaftsordnung. Unabhängig davon aber ist die noble Gesinnung dem Gegner gegenüber, unabhängig das ursprüngliche und starke Gefühl für die Tiere und gegen jede Art von Brutalität; unabhängig das starke Gerechtigkeitsgefühl, der Schutz, den das Individuum gegen jede Anmaßung der staatlichen Organe genießt. In all diesen Dingen ist England vorbildlich, weil seine Bewohner die Verwirklichung des verheißenen Paradieses da anfangen, wo jede Verwirklichung hier auf Erden anzufangen hat: bei der Gesinnung des einzelnen Menschen.

Kantorowiczs Buch ist, abgesehen von der Widerlegung der Einkreisungslegende, im strengen Sinne des Wortes kein politisches Buch, aber es ist gradezu ein Schullesebuch für jeden Menschen, der im öffentlichen Leben auch nur die allergeringste Rolle zu spielen Anspruch erhebt. Um jener Beispiele von Ritterlichkeit, Sachlichkeit und Humanität willen sollte man es an jeder Polizeischule, jedem Lehrerseminar, jeder Universität zwangsweise einführen.

Manuilski rüffelt die KPD von Jack Enderzin

Die Gegensätze, die innerhalb der bolschewistischen Partei in Rußland im Jahre 1929 geherrscht haben, sind in Westeuropa nur ganz ungefähr bekannt. Und das ist kein Zufall; da die Klassenkämpfe in Rußland eine Verschärfung erfahren haben, so kann jede zu frühe Bekanntgabe der wirklichen praktischen gesetzgerischen Maßnahmen, um die es geht, leicht eine Stärkung des gemeinsamen Feindes, des Kulaken, wie der Reste der Nep-Bourgeoisie zur Folge haben. Es hat

die Position der „Rechten", vor allem Bucharins, ganz außerordentlich geschädigt, daß sein Programm — unabhängig davon, ob es falsch oder richtig war — objektiv versöhnlicher zu den klassenfeindlichen Elementen stand — und daher von ihnen unterstützt wurde. Man hat seinerzeit in Rußland gesagt, es breche Bucharin den Hals, daß 95 Prozent der Russen hinter ihm stünden, aber nicht 5 Prozent der russischen kommunistischen Partei. Aus dieser Situation ergab sich, daß man Bucharins Programm authentisch bis heute noch nicht kennt — denn er darf es nicht publizieren — daß man aber sogar von seinem Programm, wie es im Kopfe der Gegenseite aussieht, erst heute etwas erfährt, nachdem Bucharin und die ihm nahestehenden Rykow und Tomski sich von ihrem Programm losgesagt haben. Erst Ende Januar wurde in deutscher Sprache ein Auszug aus der Rede Stalins veröffentlicht, die er 1929 auf dem Aprilplenum des Zentralkomitees gehalten hat; und es wurde dabei gleichzeitig betont, daß auch in russischer Sprache diese Rede erst vor kurzem publiziert wurde, also mit fast einjähriger Verspätung. Wenn man einen Beweis dafür haben will, mit welcher Verbitterung die Bolschewisten zur Zeit den Klassenkampf gegen den Kulaken für die Sozialisierung der Landwirtschaft führen, so ist es diese Art der Publizierung, die jede mögliche Unterstützung des Gegners verhindern will. Stalin formulierte dort den Gegensatz der Anschauungen der heute herrschenden Richtung in der Partei zu denen Bucharins; wenn auch natürlich bei seiner Darstellung Bucharins Standpunkt sehr überspitzt formuliert wird, so tritt doch der Gegensatz deutlich hervor. Was ist nach Stalin der Plan der Partei?

1. Wir nehmen die Neuausrüstungen (die Rekonstruktion) der Industrie vor.

2. Wir beginnen ernsthaft die Neuausrüstung (Rekonstruktion) der Landwirtschaft.

3. Dazu muß die Kollektivierungsbewegung und die Schaffung von Sowjetgütern erweitert, müssen die Kontraktion und die Einrichtung von Traktorenstationen als Mittel zur Schaffung des Produktionszusammenschlusses zwischen Industrie und Landwirtschaft massenhaft angewandt werden.

4. Was die Schwierigkeiten in der Getreidebeschaffung im gegenwärtigen Augenblick anbetrifft, so ist es notwendig, die Zulässigkeit vorübergehender außerordentlicher Maßnahmen, die durch die gesellschaftliche Unterstützung der klein- und mittelbäuerlichen Massen verstärkt werden, anzuerkennen als ein Mittel, den Widerstand der Kulaken zu brechen und ihnen in größtmöglichem Maße ihre Getreidevorräte zu nehmen, die benötigt werden, um ohne den Getreideimport auszukommen und die Valuta für die Entwicklung der Industrie zu sichern.

5. Die individuellen Wirtschaften der Klein- und Mittelbauern nehmen gegenwärtig und werden auch in Zukunft die vorherrschende Rolle in der Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen einnehmen. Aber sie allein genügen bereits nicht mehr — die Entwicklung der individuellen Wirtschaften der Klein- und Mittelbauern muß aus diesem Grunde durch die Entwicklung der Kollektivwirtschaften und Sowjetgüter, durch die Massenkontraktion, durch die verstärkte Entwicklung der Traktorenstationen ergänzt werden, um die Verdrängung der kapitalistischen Elemente aus der Landwirtschaft und den stufenweisen Übergang der individuellen Bauernwirtschaften auf die

Bahnen kollektiver Großwirtschaften und kollektiver Arbeit zu erleichtern.

6. Um all das zu erreichen, ist vor allem notwendig, die Entwicklung der Industrie zu fördern, die Metallindustrie, die chemische Industrie, die Maschinenbauindustrie, die Traktorenwerke, die Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen etcetera. Ohne diese Maßnahmen ist Lösung der Getreidefrage und Rekonstruktion der Landwirtschaft unmöglich.

Schlußfolgerung: Der Schlüssel zur Rekonstruktion der Landwirtschaft liegt im schnellen Tempo der Entwicklung unsrer Industrie.

Was ist demgegenüber der Plan Bucharins?

1. „Normalisierung" des Marktes, Zulassung des freien Preisspiels auf dem Markte und Erhöhung der Getreidepreise, ohne Rücksicht darauf, daß das zur Verteuerung der Industriewaren, der Rohstoffe und des Getreides führen könnte.

2. Allseitige Entwicklung der individuellen Bauernwirtschaften bei gewisser Einschränkung des Tempos der Entwicklung der Kollektivwirtschaften und der Sowjetgüter.

3. Die selbsttätige Getreidebeschaffung, die immer und unter allen Umständen sogar die teilweise Anwendung außerordentlicher Maßnahmen gegen die Kulaken ausschließt, sogar dann, wenn diese Maßnahmen von der klein- und mittelbäuerlichen Masse unterstützt werden.

4. Im Falle von Getreidemangel Einfuhr bis zu hundert Millionen Rubel.

5. Wenn die Valuta nicht ausreicht, um die Getreideeinfuhr und die Einfuhr der industriellen Ausrüstung zu decken, so muß die Einfuhr der Ausrüstung eingeschränkt und damit auch das Tempo der Entwicklung unsrer Industrie eingeschränkt werden, im gegengesetzten Falle erhalten wir ein „Auf der Stelle treten", oder gar auch „einen direkten Sturz in den Abgrund" in der Landwirtschaft (Bucharin „Anmerkungen eines Ökonomen").

Schlußfolgerung: Der Schlüssel der Rekonstruktion der Landwirtschaft liegt in der Entwicklung der individuellen Bauernwirtschaft.

Schlagwortartig zugespitzt kann man sagen, nachdem die russische Industrialisierung in außerordentlich schnellem Tempo fortschreitet (im ersten Jahre des Fünfjahresplans wurde der Voranschlag überholt), glaubte Stalin, daß man 1929 soweit ist, schärfstens gegen den Kulaken vorzugehen, gleichzeitig die Sozialisierung der Landwirtschaft einzuleiten; führt also Stalin die Politik durch, die Trotzki für 1927 propagiert hatte. Aber eben in einer Situation, in der sie nach Stalin unmöglich gewesen wäre.

Bucharin dagegen glaubt, daß man auch im Jahre 1929 noch nicht soweit sei, sondern erst 1931 oder 1932, und daß daher der Plan so zum großen Teil mißlingen müsse. Nun hat das erste Jahr des Fünfjahresplans Resultate gezeitigt, die die Erwartungen der Russen selbst übertroffen haben; Bucharin hat Respekt vor den Tatsachen und hat nachgegeben. So ist der innerparteiliche Kampf in Rußland zurzeit nicht mehr so scharf, während gleichzeitig die Klassenkämpfe schärfer werden.

Aber noch immer hat der innerparteiliche Kampf sich nicht auf die russische Partei beschränkt, sondern hat auf die gesamte Komintern übergegriffen, vor allem auf die KPD. Nach der Kaltstellung Bucharins und seiner politischen Freunde ging man in der gesamten Internationale daran, die „Rechten" auszuschließen; dies waren in Deutschland die Begründer des

Spartakusbundes; man schaltete weiterhin diejenigen politisch aus, die gegen den Ausschluß der Rechten waren, die sogenannten „Versöhnler". Man sah sich gezwungen — denn die Entwicklung hatte ihre eignen Konsequenzen —, die politische Aktion in Deutschland selbst zu forcieren, man sprach zwar nicht davon, daß eine akute revolutionäre Situation da sei, sprach aber davon, daß die Arbeiterschaft politische Streiks organisieren müsse, daß sie zur Offensive übergehen müsse. Man sprach weiter von den Sozialdemokraten als Sozialfascisten, deren Rolle die Verteidigung der Bourgeoisie sei. Nun haben wir zwar eine außerordentliche wirtschaftliche Depression in Deutschland, die gesamte Arbeitslosigkeit umfaßt mehr als drei Millionen Menschen, ein Fünftel aller gegen Arbeitslosigkeit Versicherten, aber eine akute revolutionäre Situation ist nicht da; auf der andern Seite wächst innerhalb der Sozialdemokratie die Opposition gegen die Beteiligung an der Koalitionsregierung immer mehr. Es wird nicht mehr lange dauern, bis die Sozialdemokraten aus der Regierung ausscheiden. In Moskau beginnt man dies einzusehen, beginnt man auch zu erkennen, daß man in der Opposition gegen die Gewerkschaften zu weit gegangen ist, daß man sich darauf einstellen muß, stärker als bisher à la longue zu arbeiten. Man beginnt dies einzusehen und hat dabei keine allzu starken Hemmungen zu überwinden, da die eigne Opposition durch die Sprache der realen Tatbestände ziemlich überzeugt worden ist; kann aber natürlich nicht vor demselben Forum, vor dem man die deutsche Opposition vor kurzem verdammt hat, ihr heute wieder recht geben. So ist es kein Zufall, daß scheinbar vor einem andern Forum die Wendung vorgenommen wird, vor dem Exekutiv-Komitee der kommunistischen Jugend-Internationale. Dort hielt Manuilski eine lange Rede, die von der Partei für so wichtig gehalten wurde, daß man sie in der Internationalen Presse-Korrespondenz bogenweise abdruckte. Manuilski ging dort in schärfster Form vor. Es sei keine Selbstkritik da; nichts Ernstes werde getan; die Zahl der Parteimitglieder ginge zurück, aber man ziehe keine Konsequenzen daraus. Wörtlich sagt er:

Wir führen den hartnäckigsten und unerbittlichsten Klassenkrieg in der Welt, der das Bewußtsein des höchsten Verantwortungsgefühls bei jedem „Kommandeur" und „Gemeinen" erfordert; in Wirklichkeit aber herrscht bei uns in bezug auf das Verantwortungsgefühl völlige Sorglosigkeit. Nehmen wir den imperialistischen Krieg, den die Bourgeoisie vorbereitet: wenn irgendein General eine Schlacht verliert — wird er seines Postens enthoben, bei uns aber kann der halbe Bestand der Kommunistischen Partei verloren gehen, und — die Mitglieder des Zentralkomitees bleiben.

Das war ganz allgemein gesagt; aber die deutsche Partei bekommt weiter einen direkten Hieb:

Schließlich noch über einen andern Mangel eurer Tätigkeit, über deren Paradecharakter. Auf dem Papier ist alles gut, überall nichts als Erfolge, bei näherm Zusehen aber sieht die Sache anders aus. Folgendes steht in dem Bericht einer der Organisationen der deutschen KJ: es wurden zwanzig neue Zellen errichtet. Daran ist scheinbar nichts auszusetzen, es kann nur gelobt werden, es stellt sich aber heraus, daß in derselben Zeit achtzehn alte Zellen verloren gingen,

davon aber ist in dem Bericht nicht ein Wort erwähnt. Gegen dieses System, Sand in die Augen zu streuen, gegen dieses System des Selbstbetruges muß man ebenso entschlossen auftreten. Wir brauchen die Wahrheit, die rauhe bolschewistische Wahrheit, und wir müssen dieser Wahrheit in die Augen sehen.

Scheinbar spricht Manuilski von der kommunistischen Jugend-Internationale, aber jedermann weiß, daß es auch von der kommunistischen Partei gilt. Auch hier veröffentlicht man nur den Zuwachs an Mitgliedern. Es werden dagegen keine Daten über den Abgang der Mitglieder veröffentlicht, keine Daten darüber, daß eine ständig starke Fluktuation stattfindet, daß in der heutigen kommunistischen Partei Deutschlands kaum 20 Prozent sind, die bereits vor 1923 Mitglieder waren. Die Partei aber hat noch dasselbe Zentral-Komitee, auch wenn die Mitglieder zurückgehen, sie übt keine Selbstkritik, ja — und das ist entscheidend wichtig, sie geht zwar gegen die Rechten vor, aber nicht gegen die Ultra-Linken. Manuilski sagt:

Nehmt fernerhin den Kampf auf mit den Abweichungen in euren Organisationen. Die KJI hat die rechten Abweichungen stets in vorzüglicher Weise bekämpft, niemand hat das Recht, euch in dieser Beziehung irgendeinen Vorwurf zu machen. Schlimmer aber verhielt sich die Sache bei euch mit den „linken" Abweichungen. Da bestanden bei euch in der Vergangenheit und bestehen auch jetzt noch Mängel, die auf diesem Plenum liquidiert werden müssen.

Die deutsche Partei wird bald verstehen lernen müssen, was das bedeutet. Denn der Kampf gegen die „Ultra-Linke"-Abweichung der deutschen kommunistischen Jugend kann natürlich nicht geführt werden ohne den Kampf gegen die Ultra-Linke-Abweichung in der Partei selbst. Das steht jetzt auf der Tagesordnung. Grade, wenn die kommunistische Partei für eine wirkliche revolutionäre Situation gewappnet sein will, muß sie soviel Realitätssinn besitzen, um die gegenwärtige Situation richtig einzuschätzen, um sich heute auf den Kampf à la longue anzustellen. Dazu ist eine Wendung notwendig; und es ist ein bitteres Zeichen für die politischen Qualitäten in der KPD, daß diese Wendung wieder von Moskau befohlen werden mußte, daß diese Wendung nicht in gemeinsamer Arbeit von den deutschen und russischen Kommunisten erarbeitet wurde.

Bettschnüffler von Ignaz Wrobel

„Es scheint mir ein Erbfehler der Deutschen, ihre Gemeinheiten immer ethisch rechtfertigen zu wollen."
Otto Braun

Grzesinski ist gefallen, weil es Herr Grützner mit der Sittlichkeit hatte. Die SPD hat sich ausnahmsweise einmal zu einem entscheidenden Schritt aufgeschwungen und will den Denunzianten wegen ehrlosen Verhaltens aus ihren Reihen ausstoßen, was hoffentlich geschehen wird. Aber Herr Grützner ist nicht allein. Was ist vorgegangen —?

Der Minister war verheiratet und darf sich beim Zentrum bedanken, daß eine Scheidung, wie sie unter sauber und anständig denkenden Menschen mitunter nötig und nützlich ist, nicht durchzuführen war. Die Katholiken terrorisieren das Land mit einer Auffassung vom Wesen der Ehe, die die ihre

ist und die uns nichts angeht. Die Frau des Ministers verhinderte die Scheidung. Der Minister lebt mit einer Frau, der er nicht angetraut ist. Gezischel. Klatsch. Hämische Blicke. Briefe. Radau. Krach. Sturz.

Es ist eine gute Gelegenheit, einmal auf die maßlose Verlogenheit des deutschen öffentlichen Lebens hinzuweisen. Bei uns verlangen die Leute von ihren politischen Gegnern, die im öffentlichen Leben stehen — und nur von ihren Gegnern — eine Lebensführung aus dem Bilderbuch. Der Politiker hat ein braver Ehemann zu sein, er hat ein „vorbildliches Familienleben" zu führen, er hat um keinen Deut anders zu essen, zu trinken, zu lieben und zu arbeiten als ein Buchbinder aus Eberswalde. Weicht er von dieser Linie ab, dann geht es los. Die Sache ist um so verlogener, als der brave Mittelbürger den „großen Herren", bei deren Anblick er in den hinteren Teilen in Erwartung vor einem kommenden Fußtritt einen leichten Kitzel nicht los wird, alles, aber auch alles nachsieht. Man erinnert sich an die widerwärtigen Saufereien in den früheren Offizierskasinos und der jetzigen Studenten, an das, was das deutsche Offizierkorps im Kriege getrieben hat ... der Bürger bleibt still. Wenn aber ein sozialdemokratischer Minister eine Portion Schlagsahne nachbestellt, dann können sie sich nicht lassen.

Es ist mir ein Herzensbedürfnis, zu einem Sozialdemokraten zu stehen, dessen Politik wir hier, besonders in der letzten Zeit, nicht gutgeheißen haben. Herr Grzesinski ist zwar um tausend Teile besser als viele seiner Parteigenossen ... aber auf dem Kerbholz hat er neben Zörgiebeln noch genug. Daß er in einer Koalitionsregierung gesessen hat, ist uns bekannt; daß er seinen Herrn Klausener derart hat wirtschaften lassen, ist unentschuldbar. Auch ihm es nicht gelungen, die Militarisierung der Schutzpolizei zu verhindern, die heute nach Ausbildung und Organisation ein zweites Heer ist. Gehts gegen die Arbeiter, ist diese Polizei eine scharfe Waffe; ginge es eines Tages gegen die Nazis, so sind viele Mannschaften durchaus zuverlässig und die meisten Offiziere ebenso unzuverlässig. Niemand, der den Betrieb auf den Polizeischulen kennt, wird sich darüber wundern. Das alles geht auf Grzesinskis Konto. Aber sein Sturz ist ein Skandal — der Skandal des muffigsten deutschen Spießertums.

Daß die Bürgerfrau der mittlern Provinzstadt einen tödlichen Haß gegen unverheiratete Frauen hat, die dennoch einen Mann gefunden haben, ist bekannt. Es ist die Verachtung des pensionierten Beamten gegenüber den freien Berufen, Angst um die eigene Position, die klare Erkenntnis, daß die langweilige Versorgung durch eine graue Ehe nicht immer den Verzicht auf ein buntes Leben lohnt. Unterstützt werden solche Frauen von den Pfaffen beider christlicher Religionen, von Naturen, wie Herr Grützner eine ist, und von Sittlichkeitsonkeln aller Richtungen. Und dem gegenüber ist zu sagen:

Warum hat kein bedeutender Politiker den Mut, einmal gegen diesen Muff aufzustehen? Das geht nicht? Das geht schon; es gehört Mut dazu. Warum sagt keiner, wie es wirklich ist?

„Ich habe keine Zeit, mich jeden Abend zu besaufen, weil das meine Gesundheit schädigt und weil ich das nicht mag. Aber alle zwei, drei Monate bin ich bei mir mit Freunden zusammen, und da kann es denn vorkommen, daß ich ein Glas zu viel trinke und einen kleinen sitzen habe. Und ihr —?

„Ich bin verheiratet, und ich bin meiner Frau natürlich nicht treu. Ihr seids auch nicht. Fast niemand von euch, der ein bewegtes Leben führt, ist es. Ich treibe keine übeln Schweinereien, ich halte mir keinen Stall von Maitressen, und ich beschäftige keine Kupplerin. Aber denkt nur: es ist vorgekommen, daß ich auf Reisen oder nach einem Ball mit einer Frau geschlafen habe, die nicht die meine war. Und das geht euch einen Schmarren an. Und wenns euch nicht paßt, dann seht nicht hin. Und kümmert euch um eure eignen Angelegenheiten.

„Ich führe ein Leben, das von Besprechungen, Vorträgen, Aktenbearbeitung, Reden, Versammlungen, Repräsentation bis an den Rand gefüllt ist — ich bin kein Fresser, aber ich verachte keinen guten Happenpappen. Und ihr —?

„Ich bin wie ihr, wie die Mehrzahl von euch — nicht besser, nicht schlechter. Lügt nicht, Pharisäer, lügt nicht."

Warum sagt das keiner —?

Weil das öffentliche Deutschland ein Fibelland ist, ein Land ohne Humor, ein Land für Kinder, für die Dummen, angefüllt mit Unwahrheit bis oben hin. Ein Blick nach Frankreich wird uns darüber belehren, daß es auch anders geht.

Das öffentliche Leben Frankreichs ist keineswegs hehrer als das deutsche. Die französischen Politiker sind korrumpierter, aber wenigstens im weitaus größern Stil als bei uns, wo sie für eine Einladung zum Abendbrot manches, für eine Pelzjacke vieles und für eine geklopfte Schulter alles tun. Wenn die Franzosen Schweinehunde sind, dann haben sie wenigstens etwas davon. Und von Zeit zu Zeit platzt dann eine Bombe, es gibt ein großes Geschrei, die Zeitungen der Gegenseite „enthüllen" ... und wenn es nicht sehr bösartige Finanzskandale sind, die natürlich hauptsächlich den kleinen Politiker treffen, weil der die Zeitungen nicht kaufen kann, wenn es nicht bedeutende Vergehen gegen das Strafgesetz sind — dann fällt der Mann nicht! Und wenn eine ganze Presse aufheult —: er fällt nicht! Bei uns fällt er, denn sie lassen ihn fallen. Und der Denunziant, die saure Ehefrau, der Pfaffe und der sittlich entrüstete Stammtisch — sie haben ihr Ziel erreicht. Und nur darauf kommt es an.

Einmal habe ich hier davon berichtet, was Léon Daudet mit einem französischen Minister getrieben hat. Der ließ sich in einem kleinen Häuschen von kleinen Mädchen prügeln, ein Vergnügen, das schließlich das seine (und nicht nur das seine) ist. Daudet wußte das, wie er durch seine Spezialpolizei so ziemlich von allen Schmutzereien, mit Ausnahme der eignen, unterrichtet wird ... er wußte es, und weil er ein Gemütsmensch ist, so veröffentlichte er das auch. Es war eine beispiellose Sauerei. Viele gute Freunde des Ministers schickten

der Frau Minister die Zeitungsnummer, hübsch rot angestrichen, zu; da fanden sich die Adresse des Hauses und auch sonst allerlei appetitanregende Einzelheiten. Ich hätte in jenen Tagen nicht der Minister sein mögen. Aber der Mann blieb! Er blieb Minister, er blieb Mitglied der Académie Française ... er blieb. Sie haben es nicht geschafft.

Und das ist richtig so.

Denn solange der Mann diese seine Neigung, die ja viel, viel verbreiteter ist, als man glaubt, nicht in sein Amt hineinspielen läßt, was er nie getan hat, solange besteht auch nicht der leiseste Grund, ihn gehen zu heißen. Wie! Nur, weil einer Minister ist, was heute nicht mehr dasselbe bedeutet wie früher, deshalb soll man an ihn sittliche Forderungen stellen, die auch nicht einer der Schreier erfüllt? Denn es kommt doch nicht auf das Ausmaß dessen an, was da geschieht, sondern auf die Gesinnung. Die lautesten Brüller kneifen ihrerseits der Kellnerin ins Bein, und wenn sie es erlaubt, schlafen sie auch einmal mit ihr (aber so, daß Mutter es nicht merkt); sie saufen sich auf den Vereinsfestlichkeiten voll wie die Radehacken; sie nehmen gern eine Einladung an, bei der sie ein Stück vom Tisch fortrücken, damit sie sich nachher wieder heranfressen können ... und dann gehen sie hin und können sich vor sittlicher Entrüstung nicht lassen. „Der Minister! Haben Sie das gehört! Der Minister lebt mit einer Frau, und es ist nicht seine Frau! Hat man je so etwas ...!"

Man hat je so etwas gehört. Die tiefe Lüge, die durch diese Proteste geht, sollte man den Herren ins Gesicht sagen. Die Bekleidung eines öffentlichen Amtes legt dem Beamten gewisse Schranken seiner Lebensführung auf, die wir nur bei einem Alkibiades nicht vermissen, und — ach! — wir haben keinen Alkibiades unter unsern Politikern, wenigstens sieht keiner so aus. Ein Staatssekretär soll sich nicht besoffen in Kaschemmen herumtreiben, nicht mit betrunkenen Frauen die Straßen heruntertoben, nicht den Kaviar schmatzend mit Eßlöffeln fressen ... davon ist nicht die Rede.

Jeder dieser Männer aber hat das volle Recht, so zu leben, wie es jeder seines Standes tut!

Wenn er sich einmal im kleinen Kreise betrinkt, so fällt davon die Welt nicht um; wenn er einmal mit einer fremden Frau schläft, so wünschen wir ihm viel Vergnügen, und wenn er gar mit zweien schläft, so kann man ihm nur gratulieren. Geschlechtsneid ist noch keine Moral.

Die sittlichen Begriffe, die besonders in der deutschen Provinz von ältern Ehefrauen, Pastören und — last and least — von den Richtern aufgestellt werden, sind nicht maßgebend und nicht jene, nach denen sich das Volk richtet. Das Bürgertum mag dergleichen für seine Kaste fordern und für die Zugehörigkeit zum Klub „Harmonie 1898". Ein Minister aber gehört allen. Er hat so zu leben, daß er die Gesetze nicht verletzt, die einzuhalten moralische Pflicht ist; er hat in seiner Lebensführung daran zu denken, daß Deutschland drei Millionen Arbeitslose hat — wenn aber die Welt des Herrn Grützner an ihn herantritt, dann drehe er ihr seine ganze, volle Kehrseite zu und blase ihr etwas.

Die Matineenpest von Stefan Fingal

Nichts würde Betrachtungen über eine äußerst unwichtige Sache rechtfertigen, wenn sich diese Sache nicht selbst ebenso wichtig nähme, wie sie schädlich, lächerlich und kulturdumm ist. Die Matineenseuche wächst sich allmählich zu einem Übel aus, das alle Einrichtungen des Theaters auf den Kopf stellt. Aus den Besuchern eines Theatersaals werden Komparsen, die eine Zuschauerschaft vortäuschen, mit all dem Rhabarber, Rhabarber einer Claque und einer Clique. Spielt man auf der Bühne ein schlechtes Stück, so figurieren die Portier- und Reinemachefrauen der Veranstalter als begeistertes Publikum. Nicht mehr ein Stück sondern eine Zuschauerschaft wird inszeniert. Der Regisseur übt das Stück nicht mehr ein, um davon zu leben, sondern er zahlt womöglich aus seiner Tasche oder der seiner Angehörigen drauf, um von sich reden zu machen; die Künstler spielen Theater nicht, um ihr Brot zu verdienen sondern um in die Zeitung zu kommen. Die Kritik aber, und nur die Kritik, muß arbeiten, genau so als ob es sich um eine legitime Premiere handle, und es ist fast gleichgültig, was sie schreibt, Hauptsache ist, daß sie überhaupt schreibt, und sie tut es, denn sie wird dafür bezahlt.

In den letzten Jahren hat es unter den Hunderten von Matineestücken vielleicht ein halbes Dutzend gegeben, die Theatergeschichte gemacht haben. Arnolt Bronnen wurde eines Mittags entdeckt, die „Revolte im Erziehungsheim" wurde aus einem Matineenerfolg eine Sensation, und kürzlich hat Finkelnburgs „Amnestie" ihre Anwartschaft auf das Abendprogramm erwiesen. Aber — wer hat sich die vielen namenlosen Autoren gemerkt, die nun schon so viele Sonntagvormittage verschandelt und so oft die Nacht zum Tage gemacht haben! Manche von ihnen waren um ihrer Fehler und Irrtümer willen nicht uninteressant, manches schlechte Stück bot Anlaß zur Analyse, zum Aufdecken verworrener Fäden, oder es zeigte sich unter dem Gerümpel einer stümperhaften Technik wenigstens ein kleiner Schimmer von Talent, und es ist schon so, daß man kleine Hoffnungen sympathischer findet als kleine Erfüllungen. Aber diese Sorte von „diskutablen" Stücken war in einer verschwindenden Minorität gegenüber all dem Wust von Dummheit und Unbildung, der allsonntäglich auf unbescholtene Menschen niederging. Die Mehrzahl der Manifestationen einer grauenhaften Verpowerung des guten Geschmacks erfüllte den Kritiker mit einem Haß gegen seinen Beruf. Man fühlte sich beschämt, weil man über eine Emanation der Schamlosigkeit in deutscher Sprache schreiben sollte, und je mehr man diese Sprache liebte, um so tiefer empfand man die Schmach.

Es ist keine erniedrigende Pflicht, über einen Raubmord zu berichten, denn ein Raubmord ist ein Ereignis der Lokalgeschichte und wichtig genug, um mitgeteilt zu werden. In einem Raubmord liegt mehr Tiefe als in dem Stück der Hanna Rademacher, das schwangere Männer auf die Bühne brachte. Eine Kanzlerrede mag langweilig sein, aber ein Kanzler regiert Millionen Menschen, und diese Millionen Menschen haben ein Recht, durch die Zeitung zu erfahren, wie er sie regieren möchte. Theaterkritik war immer mehr als nackte Reportage. Sie sollte dem Leser nicht einfach sagen, was auf der Bühne vor sich ging, sondern sie charakterisierte das Stück, rühmte

seine Vorzüge und tadelte seine Mängel. Was aber soll der Kritiker machen, wenn jede Grenze unterschritten wird? Er muß sich fast mitschuldig fühlen, wenn er in derselben deutschen Sprache, mit dem gleichen Vorrat von Kenntnissen, mit dem gleichen Ernst wie über eine diskutable andre Aufführung über einen solchen Mißbrauch seiner Geduld und seines guten Willens berichten soll. Der Einwand, über schlechte Stücke könne er ja „schlecht" schreiben, er sei doch dazu da, so etwas zu „verreißen" und bekomme doch dafür ein Gehalt, und er habe das Publikum zu unterrichten, denn das sei doch die Aufgabe einer Zeitung, und schließlich genieße er als Kritiker erhöhten gesetzlichen und sozialen Schutz — dieser Einwand ist naheliegend aber nicht überzeugend. Solange eine Sache sich selbst ernst nimmt, mag sie wert sein, betrieben und beachtet zu werden. Eine Sache aber, die um ein paar Zeilen in der Zeitung willen betrieben wird, ist der Beachtung nicht wert. Wenn eine Organisation von Gassenbuben sich die Sonntagszeit damit vertreibt, nicht vorbestrafte Menschen zu verulken, indem sie sie in einen theaterhaft aufgemachten Hinterhalt lockt, so ist das grober Unfug und Freiheitsberaubung, und man ertappt sich unwillkürlich bei einem Sehnsuchtsschrei nach einer Institution, die man sein ganzes Leben lang bekämpft hat.

Denn alles, was im Theater vor sich geht, ist Nebensache geworden. Das Publikum ist kein Publikum, die Darsteller sind kein Ensemble, das Stück ist kein „Werk" — alles wird nur der Kritik vorgemacht. Die Kritik wird dadurch aus einem Mittel zu einem Selbstzweck. Ein Dilettant hat den Ehrgeiz, seinen Namen in der Zeitung zu lesen. Statt seine Socken zu inserieren, schreibt er ein Theaterstück. Bei den hohen Anzeigenpreisen ist das der billigste Weg, Tante Elfriede und Onkel Adolf zu überzeugen, daß man wer ist. Menschen, die von ihren Nächsten geringschätzig behandelt werden, neigen dazu, anzunehmen, daß ihnen ein Unrecht zugefügt wird. Und was kostet schon der Spaß, seinem Bureauchef zu imponieren oder seinen Ordinarius zu ärgern? Ist man ein wenig geschickt, so kostet es keinen Pfennig.

In Berlin gibt es eine recht nette Anzahl von Regisseuren, die von verkrachten Provinztheatern kommen und nun in Berlin ihr Glück versuchen wollen. Keiner von ihnen möchte lieber Sockenhändler als Bernard Shaw spielen. Wenn es nur auf die Regisseure ankäme, würden sie alle nur Bernard Shaw spielen. Es gibt abgelehnte Stücke von Autoren, die bereits einigen Namen besitzen. Aber mit solchen Leuten ist eben schwer zu arbeiten. Die verlangen alles Mögliche und wollen sich die Schauspieler erst ansehen. Dann reden sie einem bei den Proben drein. Das sind ungemütliche Kumpane. Da ist der durchgefallene Primaner oder der Zigarrenagent mit literarischen Ambitionen viel angenehmer, mit dem kann man machen, was man will. Bei ihm ist man auch sicher, daß er vor der Premiere nicht eine Notiz an die Zeitung sendet, in der er die Verantwortung ablehnt. Weiterhin findet sich der Amateur-Dramatiker häufig bereit, aus der eignen Tasche ein paar hundert Mark beizusteuern, und im Schatten eines Durchfalls blüht zuweilen der Lorbeer des Mitleids „für die brave aufopferungsvolle Arbeit, die von der Spielleitung und den darstellenden Künstlern geleistet wurde." Die Theatermiete wird leicht aufgebracht und dank der „Freikarten", die doch nicht so ganz gratis sind, sogar vom Publikum

gedeckt. Der Direktor liefert die Kulissen, die Kostüme bringen sich die Schauspieler selbst mit, und daß man Schauspieler nicht zu bezahlen braucht, ist so selbstverständlich, daß man bei den Verhandlungen darüber gar nicht spricht. Für jede Rolle wird die vier- bis fünffache Besetzung kostenfrei angeboten. Kein Regisseur eines Staatstheaters ist in einer ähnlich glücklichen Lage.

Brief an den Maler Kirchner von Rudolf Arnheim

Sehr geehrter Herr Kirchner!

Wenn ich von den vielen Stimmen, die sich nach der Veröffentlichung meines Aufsatzes „Klee für Kinder" (in Nummer 5) ablehnend und zustimmend erhoben haben, gerade der ihrigen nicht auf Brief- sondern auf Druckpapier ausführlich Antwort gebe, so das eigentlich nur, weil Sie mich geradezu mit Dampfsirenenklängen dazu verlocken. Freilich wird der ordnungsgemäß signierte Kirchner, den Sie in der Märznummer des ‚Kunstblatts' publizieren, von den Experten eines zukünftigen Jahrhunderts als ein stark angezweifeltes, für den Künstler wenig charakteristisches Nebenwerk gering eingeschätzt werden, aber die Gegenwart rechnet nicht mit Ewigkeitsmaßstäben, und so will ich Ihren Aufsatz nicht so gering einschätzen, wie Sie es mit dem meinen tun, sondern nach bestem Wissen und Gewissen Rede stehen. Sie schreiben: „Der Verfasser versucht zwar ganz geschickt, seine absolute Ahnungslosigkeit hinter mit wahrhaft kriegsberliner Großschnauzigkeit vorgebrachten Schlagworten zu verdecken, Gehässigkeit und kleinlicher Neid gegenüber dem erfolgreichen Maler kommen aber doch zu klar zum Durchbruch, als daß es nötig wäre, die übrigens längst gewohnten Anwürfe gegen die Werke Klees im einzelnen zurückzuweisen." Und Ihr Schlußsatz lautet: „Es ist nur bedauerlich, daß gerade dieser Artikel des Herrn Arnheim gar so primitiv unwissend ist und getragen wird von einer persönlichen Gehässigkeit gegen Klee, was eine rein sachliche Besprechung sehr erschwert." Über die Großschnauzigkeit ließe sich diskutieren, wenn nicht Sie Ihrerseits — wie schon aus diesen zwei Zitaten recht deutlich ersichtlich — vergessen hätten, den Pinsel säuberlich auszuwaschen, bevor Sie an dieses Ihr Werk gingen. Sie haben ein bißchen sehr alla prima gearbeitet, ja manches ist geradezu mit dem Spachtel hingehauen. Wir müssen uns also die Auseinandersetzung über die Form meines Aufsatzes schenken und uns dabei beruhigen, daß wir zwei, wenn Sie meinen Stil zutreffend charakterisieren, offenbar eine recht ähnliche Sprache sprechen und uns also gut verstehen werden.

Bedauerlicherweise sind heute unsre publizistischen Sitten derart verrottet, daß in einem Kampf um geistige Dinge jedermann ungestraft unfaire Schläge austeilen darf, die bei einem Boxkampf unweigerlich Disqualifikation durch den Schiedsrichter und Pfiffe von der Galerie nach sich ziehen würden. Solcher Nierenschläge bedienen Sie sich, wenn Sie jemandem, der sich mit der künstlerischen Persönlichkeit Paul Klees

scharf ablehnend auseinandersetzt, ohne weiteren Anlaß persönliche Gehässigkeit und kleinlichen Neid vorwerfen. Der Leser muß meinen, Sie hätten in Erfahrung gebracht, daß ich um pekuniären Gewinstes willen einen kleinen Börsensturz in Kleeaktien hervorzurufen beabsichtigt hätte oder daß mir Paul Klee ein Mädchen abgejagt habe. Persönlicher Neid? Leute aus so verschiedenen Branchen pflegen keine Konkurrenzgefühle gegeneinander zu hegen, und was herauskommt, wenn der Maler dem Schriftsteller ins Gehege tritt, dafür liefern Sie uns soeben ein ebenso sprechendes wie unmalerisches Beispiel. Und daß mir Berühmtheit an sich schon ein Dorn im Auge sei, dafür werden Sie bei mir, den die Redaktion des ‚Kunstblatts' in einer Vorbemerkung zu Ihrem Aufsatz freundlich einen „unvoreingenommenen Filmkritiker" nennt, bisher kaum Anhaltspunkte gefunden haben. Und ich will Ihnen noch in diesem Brief ein Gegenbeispiel liefern.

Aus den Äußerungen der Kinder, die Herr Lehrer Geist mitgeschrieben und im ‚Kunstblatt' veröffentlicht hat, hatte ich zu beweisen versucht, daß ihnen eine elementare, als Voraussetzung für jedes Kunstverständnis notwendige Vorstellung fehle. Kinder nämlich nehmen, wie Sie aus Ihrer eignen Erinnerung wissen werden, jede bildliche Darstellung für das getreue Abbild einer Realität, weil sie von dem Formungsprozeß nichts ahnen, der erst künstlerische Arbeit bedeutet, weil sie nicht wissen, daß im darstellenden Kunstwerk die Abweichungen von der Wirklichkeit als schöpferische Formungen eben dieser Wirklichkeit gemeint sind und nicht etwa als Versuche des Künstlers, selbst einmal den weltschaffenden lieben Gott zu spielen und einen Anhang zur Schöpfungsgeschichte zu verfassen. Diese Auffassung nennen Sie falsch: „Noch jeder Künstler vom Urmenschen an hat in seiner Kunst eine neue Wirklichkeit geschaffen, sonst wäre sie ja gar nicht die freie Kunst, die dem hingegebenen Betrachter wieder diese ersehnte Befreiung aus dem Alltag gäbe ..." Abgesehen davon, daß ich glaube, daß der Tempel der Kunst zwar als Erfrischungsraum benutzt werden kann, nicht aber zu diesem Zweck gebaut ist — die entsetzliche Verschwommenheit in der aesthetischen Begriffsbildung, die hier Sie dazu bringt, zwei ganz verschiedene Bedeutungen des Wortes Wirklichkeit einander gleichzusetzen, führt grade dahin, daß man heute glaubt, Paul Klee habe eine neue Wirklichkeit geschaffen, weil es solche Tiermännerchen und Märchenmaschinen, wie er sie darstellt, vermutlich nirgendwo im Weltall gibt. Da Sie an andrer Stelle Ihres Aufsatzes Max Liebermann zitieren, dessen fünfzigjährige Kulturarbeit in der Sezession leider solche Versager wie den meinen nicht unmöglich gemacht habe, bitte ich Sie, einmal in die „Gesammelten Schriften" dieses Malers (erschienen bei Bruno Cassirer) — die zum Lehrreichsten gehören, was in den letzten Jahrzehnten über Kunst geschrieben worden ist — hineinzuschauen. Sie werden da finden, daß er einmal aus einem Brief Goethes an Schiller die Worte anführt: „Die Kunst muß immer im Bereiche der Erscheinungen bleiben", und hinzusetzt: „... und einen Goethe wird auch der krasseste Futu-

ristenhäuptling nicht als Materialisten verdächtigen können." Finden Sie, daß Klee sich im Bereiche der Erscheinungen hält, und glauben Sie nicht, daß Liebermann, der in seinem Aufsatz über die Phantasie in der Malerei den Naturalisten Frans Hals den phantasievollsten Maler nennt, der je gelebt habe, beim Anblick der Pseudophantasien Ihres Mandanten etwas Unpassendes in berliner Mundart vor sich hinmurmeln und ihnen eilends den Rücken kehren wird? Und dies nicht, weil er ein alter Mann ist, der in einem andern Lager gewirkt hat, sondern weil er von jener „ungeheuren Verwirrung der Kunstbegriffe" verschont geblieben ist, die ich mit Ihnen beklage.

Sehen Sie sich — die berliner Galerie Thannhauser gibt augenblicklich dazu eine ausgezeichnete Gelegenheit — die Bilder eines Malers an, der als Repräsentant heutiger Malerei gelten darf und den ich, was Sie nun doch wundern muß, loben möchte, obwohl er berühmter ist als Paul Klee: die Bilder von Henri Matisse. Ist es nicht erstaunlich, wie spurlos an der Arbeit dieses Mannes, über dessen Qualität ja wohl bei allen Parteien Einigkeit herrscht, alle Ismen der letzten Jahre, vom Expressionismus bis zur Neuen Sachlichkeit, vorbeigerauscht sind, alle diese Saisondessins, die von berufsfreudigen Kunstkritikern als eben so viele „Kunststile" bezeichnet werden, weil man ja immer gern bereit ist, die Jahre, in denen man lebt, für Jahrhunderte zu halten! Cézanne, van Gogh, Munch, Corinth, Matisse, Kokoschka — man braucht ja nur die paar bedeutenden Namen der letzten Generationen aufzuzählen, um zu zeigen, welcher Linie die Entwicklung folgt, eine Linie übrigens, der sich die Bilder eines Ernst Ludwig Kirchner doch wohl zwangloser eingliedern als die eines Paul Klee.

Es wird für eine kommende Kunstwissenschaft außerordentlich fesselnd sein, zu beobachten, wie die rein intellektuelle Emanzipation von dem jahrtausendealten Dogma, daß die Kunst die Natur zu kopieren habe, am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zu einem dionysischen Taumel geführt hat, der die Künstler verlockte, nun einmal innerhalb von ein paar Jahren alles an Möglichkeiten auszuprobieren, was es denn jenseits der Fronarbeit im Dienste der Natur gäbe. Die halsbrecherischen Schwankungen in einem einzigen Lebenswerk, wie etwa in dem von Picasso, erklären sich wahrscheinlich so. Die wilde Expedition ist vorüber, der Reiz ist fort, und es zeigt sich, daß unterdessen die paar Männer, deren Name bleiben wird, unberührt von dem Rausch der Gehirne, die alte Arbeit fortgesetzt haben, über der ihre Vorgänger gestorben sind. Solange es eine Malerei gibt, hat niemals ein großer Maler die Natur kopiert, aber so ziemlich jeder hat behauptet, er tue es. Lionardo da Vincis Bilder sind in ihrer strengen, schematisch komponierten Form sehr unnaturalistisch, aber in sein Notizbuch hat dieser Maler geschrieben: „Die Malerei ist am lobenswertesten, welche am meisten Übereinstimmung mit dem nachgeahmten Gegenstande hat." Und: „Wer die Malerei schmäht, der schmäht die Natur; denn dieser Werke stellen des Malers Werke vor." Und wenn man Henri

Matisse fragt, so wird er mindestens — denn unsre Zeitgenossen sind in der psychologischen Analyse geschulter als Lionardo — sagen, daß er mit den Ausdrucksmitteln seiner Kunst einen bestimmten Natur-Eindruck aufs Genaueste zu realisieren trachte.

Henri Matisse schafft keine neue Wirklichkeit, wiewohl Kinder glauben würden, dieser Maler habe irgendwo einmal Frauen mit Klumpfüßen und Jungen mit grünen Augenbrauen gesehen oder sich doch ausgedacht, daß es so etwas geben könne. Aus unsrer Zeit nimmt er sich die Unbekümmertheit im Schalten mit Farben und Formen, und die Photographie hat ihm den Blick für gewisse gewagte Perspektiven geöffnet. Er malt mit kräftiger Palette, füllt breite Flächen mit ungemischten, leuchtenden Tönen, aber die Bilder wirken — wenn sie zu den gelungenen gehören — deshalb nie „bunt", koloriert, sondern der Naturgegenstand ist sozusagen auf ein andres Niveau transponiert, wo die durchgehende Lebhaftigkeit aller Farben sich eben dadurch wieder ausgleicht und so niemals der Eindruck des Schreienden entsteht. Es ist sehr wunderbar zu sehen, wie robusteste Knalligkeit, wenn sie von malerischem Gefühl getragen wird, die matten Farben der Wirklichkeit aufs Beste vertritt: die Töne müssen nur eben alle derselben Tonleiter entstammen. Erstaunlich auch, wie einem, sobald es sich um einen guten Maler handelt, das Farb- und Form-Thema eines Bildes auf Anhieb ins Auge fällt, daß man also nicht so sehr den dargestellten Gegenstand sondern sogleich die Gruppierung der Hauptfarben, die Gesetzlichkeit der Formenverteilung auffaßt. Dies kalte Zitronengelb hebt den weinroten Hintergrund ins Warme, und die Rückenlinie dieser Frau biegt sich als Gleichgewicht den Konturen dieses Diwans entgegen — es ist alles mit einer so penetranten Reinheit realisiert, daß einem kaum entgehen kann, worauf es eigentlich dem Maler angekommen ist. Man muß sich ansehen, mit welcher bestürzenden Phantasie er aus alten Dingen Neuigkeiten zieht, wie er das matte Blaßrosa eines Akts erzielt, indem er einen knallroten Fußbodenstreifen dazu gibt, oder die mattbläulichen Töne eines Gipstorsos durch das kräftige Marineblau einer danebenstehenden Vase, wie er eine herabgelassene Jalousie zu einem Wunder aus ockergelben und braunen Strichen macht, wie er die Glieder eines Menschenkörpers zu neuen harmonischen Posen ordnet, einer Frau den Arm über den Kopf legt, so daß von diesem Arm her eine schwungvolle Kreisrundung über den Rücken und die Biegung des Oberschenkels den ganzen Leib wie ein Rahmen einfaßt und wie diese Rundung wieder umgrenzt ist von den eckigen Kanten des Sessels und diese ihrerseits gestützt sind durch die Vertikalen der Wände — denkt man bei diesem aus der Banalität geschöpften Reichtum an die „Erfindungen" Paul Klees, bei dieser Beherrschung der Raumaufteilung an Klees fahrige Musterchen, so muß man staunen, wie wenig Macht gute Beispiele haben und was auf dieser Welt alles nebeneinander ernstgenommen werden kann. Gewiß, auch von Matisse finden sich schlechte und unvollkommene Bilder, aber immer spürt man die Regel,

von der er abgewichen, bemerkt die Willkür, mit der ein bestimmter Ton die feste Melodie des Übrigen zerstört oder mit der eine Naturform in ein Ornament umgebogen ist. Noch vor dem mißlungenen Bild ahnt man, was daraus hätte werden sollen und können, und die Fehler zeigen an, daß eine richtige Lösung möglich gewesen wäre — wie himmelweit entfernt ist dies ernste, zielbewußte Handwerk von dem hilflosen Chaos, den intellektuellen Spielereien maltriebschwacher Zivilisationsmenschen.

Was aber unsre Diskussion anlangt, sehr geehrter Herr Kirchner, so scheint mir, selbst wenn wir beide unrecht hätten, selbst wenn dieser Kampf ohne Hand und Fuß ausgefochten würde und obwohl jeder von uns über die Umgangsformen des andern die Nase rümpft, die schon fast altmodisch anmutende Erbitterung, mit der wir uns die Meinung sagen, eine erholende Beschäftigung zu sein gegenüber der entsetzlichen Indolenz, mit der außerhalb der Malerateliers, im Publikum und in der Presse, die Lebensarbeit Ihrer Berufskollegen hingenommen wird. Die Kunsthändler zwar wimmeln geschäftig durcheinander wie die Ameisen auf einer toten Waldmaus, aber da handelt es sich nun wieder nicht um Kunst. Ich glaube, wenn ein wenig von dem schönen Feuer, mit dem die Händler sich um Expertisen und Preise bemühen, wieder in die Herzen der Kunstfreunde einzöge — es stände besser um die Kunst.

Melancholie von Diemar Moering

Tag, dunkler Tag, in den der Regen einsam fällt,
Der schwarze Regen fällt mit leisem Klagen —
Es ist ein Weinen, tiefes Weinen in der Welt —
Es ist ein Schrei, ein bleicher Schrei, der gellt
Aus fahlen Himmeln, wo die Krähen jagen!

Wo Krähen jagen aschengrau und fallen in den kahlen Wald
Mit wildem Ruf — o Pfuhl, in dem die Nebel rauchen!
O zarter Leichnam, buschverwest, o Neugebornes, süß und kalt,
O kleines Herz, von bittrem Dorn umkrallt,
In das die krummen Schnäbel gierig tauchen!

Feld, braches Feld — o stoppelarmer Rain —
Baum, fruchtentkleidet, den die Vögel ließen!
Es wirbeln Blätter fröstelnd durch den Hain,
Angst hockt uralt an gramversunknem Stein —
O Schatten, die im Abend welk zerfließen!

O dunkle Straße, Dorf — o morsches Haus,
Das längst den Letzten gab dem engen Schragen —
Durch blinde Kammern schweift die Fledermaus,
Des Schweigens Netz die Spinne wirft — o Haus,
Um das mit Geisterruf die Winde jagen!

Um das die Winde jagen weltverirrt,
Die Winde weltverirrt aus Traumbereichen!
O Totensang, der braun im Regen klirrt —
O Seele, die auf dunklen Pfaden irrt —
O Heimatlose unter fremden Zeichen!

Stilisten von Hermann Kesten

Ginster

Ein Humorist! Man muß bei diesem Autor, wie bei allen bedeutenden Schriftstellern, zuerst von seinem Stil reden.

Es ist ein langsamer, schrittweiser, stufenartiger Aphorismenstil, wie man ihn sonst nur stellenweise in großen Komödien findet. Ginsters Stil ist aber präziser, von vornherein abseitiger, in sich gesetzmäßiger. Schriftsteller solchen Stils hat es schon große in Deutschland gegeben, Jean Paul, Börne, Heine, Lichtenberg, aber ihre Rasse schien ausgestorben. Es sind Autoren mit Einfällen der Sprache. Sie unterscheiden sich von andern Autoren wie Selterswasser von klarem Wasser. Sie sprudeln. Sie werfen Blasen. Sie nehmen das Handwerk, bisweilen die ganze Welt nur mit Einschränkung ernst, sozusagen auf spaßhafte Weise ernst.

Ginster ist voll einer sprachlichen Phantasie. Hier ist der so seltene Typus des witzigen und zugleich geistreichen Autors. Ginster ist eminent witzig. Aber Ginster ist dazu noch ein Sonderling wie eine Figur von Franz Kafka oder E. Th. A. Hoffmann. Das ergibt eine vertrackte Mischung, das ergibt vielleicht einen exemplarischen Typus.

Höchst merkwürdigerweise sind gewöhnlich nicht die sogenannten normalen Existenzen sondern die absonderlichen Individuen der Weltliteratur zu Typen geworden, Don Quichote, Falstaff, Schwejk, Mignon, Don Juan, Casanova, Eulenspiegel.

Ginster decouvriert, er enthüllt, er deckt auf, sich, die andern, die hohlen Institutionen, die hohlen Begriffe, die hohlen Redensarten, die hohlen Konventionen, die an Stelle vernünftiger Erwägungen und vernünftiger Äußerungen treten. Dieser Stil ist die Revolte eines prüfenden Menschen gegen die Unterstellung, der überlieferte, von Generationen her vererbte und in Schulen und Zeitungen gelehrte Alltag sei jedes Mannes Alltag. Diesem Ginster werden die von bessern Herrschaften abgelegten Ansichten und die abgetragenen und geflickten Grundsätze der Gesellschaft von einer Menschheit angeboten, die um ihn haust und von ihrer eignen Normalität überzeugt ist. Ginster versucht sogar manchmal, diese powere Kleidung anzuziehen. Es gelingt nicht. Es geht ihm wie dem nackten Kaiser in der Fabel, die Narren glauben ihm die fabelhafte Gewandung nicht. Schließlich bedauert er höflich verlegen und lehnt ab. Er findet die Gesellschaft nicht so normal, wie sie sich selbst. Er sieht, wie es Chesterton in einem Aufsatz Shaw zugeschrieben hat, daß die Europäer, die sogenannte weiße Rasse, gar nicht weiß sind — Leintücher sind weiß,

Schnee ist weiß, aber diese Europäer sind schmutzfarben. Und ihre Zivilisation ist eine Sektenangelegenheit, ist aus Vereinsstatuten zusammengesetzt. Ginster interessiert sich nur wenig für dies alles und versteht es, wie er sagt, gar nicht. Denn (doch spricht er dies nicht aus, denn sein Buch ist das der indirekten Revolution, der indirekten Anklage, Ginster ist ein Staatsanwalt, der sich der indirekten Rede bedient, er ist ein Bilderjäger, ein Fabrikant blühender und desillusionierender und indirekter Gleichnisse!), denn im Kerne, in der Mitte dieser Zivilisation steckt der Unsinn!

Man hat Ginsters Buch (erschienen im S. Fischer-Verlag) neben die Kriegsbücher gestellt. Man tut ihm Unrecht. Dies ist kein Buch gegen den Krieg. Dies ist ein Buch gegen den Menschen, gegen die niederträchtige Verfälschung, die eine sogenannte Kultur gegen uns alle anwendet. Der Krieg ist in diesem Buch nur eine etwas stupide Landschaft, ist eine günstige Okkasion, die der Autor im Trödelladen der Zeit erworben hat.

Dieser Stil geht jeder Abschweifung nach, wirft keinen Einfall fort, ja erzählt gleich dessen ganze Naturgeschichte. Humoristen verfahren so. Er hat die Tugenden des Humoristen: Anarchismus und Selbstliebe, den Starrblick aufs Detail und die Liebe zum Skurrilen und Phantastischen. Er macht große Umstände mit sich selbst. Ginster ist sehr in sich verliebt. Zuletzt gewinnt man den Eindruck, diese Figur Ginster sei ein Verwandter vom lieben Gott. Nur in den heiligen Schriften spricht man so ausführlich von den Eigenheiten eines einzigen Wesens. Diese Monographie Ginsters hat Methode, hat Tollheit, eine räsonnable Tollheit... Heine sprach von einer französischen Tollheit... Dieser Stil ist kein deutscher Humor, er ist ebenbürtig den alten großen französischen Humoristen.

Ginster schreibt keine Revolutionspamphlete gegen den Krieg, er hat seine persönliche Rancüne gegen ihn, er ist privat böse auf den Krieg, es ist ihm „zu viel Krieg da".

Ginster hat und liefert das Vergnügen an der Nebenbemerkung. In diesem Buch ist alles beiläufig: die Welt, der Krieg, die menschliche Existenz, der Charakter Ginsters, die deutsche Sprache, der Witz und der Humor. Die Welt des Pathetikers ist nach einem Zentralsystem aufgebaut, fix und firm. Dem Humoristen ist alles beiläufig, alles metaphorisch, alles schwebend.

Es gibt unter den neueren Schriftstellern Deutschlands mehrere Satiriker, die etwas zu sagen haben. Ginster ist der Humorist unsrer Zeit.

Der klingende Diskus von Hans Reimann

Die eine Firma hat das Wort „Grammophon" in Erbpacht, die andre redet von Musikplatten, wenn sie Schallplatten meint. Ich schlage hiermit den Ausdruck „Der klingende Diskus" für die aus den Ausscheidungen indischer Blattläuse (und nicht etwa aus Hartgummi) fabrizierten und mit Ruß geschwärzten Scheiben vor. Und beschäftige mich heute mit harmloser Vortragskunst und mit faschinghaften Gebilden. Helen Morgan serviert aus Kerns „Show boat" (Electrola EG 1481) ein zupfig begleitetes Schmachtfetzchen; hintendrauf beweisen die Revellers, deren kultivierte Kunst einer Veredlung kaum noch fähig ist, daß sie auch dann unübertrefflich blieben, wenn die Comedian Harmonists (Electrola EG 1647) das Räuspern und Spucken ihres großen Originals bis zum synkopierten I-Tüpfelchen zu imitieren vermöchten. Sie singen und summen die abgedroschene und doch immer wieder nette Puppen-Hochzeit aufs Schelmischste, verhunzen aber den kessen Musketiermarsch (den Marek Weber virtuos auf EG 1546 schmettert). Dieser Diskus (EG 1546) ist überhaupt (neben Hyltons bezauberndem „Tweet-tweet") die lieblichste und ergiebigste kleine Platte der letzten Zeit: vermöge des ideal formulierten, rassig gegeigten, mit Akkorden des bekannten Prélude Rachmaninoffs geschickt verbrämten, bittersüßen „Wenn du treulos bist", das dem Meister des Tangos, Barnabas von Géczy, kaum delikater gelungen wäre. Die Waldoff ist stabiler gebaut und verströmt Spree. Parlophon B 12133 besteht aus dem etwas matten „Alleen, janz alleen" von Mendelssohn-Bartholdy und dem wesentlich erfreulicheren „Det muß man jarnich injoriern". Am liebsten hab ich sie, wenn ihr Kinderstimmchen durch die rauhen Wolken bricht. Der little Davey Lee, der sonny boy, erzählt auf Brunswick A 8492 das Bären-Märchen, und da wollen wir denn jegliche Blasiertheit in den Winkel tun und wollen sagen, daß dies schlechthin knusprig ist. Wie er akzentuiert! Wie er perfekt und lebendig plappert! Wie er das Wörtlein „boy" kaut! Eine süße Platte! Von der Blandine Ebinger läßt sich das leider nicht vermelden. Ihre beiden letzten Electroladen (EG 1345 und 1346), durch topfiges Klavier entstellt, sind in eine Sackgasse billiger Manieriertheit geraten, Karikaturen ihrer selbst, fremd, befremdend. Schade. Wundervoll hingegen ist Irene de Noiret, die Diseuse, von der drei Platten bei Küchenmeisters Ultraphon erschienen sind: spanisch („Quando la luna" auf A 204), nordisch („Irmelin rose" auf A 208) und ungarisch (auf E 252), stilvoll begleitet, dazu straffste Selbstzucht, Mimik bis in die Kehle und das Temperament einer Panterkatze. Eine Hohepriesterin der Kleinkunst. Die Duncan Sisters ergötzen den Hörer auf Electrola EG 1182 mit ihren schelmischen Tanagra-Stimmchen, ihrer naiven Ausgelassenheit, kleinen Quatsch-Intermezzi, Räusperchen und juxigen Orchester-Zwischenschiebseln. Kate Kühl, das Fräulein von Format, singt auf Grammophon 21975 und 21976 ihre sichersten und rundesten Chansons. Dramatisches liegt ihr. Da gestaltet sie. Leicht bricht der köllsche Tonfall durchs Berlinische hindurch. Fast vergißt man, daß sie eine gepflegte, schöne Stimme hat und dicht hinter der einzigen Trude Hesterberg rangiert. Beate Roos-Reuter singt zwei Dessins aus der „Dreigroschenoper" (Parlophon B 12053) — sehr, ja allzu gut. Die Electrola-Mazze der „Dreigroschenoper" (EH 301) mit dem dicken Gerron, dem farblosen Schroeder und der trotz infantiler Kehle immer reifer und klassischer werdenden Carola Neher ist nicht von Pappe; nur der Schluß (zweite Seite) hätte amputiert werden müssen. Alessandro Moissi, der weiche Tenor, ist auf Columbia 11769 zu hören. Eine Uterusilie. Man lächele. Diese Primadonna wirkt phantastisch durch ihre Verkitschung des seligen Goethe. Da ist der

Weiß-Ferdl vom Platzl in München ein andrer Kerl. Stabil, knorke, krachledern. Auf Homocord 4-3178 und 3179. Urlaute boxen den Amerikanismus erfolgreich knockout. Und erst Karl Valentin! Mit seiner Stichwortbringerin, Reifenhalterin und Prokuristin Lisl Karlstadt, die viel zu rasch plappert, serviert er auf Homocord 4-2925 ein tolles, ans Schizophrene grenzendes „Aquarium", auf 4-2926 die verunglückte Uhr des Herrn Loewe und auf zwei Electrolaplatten erstens die Mär vom nur geträumten Wurm einer Ente sowie die eigens für den klingenden Diskus ausgeheckte Szene von den im Schallplattenladen begehrten Zigarren. Layton and Johnstone, die auch im Heiteren den schmerzlichen Unterton pflegen und das allezeit fidele und quicke Klavier in den Wind schlagen (Columbia 5298), steppen mit der Kehle, hintereinanderweg, mustergültig sprechend. Ed. May (Odeon 0-2781) wäre ohne Sprache vorteilhafter. Er wandelt „Puppchen" ab: Bach, Beethoven, Wagner (der zu früh abläuft), Puccini, Chopin und Liszt. Sehr hübsch. Die „Revolution im Dajosch-Béla-Orchester" leidet ebenfalls unter den überflüssigen Text-Zutaten. Jack Smith, der sich durch sein persönliches Auftreten um den mitternächtlich-intimen Nimbus gebracht hat, erscheint mit etlichen Electrolaplatten. EG 1128 mit obligatem Klavierpart und dito Gewhisper ist matt; EG 1160 entzückt durch burleskes Orchester, expreß bis zum lyrischen Schlußeffekt (und auf der Rückseite splittert zuletzt 1 mm Ton ab, nachdem die Musikanten gewissermaßen nur Spargelköpfe geliefert haben); EG 1179 ist ausgezeichnet durch das wie eine streng hingepinselte Orchidee im interimistisch schweigenden Orchester aufblühende Klavier; EG 1268 artet beinah zu einem Miniaturfestspiel aus, richtig inszeniert, mit Chor, sozusagen amerikanisierter „Blauer Vogel"; auf der Rückseite speakt Jakob plötzlich, statt zu singen, und das ist eine Delikatesse für unter vier Ohren; und alles das ist so verfeinert und überspitzt, daß man schauernd fragt, wo das noch hinführen soll. Noch leiser? Noch diskreter? Noch flüsterischer? Wer hat mit meinem Stimmchen gewhispert? Wer hat auf meinem Saxophönchen geblasen? Al Jolson ist ein massiver Gegensatz zu Jakob Schmidt. Er lamentiert mit markigem Organ auf Brunswick A 7899, von Synkopen gehetzt, rittlings über Taktstriche, weich, wehleidig, ein getretener Wurm, ganz dicht am Mikro und an den Tränendrüsen, breiig, zerfließend, breit wie sein Mundwerk, jeden Vokal zum a erweiternd, auf A 8454 befeuernd, einen Ton manchmal dicht neben das Original verrutschen lassend, also aus Raffiniertheit detonierend, primadonnenhaft den Akzent verlegend, intensiv und von einem fanatisierten Orchester gepeitscht. Gene Austin, der Tenor (auf Electrola 1149) bezeigt eine höchst intellektuelle und von der Band erdrückte Sehnsucht nach der Heimat, indes der Bariton Elliot Shaw (hintendrauf) das „sonny boy" prächtig und ohne Al Jolsons Chasen-Allüren zum Besten gibt. Austin Egen hinwiederum, der elegante Herr mit der violetten Stimme, schmeichelt sich (auf EG 1262 und 1265), herrlich begleitet, ins Talmigemüt derjenigen, die elegant zu sein wähnen, wenn sie die ‚Elegante Welt' lesen. Willy Prager, unser nasal gefärbter Münchhausen, reimt auf EG 1323 schreckliche Dinge und übersieht, daß der Wille, einen Weltschlager zu machen, beileibe nicht genügt, um wirklich einen Weltschlager zu schaffen; auf EG 1340 gefällt er mir besser, aber auch nur mit Vorbehalt. Paul Morgan rezitiert Kurt Robitscheks glänzend gelungene Zeitungsparodie (Ultraphon A 267) in unpointierter und sägemehltrockener Weise. Und dann ist da noch eine Fülle leichter, dünnflüssiger, scharmanter Platten, die so recht zum Karneval passen. Albert W. Ketelbey, bewährter Lieferant veredelten Salonkitschs, hat diesmal Pech. Sein Tongemälde von den blauen Wassern (Columbia 9864) ist unorganischer, doofer Salat geworden. Auch Mitja Nikisch hat nicht ge-

halten, was er versprach. Auf Parlophon P 9290 gab er die herrliche Marsch-Symphonie Melichars, ein Pendant zu Hyltons „Klängen aus aller Welt", gut ineinander geschachtelt, fast gottlos, mit spitzen Witzen, der Radetzkymarsch lief aus wie ein junger Eierkuchen, Mariechen saß auf einem gestopften Stein, und die Marseillaise artete in überzüchteten Patriotismus aus. Aber was er neuerdings leistet, ist billiges Kunstgewerbe. Ähnlich wie bei Whiteman, der noch nicht dahintergekommen ist, daß wir die Melodie wieder haben wollen und jazzmüde geworden sind. Paul Godwin wird immer besser. Auf Grammophon 27 039 („Johann Strauß to day" von Theo Mackeben) paart er Gemüt mit Sachlichkeit, läßt das Klavier kristallen dazwischen pfeffern, maskiert die Fledermaus als Vogel Roch und spornt die Donauwellen zu 120 Kilometer pro Stunde. Große Platten (in jedweder Hinsicht) sind Grammophon 27 013 (Snaga mit Godwin in Lehàrs „Eva"), 27 014 (Melichar mit Godwin in Kálmáns „Zigeunerprimasch"), 27 036 (Snaga mit Falls „Liebem Augustin") und Parlophon P 9833 (Bodanzky dirigiert die „Dorfschwalben aus Oesterreich"). „The mooche" (Die Moschee) des Duke Ellington, eine Symphonie, die feierlich Groteskes respektive bizarres Pathos ausströmt, gehört in das Gebiet der Gipfel-Leistungen. Auf Brunswick A 8064. Beim achtzehnten Male hundertachtzigmal köstlicher als beim elften. Was man von der „Kurz-Operette", die Odeon aus Offenbachs „Orpheus" gemacht hat, wahrlich nicht behaupten kann. Einmaliges Spielen genügt. Ab dafür. Vier Platten. Mit einem imitierten Pallenberg und ohne Offenbach. Ersatzersatz. Billig. Schludrig. Lieblos. Garstig. Nein, das wünschen wir nicht. Da lobe ich mir die „Fledermaus" der Grammophon-A.-G. (95 313 bis 95 317, auch einzeln erhältlich), vom ersten bis zum letzten Takt spritzig, vollmundig, taufrisch. Ein Hochgenuß. Anstelle Kandls, dessen Baß hier nicht zur Geltung kommt (Frosch), hätte ich einen Sprecher engagiert; doch das ist ein Schönheitsfehler, den man gern übersieht.

Vor drei Jahren begann es. Das Mikrophon riß die Branche hoch. Wer früher dem Phonographen des Papas Berliner fluchte, der hat sich inzwischen zum Schallplatten-Narr entwickelt. Der Diskus klingt. Der Diskus marschiert.

Gutsbesitzer Schacht von Morus

Ein Schrei des Entsetzens ging durch Deutschlands Gaue, als in den frühen Nachmittagsstunden des 7. März der Telegraph in alle Windrichtungen die Kunde trug, der Herr Reichsbankpräsident beabsichtige zurückzutreten. In der Reichshauptstadt schlug die Nachricht wie ein Blitz ein. Sofort gingen auf allen öffentlichen Gebäuden die Fahnen auf Halbmast. In den großen Kaufläden bereitete man Trauerdekorationen vor. Die Bevölkerung der Metropole sammelte sich auf den Straßen und besonders im Umkreis der Jägerstraße, wo der Reichsbankpräsident sein schlichtes Heim hat, staute sich bald die Masse zu Tausenden. Ein unverrückbarer Wall aus Menschenleibern, standen sie da, Männer und Frauen, Greise und Jünglinge, und riefen im Chor: „Wir lassen ihn nicht, wir lassen ihn nicht". Aber auch draußen in den Vorstädten, wo das Herz des Volkes schlägt, kam es zu bewegten Szenen. Alte Mütterchen sah man mit einer Träne im Auge, und manch Sozialrentner sprach mit bebender Stimme: „Wenn er uns auch nicht auf-

gewertet und uns nicht mal unsre Armenunterstützung gegönnt hat, er wollte doch unser Bestes."

So ungefähr hat sich der Selige wohl die Wirkungen seiner Demissionsankündigung vorgestellt. Aber nichts dergleichen erfolgte. Die Börse nahm die Gelegenheit beim Schopfe, um eine neue kleine Baisse zu machen. Das war alles. Die Blätter rauschten knapp dreispaltig, und wenig Lorbeer fiel für den hohen Demissionär ab. Im Reichstag interessierte man sich nur noch für den Nachfolger, und wenige Stunden schon, nachdem Schacht vor dem plebejischen Zentralauschuß der Reichsbank, in dem sogar Gewerkschafter sitzen, seinen Rücktrittsplan kundgetan hatte, hielt der Reichsfinanzminister Moldenhauer ihm nüchtern und eilig den Nekrolog. Es war ein Nachruf, wie ihn jeder bessere Staatssekretär bekommt, der sich mit seinem Minister verkracht hat. Ein Begräbnis zweiter Klasse, wenn es auch auf Staatskosten ging. Punktum. Aus. Der hatte abgewirtschaftet. Daß es mit der Popularität Schachts so gründlich vorbei war, daß der Retter und Liebling des Kapitals so fällig und überfällig war, hatte wohl keiner vermutet, am wenigsten Schacht selbst. Sonst hätte dieser Mann der Pose gewiß einen effektvollern Abgang ausfindig gemacht.

Freilich hat Doktor Schacht sich, seitdem er wohlbestallt im Amte saß, niemals viel um die Resonanz in Deutschland gekümmert. Der Blick dieses kerndeutschen Mannes war immer aufs Ausland gerichtet. Dort lag das Fundament seines Ruhmes, und im Vertrauen darauf führte er in Deutschland seine Eskapaden auf. Die Absicht seines Rücktritts hat er zuerst den Amerikanern verraten, und am Tage seiner Demissionserklärung hatte er nichts Wichtigeres zu tun, als von morgens bis abends ausländische Journalisten zu empfangen und über seinen heroischen Schritt aufzuklären. Aber siehe da, auch das Ausland wollte es nicht mehr wissen. Es hatte genug von diesem Menschen, der zwei Jahre lang die deutsche und die internationale Politik beunruhigt hatte, den die Herrschsucht zu immer neuen Ausfällen trieb und der doch vor jedem Mächtigern zusammenklappte wie ein Bankbeamter vor seinem Bureauchef. In Frankreich sah man in ihm längst einen Prellstein auf dem Wege zur Verständigung, in London war die Episode, die zum Tode Lord Revelstokes geführt hatte, unvergessen, und in Wallstreet, dem Allerheiligsten Hjalmar Schachts, war sein Ruhm auch stark verblaßt. Die brüske Art, wie er Dillon Read in der Wilhelmstraße abgehalftert und dafür das Reich an Morgan gekettet hatte, trug ihm nicht einmal bei denen Sympathien ein, denen seine Aktion zugute gekommen war. So derbe Umgangsformen hat John Pierpont Morgan, der Jüngere, nicht mehr nötig.

Wahrscheinlich hätte Schacht sich auch jetzt noch nicht zu seinem Rücktritt entschlossen, wenn ihm nicht vom Ausland her klar gemacht worden wäre, daß er seine internationale Rolle ausgespielt habe. Sein Versuch, die Bank für Internationale Zahlungen und damit den Youngplan zu torpedieren, war schon im Haag den Amerikanern auf die Nerven gegangen,

und sein Auftreten auf der Notenbankkonferenz in Rom schlug dem Faß vollends den Boden aus. Schachts Vorstoß gegen Quesnay, den von Frankreich präsentierten Generaldirektor der Internationalen Zahlungsbank, wurde wohl im Einverständnis mit der deutschen Regierung unternommen. Aber die feinfühlige Methode, es den andern beizubringen, war das Originalwerk Schachts.

Herr Quesnay war eigens nach Berlin gekommen, um sich mit Schacht über die Vorbereitung für die Bank zu besprechen, war von ihm zum Frühstück geladen und aufs freundlichste zur Bahn geleitet worden. Kein Wort war darüber gefallen, daß Schacht unter einem Generaldirektorium Quesnay nicht mitmachen und nicht einmal die andern deutschen Verwaltungsräte für die Internationale Zahlungsbank benennen würde. Tags darauf ging von Berlin die Kanonade gegen Quesnay los. Der Generaldirektorposten müßte mit einem Neutralen besetzt werden, und zwar mit dem bisherigen Notenbankkommissar bei der Reichsbank, dem Holländer Bruins, einem sicher sehr verdienstvollen und deutschfreundlichen Professor, den aber eben deshalb die andern nicht goutieren wollten, nachdem sie schon die deutsch-schweizerische Grenzstadt Basel als Sitz der Bank zugestanden hatten.

Die Anregung, Bruins zum internationalen Bankgeneralissimus zu machen, erwies sich denn auch nur als ein Präludium. Wenn die Franzosen den Generaldirektor stellten, so hieß es jetzt, dann müßten die Deutschen wenigstens das Präsidium der Bank, alias: den Vorsitz im Aufsichtsrat erhalten. Für diesen einfluß- und ehrenreichen Posten aber wäre natürlich kein andrer als Schacht in Frage gekommen. Nun war aber schon mit Zustimmung Schachts für den Präsidentenposten der Amerikaner Mac Garrah, der Gouverneur der new yorker Federal Reserve Bank, in Aussicht genommen worden. Da die Verwaltungsmitglieder der Internationalen Zahlungsbank in Europa ihren Wohnsitz haben sollen, hatte sich Mac Garrah bereits von seinen new yorker Verpflichtungen freigemacht und für Basel präpariert. Wenn man nun auch noch das Präsidium der Bank mit in die Debatte zog, so hätte das eine hübsche Verwirrung gegeben. Das ging den Amerikaner denn doch über die Hutschnur. Der Erfolg war, daß Schacht völlig isoliert blieb und sämtliche andern an der Zahlungsbank beteiligten Staaten sich für die Kandidatur Quesnays einsetzten. Schacht mußte unverrichteter Sache nach Hause fahren, nachdem er in Rom die deutsche Regierung noch ein bißchen beschimpft hatte. Die nächste Konferenz der Notenbankpräsidenten, auf der vor allem die deutschen Mitglieder der basler Bank endgültig nominiert werden sollten, war für diese Tage in Paris anberaumt. Schacht erklärte gleich, daß es noch ungewiß sei, ob er an der pariser Konferenz teilnehmen würde. Inzwischen hat er sich eines bessern besonnen und nicht nur auf das Präsidium der Internationalen Zahlungsbank sondern auch auf das Reichsbankpräsidium verzichtet.

Wohin seine Wege künftig führen werden, weiß man nicht. Vorerst will er sich, wie er einem amerikanischen Korrespon-

denten anvertraut hat, „auf sein Gut" zurückziehen. Die Ausdrucksweise ist ein wenig zu bescheiden. Denn Schacht hat sich trotz den „maßlosen Übertreibungen", die die Presse über seine bisherigen Einkommensverhältnisse verbreitet hat, nach und nach der Güter vier angeschafft, und auch landschaftlich kann er wählen, ob er sich im deutschen Osten oder in seiner nordwestlichen Heimat dem Ackerbau und der Viehzucht ergeben will. Wo er auch seine Zelte aufschlägt, wir glauben nicht, daß er sich lange damit begnügen wird, die bukolische Flöte zu blasen. Ein Mann, der so an Fanfarengeschmetter gewöhnt ist, dankt mit dreiundfünfzig Jahren nicht für immer ab. Auch wenn er jetzt, konsequent, wie er nun einmal ist, mit dem Brustton der Überzeugung jede politische Betätigung abschwört, werden wir ihn wohl bald in irgend einem Ludendorff begrüßen dürfen. Auf Wiederhören in drei Minuten.

Eine Frau spricht im Schlaf von Erich Kästner

Als er, mitten in der Nacht, erwachte,
schlug sein Herz, daß er davor erschrak.
Denn die Frau, die neben ihm lag, lachte,
daß es klang, als sei der Jüngste Tag.

Und er hörte ihre Stimme klagen.
Und er fühlte, daß sie trotzdem schlief.
Weil sie beide blind im Dunkeln lagen,
sah er nur die Worte, die sie rief.

„Warum tötest du mich denn nicht schneller?"
fragte sie und weinte wie ein Kind.
Und ihr Weinen drang aus jenem Keller,
wo die Träume eingemauert sind.

„Wieviel Jahre willst du mich noch hassen?"
rief sie aus und lag unheimlich still.
„Willst du mich nicht weiterleben lassen,
weil ich ohne dich nicht leben will?"

Ihre Fragen standen wie Gespenster,
die sich vor sich selber fürchten, da.
Und die Nacht war schwarz und ohne Fenster
und schien nicht zu wissen, was geschah.

Ihm (dem Mann im Bett) war nicht zum Lachen.
Träume sollen wahrheitsliebend sein . . .
Doch er sagte sich: „Was soll man machen!"
und beschloß, nachts nicht mehr aufzuwachen.
Daraufhin schlief er getröstet ein.

Bemerkungen

Pariser Kriminalskandal

Frankreich besitzt eine alte und ausgebaute Kriminalpolizei. Wer es nicht am eigenen Leib verspürt hat, kann es aus den stolzen Memoiren verflossener pariser Polizeipräfekten erfahren, von Kapazitäten wie Andrieux und Lépine. Seither hat sich nichts zum Nachteil verändert, im Gegenteil. Zur alten Skrupellosigkeit des Verfahrens ist der Firnis moderner Wissenschaftlichkeit gekommen; darunter geht es um so fauler zu.

Da wird im Güterdepot des Bahnhofs von Lille am 15. September ein Rohrkoffer zur Seite gestellt, aus dessen Ritzen eine eklige Sauce rinnt, die das Lokal verpestet. Aasgeruch, Kadavergestank. Das Kolli wird aufgemacht, drinnen liegt, erwürgt und mit eingeschlagenem Schädel, die Gebeine hochgezogen wie bei den Hockerleichen unserer Ahnen, der Buchhalter Rigaudin, geschickt aus Paris nach Lille an einen Herrn Golchtin. Unnötig zu sagen, daß es einen Herrn Golchtin in Lille nicht gibt. Die liller Behörden bemächtigen sich des Falles, es wird untersucht, seziert. Außer einer Wachsleinwand, in die der Kopf eingepackt ist und einem Stück Schnur, mit dem die Gliedmaßen zusammengebunden sind, wird nichts gefunden.

Zwischen Paris und Lille beginnt eine heftige Korrespondenz, und nach den ersten Signalements geht die pariser Kriminalpolizei mit Feuereifer und unter dem Halloh der Presse an die Aufklärung des Falles. Es fängt gut an, im Nu ist festgestellt, daß der Leichenkoffer am 9. September abends vom pariser Nordbahnhof abgegangen ist. Das nächste ist ein Appell an die pariser Chauffeure, das Werk der Kriminalpolizei durch Zeugenbeitreibung zu unterstützen.

Die Polizei steckt in einer fatalen Pech-Serie. Knapp vor dem Fall Rigaudin hat sie in der famosen Affäre der „femme coupée en morceaux", die man in einem Sack aus der Marne gefischt hat, vollkommen versagt. Sie war nicht einmal imstande, den Namen des Opfers ausfindig zu machen, geschweige denn den seines Mörders. Es ist klar, daß sie für den Fall Rigaudin den Schein einer Aufklärung finden muß, koste es, was es wolle.

Am Quai des Orfèvres, dem Sitz des Leiters der pariser Kriminalpolizei, Mr. Benoist, hat sich inzwischen ein Regiment von Chauffeuren eingefunden, abgesehen von Bergen anonymer Briefe. Jeder erzählt eine andre Geschichte von der abendlichen Fahrt am 9. September nach dem Nordbahnhof. Keine der Angaben ist stichhaltig, keine ergibt die Möglichkeit einer weitern Betätigung der Polizei.

Hoffnungslos und festgefahren liegt der Fall Rigaudin, da tritt eine überraschende Wendung ein. Unter den Bekanntschaften des erwürgten Buchhalters ist auch ein armenischer Schneider mit Namen Almazian. Als Zeuge befragt, gibt er an, Rigaudin seit August nicht gesehen zu haben. Da kommt heraus, daß Rigaudin den letzten Tag seines Lebens just mit dem Schneider Almazian verbracht hat. Die mißgelaunte Öffentlichkeit ist schnell bereit, der Polizei aufs Neue zuzujubeln, den lügnerischen Schneider zu beschuldigen. Almazian erscheint lächelnd und ruhig vor Herrn Benoist. Er habe gelogen, weil er Unannehmlichkeiten befürchtete. Er habe ein Geschäft, Frau und Kinder. Als er seine Situation erkennt, flickt er verdutzt und hastig sein Alibi zusammen für einen Tag, der, eintönig wie viele, nicht die geringste Erinnerung in seinem Hirn gelassen hat. Die Kontrolle ergibt: stimmt nicht. Almazian, von einem Rudel gelernter Ausfrager verschüchtert und zwischen Worten herumgetrieben, beginnt sich zu verstricken. Als er es erschrocken merkt, legt er

sich eine Taktik zurecht, er antwortet nur noch: ich bin unschuldig. An diesem Abend wird dem Zeugen Almazian ein Speisenapf vorgesetzt, und als er gesättigt ist, wird er eingeladen, in der benachbarten Zelle, in jener, die einst auch Landru bewohnt hat, zu übernachten. Ohne Haftbefehl.

Von da ab häufen sich die Indizienbeweise gegen den Schneider nur so zum Staunen. Es erscheint ein Chauffeur Flottes und behauptet, den Mordkoffer in der Rue St. Gilles, der Straße Almazians, aufgeladen zu haben. Flottes ist auch der Verfasser eines anonymen Briefes an die Kriminalpolizei. Er hat in diesem Brief eine ganz andre Straße als die Rue St. Gilles genannt, jetzt behauptet er, sich falsch ausgedrückt zu haben. Mit Almazian konfrontiert, erklärt er bestimmt, daß das der Mann mit dem Leichenkoffer war. Der armenische Schneider hat inzwischen einen Rechtsbeistand erhalten, das hat ihn etwas beruhigt. Auf die unerhörte Beschuldigung von Flottes erwidert er einfach: „Dieser Mensch lügt. Das ist ein falscher Zeuge".

Herr Benoist rächt sich dafür. Zwei seiner Mitarbeiter, die Herren Nicolle und Amy, finden über Nacht in den Ritzen des ausgescheuerten Koffers Haare und blaue Fädchen, blutverklebt. Das Blut gehört zur Gruppe H 3, der Buchhalter Rigaudin war Syphilitiker. Und in der Rue St. Gilles werden — nach der vierten oder fünften Haussuchung — die gleichen indigoblauen Fädchen gefunden sowie ein blutdurchtränkter Wattebausch. Die Concierge des Hauses teilt mit, daß die Frau des Schneiders an häufigem Nasenbluten leidet. Untersuchung. Das Ergebnis bleibt unbekannt. In diese Zeit der Laboratoriumsarbeiten fallen zwei Ereignisse, die neuen Aufruhr bringen: Erstens die Schriftsachverständigen stellen einwandfrei fest, daß die Adresse am Mordkoffer nicht von Almazian und nicht von seiner Frau geschrieben worden ist. Zweitens, der Anwalt Almazians, Legrand, und der Arzt Paul teilen mit, daß der Rücken des armenischen Schneiders mit Striemen und blutunterlaufenen Stellen bedeckt ist und daß er nach zweiundfünfzigstündigem „Verhör" entkräftet darniederliege. Auch die sogenannten „Poucettes" — Daumenschrauben — sind angewandt worden.

Die Presse fällt von einem Extrem ins andere. Hat sie bis vor kurzem die Tätigkeit der Polizei bis in den Himmel gelobt und durch immer neue Sensationsnachrichten noch angestachelt, so ergeht sie sich jetzt in Schmähungen der unerhörten Methoden, die hinter der loyalen Fassade der Polizeiinstruktion angewandt werden. Herr Benoist ist empört. Er richtet einen zornigen Brief an die pariser Anwaltskammer, worin er sich über Herrn Legrand beschwert. Und die Presse läßt er wissen, daß er demnächst andre Saiten aufziehen werde, man könne dann zusehen, wie man seine Informationen bekomme, ja.

Glücklicherweise hat sich Herr Benoist zu diesen entscheiden-

den Maßnahmen zu spät entschlossen. Schon hat der Skandal die Niederungen der polizeilichen Instruktionsbureaus verlassen und Regionen erreicht, wo ihm Ventilierung sicher ist. Vier Abgeordnete haben in der Kammer Interpellationen eingebracht und von der Regierung die Untersuchung des Falles Almazian gefordert. Herr Tardieu hat spöttisch und großmäulig geantwortet wie immer. Die Liga für Menschenrechte hat den Skandal ebenfalls aufgegriffen. Aber obwohl inzwischen entlastende Gegengutachten beigebracht worden sind, ist Almazian bis heute nicht freigelassen.

Ingeborg Seidler

Presse-Subventionen

Ein paar Pressekorrespondenzen, denen es nicht gut ging, sind vom preußischen Staat gerettet worden. Wahrscheinlich wird sich der Herr preußische Finanzminister wunder was darauf einbilden, der Republik einen besondren Dienst erwiesen zu haben. Aber auch Sparsamkeit ist Dienst an der Republik.

Offiziell heißt der Rettungsengel Dr. phil. Hugo Buschmann. Ein etwa dreißigjähriger Herr, der bis vor etwa einem halben Jahr Pressechef des preußischen Finanzministers Höpker Aschoff war. Vor beinahe einem Jahr gründete Herr Buschmann mit dem frühern Reichsfinanzminister Peter Reinhold eine „Zentrale Verlags-Gesellschaft m. b. H.", Kapital 20 000 Mark, ein Viertel davon bar eingezahlt. Reinhold übernahm 18000 Mark, Buschmann 2000 Mark. Herr Reinhold hat von früher große verlegerische Erfahrungen, bei Herrn Buschmann fehlt diese Voraussetzung ebenso wie jede kaufmännische oder journalistische.

Seit Ende 1929 ist die Zentrale Verlags-Gesellschaft die Dachgesellschaft für zwei bis dahin selbständige Pressekorrespondenzen: die Deutsche Nachrichten- und Korrespondenz-Gesellschaft m. b. H. des frühern Ministerialdirektors Herrn Doktor Spiecker und den jetzt unter „Dr. Rud. Dammert G. m. b. H." firmierenden, im November 1929 umgegründeten frühern „Korrespondenz-Presse-Verlag Dr. Rudolf Dammert". Beide Korrespondenzen, die seit Ende 1929 in Bureaugemeinschaft leben, gelten als überschuldet und sanierungsbedürftig, beider Unterstellung unter die Dachgesellschaft Reinhold-Buschmann zeigt deutlich, daß eine finanzielle Rekonstruktion stattgefunden hat.

Wer ist der Geldgeber gewesen?

Am 9. Januar berichtete die ‚Berliner Börsen-Zeitung', daß der preußische Staat beide Korrespondenzen erworben und zu diesem Zweck weit mehr als 100 000 Mark ausgegeben habe. Der Amtliche Preußische Pressedienst hat keine Berichtigung gebracht, nur in der Pressekonferenz erfolgte ein mündliches Dementi. Doktor Dammert selbst bestritt lebhaft, daß sein Unternehmen vom preußischen Staat erworben worden sei, er habe die Anteile

noch im eignen Besitz, es bestehe nur mit Spiecker Expeditionsgemeinschaft. Das kann schon aus dem Grunde nicht sein, weil ja eine Bureau- und Telephongemeinschaft mit den andern Unternehmen eingegangen worden ist. Der durch die Dachgesellschaft gewährleistete Einfluß Preußens beruht wohl darauf, daß das Finanzministerium die Schulden der Dammert-Korrespondenz bezahlt hat und laufend Betriebszuschüsse bietet. Alles in allem hat der Finanzminister, der das auf eigne Faust, also ohne Befragung des Kabinetts durchgeführt haben soll, bisher etwa 180 000 Mark hineingesteckt. Diese Ausgabe, die im Etat nicht vorgesehen ist, muß natürlich als ganz ungesetzlich betrachtet werden. Wie der Minister die Ausgaben verrechnen will, ist eine interessante Frage; im Etat des Finanzministeriums steht ein Posten von 185 000 Mark unter dem Titel „Vermischte Ausgaben", woraus aber Stipendien zu bestreiten sind.

Weiter hat das Finanzministerium auch dem demokratischen „Kölner Tagblatt" unter die schwach werdenden Arme gegriffen und namhafte Beträge aufgewandt. Übrigens ist auch die zu Spieckers Unternehmen gehörende agrarpolitische Korrespondenz ‚Grüne Blätter' von der Preußenkasse subventioniert worden, und zwar in der Form einer einmaligen Beihilfe von etwa 20 000 Mark und seit Spätherbst laufenden monatlichen Beträgen von etwa 1000 Mark. Die ‚Grünen Blätter' haben sich daher für die Getreidepolitik der Preußenkasse lebhaft aber untauglich ins Zeug gelegt. Diese Zahlungen sind gleichfalls mit Wissen Herrn Höpker-Aschoffs erfolgt; auch sie sind nicht mit dem Aufgaben- und Geschäftsbereich der Preußenkasse in Einklang zu bringen.

Wie steht es um die Personalpolitik dieser unter preußischem Protektorat arbeitenden Korrespondenzen? Da ist Herr Schulze-Pfaelzer, ein freundlicher Vernunftrepublikaner, früher bei Hugenberg, da ist Herr Peters, früher bei der politischen Übergangsstelle des Rundfunks, doch wegen eigenmächtiger Zusätze zu einer Rede Severings hinausgeworfen. Und schließlich hat man noch mit — — Herrn Arnolt Bramen verhandelt, wahrscheinlich um keinen Zweifel zu lassen, daß man sich trotz der Regierungszuschüsse nicht als Reptil fühle sondern sich stolze Unabhängigkeit bewahre.

Alles in allem, der Herr preußische Finanzminister, der Wahrer des Etatsrechts ist als Etatsverletzer aufgetreten. Man darf auf seine Erklärungen neugierig sein.

C. v. O.

Bericht von einer Derniere

„Das Gerücht" von Munro ist nach vier Tagen vom Spielplan der Volksbühne verschwunden. Diese Derniere ist viel bemerkenswerter als die Premiere es war. Der Erfolg eines solchen Stückes wäre so selbstverständlich gewesen, daß man darüber kaum noch etwas hätte sagen müssen. Denn es behandelt das wichtigste, aktuellste, interessanteste Thema, das zur Ver-

fügung steht: Warum und wie man Kriege macht. Und zwar nicht vor fünfzehn Jahren sondern jetzt, heute. Wie und warum die Großindustrie kleine Änderungen auf der Landkarte wünscht. Wie mit Gerüchten in der Zeitung die notwendige Panikstimmung vorbereitet wird; wie die Kriegsindustrie die Hand im Spiele hat; wie die Börsenspekulationen in den Parlamentsreden zu Kulturidealen und im Herzen des „Volkes“ zu heiligen Gefühlen werden. Und so weiter, bis das Geschäft zu Ende geführt wird. Gibt es denn etwas Interessanteres? Und das Stück ist durchgefallen. Ein Abgrund vor unsern Füßen wurde gezeigt, und — wir langweilten uns.

Dieser Durchfall ist kein einfacher Fall. Denn wer es fertig bringt, uns an unseren Lebensinteressen zu desinteressieren, der macht uns wehrlos, der liefert uns aus. Wer es fertig bringt, uns durch Langeweile dermaßen abzustumpfen, daß der Anblick der unmittelbarsten Gefahr uns nicht erregt, daß wir wittern und nicht scheuen, der hat nicht einfach ein schlechtes Stück geschrieben. Der hat viel Schlimmres begangen.

Das Stück ist nämlich gar nicht so schlecht. Es ist bloß langweilig. Weil es sachlich ist, weil es „auf die Suggestionsmittel der Kunst verzichtet.“ Und andrerseits persönlichen Angriffen aus dem Wege geht und nicht leidenschaftlich Partei ergreift. Es behält die kühne ironische Distanz der Sachlichkeit. Das habt ihr davon!

Nein, nicht nur aus ästhetischen sondern vielmehr noch aus politischen Gründen müssen wir uns identifizieren können mit dem Spiel da oben auf der Bühne. Denn man geht nur mit, wenn man mitgerissen wird. Und dazu braucht man eben „die Suggestionsmittel der Kunst.“ Das schaffen eben Dichter mit dem nahen Atem ihrer lebendigen Geschöpfe, mit ihren Fragestellungen, die sich in unser Gehirn hacken. Das schaffen auch konkrete Angriffe aus nächster Nähe. Das schaffen Leidenschaft, Liebe, Wut, Leid, Haß: die Unsachlichkeit! Aber Begriffsmarionetten des „Kapitalisten“, des „Waffenschiebers“, des „Diplomaten“ in einem Gleichsnisspiel im Nirgendwoland Przimien reizen uns nicht. Eine Sache, die nicht meine, deine oder seine Sache ist, ist eben gar keine Sache.

Die Inszenierung Karl Heinz Martins war sehr gut. Aber haben die vielen „kleinen Einfälle“, mit denen er versucht hat, den Schemen persönliche Lebendigkeit zu geben, diese nicht erst recht kompromittiert? Ist es nicht peinlich, wenn ein Begriff immerfort niest oder mit der linken Achsel zuckt oder einen slavischen Akzent hat? Aus der fadenscheinigen Rolle guckt der nackte Schauspieler heraus. Hätte Martin nicht lieber, entschlossen stilisierend, ein Allegorienspiel, ein Marionettenspiel versuchen sollen? Das hätte vielleicht dämonisch wirken können.

Sehr geschickt waren auch die Projektionen. Mit leichtem Handgelenk, hingeworfen. Es hatte den Charme einer geistvollen Atelier-Improvisation, einer etwas saloppen Eleganz. Nett war es. Man mußte amüsiert lächeln. Aber war das die richtige Wirkung? Bei diesem Thema? Nett und amüsant? Es hat nur für vier Vorstellungen gereicht.

Béla Balázs

Das Versuchskaninchen

Schulrat Lempfert in Hohenwestedt (Holstein), auf dessen Besitztum seinerzeit von Landvolkseite ein Bombenattentat begangen worden ist, wurde in der gleichen Eigenschaft jetzt nach Pommern versetzt.

Zeitungsnotiz

Ganz eigentümlich

Dazu kommt, daß bei ihm (beim Prinzen Friedrich Leopold) der Mensch nicht etwa schon beim Offizier sondern erst beim Prinzen anfängt. Einen Vorwurf kann man ihm daraus nicht machen ... er betrachtete sie nur als Kreaturen, die auf der Welt waren, um für sein Wohlergehen zu sorgen. Daraus wieder ergab sich die ganz eigentümliche Tatsache, daß er bei seinen Angestellten nicht beliebt war, im Gegenteil, von ihnen gehaßt wurde.

Kommissar Steinhauer im 8-Uhr-Abendblatt

Hindenburg lächelt

Hindenburg lächelt ... Welch Bild! Symbol, das wir zu deuten wissen, das uns mehr sagt als die Flut aller Worte, die täglich auf uns einstürmt und uns Hoffnung machen möchte und Mut. Er, Meister des Krieges und Held des Friedens, Riese Mensch und Mann der Pflicht, Vater des Vaterlandes und Heros mit reinem Herzen, er, den wir lieben müssen, weil er so oft sich selbst überwand und damit den größten Sieg erfocht, der uns Menschen gegeben — er lächelt! Lächelt trotz allem und gibt uns damit so viel Kraft, daß wir selber fröhlich werden, und so viel Mut, daß neuer Glaube in uns wächst. Denn wir sahen ihn sonst immer ernst und fühlten dann deutlich, wie die Not der Tage in seinem herben Antlitz, das uns damals schon Symbol der harten Zeit gewesen, sich widergespiegelt. Heute aber dürfen wir jubeln, denn er gab uns mit diesem Bild jenes Zeichen, mit dem der Mann am Steuer den Sehenden offenbart, daß die Gewalt des Sturmes gebrochen, der das Schiff bedroht. Das Ärgste ist vorüber — wir dürfen einmal aufatmen, um dann hoffnungsbeseelter weiterzuwirken am großen Werk für die Heimat, bei dem er uns erwählter Führer geworden. Es ganz zu tun, sei das Gelöbnis Deutschlands an seinem Geburtstag, an dem er uns allen mit seinem Lächeln die Zukunft aufleuchten läßt, und damit so viel schenkt, wie nur die Größten geben können.

Hackebeils Illustrierte

Hinweise der Redaktion

Berlin

Rembrandt-Ausstellung. Akademie der Künste.
Missa Solemnis. Otto Klemperer. Philharmonie. Dienstag.
Palucca, Gruppe und Solo. Bachsaal. Freitag.
Niddy Impekoven. Komödie. Sonntag.
Weltbühnenleser. Otto Katz: Sowjetrussisches Theater. Café Adler, Dönhoffplatz Mittwoch, 20 Uhr.
Liga für Menschenrechte. K. M. Finkelnburg: Moderner Strafvollzug. Langenbeck-Virchow-Haus, Luisenstr. 58. Dienstag, 20 Uhr.

Rundfunk

Montag: Berlin 20 Uhr: Ernst Glaeser. — **Dienstag:** Berlin 20.50: Arthur Honegger: König David. Königswusterhausen 10: Fritz Jöde: Werkstatt der Musik. **Mittwoch:** Breslau 18.15: H. Mersmann: Neue Musik. — Hamburg 17.30: Zwiegespräch Joachim Maaß und M Beheim-Schwarzbach. — **Donnerstag:** Berlin 16.05: H. Falkenfeld: Geistige Not des Schriftstellers. — **Freitag:** Berlin 19.30: Parlamentssitzung in Budapest. — **Sonnabend:** Frankfurt 18.35: Hendrik de Man: Mensch und Maschine.

Prosa-Anthologie

Dr. Max Tau und Wolfgang von Einsiedel geben bei Bruno Cassirer, Berlin, Derfflingerstraße 15, eine Sammlung: „Prosa der Ungedruckten“ heraus (Erzählung, Bericht, Essay). Einsendung bis 1. Mai von Autoren, die noch kein Prosabuch veröffentlicht haben.

Antworten

Junger Sozialist. Sie sind nicht sehr erfreut über Ihre alte Parteigarde, und mit dem Nachwuchs ist es auch so eine Sache. Aus der Reihe der Alten, aus der Heerschau der Satten, der Arrivierten, die schon lange sich entschlossen haben, das zu erhalten, was sie einst verbrennen wollten, ragt weit Georg Ledebour hervor, der am 7. März achtzig Jahre alt geworden ist. Eine große Kämpfernatur, die dem Kontrakt mit „der Welt, wie sie ist" die Einsamkeit vorgezogen hat. Ihr wißt heute wenig mehr von dem Parlamentsredner Ledebour, von seinem Pathos, von seinem schneidenden Witz, von seinen Zwischenrufen und seiner glänzenden Handhabung aller parlamentarischen Formen. Als Noske den Siebzigjährigen einsperren ließ und ihm einen großen Prozeß auflud, verteidigte sich Georg Ledebour mit einer Kraft und Geistesfrische, die in einen moabiter Gerichtssaal für Wochen ein ganz großes Schauspiel trug. Das Protokoll dieser Verhandlungen ist vor Jahren im Verlag der ‚Freiheit' erschienen, der Verlag lebt nicht mehr, die Freiheit, die gedruckte und die ungedruckte, ist lange dahin, das Buch ist vergriffen. Interessiert sich nicht ein deutscher Verleger für dieses reichste Dokument aus den deutschen Revolutionstagen —? Lieber junger Sozialist, man stopft Ihnen heute schon den Kopf voll mit einer republikanischen Heroenlegende, die sich an die Namen Ebert, Scheidemann, Wels knüpft. Vergessen Sie darüber nicht den alten Georg Ledebour, der Mandat, Wirkungskreis und alles eher fortwarf, denn etwas zu tun, was ihm sein lauterer Charakter verbot. Ein beispielhaftes Leben, das nachgelebt sein will.

Anton Wolfart. Sie schreiben: „Vor längerer Zeit sagten Sie einmal in der ‚Weltbühne', daß man als Jude leichter Bankdirektor als Angestellter in einer Großbank werden könne. Das trifft den Nagel auf den Kopf. Bei der Disconto-Gesellschaft zu Frankfurt a. M. (ehemals Rothschild) waren bisher acht bis neun Juden beschäftigt. Bei der ersten vorläufigen Kündigung von insgesamt sechs Leuten, darunter einem Portier, wurden drei Juden entlassen. Es bleiben also, bei einem Personal von zirka 325 Mann, noch sechs jüdische Angestellte, dazu ein jüdischer Direktor. Folgende Banken nehmen überhaupt keine Juden auf respektive haben keine jüdischen Mitarbeiter (wohl aber jüdische Kundschaft): Allgemeine Elsässische Bankgesellschaft, Gebr. Bethmann, Frankfurter Bank, Frankfurter Bankverein, Frankfurter Genossenschafts-Bank, Frankfurter Handelsbank, Frankfurter Hypotheken-Bank, Frankfurter Pfandbriefbank, Frankfurter Gewerbekasse, Grunelius & Co., Ferdinand Hauck, Georg Hauck & Sohn, B. Metzler seel. Sohn & Cons., Nassauische Landesbank, Reichsbankhauptstelle. Die Deutsche Bank hat bei zirka 430 Mann Personal ungefähr fünf Juden. Einer ihrer stellvertretenden Direktoren ist deutschnationaler Stadtrat, und der Betriebsratsvorsitzende ist aktiv in der Deutschvölkischen Partei tätig."

Naiver. Sie wundern sich, daß die beiden Artikel der ‚Weltbühne', die sich mit dem V.D.A. befaßten, in unsrer Presse keine Resonanz gefunden haben. Außerhalb der Grenzen ist man weniger zurückhaltend. So lesen wir in der ‚Prager Presse' vom 28. Februar: „Die beiden Beiträge der ‚Weltbühne' über den V.D.A. haben in der deutschen Tagespresse bisher nicht den geringsten Nachhall gefunden, obwohl sie lauter unwiderlegbare, schwarz auf weiß vorliegende Tatsachen enthalten, die schwer kompromittierend sind. Im Auslande werden sie nicht totgeschwiegen werden. Es handelt sich um eine repräsentative Organisation, die hier angegriffen wird, und mit ihr werden alle angegriffen, die ihr angehören oder sie protegieren. Schweigen bedeutet hier Eingeständnis der Mitschuld." Wir werden nicht locker lassen, bis die Herren gesprächig werden. Der V.D.A. ist ein öffentlicher Skandal.

Ungar. Ja, Sie haben recht. Ihr Landsmann, der neulich im berliner Capitol Deutschlands Ehre so tatkräftig gegen die pfeifenden Premierenbesucher verfochten hat, heißt Géza von Cziffra und ist der Neffe Horthys und Richard Eichbergs Pressechef. Bei der Qualität unsrer Tonfilme wäre es nicht verwunderlich, wenn bald auch andre Regisseure auf die praktische Idee kämen, sich zwecks harmonischer Abwicklung ihrer Premieren einen kleinen Ableger des weißen Schreckens zu engagieren.

Hans Crohn, Elberfeld. Ihr ‚Evangelisch-luth. Gemeindeblatt' beschränkt sich nicht auf die Betrachtung des Ewigen sondern findet auch kernige Worte für zeitliche Dinge. Da ist eine politische Rundschau, die dem engen, spießigen Geist der Frommen im Wuppertal, das man bekanntlich von altersher das Muckertal nennt, alle Ehre macht. So heißt es, zum Beispiel, von Hilferding: „Er ist derselbe Mann, der 1923 als Finanzminister Schuld war an der furchtbaren Geldentwertung", als hätte es keinen Stinnes, keinen Havenstein gegeben. Unsre frühern Kriegsgegner werden von den frommen Christen noch immer „Feinde" genannt, es wird von einem „befreiten" Rheinland gesprochen, in Gänsefüßchen, so, als ob diese Befreiung nicht Tatsache wäre! Dann folgt ein unsagbarer Gallimathias über den Youngplan, und schließlich heißt es: „Was hat die Regierung vor, was hat Briand vor? so fragen wir besorgt. Was hat Gott vor? das ist die eigentliche Frage." Sehr richtig. Auch wir warten mit Spannung, was der liebe Gott zu dieser abgründigen Dummheit seiner Muckertaler unternehmen wird.

Anglist. Eine Zigarrensorte für Sie? Eine bekannte berliner Zigarrenfirma offeriert Ihnen drei. Die billige heißt „Mona", die mittlere „Demona" und die teure „Desdemona". Wußten Sie schon, daß der Dichter des „Othello", um das Köstliche seiner Heldin auszudrücken, ihr einen Superlativ zum Namen gegeben hat? Desdemona — edel wie der Name.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages Lambert Schneider, Berlin-Dahlem, bei, den wir der besonderen Aufmerksamkeit unsrer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Tirpitz von Leopold Heinemann

Ja, wenn es anders gekommen wäre, dann hätten die Berliner in diesen Tagen ein Schauspiel erlebt. Dann wäre, geführt von S.M., nach dreitägiger Ausstellung und Aufbahrung im Dom, nach tränenüberströmter Leichenrede des Herrn Oberhof- und Dompredigers Exzellenz D. Dryander, unter dem Donner des Trauersaluts der im Lustgarten aufgestellten Geschütze, der auf eine Lafette gestellte, in die Reichskriegsfahne eingehüllte Sarg des Großadmirals in pomphaftem Trauerkondukt über die Linden, durch die Siegesallee hindurch nach dem Invalidenfriedhof geführt worden. Dabei hätte der Vorsitzende des Deutschen Flottenvereins den Luisenorden erhalten, Herr Admiral Seebohm den Stern zum Roten Adler Nummer 2, und alle Saalbesitzer Berlins hätten gute Geschäfte gemacht, denn der Flottenverein, der Wehrverein, der V.D.A. — aber der wird es ja wohl auch trotzdem jetzt noch tun — der D.O.B., der N.D.O., die „Adler und Falken", die Hausfrauenvereine — alle hätten sie erhebende Trauerfeiern abgehalten. Und nun werden wir all das versäumen. In der bajuvarischen Hauptstadt, wo allein noch Leute leben, die den eigentlichen Urheber des Versailler Vertrages bis zuletzt noch für einen großen Mann hielten, wo der täglichen Lobes Bedürftige seine letzten Tage verlebte, hat man ihn jetzt bestattet, und weder der Reichspräsident ist nach München gefahren, noch hat die Wilhelmstraße geflaggt oder eine größere Kundgebung erlassen. Damit ist das Kapitel Tirpitz abgeschlossen.

Er selber hat sich viel gelobt und, weil andre, wirklich ernst zu nehmende Beurteiler es nicht taten, sein Lob mit weitspritzender Feder verkündet. Nie hat er etwas getan, was nicht verdienstvoll war! Nie hat er einen Fehler gemacht! Immer waren es „die andern"! Er hat es uns in seinen Erinnerungen, in den beiden Dokumentenbänden, von denen er den einen „Deutsche Ohnmachtspolitik im Weltkriege" nannte, bewiesen. Was waren die andern alle für schlappe Kerle, die Pohl, Ingenohl, Scheer, Müller! Alle hätte man sie wegjagen sollen! Er, Alfred Tirpitz, hätte, jawohl, er ganz allein England besiegt! Wie hätte er es dem perfiden Albion gegeben! Wäre er nur nicht so bescheiden gewesen! Er hätte Reichskanzler werden können. „Im Dezember 1911, nach der Marokkokrisis, als mein Streit mit Bethmann begann, teilte der Kabinettschef im Augenblick, da ich beim Kaiser zum Vortrag eintrat, mir mit, es schwebten Erwägungen, mich zum Reichskanzler zu machen... Nachfolger Bismarcks zu werden, erschien mir damals undenkbar. Erst nachdem ich im Kriege mit angesehen hatte, wie die Kopf- und Mutlosigkeit der Führung eine unwiederbringliche Aussicht nach der andern verlor und das Reich dem Abgrund entgegenwankte, hätte ich, vorausgesetzt daß man keine geeignetere Persönlichkeit fand, bei allem Bewußtsein meiner Mängel, den Kanzlerposten nicht mehr abgelehnt."

Als er im Jahre 1897 als Hollmanns Nachfolger Staatssekretär des Reichsmarineamtes wurde — er wurde es, weil ihn der Chef des Marinekabinetts, der Admiral v. Senden-Bibram gut leiden konnte —, war das erste, daß er sich einen riesenhaften Reklameapparat aufzog. Er ließ seinen Reklamechef Heeringen „an den Universitäten umherreisen, wo sich fast alle Nationalökonomen bis zu Brentano hin in großartiger Weise zur Unterstützung bereit fanden. Schmoller, Wagner, Sering, Schumacher und viele andre wiesen nach, daß die Aufwendungen für die Flotte produktive Ausgaben wären und stellten die Lage Deutschlands dar, die ungesicherte wirtschaftspolitische Grundlage unsrer ganzen Kultur und Macht, die Gefahr, daß unser Menschenüberfluß statt eines Reichtums eine unerträgliche Last werden könne". Das Flottengesetz war wirklich eine großartige Erfindung. 1898 brachte Tirpitz 17 Linienschiffe, 12 große und 24 kleine Kreuzer zur Annahme. Er hatte mit den heiligsten Beteuerungen versichert, daß es erst einmal damit genug sein solle; sechs Jahre wolle er keine neue Forderung stellen, aber bereits 1900 verdoppelte er die Vorlage und kam auf achtunddreißig Linienschiffe und allerlei andres. „Dieser Macht wird nur noch England überlegen sein. Aber England gegenüber haben wir durch geographische Lage, Wehrsystem, Mobilmachung, Torpedoboote, taktische Ausbildung, planmäßigen organisatorischen Aufbau und einheitliche Führung zweifellos gute Aussichten", schrieb er dem Kaiser. Und der glaubte alles gern — weil er ja glauben wollte. Er hatte schon am 13. August 1893 seinen Glückwunsch an den Regattaverein Wannsee formuliert: „Navigare necesse est, vivere non est necesse!" und am 18. Juli 1897 im Gürzenich in Köln gerufen: „Der Dreizack gehört in unsre Faust!", weil er am eben enthüllten Denkmal seines Großvaters durch eine Figur, die den „Vater Rhein" darstellte, angeregt worden war. Er hatte sie irrtümlich für den Meergott gehalten. Und Tirpitz durfte weiter die größten Kästen bauen, die der Zivilist Bismarck für unnütz hielt. Den hatte er nämlich gleich im ersten Jahre im Sachsenwald besucht und war belehrt worden: „Von den großen Schiffen hielte er nicht viel; mit seinem Freund Roon wäre er der Ansicht gewesen, daß man viele kleine Schiffe brauchte, die wie die Hornissen um das große Schiff schwärmten." Das erzählt Tirpitz selbst. Aber er ließ sich nicht von der vorgefaßten Meinung abbringen und inszenierte das Ausstattungsstück weiter. Was kümmerten ihn vorher gegebene Versicherungen. Eugen Richter sagte im Reichstage: „Ich habe hier wohl hundert Minister kommen und gehen sehen, aber noch keinen, dessen Erklärungen und Mitteilungen man so wenig Vertrauen schenken könnte wie Herrn Tirpitz. Ich kann mich daher nicht anders resümieren als: der Erlaß enthält das Eingeständnis eines Mangels an Offenheit, dem wir leider bei Tirpitz hier nicht zum ersten Mal begegnen, und nach diesen Erfahrungen können wir Ausführungen, Berechnungen des Herrn Tirpitz nicht dieselbe Glaubwürdigkeit in Zukunft entgegenbringen, wie wir das andern Ministern gegenüber gewohnt sind, und wie wir es auch stets seinen Vorgängern gegenüber getan haben." Die Diplo-

maten witzelten, Tirpitz habe das Erbe Ignatiews, des einstigen russischen Botschafters in Stambul angetreten, den die freundlichen Leute „Menteur Pascha", die weniger freundlichen „den Vater der Lüge" nannten. Als die U-Boot-Waffe erfunden worden war, als jeder, der marinetechnisch etwas geschult war, erkannte, daß hier ungeheure Möglichkeiten warteten, wies Tirpitz alles von sich. Er wolle abwarten. Und er wartete solange ab, bis der Krieg kam und wir mit ganzen dreiundzwanzig U-Booten in den Kampf gegen England zogen. Er baute Großkampfschiffe, und mit denen wollte er die „Entscheidung" erzwingen, selbst als nach den wenigen geschlagenen Seeschlachten, von denen eigentlich die von Coronel allein einen Sieg darstellte, der aber von den Engländern bei den Falklandinseln bald ausgewetzt wurde, nach Skagerrak, Doggerbank, die Flotte bereits alles, was sie überhaupt verlieren durfte, verloren hatte, wollte er immer noch „ran an den Feind". Aber der ließ ihn nicht, sondern blieb schön in seinen Häfen und prellte ihn um „den Tag!", auf den seine Offiziere seit Jahren die Sektgläser gehoben hatten. Als er dann 1916 den Abschied erhielt, gründete er mit Kapp und andern Ostpreußen die „Vaterlandspartei". Hier konnte er noch einmal seine alte Reklamefähigkeit erproben und mit diesem Heimkriegerbund legte er den Grund zum Versailler Vertrag, der, wie Clemenceau gesagt hat, ja nur die Umkehrung der Tirpitzschen Forderungen sei. Die Regierung tat es nicht, also „mußte" es Tirpitz tun: „dem Volk ein äußeres Kriegsziel zeigen, auch um es abzulenken vom fruchtlosen und öden innern Bürgerzwist um Reformen, die in einem geschlagenen Deutschland doch keine Partei mehr beglücken konnten". Geltung war ihm stets alles. Dafür opferte er die Realität.

Einer seiner besten Freunde, der Admiral Seebohm, setzt die „Geltungswerbung" nun im V.D.A. fort, mit Tirpitzschen Mitteln. Es wird nicht lange mehr dauern, dann wird sich diese Geltung wieder bemerkbar machen. Die Arbeit des V.D.A. ist auf dem besten Wege, uns wieder genau so unbeliebt in aller Welt zu machen, wie wir es in den Zeiten der Tirpitz-Propaganda schon einmal waren. Es gibt immer noch Leute, die noch nichts gelernt haben. Einer seiner Bewunderer gibt folgendes von sich: Am 28. Juli 1919 hat der damalige Reichskanzler Bauer Tirpitz neben Ludendorff den „größten Reichsverderber" genannt. „Fluch über das deutsche Volk, wenn es sich solch Urteil über einen seiner Besten zu eigen machen sollte, dem es zu ungeheurem Dank verpflichtet ist. Sollte dermaleinst wieder eine Zeit erstehen, wo das Deutsche Reich groß, mächtig und geachtet dasteht, und sollte wieder einer da sein, der den Deutschen zuruft: ‚Michel, horch, der Seewind pfeift', dann wehe dir, mein Deutschland, wenn dieser Mann nicht in Tirpitzschen Bahnen wandelt und nicht von dessen Genius erfüllt ist." Dieser Mann mit dem prachtvollen Deutsch ist ein Tirpitzsches Erziehungsprodukt. Die Überheblichkeit, das Pathos, die Schnauze und die Unwissenheit dieser Leute ist eine beßre Warnung vor den Metho-

den des Urhebers als jede andre. Wie Tirpitz sich diese Leute holte und erzog, dafür gibt es einen Zeugen, der zwar vorsichtig, aber unmißverständlich gesagt hat, was letzten Endes hinter all dem Gerede stand. Der Admiral v. Grapow hat am 9. Mai 1919 an einer mehr als glaubwürdig unbeeinflußten Stelle — in der ‚Deutschen Zeitung' — dazu geschrieben: „Wenn in der Richtung Vettern- und Onkelwirtschaft manches vorkam, was den Unwillen der Frontoffiziere hervorrief, so waren daran Verhältnisse schuld, die ich hier nicht näher anführen will, aber die das Offizierkorps oft beklagt hat." Diese Günstlinge sind die Einzigen, die die Tirpitz-Flotte in gutem Andenken halten. Wir andern wissen, daß diese Flotte ein Faß ohne Boden war, in das Geld und Geldeswert gescheffelt wurde, das den Panzerplattenfabrikanten ans Herz gewachsen war, weil man mit den Großkampfschiffen sehr viel mehr Geld verdienen konnte als mit den von Bismarck empfohlenen „Hornissen". Sie war die kostspieligste Revue, die je inszeniert worden ist, prachtvoll anzusehen und sonst zu nichts gut. Man soll Tote nicht schmähen, aber man darf ihnen die Wahrheit nachsagen, zumal wenn diese Wahrheit so mit dem Wohl und Wehe eines ganzen Volkes zusammenhängt wie in diesem Falle.

Herr Paul Scheffer von Carl v. Ossietzky

Im ‚B. T.' hat dessen früherer Korrespondent in Rußland, Herr Paul Scheffer, einen Rückblick auf seine moskauer Zeit begonnen, ein in allen Schwefelfarben der Gehässigkeit gehaltenes Bild, das man eine große polemische Leistung nennen könnte, wenn die Motive auf der Höhe der Ausführung stünden. Seit Herr Scheffer nicht mehr nach Rußland zurückdarf, ist er böse. Seitdem sieht er in dem Sowjetstaat nur noch ein zusammenkrachendes Sodom. Darüber wäre kein Wort zu verlieren, wenn er nicht an die deutsche Regierung die Forderung richtete, Konsequenzen zu ziehen, „zu prüfen, wieviel nach dem Sturz der Nep wirklich noch von Rapallo zu halten und zu erhalten ist". Warum gleich Krieg, nur weil ein Zeitungsmann Ungelegenheiten hatte? Die Bedeutung des Rapallovertrages liegt nicht in politischen und wirtschaftlichen Vorteilen für Deutschland, Hoffnungen dieser Art haben sich nicht verwirklicht. Dieser Vertrag ist heute das letzte Band zwischen Rußland und Europa, zerreißt es, so ist die endgültige Aufstellung zweier feindlicher Heerlager in der Welt Tatsache. Wer heute als Freund oder Gegner des Bolschewismus über russische Dinge schreibt, trägt deshalb eine ungeheure Verantwortung, und sie wird vollends zu einer Riesenlast für einen Publizisten wie Herrn Scheffer, der sich bisher als ausgesprochener Russophile gab. Denn Herr Scheffer hat die Sowjets in Deutschland erst gesellschaftsfähig gemacht, er hat einer objektiven Beurteilung der Männer im Kreml das Wort geredet; es ist nicht zum wenigsten sein Verdienst, daß die albernen Plakate der antibolschewistischen Ligen verschwunden sind. Herr Scheffer ist der stärkste journalistische

Exponent der Aera Brockdorff-Rantzau gewesen, die ja schon in einer deutsch-französischen Verständigung ein Attentat auf Rußland erblickte und deshalb Locarno bekämpfte. Herr Scheffer hat sich schließlich vor etwa zweieinhalb Jahren noch um die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen Moskau und der Schweiz verdient gemacht und ist dafür vom ‚B. T.' gebührend gefeiert worden. Das ist viel mehr, als ein Journalist sonst tut, dessen Aufgabe einfach ist, zu beobachten und zu berichten. Heute, wo Herr Scheffer in Rußland abgefallen ist, schreibt er, er wäre dankbar, „daß er nun ungeschmälert die Möglichkeit hat, zu sagen, was ist". So hätte er das also in der Zeit seiner optimistischen Berichterstattung nicht getan? So hätte er also nur unter Zwang sich als Amateurdiplomat erfolgreich betätigt?

Die Wahrheit ist, daß Herr Scheffer in Moskau lange Zeit eine journalistische Monopolstellung innehatte, die für seine weniger bevorzugten Kollegen manches Demütigende mit sich brachte; er war sozusagen der Kulake unter den fremden Pressevertretern. Seine russische Frau unterhielt einen politischen Salon, der sich zu einer Art zweiter Botschaft entwickelte und schließlich für die auswärtige Presse zu einem Vorhof für das Außenkommissariat wurde. Daraus mußten sich unvermeidlicherweise Reibereien ergeben, die noch dadurch verstärkt wurden, daß sich Herr Scheffer tiefer als nützlich mit russischer Innenpolitik befaßte. Er hat immer nur Selbstinszenierung getrieben, ob er nun Moskau in Hell oder in Dunkel malte. Die Russen waren phantasielos genug, ihm schließlich die Wiedereinreise zu verweigern. Das ist gewiß plump, rechtfertigt aber nicht das hemmungslose Rachegeheul. Schließlich gibt es heute keinen nichtkommunistischen Pressevertreter in Rußland, der in einer dem Regime Stalin gefälligen Weise schriebe. So muß die Sonderbehandlung Herrn Scheffers wohl doch ihre besondern Gründe gehabt haben. Übrigens zeigen Scheffers Exklamationen schon üble Folgen. Die Demokraten zum Beispiel haben eine erregte Anfrage an Herrn Doktor Curtius gerichtet, den Bolschewiken nun endlich die Allianz zwischen Regierung und Komintern zu verbieten, und schon gibt es diplomatische Schritte. Was würde wohl in Rom geschehen, wenn unser Botschafter in der Consulta erschiene, um sich über die zu enge Verbindung zwischen Regierung und Fascistischer Partei zu beschweren? Wahrscheinlich würde ihn Herr Mussolini seinen jungen Löwen zum Spielen vorwerfen lassen. Am beklagenswertesten aber ist, daß das ‚B. T.', anstatt Herrn Scheffer seine Solorolle abwickeln zu lassen, sich nun in seiner ganzen Rußlandpolitik ihm angepaßt hat. Das ist sehr schade bei einem Blatt, das mindestens für fatale außenpolitische Abenteuer sonst nicht zu haben ist. Wenn das Verhältnis zwischen Berlin und Moskau heute nicht gut ist, so ist das nicht allein deutsche Schuld. Darüber muß und soll offen verhandelt werden. Aber möglichst ohne Einmischung einer journalistischen Primadonna, die gleich Zustände kriegt, wenn ihr nicht vor jeden Fuß ein Seidenkissen gelegt wird.

Die Grüne Front von Jan Bargenhusen

IX

„Deutsche Bauernschaft"

An Organisationen und Verbänden mit den dazugehörenden Syndici ist in der deutschen Landwirtschaft wahrlich kein Mangel. Da sind zunächst die vielen rein oder vorwiegend technischen — also agrartechnischen — Aufgaben dienenden Vereinigungen, deren bekannteste und unstreitig bedeutendste die „D.L.G." ist, das heißt die von Max Eyth gegründete „Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft". Auf dem engern Gebiet der berufsständischen Organisationen muß man allein vier „Spitzenverbände" aufzählen: Reichslandbund, Vereinigung der deutschen Bauernvereine, Deutsche Bauernschaft, Deutscher Landwirtschaftsrat. Die vier „Spitzenverbände" oder vielmehr ihre Führer, genauer gesagt, ihre „Repräsentanten", nämlich die drei ehemaligen Minister Schiele, Hermes, Fehr, dazu Präsident Brandes vom Landwirtschaftsrat, haben sich seit etwa einem Jahre in einer Interessengemeinschaft zur Erzielung höherer Zölle — euphemistisch „Grüne Front" genannt — zusammengefunden, mit dem Erfolg einer erheblichen Beunruhigung der deutschen Wirtschaftspolitik.

*

Von Schiele und seinem Reichslandbund ist an dieser Stelle schon Einiges gesagt worden, ebenso von Hermes, der seine Bauernvereins-Organisation — heute nur noch eine Wahltruppe des Zentrums, und, soweit Doktor Georg Heim in Regensburg mit von der Partie ist, eine solche der Bayrischen Bauernpartei — mit all ihren internen Organisations- und Kassenschwierigkeiten wohl bald verlassen wird, um sich der neuen Tätigkeit als einer der beiden Chef-Präsidenten des genossenschaftlichen Einheitsverbandes zu widmen (ob in besoldeter oder unbesoldeter Eigenschaft, das steht noch dahin). Der Deutsche Landwirtschaftsrat, unter seinen Präsidenten Brandes und Kutscher, gehört nicht eigentlich in diese Front der freien berufsständischen Organisationen. Er ist, wenn er sich auch gern als „gesetzliche" oder zum mindesten als „berufene" Vertretung der gesamten deutschen Landwirtschaft bezeichnen läßt, nichts andres als eine auf völlig privater Basis entstandene Vereinigung oder Interessenvertretung der ihrerseits durch Landesgesetze geschaffenen und reichlich bureaukratisch organisierten Landwirtschafts- und Bauernkammern. Diese Kammern, vergleichbar den Industrie- und Handelskammern etcetera, erscheinen auch als Mitglieder, während die drei übrigen Spitzenverbände die einzelnen Landwirte selbst in ihrer Mitgliedschaft erfassen.

Dabei ist die regionale Verbreitung über Deutschland in groben Zügen etwa so, daß die einzelnen Landbünde, die mancherorts auch unter anderslautenden Bezeichnungen auftreten („Landeswirtschaftsverband" in Ostpreußen, „Bauern- und Weingärtnerbund" in Schwaben, „Kreisbauernschaft" in Hessen, „Bund der Landwirte" im oldenburgischen Fürstentum

Lübeck), vorwiegend in den evangelischen Landesteilen sitzen. Die Bauernvereine sind, von einer kläglichen Restorganisation in Schleswig-Holstein abgesehen, fast nur in den katholischen Landesteilen vertreten, wo sie da und dort auch in Konkurrenz mit dem Landbund stehen. Auch die größern katholischen Exklaven, wie das ostpreußische Ermland, das arme Eichsfeld, Oberschlesien undsoweiter, sind fast restlos „erfaßt". Die Deutsche Bauernschaft verfügt nur über ein einziges leidlich geschlossenes Gebiet, nämlich das ihrer bayrischen Gruppe, genannt „B.B.B." — „Bayrischer Bauern-Bund"

*

Dieser Bauernbund, schon in den neunziger Jahren in schroffer Oppositionsstellung zum Zentrum, auf altem Zentrumsboden gegründet, ist auch heute noch ein Pfahl im Fleische des von den Klerikern der Bayrischen Volkspartei wohlbehüteten christkatholischen bayrischen Volkes. Der alte Haß zwischen dem Bauernbund und dem von Heim geführten Bayrischen Bauernverein erklärt manche Absurditäten der bayrischen Innenpolitik.

Der Bauernbund, der sich vornehmlich auf das mittlere und kleinere Bauerntum im (katholischen) Altbayern stützt und im evangelischen Franken nur schwach vertreten ist, gilt auch heute noch als entschieden demokratisch-republikanisch, wenn natürlich auch in rein weiß-blauer Färbung. Gelegentlich sagt man einigen seiner Führer nach, daß sie ebenso schroffe Extremisten und Radikale seien wie die Bauernführer in andern fremden Ländern Südosteuropas... Das kommt daher, weil diese Leute in der münchner Revolutions- und Rätezeit mit Unabhängigen und andern sozialistischen Elementen geredet und verhandelt haben wie mit ihresgleichen. Besonders unbeliebt haben sich die Bauernbündler in den parlamentarischen Kreisen Münchens damit gemacht, daß sie in der „kurzen Wichs", mit Joppe, Lederhosen und Wadelstrümpfen, die diversen Lokalitäten des Landtags, einschließlich der Rednertribüne, frequentierten. Im Reichstag, wo jetzt sieben Bauernbündler vertreten sind, freut man sich dagegen über die kernige Note, die der alte Forstknecht Eisenberger, wohnhaft zu Hotzenau bei Ruhpolding, in das etwas eintönige Bild bringt — ein Altbayer, echt bis zum buntbemalten Porzellankopf der Försterpfeife.

In dieser etwas rustikalen Gesellschaft bewegt sich, immer ein wenig distanziert, ein beßrer Herr, etwa fünfzig Jahre alt, dem Aussehen nach weder Bauer noch Bayer, — vielleicht eher ein Oberlehrer aus Hannover, Lübeck oder Bremen. Er trägt ein Mephistobärtchen; aus dem unnatürlich gelb-fahlen Gesicht, mit einem kleinen Schmiß am linken Mundwinkel, blicken die dunkeln Augen mißtrauisch, fast ein wenig stechend, heraus. Dies also ist der Führer der Bauernbündler und zugleich der „Repräsentant" der gesamten deutschen Bauernschaft, der Reichsernährungsminister a. D. und aktive bayrische Landwirtschaftsminister Professor Doktor Anton Fehr. Normale Laufbahn des studierten Landwirts: Assistent, Landwirtschaftslehrer, Tierzuchtinspektor im heimat-

lichen Allgäu — schließlich Professor für Milchwirtschaft an der „Akademie für Landwirtschaft und Brauerei Weihenstephan". Während der „großen Zeit" in der Kriegsernährungswirtschaft, Leiter der Fettstelle München — von da aus Reichslandwirtschaftsminister, mit der Aufgabe, die Lebensmittelzwangswirtschaft zu liquidieren.

*

Fehr war eine Zeitlang der Vorsitzende der „Deutschen Bauernschaft", bis dies Amt, nach einem festgelegten Turnus, auf den Führer einer andern Landesgruppe überging. Nun ist aber der Bayrische Bauernbund bei weitem die größte und stärkste Unterorganisation der Bauernschaft, die im übrigen Deutschland nur mit schwachen Verbänden vertreten ist. Am stärksten ist wohl noch die Organisation von Mittel- und Niederschlesien, geführt von dem Bauern Hillebrand, der jetzt auch M.d.R. geworden ist. Deshalb haben die münchner Bauernbündler mit ihrem Professor Fehr auch jetzt noch, obwohl der Vorsitz nicht mehr bei Bayern liegt, das Prae in der Gesamtorganisation. Und das wird jedenfalls so lange dauern, wie die Deutsche Bauernschaft noch zusammenhält. Also vielleicht nicht mehr lange, denn — natürlich! — es gibt da mancherlei Differenzen zwischen der großen bayrischen Gruppe und dem Restbestand der Bauernschaft im Reich, zwischen München und Berlin.

In Berlin führt Heinrich Lübke die Geschäfte der Deutschen Bauernschaft. Er ist heute noch nicht vierzig Jahre alt und war also, nach deutschen Maßstäben, ein recht junger Mann, als er in der Nachkriegszeit, ein Schüler des demokratischen Landmessers und frühern Landtagsabgeordneten Meinecke, die ersten Kleinpächter-Organisationen schuf, die er dann in dem als sozialistisch verschrienen „Reichsverband der landwirtschaftlichen Klein- und Mittelbetriebe" zusammenfaßte. Aus diesem „Reichsverband", aus dem Bayrischen Bauernbund und aus den Resten des gewöhnlich als „demokratisch" bezeichneten alten Bauernbundes (unter Führung des dicken und reichlich bequemen Wachhorst de Wente aus dem Hannoverschen, ist, im Jahre 1927, die „Deutsche Bauernschaft" zurechtfusioniert worden. Dieser Geburtsfehler, die dreifache Naht, hemmt die junge Organisation noch bis auf den heutigen Tag. Es kommt hinzu, daß die Erbschaft an wirtschaftlichen Einrichtungen — Genossenschaftsbank, genossenschaftlicher Warenvertrieb, Siedlungsgesellschaft — die von den beiden „alten" berliner Verbänden der neuen Einheit überlassen wurde, mehr Kosten erforderte, als sie an Erträgen abwarf. Und Lübke war und ist auch nicht der Mann, um hier Wandel zu schaffen; er ist nicht zum Kaufmann geboren. Seine stille und spröde niederdeutsche Art, die ein Fremder leicht als bäurischen Hochmut empfindet, macht ihn auch nicht zum großen Organisator, zum Bauernführer großen Stils (— wie es etwa der Niederdeutsche Diederich Hahn gewesen ist). Die etwas forcierte solide Eleganz seines Auftretens verrät auch, daß er den unmittelbaren Kontakt zum Bauerntum verloren hat, — und so war es ganz bezeichnend, daß sein

schöner Plan, vor den Toren Berlins eine bäuerliche Musterwirtschaft „aufzuziehen", zu einem ziemlich kostspieligen negativen Ergebnis gekommen ist; das Gütchen wurde schließlich und endlich an eins der berliner Stadtgüter verpachtet.

*

Die Position Lübkes beruht heute weniger auf dem, was er aus der Bauernschaft gemacht und was er in ihr erreicht hat, als auf seinen politischen „Querverbindungen". Zu seinen Freunden gehört vor allem Klepper, der schon von der Domänenbank aus, als Vertreter der Großpächterinteressen, mit der Kleinpächterorganisation Lübkes gute Freundschaft gehalten hat. Diese Verbindung hat sich besonders bei Gelegenheit der Genossenschaftsrationalisierung bewährt, in deren Verlauf die Genossenschaften der Bauernschaft einschließlich der wirtschaftlichen Einrichtungen bei der Zentrale nicht schlecht weggekommen sind. Das eigentliche Feld Lübkes sind freilich die Reichstagscouloirs; hier ist er ganz zuhause, hier, in der Pflege seiner Beziehungen zu Abgeordneten und Funktionären der Demokraten, der Sozialdemokraten, der Bauernparteien und, last but not least, des Zentrums, liegt seine größte Stärke. Aber grade diese Seite seiner Begabung ist den bayrischen Bauernbündlern, die von der berliner Politik nicht viel wissen wollen, keineswegs genehm.

In der Opposition gegen den Landbund, als die (immer noch!) vom Großagrariertum beeinflußte Organisation, war die Bauernschaft eine Hoffnung, mehr noch: eine Macht. Schulter an Schulter mit dem Landbund und dem Landwirtschaftsrat, im Kielwasser der Agrarpolitik der „Grünen Front", wo Hermes bei wirtschaftspolitischen Forderungen genau so radikal ist wie Brandes und Schiele, und wo Fehr immer brav mit den Andern läuft, ist die Bauernschaft eine unbedeutende Splittergruppe. Und wenn sie erst lange genug in der „Grünen Front" mitmarschiert ist, wird sie eines schönen Tages nichts Andres mehr sein als ein Bestandteil des großen berufsständischen agrarischen Einheitsverbandes. Oder sie wird als leere Hilfe einer einst hoffnungsvollen Organisation zurückbleiben, wenn ihre Mitglieder dieser Einheitsorganisation zugelaufen sind.

Jubiläum von Theobald Tiger

Seid ihr alle noch da —?
Ja —?

Immer dieselben Offiziere,
dieselben Verschwörungs-Kavaliere,
unfähig, etwas Gescheites zu werden,
ewige, ewige Landsknechte auf Erden;
dieselbe Wichtigkeit mit „Kurieren",
derselbe Rummel im Organisieren...
Denn im Felde das Saufen... das gute Essen...
das können die Herren nun mal nicht vergessen.
Immer noch Ansprachen mit Hurra ...

Seid Ihr auch alle da —?
Ja —?

Ihr habt so viel Geld. Von Köln bis Berlin
spenden die notleidenden Industrien;
und es spendet auch voller Saft und Kraft
die arme, notleidende Landwirtschaft.
Und mit diesem Geld ist es euch gelungen:
ihr habt auch scharenweise die Jungen.
Und was für Jugend!
Die muß man sehen,
die Uniformen, die mit euch gehen:
Eine verbrüllte, verhetzte Masse,
mit der ganzen Sehnsucht zur blonden Rasse,
die nun einmal jeden entflammt,
der aus Promenadenmischungen stammt.
Die Gehirne verkleistert im achtzehnten Jahr,
Deutschland im Maul und Schuppen im Haar....
Abschaum der Bürger vom Belt bis zum Rhein —
Und das soll Deutschlands Zukunft sein —?

Euch stört doch kein republikanisches Schwein?
Nein —?

Die Republikaner sehen in Ruh
euerm klirrenden Getümmel zu.
Kein Staatsanwalt tät ein Wörtlein sagen —
er muß ja die Kommunisten jagen.
Und sie sehen nicht, was in der Reichswehr geschieht...
Es ist immer dasselbe alte Lied:
Der Bürger hofft. Und zieht einen Flunsch.
Und hat im ganzen nur einen Wunsch:
Es soll sich nichts ändern. Die Bahnen solln gehn.
Er will ins Geschäft, um viertelzehn...
Das ist schon wahr. Das muß man begreifen.
Ihr habt auch schon recht, darauf zu pfeifen.
Ihr vergeßt nur: die Leute eurer Partie
sind genau dieselben Bürger wie die!
Nur lauter. Nur dümmer. Nur mit mehr Geschrei.
Und was gerne prügelt, ist auch dabei.

Seid Ihr alle wieder da —?
Ja —?

Na, dann man los! Laßt die Gewehre knallen!
Die Leute werden hungern. Die Währung wird fallen.
Arbeiter werden auf dem Pflaster liegen.
Ihr werdet Waffenlose besiegen...
Sprung auf! Marsch-Marsch!
Auf zum Tag des Gerichts —!
Und gehts schief —:
Ihr riskiert ja weiter nichts.

3 362 900 von Ilja Ehrenburg

Bei der Zählung vom Jahre 1925 hatte Dänemark 3 434 555 Einwohner und 3 362 900 Schweine. Da die Schweine sich weit schneller vermehren als die Menschen, werden in etwa fünf Jahren auf jeden Dänen zwei Schweine entfallen. Sehr schön sind, das muß man schon sagen, die alten Paläste Kopenhagens. Außerdem hat Dänemark ein sozialistisches Ministerium. Doch lernte ich hier ein neues Pathos kennen — das der Schweine.

Die Fabriken Fords sind zum volkstümlichen Öldruck unsrer Zeit geworden. Jedermann begreift, wie Rasiermesser oder Häuser serienweise hergestellt werden. Dennoch haben wir bis jetzt das „laufende Band" in keiner Weise mit der Biologie in Zusammenhang gebracht. Wenn wir von Schweinen sprachen, betrachteten wir sie nur als ein Idyll, wenn auch als ein schmutziges und fettes. Die dänische Schweinezucht hingegen ist ultramoderne Industrie. Hier werden Schweine hergestellt wie in Detroit Automobile.

Die begüterteren Farmer haben ihre eignen Zuchteber. Das ist eine privilegierte Klasse. Sie brauchen keine Ferkel auszutragen oder zu säugen. Sie sind nicht zum Fettwerden verdammt. Ihnen droht kein früher Tod. Vergnügt hüpfen sie umher, durch ihren guten Körperbau und ihre Unabhängigkeit an Wildeber erinnernd. Ein Zuchteber kann ein Alter von fünfzehn Jahren erreichen. Seine Pflichten sind von seltener Einfachheit: er hat in der vom Menschen bestimmten Zeit so und soviel Säue zu decken. Der Besitzer entscheidet darüber, welche Säue der Mutterschaftsfreuden würdig sind. Den Säuen selber, die um die Launenhaftigkeit ihres Loses wohl Bescheid wissen, erscheint des Menschen Hand, die die einen in den Stall schickt, wo der Prachteber bacchisch grunzt, und die andern in den Schlachthof befördert, sicherlich als mystische „Hand des Schicksals".

Die ärmeren Bauern leihen sich den Zuchteber aus. Festgesetzter Preis: fünf Kronen für die Sitzung. Das ist durchaus angemessen — ein Philosophielehrer bekommt auch nicht mehr. Ein rassiger Eber ernährt eine ganze Familie. Ein Bauer erzählte mir gerührt, wie er von seinem Sohn ein kleines Ferkel geschenkt bekommen habe. Anfangs habe er die Sohnesgefühle nicht voll zu bewerten gewußt: das Ferkel war erst drei Wochen alt. Aber dies Ferkel erwies sich dann als ein vortrefflicher Yorkshire, wurde Stammvater einer ganzen Dynastie, das Ideal aller Säue der Umgebung und der Farmer. Es bestehe jetzt rasende Nachfrage nach ihm. Der Zuchteber grunzt selbstzufrieden: er bringt Kronen ein, er frißt sein Futter nicht umsonst, wie auch der Sohn des Bauern seinerzeit nicht umsonst Milchbrei aß — beide sind sie voller Dankesgefühle. Der Marktpreis des Bauernsohnes ist mir unbekannt; was den Eber anbelangt, so ist sein Preis 600 Kronen.

Das Leben der Sau ist exakt und klar. Zunächst liegt das Mutterschwein auf der Seite, und rings um seine Saugwarzen schmatzen die Ferkel. Dann füttert man die Ferkel mit entrahmter Milch und Mengfutter. Sie werden wie Kinder gewogen. Hat ein Schwein das Gewicht von neunzig Kilo erreicht, so wird es gestempelt und nach dem genossenschaftlichen Schlachthof geschafft. Selbstverständlich könnte es wie der Zuchteber fünfzehn oder gar zwanzig Jahre leben, aber ihm sind nur sieben Monate beschieden: wird doch das Schwein, wenn es das festgesetzte Gewicht überschritten hat, von der Genossenschaft nicht für den Export angenommen. So ein Schwein wäre Ausschußware. Ein Tag zu viel kann die ganze Sache verderben, und die Bauern sind sehr auf der Hut, den richtigen Zeitpunkt nicht zu verpassen.

Nach der letzten Statistik macht das Schweinefett 28 Prozent des dänischen Exportes aus. Kein Wunder, daß das ganze Leben des Landes von ihm durchtränkt ist. Übrigens gibt es außer dem Fett für zarte Seelen und empfindliche Mägen auch noch Butter. Die Kühe stehen gleich an zweiter Stelle nach den Schweinen. Statt der Börsenkurse bedingen Fett- und Butterpreise das Leben des Landes. Von ihnen sind die Zeitungen voll. Von ihnen berichtet das Radio. Sie glätten Runzeln, und sie dräuen mit Bettelarmut. Kürzlich kostete das Fett 137 Öre. Jetzt kostet es 152 Öre. Aus dieser kleinen Differenz erklärt sich sowohl das Wachsen der Ersparnisse der Bauern wie auch die allgemein gerühmte Eleganz Kopenhagens.

Jeder Bauer hat zehn oder fünfzehn Kühe. Auch hat er auf dem Schreibtisch ein dickes Heft mit schönem Einband liegen. Darin sind sämtliche denkwürdigen Ereignisse aus dem Leben einer jeden Kuh eingetragen: Deckzeit, wann und wie gekalbt, wann das Kalb entwöhnt wurde. Dort sind auch Menge und Zusammensetzung des Futters angegeben. Dort sind ernsthafte Erkrankungen wie auch kleine Unpäßlichkeiten aufgezählt. Einmal wöchentlich kommt der Inspektor der Genossenschaftsmolkerei zu dem Bauern. Er sieht die Eintragungen durch und nimmt eine Milchanalyse vor: ob sie genügend Fettsubstanz enthält. Die dänischen Ärzte führen ein ziemlich kümmerliches Dasein, die Tierärzte dagegen haben ein schönes Leben. Es gibt unter ihnen auch Kapazitäten, die für ihre Visiten beneidenswert hohe Honorare bekommen. Behandelt man doch einen Menschen zufällig, lyrisch, am ehesten aus Mitleid, während ein Zuchteber oder eine Kuh repariert wird wie ein Maschinenteil. Die Ausgaben für den Tierarzt werden sofort wieder durch Butter und Fett gedeckt.

Am frühen Morgen fährt beim Bauernhof das Auto der Molkerei vor. Es sammelt die Milchkübel ein. Nach ein paar Stunden bringt das Auto die entrahmte Milch für die Schweine und ein kleines Buch, worin das Quantum der abgelieferten Milch eingetragen ist. Die Bauernmolkereien sind vortrefflich ausgestattet: elektrische Kühler, amerikanische Maschinen, die Sauberkeit eines Krankenhauses und die Schnelligkeit Fords. Was noch vor kurzem warmer tierischer Schlaf, Sehnsucht irgendeines Kälbchens war, wird zu Fässern mit Butter, die auf englische Dampfer verfrachtet werden.

Dänemark verkauft ausgezeichnete Butter ins Ausland, ißt aber selber diese Butter nicht. Es stellt sich arm und sagt, daß Butter ihm zu teuer sei; man könne sich auch mit Margarine zufriedengeben. Denn man darf nicht vergessen, daß Dänemark ein bäuerliches Land ist. Zahlte jemand dem Bauern Geld für seinen Atem, so hätte der sicher schon längst zu atmen aufgehört.

Von weitem sehen die dänischen Bauernhöfe rührend und anheimelnd aus: weiße Häuschen zwischen weitverzweigten Ulmen oder Eichen, frisch und zart das Gras, uralt der Rauch des Herdes, schlicht und kindlich erscheint das Leben. Der Fremde erinnert sich der Märchen Andersens wie auch seiner eigenen Kindheitsspiele unter Eicheln und Pustblumen. Sieht man aber genauer hin, so erblickt man statt eines Idylls eine Fabrik: Schweine auf der Wage, Kuhställe, Traktoren. Maschinen machen alles: sie schneiden das Korn, sie bündeln es, sie sortieren es. Sogar die verborgensten Prozesse: das Keimen der Saat oder der Weg des Eberspermas erweisen sich als Teile des laufenden Bandes. Der menschlichen Natur ist kein Ausweg zur Flucht gelassen. Von der sogenannten Natur ist Abschied zu nehmen. Die Arbeit des Bauern der Stadt gegenüberstellen können heute nur noch Philosophen notorisch rückständiger Länder, die sich noch keine amerikanischen

Maschinen zugelegt haben. Denn die Produktion von Getreide, Butter oder Fett unterscheidet sich nicht im geringsten von der Herstellung von Füllfederhaltern.

Die dänischen Bauern leben weit komfortabler, in weit größerem Einvernehmen mit ihrer Zeit als die pariser Bourgeois. In ihren Häusern gibt es nicht nur Radio und Telephon sondern auch Zentralheizung, Badewannen und sogar elektrische Staubsauger. Einige kaufen sich Bilder, wobei sie auch Dorflandschaften nicht verachten. An den Wänden sieht man alten Bauernrat: Porzellantassen oder geschliffene Gläser. Die Volkskunst ist hier so sehr Geschichte geworden, daß das Volk sich daran ergötzt wie ein eingefleischter Snob. Der Bauer fühlt sich gerührt durch die naive Phantasie seines Urgroßvaters. Er selber ist weder zu träumen noch sich zu irren fähig, aber er ist ein Mensch, und sein Leben ist kärglich, nun ja, so langt er trotz seines angebornen Geizes die Kronen aus der Tasche und kauft sich in der Stadt fremde Phantasien. Er brüstet sich: „Nicht wahr, ein hübsches Sächelchen? ..." Das als Erstes. Dann, nach einer Minute: „Ich habe ganze fünfundzwanzig Kronen dafür gezahlt." Das ist doch keine Kleinigkeit, es ist immerhin — ein Fünftel eines Standardschweins!

Ganz Dänemark ist ein Dorf. Mit Ausnahme von Kopenhagen hat es keine großen Städte. Verstreute und weit voneinander entfernte Bauernhöfe, inmitten von Getreide- und Gemüsefeldern. Trotzdem hat sich der Mensch hier der Natur entfremdet. Er beginnt sie zu bewundern wie der Städter.

Die Bäuerinnen sind städtisch gekleidet. Sie achten nicht nur auf das Gewicht der Schweine sondern auch auf mondänen Ton. Die Bauerntochter spielt auf dem Klavier Foxtrots. Der Fremde wird von der Hausfrau mit Kaffee oder sogar mit Portwein bewirtet. Nicht ohne Stolz zeigt sie ihm zuerst die Schweine, dann die Bilder an den Wänden und schließlich ihr eignes Werk — Schränke voll eingemachter Früchte oder Marinaden. Die Einmachgläser sind weit anziehender als die Bilder! Wie prächtig die rosa schimmernden Karotten zwischen grünen Erbsen! Wie feierlich in ihrer Unversehrtheit die großen Ananaserdbeeren! Die reichen Bauern haben außer einer gewöhnlichen Küche noch eine zweite, die speziell für die Herstellung verschiedener Konserven eingerichtet ist. Das Einmachen der Früchte wird zu einem Ritual. Es gibt in Dänemark eine „Haushaltungs-Hochschule". Die vorsorglichsten unter den Bauern schicken ihre Töchter dorthin zu sechswöchigen Lehrkursen. Das Diplom der Schule ist eine verlockende Mitgift: für welchen Farmer wäre es nicht schmeichelhaft, sich solche Glasschränke mit dreidimensionalen Stilleben zuzulegen?

Kirchen gibt es wenig, und sie sind nicht geachtet. Die dänischen Bauern leben vorsichtig; sie wissen zu überlegen, wofür ein jedes Ding gut ist. Das gefährliche „Opium fürs Volk" haben sie längst durch harmlosere Narkotika ersetzt: durch Radiokonzerte oder durch Fuchsien in Blumentöpfen. Ihr Lebensstil ist lichtvoll und seelenlos. Indem sie den Aberglauben abschüttelten, streiften sie auch jeglichen Glauben und jegliches Pathos ab. Die Welt ist für sie vor allem klar wie die Fettpreise. Statt des Katechismus studieren sie sorgfältig Arithmetik. Sollte einmal unter ihnen ein genialer Mathematiker auftauchen, der das Einmaleins widerlegte, so würden sie ihn nicht einmal des Scheiterhaufens oder der Mistgabel für würdig erachten, nein, sie würden ihn nur mit kalten Duschen kurieren. Wie geistvoll und menschlich erscheint daneben das von uns so verleumdete Mittelalter ..

Selbstverständlich Kartoffeln, überall Kartoffeln, sogar in der Erde, die veredelt ist durch ausgezeichneten Dünger; überall das gleiche Keimen, die gleichen qualvoll bleichen Triebe. Die uralten

Züge des Bauernlebens haben sich weder durch Bilder noch durch Badewannen ausrotten lassen. Wie alle andern Bauern der Welt sind auch die Farmer Seelands und Jütlands mißtrauisch und gewinnsüchtig. Einer von ihnen erzählte mir, daß er im Winter, als es weniger Arbeit gab, „Krieg und Frieden" gelesen habe:

„Ein interessantes Buch! . . ."

Nach einer Minute Stillschweigen fragte er:

„Wieviel hat man wohl diesem Tolstoj für das Buch bezahlt? . ."

Fragte und spitzte die Ohren. Sage ich: „Viel", so wird er es nicht glauben — zahlt man denn viel für einen müßigen Zeitvertreib? Nenne ich aber eine Ziffer, so wird er gleich überschlagen, was vorteilhafter sei — Bücherschreiben oder Schweinezucht. Stellt sich heraus, daß Bücherschreiben vorteilhafter sei, so wird er sich dahin entscheiden, man wolle ihn einfach nasführen, wird lächeln: Bei mir seid ihr grade an den Rechten geraten! . . .

Auch geizig sind sie wie alle Bauern. Die Schriftstellerin Karin Michaelis lebt auf einer kleinen Insel. Die Bauern in der Umgebung wissen, daß sie eine „berühmte Frau" ist. Sie verehren sie, laden sie ein, bewirten sie mit Kaffee, holen sich sogar bei ihr Rat in ihren Familienangelegenheiten. Vor etwa zehn Jahren wandte sich die Michaelis an ihre reichlich satten Nachbarn mit der Bitte, etwas für die hungernden deutschen Kinder zu spenden. Sie schrieb sogar einen gefühlvollen Aufruf. Die Bauern hörten sie an und seufzten kummervoll, aber keiner von ihnen rückte auch nur mit einer Krone heraus.

Es ist üblich, die werktätige Arbeit auf jegliche Weise zu preisen; nur Snobs sowie auch das Evangelium mit seiner dunklen Berufung auf die Lilien im Felde erlauben es sich, die Trägheit zu rechtfertigen. Aber nicht in der „guten Stube", wo sich Telephon und Fuchsien befinden, wird der dänische Bauer zum „Kulak", auch nicht im Bureau des genossenschaftlichen Schlachthauses, wenn er Geldscheine nachzählt, nein, bei der Arbeit, neben dem Traktor, mitten unter den Kühen und Schweinen. Er arbeitet fanatisch von Kind auf und bis zum Tode, er arbeitet weit mehr als seine Knechte; im Sommer ist sein Arbeitstag nach der Sonne bemessen, die Sonne aber hat es hier mit dem Untergehen nicht eilig. Er arbeitet mit Hingabe, wahrhaftig, er wüßte nicht, was er mit der Muße anfangen sollte. Seine geistige Physiognomie ist nicht das Ergebnis eines problematischen Zieles in Gestalt der Nullen des Sparkassenbuches oder eines neu errichteten Hausflügels, sondern sie ist das Ergebnis grausamen, drückenden Schweißes, der den Menschen in einen musterhaften amerikanischen Traktor verwandelt.

Er liest Tolstoj deshalb, weil in den Winter die Ruhezeit fällt, wie im Winter der Schnee fällt: es ist wohl am allerehesten Langeweile. Er pfeift selbstverständlich auf Tolstoj. Irgendwo haben Menschen Krieg geführt. Er hat davon in den Zeitungen gelesen. Neben den Auslandstelegrammen standen die Fettpreise. Er pfiff auf den Krieg. Er erfüllt seine staatsbürgerliche Pflicht, einfacher gesprochen: auf dem Wege zur Molkerei geht er in das Haus, wo die Wahlurne steht, und steckt einen Zettel hinein. Zu denken braucht er dabei nicht: er stimmt für seine Partei. Es ist natürlich eine Bauernpartei, weder rechts noch links, eine ruhige, häusliche Partei, die weit mehr um die Fettpreise als um Weltpolitik besorgt ist. Ihn können weder die russische Revolution noch Lindbergh noch Wolkenkratzer auf der Kinoleinwand in Erstaunen setzen. Weiß er doch alles und pfeift er doch auf alles, außer vielleicht auf seine Sisyphosarbeit. Für den Arbeitslosen in Kopenhagen, der neidische Blicke auf die Schinken wirft, ist er erstens ein Glückspilz und zweitens ein Bösewicht. In Wirklichkeit ist er

ein unglückliches Geschöpf, nicht einmal ein Mensch sondern die Grundlage des Exports und ein Erdenwurm unter Ulmen.

In einem der Bauernhäuser sah ich sehr ergötzliche Malerei. Der Hausherr hatte sich nicht einfach mit Landschaften begnügt. Er hatte bei dem Künstler Fresken bestellt, die sein bäuerliches Leben darstellten. Er hatte selber das Sujet jedes Bildes ganz genau bestimmt: zuerst das kleine Häuschen seines Vaters im Norden Jütlands; dann sein erstes eignes Haus, selbstverständlich mit Schweinen; dann das Haus seiner Frau — die Mitgift — immer mehr und mehr Schweine; schließlich eine prächtige zweistöckige Farm, ringsum idyllische Bäume, darunter ganze Scharen von Schweinen. Menschen fehlen auf diesen Fresken vollständig. Vielleicht ist der Maler ein geschworner Landschaftler gewesen, vielleicht aber waren Menschen hier überflüssig. Hat doch dieser Bauer nichts andres getan als Schweine gezüchtet und neue Grundstücke gekauft. Da haben wir es, dieses Leben, da haben wir auch seine tragische Apotheose: ein greiser Farmer, Fresken an den Wänden, Portwein für die Gäste, der Tod vor der Tür, neben dem Tod aber Hunderte von Schweinen — warten Sie einmal, jenes dort will gerade Junge werfen, der Greis muß noch vor dem Tode in den Stall eilen, damit die Sau nicht dummerweise ein Ferkel zerdrückt; wird doch jedes Ferkel in sieben Monaten zum Standardschwein, damit aber ist nicht zu spaßen, das sind 103 Kronen.

Beim Anblick der chinesischen Kulis oder der Arbeiter der Lodzer Manufaktur kann man empört sein, kann man aber auch hoffen: sind doch dort Fristen denkbar. Hier aber, vor diesen Fresken, wäre weder Empörung noch Spott noch Hoffnung am Platze. Ist doch hier schließlich einfach das verwirklicht, wovon stillschweigend, manchmal aber auch laut, die andern Völker träumen. Belehren? Aber die dänischen Bauern können nicht nur lesen sondern lesen sogar Tolstoj. Befreien? Von wem sollte man sie befreien? Von den Engländern, die das Fett kaufen? Oder vielleicht von den Schweinen? ... So verwischt sich jener dünne Strich, der gewöhnlich die sentimentalen Vegetarier, die die Rettung der dickhintrigen Schweine fordern, von den Menschenfreunden trennt, die über das allgemeine Glück nachdenken. Bei Gott, diese Zuchteber werden nie zu Wildebern werden! Und die Menschen? Aber Sie essen doch gern guten Schinken? ... Auf diesem Teller liegt nicht nur das Leben des vorzeitig entseelten Standardschweines, es liegt darauf auch das Leben seines illusorischen Besitzers. Man kann sich also, nachdem man das Butterbrot mit Genuß zerkaut hat, von neuem humanitären Träumereien hingeben.

Deutsch von Hans Ruoff

Do you like books? von Wolf Zucker

Ein Erlebnis, das jeder kennt, der in England einmal ein möbliertes Zimmer mieten mußte: hinter der ältlichen Vermieterin steigt man die gewundene Holztreppe zu dem angebotenen Zimmer empor, antwortgebend auf den Haufen schematischer Fragen, mit denen sich Engländer ein Bild vom Fremdling zu machen versuchen. Auf einem Treppenabsatz steht ein Bücherregal, man hält sich eine Sekunde davor auf, um vorbeistreifend ein paar Titel zu lesen, worauf sich die Hauslady unweigerlich umdreht und verbindlich fragt: „Do you like books?"

Vermutlich ist für die Leute, die auf solche Frage ein „Yes, I like books" zu antworten vermögen, der „Tag des Buches" geschaffen worden, der seit dem vorigen Jahre als

eine Art Sedanfeier des typographischen Gewerbes gefeiert werden soll. Man scheint bei der Neueinrichtung von der Voraussetzung ausgegangen zu sein, daß es für die meisten Leute nur der Erinnerung an ein bestimmtes Datum bedürfe, um sie zu den heldenhaftesten Entschlüssen zu veranlassen. Immer schön der Ordnung nach: Am 16. März fällt uns anläßlich des Volkstrauertags ein, daß Angehörige in verschütteten Granatlöchern modern — was wir sonst vermutlich vergäßen —, am 22. kaufen wir ein Buch, und im Mai haben wir Muttern eine Postkarte zu schreiben.

Der Tag des Buches soll laut Vorschrift der Buchhändlerverbände in diesem Jahre im Zeichen des Themas „Buch und Jugend" begangen werden. Die Frage des Jugendbuches ist interessant und wichtig, wenn auch nicht nur am 22. März. Sie ist eine noch uneingelöste Forderung an die Schriftsteller. Denn es ist nun einmal Tatsache, daß heute ein siebenjähriges Kind jede gedruckte Vorlage entziffern kann, und meistens kann es besser lesen als der durchschnittliche Jugendschriftsteller schreiben. Über die anmaßende Ignoranz der Zeit, die in den Kindern eine Art schwachsinniger Erwachsener sah, scheint man ja hinaus zu sein. Der Stil, der sich kindlich nannte, weil er jedem vernünftigen Erwachsenen mit Recht idiotisch vorkam, wird nicht mehr ausschließlich gepflegt. Aber damit ist noch nicht so sehr viel besser geworden. Man ist, wie das — nicht nur bei Jugendschriften — so üblich ist, ins glatte Gegenteil umgeschlagen und rutscht nun vor einer Jugend, von der man falsche Vorstellungen hat, auf dem Bauch, um bloß nicht zu den Autoritativen oder Moralisten gezählt zu werden. Heute kommt sich der Jugendschriftsteller modern vor, wenn er seinen Lesern einredet, alle Erwachsenen seien Trottel; wenn er mit einem Leuchten um die junggebliebenen Augen versichert, ein richtiges Kind liebe Schmutz und Lärm, und es als Gipfel jugendlichen Humors ansieht, wenn der alten Tante Stecknadeln ins Polsterkissen gepiekt werden. Wiederum wird die Vernunft verraten, diesmal von der andern Seite, so wie es jene Intellektuellen tun, die den Verstand schmähen, weil sie damit den Unverständigen zu imponieren glauben. Im Grunde sind die lärmbegeisterten alten Wandervögel von heute nicht besser als die moralisierenden Gehröcke von gestern. Bei beiden liegt derselbe Fehler vor: eine völlige Verkennung des kindlichen Typus — wenn es überhaupt so etwas gibt. Die eigene schlechte Erziehung wird mit aller Gewalt der Jugend untergeschoben, an die man sich wenden will.

Und dabei ist ja gute Kinderstube im weitesten Sinne des Wortes etwas, was wirklichen Eindruck auf Kinder machen kann. Und zur guten Kinderstube gehört vor allem andern ein gut Teil gesammelter, beherrschter Vernunft, ein Sinn für Realität, für Gegenwart und für die Schwierigkeiten, die sie jedem bietet, der sich in ihr zurechtfinden muß. Der gut angezogene Lehrer hat bei seiner Klasse stets ein großes Plus, und es ist darum derselbe Fehler, zur Jugend in Röllchen wie in Hemdsärmeln zu reden. Die unerreichten englischen Vorbilder und ebenso auch Kästners „Emil" haben diesen Vorzug

des richtigen geistigen Angezogenseins. Es geht „vernünftig" zu, auch wenn es sich einmal um nicht alltägliche Begebenheiten handelt. Das Vernünftige ist ja letzten Endes eine Frage der Moral, und man verfalle doch nicht aus Angst vor Schulmeisterei in den Glauben, Jugendbücher hätten frei von jeder Lehre zu sein. Das Gegenteil ist der Fall: es gibt überhaupt kein Buch, in dem nicht gelehrt würde, in dem nicht irgend eine Welt zumindest als wünschenswert gemalt würde. Mehr als in den Büchern für die kritischeren oder sowieso hoffnungslosen Erwachsenen sollte in Jugendbüchern die dargestellte Welt eine in den Grenzen der Vernunft mögliche sein. Kameradschaftlichkeit, Kampf gegen die Tierquälerei, gegen jede Art von Brutalität und für die Gerechtigkeit in jeder Form — das sind Parolen, die jedes Jugendbuch verfechten sollte. Gerade das Jugendbuch braucht die eindeutige moralische Forderung, weil es beim Kinde — allen modernen Kunsttheorien zum Trotz — überhaupt noch nicht um Kunst geht sondern darum, sich in einer bedrohlichen, verwirrenden Welt zurechtzufinden. Ein Jugendbuch ist, vielmehr als die Leute, die da Jugendbücher schreiben, glauben, Vorbild, Lebensanweisung, Lebensrechtfertigung. Auch das Märchen wird vom Kinde ja in das eigne Leben einbezogen, verwirklicht, und zur Enttäuschung aller derjenigen, die an eine Unmittelbarkeit der Kunst glauben, wird von den Kindern das künstlerisch schönste Märchen abgelehnt, unbeachtet gelassen, wenn es sich solcher Verwirklichung entzieht.

Es kann nur immer wieder die eine Forderung wiederholt werden, und wenn es grade zu Goethes Geburtstag sein soll, auch an diesem Tage — die Forderung nach klarer Vernunft. Man sehe sich doch die Kinder an, wie ihnen Realisierung alles bedeutet, wie sie mit der Wirklichkeit um sie herum viel besser vertraut sind, als blinde Erzieher und scharfsinnige Theoretiker es wünschen. Sie kennen die Bedeutung der Autonummer, können den Radioapparat in Ordnung bringen, und wenn sie spielen, so ist es „Polizei und Kommunisten". Daran gibt es nichts zu bedauern, sondern das Jugendbuch sollte dem Rechnung tragen. Es ist kein Zweifel, daß die Jugend in den angelsächsischen Ländern, soweit wir davon hören, nach vernünftigeren und moralischeren Lehren aufwächst als bei uns. Boy Scouts und Straßenjungenklubs — mögen sie noch so sehr Machtinstrumente einer bürgerlich-kapitalistischen Welt sein — sind doch prächtige Gelegenheiten zur Verwirklichung von Forderungen. Wo diese Institutionen aufhören, anständig zu sein, wo die Heuchelei anfängt, das ist eine andre Frage, aber vielleicht ist es doch möglich, das Wünschenswerte davon ohne die bedauerlichen Auswüchse zu übernehmen. Jedenfalls versteht man es, bei der Realität zu bleiben, und die schönen Jugendbücher, die aus England und Amerika zu uns gekommen sind, beweisen dieses Verständnis am besten.

Resümee für den Tag des Buches? Schafft erst einmal die guten Bücher für die Jugend, damit sich ein solcher Tag auch lohne. Do you like books? Das wollen wir erst mal abwarten.

Mahagonny von Klaus Pringsheim

„Darum laßt uns hier eine Stadt gründen und sie nennen Mahagonny, das heißt: Netzestadt! Sie soll sein wie ein Netz, das für die eßbaren Vögel gestellt wird." Auf Deutsch: Neppstadt. Ganz so biblisch wie bei der Gründung geht es darin nicht her; doch zunächst auch nicht so paradiesisch-vergnügsam, wie die Prospekte der Freudenstadt großsprecherisch verheißen. Aus allen Kontinenten strömen sie herbei, die mit Mühsal und mit Gold Beladenen, beides sollen sie hier loswerden — und finden ein verschlafenes Spießbürgerschlaraffenland, das Leben zum Sterben langweilig, in Scharen reisen die Enttäuschten wieder ab, die Preise sinken. „Ach, dieses Mahagonny ist kein Geschäft geworden", klagen im Terzett die Gründer, steckbrieflich verfolgte Verbrecher alle drei. Bis in einer Schreckensnacht, im Angesicht des Todes, der vom herannahenden Hurrikan droht, der Holzfäller Jim Mahoney aus Alaska die Gesetze der menschlichen Glückseligkeit verkündet, deren oberstes lautet: Du darfst. Nichts ist verboten, alles erlaubt.

So weit der erste Akt. Etwas wie eine Idee blitzt auf: Idee einer höhern Freiheit im Nichtstun — im nichts tun als leben und genießen. Aber wie sieht diese Idee, die sich kühn und aufrührerisch gebärdet, in Wirklichkeit und in ihrer Verwirklichung aus? „Erstens vergeßt nicht, kommt das Fressen, zweitens kommt die Liebe dran, drittens das Boxen nicht vergessen, viertens Saufen, solang man kann. Vor allem aber achtet scharf, daß man hier alles dürfen darf" — singt im zweiten Akt der Männerchor. Und dann werden die vier Formen der Glückseligkeit in kräftigen Bildern vorgeführt. Nur die Liebe ist, nachträglich, in einem lyrisch-zarten Duett sublimiert, das als Konzerteinlage — Sopran in großer Toilette, Tenor im Frack — aus dem Rahmen der direkten Darstellung fällt.

Die Idee des neuen Gesetzes — sie steckte schon im Plan der Gründung — bewährt sich, die Preise steigen. Lohnt es, um dieser Idee willen zu leiden, an ihr oder durch sie oder für sie als Tragödienheld zu sterben? Holzfäller Jim, übrigens ein gutartiger, einfältig sentimentaler, grundsympathischer Bursche, hat das Malheur, beim Boxkampf, in dem er auf seinen Freund setzt, all sein Geld zu verwetten und hierauf logischerweise die Zeche, zu der er die ganze Gesellschaft eingeladen, schuldig zu bleiben. Ein Malheur? Wie alles von ihm abrückt, wie er plötzlich, hart bedrängt, allein steht, verloren und verlassen: eine Strindbergvision; ein Chaplin-Albtraum. Denn wir sind, dritter Akt, in der untersten Hölle unsrer lieben kapitalistischen Welt, in der kein Geld haben das schrecklichste Unglück ist und das einzig todeswürdige Verbrechen: nicht bezahlen können. Der Arme, zu arm sogar, um seine Richter zu bestechen, büßt es auf dem elektrischen Stuhl. Doch dann ballt sichs im Volk von Mahagonny zum

Massenprotest gegen die unmenschliche Teuerung; die Hinrichtung, von allen gefordert, ist das Signal zum allgemeinen Aufstand geworden, Demonstrationszüge bilden sich, Jims Leiche und seine elenden Habseligkeiten werden wie Reliquien vorangetragen, die Züge wachsen zusammen, wie eine Mauer rückt es unaufhaltsam und gräßlich langsam vor, immer singend zu den obstinaten Klängen eines hart und kalt drohenden Trauermarsches — und plötzlich war es, unheimlich und unwirklich, wie die phantastische Krönung eines gewaltigen Revolutionsdramas: alle im Hause mitreißend, in denen es mitmarschiert; und das ewig schlechte Gewissen der Gesellschaft, die als Premierenpublikum Parkett und Ränge zierte, fühlte es geradewegs auf sich losmarschieren, als wären es die vereinten Proletarier aller Länder.

„Aber dieses ganze Mahagonny ist nur, weil alles so schlecht ist, weil keine Ruhe herrscht und keine Eintracht, und weil es nichts gibt, woran man sich halten kann." Aber dieses ganze Mahagonny — wäre bei Wedekind irgend ein mondän-internationaler Feenpalast geworden. Bei Brecht ist es eine Monstre-Kaschemme mit Whiskydunst, Tabaksqualm und allem Zubehör neuwildwestlicher Raubritterromantik (trotz der für das leipziger Laubenpublikum verdeutschten Eigennamen); denn selbstverständlich sind wir in Nordamerika — und daher freilich recht weit entfernt von der „Goldküste", von der sie reden, als wäre sie um die Ecke ... Aber wedekindisch, wie jenes aggressiv-unideale Ideal von Menschenparadies, ist die Methode, es zu lancieren: als Spekulantentrick; als Abfall und Nebenprodukt eines Gaunergeschäfts; als Mittel zum bösen Zweck. Das ist die erste ausgemachte Teufelei in diesem hinterhältigen, bösen Theaterstück. Die zweite, tückischere, daß jenes, sei es denn, Ideal, anstatt wenigstens als Flämmchen in die Zukunft zu leuchten, seine dramaturgische Mission in ihr striktes Gegenteil verkehrt; es wird zertrampelt, und eine neue Saat von Erbärmlichkeit geht daraus auf.

Junge und alte Sächsinnen schrieen „Pfui" und „Schluß", noch bevor Schluß war, manche sogar „Pfui Teufel" — warum eigentlich? Warum nur waren die Leute so fürchterlich aufgeregt, zornentbrannt, leidenschaftlich erbost? Weil Brecht und Weill einen neuen Typus Oper, vielleicht einen neuen Typus Musiktheater etablieren wollen? Ach nein, das Aesthetische ist ja unsagbar unwichtig geworden; kein Publikum der Welt regt sich heute darüber auf. Eher schon über das Unästhetische; aber da ist man ja an mancherlei gewöhnt. Und zu Brechts Ehre sei festgestellt: es wird weder gerülpst noch gekotzt in Mahagonny. Die Leute waren wütend und wurden immer wütender drei Akte hindurch, weil — sie selbst nicht wußten weshalb; erlösend wie überfälliges Niesen brach ihre redliche Empörung aus, als endlich der freche Bolschewik sein wahres Antlitz zeigte. Brecht macht es halt umgekehrt wie Piscator. Der spielte eindeutig kommunistisches Theater, und aus Kuriositätsinteresse gingen die Smokings hin und sahen sich die Sache an. Brecht sucht die Herrschaften auf,

wo sie sich vor seinesgleichen am sichersten wähnen, und — treibt kommunistische Propaganda? Unsinn. Aber konsequent ist er in dieser inkonsequenten, wie mit Absicht salopp gefügten Oper nur darin, mit jedem Wort ein Stück bürgerlichen Himmel herunterzureißen, mit jedem Schritt sozusagen der bürgerlichen Gesellschaft in die Fassade zu treten, angefangen mit ihrem Traditions- und Repräsentationstheater, dem er seine tiefste Respektlosigkeit erweist.

„Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny", den umständlichen Fall kompliziert die Tatsache, daß er als Oper etiquettiert ist. Noch einmal handelt sichs da nicht um ästhetische Fragen. Daß nach der entwicklungsgeschichtlichen Logik, die den ewigen Kreislauf des künstlerischen Fortschritts kommandiert, jetzt wieder die Nummernoper dran ist und das Musikdrama ablöst, wie sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von diesem abgelöst worden ist, das bleibt eine Ressortangelegenheit der Produzierenden, eine Frage zweiten Ranges. Mahagonnymilieu und Mahagonnyton ließen sich gewiß auf der Opernbühne durchsetzen. Aber das Operntheater hat sein immanentes Lebensgesetz, das ihm im Gemäuer sitzt wie manchen Leuten die Rasse im Blut, und versperrt sich dem Eindringling, der seine Existenz bedroht. Diese Oper, die nur tut, als wäre sie eine, ist ein Vorstoß nicht zur Erneuerung sondern zur Abschaffung der Kunstgattung Oper. Aber die läßt sich im Schutz des eigenen Hauses nicht umbringen; von Weill und Brecht so wenig wie von Hindemith und Schiffer. Dos moi pou sto ... Vielleicht vom Schiffbauerdamm aus vermöchten sie den Boden des alten Opernhauses und einstigen Hofoperntheaters zu unterminieren; nicht, indem sie draufstehen, von seiner eignen Bühne her.

Die leipziger Uraufführung, unter Brecher, tat mit Caspar Nehers Hilfe ein Äußerstes, hohes Opernniveau zu wahren, ohne opernhaft zu werden. Aber doch ist „Mahagonny" Fortsetzung der „Dreigroschenoper" — nicht mit andern sondern beinahe mit denselben Mitteln. Fortsetzung und, was die Musik angeht, Steigerung. Das Orchesterchen, das halb Amüsierband, halb karikierte Vorstadtkapelle war, zu einem individuell kombinierten Apparat von dreißig Instrumenten ausgebaut, den keiner bei uns mit solcher Virtuosität handhabt; die Vielheit heterogener Stilelemente durch persönlichen Stilwillen zu innerer Einheit bezwungen; und die Grundform des Song als Typus zugleich verfeinert und vergrößert, elastischer, kunstreicher, vielseitiger verwendbar geworden. Ob dem Komponisten Weill diesmal oder ein andermal mehr „eingefallen", ist wohl nur von statistischem Interesse; in dieser neuen Partitur zeichnet und bestätigt sich ein Musikerprofil, das in der Gegenwart einmalig ist.

Stimmen wurden laut, eigentlich sei es schade um die Musik; doch auch sie habe nicht hindern können, daß . . . Kurt Weill hat solches Mitleid nicht verdient; er hat Brecht nicht gesänftigt sondern verschärft. Und das will für beide Teile etwas heißen.

Gespräch auf einem Diplomatenempfang

von Kaspar Hauser

In langen Kleidern und mit onduliertem Mäulchen zu sprechen.

— „Ei, guten Tag, meine liebe Frau Doktor Zeisig! Wie ich sehe, sind auch Sie zu diesem exklusiven Empfang erschienen! Es ist heute abend sehr interessant!"

„Ja, es ist sehr interessant. Sehen Sie nur: Dort Frau Fränkel und dort Frau Grünfeld sowie auch Frau Geheimrat Ravené! Es ist wirklich ungeheuer interessant! Und da — traue ich meinen Augen? Ein Japaner! Sicher ein hochstehender Diplomat! Jetzt setzt er sich. Es ist fabelhaft anregend! Die Diplomatie, ist sie doch so recht Kotzpröpfchens Zeitvertreib!"

„Nichts ist so interessant wie die Welt der Diplomatie. Mein Mann ist Kaufmann, demzufolge Industrieller, kurz: ein Wirtschaftsführer — aber die Diplomatie ... sie hebt uns doch ungeheuer. Von allen anständigen Wörtern sage ich am liebsten: Doyen. Wie wohl das tut! Wer ist jener —? Der so interessant hinkt?"

„Es ist der litauische Gesandte."

„P! Randstaaten. Erlauben Sie, daß ich rümpfe."

„Wen oder was?"

„Mein feingeschnittenes Näschen. Hh! Randstaaten! Wir unsrerseits gehen nur in die Botschaften. Nichts, was mich in so angenehme Stimmung versetzt wie das diplomatische Korps! Es hebt mich über mich selbst. Ich habe das auch nötig."

— „Die diplomatischen Empfänge haben der Judenheit das Chanuka-Fest ersetzt."

(*Sie tritt sich in den Tüll*)

— „Wie bazaubernd Sie heute abend wieder aussehen, meine liebe Frau Doktor Zeisig! Sie sind stets damenhaft, vornehm und diskret-elegant! Welche Verwandlung! Wie machen Sie es nur? Am Tage bei der Arbeit, beim Sport und am Volant — und abends eine Wolke von Zartheit und Schmirgelsamkeit. So habe ich es wenigstens in der Zeitung gelesen."

— „Versteht sich, meine Liebe. Das macht: ich trage einen Büstenbagger. Unsere neue Mode (*sie überreicht ihr Cape einem Kavalier, der so aussieht, als halte er sich für einen Gent*), unsre neue Mode ist eine Auferstehung des Bürgertums. Vorbei die Gürl-Ideale der Inflation — die Welt beruhigt sich und wird schöner mit jedem Tag. Ich bin eine geborene Sobernheim, trage einen hochstehenden Kragen und erinnere demgemäß an Dantes Beatrice sowie an die Bilder der Prae-Israeliten aus den fünfziger Jahren."

(*Sie tritt sich in den Tüll*)

— „Auch ich kleide mich, wie es die neue Mode gebeut — allerdings so viel Schmuck wie diese Frau da ... mein Mann ist kein indischer Nabelbob! Sehen Sie den jungen Menschen? Wer mag er sein?"

— „Der im Zmoking? Es ist der Doktor Florian, ein bekannter Ultimo-Kommunist. Nach dem Ersten, wenn er Geld hat, gehört er wieder zu uns."

— „Potz. Und wo werden Sie morgen weilen, meine liebe Frau Doktor Zeisig?"

— „Wir gehen in ein dem Herrn Jakob Michael gehöriges Spekulationsobjekt: in ein Theater. Wir haben Plätze direkt unter der ersten Hypothek. Es wird ein Stück im fünffüssigen Rhombus aufgeführt werden. Sie fragen gütigerweise nach dem Autor? Heute ist es noch ein alter Engländer — von wem das Stück morgen sein wird: wer weiß das! Gott ist verhältnismäßig groß. Auch ist Musik mit dem Stück verbunden: ein Thema mit Vaginationen. Sehen Sie aber dort: wie hochinteressant! Wie aufregend! Der im Frack!"

— „Sicher ein Staatssekretär. Er ist vom A. A.... Apropos, wie geht es Ihrem Baby?"

— „Danke! Es kann schon ‚Einstellung' sagen. Und Sie? Erwarten Sie nicht ein solches?"

— „Ich bin davon abgekommen... (*Sie tritt sich in den Tüll*). Schauen Sie, schauen Sie: lauter Diplomaten! Sie sehen aus, als seien sie von Geheimnissen umwittert, die sie vergessen haben. Waren Sie übrigens neulich dabei, als unsre kleine Botschafterin, die so gut Golf spielt, den Nuntius conzipierte? Es war ein schöner Nachmittag! Sehn Sie nur — der da! Es ist ein Botschaftssekretär, aus der Rauchstraße. Betrachten Sie ihn — diese Denkerstirn!"

— „Denkerstirn? Schütteln Sie nicht daran. Er denkt wahrscheinlich nach, wozu er eigentlich in Berlin ist. Schau, schau! Auch eine Künstlerin pfom Pfilm! Wie sieht sie aus?"

— „Die deutschen Filmschauspielerinnen sehen alle aus wie die Weinabteilung eines Bierrestaurants. Jüngst sah ich ihrer vier Stück auf einem Rout. Auch eine ungarische Chansonniere war dortselbst anwesend. Sie bewies mit unerhörter Raffinesse ihre bravouröse Charmanz."

— „Ja, ja... die schönen Künste... Und Sie selbst? Sie sind sportsausüblich?"

— „Ich laufe ein wenig Gummi-Ski. Sie sprechen heute so ein schräges Deutsch?"

— „Ich muß es wohl. Es ist der Stil unsrer Zeit. Vorbei die karge Sachlichkeit; wir haben die neue Romantik entdeckt, sie bringt unsern Schriftstellern viel Geldes; es füllt die Spalten, mit Verlaub zu sagen. Was macht Francesco?"

— „Gestern brachte mir ein Telegraphenbube seinen fernmündlichen Brief. Nun also will er es ernstlich tun. Er will Kinder gründen."

— „Er war Ihr Freund?"

— „Er war es. Vorbei. Ich bin eine Wolke von Zartheit und Hilfsbedürftigkeit, aber wenn mir dieses Stückchen Modder noch einmal in die Quere kommt..."

(*Sie tritt sich in den Tüll*)

— „Was werden Sie tun?"

— „Ein Feuilleton aus ihm machen. Ich kann nicht malen, das habe ich nicht gelernt; ich kann keine Konzerte

geben, das kostet viel Geld — aber schreiben... schreiben kann jeder. Das wäre gelacht. Es ist angenehm, man braucht nicht dabei zu denken, und bezahlt wird es auch noch."

— „Sie sprechen von der Liebe?"

— (*fein spöttisch*) „Sie waren wohl geistlich abwesend, meine liebe Frau Doktor Zeisig! Mein Mann, der bekannte Pazifist zu Fuß, erinnerte mich neulich an seine französische Freundin, die zu sagen pflegte: On fera l'amour — l'après-midi pour toi, le soir pour moi, le matin pour nous et la nuit pour les pauvres."

— „Paris, das ist altes Spiel, meine Gute. London! New York! Die angelsächsische Rasse! Der Secks Appiehl! Neulich hörte ich in einem Dancing in Nizza einen armen kleinen Gigolo sagen: Une femme! Une femme! Ça fait pipi avec rien! Ich wollte es nicht gehört haben."

(*Sie tritt sich in den Tüll*)

— „Sie taten gut daran, meine liebe Frau Zeisig; alle Männer sind ein Schuft. Mein Gott, wie ist es hier doch interessant! Wie atme ich große Welt! Atmen Sie sie auch große Welt?"

„Ich... ja, jetzt atme ich sie auch. Wir alle atmen sie. Denn wir in Berlin wissen doch immer, was sich gehört.

(*Leise Musik*)

Wir in Berlin... wir sind doch das Allerfeinste, wo man hat. Wir sind sozusagen: Zweite Klasse im Millionärstil. Wir sind nicht von gestern, wir sind nicht von heute — wir sind schon von übermorgen. Wir hören das Gras auf den Zähnen wachsen, und wir eilen allen voran. Nur dürfen wir uns nicht umdrehen, denn die andern eilen gar nicht mit."

— „Wir in Berlin stellen glasierten Schund auf einen Sockel, und dann bewundern wir: uns, den Sockel und die Bewunderer. Den Sockel macht uns keiner nach. Wir sind stets up to date — immer auf dem Datum."

— „Wir in Berlin haben früher, ma chère, französische Brocken ins Gespräch gestreut, und heute sind es englische, my darling. Wir müssen immer etwas haben, woran wir uns hinauf ranken. Wir sind nicht. Wir geben an."

— „Wir in Berlin sind überall dabei, aber wir kommen zu nichts. Wir haben französischen Schick, englischen Sport, amerikanisches Tempo und heimische Hast — nur uns selbst haben wir nie gekannt."

(*Sie atmen große Welt*)

— „Sahen Sie den bazaubernden King Charles der Marchesa? Seine Augen sind wie grüne Jalousien, bei denen ist er aufgewachsen. Niedlich, wie er schon das Schwänzchen nach dem Winde hängt! Apropos, dort sehe ich den Reichstagspräsidenten — eilen wir, daß wir ihn sehen, damit wir sagen können, daß wir ihn gesehen haben!"

(*Sie treten einander in den Tüll und entschweben*)

Reichs-Hetzmuseum von Morus

Der Young-Plan ist durch, der pater patriae hat ihn unterzeichnet, und nun, dachten wir, würde es Ruhe geben. Nicht von den Hugenbergern; das kann niemand verlangen. Aber doch von denen, die sich mit solcher Verve für die Annahme eingesetzt haben. Zwar vergaß keiner von den hohen Herrschaften im Reichstag zu betonen, daß wir nicht wüßten, ob wir die Young-Leistungen erfüllen können. Aber das war für die Herren in der Diplomatenloge bestimmt, damit später niemand sagen kann, wir habens nicht gleicht gesagt. Für das Inland gelten andre Parolen. Das offizielle Mießmachertum soll, wenn wir recht verstanden haben, aufhören, und selbst Hindenburg hat verkündet, „daß der nunmehr eingeschlagene Weg, der dem besetzten deutschen Gebiet die langersehnte Freiheit und uns allen die Erwartung weiterer Fortschritte gibt, sich als der richtige erweisen wird".

Doch das ist offenbar ein Irrtum. In Düsseldorf am Rheine besteht seit einiger Zeit ein „Reichsmuseum für Gesellschafts- und Wirtschaftskunde". Das Geld dafür hat wohl zum Teil die Schwerindustrie gegeben, und der Geschäftsführer des Langnam-Vereins, Doktor Schlenker, ist der oberste Leiter des Museums. Im übrigen aber hat das Unternehmen einen sehr amtlichen Anstrich. Es gibt da zwei Kommissare der Reichsregierung und zwei Kommissare der Preußischen Regierung, alles hohe Beamte aus den einschlägigen Ministerien. Während im Vorstand die Schwerindustrie dominiert, ist der „Senat" — ohne Titel keine Mittel — quasi paritätisch zusammengesetzt; auch Löbe und Leipart von den Freien Gewerkschaften haben dafür ihren Namen hergegeben. Was in dem Museum zu sehen war, hielt sich denn auch bisher auf der mittlern Burgfriedenslinie. Auf ganz lustige Fitzliputzli-Art, in der Manier, wie die Warenhäuser vor Weihnachten ihre Spielzeugausstellungen machen, wird demonstriert, wie herrlich weit wir es gebracht haben; wie tüchtig die Großindustrie ist, und wie fabelhaft interessant es in einem modernen Bergwerk zugeht, und wieviel Milch die deutschen Kühe geben. Viel wird man davon wohl nicht nach Hause nehmen, dafür gehen vielleicht mehr Menschen hinein als in die verstaubten Lehrmuseen und verbringen da eine nette Stunde.

Aber nun hat sich das Reichsmuseum auf die Politik gelegt und eine besondere Reparationsabteilung gegründet. Da kann man etwas erleben. Schon der Prospekt ist vielversprechend:

> Kaum jemand vermag sich eine Vorstellung von der Größe unsrer bisherigen Leistungen an die frühern Feinde zu machen. Kaum jemand ist in der Lage, zu ermessen, was durch den bis jetzt geltenden Dawesplan und seinen Nachfolger, den Young-

plan, von Deutschland gefordert wird. Und dennoch bestimmen diese Ereignisse das wirtschaftliche und damit auch das physische Schicksal von Geschlechtern. Die Gefahr liegt nahe, daß die dauernden Leistungen des ganzen deutschen Volkes, wenn sie einmal eine endgültige Form gefunden haben, aus dem Bewußtsein mehr und mehr verschwinden. Jahrzehnte werden automatisch Riesensummen gezahlt, ohne daß der einzelne unmittelbar den Druck dieser Lasten noch zu erkennen vermag. Die Anforderungen an Deutschland übersteigen noch immer unsre Leistungsmöglichkeiten!!

Folgen und Wirkungen aller bisherigen Verluste, die Belastung der ganzen deutschen Wirtschaft, jedes einzelnen Staatsbürgers und vor allem des deutschen Arbeiters zu zeigen, das ist der Zweck dieser Ausstellung. Der Deutsche muß wissen, warum er gezwungen ist, höhere Zinsen zu zahlen als das Ausland, warum seine Zahlungsbilanz passiv bleibt, warum seine Wirtschaft überfremdet wird, wohin die hohen Steuern gehen, die er entrichtet."

Das ist schon ganz lieblich, aber der Prospekt allein genügt nicht. Das muß man gesehen haben, das muß man gehört haben, da muß man hineingetreten sein. In diesem Reichsmuseum, zu dessen Verwaltung natürlich auch ein wissenschaftlicher Ausschuß mit einem Dutzend prominenter Professoren gehört, erfährt man endlich authentisch, wieviel wir bisher an Reparationen gezahlt haben: „Deutschlands Kriegstribute bis zum 31. Mai 1929: 150 Milliarden Goldmark." Die Kolonien waren nämlich, damit Ihr es ganz genau wißt, 31½ Milliarden wert, die Sachlieferungen bis Ende 1922 betrugen 40,76 Milliarden Mark, und so fort. Und wer hat an allem Schuld? Nicht etwa der verlorene Krieg und nicht einmal der Versailler Vertrag, sondern niemand anders als diese verdammte Republik. „Der Wahnsinn der Reparationen", wie es in der Sprache des Reichsmuseums heißt, beginnt mit dem „Deutschen Angebot 1919: 100 Milliarden". Der londoner Zahlungsplan verlangte 132 Milliarden, der Dawes-Plan nur 88 Milliarden, der Young-Plan dagegen 114 Milliarden. Der Young-Plan kostet also, mittels eines leichten Schlenkers, dem deutschen Volk 26 Milliarden Mark mehr als der Dawes-Plan. Was ja auch kein Wunder ist, denn, wie man auf einem andern Schaubild lesen kann: „Dawes-Plan, ein vorwiegend wirtschaftliches Abkommen — Young-Plan, ein vorwiegend politisches Abkommen."

Wer keine Zahlen zu lesen versteht, dem wirds noch deutlicher gesagt. Da sind die Reparationsleistungen nach den verschiedenen Zahlungsplänen in puren Goldstücken aus Pappmaché aufgetürmt. Die Goldsäule des Young-Plans durchstößt fast die Decke des Museums. Unter jeder Reparationssäule, auch unter dem Young-Plan, liegt der deutsche Michel, verstümmelt und zerquetscht und plattgedrückt. Siehst du, deutscher Arbeiter, so ergeht es Dir, und solch einen Repara-

tionsplan hat Deine eigne Regierung unterschrieben. Du glaubst, daß es noch einmal besser werden kann? Ausgeschlossen. „Ein deutscher Großvater sieht seine Nachkommen bis in die fünfte Generation tributpflichtig." „Ein am Tage von Versailles geborener Säugling muß ein alter Mann werden, bis er die letzten Reparationszahlungen geleistet hat." Mit solchen Sinnsprüchen sind die Wände tapeziert. Das alles wurde in dem Reichsmuseum zu Düsseldorf zur selben Zeit gezeigt, wo die Regierung Hugenbergs Volksentscheid bekämpfte und zur Gegenpropaganda Hunderttausende aus Steuermitteln aufwandte. Das soll aber auch künftig gezeigt werden, da ja „die einschneidenden Wirkungen unsrer Tributzahlungen der breiten Masse kaum noch zum Bewußtsein gelangen"

Was sonst noch in dieser Volksbildungsanstalt geboten wird, sei nur beiläufig erwähnt. Da findet sich ein Satz, der in der Gegend der schwerindustriellen Inflationsgewinnler besonders anmutig wirkt: „Die deutsche Inflation war die größte Kapitalvernichtung der Weltgeschichte." Aktueller und deshalb gefährlicher ist eine andre Belehrung: „Die Hauszinssteuer — verlorenes Kapital. 3 Milliarden Goldmark gingen schon durch Zinsverlust verloren." Das steht immerhin in einem Museum, in dessen Verwaltung nicht nur die Oberbürgermeister von Düsseldorf und Krefeld sitzen, die ihre Wohnungsbauten anscheinend bisher ohne Hauszinssteuer durchgeführt haben, sondern auch der Präsident des deutschen Städtetages, Mulert.

Wir nehmen ohne weiteres an, daß die meisten von denen, die für das Reichsmuseum in Düsseldorf verantwortlich zeichnen, nicht wissen, was da unter ihrem Namen getrieben wird; weder der Reichstagspräsident Löbe noch der Gewerkschaftsführer Leipart; weder die sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Hanna und die demokratische Reichstagsabgeordnete Lüders, noch die Minister Moldenhauer und Stegerwald, die ebenfalls der Museumsverwaltung angehören, werden vermutlich eine Ahnung davon haben. Aber nun wissen sie es. Gedenken Sie noch länger dieses Reichs-Hetzmuseum mit ihrem Namen zu decken? Und was gedenken der sozialdemokratische Reichsarbeitsminister und der sozialdemokratische Reichswirtschaftsminister, was gedenkt die Preußische Regierung mit den Ministerialräten zu tun, die als Staatskommissare für das Reichsmuseum in Düsseldorf eingesetzt waren? Wenn die Herren vom Langnam-Verein und von den Vereinigten Stahlwerken ein derartiges Spektakel in ihren Clubräumen veranstalten, so ist das ihre Privatangelegenheit. Wenn das Reich dafür sein Aushängeschild und seine Beamten hergibt, so ist das ein öffentlicher Skandal.

Bemerkungen

Recenia, Hartmannsdorf

I

Hartmannsdorf, ein Ort von siebentausend Einwohnern, an der Hauptstraße von Chemnitz nach Leipzig gelegen, ist Sitz meist kleiner und mittlerer Handschuh- und Trikotagenfabriken, nur die Firma „Recenia A.-G." stellt Kunstseidenstoffe her. Das Stammhaus dieser Firma befindet sich in Bradford, Hauptinhaber ist ein bekanntes Mitglied der Labour Party, Leo Scherf. In Hartmannsdorf begann er mit zwanzig Arbeitern; in den Konjunkturjahren 1925/26 stieg die Belegschaft bis auf dreihundertdreißig. Durch die Rationalisierung fiel die Arbeiterzahl auf zweihundert. Die Auszahlung eines sechprozentigen Tariflohnzuschlags mußte durch Streik erzwungen werden. In der Folgezeit wurde der Lohn dreimal gekürzt. Dagegen erhöhten sich die Gewinne des Unternehmens; im letzten Jahre wurden bei einem Reingewinn von anderthalb Millionen Mark 10 Prozent Dividende verteilt, auf je zehn Aktien eine Gratisaktie ausgegeben.

Als Kurzarbeit eingeführt und die Löhne um 20 bis 37 Prozent gesenkt wurden, trat am 21. November 1929 die ganze Belegschaft, noch hundertachtzig Arbeiter, in den Abwehrstreik; hundert davon waren Mitglieder des Textilarbeiterverbandes, der Rest unorganisiert. Zum Schutze der von auswärts herbeigeholten Arbeitswilligen forderte die Ortspolizei Verstärkung durch Sipo an, die die Streikbrecher täglich von der Bahn abholte und zur Bahn zurückgeleitete. Um den Willen der Streikenden zu brechen, erhob Scherf gegen sie vor dem Arbeitsgericht Burgstädt Schadenersatzklage wegen Tarifbruchs.

II

Am 15. Januar 1930 sollte im Hotel Kronprinz zu Hartmannsdorf über diese Klage verhandelt werden. Aus der ganzen Umgebung kamen Scharen von Arbeitern und Erwerbslosen zu einer Solidaritätskundgebung mit den Streikenden zusammen.

Der Prozeß wurde rasch vertagt. Darauf traten die Demonstranten, die meisten mit Fahrrädern, in vollster Ordnung den Rückmarsch nach den Heimatorten an. Sipo auf Lastwagen begleitete sie durch Hartmannsdorf, Sipo stand vor dem Fabriktor der Recenia mit bereitgehaltenen Gummiknüppeln; von den Fabrikfenstern drehten Arbeitswillige den vorbeiziehenden Demonstranten lange Nasen. Plötzlich flogen Steine in die Fenster. Aus der Mitte der Demonstranten können sie nicht geschleudert worden sein, denn der Zug befand sich in festgefügten Viererreihen auf der gepflasterten Straße, Steine waren dort nicht zu finden. Der erste Stein wurde von einem Zivilisten geworfen, der schon auf dem Wege vom Sportplatz zur Fabrik neben dem Zuge herlief. Er fand dann mit andern Zivilisten hinter Sipobeamten Schutz. Alsbald gingen die Beamten dazu über, mit dem Gummiknüppel die Straße zu säubern. Vereinzelte Demonstranten, besonders eine Frau, kamen mit ihnen ins Handgemenge, die andern zogen sich zurück. Zufällig des Weges kommende Motorradfahrer wurden mit geschwungenem Gummiknüppel aufgefordert, sich zu entfernen.

Während des Zurückweichens der Demonstranten befahl ein Polizeileutnant ohne vorherige Warnung Feuer. Schreckschüsse wurden nicht abgegeben, die Beamten schossen blindlings in die Menge, die in wilder Flucht, teilweise querfeldein, auseinanderstob. Mehrere fielen blutend zu Boden. Hinter der Sipo stand ein Zivilist und machte sie aufmerksam, wo sich Demonstranten befanden, deutete auf sie und rief: „Guckt, dort drü-

ben". Die Beamten luden mehrmals nach, immer mehr Opfer wälzten sich in ihrem Blute, zwanzig bis über zweihundert Meter von den Schießenden entfernt. Fünf Tote und zahlreiche Verwundete blieben auf der Strecke. Alle Getroffenen haben die Schüsse von rückwärts oder von der Seite empfangen. Der ganze Vorgang dauerte kaum zehn Minuten.

Als die Schießerei schon im Gange war, warfen Demonstranten, denen es gelungen war, seitab von der Straße Deckung zu finden, in heller Empörung von den Feldern aufgelesene Steine auf die Beamten. Einige wurden getroffen und verletzt.

III

Gegen fünf Demonstranten, darunter eine Frau, hat die Staatsanwaltschaft Anklage wegen Aufruhrs erhoben. Die Hauptverhandlung vor dem erweiterten Schöffengericht Chemnitz soll am 18. März stattfinden. Eine behördliche Untersuchung darüber, ob die Sipo durch den Gebrauch der Schußwaffe nicht ihre Befugnis weit überschritten und sich dadurch ihrerseits strafbar gemacht hat, ist weder eingeleitet worden noch zu erwarten. Deshalb bildete sich in Chemnitz aus angesehenen Persönlichkeiten ein Ausschuß zur Untersuchung der Vorgänge, um die wahren Zusammenhänge klarzustellen. Nach dem Muster des berliner Untersuchungsausschusses über die Maivorgänge 1929 wurden am 25. Februar im „Capitol" zu Chemnitz vor dreitausend Zuhörern durch die Rechtsanwälte Doktor Rolf Helm (Dresden) und Doktor Fritz Löwenthal (Berlin) fünfzehn Zeugen vernommen. Wie seinerzeit in den berliner Versammlungen, trugen die Aussagen das Gepräge größter Gewissenhaftigkeit. Übereinstimmend bekundeten alle, Demonstranten und Unbeteiligte, Mitglieder politischer Parteien und Unorganisierte, die gleichen Wahrnehmungen. Das Gesamtbild ist in vorstehendem Tatsachenbericht zusammengefaßt.

IV

Nach den berliner Maikämpfen öffnete ein Teil der bürgerlichen Presse Berichten über das Wüten der Polizei ihre Spalten. In Chemnitz lehnten die bürgerlichen und sozialdemokratischen Blätter auch die Aufnahme bezahlter Anzeigen über die vom Untersuchungsausschuß einberufene Versammlung ab. Besonders belobt worden sind die sächsischen Polizeibeamten im dresdner Landtag bisher nicht, eine derartige Beifallsäußerung ist das Vorrecht des frühern preußischen Innenministers Grzesinski geblieben.

Fritz Löwenthal

Bestrafter Pazifismus

Im § 61 des Reichsversorgungsgesetzes, der „Erlöschen und Ruhen des Rechts auf Versorgung" behandelt, heißt es:

„Die Versorgung ruht: . . .

3. wenn gegen den Versorgungsberechtigten wegen Hochverrats, Landesverrats, Kriegsverrats oder wegen Verrats militärischer Geheimnisse die öffentliche Anklage erhoben worden ist . . .

4. bei rechtskräftiger Verurteilung zu Zuchthaus wegen Hochverrats, Landesverrats, Kriegsverrats oder wegen Verrats militärischer Geheimnisse;

5. . . . Körperersatzstücke, orthopädische und andere Hilfsmittel (§ 5 Abs. 1), werden weiter gewährt und instand gesetzt."

Diese Hilfsmittel sind, laut zitierten / 5 Abs. 1 solche, „die erforderlich sind, um . . . die Folgen der Dienstbeschädigung zu erleichtern." Daß man im Zuchthaus diese Bestimmung allzu weitherzig auslegen wird, ist kaum anzunehmen.

Im Reichsversorgungsgesetz ist mithin eine Strafverschärfung für kriegsbeschädigte Pazifisten, die zur Kriegsdienstverweigerung „in Beziehung auf einen drohenden Krieg" auffordern, enthalten. Gerade die Leute also, die in erster Linie Kriegsgegner sein müssen, ja vielleicht — unwillkürlich oder demonstrativ — schon allein

durch ihr Krüppeldasein zur Kriegsdienstverweigerung auffordern, werden am härtesten bestraft!

Karuh

Der Herr Soundso

Die Sprache hat gesiegt — es ist nichts mehr zu machen. Nun steht der Unfug auch im Duden... Die schauerliche neue Ausgabe dieses höchst nötigen Nachschlagewerkes, ein Augenpulver, vierspaltig, beinah so unübersichtlich wie das berliner Telephonbuch: der „GROSZE" Duden hats auch. Da steht auf Seite 517:

„sowieso (unter allen Umständen, jedenfalls); der Herr Sowieso". Es ist zum Weinen. Denn auf Seite 516 steht richtig:

„soundso (unbestimmt wie); Paragraph soundso; der Herr Soundso". Beides kann nicht richtig sein; eines kann nur richtig sein; was ist richtig?

Bei Courteline kommt einmal eine Dame in einen Buchladen und fragt den Sortimenter nach einem Buch, dessen Titel sie vergessen habe. „Von wem solls denn sein?" — Von Daudet. „Von Alphonse Daudet?" — Ja. Der Buchhändler zählt auf. Nein, das nicht: nicht die Briefe aus meiner Mühle und nicht dies und nicht das... es sei, aber der Herr Buchhändler müsse nichts schlechtes denken, man sei Gottseidank eine verheiratete Frau ... es handele sich... kurz: das Buch sei etwas... ein wenig... wie? „Von Daudet?" — Ja. Der Buchhändler denkt nach. Er führt keine Erotika, kein Buchhändler führt Erotika... und Daudet? Der verzweifelte Buchhändler sagt alle unanständigen Buchtitel auf, die er kennt — aber von Daudet ist keines darunter. Und es ergibt sich, daß die immer mehr errötende Dame den Titel eines Daudetschen Buches daneben verstanden hat. Das Buch heißt: „Le Petit Chose". Der kleine Dingsda.

Denn — so lehrt die Moral dieser Geschichte — wenn man den Namen eines Mannes nicht weiß, so nennt man ihn Herr X oder Herr Dingsda oder Herr Soundso, weil ja „soundso" etwas Unbestimmtes bedeutet. Gussy Holl hat für Leute ihr unbekannten Namens die Bezeichnung „Herr Pimm" eingeführt, aber das steht wieder nicht im Duden.

Immerhin scheint mir Pimm noch zulässiger als „Herr Sowieso", was eine klar erkennbare Verwechslung mit dem „Soundso" ist... aber es ist nichts mehr zu machen. Alle Leute sagen es. Obgleich „sowieso" doch etwas durchaus Bestimmtes bedeutet... es ist nichts mehr zu machen. Weil wir aber nicht Eduard Engel heißen und also der Sprache nicht nachhelfern, wenn sie einmal anders will als wir —: so wollen wir uns damit begnügen, es nicht zu schreiben, und wir wollen nicht weinen, sondern die Sowieso-Sager mit jener höchst schauderhaften Klischeeredensart entlassen: „Das sowieso."

Peter Panter

Photo oder Graphik?

In seiner neusten Ausstellung im berliner Reckendorf-Haus beschäftigt sich das ‚Kunstblatt' mit einer Frage, die in der Zeit

einer neuen optischen Erfassung des Weltbildes aktueller denn je ist. Unter dem Motto: „Gezeichnet oder geknipst?" stellt Paul Westheim Graphiker und Photographen nebeneinander und versucht die Relationen zwischen diesen Gestaltern zu zeigen. Etwas Prinzipielles: Vergleichende Ausstellungen bergen immer die Gefahr, trotz gewollter Objektivität eine Stellungnahme schon vorwegzunehmen. Die Ausstellungsleitung hat es aber verstanden, durch sachkundige und nach beiden Seiten hin duldsame Auswahl bis zu einem gewissen Grade beide Darstellungsarten zur Geltung kommen zu lassen.

Die Grundstruktur der Ausstellung zeigt drei charakteristische Gruppierungen. Zunächst die Großmeister der Graphik, wie Corinth, Kirchner, Kokoschka, Rodin, die man weniger um Vergleichsmöglichkeiten zu schaffen, als um ihrer selbst willen hineingenommen hat, ungeachtet der zum Vergleich bereitstehenden Photographien. Diese Leistungen sind nicht komparabel. Wenn man die Führenden der deutschen Graphik zeigt, muß man das gleiche Thema durch einen kongenialen Photographen behandeln lassen. Aber hier hängt irgendein beweisloses Photo neben einer graphischen Gestaltung durch Meisterhand. So wird die Frage „Gezeichnet oder geknipst?" zur Farce gemacht.

Der umgekehrte Fall — und darin liegt schließlich eine mangelnde Objektivität der Ausstellungsleitung —, daß man von einer photographischen Leistung als solcher (als Ausgangsobjekt zu einem Vergleich) ausgegangen wäre, ist selten. Ausgenommen bleibt wohl nur Helmar Lerski, der in den angezogenen Fällen auch prompt durch seine Prägnanz, Virtuosität der Licht- und Schattentechnik und raffinierten Bildschnitt Graphik und Plastik verdrängt.

Das Ausstellungsthema: Prominentenporträts, ist zu eng. Hat Deutschland keine andern Einwohner? Das Gebiet der Darstellung von Eintags- und Dauergrößen ist reichlich abgegrast und ruft beim Beschauer zu viel gedankliche Assoziationen an schon Gesehenes hervor, als daß man von einem idealen Vergleichskomplex reden könnte. Der Darstellungsgegenstand ist an sich zu interessant, zu wenig variabel und handicapt den Photographen, der objektgebundener ist als der Graphiker. Es wäre darum eine dankbare Aufgabe, die Ausstellung auf einfache visuelle Dinge des Lebens, wie Haushaltungsgegenstände, Tiere, Architekturen, Landschaften, Industrieanlagen, zu erweitern. Eine dahingehende Bereicherung der Ausstellung bieten schon die an der Arbeitsstätte aufgenommenen Ruhrkumpeltypen des essener Photographen Artur Fenners. Sie stehen mit den klaren Strichzeichnungen des düsseldorfer Malers Robert Pudlich zur Debatte. Beides ernste Arbeiten ohne Flausen.

Diese Ausstellung zeigt, daß es zwischen Photo und Graphik labile Grenzen gibt, die aus beiden Lagern nicht ungestraft überschritten werden dürfen. Typische Verirrungen sind unter der Regie Westheims naturgemäß nicht zugelassen worden. Aber dennoch deutet die Ausstellung an, daß überall da, wo der Nichtkönner sich in das andre Gebiet vorwagt, Kunstgreuel entstehen wie impressionistische Bromöldrucke und Graphiken von wirklichkeitsnachäffendem Abklatsch.

Georg Schwarz

Protest im Haus der Technik

Es war nervös in Berlin am sechsten März. Die Schupo-Autos rollten. Man mußte weitergehen, als eine kleine Arbeiterin einen Schutzmann anschrie: „Und Sie schämen sich nicht, eine kranke Person anzufallen?" Man mußte weitergehen, als die Burschen von den Bürgersteigen fortgewiesen wurden und die Polizisten ihre Streifzüge machten.

In dieser Stimmung des Weitergehens kamen die braven Publikumsleute in das Haus der Technik, wo die Deputation für Kunst und Bildungswesen des Bezirksamts Mitte eine billige Vortragsreihe veranstaltet: „Aus der Geschicthe und Kulturgeschichte Berlins". (5 Groschen, Garderobe frei.)

Man weiß, wie das Publikum aussieht, das zu volksbildnerischen Vorträgen kommt: kleinbürgerlich, beflissen, etwas zu lernen und sich zu unterhalten, ordentlich. Es hörte und sah in dieser Halle, wo Hochöfen an die Wand gepinselt sind, schon allerlei von Berlin. Das war belehrend (mit Lichtbildern) und unterhaltend (mit Musik).

Dann trat Margarete Merrbach vor den phantastischen Vorhang mit dem AEG.-Symbol, um von dem „gegenwärtigen Berlin" zu sprechen; „Der Mensch der Stadt", ein Querschnitt durch die moderne Dichtung. Sie fing mit der Faust an, als sie rezitierte. Sie will den Arbeitsmenschen unsrer Zeit objektiv betrachtet wissen. „Ganz ehrlich", sagte sie. Ist das möglich? Das Publikum zeigte guten Willen, selbst vor der Anklage von Johannes R. Becher „Euch erschüttert nicht . . ." Denn hier sieht man nur den Arbeitsmann, der sich an seinem Elendskarren aufbäumt, hier ist noch Seelenpathos; auch bei Ginkel, der einen Arbeitslosen, viel primitiver und resigniert, den Nächsten fragen läßt: „Muß es so sein?". Ein alter Mann von einundsiebzig Jahren hat einen Jammerbrief geschrieben, und der wird vorgelesen. „Der Mensch der Stadt!" Das Publikum wird mürbe und denkt: „Das kennt man doch!" Zwei bildungshungrige Knarrstiefel verlassen den Saal, vielleicht weil es zu proletarisch wird. Und als nun von den „einseitigen Patriarchen" und von den „Angestellten" (von Kurt Tucholsky) ganz deutlich, ganz schwarz-weiß in Quintessenzen aufgezählt, etwas gesagt wird, bricht eine ganze Rotte aus. Man sieht sie lärmend in die Flucht gehn: sicher kleine Angestellte, Bankboten, Fakturistinnen. Hat sie Beschämung aus dem Saal getrieben? Sie schlagen ihre Mantelkragen hoch, als möchten sie beleidigt sagen: „Nicht davon sprechen, bitte. Wir sind besser dran." — „Weitergehen!" Drunten werden höchstwahrscheinlich noch Verhaftungen vollzogen.

Frau Margarete Merrbach muß testiert werden, daß ihre sprecherische Wiedergabe dem Zweck gerecht wurde. Es gereiche ihr zum Triumph, ihr Publikum entlarvt zu haben. Aber sie hat in ihrer Auswahl sicher an einen

gesinnungsmäßig moderner aufgelichteten Kreis gedacht. Denn der Instinkt kennt keine Objektivität. Gesinnung kennt auch keine. Vom menschlichen Verstehen bis zur klassenkämpferischen Überzeugung ist aber gerade im verproletarisierten Mittelstand der weiteste Weg.

Otto Rombach

Neue hamburgische Dramaturgie

Unsre Patrioten lassen bekanntlich nicht gern eine Gelegenheit vorübergehen, sich in kulturellen Dingen zu blamieren. Was aber Herr Generalintendant Roebbeling sich bei seiner Aufführung von Kleists „Herrmannsschlacht" im hamburger Schauspielhaus geleistet hat, ist schon mehr als eine Blamage.

Von den kleinen Textverbesserungen wollen wir nicht erst reden. Dem regieführenden Generalintendanten paßt es nicht, daß Kleist immer vom August spricht; er fürchtet wohl, die Waterkantler könnten den Imperator mit irgendeinem dummen August verwechseln. Er ändert also überall den Vers, um einen Augustus herauszudrücken.

Aber auch sonst passen ihm manche Ausdrücke von Kleist nicht. Thusnelda darf nicht von „heißer Brunst" sprechen, sie darf nur „voll Sehnsucht" sein. Auch ist ihm jede zärtliche Regung Herrmanns gegenüber seinem Weibe ein Greuel. Herrmann darf nicht „Thuschen" zu ihr sagen, immer wieder bessert der stramme Regisseur dies in „Thusnelda" aus. Was hat der Mann gegen die Gemütlichkeit in der Familie Herrmann? Er scheint überhaupt gegen den einfachen Ausdruck einer menschlichen Empfindung eingenommen zu sein. Wenn Arminius vor Thusnelda niedersinkt, spricht er nicht, wie Kleist will: „Thuschen! Mein schönes Weib! Wie rührst du mich!" Sondern da setzt es einen originalen Roebbeling. „Thusnelda, liebes Weib, du tust mir leid! Du kannst dich rächen, wahre deinen Stolz!" Die erste Zeile des Stückes heißt bei Kleist: „Es ist umsonst, Thuskar, wir sind verloren!" Wir, nämlich die Einzelfürsten, die sich gleich darauf wegen eines kleinen Landstreifens an der Lippe in den Haaren liegen. Der vaterländische Intendant aber läßt das Stück beginnen mit den Worten: „O Deutschland, Deutschland, jetzt bist du verloren!"

Kleist hat alle seine Figuren mit guten und schlechten Eigenschaften bedacht. Auch hier wird ein wenig umredigiert, wenn auch manchmal nur durch einen Strich, indem man zum Beispiel eine Selbsterkenntnis, wie sie in den folgenden Worten liegt, fortläßt: „Wolf: Es scheint, du hältst dies Volk des fruchtumblühten Latiens für ein Geschlecht von höhrer Art, bestimmt, uns roh're Kauze zu beherrschen? Herrmann: Hm! In gewissem Sinne sag' ich: Ja. Ich glaub', der Deutsch' erfreut sich einer größern Anlage, der Italier doch hat seine mindre in diesem Augenblicke mehr entwickelt." Im letzten Akt singen die Barden ihren Chor. Aber was Kleist vorgeschrieben hat, genügt da

nicht. Es werden noch fünf Verse aus Kleists Gedicht „Germania an ihre Kinder" als Zugabe serviert.

Thusnelda läßt Ventidius von der Bärin zerfleischen, doch ihre Kraft hält nicht bis zum Ende der grauenvollen Tat vor. Sie sinkt, bei Kleist, in Ohnmacht. Was aber tut sie an der Waterkant? Sie tritt an die Rampe mit geschwungenem Arme vor und spricht: „Nun ists geschehen. Betrug gebiert Betrug. Feind meines Vaterlandes, Feind meiner Tugend, du bist mir Rom, und Rom gescheh wie dir."

Mit Rom hats der Herr Generalintendant überhaupt. Auch die letzten Worte des Varus: „Rom, wenn du fällst wie ich, was willst du mehr!" werden, da durch einen Römer kein so tapferer Ausspruch getan werden darf, geändert in die Feststellung: „Ich falle, Rom, hier endet deine Macht!" Während Herrmann sich schon früher sehr unkleistisch in einigen Versen ergangen hat, die lauten: „Da sieh, Bedrücker, des Arminius Schwert, das nie versagen wird, wenn es ihm gilt, der Knechtschaft Joch in Freiheit zu verwandeln."

Zum Schluß tritt auch noch die Frau Generalintendant in Aktion und ändert die letzten Worte Herrmanns in ein starkes Bekenntnis für das Deutschtum um, das allerdings mehr nach Lauff als nach Kleist schmeckt. Er sagt:

Denn eher hat, das seh' ich ein, der Kreis
Vor dieser Mordbrut keine Ruhe, [der Welt
Als bis der Starke seine Kräfte fuhlt,
Und jedem, der von Knechtschaft vor ihm
Das Schwert entgegenhält. [redet,
Es sei der Tag gepriesen vor den Göttern,
Da deutsches Land nur deutschem Volk gehört.

Nachdem Herrmann geendet, erschallt nochmals der Frau Direktor Stimme in Form eines Chorgesanges:

Ihr Götter schürt die heil'ge Flamme,
Zum Schwure heben wir die Hand.
Ein einig Volk vom alten Stamme,
Fürs heil'ge deutsche Vaterland.

Und damit auch die Dekoration nicht hinter den Worten zurückbleibe, erscheint in einem riesigen transparenten Baumstamm, hell beleuchtet, das Denkmal Armins, während die ebenfalls projektierten schwarzweißroten Fahnen leider auf Einspruch des künstlerischen Beirats eingerollt blieben. Das Publikum war tief erschüttert. Nur ein Paar ging in stiller Wut von dannen. Es war der Herr Direktor Emanuel Striese, der zähneknirschend, soweit dies auf sächsisch möglich ist, zu seiner Frau sagte: „Virschinia, die beeden sind uns ieba!"

Mercutio Desbini

Hinweise der Redaktion

Berlin

Weltbühnenleser. J. Naidu: Die nationalpolitische Bewegung in Indien. Café Adler. Mittwoch, 8 Uhr.
Jüdisches Kabarett „Kaftan". Lutherstraße 31.
Henri Matisse. Galerie Thannhauser. Bellevuestraße.
Niddy Impekoven. Bachsaal. Donnerstag.

Bücher

Ferdinand Bruckner: Die Kreatur. S. Fischer, Berlin.
John B Watson: Der Behaviorismus. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Edlef Köppen: Heeresbericht. Horen-Verlag, Berlin-Grunewald.
Nathan Asch: Der 22. August. Ernst Rowohlt, Berlin.
Selma Lagerlöf: Die Silbergrube. Albert Langen, München.
Walther Steinthal: Dreyfus. Oesterheld & Co., Berlin.
Henri Barbusse: Das Feuer. Volksausgabe. Rascher & Cie., Zürich.

Rundfunk

Montag: Berlin 18.30 Uhr: Arthur Holitscher: Der Neger wird heller. — **Dienstag:** Berlin 19.05: Helene Stöcker: Mutterschutz. — Berlin 19.40: Rudolf Arnheim: Muß man schriftstellern lernen? — Berlin 22: Brecht-Weill: Lindberghflug. — Kiel 16.15: Pergolesi: Serva padrona. — Köln 20.10: Georg Kaiser: Zwei Kravatten. — Königswusterhausen 21.10: Layton und Johnstone. — **Mittwoch:** Berlin 16.05: Alfons Goldschmidt: Dollar, Bananen und Gummi. — Berlin 18.25: Gesicht der Zeitschrift: Der Scheinwerfer — **Donnerstag:** Berlin 20.30: Gerhart Pohl und Walter Goehr: Weltreise durch einen Arbeitstag. — Frankfurt 18.35: Otto Rombach. — Hamburg 21.30: Manfred Hausmann. — **Freitag:** München 19.30: Janacek: Jenufa. — **Sonnabend:** Leipzig 19 Arno Schirokauer: Freigabe der Kunst.

Antworten

Thüringer. Sie schreiben uns, wie es in Ihrem Land unter dem ihm von der Deutschen Volkspartei bescherten Minister Frick aussieht. Ich will Ihnen dafür auch etwas erzählen, was Sie noch nicht wissen. Im Januar hatte der leipziger Schriftsteller Erich Ebermayer beim Mitteldeutschen Rundfunk ein Sendespiel eingereicht „Der Minister ist ermordet ..." Zwei Tage später wars angenommen, dann wurden Einzelheiten der Regie sowie der Tag der Ursendung festgesetzt, der 28. März. Doch da erhob sich der politische Überwachungsausschuß, und der Verfasser erhielt Anfang März sein Manuskript mit einer nichtssagenden Begründung zurück. Es erübrigt sich zu bemerken, daß es der nationalsozialistische Vertreter war, der im politischen Überwachungsausschuß gegen ein Stück protestiert hatte, das die Sinnlosigkeit des politischen Mordes dartut und ein Bekenntnis zur Republik fordert. So mußte die literarische Leitung der Mirag, die sich bis zuletzt für das Stück einsetzte, vor dem nationalsozialistischen Ephorus kapitulieren. Hoffentlich ist eine der andern Funkgesellschaften liberal genug, jetzt das zu senden, was die Thüringer nicht hören durften. Vielleicht läßt der Herr Minister jetzt allabendlich seinen Zusatzantrag zum Republikschutzgesetz durchgeben, in dem es — echter Artur Dinter — heißt: „Wer durch Vermischung mit Angehörigen der jüdischen Blutsgemeinschaft oder einer farbigen Rasse zur rassischen Verschlechterung oder Zersetzung des deutschen Volkes beiträgt oder beizutragen droht, wird wegen Rassenverrats mit Zuchthaus bestraft." Das würde auch dem verbohrtesten Volksparteiler zeigen, daß das Problem Frick kein politisches ist sondern ein klinisches, das jeder tüchtige Nervenarzt zu lösen vermag.

Neuer Deutscher Verlag. Ihr habt die Restbestände des „Ledebour-Prozesses" erworben. Das Buch ist für 4,50 Mark bei euch zu haben. Ich weise gern auf diese einzigartige Quelle der deutschen Revolutionsgeschichte hin.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Der Lutherklecks von Carl v. Ossietzky

Im Lutherzimmer auf der Wartburg wird noch heute der berühmte schwarze Fleck an der Wand gezeigt, letztes Zeugnis der Auseinandersetzung zwischen dem Teufel und einem streitbaren deutschen Theologen. Denn von altersher ist der Teufel die besondere Beängstigung der Deutschen gewesen, viele Tintenfässer sind ihm an den Kopf geflogen, in welcher Gestalt er sich auch offenbarte. Sah der gute Doktor Luther in ihm noch das nordische Phantom mit Schweif und Klauen, so entdeckte der nicht minder beherzte Doktor Dinter in dem triumphierenden Grinsen Israels die ewigen Züge des bösen Feindes, der neuerdings, zur schreckhaften Verwirrung aller Deutschgesinnten, sogar die venerable Erscheinung des Generalfeldmarschalls von Hindenburg mißbraucht, um die armen deutschen Kapitalisten für Jahrzehnte unter fremde Schuldknechtschaft zu beugen, denn:

Groß Macht und viel List
sein grausam Rüstung ist
— auf Erd ist nicht seinsgleichen...

Aber auch die deutsche Seele ist nicht wehrlos, und ihr letzter Wurf nach dem Vater alles Bösen war ein wirklich brillanter Treffer. Mit besonderer Vernehmlichkeit ist er vor ein paar Wochen an die Wand des Staatsministeriums von Weimar geklatscht und stellte sich sogleich als der Abgeordnete Doktor Frick vor, unter Poehner Amtmann im Polizeipräsidium München, Putschist von Dreiundzwanzig, seit sechs Jahren tragikomische Figur im Reichstag, nunmehr vom nationalsozialistischen Hauptquartier berufen, den republikanischen Saustall in Thüringen auszufegen.

Von vornherein hat kein Verständiger gezweifelt, daß die Amtszeit Fricks als thüringischer Staatsminister nur eine kurze und turbulente Episode sein würde. Gewiß sollen einem Extremisten andre Maße als die üblichen zugebilligt werden, aber es müssen doch noch politische sein. Herr Frick stand von je ganz außerhalb der Bereiche politischer Wertung: er hat sich immer nur als psychopathologischer Manifestant bewiesen, dessen Auftreten im Reichstag oft genug die Frage nach seiner Zurechnungsfähigkeit wachrief. Der heute Dreiundfünfzigjährige ist äußerlich nicht mehr als ein altmodischer Bureaukrat bayrischer Provenienz. Eine sehr gleichgültige Gestalt. Auffallend an dem ganz trockenen Gesicht ist ein gewisser gespannter Zug; unter weit vorspringendem Stirnbein blinzeln die Augen halb unsicher, halb herausfordernd in die Welt der Realitäten. Ein Mensch, dem das Schicksal nicht viel Gaben auf den Weg gegeben hat aber desto mehr üble Laune. Einer von den ewig Mißgestimmten, denen alles sehr schwer wird, die sich oft als Überzählige des Lebens fühlen und sich in ihrer Not gern um Gesundbeter wie Haeusser und Zeileis oder Gesundflucher wie Hugenberg und Hitler sammeln. Denn die

dort zelebrierten Absurditäten festigen in ihnen die fanatische Überzeugung, unter Millionen von Verworfenen die einzigen Auserwählten zu sein. Alle diese völkischen Granden haben so einen Knacks weg, von Goebbels und seinem berliner Bestiarium ganz zu schweigen. Der Eine sieht die Weisen von Zion, der Andre weiße Mäuse, der Dritte entdeckt eine Verschwörung zwischen dem Papst und Stalin zugunsten der Wohlfahrtskasse des Zentralvereins. Daß diese armen Patienten heute vor Tausenden mit Erfolg predigen können, anstatt mit faulen Eiern heimgeschickt zu werden, ergibt sich aus der desperaten deutschen Grundstimmung, aus der ungeheuern Enttäuschung an den Parteien und ihren Führern. Daß aber einer davon in ein Staatsministerium einziehen durfte, das ist ein politischer Skandal ersten Ranges, dessen Ursachen interessanter sind als dieser selbst.

Herr Severing läßt sich von Freunden für seine republikanische Energie als rocher de bronce feiern. Gut. Aber gegen Frick hätte auch Külz, selbst Keudell nicht anders gehandelt. Der Schlüssel zur Situation liegt nicht in Weimar sondern in Berlin und in der Großen Koalition selbst. Denn der Fall Frick ist nur durch die Deutsche Volkspartei, der Partei der Herren Curtius und Moldenhauer, möglich geworden. Sie hat Frick geduldet und gehalten. Und selbst nach diesen thüringischen Erfahrungen hat die Partei den Gedanken nicht aufgegeben, in Sachsen ein ähnliches nationalsozialistisches Intermezzo zu arrangieren. Severings Exekutivmaßregeln nehmen sich gewiß recht kraftvoll aus. Aber ebenso bedeutsam und vielleicht noch wirkungsvoller wäre die einfache Frage an die koalierte Deutsche Volkspartei gewesen, ob sie bereit ist, den thüringischen Spuk abzublasen, ob sie bereit ist, ihrem thüringischen Landesverband die Liaison mit einer Partei zu verwehren, die die Reichsregierung als eine Clique von Hochverrätern hinstellt und die von vornherein erklärt, daß sie auf die Verfassung pfeift.

Der thüringische Zwischenfall kann nicht gleichsam als extramundan betrachtet werden, er gehört in den Rahmen der Koalitionspolitik und muß auch da gelöst werden. Denn die Deutsche Volkspartei hat seit ihrer Beteiligung am Kabinett Müller alles getan, um der Sozialdemokratie immer eine besonders peinigende Verantwortung aufzubürden. Die Duldung und konkrete Unterstützung des nationalsozialistischen Ministers in Weimar ist nur ein Beweis, wie sehr es ihr darauf ankommt, die Sozialdemokratie in Schwierigkeiten zu bringen, ihr Gewaltlösungen aufzunötigen, die in der Konsequenz selbstmörderisch werden können, bestenfalls ein feindseliges Odium hinterlassen. Glaubt denn wirklich ein Mensch von gesunden Sinnen, daß die Deutsche Volkspartei, grade in der Provinz eine timide, immer von Volksversöhnung schwabbelnde Ordnungspartei, noch unverändert die Fraktion Drehscheibe von ehemals, einer bürgerlichen Zentralregierung in Berlin eine solche Nuß aufzubeißen gegeben hätte —?

Es ist sogar fraglich, ob Severing und seine Genossen ahnen, daß der durch ihre großartige republikanische Energie

errungene Geländegewinn für sie sehr leicht zu einem Hinterhalt werden kann. Wahrscheinlich kommt ihnen die Episode Frick nicht einmal ungelegen, um der öffentlichen Meinung auf der Linken das neue republikanische Republikschutzgesetz schmackhafter zu machen, um den Nachweis führen zu können, daß es nicht nur gegen die Kommunisten sondern auch „gegen Rechts" geht. Verlorene Liebesmüh! Herr Severing kann die Auslegung, die er seinem Diktaturgesetz im Reichstag gegeben hat, nicht rückgängig machen: „Heute brauchen wir das Republikschutzgesetz noch notwendiger, das sollten auch die Deutschnationalen begreifen. Im Jahre 1927 hatten wir ein Jahr der Konjunktur mit einer verhältnismäßig geringen Arbeitslosenzahl, dagegen haben wir gegenwärtig drei Millionen Arbeitslose. Die Arbeitslosen sind das Rekrutierungsfeld der Linksradikalen." Und voran ging das wahrhaft klassische Geständnis: „ Wir brauchen dieses Gesetz nicht allein zum Schutz der Republik. Auch die Deutschnationalen haben im Jahre 1927 der Verlängerung des Republikschutzgesetzes zugestimmt mit der Begründung, daß man dadurch der kommunistischen Gefahr begegnen könnte." Ja, meine Herrschaften, worüber streiten Sie sich dann noch? Herr Severing braucht doch das Gesetz nicht allein zum Schutz der Republik.

Eine Legislatur, die unter solchen Auspizien begann, wird schwerlich zu einer Geißel für die Rechte werden. Nun, das Gesetz ist durch, es wird seine wirkliche Tendenz bald enthüllen, wenn auch die Affäre Frick vorübergehend noch die Verschleierung ermöglichen wird. Man sollte übrigens nicht ganz vergessen, daß auch Dreiundzwanzig die sehr zahm geplante und sogleich steckengebliebene Exekution gegen Bayern den Mittelparteien nur mundgerecht gemacht werden konnte durch die Verjagung der damaligen linkssozialistischen Regierungen Sachsens und Thüringens. Steht wirklich das ganze Kabinett hinter Severing, also auch die volksparteilichen Minister, also auch die Herren vom Zentrum, so darf schon die Frage erlaubt sein, was für neue Maßnahmen gegen Links als Kompensation für den Feldzug gegen Frick zugestanden werden mußten. Wahrscheinlich werden die Sozialdemokraten ihren republikanischen Eifer mit Wucherzinsen bezahlen müssen.

„Wenn schon Diktatur, dann unsre!" rief Herr Otto Wels vor beinahe Jahresfrist aus. Das war das Stichwort für eine Entwicklung, die den Höhepunkt noch lange nicht erreicht hat. Herr Wels ist ein Bramarbas, ein redegewaltiger Erschütterer jener sehr deutschen Zone, wo republikanisches Pathos und Bockbierfest zwanglos ineinander übergehen. Severing ist viel feiner organisiert. Aber auch er ist einem durch nichts begründeten Machtrausch erlegen, auch er hat nicht begriffen, daß der Staatswagen bald in den Graben fallen muß, wenn man so wesensfremde Begriffe wie Demokratie und Diktatur zusammen als Vorspann benutzen will. Die parlamentarische Demokratie ist wechselhaft und läßt häufige Systemänderung zu. Ein schlechter parlamentarischer Minister, der sich nicht über seine Nachfolger

den Kopf zerbricht! Und dieses Ausnahmegesetz ist so beschaffen, daß es ohne den geringsten rabulistischen Aufwand gegen Republikaner, die nur die Republik verteidigen, praktiziert werden kann. „Wir brauchen dieses Gesetz nicht allein zum Schutz der Republik." Sagte nicht Herr Severing so?

Der Herr Reichsinnenminister mag sich gewiß als starker Mann fühlen, wenn er jetzt die Machtmittel des Reiches in Anwendung bringt, um den großen nationalsozialistischen Klecks von der weimarer Regierungswand zu tilgen. Doch das kann nichts an dem bittern Urteil ändern, daß er selbst das Messer geschliffen hat, mit dem kommende Machthaber von der andern Seite alle roten und schwarzrotgoldnen Flecken noch viel radikaler abkratzen werden.

Preußen und die Reichswehr von J. S. Reiter

Es mag im ersten Augenblick befremden, einen Länderpolitiker für Unterlassungssünden auf einem Gebiete verantwortlich machen zu wollen, das nach allgemeiner Überzeugung eine Angelegenheit des Reiches ist. Es ist eine in weiten republikanischen Kreisen leider völlig unbekannte Tatsache des deutschen Staats- und Verwaltungsrechts, daß die Reichswehr in sehr hohem Grade von bestimmten Länderregierungen abhängig ist, oder vielmehr nach dem bestehenden gesetzlichen Zustande von ihnen abhängig sein müßte. Daß sie es in Preußen im Gegensatz zur Verfassung nicht ist, ist ein Vorwurf, der grade Herrn Otto Braun, dem gegenwärtigen Ministerpräsidenten, gemacht werden muß.

Da es dem Novemberumsturz nicht gelungen ist, den Einheitsstaat auf revolutionärem Wege zu schaffen, so mußte, wie auf allen andern Gebieten, so auch auf dem Gebiete des Militärwesens, dem „Lebenswillen" der Länder Rechnung getragen werden. Das kaiserliche Bundeskontingentenheer der allgemeinen Wehrpflicht wurde in Weimar durch das Landsmannschaftenheer der Söldner ersetzt. Es war ein langwieriger Kuhhandel zwischen dem Reich und den beteiligten Ländern Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen und Baden, der drei Monate dauerte (vom Februar bis Mai 1919) und der schließlich das landsmannschaftliche Söldnerheer zutage förderte.

In dieser sogenannten weimarer Vereinbarung wird zuerst einmal laut und feierlich fürs Volk die Erklärung abgegeben, daß Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden auf alle Reservatrechte im Heerwesen verzichten, um dessen vollständige Einheitlichkeit zu gewährleisten. Das prinzipiell, in der Präambel, für die Öffentlichkeit. Dann aber in der Vereinbarung selbst setzten es die Länder bei den Regierungsparteien durch, daß ihnen in der Tat in dreizehn Punkten die weitgehendsten Reservatrechte eingeräumt wurden. Es lohnt sich, diese Reservatrechte kurz darzustellen. (Siehe den Text bei Triepel: Quellensammlung zum deutschen Reichsstaatrecht 1923, Stück 21.) Vorauszuschicken ist, daß an sich diese Länderrechte nicht unvernünftig sind und in starken Händen zu

Bollwerken der sozialen Republik werden könnten. In der Vereinbarung sind nämlich den Ländern vom Reiche in dreizehn Punkten Rechte zugesichert worden, deren weitgehendste in folgendem angeführt werden:

1. Die Ländertruppenteile, so zum Beispiel die preußischen, erhalten Landeskommandanten, die den Länderregierungen verantwortlich sind und auf deren Vorschlag ernannt werden.

2. Bei der Besetzung der untern Führerstellungen (Offiziere) und Beamtenstellungen (Intendanturoffiziere), die verfassungsmäßig Sache des Reichspräsidenten ist, ist der Landeskommandant (also die Länderregierung) gutachtlich zu hören.

7. Die Landeskommandanten haben die Landesregierung auf Wunsch fortlaufend über alle wesentlichen Vorgänge ihres Geschäftsbereiches, namentlich auch hinsichtlich der Besetzung der Führerstellen, der Ernennung, Beförderung, Versetzung oder Verabschiedung von Offizieren zu unterrichten. Die Landesregierung kann dem Landeskommandanten einen aus Landesmitteln besoldeten Vertreter beiordnen, der zur Behandlung aller die landsmannschaftlichen Sonderinteressen des Landes angehenden Heeresfragen zuzuziehen ist.

12. Die Landeskommandanten sollen bei der Vorbereitung wichtiger militärischer Gesetzesvorlagen und Vorschriften (die materielle Gesetzgebung über das Heereswesen ist ausschließlich Reichssache) gehört werden.

Außer diesen sehr weitreichenden vertraglichen Zusicherungen gelang den Ländern darüber hinaus noch die ausdrückliche Garantierung ihrer Heeresvorrechte in der Reichsverfassung. In Artikel 79 heißt es: Die Wehrverfassung wird unter besonderer Berücksichtigung der landsmannschaftlichen Eigenarten durch ein besonderes Reichsgesetz geregelt. Tatsächlich ist dieses Reichsgesetz auf Grund der weimarer Vereinbarung vom Mai 1919 und der Verfassung vom 11. August 1919 nach langen Verhandlungen mit der Entente am 18. Juni 1921 zustande gekommen, und es bildet bis auf den heutigen Tag die gesetzliche Grundlage für den Ausbau der Wehrmacht. Nicht zufrieden mit diesem Erfolg gelang es den zielbewußten bayrischen Partikularisten, sogar in die Eidesformel eine Festlegung auf das landsmannschaftliche Heer hineinzubringen, indem durch die sogenannte homburger Vereinbarung vom 18. Februar 1924 folgende für die gesamte Reichswehr gültige Eidesformel vereinbart wurde: „Ich schwöre Treue der Verfassung des deutschen Reiches und meines Heimatstaates und gelobe als tapferer Soldat mein Vaterland und seine gesetzmäßigen Einrichtungen jederzeit zu schützen." (Im Reichswehrgesetz heißt es wenigstens im Paragraphen Eins deutlicher: Die Reichswehr ist die Wehrmacht der deutschen Republik. Der amtliche Kommentator des Reichswehrministeriums, Staatsanwaltschaftsrat Rittau, findet das — inkorrekt. Siehe Rittau: Das Wehrgesetz 1924 Seite 19.) In der homburger Vereinbarung hat Bayern vom Reiche dann das Recht erlangt, daß die bayrischen Landestruppen überhaupt ohne seine Genehmigung vom Reich nicht im nichtbayrischen Reichsausland verwendet werden sollen. (Diese Bestimmung ist direkt dem Paragraphen 5 des Abschnitts III des Bündnisvertrages zwischen dem Königreich Bayern und Bismarck vom 23. November 1870 entnommen.) Aus allen diesen Verein-

barungen und Verträgen nun entstand das am 21. März 1921 eingebrachte und am 18. Juni von Seeckt den Forderungen der Entente angepaßte geltende Reichswehrgesetz.

Dies zerfällt in vier Abschnitte, von denen der zweite als die magna charta des Landsmannschaftsheeres bezeichnet werden kann. Dieser Abschnitt heißt ausdrücklich: die Landsmannschaft. Er umfaßt die Paragraphen 12 bis 17 des Gesetzes. Der Paragraph 12 regelt die Stellung des Landeskommandanten im Sinne der weimarer Vereinbarung. Es ist bezeichnend, daß sich hier bereits Bayern Vorrechte sicherte, die es in der homburger Vereinbarung noch beträchtlich erweitert hat und die natürlich verfassungswidrig sind. Es ist nämlich der bayrische Landeskommandant (was bei den andern Wehrkreisen ausdrücklich ausgenommen wird) auch tatsächlich als Kommandeur der 7. bayrischen Division Oberbefehlshaber. Man erreichte das, indem man durchsetzte, daß der ganze bayrische Wehrkreis (im Gegensatz zu den preußischen Wehrkreisen, denen man auch nichtpreußische Gebiete einverleibte) von vornherein auf ganz Bayern ausgedehnt wurde. Auf diesem Umweg hat sich Bayern eine direkte Befehlsgewalt gesichert.

In Paragraph 13 heißt es: Es ist Aufgabe des Landeskommandanten, die Länderinteressen bei der Besetzung der Führer- und Beamtenstellen sowie bei der Ergänzung des Reichsheeres im Einvernehmen mit den Landesregierungen zu vertreten.

Der Paragraph 14 regelt das Recht der Länder, aus den Reichswehrtruppen geschlossene Landesverbände zu bilden, den Standort der Truppen zu bestimmen, ebenso in Zusammensetzung der Truppe und in Abzeichen die landsmannschaftliche Eigenart zur Geltung zu bringen. Hierzu sei bemerkt, daß Bayern auf der Durchführung dieser Bestimmungen mit einer shylockartigen Beharrlichkeit besteht, so daß zum Beispiel das Reiterregiment 17 (Standorte Bamberg, Straubing, München), das an sich zur 7. Kavalleriedivision gehören müßte, der bayrischen 7. Division unterstellt ist, so daß die 3. Kavalleriedivision nur aus fünf Regimentern besteht. Eine Tatsache, die militärische Fachleute (Rittau, Seite 44) als einen zweifellosen Fehler in der Heeresgliederung bezeichnen.

Der Paragraph 16 ermächtigt die Länderregierungen, eigne Landesdienststellen zur Erledigung aller Landesheeresangelegenheiten einzusetzen. Der Paragraph 17 schließlich ist das Kernstück der ganzen Konstruktion der Reichswehr als einer Polizeitruppe gegen den innern Feind und verdient deshalb eine besonders eingehende Würdigung. Bekanntlich haben die Länder nach Artikel 14 der Reichsverfassung Polizeihoheit. Ein systematisch durchdachtes Reichspolizeirecht hat uns die Tätigkeit Severings als Innenminister des Reichs nicht beschert. So bleibt der ominöse Paragraph 17 des deutschen Reichswehrgesetzes wohl noch für lange Zeit die einzige Quelle des deutschen Reichspolizeiexekutionsrechts. Er ordnet das Verhalten der Reichswehr bei Bedrohungen der öffentlichen Ordnung und gibt den Ländern das Recht, wenn ihre polizeilichen

Machtmittel sich als zu schwach erweisen, an den zuständigen Wehrkreiskommandeur das „Aufgebot" zu richten, der dann die Reichspolizeiexekution nach Anfrage beim Reichspräsidenten ausführt. Es soll zwar, wie es ausdrücklich im Paragraphen 17 des Reichswehrgesetzes heißt, von diesem Exekutionsrecht nur bei Aufforderung durch die Landesregierung Gebrauch gemacht werden, aber im Falle Sachsen und Thüringen, wo es gegen die soziale Republik ging, ließ man Verfassung Verfassung sein und marschierte gegen die ordnungsmäßigen Regierungen. Hier zeigt sich, ebenso wie beim Kahr-Lossow-Putsch in Bayern, welche entscheidende Bedeutung die Länderwehrpolitik bei etwaigen Auseinandersetzungen fortschrittlicher Länder mit einer rückschrittlichen Reichsbureaukratie gewinnen kann.

Dieser Paragraph 17, der somit in seiner mißbräuchlichen Anwendung eine noch viel schlimmere Bedrohung des öffentlichen Friedens und der verfassungsmäßigen Zustände herbeizuführen geeignet ist als der Diktaturparagraph 48, enthält aber eine noch viel gefährlichere Bestimmung. Es ist nämlich ein selbständiges militärisches Einschreiten zulässig, wenn die Zivilbehörde des betreffenden Landes durch höhere Gewalt außer Stande gesetzt ist, an das Wehrkreiskommando das Aufgebot zu richten. So war zum Beispiel im Falle Sachsens der Ausfall der Landtagswahlen, der die sozialradikale Zeignerregierung in den Sattel gesetzt hatte, offenbar nach Reichswehrlogik eine solche „höhere Gewalt", die den nach Ansicht der Reichswehr allein zum Regieren befugten Bürgerblock in der Ausübung der Regierung behinderte.

Die Ausführungsbestimmungen zu diesem Reichswehrgesetz gehen aber noch weiter und bestimmen, daß gegebenenfalls der Wehrkreiskommandant befugt ist, sämtliche Maßnahmen zu treffen, die nach seiner Ansicht unerläßlich sind: er kann unabhängig von der Zivilbehörde die staatsbürgerlichen Grundrechte außer Kraft setzen, solange es ihm für angebracht erscheint, das heißt unter Umständen auch für immer (Rittau Seite 44). Das französische Staatsrecht sichert der Zivilbehörde außer dem Aufgebotsrecht auch ein Abberufungsrecht. Eine solche Sicherung gibt das, was man so deutsches Reichspolizeirecht nennt, den Ländern nicht.

Die Länderregierungen sind somit zur Wahrung ihres Einflusses auf eine systematische Durchdringung der Reichswehrlandsmannschaft ihres Territoriums angewiesen. Wie weitgehend eine wirklich zielbewußte Länderregierung den Geist ihrer Landsmannschaft zu beeinflussen imstande ist, zeigt die bayrische Wehrpolitik. Es ist auch interessant zu konstatieren, daß 53 Prozent aller Reichswehrsoldaten vom Lande stammen und nur 47 Prozent aus den Städten. Das im strikten Gegensatz zu den Sonderinteressen der industriellen Freistaaten Sachsen und Preußen. Auch eine Folge des gesetzwidrigen und von Otto Braun geduldeten Zustandes, daß die Rekrutierung bei den Kompagniechefs und Bataillonskommandeuren liegt, die nicht der Aufsicht der Länder unterstellt sind, die es nicht verstanden haben, sich direkt oder indirekt eine Befehlsgewalt zu sichern.

An diesen Versager reiht sich ein andrer, viel schwererer: Die planmäßige Sabotage des Bielefelder Abkommens von 1920 zwischen Otto Braun als Vertreter der preußischen Staatsbureaukratie auf der einen Seite, und den freien Gewerkschaften und den beiden demokratisch-sozialistischen Parteien, die jetzt wieder eine Einheit bilden. Damals hatte die Empörung über das Kappverbrechen den Höhepunkt erreicht und in Rheinland-Westfalen zum bewaffneten Aufmarsch der organisierten Arbeiterschaft geführt, um zu verhindern, daß ein Meuterer wie der damalige Kommandeur des Wehrkreises Kassel, der General von Watter, von Ebert zur Ausführung der Reichspolizeiexekutive an Rhein und Ruhr beauftragt werden sollte. Damals hat die ehrliche Empörung Gemäßigter, wie Legien, Ebert zum Fallenlassen der Scharfmacher gezwungen. Watter wurde dem Zivilkommissar Severing unterstellt, und dieser, zusammen mit dem damaligen preußischen Landwirtschaftsminister Otto Braun, wurde nach Bielefeld zu Verhandlungen gesandt, mit der ausdrücklichen Vollmacht, den preußischen Staat und das Reich (vertreten durch den Zentrumsgewerkschaftler Giesberts) zu binden. So schloß Braun das Bielefelder Abkommen. Legien und Wels hatten dem widerstrebenden Ebert die Entlassung Noskes abgerungen, die Forderungen, die Braun in Bielefeld entgegengehalten worden waren, waren nicht die Forderungen irgend einer anonymen Masse, die nicht legitimiert ist, Vertragspartei zu sein, sondern sie waren vom Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbund entworfen und gleichzeitig in Berlin der Reichsregierung, versehen mit den Unterschriften Legien, Rusch, Juchacz, Crispien vorgelegt worden. Der Reichskanzler Bauer hatte diese Forderungen angenommen und Braun-Severing in Bielefeld in diesem Sinne instruiert. Als sie es annahmen, hatten sie also ihr Wort zu seiner Durchführung verpfändet. Der entscheidende Punkt dieses Versprechens des damaligen Landwirtschaftsministers und preußischen Staatskommissars Otto Braun war der sechste Punkt des Bielefelder Abkommens, der wörtlich lautete: Auflösung aller der Verfassung nicht treugebliebenen militärischen Formationen und ihre Ersetzung durch Formationen aus Kreisen der zuverlässig republikanischen Bevölkerung, besonders der organisierten Arbeiter-, Beamten- und Angestelltenschaft.

In Preußen aber wurde Otto Braun Ministerpräsident, der Unterhändler von Bielefeld, der seitdem mit kurzer Unterbrechung an der Spitze des preußischen Staates steht.

Die Übertragung republikanischen Geistes auf die Reichswehr, die dem preußischen Ministerpräsidenten und seinem Innenminister auf völlig legalem Wege unter bloßer Herstellung des eigentlich gesetzlichen Zustandes hätte gelingen müssen, läßt seit zehn Jahren auf sich warten. So wird Herr Otto Braun es sich gefallen lassen müssen, wenn auf diesem Gebiet, das so recht eigentlich einen starken Mann zur Tat einladen müßte, von einem vollen Versager gesprochen wird. Scripsimus et salvavimus animam.

Das Erbe Primos von Joachim Joesten

Noch vor kurzem waren alle aus Spanien kommenden Meldungen auf den Grundton abgestimmt: „Geht oder bleibt der Diktator?" — Die Frage hat sich nicht geändert, nur die Person. Primo de Rivera ist notgedrungen von der politischen Bühne abgetreten, und jetzt hat der Tod allen seinen weitern Plänen ein Ende gesetzt. An die Stelle des Kampfes um die Diktatur ist in den Mittelpunkt der spanischen Politik die brennende Frage getreten: Geht oder bleibt der König? Die plötzliche Leidenschaftlichkeit dieser Fragestellung, die Erbitterung der jüngsten Kämpfe und das rasche Aufeinanderfolgen der Kundgebungen für und wider den Monarchen wird jeden in Erstaunen versetzt haben, der das Spanien der letzten Jahre gekannt hat. Gewiß bestand schon wachsende Unzufriedenheit, aber einmal erschöpfte sie sich in gereizten Bemerkungen gegen den Diktator, ohne sich je offen und heftig gegen Seine Majestät selbst zu kehren, andrerseits waren ihre Äußerungen stets so resigniert, daß es nie ernstlich zu revolutionärem Kampf zu kommen drohte. Schimpfen, Nörgeln, Kritisieren, darin erschöpfte sich bis vor kurzem die Tätigkeit der Opposition, der man zudem in ihr eignes Vereinslokal, das Ateneo in Madrid, einen von der Regierung ernannten Vorstand gesetzt hatte.

In wenigen Monaten hat sich das von Grund auf geändert. Nicht, oder nur zum geringen Teil durch Aktionen der Opposition, deren eine Hälfte, die sozialdemokratische Arbeiterschaft, die „Unión de Trabajadores", durch einige Konzessionen besänftigt, längst ihren Frieden mit der Diktatur geschlossen hatte, während die andre, die Liberalen, unentwegt ihren aussichtslosen Redekrieg von den weichen Klubsesseln des Ateneo aus führten.

Primos Abgang war nur eine Episode, durch die die Dinge erst in Fluß geraten sind. Das Heer ist durch lange Zänkereien untereinander und mit der Regierung vielfach gespalten und geschwächt, auch hat ein großer Teil des mittlern und untern Offiziersbestandes die letzte Huldigung der Generale nicht mitgemacht und denkt voll zweifelhafter Empfingen an den Tag, wo er für das angestammte Herrscherhaus die Haut zu Markte tragen soll. Die Sozialisten haben sich nach dem Versinken ihres heimlichen Vertagspartners und der Auferstehung der integralen und absoluten Monarchie wieder auf ihre republikanischen Prinzipien besonnen, und was nur irgend in Schrifttum, Wissenschaft, Kunst einen Namen hat, sowie fast die gesamte Zahl der Professoren und Studenten hat sich im antimonarchischen Lager gesammelt. Nur der Klerus ist dem allerchristlichsten König nach wie vor treu, aber mit den Herren Pfarrern allein gegen die übrigen Untertanen zu Felde zu ziehen, mag selbst Alfons XIII. als ein Unternehmen von zweifelhaftem Ausgang erscheinen.

Der Palast ist ratlos. Läßt man, wie es versprochen wurde, die Zügel etwas schleifen, schreibt man Wahlen aus, versucht man langsam auf die Bahn der Normalität zu kom-

men, so wird eine unaufhaltsame Konzentration der Republikaner stattfinden. Das so zustande gekommene Parlament dürfte dem Träger der Krone höchst unerfreuliche Überraschungen präsentieren. Wirft man das Steuer herum und führt die Diktatur nur unter verändertem Namen weiter, so setzt sich eben auch die Abfallbewegung ungehemmt fort, und man wird schließlich das ganze Volk durch die ordentlichen oder Standgerichte aburteilen müssen.

Jeder fühlt, daß es jetzt ums Ganze geht. Der Endspurt hat mit um so größerer Heftigkeit eingesetzt, je länger man ihn hinausgeschoben hatte. Innerhalb weniger Monate ist die republikanische Partei aus einer reinen Demonstration der Ohnmacht zu einer akuten Gefahr geworden.

Hierzulande ist es nur wenig bekannt, daß eine spanische Republik kein Novum sein würde. Schon im vorigen Jahrhundert, in den Jahren 1873/74, hat es so etwas gegeben, allerdings ein Gebilde embryonalen Charakters. Nicht weniger als vier Staatspräsidenten teilten sich in elf Monate Freistaat, dem General Pavia dadurch ein Ende bereitete, daß er die versammelten Cortes unter freundlichem Hinweis auf die vor den Türen postierten Kanonen zur Räumung des Hauses binnen fünf Minuten aufforderte, welcher Einladung unverzüglich stattgegeben wurde.

Kann man denn überhaupt aus einem Lande wie Spanien schon heute eine Republik machen?

Eine der wichtigsten Vorbedingungen dafür, eine aktiv am politischen Leben interessierte, durch eine gute Grundschule gebildete und gewerkschaftlich organisierte untere Volksschicht fehlt. Die große Masse der spanischen Arbeiter und Bauern befindet sich noch heute auf einer unwürdigen Kulturstufe. Weder ist durch ein auch nur erträgliches Schulsystem — die theoretisch bestehende Schulpflicht wird praktisch nicht durchgeführt —, für geistige Emanzipation der Massen gesorgt, noch haben diese aus sich heraus Organisationen ins Leben rufen können, die mit den deutschen oder englischen Gewerkschaften zu vergleichen wären. Das Leben des spanischen Volkes ist noch heute in einem für die übrigen Europäer kaum vorstellbaren Maße der direkten Bevormundung durch den Klerus und die feudalen Gewalten unterworfen. Ist schon an sich der spanische Nationalcharakter der Beschäftigung mit Politik abhold, so sind vor allem die untersten Schichten von größter Gleichgültigkeit gegenüber dem staatlichen Geschehen erfüllt.

Der gefährlichste Machtfaktor mit dem eine spanische Republik von vornherein zu ringen haben würde, ist die katholische Geistlichkeit. In Spanien, wo die katholische Religion kraft positiver Verfassungsbestimmung die allein staatlich anerkannte, subventionierte und zur öffentlichen Kultübung berechtigte ist und die Kirche außerdem in tausendjährigen sichern Positionen sitzt, hat ihr Machtstreben zur uneingeschränkten Tyrannei geführt. Die Macht des Klerus, vor allem auf dem Lande, in den kleinern Ortschaften, übertrifft die aller sonst noch vorhandenen Gewalten, sein Schutz- und

Trutzvertrag auf Gegenseitigkeit mit der Krone sowie seine starken, vor allem auch familiären Bindungen zum Heer, lassen ihn als unüberwindlich erscheinen. Das Volk und die Intellektuellen hassen ihn, und eine freiheitliche Republik würde mit ihm auf Tod und Leben zu ringen haben. Seine Sturmtrupps, die religiösen Kongregationen, haben teilweise sogar eigne Universitäten, so die Augustiner den Eskorial und die Jesuiten Deusto. Diese waren im Mai des vorigen Jahres die unmittelbare Veranlassung zu den Universitätsrevolten gegen die Diktatur, welche die Gleichsetzung der konfessionellen mit den staatlichen Hochschulen durchführen wollte. Schriftsteller wie Blasco Ibañez und Perez de Ayala haben oft und eindringlich die klerikale Gefahr geschildert, die heute von allen Republikanern anerkannt wird.

Grotesk wie sonst wohl nirgends ist der spanische Militarismus. Er spielt im Leben des Landes eine Rolle, zu der nichts ihn berechtigt. Spanien hat keine ernsthaften Feinde, von nirgends droht ihm ein Überfall und zur Sicherung von Ruhe und Ordnung genügt jedenfalls die Polizei, die Guardia Civil. Trotz dieser mangelnden Existenzberechtigung spielen die spanischen Militärs, die alle Fehler der preußischen Schneidigkeit unseligen Angedenkens und kaum einen ihrer Vorzüge haben, sich unentwegt als die Herren auf. In Kuba und gegenüber den Kabylen, also in allen spanischen Kriegen der letzten Zeit, haben sie restlos versagt, aber die Zahl ihrer Pronunciamientos, ihrer Heldentaten gegen eine waffenlose und leider meist auch gleichgültige Bevölkerung ist Legion. Solange sie untereinander einig waren und mit dem Klerus zusammengingen, schien es in Spanien keine Macht zu geben, die ihnen gewachsen wäre. Die Spaltungen der letzten Jahre, die nicht nur einzelne Truppengattungen untereinander sondern auch teilweise mit der Guardia Civil verfeindeten, haben diesem für einen europäischen Krieg lächerlichen, nach innen aber gefährlichen Instrument viel von seiner Schärfe genommen.

Ein andrer, höchst gefährlicher Feind ist der sogenannte „caciquismo". Kaziken nennt man in Spanien die kleinen Dorftyrannen, die auf dem flachen Lande eine auf Grundbesitz oder Amtswürden aufgebaute, in ihrem Absolutismus grenzenlose und wenig erleuchtete Herrschaft führen und vom Volke mit Recht den andern schlimmen Landesgeißeln an die Seite gestellt werden. Ebenso unerfreulich ist das Regiment der größern Übel, auch Grandes de España genannt, deren Latifundienwirtschaft und korruptes Hofleben nicht zur Beliebtheit des gegenwärtigen Zustandes beitragen. Klerus und Militär, „caciquismo" und Feudalismus, das sind so die hauptsächlichsten Passivposten der republikanischen Bilanz.

Auf der Aktivseite stehen die Arbeiterschaft, deren Haltung aber bis jetzt sehr schwankend und von geringer Stoßkraft war, und die Intellektuellen. Selten hat es eine solche Einmütigkeit auf den spanischen Universitäten gegeben wie jetzt im Kampfe um die Republik. Lange haben zwar die konfessionellen Studentenvereinigungen als Werkzeug des Klerus gegen den Liberalismus eine Rolle gespielt, aber ihr

Einfluß ist in der letzten Zeit immer mehr geschwunden und nähert sich rapide dem Nullpunkt. Fast die gesamte Studentenschaft ist heute aktiv gegen die Monarchie gerichtet, und auch die Professorenschaft hat sich mit wenigen Ausnahmen von einer anfangs schwankenden Haltung zum entschlossenen Republikanismus durchgemausert. Dasselbe gilt von den Schriftstellern und Künstlern, von denen viele in Deutschland und Frankreich studiert und dort einen steigenden Ingrimm gegen die trostlosen Zustände im eignen Lande gefaßt haben. Zweifellos eine Elite, aber keine Macht.

Davon, ob sie durch Einigung mit der Arbeiterschaft eine stoßkräftige Bewegung schaffen kann oder nicht, hängt letzten Endes das Schicksal der Krone ab. Genannt seien aus der großen Zahl der intellektuellen Vorkämpfer: Der bedeutende katalonische Wirtschaftsführer Cambó, um dessen Mitarbeit sich die Regierung Berenguer erfolglos bewarb. Die Söhne des berühmten Staatsmannes Maura. Die auch über die Grenzen Spaniens hinaus bekannten Professoren Ossorio y Gallardo und Fernando de los Rios. Doktor Marañón, der hervorragendste Wissenschaftler und beste Arzt Spaniens, Jimenez de Asúa und Ortega y Gasset. Endlich Unamuno, der wohl meist genannte Spanier unsrer Zeit. Sein fanatischer Ruf nach Klarstellung der „responsabilidades" hat der republikanischen Bewegung Ansporn gegeben, seine unerbittliche Feindschaft gegen den König bereitet der neuen Regierung unangenehme Stunden. Unamuno führt das finanzielle Elend des Landes und seine politische Ohnmacht auf die selbstherrliche Hauspolitik der Bourbonen zurück. In den Marokkokrieg hat Alfons persönlich und verhängnisvoll durch geheime Befehle eingegriffen. Um sich vor der Klarstellung dieser Dinge durch einen parlamentarischen Untersuchungsausschuß zu schützen, hat er den Staatsstreich Primos selbst inszeniert. Der König hat also die Verfassung selbst gebrochen und kann sich nicht beklagen, wenn nun das Volk seinerseits den Vertrag löst.

Russische Dorfjustiz von Ferdinand Timpe

Will man bei uns eine „Entlastung der Gerichte" vornehmen, so greift man zum Abbau der Schwurgerichte, zur Einschränkung der Rechtsmittel und zu andern Verschlechterungen der Justiz.

Einen ganz andern Weg hat man jetzt in Rußland eingeschlagen, wo man mit der Entlastung der ordentlichen Gerichte gleichzeitig eine Verbesserung und eine Popularisierung der Justiz verbunden hat. Eine Popularisierung im doppelten Sinne: einmal schuf man eine Grundlage für Urteile, die der einfache Mann ohne Schwierigkeit begreift und die unmittelbar aus dem Rechtsempfinden des arbeitenden Volkes erwachsen, und andrerseits eine enge Verbindung zwischen Volk und Rechtsprechungsakt, eine direkte Teilnahme des Volkes am Verfahren und vermied damit jene Kluft zwischen Volk und Justiz, wie sie in den übrigen Ländern vorhanden ist und schließlich zur „Vertrauenskrise der Justiz" führte.

Auf Grund der Direktiven des Volkskommissars für Justiz vom 20. Dezember 1928 sollten „Schiedsgerichte" in den Dörfern einge-

führt werden, und zwar zunächst versuchsweise. Nach dem Bericht des Kommissars an den Rat der Volkskommissare waren bis zum 15. November vorigen Jahres aber schon über 9397 solcher Dorfschiedsgerichte ins Leben gerufen, jedoch bleibt diese Zahl weit hinter der Wirklichkeit zurück, weil die Zahlen der West- und Mittelwolgagebiete und der fernöstlichen Gebiete bei Abfassung dieses Berichts noch ausstanden. Die Zahl der in so kurzer Zeit eingerichteten Schiedsgerichte ist deshalb so groß, weil die arbeitende Bevölkerung selbst, nachdem sie die Tätigkeit der Schiedsgerichte kennen gelernt hatte, ihre Einrichtung in den verschiedenen Dörfern forderte.

Was sind das für Schiedsgerichte, die sich so schnell die arbeitende Bauernbevölkerung erobert haben?

Sie behandeln die spezifischen Alltagssachen der Bauern, Streitigkeiten um Weideland, Beleidigungen, Raufereien.

Man muß die Urteile hören, um sich von ihrem Wirken ein Bild machen zu können. Sie sprechen so Recht, wie dem einfachen Mann der Schnabel gewachsen ist. Hier einige Beispiele:

Im Dorfe Bekscher des raskosowsker Rayons hat ein Bürger ein Buch aus einer öffentlichen Lesehalle mit unsittlichen Bildern bemalt. Das Schiedsgericht verurteilte den Schuldigen zu sieben Tagen Arbeit in der Lesehalle, damit er im Umgang mit Büchern deren Wert einzuschätzen lernt.

Auf Grund einer Beschwerde des Sekretärs der Jugendzelle untersuchte ein Schiedsgericht einen Fall von Ruhestörung, die die Bürgerin Davidova während einer politischen Vorlesung verursacht hatte. Die Bürgerin Davidova mußte in der Öffentlichkeit — etwa hundert Bauern waren in der Verhandlung zugegen — um Entschuldigung bitten und erhielt eine öffentliche Rüge. Gleichzeitig aber erhielt auch der Zellensekretär — also der eigentliche Ankläger! — einen Verweis, weil er sich während der Arbeit mit Dummheiten befaßt und dadurch den Anlaß zu der Ruhestörung durch die Davidova gegeben hatte.

Ein stellvertretender Stationsvorsteher hat einen Bauern beleidigt. Das Schiedsgericht verurteilt ihn zur Höchststrafe von sieben Tagen Zwangsarbeit und begründet das Höchstmaß damit, daß er als Städter in der Höflichkeit den Bauern mit gutem Beispiel voranzugehen habe und nicht noch gröber sein dürfe als die Bauern. (Zwangsarbeit ohne Haft, eine in Rußland häufig ausgesprochene Strafe, besteht darin, daß der Verurteilte sich, ohne sonst Beschränkungen unterworfen zu werden, zur Arbeitsleistung in einem Betriebe zu melden hat; ist er bereits in einem Betrieb tätig, wird ihm für die Dauer der Strafe ein bestimmter Prozentsatz seines Einkommens, meist wohl 20 bis 25 Prozent, abgezogen.)

Betrunkene Jugendliche haben die Fensterscheiben einer öffentlichen Lesehalle eingeschlagen. Das Schiedsgericht entscheidet, daß die Jugendlichen die Fensterscheiben zu bezahlen und in der Lesehalle eine Broschüre über „Hooliganunwesen" zu ihrer Belehrung durchzustudieren haben, und bemerkt dabei ausdrücklich, daß es die Durchführung des Urteilsspruchs, besonders des Lesens der Broschüre, genau nachprüfen werde.

Der Bürger Klujew wird vom Schiedsgericht beim gurjewer Dorfrat wegen Benutzung fremden Weidelandes zur Abgabe von zwanzig Pfund Hafer an die Genossenschaft „Gegenseitige Hilfe" ver-

urteilt und erhält außerdem eine öffentliche Rüge wegen fahrlässigen Verhaltens gegenüber Allgemeingut.

Bei den Feldstreitigkeiten, die 14 Prozent ausmachen und gewöhnlich die Grenzziehung und das Wegerecht betreffen, wird es von den Bauern als wohltuend empfunden, daß das Schiedsgericht die Fälle meist nicht „in Kabinetten", das heißt am grünen Tisch, sondern an Ort und Stelle auf Grund eingehender Besichtigung entscheidet. Dadurch wird die Entscheidung durchweg sehr beschleunigt. Im Dorfe Ponri im kursker Kreis prozessierten zum Beispiel zwei Bauern schon ein Jahr und sieben Monate wegen eines Baumes auf einem Grenzweg, dessen Schatten das Wachstum auf dem einen Nachbarfeld beeinträchtigte. Das ordentliche Gericht gab den Fall an das Schiedsgericht ab, das ihn an Ort und Stelle in kürzester Frist zur Zufriedenheit der Beteiligten abwickelte. Auch die Vermögens- und Klassenlage der Parteien findet in diesen Gerichten beste Berücksichtigung. Das burbiskoer Schiedsgericht hat in sechs Fällen Großbauern abgewiesen, die gegen Landarbeiter wegen verlorengegangener Schafe Klage eingereicht hatten. Das bubanowskoer Schiedsgericht verurteilt wegen einer Schlägerei die Beteiligten genau nach ihrer Vermögenslage zu drei respektive zwei Rubeln, die armen Bauern nur zu einem Verweis. Das swobodinskoer Schiedsgericht verurteilt zwei Händlerinnen wegen Verleumdung eines armen Bauernmädchens zu zwanzig Rubeln.

Diese gesunde Justiz, die vornehmlich der Erziehung des Übeltäters, aber auch der Erziehung der Allgemeinheit dienen soll, entspringt unmittelbar dem Rechtsempfinden des Volkes. Sie hat daher alle Sympathien der arbeitenden Bevölkerung. Bei den Inspizierungen ihrer Arbeit sind in den Bauernversammlungen allgemein Äußerungen des Inhalts laut geworden: „Die Schiedsgerichte sind unsre uns allen verständlichen gesellschaftlichen Gerichte."

An den Sitzungen nimmt die Bauernschaft, je nach der Größe des Saales, oft bis zu dreihundert, als Zuhörer teil. Die Gerichte arbeiten also unter der weitesten Kontrolle der Öffentlichkeit. Die Richter sind Dorfbewohner, die von den Wahlberechtigten des Ortes — also, kurz formuliert, von den Hand- und Kopfarbeitern mit Ausnahme derjenigen, die fremde Arbeitskräfte verwenden — gewählt werden.

Der Durchschnitt der erledigten Sachen beläuft sich bislang auf sechs im Monat pro Schiedsgericht, doch ist die Zahl bei einzelnen Gerichten bedeutend höher. Bei 80 Prozent der Fälle dauert die Erledigung bis zu sieben Tagen, bei 16 bis zu einem Monat, nur bei 4 über einen Monat. Bei Nachprüfungen durch das Volkskommissariat für Justiz sind von dreihundert Fällen im kursker Kreis nur zwei von dreihundertelf Fällen, im leningrader nur sechs beanstandet worden, und auch diese meist nur aus formalen Gründen wie etwa Unzuständigkeit des Schiedsgerichts. Aus dem kubaner Kreis kamen Beschwerden über 2,4 Prozent, von denen 0,7 Prozent berechtigt waren.

Die Volksgerichte (die ordentlichen Gerichte erster Instanz, die unsern Amtsgerichten entsprechen) werden durch die Schiedsgerichte um 25 Prozent ihrer Arbeit entlastet. Bei den 2 655 738 Sachen, die 1926 und 1927 bei den Volksgerichten einliefen, würden also 663 934 Fälle abfließen an die Schiedsgerichte. Bedenkt man, daß zu jeder Verhandlung mindestens zwei Personen hin und zurück durchschnitt-

lich dreißig Kilometer zurücklegen müssen, werden 1 397 868 Arbeitstage und 22 500 000 Kilometer Weges erspart.

Soweit Statistik vorliegt, wurden in 3749 Schiedsgerichten bis jetzt 48.737 Personen gewählt. Die Verteilung: Frauen 23 Prozent, Mittelbauern 55,3 Prozent, arme Bauern 32,7 Prozent, Angestellte (meist Lehrer) 7 Prozent, Landarbeiter 5 Prozent. Besonders sei hervorgehoben, daß der Prozentsatz der Parteilosen 86,9 Prozent beträgt. Der Prozentsatz der Angehörigen der Kommunistischen Partei und des Jugendverbandes beträgt also nur 13,1 Prozent. Das widerlegt die Behauptung, daß die Staatsgeschäfte in Rußland von der Partei diktiert werden. Richtig ist aber, daß nicht der Parteigenosse sondern der Werktätige entscheidet. Bei den Dorfräten nämlich ist, wie hier eingeflochten sei, der Prozentsatz der Parteigenossen noch geringer, nämlich 11,4 Prozent, bei den Beisitzern der Volksgerichte etwa 25 Prozent. Man strebt eine möglichst weitgehende Heranziehung auch der parteilosen Werktätigen zur Rechtsprechung an.

Burgfriede in der Kunst von Ernst Kállai

Hört oder liest man etwas über den gegenwärtigen Standpunkt der Malerei, so heißt es immer, sie sei von weltfremden Visionen und künstlichen Bildkonstruktionen zur Natur und Wirklichkeit zurückgekehrt. Und als hätte diese Rückkehr den glücklichen Abschluß gefährlicher Abenteuer zu bedeuten, so allgemein ist darob die Freude der Kritik. Das verlorene Kind endlich wieder daheim, endlich wieder zur Vernunft gekommen, endlich wieder bei tüchtiger Arbeit! Kunstrichterliche Autoritäten klopfen ihm auf die Schulter und schmunzeln vor lauter behaglichem Wohlwollen.

Mir scheint, diese einmütige Zufriedenheit im Lager der gestrengen Kunstväter und -onkel wäre an sich schon Grund genug, um die solcherart in Ordnung befundene Lage der Malerei mit größtem Mißtrauen zu betrachten. Mir scheint, eine große Kunstkoalition, bei der von den Ausstellungen junger Künstler und der Juryfreien bis zur Sezession und Akademie, vom „Kunstblatt" bis zur „Deutschen Kunst und Dekoration" sich alles die Hände reicht, muß unbesehen eine irgendwie, irgendwo faule Angelegenheit sein. Einigkeit soll zwar stark machen, aber dieser Burgfriedensbrei von durcheinander- und ineinandergemischten Tendenzen des künstlerischen Schaffens, der Ausstellungen und der Kritik kann unmöglich Kraft bedeuten. Noch weniger Charakter. Verklebt durch diesen Brei republikanischer Kunstdemokratie muß auch das profilierteste Schaffen an Schlagkraft und Eindringlichkeit seiner Wirkung verlieren; nicht nur künstlerisch sondern auch geschäftlich. Denn solch überall gleiches buntes Gewimmel muß schließlich jedes Interesse bis zur völligen Abstumpfung ermüden, und sei es vor lauter erlesene Qualitäten gestellt.

Vor wenigen Jahren noch wäre die große Kunstkoalition unmöglich gewesen. Vieles im Bildbau und Ausdruck der neuen Kunst, was heute, durch die Presse und in Führungen und Vorträgen erläutert und diskutiert, selbst dem sonntäg-

lichen Museumspublikum und selbst in Provinzausstellungen gewohnter Anblick geworden ist, erschien damals noch als revolutionärer Bürgerschreck. Zumal die neue Kunst selbst auf reinliche Scheidung bedacht war, sich tunlichst nur im geistesverwandten Rahmen zeigte, nach außen möglichst strenge Absonderung wahrte; nicht allein aus Überzeugung wohl sondern auch zwangsläufig, unter dem Druck der feindlichen Umgebung auf möglichst enge und straffe Sammlung der eignen Kräfte angewiesen. Es fehlten auch die mildernden und versöhnenden Abstufungen, die Vermittler, die sich von den kühnsten Pionierwegen des Neuen ein wenig abseits hielten. Diese vermittelnden Mitläufer, die von allen äußersten Positionen her Brücken nach einer in allen Schattierungen spielenden Mitte schlagen, sind heute sehr zahlreich. Ihre Nachgiebigkeit und Schmiegsamkeit ergießt sich als eine schleimige Generalsauce über alle ausgeprägteren Gestaltungen der modernen Malerei.

Eine merkwürdige Lage, besonders wenn man in Betracht zieht, daß sie mitbestimmt ist durch die Wendung zum Wirklichen, die mit solcher Freude als Genesung von verstiegenen Ausdrucks- und Bildbauphantasmen begrüßt wurde. Man sollte meinen, daß mit der Besinnung auf die Wirklichkeit die Malerei es zugleich doch verstehen müßte, von dem Kraftfutter dieser Wirklichkeit Gebrauch zu nehmen, erregend und aufwühlend ins Zeug zu schießen. Es wäre vorstellbar, daß sich heute ein Realismus die ungeheuer beziehungsweite und bewußtseinsreiche, spannungsvolle und bewegte Wirklichkeit unsrer Zeit erschlösse und zu künstlerischen Leistungen von gradezu anspringender Energie und Intensitätsfülle gelangte. Sieht man aber die lange Reihe der Kunstausstellungen und -publikationen durch, in denen der neue Realismus mit seinen verschiedenen Abwandlungen vorherrscht, so ist von solcher Eindringlichkeit nicht die geringste Spur wahrzunehmen. Man bekommt harmlose Bilderchen vorgesetzt, in denen man sich gemütswarm zur Ruhe legen kann: Ergebnisse eines kleinbedachtsamen Eifers, der ältere, junge und jüngste Maler gleicherweise in den Schlafröcken und Pantoffeln ihrer Altväter vor das Motiv treten läßt. Nachdem die Malerei in zäher Arbeit dazu gelangt war, innerhalb ihrer zweidimensionalen Bildfläche sich eine Welt von eigner Gesetzmäßigkeit der Farben, Formen und räumlichen Tiefenbeziehungen aufzubauen, sind die vier Bildseiten heute wieder zu einem Dachstüblfenster geworden, durch das jeder beschaulich gestimmte Kleinbürger auf einen kleinen Flecken Wirklichkeit zu seinen Füßen gucken kann, als wärs seine eigene Gartenlaube. Zur Freude aller guten Seelen, die, der flackernden und komplizierten Unruhe des Expressionismus müde geworden, die ehrsame Häuslichkeit dieser Realistik als wiedergewonnene Sammlung begrüßen.

Ihre Freude ist begreiflich. Der Gegensatz dieses sogenannten neuen, in der Tat aber von altbewährten Meistererbschaften zehrenden Realismus zum Expressionismus und den übrigen revolutionären Ismen mußte um so verblüffender

erscheinen, als ja mit jenen leicht uferlos ausschwärmenden Farbengespinsten des Expressionismus zugleich auch die überspanntesten sozialen Hoffnungen verknüpft gewesen waren. Schien doch die Wiederkehr des „Geistigen in der Kunst", wie es seinerzeit im „Blauen Reiter" von Kandinsky und Franz Marc hieß, auch die Botschaft einer bevorstehenden großen sozialen Menschenläuterung zu sein. Diese Hoffnungen sind in den Revolutions- und Nachkriegsjahren aufs Bitterste enttäuscht worden. Auf die romantische Überschwenglichkeit expressionistischer Geistesfreude folgte graue Ernüchterung. Die Grenzen wurden bedeutend enger gezogen. Man war bereit, sich an das Nächstliegende zu klammern, nur um Boden unter den Füßen zu spüren: ein Zustand der geistigen Selbstbescheidung und Anspruchslosigkeit, reif für den Realismus, und zwar für den verzichtenden, biedern, kleinbürgerlichen Realismus. So ist es zu begreifen, daß junge Maler sich mit Wohlbehagen unter altväterliche Vormundschaft stellten und daß ein mehr oder minder unverhülltes Biedermeier zum letzten Schrei werden konnte, auf den selbst die Nationalgalerie hereinfiel — siehe soeben noch die unmögliche Bilderwahl Justis auf der Ausstellung junger Künstler im Reckendorfhaus. War das Verhalten des Künstlers im Expressionismus von der Romantik einer urschöpferischen Selbstherrlichkeit bestimmt, so nimmt es im neuen Realismus die Gebärde einer sentimental-einfältigen Anschwärmung alles Dinglichen an. Der Künstler ist klein und häßlich geworden — ein Romantiker mit negativem Vorzeichen, auch wenn er böse und massiv tut wie ein Otto Dix.

Es soll hier nicht etwa einer Kunst das Wort geredet werden, die dauernd nur im breitesten Fahrwasser, unter Volldampf gesetzt, kolossalisch aufgedonnert dahinzutürmen hätte. Die Sättigung durch die Wirklichkeit, die man von einem Realismus verlangen muß, kann auch auf einer sehr begrenzten Berührungsfläche erfolgen — in einem Stilleben etwa oder in einer kleinen Landschaft, in einem Porträt oder in wenigen Figuren. Es kommt auf die Atmosphäre und auf die Bauspannung im Bilde an, auf jene innere Weite und Beweglichkeit, die selbst bei letzter Beschränkung im Gegenstand und Format zugleich greifbare Wirklichkeit und visionäre Steigerung dieser selben Wirklichkeit ist.

Der ausschnitt- und detailbegrenzte Realismus unsrer sogenannten jungen Kunst läßt freilich solche Steigerung ganz und gar vermissen, mag er nun in harten Lokalfarben und Konturen erstarrt oder impressionistisch aufgelockert sein. Er gibt durch die simple Abkehr von den „Ismen" eben die künstlerische Linie preis, die zu behaupten und bis zur schroffsten Auseinandersetzung Brust an Brust mit der Wirklichkeit vorzutreiben die malerische Aufgabe unsrer Zeit wäre. Aufgabe einer lebendigen, tatkräftigen Malerei. So aber bleibt zum Schluß die niederschlagende Erkenntnis, daß die letzte Wendung der Malerei, ihre so freudig begrüßte Rückkehr zur Natur und Wirklichkeit in der Tat ein „Zurück" war: zurück in die Gefilde friedlicher Verdauung und träger Schlafsucht.

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Schweizer Nachttische sind hoch und schmal — öffne ich jetzt noch das Fenster, dann bläst mir der Wind alle Bücher herunter ... ich öffne es aber nicht. Man sieht auch so weit hinaus ins Land ... Herr Luginsland sieht aus dem Fenster. Woher die Leute nur immer wissen, wie die vielen Berge heißen? Monte Brie und San Salvator und Monte Pschorr ... Und da ist ein o du himmelblauer See, und da ist etwas beschneite Bergkuppe, und oben, ja, grade da, oben auf diesen Bergen — wenn du ein Opernglas nimmst, kannst du es vielleicht sehen — da läuft die gezackelte, kleine, punktierte Grenze. Drüben liegt Italien.

Das? Das ist das italienische Enklave, wohin die Italiener immer ihre politischen Gegner locken ... (Chor der Fascisten: „Immer! Einmal!" — Einmal ist auch ganz schön. „Herr Rossi hat sich freiwillig auf italienisches Gebiet begeben ..." Ich habe in Paris die junge Dame gesehen, der er damals, wie der Zufall spielt, ahnungslos und freiwillig in sein Verderben folgte. Zwanzigjährig-freiwillig. Zwanzig Jahre Zuchthaus habt ihr ihm aufgebrummt, oder waren es dreißig? So genau kommt das in Italien nicht drauf an. Fällt in Rußland ein Schuß, dann steht Europa auf dem Kopf, womit nicht gesagt sein soll, daß diese Schüsse zu bejahen seien. Quält aber Mussolini seine Italiener zu Tode, so ist es still — still, von der Bank von England über die französische Börse bis zur Burgstraße. Es kommt eben immer darauf an, für wen man terrorisiert ... Amerika, du hast es besser als unser Kontinent, der alte —

Nein, doch nicht. Egon Erwin Kisch zeigt uns, daß es hohe Zeit ist, die deutsche Straßenmeinung über Amerika zu revidieren; das Land sieht doch anders aus, als es sich auf den Vergnügungsreisen beamteter Nichtstuer präsentiert. „Paradies Amerika" heißt Kischs Buch (bei Erich Reiß in Berlin erschienen). Amerika ist ein Paradies. Der Unternehmer.

E. E. Kisch hat eine Eigentümlichkeit, die ich immer sehr bejaht habe: er sieht sich in fremden Ländern allemal die Gefängnisse an. Denn maßgebend für eine Kultur ist nicht ihre Spitzenleistung; maßgebend ist die unterste, die letzte Stufe, jene, die dort gerade noch möglich ist. Wir können Griechenland nicht so sehen, wie Jakob Burkhardt es uns geschildert hat: griechische Heloten sind wichtig, mindestens so wichtig wie Praxiteles und die ewig strahlende Sonne.

Kisch hat in Amerika viel gesehen, und er hat, was er gesehen, gut erzählt, lebendig erzählt, frisch erzählt. Man hat nicht den Eindruck, er sei nun hingegangen, um auf alle Fälle in Amerika alles schlecht zu finden — aber er ist marxistisch geschult und läßt sich nichts vormachen. Nur ein Amerikaner wird beurteilen können, ob er nun auch alles ganz so gesehen hat, wie es wirklich ist — aber wie „ist" ein Land? Der das Land beherrscht, wird ein andres Bild haben als der, der es erleidet; Kisch ist bei den Leidenden gewesen. Das Buch enthält eine Fülle von Material; ein Glanzstück bester Darstellungskunst ist das Kapitel von der Küstenschiffahrt nach Kalifornien. Es sind kleine Bilder aus einem großen Lande, Rohmaterial für jene gewichtigen Bücher, die die „geistigen Strömungen eines Landes" untersuchen, meist, ohne daß die Verfasser die Quellen kennten. Wer eine Arbeiterbibliothek verwaltet, sollte das Buch Kischs anschaffen.

Was die gewichtigen Bücher angeht, in denen die geistigen Ströme rauschen, da hätten wir eines — aber es rauscht nicht. Robert Michels „Der Patriotismus, Prolegomena zu seiner soziologischen Analyse" (bei Duncker und Humblot in München erschie-

nen). Abgesehen von dem schauerlichen Untertitel — daß sich die Leute diese von Wichtigkeit triefenden Vokabeln nicht abgewöhnen können! —: das Thema ist das Thema des Tages; Michels hat das Thema aber so behandelt, wie wenn jemand Blümchen auf Seidenpapier stickt, die Tischdecke selbst fehlt.

Marxistische Studienräte sind keine Freude. Aber hier ist nun ein Fall, in dem doch zu sagen ist: es ist unmöglich, den Patriotismus zu verstehen, wenn man die wirtschaftlichen Zusammenhänge so vernachlässigt, wie es hier geschieht. Mit ihnen kann man diese Erscheinung nicht völlig erklären — das ist ein überheblicher Irrtum. Was ich jedoch bei Michels über die so wichtige und so sehr unzulänglich entwickelte Völkerpsychologie zu lesen bekomme, ist höchst mäßig; die Gelehrsamkeit ist mit ihm durchgegangen. Michels verwahrt sich im Vorwort gegen die Annahme, er besitze einen Zettelkasten. Um so schlimmer, um so schlimmer! Er wäre eine Entschuldigung für dieses wild gewordene Material, das sich selbständig gemacht hat. Es gibt eine Art Soziologie, deren fettigglänzendster Vertreter der unsägliche Sombart ist, eine Soziologie, die über alles und jedes klug daher redet, ohne jemals zu irgendwelchen Resultaten zu kommen. Um eines der besten Worte zu variieren, das ursprünglich auf die Philosophie gesagt worden ist: „Soziologie ist der Mißbrauch einer zu diesem Zweck erfundenen Terminologie."

Dabei sieht Michels vieles sehr richtig. Gleich das Anfangskapitel ist sehr gut, in dem er untersucht, warum die Urform des nationalen Elitegedankens immer mythologisch ist: „Die Kausalität dieser Erscheinungen vom Mythos des Woher liegt im Geltungsbedürfnis der Nationen, dessen sie einmal zur Überwindung von Minderwertigkeitskomplexen, mit denen auch die Völker behaftet sind, also zur Genese von Vertrauen in sich selbst, bedürfen, zugleich aber auch zur Befriedigung des kollektiven Dranges nach scharfer Abhebung gegenüber den übrigen Völkern." Er widerlegt treffend den patriotischen Expansionswahn: „Denn die Annahme von der Notwendigkeit der Idee, quia Expansionsfähigkeit, wäre gleich der Annahme, daß ein Fluß aufhöre, Fluß zu sein, sobald er der ‚Notwendigkeit' seines Über-die-Ufer-Tretens nicht mehr unterliege." Und dann einmal mitten ins Zentrum: „Patriotismus ist Zufriedenheit mit dem Platz, an den die Geburt den Menschen gestellt hat." Es vernünftelt in diesem Satz; hier wird Schicksal gleich Zufall gesetzt — aber er kommt der Wahrheit doch sehr nahe. Auch in Kleinigkeiten, an denen dieses Buch leider so überreich ist, sieht Michels wie fast immer gut und klar; so, wenn er sagt: „Es gibt über den Durchschnitt hinaus sehnsuchtsbegabte Völker, Sehnsuchtsspezialisten." Es wimmelt von sauber aufgepickten Zitaten (oh, wie schlug mein Herz, als ich las, daß Prezzolini einmal von der „schweigenden Dummheit des Hochgebirges" gesprochen hat — Protest aller Alpenvereine . . .) alles das ist sehr hübsch und amüsant. Aber, aber —

Wie der Patriotismus gezüchtet wird und mißbraucht; wie durchaus gute und saubere Gefühle, so die Liebe zur Heimat, in eine religiöse Verehrung des Staates umgelogen werden, und von wem das arrangiert wird: davon erfahren wir nichts. Wenn ein Mann unserer Zeit ernsthaft behaupten kann, der letzte Krieg habe an „höhere Probleme, wie die der nationalen Freiheit und der Selbsterhaltung" angeknüpft, so muß man denn doch fragen, wer eigentlich in diesen freien Staaten frei ist. Die Arbeiter? Die Angestellten? Die Kleinbauern? Nicht einmal die Universitätsprofessoren sind es, wie Figura zeigt.

Denn wie wäre es sonst möglich, daß in einem Werk über den Patriotismus fast ein Drittel wovon eingenommen wird? Von der „Soziologie des Nationalliedes". Und wie kommt es, daß eine Frage

der Kollektiv-Psychologie, der Wirtschaft, der Völker so ästhetisch-bürgerlich und brav zerläuft? Das kommt daher, daß unter dem Vorwort des Buches zu lesen steht: „Beginn Turin 1915; Schluß Rom 1928". In Italien die Wahrheit über den Patriotismus schreiben? Man kann von einem Forscher Mut verlangen. Man kann von einem Forscher nicht verlangen, daß er Selbstmord begeht.

Da hat es René Fülöp-Miller schon leichter gehabt. In seinem als dickes Buch verkleideten Werk „Macht und Geheimnis der Jesuiten" (erschienen bei Grethlein & Co., Leipzig) hätte er alles über die Jesuiten sagen können, was er gewollt hätte. Was hat er gewollt —?

Das ‚Acht-Uhr-Abendblatt' in Berlin hat eine Art Feuilleton für die späten Abendstunden erfunden; für jene Nervosität, die aus der Müdigkeit kommt, und der Typus dieses Feuilletons hieß etwa: „Aus den Geheimnissen der Fürstenhöfe". Es war gar nicht so doll mit den Geheimnissen, aber die Überschrift war gut, die kleinen fettgedruckten Sätze („... Prinzessin in den Keller stieg ...") waren es auch, und alle Leute hatten für zwanzig Pfennig Spaß. So ungefähr ist dieses Buch über die Jesuiten.

Die laufenden Seitenüberschriften entsprechen genau jenen kleinen Fettdrucksätzen („Die Falltüren des Pater Oven" — „Ein Ballett der Willensfreiheit") und es bleibt:

Eine auf Konjunktur geschriebene Kompilierung sauber abgestaubten Bibliothekmaterials. „Objektivität", steht einmal in der gar nicht genug zu lobenden Lebensgeschichte Trotzkis, „besteht nicht in gekünstelter Gleichgültigkeit, mit der eine abgestandene Heuchelei über Freund und Feind spricht". Es wäre sicherlich ganz verkehrt gewesen, eine Lobeshymne für oder eine Streitschrift gegen die Jesuiten zu verfassen — aber über eine so streitbare Gesellschaft scheinbar „neutral" zu schreiben, ist ein Unding. Diese Neutralität erinnert an die Zeit der deutschen Nachkriegs-Putsche, wo die Regierungstruppen, als es um Biegen oder Brechen ging, mitunter „neutral" Gewehr bei Fuß blieben. Sie wollten es nämlich mit keinem verderben, der ihnen später die Löhnung auszuzahlen hatte — sie warteten.

Die Darstellung bei Fülöp-Miller ist ungenügend: für jemand, der nicht weiß, was eine Meditation ist, bleiben die Seiten über Loyola fast unverständlich; die geistigen Kämpfe der späteren Jesuiten spielen sich wie auf einem Gobelin ab, man versteht nicht, wie sie sich um Worte so erhitzen konnten — aber es ging ja gar nicht um Worte. Die Methode der politischen Machtergreifung durch die Jesuiten wird nicht klar, und an keiner Stelle des Werkes wird von der ungeheuern Ziellosigkeit dieses Ordens gesprochen: was will er eigentlich? Die Macht für sich? Gut; aber das ist doch kein Programm. „Ganz Rußland muß badisch werden" stand im August 1914 auf einem Eisenbahnwaggon. Kurz, es ist jene Sorte von Biographie und Kulturgeschichte, der sich das Publikum aus Verzweiflung über das Versagen der Fachwissenschaft ergeben hat: ein bunt bewegtes Kasperletheater, an dem alle ihre Freude haben. Hinten, in einer Papierfalte, liegt eine vorzügliche Bibliographie über den Jesuitismus, die man mit Nutzen studiert. Die Buch-Anlage von 576 Seiten taugt nicht viel.

Was, gegen die Kirche, erreicht werden kann, ist wenig, in Deutschland. Ein schwacher Vorstoß vernünftiger Anschauungen ist in dem Heftchen enthalten: „Sittlichkeitsvergehen an höheren Schulen und ihre disziplinare Behandlung" (erschienen im Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig). Das Heftchen ist vom preußischen Kultusministerium herausgegeben worden und zeugt von dem anständigen Bestreben, wenigstens das Dümmste zu vermeiden. Es ist besser geworden.

Zunächst geht aus dem Buch hervor — was zu erwarten war —, daß es alles halb so schlimm ist. Wäre die „Verrottung der Jugend", über die die Zentrumsblätter zetern, wirklich so groß, so sähe dieses Material anders aus. Da es sich um höhere Schulen handelt, so fallen hier die bittersten Folgen der Wohnungsnot und der Arbeitslosigkeit fort: von Inzest ist nicht die Rede, nicht von Jugendprostitution ... wir bewegen uns unter besser gekleideten Ständen.

Mich hat am meisten die seelische Verfassung der Erzieher gefesselt: wieviel Ressentiment ist hier, wieviel verklemmte Jugendpubertät, die nicht fertig verkocht ist; wieviel „Möchtegerns" toben sich da in Verboten und strengen Ahndungen aus ... Im Intendanturkasino saß einmal ein Zahlmeister von uns, der war trübselig und ließ den Kopf hängen. Es war zum Gotterbarmen. „Was haben Sie denn?" fragte man ihn. „Ach ..." sagte er. Da rief eine kräftige Kommißstimme über den Tisch — und es blieb uns nichts erspart, der Satz hieß anders, und ich gebe ihn hier fein zurechtgebügelt: „Siewers! Sie müßten mal 'n Happen lieben!" Diese Erzieher auch.

Und grade jenen Pädagogen, die bei jedem unanständigen Zettel, wie ihn Kinder, diese kleinen Pornographen, in manchen Jahren ihres Lebens anzufertigen lieben, gleich aus dem Häuschen geraten, muß gesagt werden, daß etwas in ihrem Häuschen nicht in Ordnung ist. Man soll nicht immer die Beherrschten studieren — man soll sich die Seelen der Leitenden ansehen, die da glauben, ihre wirtschaftlich und hereditär bedingten Anschauungen seien das Maß aller Dinge.

So klar sagts das Kultusministerium nicht — aber es hat doch durch seine Provinzialschulkollegien oft mildernd eingegriffen, wenn die kirchliche und gewerbsmäßig keusche Sittlichkeit hohe Bogen schlug. Man hat Kinder mit strengen Verweisen, ja sogar mit Ausschluß von der Schule bestraft, weil einmal ein Fall von mutueller Onanie festgestellt wurde, von geringern Vergehen gar nicht zu reden. Solche überstrengen Erzieher beschämt das Wort eines Mädchens: „Das hört man und vergißt es." Dieses Gutachten der Herren Hoffmann und Stern ist eine verdienstvolle Publikation. Es ist besser geworden.

Aber ist es gut geworden? Wie kann es gut sein, wenn so viel unbestrafte Verbrecher frei, mehr als frei: belohnt herumlaufen? Man denke etwa an die Mörder und Quäler der Arbeiter aus den Tagen des mitteldeutschen Aufstandes — nicht an jene, die im Bürgerkrieg die Proleten offen bekämpften, sondern an: Gefangenenmißhandlungen, Bluturteile, Standgerichte und so fort und so fort. Alles, aber auch alles, was hier über diese Burschen gestanden hat, ist zu milde gewesen. Man lese solche Aufzeichnungen wie die von Ernst Ottwalt „Ruhe und Ordnung" (erschienen im Malik-Verlag zu Berlin). Der Verfasser hätte seine Arbeit nicht „Roman" nennen sollen — es ist ein deutscher Irrtum, zu glauben, dreihundert Seiten im Erzählerton seien schon ein Roman. Es sind stilisierte Tagebuchnotizen. Aber aufschlußreich, so aufschlußreich ...

Der Verfasser ist in den Jahren 1919 und 1920 dabei gewesen, wo es Klamauk gab, wo geschossen wurde, wo es Geld zu verdienen gab ... frisch von der Penne herunter ist er zu jener großen Firma gelaufen, die „Ruhe und Ordnung" vertrieben hat (o Geist der Sprache!) — und das schildert er. „Es ist erst elf Uhr, aber da die Straßen um acht Uhr gesperrt werden, ist nur noch in wenigen Fenstern Licht. Wir schreien trotzdem: „Straße frei! Fenster zu! Vom Fenster weg!" Und das Licht geht aus. Der Mann, der vor mir geht, hebt plötzlich ohne ersichtlichen Grund sein Gewehr und schießt zu einem Haus hinauf. Ein anderer schreit: „Da, da ist

geschossen worden!" Und deutet auf ein geschlossenes Fenster im zweiten Stock ..." Das muß ich schon einmal gehört haben... Aber es handelt sich hier nicht um Herrn Zörgiebel und seine Mannen; hier ist von ihren Vorgängern die Rede.

Man sieht übrigens aus dieser zitierten Stelle, daß die Erlebnisse von gestern in der Empfindung von heute geschrieben sind: der Verfasser hat sich von diesen Verbrechen fortentwickelt, er steht heute politisch aufgeklärt und vernünftig auf der andern Seite, und nun ist in diese Notizen ein Ton gekommen, den er damals nicht gefühlt haben wird. Schade, daß der Mann in jenen Jahren kein Tagebuch geführt hat — es wäre besser gewesen. Die Atmosphäre ist brillant wiedergegeben: die Langeweile, die das Abenteuer sucht, ganz gleich, wo; der dick aufgeblähte Nationalismus von Kerlen, die dieses Wort, das doch neben allem andern auch einen geistigen Inhalt birgt, geschändet haben — und dann einmal, wie ein Blitz, dieser Satz, der eine ganze seelische Welt enthüllt:

„Die paar Schüsse haben unsere Nerven erregt, und Ritter will jetzt in den Puff." Man kann es nicht kürzer sagen.

Und dann gehen sie auch in den Puff — Halle, Schlamm — und es öffnen sich ein paar Fenster. „Hallo, ihr kleinen Noskes, hierher!" Das muß aber schön sein für den Herrn Oberpräsidenten: so viel Ruhm ... Die Widmung fehlt dem Buch; eine schöne, hübsch gesetzte Widmung:

UNSERN SOZIALDEMOKRATISCHEN AUFTRAGGEBERN
IN DANKBARKEIT

Neulich sagte mir ein Balte: was ihm am meisten in Deutschland auffiele, sei das „Papageiengerede" der Leute; wenn man sie ritzt, dann quillt aus jedem Topf ein Klischeegewäsch heraus, von dem man jeden einzelnen Satz vorher kennt. Sie haben es wohl auswendig gelernt. Nun, das Fürchterlichste an dem Buch Ottwalts ist das vorzüglich wiedergegebene Papageiengerede der jungen Herren — es ist ganz schrecklich, man kann halbe Seiten überschlagen, weil man genau weiß, was da steht. Dergleichen gibt es in Deutschland auf allen Seiten der Politik: aber hier wird es besonders deutlich.

So daß es denn also leicht sein muß, die Gesichter dieser Papageien zu zeichnen, weil der Typus klar zutage liegt. Niemand hat das besser vermocht als George Grosz. Auch dies ist etwas für die Arbeiterbibliotheken: „Die Gezeichneten" und „Das neue Gesicht der herrschenden Klasse" (beide im Malik-Verlag zu Berlin erschienen). Die Bände sind auch in der Reproduktion eine Meisterleistung.

Ich habe sie schon so oft durchblättert — ich kann mich gar nicht sattsehen. Dieses Thema ist zu Ende gezeichnet. Der wundervolle Hohn auf den infamen Rilke-Vers: „Armut ist ein großer Glanz von innen" (ich weiß schon: er hat es anders „gemeint" ... Haben Sie schon mal in einer Dachkammer gefroren?); dieses infernalische Blatt „Zwei Menschen", das zweite: man decke den Unterteil ab und sehe sich nur den Mörder an, der sich die Hände wäscht; die Modekarikatur „Größere und bessere Morde"; und wie dieser Mann zeichnen kann! So eine Zeichnung wie „Kleiner Mann", an der nichts karikiert ist; das frühe Blatt „Menschenwege" (1915), in dem schon der ganze Grosz enthalten ist; das bittere Idyll „Witwer"; dann die beiden Porträts Noskes und Eberts: „Ein treuer Knecht" und „Ein Sohn des Volkes" — die sagen mehr als alle Broschüren und Revolutionsgeschichten über diese Beiden. Auch dies ist Deutschland.

Eine kleine Anmerkung sei erlaubt. Es gibt einen Typus, einen einzigen, den Grosz für mein Gefühl nicht so wiedergibt, nicht so ausdeutet, wie er wirklich ist. Das sind der Industrielle und der Bankier. Hier stimmt etwas nicht. Den preußischen Militarismus

hat er auf den Blättern „Die Gesundbeter" und „Alles kehrt einmal wieder" derart hergenommen ... da ist keine uniformierte Nummer, die hier nicht zu sehen wäre — es sind alle, alle da. Und wie sind sie da —! Aber wenn er die großen Kaufleute porträtiert, dann ist da etwas nicht in Ordnung. Manchmal glückts. Der Mann, der auf dem Blatt „Besitzkröten" im Vordergrund seine Zijarre raucht, ist richtig; der junge Herr, der — „Guten Morgen" — ins Auto steigt, ist es nicht. Vielleicht hat es in der allerschlimmsten Inflation solche Typen gegeben, aber heute dürfte dieser Mann, mit so einem Kopf, mit dem Gesicht — allenfalls Handelsvollmacht haben; in sein Auto steigt der nicht: er schafft es nicht. Ich bin mit George Grosz gut befreundet: er weiß also, daß ich dies nicht für die Hochfinanz schreibe. Ich meine nur: um einen Gegner so zu treffen, wie er das mit den Feldwebeln in Generalsuniform getan hat, muß man den Gegner kennen und ihn bis ins letzte Fältchen treffen. So verfressen, so dickschädlig, so klobig sehen aber die deutschen Bankiers nicht aus, die I. G. Farben-Leute nicht, die Hüttenbesitzer nicht. Sie sammeln Porzellan; sie haben zum Teil schmalere Köpfe; sie sind als Teilhaber eines Systems, was die Wirkungen ihrer Handlungen angeht, unmenschlich — aber man sieht es ihnen nicht auf den ersten Hieb an. Sie bevölkern Reinhardts Premieren, sie wählen Deutsche Volkspartei ... sie sehen anders aus. Differenzierter, drei Rasternummern feiner; nicht besser: anders. Wie sehen sie aus —?

Das kann man in einem der schönsten und merkwürdigsten Werke ersehen, die mir je unterkommen sind. August Sander, „Antlitz der Zeit" (erschienen im Transmare-Verlag, Kurt Wolff, München). Hier ist die photographierte Kulturgeschichte unseres Landes.

Sander hat keine Menschen sondern Typen photographiert. Menschen, die so sehr ihre Klasse, ihren Stand, ihre Kaste repräsentieren, daß das Individuum für die Gruppe genommen werden darf. Döblin weist in der Einleitung sehr treffend darauf hin, wie der Tod und die Gesellschaft die Gesichter verflachen; wie sie einander angeähnelt werden, immer mehr, immer mehr ... wie schwer es ist, noch ein Bauernmädchen von einer Proletarierfrau zu unterscheiden. Was Sander da gegeben hat, ist allerbeste Arbeit.

Das Werk enthält sechzig Photos, eine Auswahl aus dem Lebenswerk des Photographen, das in fünfundvierzig Mappen zu je zwölf Bildern erscheinen soll (Wer Näheres wissen will, schreibe unverbindlich an den Transmare-Verlag, München, Luisenstraße 31.) Fast auf allen Bildern erscheint der Typus; so sehr haben Stand, Beruf, Wohnort, Klasse und Kaste den Menschen imprägniert und durchtränkt. Mancher von uns wird manchmal eine Spur anders empfinden: der Herr Wachtmeister muß nicht immer so einen martialischen Schnurrbart tragen, das ist der puffende Wachtmeister, nicht der schießende Wachtmeister; Poelzig ist nicht „der Architekt", sondern ein einmaliges Original ... aber das sind nur kleine, winzige Nebenempfindungen. Auf den sechzig Seiten ist nur ein einziges Mal die Grenze der Objektivität überschritten: das ist auf dem Bilde des Demokraten, der seinen Regenschirm aufgepflanzt hat. Ich habe sehr gelacht, und treffen tuts auch, aber das ist zu deutlich. Der Satiriker darf dergleichen, und wenn noch so viel auf die Hühneraugen Getretene darüber schreien — der Sittenschilderer darf es nicht. Und in diesem Werk kann Grosz sehen, wie die Bankiers und die Industriellen aussehen: er hat in diesem Bande zum Beispiel gleich zwei Typen: den Viereckigen und den Schmalen, beides Prachtexemplare ihrer Gattung, völlig rein im Gattungsbegriff, die Gesichter durch ihren Beruf zu Ende ausgebildet. Und selbstverständlich durch Karikatur angreifbar und wert, angegriffen zu werden. Es ist ein ganz herrliches Buch — schade, daß es nicht achtzehnfach so dick ist.

Jetzt ist der Nachttisch leer; in der Ecke steht ein Waschkorb mit Büchern und sieht mich vorwurfsvoll an. Schon elf Uhr... Draußen glitzert das Dorf. In einem Zellenkäfig, drüben, hinter der italienischen Grenze, liegt ein Mann und betet ein stilles Gebet für die Gesundheit und das Wohlergehen Mussolinis.

Intendanten muß man beißen! von Norbert Schiller

Der Intendant
Die Souffleuse Fifi
Der Pudel Lorenz

Der Intendant: Ich weiß nicht, ob Sie das wissen. Der Herzog von Weimar wollte den an sich schon theatermüden alten Goethe zwingen, mit einem Hund Regie zu führen. Goethe sagte nein und mußte gehen. So weit die Historie. In Wirklichkeit war alles abgekartetes Spiel. Da war ein Star an der weimarer Bühne, ein gewisses Fräulein Jagemann, mit der der Herzog — — Sie verstehen! Sie nannte sich dann Frau von Heigendorf. Na, und wie Frauen sind. Ihr paßte das Regiment des alten Goethe eben nicht. Darum mußte er gehen. — Ich weiß nicht, ob Sie das wissen.

Souffleuse Fifi: Nein, das weiß ich nicht.

Der Intendant: Das war überhaupt eine tolle Angelegenheit bei den Brüdern in Weimar. Na, mich gehts nichts an. — Aber wir wollen das Stück jetzt geben. Aubrys Hund. Von einem Stück, das der alte Goethe abgelehnt hat, verspreche ich mir heute besondern Erfolg. So was wollen die Leute. Und schließlich, warum soll man nicht mal mit einem Hund Regie führen. Wenn er sonst anständig ist.

Souffleuse: Hat er viel Text?

Intendant: Es geht. Hauptsächlich Spiel. — Also, um es kurz zu machen, was verlangt Ihr Hund Gage?

Souffleuse: Das kann der nicht machen. Der ist ja viel zu aufgeregt. Er ist auch noch zu jung.

Intendant: Das macht nichts. Man kann ihn ein bißchen angrauen. Gib die Pfote, Lorenz, gib die Pfote.

Souffleuse: Nun, gib dem Herrn Intendanten deine Pfote.

Der Pudel Lorenz: Wuf, wuf.

Intendant: Gut, gut. Er bellt gut. Er hat den dritten Aktschluß nur zu bellen. Das kann ich mir bei ihm sehr gut vorstellen. Er hat etwas Keckes in seinem Bellen. Dabei aber immer noch sympathisch. Und nicht vorlaut. Weil er ja, wie Sie selber sagen, noch ein Kind ist.

Souffleuse: Ja, ja. Aber ich gebe ihn nicht her. Ganz ausgeschlossen.

Intendant: Was heißt denn das? Sie können ja erst einmal hören, was ich ihm Gage biete.

Souffleuse: So viel können Sie gar nicht bieten. Ich geb ihn nicht her.

Intendant: Ja warum nicht?

Souffleuse: Ich bin froh, wenn ich nach der Probe nach Hause komme und nichts vom Theater sehe. Ich kann Ihnen sagen, ich habe genug vom Theater. Es geht mir bis hierher.

Intendant: Wenn Sie vom Theater genug haben, warum bleiben Sie dann?

Souffleuse: Das möchte ich auch wissen. Vielleicht bin ich zu alt, um umzulernen.

Intendant: Also Scherz beiseite, ich engagiere Pudel Lorenz für fünfzehn Vorstellungen garantiert und bezahlte Vorproben.

Souffleuse: Aber ich denke ja nicht dran. Lorenz macht, solange ich lebe, keinen Schritt auf Ihre Bühne. — Sie können mich Tag und Nacht soufflieren und die Gespräche Ihrer Mitglieder anhören lassen, Sie können Sonntag drei Vorstellungen ansetzen, aber mich zwingen, mein Einziges auf Ihre Bühne zu bringen, nein Herr, dazu ist mein Lorenz zu schade, das können Sie nicht! (Sie geht).

Intendant: — Was Sie sich schon einbilden auf diesen blitzdummen Hund.

Der Pudel Lorenz (kommt zurück und beißt den Intendanten in das Schienbein).

Souffleuse (lacht).

Intendant: Au. — Was ist das?! Ihr Hund ist wohl tollwütig.

Souffleuse: O, im Gegenteil. Wütig mag er sein aber niemals toll. Ganz im Gegenteil. Aber Intendanten muß man beißen. Nicht wahr, Lorenz?

Der Pudel Lorenz: Wuf, wuf.

Souffleuse: Ja, mein Gutes. Komm.

(Sie geht Arm in Arm mit Lorenz hinaus.)

Groener spart von Morus

Nun aber Schluß mit der Lotterwirtschaft. In diesem Jahr wird gespart, daß eine kleine Völkerfamilie davon Generationen lang leben kann. Keinen Pfennig wird das Reich unnötig ausgeben. An allen Ecken wird geknapst und gekürzt, es wird ein toller Sparetat werden, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. So ganz wörtlich läßt sich das natürlich nicht machen. Die ganz große Sparzeit beginnt nämlich erst im nächsten Jahr, dann aber richtig. Von 1931 ab soll, beinahe nach russischem Muster, ein ökonomischer Fünfjahresplan in Kraft treten. Mit Richtlinien und Leitsätzen, einem Oberkommissar und etlichen Unterkommissaren, denn ohne Apparat geht die Sache nicht.

Einstweilen sieht man freilich nur den Apparat, den aber bereits in voller Lebensgröße. Saemischs Sparkommissariat hat sich allmählich zu einer recht kostspieligen Institution ausgewachsen, die über achtzig Menschen beschäftigt und jährlich 900 000 Mark kostet, während daneben noch der potsdamer Rechnungshof, der doch auch im Grunde nur ein Sparkommissariat ist, seinen eignen Drei-Millionen-Etat hat. Aber wie vortrefflich wird bei Saemisch auch gearbeitet. Die teuersten Sachverständigen sind nicht zu gut dafür. Und wenn einer der Obersparräte etwa nach Thüringen fährt, um nachzuprüfen, wie dort die Verwaltung arbeitet, so wird der Bericht hinterher nicht den paar Interessenten in einem billigen Schreibmaschinenabzug übermittelt, sondern man druckt auf die weitschweifigste und unrationellste Art einen ganzen Folianten, eine Luxusausgabe der Sparsamkeit, an der jeder Bibliophile seine Freude hätte.

Wenn die Sparspezialisten so mit gutem Beispiel vorangehen, kann es an andern Orten nicht fehlen. Die Subventionen für Stadt und Land, für groß und ganzgroß sind selbstverständlich wieder vollzählig da. An einigen Stellen hat man das Sub-

ventionsprogramm sogar noch erweitert und planmäßig ausgebaut. Die Deutschen Werke in Kiel bekommen gleich auf fünf Jahre ihre Subventionen im voraus zugeteilt; 2,5 Millionen Mark im Jahr. Die Subvention für die Schichau-Werft läuft dessen ungeachtet selbstredend weiter. Schiffbau muß sein, auch wenn die großen Schiffahrtslinien sich grade zusammentun, um unnötige Kosten zu vermeiden. Daß die Geheimfonds wieder allright sind und die eine Million, die im vorigen Jahr bei den Diplomatengehältern eingespart war, diesmal durch 1,2 Millionen wettgemacht wird, bedarf kaum einer Erwähnung. Nur Herr von Dircksen, der neue Botschafter in Moskau, macht es um 70 000 Mark billiger, als der selige Brockdorf-Rantzau. Das werden die Herren, die sich sonst noch mit Ostpolitik beschäftigen, durch antibolschewistische Druckerschwärze wohl schon wieder überkompensieren.

Am meisten spart, wie immer, die Reichswehr. Zwar sieht es so aus, als ob in diesem Jahr Heer und Marine erheblich mehr beanspruchen als im vorigen Jahr. Aber das ist nur scheinbar. Man muß die Ziffern bloß richtig lesen, um zu begreifen, wie heftig in der Bendler-Straße gespart wird. Im vorigen Jahr, als die Ausgaben nach langem Drucksen um 48 Millionen gesenkt wurden, erklärte nämlich Groener, nun sei der Tiefpunkt erreicht, solch eine Kürzung könnte er sich nur ein Jahr lang gefallen lassen. Der Not der Zeit gehorchend hat er sich jetzt aber doch dazu verstanden, den Etat nur um nur 41 Millionen in die Höhe schnellen zu lassen, so daß unsre feldgrauen und unsre blauen Jungens uns in diesem Jahr nur lumpige 700 Millionen Mark kosten werden.

Wie heldenhaft die Ersparnisse in der Reichswehr sind, dafür heute nur einige kleine Beispiele. Zum Soldaten gehört ein großes Kommißbrot, und der Gaul muß einen tüchtigen Sack Hafer haben; das ist mal so. Die Reichswehr braucht deshalb in jedem Jahr eine Menge Brot- und Futtergetreide. Das Brotgeld wird im Etat ziemlich umständlich, mit Rückeinnahmen aus dem Truppenbeköstigungsfonds, verrechnet, aber in der Praxis kommt es doch darauf hinaus, daß sie jährlich für 15 Millionen Mark Getreide kaufen muß. Nun liegen gegenwärtig die Getreidepreise in der ganzen Welt darnieder. In Deutschland bemüht man sich zwar, durch turmhohe Zölle, durch Magazinierung und andre Kunstgriffe die Preise künstlich in die Höhe zu treiben, und eben ist der Volksernährungsminister Dietrich dabei, durch eine neue Verteuerungsaktion den Landwirten auf Kosten der Städter abermals 120 Millionen Mark zuzuführen. Trotzdem sind die Preise noch immer nicht so, wie die Grüne Front sie gern haben möchte. Der Roggen hält bei 145 Mark für die Tonne — durch die neuen Gewaltmaßnahmen will man ihn auf 180 Mark bringen — märkischer Weizen wird mit 246 Mark gehandelt, und Hafer, fürs Militär das wichtigste Futtergetreide, notiert etwa 130 Mark.

Wie aber sehen im Reichswehretat die Getreidepreise aus? (Bitte setzen, damit Sie nicht umfallen). Roggen kostet da 240 Mark, Weizen wird auf 270 Mark berechnet, und die Tonne Hafer wird mit 187 Mark in den Etat eingesetzt.

Daß etwa nur der Transport bis zum Magazin diese Preisunterschiede bewirkt, wird uns selbst der ehemalige Verkehrsminister Groener nicht einreden können. Da müssen schon höhere Fügungen des Himmels mitsprechen. Als vor dem Kriege das Zuckerkartell die Preise in Deutschland hinauftrieb, kauften die deutschen Kriegsschiffe, um dem Reich keine unnötigen Kosten zu machen, den deutschen Zucker zu niedrigern Dumpingpreisen an der englischen Küste ein. Von solchen, an Landesverrat grenzenden Sparsamkeitsmethoden weiß sich die Reichswehr frei. Sie bezahlt für die wichtigsten Lebensmittel dreißig und vierzig Prozent mehr, als sie marktgängig kosten; obwohl im Etat ausdrücklich dafür Vorsorge getroffen ist, daß auch die Militär- und Marinebehörden die Konjunktur ausnutzen und sich in den üblichen Ankaufszeiten eindecken können.

Nun werden die Schwarzseher gewiß sagen, daß die Reichswehr die Überpreise nur liquidiert, aber nicht zahlt und sich für die Differenz heimlich Bomben und Kartätschen kauft. Wir sind zu bescheiden, um uns darüber ein Urteil anzumaßen. Aber, ob Ihr es glaubt oder nicht, es geschehen Zeichen und Wunder. Die Zentralbeschaffungsstelle für Heer und Marine braucht jährlich zweihunderttausend Meter Zeltbahn und schreibt die, wie es bei den Behörden üblich ist, öffentlich aus. Eine angesehene süddeutsche Firma reicht eine Offerte ein und macht einen Preis von 2,59 Mark pro Meter. Die Einkaufsstelle der Reichswehr erteilt einen abschlägigen Bescheid: der angemessene Preis für Zeltbahnen sei 2,74 Mark, was darunter liegt, ist zu billig und kommt nicht in Frage. Die Firma reklamiert: von einem Qualitätsmangel, wenn das etwa mit der Antwort gemeint sei, könne doch keine Rede sein, denn sie selbst habe ja für die Reichswehr das Standardtuch für Zeltbahnen ausgearbeitet und geliefert. Und nun kommt der Komödie zweiter Teil. Die Einkaufsstelle, die inzwischen ihren Bedarf offenbar schon anderweitig zu dem höhern Preis gedeckt hat, teilt mit, sie werde das Quantum diesmal auf zweihundertvierzigtausend Meter erhöhen, damit die Firma auch noch einen Auftrag erhält, allerdings nur zu dem niedrigern Preis, der eben noch als unfairer Schleuderpreis galt.

So sorgt Groeners Ministerium dafür, daß die deutsche Wirtschaft wieder auf die Beine kommt, daß der Fiskus nicht zu viel Ballast los wird und die Steuerzahler nicht vor Erleichterung an die Decke springen. Wenn solche Haushalts- und Geschäftspraktiken schon in der Lebensmittel- und Textilbranche vorkommen, wo die Reichswehr als Käufer doch schließlich nur Einer unter Vielen ist und nicht den Marktpreis bestimmt, kann man sich ungefähr vorstellen, wie es auf den Gebieten zugeht, wo die Reichswehr mit ihren Lieferanten unter sich ist, also bei der Beschaffung von Waffen, von Panzerplatten, von Munition. Was da gespart werden kann, hat leider auch Herr Saemisch noch nicht erforscht. Aber wahrscheinlich wäre es sinnlos, darum noch ein paar neue Sachverständige ins Sparkommissariat einzustellen.

Denn Herr Groener hat bereits im vorigen Jahr erklärt, daß nun „diejenige untere Grenze der Ausgaben erreicht sein dürfte, die ohne Beeinträchtigung wesentlicher Belange der Landesverteidigung nicht wird überschritten werden können". Und im neuen Haushaltsplan hat ihm die Reichsregierung bestätigt, daß sie im Etat des Reichswehrministeriums „hiernach weitere Abstriche nicht für möglich" hält.

Wonach? Danach?

Der breite Rücken von Theobald Tiger

Und wenn der böse Feind kommt, kriechen alle
rasch hinter diesen breiten, alten Mann...
Gedeckt sehn sie auf die Krawalle
und freun sich, daß man ihnen da nichts machen kann.

Sie schützen nicht. Sie lassen sich nur schützen.
Sie starren wie behext: „Die Augen links!"
dann ziehn sie übers Ohr die Zipfelmützen —
es lächelt stumm die Paragraphen-Sphinx.

Sie schützen nicht. Sie machen täglich Pleite.
Die Fahne liegt zertreten und zerfetzt.
„Ätsch! aber ER ist auch auf unserer Seite!
Na, Hitler? Männeken? Was sagst du jetzt?"

Wie sind sie mutig, diese lieben Kleinen!
Die Reichswehr wird zersetzt. Es knackt das Haus...
Sie aber stehen zwischen seinen Beinen
und stecken lächelnd ihren Kopf heraus.

Wir brauchen Arbeit, Ruhe in Betrieben.
Es dröhnt ein Land. Wer sichert uns den Sieg?
Ein alter General ist uns geblieben
als letzte Hoffnung dieser Republik.

Bemerkungen

Die Keuschheitsgürteltiere

Das war im seligen Frieden — da sah man im ‚Simplizissimus' ein Schaufenster mit sehr freibrüstigen Wachspuppen, die waren schön onduliert und wohlgefällig nackt. Davor stand ein kleiner Knabe, der Nase nach unverkennbar der Polizeipräsident von Jagow, der schleckerte mit der Zunge. Und sprach:

„Wenn ich mal groß bin, konfiszier ich mir so eine!"

Das Landesjugendamt der Rheinprovinz zu Düsseldorf konfisziert sich alle Tage einen. Zur Zeit haben sie den Italiener Pitigrilli beim Kragen. „Der Keuschheitsgürtel" (erschienen im Eden-Verlag zu Berlin).

Ich liebe Herrn Pitigrilli nicht. Er ist, was Hamsun einmal recht boshaft von Maupassant gesagt hat: ein Kommis der Erotik; er schleckert, stiert den Damen verzückt zwischen die Beine, ein billiges Parfüm geht von diesen Büchern aus, eine fatale Lüsternheit, literarisch mit Aphorismen aufgeputzt, die von einem ehemaligen Kammerdiener Oskar Wildes stammen könnten ... es ist dummes Zeug. „Wrobel muß selbst zugeben ..." Ich gebe zu:

Noch unter Pitigrilli steht ein Jugendamt, das sich erdreistet, literarische Werturteile abzugeben, nach denen es nicht gefragt ist; ein Amt, das seine Befugnisse überschreitet; ein Amt, das sich nicht nur lächerlich macht, sondern das durch eine beharrliche reaktionäre Tendenz anfängt, gefährlich zu werden. Heute ist es Pitigrilli — wer wird es morgen sein?

„Das Buch ist kein Schund. Es ist für einen gebildeten und reifen Leser sogar interessant, festzustellen, wie sich die Geschlechtssphäre im Kopfe eines geistreichen Schriftstellers gestaltet, der ausschließlich in seinem Werke die tierischen Geschlechtsfunktionen kennt und es weit ablehnt, im Verkehr der Geschlechter etwas von Ethik und Moral zu sehen. Gegen die Tendenz des Buches, die Moral zu vernichten, den Geschlechtsakt als eine ausschließlich animalische Angelegenheit darzustellen, läßt sich im Hinblick auf das Gesetz vom 18. 12. 26 nur sagen, daß sie an sich schmutzig ist. Aber das Buch wimmelt auch von obszönen Worten, Sätzen und Situationen, die mit gefährlichem Zynismus und beißendem Haß gegen Andersdenkende häufig abstoßend und ekelhaft wirken, wenn sie auch in die Form von ‚Geistreicheleien' gebracht sind. Für die Jugend ist das Buch stärkstes Gift. Die Prüfstelle wird in diesem Falle zu entscheiden haben, ob die flüssige Sprache und die schriftstellerische Form des Werkes einen Freibrief darstellen, um die moralischen Anschauungen der Jugend völlig zu zerstören. Das Buch ist an allen Kiosken und Buchhandlungen ausgestellt. Die Schüler der höhern Lehranstalten stellen ein Hauptkontingent der Käufer der Bücher Pitigrillis."

Die berliner Prüfstelle hat funktioniert. Das Buch ist vorläufig auf die Liste gesetzt.

Berlin hat zwar zunächst gesagt, mit der bösen „Weltanschauung" sei es nichts, das Gesetz besage ja ausdrücklich, daß deswegen kein Buch verboten werden dürfe. Aber:

„Die Prüfkammer in ihrer heutigen Zusammensetzung ist jedoch im Gegensatz zu dieser ständigen Spruchpraxis auf die Frage nach dem Wert des beanstandeten Werkes nicht eingegangen. Sie hat vielmehr die Indizierung des Buches beschlossen, weil nach ihrer Meinung die betont materialistische Behandlung und die Form der Darstellung sexueller Vorgänge darin eine Gefahr für die Jugend bedeutet und das Buch deshalb als Schmutz anzusehen ist."

Also doch. Daß Herr Tovote für Ja gestimmt hat, erheitert den Tatbestand wesentlich. Der Spruch Leipzigs steht noch aus.

Früher, als wir vor dem Gesetz warnten, hat man uns erzählt: Aber ihr übertreibt. Wer wird sich denn an ernsthafte Literatur wagen! Wir wollen doch nur, nur jene industrielle Hintertreppenschreiberei bekämpfen, jene Fünfgroschenhefte, die am laufenden Band hergestellt werden: „Mit fünfzehn Jahren im Irrenhaus oder Der Landgerichtspräsident in den Klauen von Mädchenhändlern" — dagegen werdet ihr doch nichts haben ... Wir wußten, was kommen wird; wir haben es gesagt. Auf die Demokraten ist in dieser Beziehung nicht zu rechnen. Die SPD hatte Wichtigeres zu tun; wenn in Deutschland ein Unheil im Anzug ist, dann steht die Bonzokratie dieser Partei da und setzt durch, daß im § 8 des Unheils statt „muß" die Worte „soll nach Möglichkeit" stehen. Es sind wackere Parlamentarier.

Inzwischen setzen die Jugendämter ihren Unfug fort.

Ich bestreite, daß diese Verbote von dem Wunsch, die Jugend zu schützen, diktiert werden. Hier wird ein Beamten-Kleinkrieg geführt; wenn das Verbot durchgeht, so reiben sich die in Düsseldorf die Hände — hurra! Es ist eine interne Angelegenheit zwischen Dunkelmännern und Verlegern, die jene geschädigt haben wollen. An einer Stelle der Begründung verrät sich auch der politische Zweck. Da ist der „beißende Haß gegen Andersdenkende ..." — was hat das mit Jugendschutz zu tun? Nichts hat es damit zu tun. Hier wird keine Jugend geschützt.

Die Leute vom düsseldorfer Jugendamt wissen natürlich so gut wie wir, daß es lächerlich ist, die Moral der deutschen Jugend durch Verbot von zehn oder zwanzig Büchern zu schützen. Hundert andre liegen und hängen daneben. Das Unterfangen ist kindisch und aussichtslos; es ist auch überflüssig, denn der Schaden, den solche Bücher bei ein paar Onanisten anrichten, ist ein Hundertstel so groß wie jener viel größere Schaden, an dem diese Jugendämter sich indirekt mitschuldig machen:

die Arbeitslosigkeit, die Geldnot, die gedrückte Lage der Jugend — unter anderm hervorgerufen von einer sinnlosen Belastung der Steuerzahler durch einen künstlich aufgeblasenen Beamtenapparat geschäftiger Nichtstuer und reaktionärer Feinde der Literatur.

Ignaz Wrobel

Die Krawatte

Bei der letzten schmerzlichen Erhöhung der Verkehrstarife haben sich die Berliner noch nicht träumen lassen, daß ein weiterer derartiger Angriff auf ihren Monatsetat in Aussicht steht und nur noch formal im Namen eines öffentlichen Betriebes geführt werden wird: die nächste Tariferhöhung wird die Darmstädter- und Nationalbank auf dem Umweg über einen 80 Millionen Kredit an die BVG. zu diktieren haben. Die Kreditbestimmungen liegen der Stadtverordnetenversammlung zwar zur Genehmigung vor, nur handelt es sich um einen Pakt, bei dem die BVG. und die Stadt Berlin etwa die Rolle Deutschlands im Versailler Vertrag übernommen haben. Die Vorgeschichte der Transaktion ist sehr einfach und teilweise schon vom Berliner Tageblatt berichtet worden: Die BVG., steht ganz kurz vor der Fertigstellung von zwei neuen U-Bahn-Strekken, Gesundbrunnen-Neukölln und Alexanderplatz - Friedrichsfelde, die man offenbar in Angriff genommen hatte, ohne für die notwendigen Mittel genügend vorzusorgen. — Von einer ausländischen Gruppe hatte die BVG. schon früher ein offnes Darlehen von zehn Millionen Dollar und einer Million Pfund, also 62 Millionen Mark empfangen, das im Juli dieses Jahres fällig werden sollte. Für die neuen Bauten müssen noch beinahe alle Lieferantenrechnungen bezahlt werden, die Kämmereiabgabe an die Stadt, die 3,3 Millionen monatlich betragen soll, ist seit Novem-

ber nicht mehr geleistet worden. In diese Situation tritt die Danatbank als deus ex machina mit einem neuen 80-Millionen-Kredit und dem Versprechen, mit ihrem Einfluß die weitere Verlängerung des ältern Valutakredits um ein Jahr durchzusetzen.

Der Preis ist die völlige Versklavung des öffentlichen Betriebes, eine Zinsknechtschaft unter dem Deckmantel von Aufsichtsrechten, wie sie vielleicht ein Weltbankier bei exotischen Raubstaaten anzuwenden pflegt. Mit schöner sachlicher Trockenheit steht in den Bedingungen: „Kommt eine Anleihe vor Fälligkeit des Kredits (am 31. Juli 1931) nicht zustande, so sind die Tarife Ihrer Gesellschaft so zu gestalten, daß sie die Bildung eines Fonds für die Verzinsung und Rückzahlung der Bankkredite zulassen." Bumms. Und an andrer Stelle: „Mit uns als Konsortialleitung sind Vereinbarungen zu treffen, die eine dauernde Kontrolle der Finanzgebahrung und der Wirtschaftlichkeit Ihres Betriebes ermöglichen." Immer ist die Gesellschaft ausgeschaltet, sie hat nur zu gehorchen und zu zahlen. Immer und überall heißt es: „. . . sind auf Verlangen unsres Konsortiums alle Maßnahmen zur Beseitigung dieser Anstände zu treffen, bei Vermeidung sofortiger Fälligkeit des Kredits." Das ist der Terror. Was wird danach gefragt, daß die Lebensinteressen einiger Millionen Berliner damit zusammenhängen? Die Krawatte muß sitzen. Das ist die Hauptsache.

Diesmal hat sich der Aufsichtsrat der BVG. noch gesträubt, den Hals hinzuhalten. Angesichts der Tatsache, daß die Gesellschaft sich in arger Zwangslage befindet, angesichts der Tatsache auch, daß der Oberpräsident Doktor Maier die Politik des verflossenen Schacht fortsetzt, bleibt der Ausgang nicht zweifelhaft. Wieder fällt ein Stück Kommune ans Privatkapital.

Hilde Walter

Do we agree?

Mit einem klugen Menschen, dachte mit Dostojewsky Mr. Chesterton, der es neuerdings liebt, von sich reden zu machen, ist auch das Reden ein Vergnügen und lud Mr. G.B.S. zu einem Streitgespräch über das Thema des Privateigentums ein. Nun hätte man von beiden zwar keine neuen Enthüllungen über Nationalökonomisches, wohl aber witzige und treffende Aperçus erwartet, etwa wie das bekannte Chestertons, daß man, wenn man den Sozialismus wirksam bekämpfen wolle, schon das Privateigentum abschaffen müsse; aber der Dicke wie der Dünne sind scheinbar bequem geworden und vergnügten sich damit, sich unter dem Vorsitz des Herrn Belloc, der ein recht gefährlicher Bursche geworden ist, eine Stunde lang vor einem distinguierten Publikum des Adelphiviertels anzukohlen. Rudolf Kayser, der diesen Spaß nun in deutscher Ausgabe (bei Carl Schünemann in Bremen) bevorwortet, nimmt die beiden Herren etwas reichlich ernst; auch dürfte darauf hinzuweisen sein, daß die Fabian society, wenn sie auch heute schon ausgedient hat, einmal eine historische Sendung zu erfüllen

hatte daß aber die „Distributist League", Chestertons neueste Gründung, nicht mehr ist als eine von Anfang an anachronistische Paradoxie, und daß schließlich beiden gegenüber der bitterböse Clown Belloc mit seinem Chanson von Kohle und Öl und seinem Entweder-Oder von Kapitalismus und Sklavenstaat Themen anschlägt, die für diese Zeit selbst als Wortwitz noch eine gespenstische Aktualität besitzen, wie sie Chesterton, um von Shaw lieber ganz zu schweigen, seit seinem unsterblichen „Mann der Donnerstag war" nicht mehr zu beschwören vermocht hat.

Sonst ist hier, um beim Thema zu bleiben, weder von Zustimmung noch Ablehnung zu reden.

J. M. Lange

Versiegelte Bücher

Unausgesetzt sind findige Köpfe bemüht, Bücher zu verkäuflichen Gegenständen zu machen. Man sollte glauben, Ziel dieser Anstrengung sei ein bedeutender Inhalt und eine wertvolle Sprache. Aber nein; es hat sich herausgestellt, daß der Wert ein Risiko und sogar die Wertlosigkeit noch kein sicheres Geschäft ist, wenn sie nicht geschickt lanciert wird. In einer Zeit, die dem Leser systematisch die Leserqualität austreibt, muß das Buch auf gewitzte Reizmittel verfallen, um absatzfähig zu bleiben.

Aus Amerika kommt der neue, herzige Einfall, den Schlußteil eines Buches zu versiegeln. Man stellt die Spannung des Lesers vor ein Hindernis. Ist sie groß genug, wird er die letzte Hürde nehmen und das Siegel aufbrechen. Läßt das „finish" der Erwartung nach, dann macht der Leser an der Barriere des „nur gewaltsam aufreißbaren" Verschlusses kehrt und reicht dem Verlag — „Amonesta" heißt er, Wien, Berlin, Leipzig, — das Buch mit kaltzuckender Achsel zurück und hat Anspruch, den Kaufpreis oder wenigstens ein andres Buch zu verlangen, das wiederum versiegelt ist. „Das Buch", so schreibt der Amonesta-Verlag, „dessen Siegel nicht gern geöffnet wird, hat den Käufer nicht zu interessieren verstanden und ist deshalb nicht würdig, bezahlt zu werden". Smart, nicht wahr? Bezahlt werden ist also eine Würde des Buches, und gespannt werden, ob sie sich kriegen und wer der Mörder ist, ist ein Kriterium des Werts und der Wirkung. Solcher Dienst am Leser ist, als Symptom gesehen, geeignet, den Buchkäufer zu einer Art Analphabeten zu erziehen und das Buch zu einer Warenprobe, zu einem Muster ohne Wert zu degradieren, tief unter den Gebrauchsartikeln, deren Hersteller Kostpröbchen versenden und Nichtkonvenierendes anstandslos zurücknehmen.

Der witzige Einfall scheint harmlos; ein munterer Geschäftsgeist umschmeichelt die Minderwertigkeit des Lesers und offeriert unverbindlich und unter Separatverschluß die Lösung eines span-

nenden Kreuzworträtsels, das die literarische Form des Romans mißbraucht. Eine gefällige Propaganda; man wird Umsätze erzielen. Es scheint überspannt, weltfremd und allzu streng, etwas dawider zu sagen. Wem das Buch eine Ware ist wie jede andre, auf einem Markt wie jeder andre, völlig unterschiedslos, wem das „Verdienen und Verdienenlassen" ein zu respektierender Elementarsatz ist, wird dieser Findigkeit applaudieren. Der Kunde wird reell bedient. Er riskiert nichts, wie bei andern Büchern. Das Siegel ist ein Garantieschein auf Lieferung von Spannung. Hier Geld — hier Stoff. Es ist der Beginn einer rationellen Typisierung des Buches und des Lesers.

Aber wenn man das Siegel dieser versiegelten Bücher aufbricht, findet man vielleicht noch einen andern Sinn. Gewiß, jedes Buch wünscht, Leser zu finden. Jedes Buch ist ein heimliches, verschämtes Liebeswerben um Sympathie; es will verführen, es will überzeugen, es will Menschen gewinnen, selbst dort noch, wo es zum Widerspruch herausfordert. Doch ein so hemmungs-, fast schamloses Werben um den flachsten Leserinstinkt war zumindest in Deutschland noch nie da; diese platte Nachahmung amerikanischer Gerissenheit verhöhnt die Tradition, die dem Buch immer noch einen geistigen Rang zuweist. Dieses Siegel ist das Stigma, das der schiere Kommerz dem Buche aufdrückt. Es scheint sich dem Leser bedingungslos zu unterwerfen und unterwirft ihn. Spannung ist kein Fehler. Sie aber als Überrumpelungseffekt unter besonderm Verschluß zu halten, ist die gröblichste Banalisierung des Lesers, des Buches, des Schreibers und die Austreibung von Geist und Sprache, die solche Spannungsreize nicht besitzen.

Der Einfall ist vielversprechend. Im Zeichen dieses Siegels wird man siegen. Niemand wird die Bücher unentsiegelt zurückschicken und sein Geld zurückverlangen. Denn der Leser ist immer noch um einen Grad dümmer als die Buchhersteller, die ihn dumm machen. Verschlossen und unverkäuflich werden nur die Bücher bleiben, die ein unsichtbares Siegel tragen.

Hans Natonek

Niddy Impekoven

„Is ja nich drin", heißt ein schöner berliner Ausdruck. Bei Niddy Impekoven ist viel drin aber nicht genug draußen.

Merkwürdigerweise kommen ihre Tänze im wesentlichen einerseits vom Komödiantischen, andrerseits vom Musikalischen her, und zum wenigsten sind sie aus den Bewegungsmöglichkeiten des menschlichen Körpers erfunden: manchmal eine erstaunliche Biegung, ein überraschendes Kreuzen der Arme — aber man hat das Gefühl, daß ihr das nahezu aus Versehen entschlüpft.. Ihre Absicht geht sichtlich woanders hin.

Sie ist so ungewöhnlich musikalisch, daß heute ihre besten Sachen Interpretationen der Musik sind. Es ist ein Dirigieren mit dem ganzen Körper. Mit einem Wippen der Finger oder der Fußspitze malt sie einen Kringel, eine

Verzierung der Melodie genau nach Vorlage in die Luft, ja es ist charakteristisch, daß fast bei jedem ihrer Tänze das Klavier den ersten Ton angibt und die Tänzerin folgsam ein wenig nachklappt. Und so legt sie nicht, wie viele Tänzerinnen, dem Spiel ihrer Glieder ein paar zurechtgemachte Töne von zufälliger, geringer oder hoher Qualität unter sondern wählt sich das Beste aus: Bach und Mozart und die zierlichen Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts. Es ist Dienst an hoher Kundschaft: sie hat ein unglaublich feines Gefühl für das geschwinde Pathos, die lebhafte Weihe in den kleinen Stücken für Anna Magdalena Bach, für die ein wenig zu pompösen und nicht ganz ernst zu nehmenden Schlüsse dieser Miniatur-Menuetts und -Märsche. Aber nur im ersten Viertel ihres Programms. Ob das, womit sie den Rest des Abends füllt, dem Publikum zu Liebe vorgeführt wird (das doch erst recht warm wird, wenn Niddy in Pagenhöschen und Spitzenmanschetten auftritt)? — nein, da ist wohl noch ein andrer Grund.

Sie hat ein ungewöhnlich reizvolles, belebtes Gesicht, leuchtende Augen und eine kindliche, etwas freche Verve in den Gliedern, die jeden mitschleift. Aber sie zeigt das nur für Sekunden. Wenn das Publikum applaudiert, kommt sie trippelnd, wie auf Eiern, an die Rampe, das Gesicht erstarrt in einer weinerlichen Verträumtheit, die Augen sind verloren ins Weite gerichtet wie beim seligen Moissi — sie hat sich ein unsympathisches Mädchen einstudiert. Man merkt, sie könnte wundervolle, ausgelassene Dinge tun, und da wäre für sie ein Weg zu außerordentlichen Leistungen offen, aber in der Proszeniumsloge sitzt anscheinend ihr Genius, und läßt sie sich gehen, wird sie sie selbst, so hebt der warnend den Finger und spricht: Niddy, ringe mit Gott!

Was es mit diesem Genius auf sich hat, erfährt man aus einem Buch von Hans Frentz „Niddy Impekoven und ihre Tänze", das soeben im Urban-Verlag, Freiburg, erschienen ist. Herr Frentz gehört, wie er sagt, zu Niddys engstem Kreise, und das erklärt alles. „Denn diese aus der Natur geborene Kunst vermittelte uns das Kind mit seltsamer Ursprünglichkeit. War es nicht, als bekäme die Erde plötzlich einen Riß, und wir blickten in die Glut, die ewig in ihr glüht?" — „Diese Charakterbescheidenheit wuchs sich später in den reifern Jahren zu dem starken Verantwortungsgefühl der Kunst gegenüber aus und entfesselte in Niddy schwere innere Kämpfe — ein Ringen, das nur das Genie kennt, besteht und überwindet." Mit Herrn Frentz auf dem Vertiko kann man nur dann eine große Tänzerin werden, wenn der Trieb der Begabung so heftig ist, daß sie alle Schlacken eines kleinbürgerlichen Milieus abwirft, oder aber wenn diese Umwelteinflüsse durch eine selbständige Intelligenz pariert werden (was von einem Wunderkind, das mit vierzehn Jahren schon seine fertige Form hat, billigerweise nicht erwartet werden kann). Der Intellekt kann keine Kunst machen, aber er kann Kunst vernichten, und in Niddy Impekovens Fall zeigt sich, wie eine falsche Vorstellung von dem, was Kunst sei, und eine durch minderwertigen Deutschunterricht

verkitschte Gemütswelt eine Begabung verschütten kann. Es zeigt sich, daß eine himmeln kann und fast immer himmeln und doch eine Tänzerin sein.

Echte Kunst stammt immer aus der sinnlichen Freude am Material. Echter Tanz stammt aus der Freude am Funktionieren der Glieder — man kann es gar nicht burschikos genug ausdrücken, wenn man sich denen verständlich machen will, die, seit dem für uns Deutsche so unheilvollen Auftreten des Doktors Faust in unserm Geistesleben, glauben, Kunst sei eine Art gefühlvollen Ringkampfes mit dem Engel der Verkündigung. Und so benutzt hier ein wundervoll veranlagtes Mädchen seinen begabten Körper, um eine Sehnsucht, eine Trauer, eine Versonnenheit zu mimen, die sie im Kopf aber nicht in den Beinen hat. Ja es geht so weit, daß sie selbst ihre kindliche Schalkhaftigkeit — das, was ihrem Wesen heute am ehesten zugänglich ist — zu neckischen Pantomimen mit Schmollippen und Kulleraugen umfälscht und so mit unglückseliger Geschicktheit imitiert, was sich verhutzelte Religionslehrerinnen sowie Herr Frentz unter unverdorbener Kindlichkeit vorstellen. („Aber hütet euch, es wohnt der Dämon in dem zarten Lächeln dieses Schalks, seht den kindlich trotzig zugespitzten Mund, die hochgezogenen Brauen! Mach uns keinen Spuk weis, du kaum zweieinhalb Käsehoch! Warte nur, Racker . . .! Es wurde just Zeit, daß der Vorhang der Spitzbüberei ein Ende machte.")

Wer mit einem so seltenen Gefühl für den Geist guter Musik begabt ist, wer mit einem so originellen Blick für echte Groteske die Komik eines „münchner Kaffeewärmers" in schlagend einfache Bewegungen bannen kann, sollte sich nicht von der Kitschdämonie des Plüschsofas unterkriegen lassen. Man möchte wünschen, daß jemand, auf den sie hört, zu ihr sagte: „Niddy, das ist ja alles nicht wahr. Geh unter die Handwerker, geh ein bißchen turnen, ins Stadion. Kunst ist lange nicht so schwer und viel schwerer, als du denkst." Niddy Impekoven hat die Pflicht, eine gute Tänzerin zu werden.

Rudolf Arnheim

Hinweise der Redaktion

Berlin

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Oeffentliche Diskussion: „Kommunismus und Krieg". Redner: Willi Münzenberg (KPD), Felix Stössinger (SPD), Karl Frank (KPD-Opp.), Kurt Hiller. Bürgersaal des Rathauses. Freitag 20 Uhr.

Gesellschaft der Freunde des Neuen Rußland. Vortrag Prof. O. M. Brick (Moskau): „Die neueste Literatur im sozialistischen Aufbau der Sowjet-Union". Russischer Hof, Georgenstraße 20. Dienstag, 20 Uhr.

Weltbühnenleser. Alfred Piepenstock: „Reparationsfragen". Café Adler, Dönhoffplatz. Mittwoch, 20 Uhr.

Ausstellung Liebermann-Slevogt. Bruno Cassirer, Derfflingerstraße.

Vorlesungen im Kaufhaus Karstadt, Hermannplatz. Dienstag 18 Uhr: E. E. Kisch Mittwoch 17.30: Ernst Toller. Sonnabend 17.30: Erich Kästner.

Kriegsgegner in Württemberg

Gruppe Revolutionärer Pazifisten Ulm an der Donau. Adressen an Eugen Brehm, Ulm, Ulmer Gasse 11.

Bücher

Alfred Polgar: Auswahlband. Ernst Rowohlt, Berlin.
Otto Heller: Sibirien. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.
Sinclair Lewis: Sam Dodsworth. Ernst Rowohlt, Berlin.
Universum-Bücherei (Berlin W 8, Wilhelmstraße 48). Auswahl Heinrich Heine in vier Bänden. Egon Erwin Kisch: Paradies Amerika. Kurt Kersten: Bismarck und seine Zeit.
Wilhelm Schäfer: Der Hauptmann von Köpenick. Georg Müller, München.

Rundfunk

Dienstag: Berlin 19.30: Gesicht der Zeitschrift. — Hamburg 20.40: O. A. Palitzsch: Stirbst du, Soldat? — Köln 20.15: Die Nacht der Städte. — Königswusterhausen 20: Löbe und Freytag-Loringhoven: Diktatur oder Parlamentarismus? — Mittwoch: Berlin 21: Hermann Kesser: Straßenmann. — Donnerstag: Berlin 19.30: Gerhart Pohl und Lina Goldschmidt: Haarlem — eine Negerwelt. — Freitag: Berlin 20: Iphigenie von Gluck. — Köln 18.30: Joh. R. Becher. — München 21: Georg Kaiser: Juana.

Antworten

Arthur Eloesser. Jetzt sind Sie, lieber Herr Doktor Eloesser, auch sechzig Jahre geworden, ohne Aufhebens, so ganz nebenbei, wie das Ihre Art ist. Es gibt Jubilare, die sich jahrelang darauf präparieren, was überflüssig ist, denn man hält sie sowieso für siebzig. Und es gibt andre, die mit ihren Muskeln protzen — man betrachtet sie nicht ohne Angst. Sie, lieber Herr Doktor, haben bewußt darauf verzichtet, sich jung zu schminken, wie das jeder Rezensent tut, der auf sich hält. Sie können jetzt auf die Embleme der Gesetztheit verzichten, wo konservativ wieder Mode wird und jeder junge Literat den Ehrgeiz hat, wie ein alter Tory auszusehen. Sie haben in Ihrem Leben zu viel gutes und schlechtes Theater gesehen, um als geistiger Mensch Theater spielen zu wollen, Sie haben als Schriftsteller sich lebelang um jene feine, fettlose Kargheit bemüht, die man zu allen Epochen anders genannt hat und die doch wohl nur mit dem guten alten Wort Grazie zu bezeichnen ist. Unprätentios und selbstverständlich, so haben Sie sich durch alle die Jahre in ungezählten größern und kleinern Arbeiten gegeben, ohne sich auszugeben, aber auch ohne anzudeuten, wie schwer es ist, was für eine verteufelte Mühe es ist, die Hand so leicht zu machen. Sie haben eine Literaturgeschichte geschrieben, die schrecklich groß ist und doch auf keiner Seite nach Schweiß duftet und sich genau so leger liest wie eine Ihrer Kritiken von zwei Spalten unterm Strich. Es ist immer die gleiche Haltung, die bei Ihnen nicht nur eine literarische ist sondern Sie niemals verlassen hat, nicht als Leiter des Schriftstellerverbandes, nicht als Dramaturg, also in der Zone, wo auch der Mildeste zum reißenden Tier wird. Es ist wohl nicht üblich, von dem Geburtstagskind selbst etwas zu wünschen; aber vielleicht doch eine willkommene Abwechslung nach so viel standhaft ertragenen Ovationen. Warum schreiben Sie die Erlebnisse Ihrer Theaterjahre nicht nieder? Sie sind heute vielleicht der Einzige, der imstande wäre, den Zauber festzuhalten, der von diesem vertrackten Ding, dem Theater, einmal ausgegangen ist, dem berliner Theater, dessen Glanz wir erlebt haben und das heute absolut nicht mehr glänzen will . . . Warum nicht? Warum nicht?

Dr. Kurt Rosenfeld. Zu den Angriffen, die Peter Maslowski in Nr. 10 der ‚Weltbühne' gegen die sozialdemokratische Fraktion wegen ihres Verhaltens zur Ehescheidungsreform erhoben hat, geben Sie hier die folgende Gegendarstellung: Maslowski gibt schon insofern einen falschen Bericht, als er behauptet, daß im jetzigen Reichstag für die Anerkennung des Zerrüttungsprinzips als Ehescheidungsgrund eine Mehrheit vorhanden sei. In Wahrheit kann man von einer solchen Mehrheit höchstens dann sprechen, wenn man die Stimmenverteilung im Rechtsausschuß des Reichstags in Betracht zieht, in welchem mit den vierzehn Sozialdemokraten, Kommunisten und Demokraten noch Herr Kahl von der Deutschen Volkspartei für die Reform eintritt. Im Plenum des Reichstags, das doch schließlich entscheiden muß und auf das es in letzter Linie ankommt, sieht es aber leider ganz anders aus, da nur feststeht, daß Sozialdemokraten, Kommunisten und Demokraten geschlossen für die Einführung des Zerrüttungsprinzips eintreten, das heißt 231 Mitglieder des Reichstags unter 490, und da zu diesen Befürwortern der Reform lediglich Herr Kahl und einige volksparteiliche Abgeordnete hinzukommen, deren Zahl auf etwa zehn geschätzt wird. Ganz abgesehen davon, daß von diesen volksparteilichen Anhängern einer Ehescheidungsreform einige das Zerrüttungsprinzip so verwässern wollen, daß die zahlenmäßig vielleicht erreichbare Reform von recht zweifelhaftem Wert ist, muß man aussprechen, was ist, wenn man sich nicht Illusionen hingeben will, muß man davon ausgehen, daß eine sichere Mehrheit für eine wirkliche Ehescheidungsreform im gegenwärtigen

Reichstage gar nicht vorhanden ist. Diese Unsicherheit in der Position der Ehescheidungsreformer zwingt von vornherein zu vorsichtigem Vorgehen, ganz abgesehen davon, daß eine ungenügende Reform sehr leicht den Weg für eine später mögliche wirklichere Reform verbauen könnte. Selbst die Reform, die im Rechtsausschuß mit einer Stimme Mehrheit verabschiedet werden könnte, besteht nicht etwa darin, daß immer das Recht auf Scheidung gegeben werden soll, wenn eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses eingetreten ist, daß dem klagenden Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann. Das Klagerecht soll vielmehr dann nicht bestehen, wenn der Klagende selbst einen Ehescheidungsgrund gegeben hat, oder anderweit die Zerrüttung der Ehe vorwiegend durch sein schuldhaftes Verhalten herbeigeführt worden ist. Klagt also ein Ehegatte auf Scheidung, weil eine Gemeinschaft, die den Namen der Ehe verdient, nicht mehr vorhanden ist, so kann der andre Ehegatte ohne weiteres die Klageabweisung herbeiführen, wenn er nachweist, daß der Kläger einen Ehescheidungsgrund gegeben oder auf andre Weise die Zerrüttung der Ehe verschuldet hat. Eine Mehrheit von auch nur einer Stimme ist nicht einmal für den sozialdemokratischen Antrag vorhanden, der verlangt, daß nach drei- oder fünfjährigem Getrenntleben die Scheidung ohne weiteres gefordert werden kann. Wie kann Maslowski unter diesen Umständen davon sprechen, daß auch nur im Rechtsausschuß eine Mehrheit für die Anerkennung des Zerrüttungsprinzips vorhanden sei! Da doch dies Prinzip so verwässert werden soll, daß nur scheinbar von seiner Einführung die Rede sein kann. Es ist erstaunlich, daß der kommunistische Abgeordnete für diese gänzlich ungenügende Ehescheidungsreform so energisch eintritt. In den Reihen der sozialdemokratischen Fraktion ist man viel anspruchsvoller und nicht ohne Bedenken, ob überhaupt einer so schwachen Reform wird zugestimmt werden können. Und trotzdem überhäuft Maslowski die Sozialdemokratische Reichstagsfraktion mit Vorwürfen über ihre Stellungnahme! Mir persönlich legt er zur Last, daß ich an zwei Sitzungen des Rechtsausschusses gefehlt habe, in denen er für die sofortige Beratung der Reform eingetreten sei. Er fragt: „Ist es ein Zufall, daß ausgerechnet in den beiden Sitzungen vom 7. und 8. November Rosenfeld gefehlt hat?" Vielleicht bin ich auch vor meinem gestrengen Richter Maslowski entschuldigt, wenn ich darauf hinweise, daß ich am 7. November in Allstedt Sozialdemokraten gegen Nationalsozialisten verteidigt, und daß ich ausweislich des Sitzungsprotokolls am 8. November an den Verhandlungen des Rechtsausschusses teilgenommen habe. Ein wenig vorsichtiger könnte also Herr Maslowski in der Erhebung von Vorwürfen schon sein. Er wirft der Sozialdemokratischen Fraktion ferner vor, daß die Ehescheidungsreform auf dem Altar der Koalitionspolitik geopfert worden sei. Zum Beweise führt er aber nur an, daß der Unterausschuß, dem die Vorberatung übertragen ist, ad calendas graecas vertagt und „bis jetzt — Mitte Februar —" nicht zusammengetreten sei. „Seitdem ist über allen Wassern Ruh". Herr Maslowski hat Pech. Der Unterausschuß hat offenbar Maslowskis erschreckliche Kritik vorausgeahnt und gefürchtet. Er hat nämlich inzwischen getagt! Und er hat auch seine Beratungen bereits zu Ende geführt! Freilich ohne die oben skizzierte „Reform" zu verbessern. Jetzt liegt es am Rechtsausschuß, die Ehescheidungsreform weiter zu beraten und zu verabschieden. Bisher hat also Herr Maslowski mit seiner Behauptung, daß die Ehescheidungsreform infolge der Koalitionspolitik nicht verabschiedet sei, unrecht. Eine Entscheidung über die weitere Behandlung der Reform ist noch nicht gefallen. Die Sozialdemokratische Fraktion, die doch erst die Ehescheidungsreform auf die Tagesordnung des politischen Lebens gebracht hat, wird auch weiter für eine wirkliche

Reform eintreten. Ob eine solche durchführbar ist, das hängt nur zum Teil von der Sozialdemokratischen Reichstagsfraktion ab. Sie wird sich jedenfalls in der Energie, die Scheidungsreform durchzusetzen, von niemanden übertreffen lassen, am allerwenigsten von Herrn Maslowski."

Exzellenz von dem Bussche. Sie haben der Friesen-Oberrealschule zu Charlottenburg, deren Direktor Sie sind, ein Segelflugzeug geschenkt. Da Schuldirektoren, die ja nicht wie die Meisterboxer besoldet zu werden pflegen, im allgemeinen nicht die Gewohnheit haben, Flugzeuge zu verschenken, darf man wohl fragen, ob das Präsent vielleicht damit zusammenhängt, daß Sie zugleich der Vorsitzende des brandenburgischen VDA. sind. Dieser köstliche Verein für das Teutschtum im Inland, über dessen eigentümlich verschleierte Bilanz Siegfried Kawerau hier neulich uns und dem Kultusminister Grimme allerlei erzählt hat, hat ja Ihrer Schule, wie mehreren andern, auch die Instrumente für ein Blasorchester gestiftet, das bei Veranstaltungen des VDA. aufspielen muß und dessen Musikanten zum Teil in feldgraue Uniformen eingekleidet sind. Der VDA. bläst uns was. Alles für die Auslandsdeutschen, nicht wahr?

Sozialdemokrat. In Ihrer berliner Zeitschrift ‚Das Freie Wort', für die Herr Ernst Heilmann verantwortlich zeichnet, steht eine beträchtlich plumpe Anrempelung der ‚Weltbühne'. Ich hoffe nicht, daß Herr Heilmann selbst der Verfasser ist, es könnte seinem Ruf als Intrigant schaden.

Reichswehrminister Groener. Sie beschwichtigen die Informierten, die Sie auf die Vorgänge in Ihrer — nicht unserer — Reichswehr aufmerksam gemacht haben. „Ich trage die Verantwortung . . ." haben Sie gesagt. Das möchten wir nicht mehr hören. Die Verantwortung? Welche Verantwortung tragen Sie? Wenns schief geht, werden Sie sich achselzuckend zurückziehen: Ich habe getan, was ich konnte . . . (Viel wars nicht.) Vor wem tragen Sie Ihre Verantwortung? Kein Staatsgerichtshof wird Sie vorladen, wenn die Reichswehr im Falle eines Falles versagt. Dann wechselt eben die Regierung . . . schade . . . es hat nicht sollen sein. Ihre Verantwortung ist gleich null. Jeder Lokomotivführer hat eine größere.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Alle ab von Carl v. Ossietzky

Das Wrack der großen Koalition, selbst in seinen Glanztagen kein seetüchtiges Schiff, ist plötzlich auseinandergeborsten. Es war kein mächtiger Windstoß, der das arme Ding in Stücke fegte, ein sozialdemokratischer Minister nur, Herr Wissell, hat sich im Schlaf umgedreht, und alles war vorbei.

Die liberalen Blätter machen Herrn Wissell ob seines immerhin durch Schlaf entschuldigten Leichtsinns die bittersten Vorhaltungen. An dem Ergebnis können auch die verspäteten Ordnungsrufe aus dem Zeitungsviertel nichts mehr ändern. Die Große Koalition ist dahin, nachdem sie niemals wirklich gelebt hat. Unwiederbringlich. Der Vorhang fällt. Exeunt. Alle ab. Auf dem andern Sektor der Drehscheibe wartet schon die neue Mannschaft.

Es gehört schon die oft bewährte Instinktlosigkeit der Demopresse dazu, um den Arbeitsminister Wissell zu rüffeln, weil er, unter dem Druck der Gewerkschaften stehend, gegen jedes Kompromiß in dem Streit um die Arbeitslosenversicherung ablehnend blieb. Herr Wissell ist niemals ein großer Radikaler vor dem Herrn gewesen; es ist eine Torheit ohne gleichen, ihn jetzt als Starrköpfigen, als Unversöhnlichen hinzustellen und die staatsmännische Einsicht seiner Kollegen Hermann Müller, Severing und Robert Schmidt gegen ihn auszuspielen. Die letzten guten Geister der Sozialdemokratie selbst sind es gewesen, die Herrn Wissell zu einer im Milieu des Müllerkabinetts fast somnambul wirkenden Resistenz aufgestachelt haben, um so ein Unternehmen zu beenden, das die Partei schließlich mit Kopf und Kragen bezahlt hätte und dessen Spesen sie bisher in ungeheuerlich großen Opfern an Intellekt und Gewissen beglichen hat.

Trotzdem hätte die Sozialdemokratie nicht mit so katastrophaler Bilanz abgeschnitten, wenn Hermann Müller nur etwas mehr Autorität gezeigt hätte. Aber Müller ist der Fraktionsmandarin, wie er im Buch steht. Es gibt für ihn keine öffentliche Meinung mehr, kaum noch die Partei. Politik ist: was mit den andern Mandarinen hinter gepolsterten Türen verabredet wird. Dieser unglaubliche Respekt des Mandarinen Müller vor den Mitmandarinen Scholz, Kaas, Leicht etcetera, ist die wirkliche Ursache der meisten Verwirrungen gewesen, ist schuld daran, daß die Partei heute wie ein begossener Pudel abziehen muß.

Es ist bezeichnend, daß der designierte Kanzler Herr Doktor Brüning, die Methode Müllers nicht übernimmt, sondern sich vom Reichspräsidenten ausdrücklich den Auftrag hat geben lassen, nur mit Personen zu verhandeln. Das ist nicht nur einfacher sondern entspricht auch diesmal ganz der Situation. Denn was Herr Brüning vorhat: die Sammlung aller bürgerlichen Kräfte, braucht nicht mühsam erhandelt zu werden, das macht sich von selbst.

Während diese Zeilen geschrieben werden, läßt sich noch nicht absehen, ob Herrn Brüning das verheißene Kabinett der

sogenannten Hindenburg-Front gelingen wird. Es handelt sich nicht allein um Herrn Brüning, obgleich auch dessen Person bemerkenswert genug ist, sondern um seine Idee, die über kurz oder lang doch reussieren muß. Deshalb bedeutet der Exitus der Müllerminister grade in diesem Augenblick mehr als das zeitweilige Verschwinden einiger Solisten. Die Herren von der alten schwarzrotgoldnen Koalition waren immer von einer rührenden Parlamentsgläubigkeit erfüllt, wenn sie auch in ihrer Ungeschicklichkeit mit dem Parlament wenig anzufangen wußten, es vielmehr bei jeder Gelegenheit diskreditierten. Die neue Mannschaft, die sich heißhungrig herandrängt, hält vom Parlamentarismus gar nichts mehr, ist aber entschlossen, ihn zu benutzen, so lange nichts Besseres da ist. Wenn aber einmal eine andre Möglichkeit winkt als die demokratische Republik, dann: Fort mit Schaden! In Frankreich heißt der gleiche Vorgang: Tardieu. Bei uns bemüht sich Herr Doktor Brüning das zu machen.

Wer ist eigentlich Herr Brüning?

Der Mann, der sich in wenigen Jahren unauffällig in den Vordergrund gespielt hat, gehört zu den ältesten Vertretern der Bürgerblockparole im Zentrum. Er begann vor einer Reihe von Jahren in der Redaktion des ‚Deutschen' als Famulus Adam Stegerwalds. Das war damals, als auf dem schwarzen Rock des Zentrums noch die roten Blutstropfen Erzbergers glänzten, als Joseph Wirth noch unter dem Beifall von Linksradikalen jakobinisch redete. Das war damals, als Adam Stegerwald plötzlich als mürrischer Antipode des jungen republikanischen Enthusiasmus im Zentrum auftauchte, an die konservativen Traditionen der Partei erinnerte und den Streit zwischen Monarchisten und Republikanern spöttisch als eine „Sonntagsangelegenheit" bezeichnete. Bald wußte man, daß es der Famulus war, der dem ungefügen, ungelehrten Adam diese Ideen eingeblasen und für die glatte Konkretheit der Formulierungen gesorgt hatte.

Aus dem Adlatus von damals ist inzwischen der Herr geworden, und der frühere Meister kann froh sein, wenn noch ein Ministerplatz für ihn abfällt. Wer ein wenig Erinnerung an die Jahre 1921/22 bewahrt hat, wird noch wissen, welche Empörung damals die Versuche der Stegerwaldclique erregten, die erste schwache republikanische Entfaltung zu sabotieren. Heute ist der Manager dieses Treibens autoritativer Führer des Zentrums, der gelassen nach der Macht greift. Herr Brüning hat sich nicht geändert, daß er sich von den andern Führern der Mittelparteien kaum mehr besonders abhebt, zeigt nur, wie reaktionär alle Dinge wieder geworden sind. Ein kalter, geschäftsmäßiger Typ, einer von denen, die eine aus Charakter und Überzeugung fließende Argumentation gewöhnlich mit der frostigen Bemerkung abtun: „Wir wollen doch zur Sache kommen!" So erklärt es sich leicht aus Herrn Brünings Vergangenheit, daß er sich vor allem um die „Ralliierten" bemüht, wie man in Frankreich Ankömmlinge aus gegnerischen Lagern nennt: um die deutschnationalen Sezessionisten und Landbündler, die Hugenberg verlassen haben, teils weil ihnen die in Permanenz erklärte Hermannsschlacht auf die Nerven ging,

teils weil sie Übles für ihre Karriere befürchteten. Der Weg zum Bürgerblock ist frei. Für jene unerbittlichen Realisten unter den Republikanern, die über den Prinzipien das Leben nicht vergessen, für die Konjunkturisten rechts, die „nicht in öder Negation abseits stehen wollen", für die groben Pferdehändlerbegabungen vom Schlage Treviranus brechen lichte Tage an.

Herr Brüning und seine Garde schielt nach rechts, auch wenn jetzt die Absicht noch nicht verwirklicht werden sollte, den Agrarierhäuptling Schiele zu gewinnen. Denn Martin Schiele, bescheiden wie er ist, hat ja zunächst die Bedingung gestellt, nicht als Parteimann in den Bund aufgenommen zu werden sondern als „Persönlichkeit", die bekanntlich das höchste Glück der Erdenkinder ist. Um das Glück vollständig zu machen, verlangt Herr Schiele nicht nur neue Agrargesetzgebung auf diktatorischem Wege sondern so nebenbei auch noch einen neuen außenpolitischen Kurs. Es ist bisher in der Republik — natürlich immer im Rahmen der Verfassung — schon einiges gefällig gewesen, aber ein so dummdreister Anschlag auf die Rechte des Parlaments, eine so schnoddrige Außerachtlassung der unbezweifelbaren politischen Mehrheitsverhältnisse in der Nation, wie sie sich noch bei den letzten Wahlen ausgedrückt haben, ist bisher höchstens in den Esplanadekonventikeln von Dreiundzwanzig disputiert worden, wo sich die verschiedenen Diktaturaspiranten den Kapitänen von Industrie und Landwirtschaft vorstellten.

Vielleicht ist Herr Doktor Brüning noch ein paar Tage zu früh aufgestanden. Möglich. Aber die Tendenz geht dahin, und irgend ein Brüning wird es schon sein, der mit trockener Heiterkeit das letzte bißchen Freiheit eskamotiert, das selbst unter sozialdemokratischer Regie ein paar unachtsame Reichsrichter und Polizisten noch übersehen haben. Einer von denen wird es sein, die stets ihre Loyalität gegenüber der Verfassung kaltlächelnd beteuern, und von ihr doch nur wissen, wie man sie umgeht, die von den Rechten des Bürgers noch weniger wissen, desto mehr aber von dem Artikel 48. Vorsicht vor diesen neuen Achtundvierzigern!

In einer Rundfunkdiskussion über die Diktatur mit Freytagh-Loringhoven hat Herr Paul Löbe es vor ein paar Tagen als eine besondere „Elastizität" unsrer Verfassung gepriesen, daß sie auch ihre eigne Ausschaltung in schwierigen Zeiten hübsch ordentlich geregelt habe. Man sieht förmlich das triumphierende Blinken in Löbes Augengläsern bei diesem intelligenten Aperçu. Wir wissen nicht, ob der große Löbe besonders entzückt sein wird über die Elastizität, mit der Müllers Nachfolger, auf offene und verkappte reaktionäre Klüngel gestützt, den Artikel 48 anwenden wird. Denn der neue Kanzler wird ihn bald in Kraft setzen müssen, weil ihm sonst nichts übrig bliebe als die von niemand gewünschten Neuwahlen auszuschreiben. Wenn die Sache aber nicht so elastisch ausfallen, sondern, im Gegenteil, tiefe Striemen hinterlassen sollte, so mögen sich Löbe und Genossen trösten: sie haben alles getan, den nächsten Machthabern das Leben erträglich zu machen Sie haben nicht nur die außenpolitischen Schwierigkeiten beseitigt, nicht nur das Odium des Young-Plans auf sich genom-

men, nicht nur das Zollkompromiß geschaffen, sondern auch in köstlicher Spenderlaune das Republikschutzgesetz zur gefälligen Bedienung hinterlassen. Und zu alledem findet die nächste Regierung als Gipfel politischen Comforts einen Reichspräsidenten vor, der nach anfänglicher Unsicherheit und kleinen rhetorischen und schriftlichen Entgleisungen nunmehr felsenfest entschlossen ist, überhaupt nichts mehr zu sagen und alles, alles, aber auch alles zu unterschreiben. Auf solchem Fundament kann man getrost in die Zukunft blicken.

Gandhi schreibt dem Vizekönig

Wir bringen nachstehend den Text des Briefes, den Mahatma Gandhi an den Vizekönig von Indien, Lord Irwin, gerichtet hat, bevor er aufbrach, um durch Verletzung des staatlichen Salzmonopols mit dem als ultima ratio seiner gewaltlosen Politik angekündigten „bürgerlichen Ungehorsam" zu beginnen. Einige unwesentliche Auslassungen betrafen Einzelheiten, die für Ton und Inhalt des Ganzen ohne Bedeutung sind, aber eine zu umständliche Kommentierung erfordert hätten. Wie auch immer die Dinge in Indien sich entwickeln werden: dieser Brief Gandhis wird stets ein historisches Dokument bleiben, das, wenn nicht die Endphase, so doch die entscheidende Phase des indischen Freiheitskampfes eingeleitet hat. Wahrscheinlich wird es der Schwanengesang Gandhis sein. Denn er selbst erkennt in ihm ganz richtig, daß diejenigen Kräfte in Indien, die nicht mehr an die Möglichkeit glauben, England durch „non violent non-cooperation" und „civil disobedience" zu vertreiben, in schnellem Wachsen begriffen sind. Schlägt — was zu erwarten ist — dieser letzte Versuch einer „Bekehrung" Englands fehl, so wird Gandhi für immer von der politischen Bühne seines Landes abtreten müssen.

Teurer Freund!

Bevor ich zum bürgerlichen Ungehorsam schreite und damit eine Verantwortung auf mich nehme, vor der ich mich all die Jahre bisher gefürchtet habe, wünsche ich mich Ihnen noch einmal zu nähern, um einen Ausweg zu finden. Meine persönliche Überzeugung liegt offen zutage. Ich vermag wissentlich keinem lebenden Wesen Böses zu tun, um wieviel weniger meinen Mitmenschen, mögen sie mir und den Meinen auch das größte Unrecht zugefügt haben. Obwohl ich die britische Herrschaft für ein Übel halte, beabsichtige ich doch keineswegs, irgend einem Engländer zunahe zu treten oder irgend eines seiner legitimen Interessen zu stören, die er in Indien haben mag. Man verstehe wohl: obwohl ich die britische Herrschaft in diesem Lande für ein Übel halte, glaube ich doch keineswegs, daß die Engländer schlimmere Menschen sind als sonst irgendwer auf der Welt. Ich erfreue mich des Vorzugs, viele Engländer zu meinen besten Freunden zählen zu dürfen. Ja, ein großer Teil meiner Erkenntnis vom Übel britischer Herrschaft ist mir durch jene freimütigen und tapfern Engländer vermittelt worden, die nicht gezögert haben, in ihren Schriften die unbestreitbare Wahrheit über diese Herrschaft zu sagen.

Und warum betrachte ich die Herrschaft Englands als ein Übel? Weil sie die stummen Millionen Indiens der Armut

preisgegeben hat durch ein System sich steigernder Ausbeutung und durch eine so teure zivile und militärische Verwaltung, daß das Land zugrunde gerichtet werden muß. Dieses System hat uns politisch zum Helotentum erniedrigt. Es hat die Grundpfeiler unsrer Kultur erschüttert und uns durch eine Politik der Wehrlosmachung geistig erniedrigt. Im Verein mit vielen meiner Landsleute habe ich gehofft, daß die vorgeschlagene „Konferenz am runden Tisch" (auf der Inder und Engländer als Gleichberechtigte verhandeln sollten. D. Ü.) zu einer Lösung führen könnte. Nachdem Sie aber offen erklärt haben, daß weder Sie noch das englische Kabinett sich verpflichten könnten, auf dieser Konferenz einen Vorschlag für uneingeschränkte Dominium-Verfassung zu unterstützen, war es offenbar, daß auch diese Konferenz nicht jene Lösung bringen kann, die das seiner Aufgabe bewußte Indien laut fordert und nach der die stummen Millionen unbewußt verlangen... So blieb für Pandit Motilal Nehru und für mich nichts übrig, als jenen feierlichen Beschluß zur Ausführung zu bringen, den der Kongreß auf seiner Tagung in Kalkutta im Jahre 1928 gefaßt hat. (Nämlich ab 1. Januar 1930 für völlige Unabhängigkeit zu kämpfen. D. Ü.)

Indessen brauchte der Ruf nach Unabhängigkeit Sie nicht zu beunruhigen, wenn das Wort „Dominium-Status" (mit dem die englische Regierung das Endziel ihrer Politik in Indien bezeichnet hatte. D. Ü.) seinen überlieferten Sinn beibehalten soll. Denn haben nicht verantwortliche englische Staatsmänner wiederholt ausgesprochen, daß „Dominium-Status" seinem Wesen nach „Unabhängigkeit" bedeutet? Nur befürchte ich, daß in Wirklichkeit niemals die Absicht bestanden hat, solchen Dominium-Status in der nächsten Zukunft zu gewähren. Vielmehr scheint es mir sonnenklar zu sein, daß kein britischer Staatsmann an eine Änderung der englischen Politik denkt, durch die Englands Handel mit Indien beeinträchtigt werden könnte oder die eine unparteiische und genaue Prüfung der britischen Handlungsweise Indiens gegenüber notwendig macht.

Wenn aber nichts geschieht, um der Ausbeutung Indiens ein Ende zu machen, muß es mit immer größerer Schnelligkeit verbluten... Der furchtbare Druck der Bodensteuer, aus der ein großer Teil der gesamten Staatseinnahmen gewonnen wird, muß in einem unabhängigen Indien weitgehend gemildert werden. Selbst die so sehr gerühmte „Dauerregelung" (die die Grundsteuer für eine Reihe von Jahren gleichmäßig festsetzt. D. Ü.) ist nur einigen Großgrundbesitzern zum Vorteil, nicht aber für die Masse der Bauern. Der Bauer ist so hilflos geblieben wie immer. Das ganze System muß so geändert werden, daß es dem Bauern gibt, was sein ist. Das heute in Geltung befindliche englische Steuersystem scheint darauf angelegt, das Leben aus ihm herauszupressen. Selbst bei der Salztaxe fällt die schwerste Bürde auf ihn... Und wie der Druck der Steuer den Armen von oben bedrängt, so hat die Zerstörung der hauptsächlichen Heimindustrie, des Handspinnens und -webens, ihm die Möglichkeit genommen, Wohlstand zu erwerben.

Die Darstellung der finanziellen Zerstörung Indiens wäre nicht vollständig ohne einen Hinweis auf die Verbindlichkeiten, die in seinem Namen eingegangen worden sind ... Es wird die Pflicht eines befreiten Indiens sein, alle diese Schulden einer genauen Prüfung zu unterziehen und all denen die Anerkennung zu versagen, von denen ein unparteiisches Gericht feststellt, daß sie ungerechtfertigt eingegangen worden sind. Jene Verbindlichkeiten sind eingegangen worden, um eine fremde Verwaltung zu unterhalten, die nachweislich die teuerste der Welt ist. Denken Sie an Ihr eignes Gehalt! Es beträgt monatlich über 21 000 Rupien, von gewissen Nebeneinnahmen ganz abgesehen. Der britische Premierminister bezieht nur 5400 Rupien im Monat. Sie erhalten 700 Rupien am Tag, während das indische Durchschnittseinkommen weniger als zwei Annas (fünf Pfennige) am Tage beträgt. Der Premierminister in England erhält 180 Rupien am Tag, bei einem Durchschnittseinkommen der Bevölkerung von fast 3 Rupien täglich. Sie erhalten also das Fünftausendfache eines durchschnittlichen indischen Einkommens, der britische Premier nur das Neunzigfache des englischen. Ich habe dieses persönliche Beispiel gewählt, um diese quälende Wahrheit in aller Deutlichkeit zu demonstrieren. Ich schätzte Sie viel zu hoch, um die Absicht hegen zu können, Sie zu kränken. Ich weiß, Sie brauchen Ihr Gehalt nicht, wahrscheinlich geben Sie es bis auf die letzte Rupie für wohltätige Zwecke aus. Aber ein System, unter dem solche Ziffern möglich sind, verdient von Grund auf ausgerottet zu werden!

Was für das Einkommen des Vizekönigs gilt, gilt für die ganze Verwaltung. Sollen die Steuern radikal gesenkt werden, so müßten die Verwaltungskosten vorher in gleich radikaler Weise herabgesetzt werden. Das hätte eine Umgestaltung des ganzen Regierungssystems zur Voraussetzung, die ohne Unabhängigkeit nicht durchzuführen ist. Aus dieser Erkenntnis sind meiner Meinung nach jene spontanen Kundgebungen vom 26. Januar entstanden, an denen Hunderttausende von Dörflern teilgenommen haben. Sie haben begriffen, daß Unabhängigkeit für sie Befreiung von einer untragbaren Bürde bedeutet.

Keine der großen politischen Parteien Englands scheint mir bereit zu sein, die Ausraubung Indiens aufzugeben, bei der Großbritannien täglich Beihilfe leistet, trotz der einstimmigen Opposition der indischen öffentlichen Meinung ... Großbritannien wird seinen Handel und seine sonstigen Interessen mit allen Mitteln verteidigen, die ihm zu Gebote stehen. Indien muß darum soviel Kraft sammeln, daß es sich aus dieser tödlichen Umarmung befreien kann.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß hierzulande die Partei der Gewaltanwendung an Boden gewinnt, so wenig organisiert und unbedeutend sie im Augenblick auch erscheinen mag. Ihre Ziele sind die gleichen wie die meinen. Aber ich bin von der Überzeugung durchdrungen, daß sie den stummen Millionen die ersehnte Hilfe nicht bringen kann, und mehr als je bin ich dessen gewiß, daß nur die unverfälschte Gewaltlosigkeit die or-

ganisierte Gewaltanwendung der britischen Regierung besiegen kann. Meine Erfahrung, so begrenzt sie zweifellos auch ist, hat bewiesen, daß Gewaltlosigkeit eine starke aktive Kraft sein kann. Es ist meine Absicht, diese Kraft sowohl gegen die Gewalt der britischen Regierung anzusetzen wie gegen die unorganisierten Kräfte der wachsenden Partei der Gewaltanwendung. Die Hände in den Schoß legen, würde bedeuten, diesen beiden Gewalten das Feld zu überlassen. Da ich unerschütterlich an die Wirksamkeit der Gewaltlosigkeit glaube, würde es sündig von mir sein, noch länger zu warten. Meine Gewaltlosigkeit wird ihren Ausdruck finden in bürgerlicher Gehorsamsverweigerung, mit der die Insassen meines Hauses beginnen werden, die sich aber ausdehnen soll auf alle, die sich meiner Bewegung mit ihren klar erkannten Grenzen anschließen wollen...

Mein Ehrgeiz läuft auf nicht weniger hinaus als darauf, durch meine Gewaltlosigkeit das englische Volk von dem Unrecht zu überzeugen, das es Indien zufügt. Ich will Ihrem Volk nichts Böses antun. Ich möchte ihm ebenso dienen wie meinem eignen. Ich habe ihm stets gedient — und bis 1919 sogar blindlings. Aber selbst, als mir die Augen geöffnet wurden und ich die Non-cooperation-Bewegung gründete, war es immer noch meine Absicht, Ihrem Volke zu dienen... Wenn sich meinem Vorhaben, wie ich es erwarte, Menschen anschließen werden, so werden die Leiden, die sie auf sich nehmen müssen, ehe das britische Volk sein Unrecht wieder gutmacht, die steinernsten Herzen rühren...

Ich fordere Sie respektvoll auf, der Beseitigung all der von mir angeführten Mißstände den Weg zu ebnen und so die Möglichkeit einer Konferenz zwischen wirklich Gleichberechtigten zu schaffen, deren einziges Interesse es ist, die uns gemeinsamen Menschheitsgüter zu fördern durch freiwillige Kameradschaftlichkeit und durch Schaffung der Voraussetzungen für gegenseitige Hilfe...

Wenn Sie aber keinen Weg wissen, diesen Übeln zu steuern oder dieser Brief nicht zu Ihrem Herzen zu sprechen vermag, so werde ich am elften Tage dieses Monats mich mit meinen Mitarbeitern auf den Weg machen, um die Bestimmungen des Salzmonopols zu verletzen. Ich halte diese Steuer für die dem armen Mann unerträglichste. Da die Unabhängigkeitsbewegung in erster Linie den Ärmsten im Lande helfen soll, will ich mit der Bekämpfung dieses Übels beginnen. Es ist ein Wunder, daß wir es überhaupt so lange ertragen haben. Ich weiß, daß Sie die Möglichkeit haben, mir zuvorzukommen, indem Sie mich verhaften. Nun, ich hoffe, daß in diesem Falle Zehntausende bereit sein werden, an meiner Stelle den Ungehorsam gegen das Salzgesetz in disziplinierter Weise aufzunehmen und sich all den Strafen auszusetzen, die jenes Gesetz vorsieht, das nie unsre Verfassung hätte schänden dürfen. Ich habe nicht die Absicht, Ihnen mehr Ungelegenheiten zu schaffen als nötig, am liebsten gar keine, wenn es in meiner Macht steht. Wenn Sie glauben, daß an meinem Briefe etwas dran ist, und falls Sie wünschen, die Dinge mit mir durchzusprechen

und aus diesem Grunde seine Veröffentlichung hintanzuhalten wünschen, so bitte ich, mir zu telegraphieren. Wollen Sie aber bitte nicht den Versuch machen, mich von meinem Vorhaben abzubringen, wenn Sie nicht einen Weg sehen, dem Sinn dieses Schreibens zu entsprechen. Es soll in keiner Weise eine Drohung sein, sondern es wird geschrieben in Erfüllung einer einfachen und heiligen Pflicht vor der endgültigen Wendung zum bürgerlichen Ungehorsam. Aus diesem Grunde lasse ich Ihnen diesen Brief durch einen jungen englischen Freund überreichen, der der indischen Sache zugetan ist und der an den Sieg der Gewaltlosigkeit glaubt, den also die Vorsehung mir eigens zu diesem Zweck gesandt zu haben scheint.

Ich verbleibe Ihr aufrichtiger Freund

M. K. Gandhi

Aus dem Englischen übertragen von C. Z. Klötzel

Moskau und Rom von Guido Miglioli

Ich erinnere mich an eine Unterredung, die ich im Oktober 1925 mit dem pariser Nuntius, Kardinal Cerretti, hatte. Ich war auf der Rückkehr von einer Reise nach Rußland, wohin ich mich auf Einladung der dortigen Bauernorganisationen begeben hatte, um die Agrarreform zu studieren. Meine katholischen Freunde und die italienischen Bauern, die ich viele Jahre lang im Parlament vertrat, hatten mir ihren Wunsch ausgesprochen, daß einer von uns nach Rußland ginge, um die Wirklichkeit zu sehen und zu untersuchen. Dem Nuntius Cerretti, damals noch nicht Kardinal, setzte ich nun meine Eindrücke ausführlich auseinander.

Sie ließen sich folgendermaßen zusammenfassen: Was die Stabilität des Regimes anbelangt, so ist an ihr nicht zu zweifeln. Es ist nicht so sehr die Oktoberrevolution wie der vierjährige Bürgerkrieg, der das Bewußtsein der Bauernmassen verändert hat. Was sie während ihres langen und heftigen Widerstandes beobachtet und erlitten haben, hat sie verstehen lassen, daß es ihr vollständiger Ruin wäre, wenn das durch die Revolution geborene Regime geschlagen werden würde. Um die Revolution zu verteidigen, gäbe es jedenfalls keine Grenze des Heldentums und Opfermuts. Was die Religion anbelangt, so war es unvermeidlich, daß mit dem Sturz des Zarismus die ganze kirchliche Struktur zusammenbrach, die ein wesentlicher und wichtiger Teil des alten Regimes war. Aber es ist unzweifelhaft, daß die Revolution allen Kulten die Freiheit brachte und den Verfolgungen der übrigen Religionen durch die orthodoxe Kirche ein Ende bereitete, obgleich sie allen jedes Recht auf Eigentum und jede Form eines Privilegs nahm. Ich hatte in Moskau feierliche und öffentliche Gottesdienste in der Osternacht gesehen. Ich hatte am Don die von der religiösen Gesellschaft der Molokan errichteten Dörfer besucht, einer Gesellschaft, die der griechisch-orthodoxe Zarismus aus Rußland vertrieben hatte. Ich hatte mit Überraschung festgestellt, daß in der Nähe von Batum in einem

Dorf die Kirchen dreier verschiedener Religionen geöffnet waren und friedlich Gottesdienste abhielten: die griechisch-orthodoxe, die jüdische, die mohammedanische. Der Bauer ist tief religiös geblieben, aber von einer abergläubischen, primitiven, im wahren Sinn des Wortes obskuren Religiosität. Der Pope hatte sich stets darauf beschränkt, der Funktionär des zaristischen Staates zu sein, niemals war er der Erzieher des Volkes gewesen; und wenn die Revolution die Bande des Klerus zerschnitten hatte, hatte sie im Grunde doch nicht seinen Geist verändert. In vielen Dörfern wurde der Pope deshalb grade auch von den frommen Bauern als ihr Feind, als ein Feind „ihrer" Revolution angesehen.

Der Kardinal Cerretti hörte mich an, und ich erinnere mich, daß er mir, als ich geendet hatte, unter anderm sagte: „Was Sie mir sagen, habe ich vor einigen Tagen bereits von einem katholischen Geistlichen gehört, der Gelegenheit hatte, die Lage in Rußland kennen zu lernen. Er war sogar in der Betonung der Festigkeit des gegenwärtig in Rußland herrschenden Regimes noch entschiedener als Sie." Dieser Priester war D'Herbigny, der vom Papst zum Bischof für alle katholischen Russen ernannt ist.

Eine große berliner Zeitung hat behauptet, Monsignore D'Herbigny hätte auch eine diplomatische Aufgabe in Rußland gehabt; er hätte die Möglichkeiten sondieren sollen, mit der Sowjetregierung in Beziehungen zu treten. Das Blatt fügte hinzu, diese Beziehungen hätten sich schon fühlbar gemacht und der Vatikan hätte gehofft, ein Konkordat mit Rußland abzuschließen. Ich gestatte mir zu bemerken, daß, obgleich die Nachricht den Anschein der Wahrheit hat, die Idee eines Konkordats zwischen dem Rußland der Sowjets und dem Vatikan ebenso entschieden gegen die Prinzipien und Methoden des Sowjetregimes wie gegen die unveränderlichen Traditionen der römischen Kirche verstoßen hätte. Jedes Konkordat von denen, die die Kirche im achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit den Monarchien des Ancien Régime schloß, bis zu dem neuesten aufsehenerregenden Konkordat mit Italien vom 11. Februar 1929, das zum großen Teil nur eine Reproduktion ist, enthält zwei unentbehrliche Elemente: seitens des Staates den Willen, der katholischen Kirche ein jus singulare einzuräumen; seitens der Kirche die Möglichkeit, einen gewissen Einfluß in die administrative Sphäre des Kults zuzulassen. Diese gegenseitigen Konzessionen können größer oder kleiner sein, aber ohne sie gibt es kein Konkordat. Nun ist klar, daß alles das absurd und unvorstellbar ist, sobald es sich um den Sowjetstaat und die katholische Kirche handelt. Wer kann sich beispielsweise vorstellen, daß in Rußland die Bischöfe einen Eid vor den Zivilbehörden des Staates leisten, wie es die Konkordate mit Italien, Polen, Litauen etcetera vorsehen! Der Sowjetstaat würde das zurückweisen, und kein katholischer Bischof würde jemals einen solchen Schwur leisten. Diese „organische" Unmöglichkeit eines Konkordats zwischen Rom und Moskau trug in sich selbst das Vorspiel eines unvermeidlichen Kampfes.

1927, zwei Jahre nach meiner ersten Reise nach Rußland, ging ich, gezwungen, aus meinem Vaterland zu fliehen und die Straße des Exils einzuschlagen, ein zweites Mal dorthin, um die Veränderungen in der großen, alles beherrschenden Bauernfrage zu beobachten. Ich besuchte wiederum dieselben Dörfer, in denen ich einen erheblichen technischen Fortschritt und den Beginn der agrarischen „Kollektivierung" feststellte. Ich erinnere mich an einen Archimandriten, den ich in Borissogleb aufsuchte, wo er mit einigen andern Mönchen vom Orden des Hl. Basilius lebte. Wir unterhielten uns über dies große Problem. „Ich habe", sagte er, „viele Wandlungen erlebt. Durch die Revolution erhielten die Bauern Land, und ich dachte, sie würden allmählich kleine Eigentümer wie in Westeuropa werden. Heute jedoch tritt mit der Kollektivierung eine neue Wendung ein. Wenn sie Erfolg hat, wird man einsehen müssen, daß die Behauptung, die Basis der Gesellschaft sei das Recht auf Privateigentum, ein Irrtum war. Es wäre das gewissermaßen eine Rückkehr... zum Heiligen Thomas und zu Gregor dem Großen!"

Seit 1927 richten sich alle Kräfte und Anstrengungen des Sowjetstaates auf dieses gigantische Ziel. Ich glaube, daß es grade die zunehmende Bedrohung der Sowjets durch einen Krieg ist, die diese fieberhafte Arbeit vergrößert. Jede Kühnheit wird angewandt, jedes denkbare Hindernis beseitigt. Die Reform der Arbeitswoche und auch die... „Verfolgungen der Religion" mit den Zerstörungen von Klöstern und Kirchen und dem Einschmelzen ihrer Glocken finden hier wenn nicht ihre Rechtfertigung, so doch ihre Erklärung. Bis jetzt war nicht die ganze kirchliche Struktur des Zarismus vernichtet, besonders nicht auf dem Land, wo der natürliche Verbündete des Popen der reiche Bauer geworden ist, das heißt der schlimmste Feind der armen Bauernmasse. Wo diese Masse sich in die „Kollektivierung" einreiht, ist es unvermeidlich, daß sie, vom Popen bis zum Kulak, über alle hinweggeht, die ihr nicht folgen oder ihr in den Rücken fallen. Es ist die Revolution, die ihren Marsch wieder aufnimmt... Wiederum ruft sie jetzt in allen Ländern die größte Verwirrung hervor.

Das Regime der Sowjets flößt den bürgerlichen Klassen Sorgen ein, besonders weil es nun eine neue Form der Landwirtschaft einführt. Bis gestern war die Kollektivierung nur eine Ideologie, die man für unverwirklichbar halten konnte; folglich war sie keine Doktrin, die sich in der Praxis mit dem ökonomischen und sozialen Aufbau des Kapitalismus zu messen vermochte. Auch heute kann niemand behaupten, daß das kollektivistische Experiment auf dem Lande gelungen sei; aber sogar die konservativste pariser Zeitung, der ‚Temps', gibt zu, daß es eine ernste und imponierende Tatsache ist. Wenn sein Resultat sich in günstigem Sinn abzeichnen wird, wer kann die Folgen davon ermessen, in dieser Zeit immer größerer Krisen, die unüberwindlich zu sein scheinen und von denen alle Staaten und besonders die des alten Europa ergriffen sind? Wer begreift nicht, daß die Kollektivierung eine radikale Revolution bedeutet, die die gesamte herrschende poli-

tische und soziale Ordnung bedroht, während ein neuer Stolz des Verneinens und Überwindens gleichzeitig gefährlich für das Gefühl ist, das am stärksten in der Geschichte verwurzelt zu sein scheint, nämlich für die Religion? Es war natürlich, daß angesichts dieser Situation die römische Kirche jede Verbindung mit dem Sowjetstaat abbrach und von der psychologischen Abneigung gegen ihn zum erklärten und offenen Krieg überging.

* * *

Das neue Auftreten des Vatikans gegen Rußland ist vor allem ein religiöser Protest; das ist offenbar. Aber es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Protest dazu bestimmt war, seinen religiösen Charakter zu verlieren und ein vorwiegend politisches Faktum zu werden. Die Form und die Ausdehnung, die der Vatikan seinem Auftreten gegeben hat, indem er unter den Augen der ganzen Welt handelt, läßt seine Bedeutung ganz von selbst aus dem kirchlichen Rahmen heraus in die weite Sphäre der politischen Interessen und Berechnungen treten. In der Tat hat der Protest des Vatikans von allen Seiten begeisterte Zustimmung erhalten, auch von Atheisten, von den offenen Feinden der katholischen Religion wie jeder Religion überhaupt; und alle diese Leute haben sich gewiß nicht über die religiösen Verfolgungen in Rußland aufgeregt...

Noch ein andrer wichtiger Faktor ist eingetreten, um die Tragweite des von der katholischen Kirche unternommenen „Kreuzzugs" klarzumachen und ihm die Form einer recht schweren Drohung gegen Sowjetrußland zu geben. In den letzten Tagen ist der italienische Fascismus in dem antibolschewistischen Feldzug hervorgetreten und hat darin eine führende Rolle übernommen. Der Fascismus hatte bisher in seinen Beziehungen zu der moskauer Regierung eine andre Taktik angewandt; er rühmte sich, diese Beziehungen, die andre Regierungen unterbrochen hatten, aufrecht zu halten und die Gegenwart und das Werk des Bolschewismus nicht zu fürchten. Diese Taktik des Fascismus ergab sich aus seinem abenteuerlichen Charakter, der ihn zwingt, immer „einzigartig" zu erscheinen; es ist die gleiche, die ihn veranlaßt, drohend aufzutreten, wenn es sich darum handelt, möglichst viel Geld aus dem Young-Plan zu erhalten, oder zurückhaltend und pazifistisch, wenn er sich dem hochmütigen Militarismus Frankreichs gegenübersieht. Auch gegenüber dem Vatikan und der katholischen Religion hat der Fascismus zunächst versucht, das System der Zweideutigkeit anzuwenden; aber er mußte es sehr schnell wieder aufgeben. Die immer ernstere Situation, in der sich das fascistische Regime in Italien befindet, gestattete ihm nicht, sich mit der Macht der katholischen Kirche zu messen; er begriff im Gegenteil, daß seine Widerstandsfähigkeit durch den Einfluß und die Autorität, die er durch ein Übereinkommen mit dem Vatikan erhalten konnte, gewaltig wachsen würde.

Es geschah durchaus nicht aus Frömmigkeit sondern aus Lebensnotwendigkeit, daß der Fascismus vor den Forderungen

des Vatikans in der Politik und sogar in Fragen des bürgerlichen Rechts zurückwich; andrerseits zögerte der Vatikan nicht, dem fascistischen Staat den Titel „katholischer Staat" zu verleihen und durch seine ganze Haltung den Anspruch des Fascismus, er sei der Vorkämpfer der „neuen katholischen Kultur" in Italien und in der Welt, zu billigen.

Wenn der Fascismus als vollendetes System des Terrors, als Verneinung aller liberalen und demokratischen Freiheiten, die im Laufe der Geschichte erworben wurden, als Rechtfertigung einer politischen Ordnung, die ausschließlich auf einer ausgedehnten und mächtigen Polizei beruht, schon vorher sein Beispiel in fast allen Ländern Europas propagiert hatte, gewann ihm sein Attribut eines „katholischen Regimes" — ihm zugestanden vom Vatikan — nunmehr die offene und beinahe pflichtgemäße Gefolgschaft des Klerus. Und heute sind die Priester Seipel in Oesterreich, Hlinka in der Slowakei, Bauer in Kroatien, um nur die bekanntesten zu nennen, die anerkannten Führer der fascistischen Bewegung in Europa.

Der Protest des Vatikans gegen das bolschewistische Rußland machte folglich den Fascismus zu seinem würdigsten Interpreten und offensten Exekutor. Und der Fascismus ergreift diese Rolle mit Stolz, denn sie gestattet ihm, sich in die Brust zu werfen, sowohl den Staaten gegenüber, mit denen er sich im Kampf wegen wirtschaftlicher und imperialistischer Interessen befindet, wie gegenüber jener Gruppe befreundeter Staaten, in denen die italienische Regierung bereits mit allen Mitteln der Korruption äußerst tätig ist. Die italienische Presse ist ganz begeistert von der Idee, der Facismus werde den großen Kreuzzug „für die Befreiung Rußlands von der bolschewistischen Barbarei" anführen; und die reaktionäre katholische Presse ganz Europas macht den Chor zu dieser Fanfare, die, wenn sie auch noch nicht den Krieg gegen die Sowjets bedeutet, ganz gewiß eine umfassende und geschickte Vorbereitung dafür ist.

Es geschieht also zum besten der „fascistischen Kultur", wenn der Vatikan, aus dem zuerst die Verfluchung des Krieges kam, sich zu der notwendigen geistigen Vorbereitung anbietet, die in ihrer abscheulichen Auswirkung zu dem größten und niederträchtigsten aller Kriege führen muß. Symptomatisch ist die Tatsache, daß Kardinal Gasparri grade jetzt seinen autoritativen und verantwortungsvollen Posten niedergelegt hat. Ich glaube nicht, und wenige glauben es, daß er sich aus dem Vatikan aus Gesundheitsrücksichten zurückgezogen hat, da er ja die anstrengenden Arbeiten einer Studienkommission leiten wird. Er hat den Lateranpakt mit dem Fascismus unterzeichnet, weil er dadurch seine fromme Ergebenheit für die Disziplin der Kirche beweisen wollte. Aber er hat diesem Akt einen Beweis seiner Unabhängigkeit folgen lassen, der sein Gewicht und seinen Wert hat, indem er sich weigerte, sich an der Vorbereitung eines neuen und unmenschlichen Krieges mitschuldig zu machen, den Benedikt XV. genau wie den Weltkrieg „ein nutzloses Gemetzel" genannt hätte.

Der Hellseher von Ignaz Wrobel

— „Sie ... sind Hellseher?"

— „Ich bin von Haus aus eigentlich Schwarzseher — nun verbinde ich diese beiden Berufe ..."

— „Erfolge?"

— „Im Mai des Jahres 1914 notierte ich im Büchelchen: ‚Was wäre, wenn ...' und wollte dartun, was sich begäbe, wenn es zu einem Kriege käme. Begeisterung Unter den Linden, allgemeiner Umfall ..."

— „Ich habe Ihre Arbeit nirgends gelesen."

— „Ich war zu faul, sie niederzuschreiben."

— „Das kann jeder sagen. Wußten Sie denn, daß es einen Krieg geben würde?"

— „So wenig wie ich sechs Tage vor Rathenaus Tod wußte, daß er gekillt werden würde. Trotzdem stieß ich am 22. Juni 1922 einen Kassandra-Ruf aus: Was wäre, wenn ..."

— Und — wie sehen Sie heute ... hell? Schwarz? Hell? Bitte setzen Sie sich. Aber legen Sie nicht die Hand auf die Augen ... mit mir müßten Sie das nicht machen. Sagen Sie nur, was Sie wissen. Putsch?"

— „Putsch trocken. Ich sehe kein Blut. Ich sehe die aufgeregte Insel Deutschland. Fascismus Lagerbräu."

— „Erklären Sie sich näher."

— „Wozu ein Putsch? Die Herren haben ja beinahe alles, was sie brauchen: Verwaltung, Richter, Militär, Schule, Universität — wozu ein Putsch? Immerhin ... es ist Frühling ... in Deutschland geschieht nie etwas, aber in den Köpfen steht: es muß etwas geschehen. Es kann schon etwas geschehen. Was wäre, wenn ..."

— „Nehmen Sie etwas Kaffee. Es ist gar kein Kaffee, aber nehmen Sie nur etwas Kaffee. Also: der deutsche Fascismus. Was wäre, wenn ...?"

— „Der Stahlhelm, sorgsam gepflegt unter dem freundlichen Patronat einer Regierung, in der die Sozialisten stets auf die Koalition hinwiesen und in der die Rechten so taten, als wären sie ganz allein ... der Stahlhelm wird aufmarschieren. Geld hat er. Gedrillt ist er. Passieren kann ihm nichts."

— „Warum nicht —?"

— „Weil er die Verwaltung wachsen hört. Weil er alles, was jemals eine Behörde gegen ihn unternimmt, wenn es eine wagte, etwas zu unternehmen, achtundvierzig Stunden vorher weiß."

— „Durch wen?"

— „Durch seine Leute, die die Verwaltung durchsetzen wie der Schimmel den Käse."

— „Die Regierung?"

— „Die Regierung weiß es, will nichts wissen, ahnt es, möchte nichts ahnen ... der Stahlhelm weiß."

— „Die Hitlerleute?"

— „Halb so schlimm. Furchtbar viel Geschrei; Brutalitäten; Freude an organisiertem Radau; Freude an der Uni-

form, den Lastwagen und dem Straßenaufmarsch ... halb so schlimm. Vorspann — wenn sie den ersten Ruck gegeben haben, wird man sie bremsen, die armen Kerle. Es wird da große Enttäuschungen geben."

— „Und was wird geschehen?"

— „Äußerlich nicht so sehr viel. Kleine lokale Widerstände der Arbeiter; die sind aber gespalten, desorganisiert, waffenlos, niedergebügelt von einer jahrelangen Vorbereitungsarbeit der Justiz. Die Besten sind nicht mehr. Die Zweitbesten hocken in den Zellen. Der Rest steht auf — und legt sich gleich wieder hin. Müde. Enttäuscht. Ausgehungert. Stempeln, stempeln, stempeln."

— „Ausrufung der Diktatur? Absetzung des Reichspräsidenten?"

— „Wo denken Sie hin! Mussolini hat seinen kleinen König; die hier haben ihren breiten Hindenburg. Der bleibt. Der Reichstag wird so gut wie nach Hause geschickt ... niemand wird ihn vermissen. Denn was die da in den letzten Jahren getrieben haben: so etwas von Leerlauf, Selbstzweck, von Insicharbeit ... so etwas war noch nicht da. Eine Karikatur des Parlamentarismus. Es ging wohl nur noch die Herren selbst etwas an. Der ist fertig. Ein Direktorium, ein Ausschuß, irgend etwas mit harmlos-hochtönendem Namen, das wird regieren."

— „Wie?"

— „Immer verfassungstreu, oho! Druck mit staatsfeindlichen Mitteln auf den Staat — und dann verfassungstreu. Wie sie regieren werden? Viel harmloser, als die maßlos enttäuschten, aber bald gebändigten Stahlhelmkleinbürger glauben. Deren radikale Flügel werden rasch unterdrückt; auch Herr Hitler hat seine Schuldigkeit getan und kann gehen. Es wird zunächst nicht viel geschehen. Aufhebung einiger kleiner verfassungsmäßig garantierter Freiheiten ... aber, du lieber Gott, die waren ja auch schon vorher nicht mehr da. Es wird keine Revolution sein, so wenig wie die von 1918 eine gewesen ist — Personalböen werden sie machen ..."

— „Bitte — klarer. Was sind Personalböen?"

— „Stürme in den Wassergläsern der Ressorts. Absägung der unbequemen Regierungssozialisten; Pensionierung von ein paar hundert Konzessionsschulzen, die sich schlecht und recht durchgebuttert hatten, bis zu diesem Augenblick — und die kindlich erstaunt waren, als es nun so weit war. Die Brüder hatten nie etwas anders gesehen als ‚Realitäten' — also gar nichts. Von der wahren Kräfteverteilung im Lande fühlten sie nichts; hier mußten ihre Informationen versagen, denn statistisch läßt sich dergleichen nicht erfassen. Die werden verschwinden. Nun wird Deutschland stramm nationalliberal."

— „Mehr nicht?"

— „Mehr nicht. Mehr ist gar nicht zu erzielen. Das wußten Schacht, Nicolai, selbst Seldte längst, ein paar Nazis wußten es auch, brüllten aber um des lieben Krieges willen mit

den andern mit. Außenpolitisch: eine Art Friede mit denen da draußen; verklausulierte Weiterzahlung der Schmachtribute, natürlich... wer kann denn auf den Mond fliegen? Platonische Liebe zu Italien, vergessen Südtirol; vage Noten an Frankreich, da geht Briand; Hin und Her; Verhandlungen mit England, mit Genf... und an alle: Versprechen der absoluten Bolschewisten-Feindschaft. Das beruhigt ungemein. Was glauben Sie: Deutschland als Hort gegen Rußland! Eine sehr schöne Melodie."

— „Also... innenpolitisch?"

— „Nicht, was Sie denken. Ein paar Zuchthausstrafen... ein paar Roheiten gegen die Juden... gegen eine Handvoll Republikaner... Beschränkung des Reichsbanners... Verbot der KPD — weiter nichts. Ja, und die Beamten werden wieder flegelhaft."

— „Sozialversicherungen?"

— „Zeitweiser Abbau — aber auch der halb so schlimm in seiner Auswirkung. Das ginge ja gar nicht. Man wird einiges plakatieren und vieles stehen lassen. Was wirklich abgebaut wird, das wird die Kampfkraft der Arbeiter sein. Auch die zahmsten Gewerkschaften werden nichts zu lachen haben."

— „Also, nehmen Sie noch etwas Kaffee, also Jubel im Lande?"

— „Gott, ja. Zunächst die übliche Verwirrung, an der Börse. Ach, diese Nase der Börse! Sie riecht alles, was in der Luft liegt — nachher. Übrigens ist es ihnen gleich. Die Börse wird nicht geschlossen werden, und der Kurfürstendamm, dessen Bewohner sich ein paar Tage ängstlich zu Hause halten oder verreisen, wird nicht gestürmt. Pogrome? Nein... Dann atmen sie wieder auf. Und alles geht weiter. Eigentlich, werden sie sagen, eigentlich ist ja alles gar nicht so schlimm."

— „Die Zeitungen?"

— „Alle Obrigkeit kommt von Gott. Man muß sich nicht gegen das Gegebene auflehnen — das bekommt dem Inseratengeschäft nicht. Es sind Musterschüler; sie werden eine gute Zensur bekommen. Nach vier Wochen ist Ruhe im Lande... ‚Wenn wir auch an dieser und jener Maßregel des Direktoriums Kritik geübt haben, so darf andrerseits doch gesagt werden...'"

— „Schlafen Sie nicht ein!"

— „Verzeihen Sie: ich sah im Geiste Leitartikel. Geben Sie mir bitte noch etwas Kaffee. Ja... die Bürger... Auch in den Provinzstädten wird man auf die Dauer nicht zufrieden sein. Gewiß, die Jugend ist verhetzter als je, die Studenten hochfahrender, die Umzüge zahlreicher... aber die Jugend hat im Grunde andre Sorgen. Und dann eben... langsam... die Enttäuschung..."

— „Worüber?"

— „Daß Berlin nicht dem Erdboden gleichgemacht ist. Daß die Not andauert. Daß auch jetzt nicht die Arbeitsgelegenheiten aus der Luft geflogen kommen. Daß die Butter

nicht billiger wird. Leise, ganz leise kommt die Unzufriedenheit. Davon spricht aber kaum einer."

— „Die öffentliche Meinung?"

— „Bewußt entpolitisiert, bei einem Höchstmaß von politischen Schlagworten. Bündischer Unfug ... Demonstrationen ... Fahnen ... im übrigen lenkt uns eine hochwohlweise Regierung. Das haben die Deutschen immer so gehalten. Verloren ist allerdings, wer in diesen Jahren der Justiz in die Finger fällt. Mit dem ist es dann aus. Die Richter werden zwar nicht finanziell, aber moralisch aufgebessert. Man wird ihnen geben, was sie brauchen, und wen sie brauchen. Kurz: es ist eine Nachahmung des Fascismus — so, wie sie alles nachahmen ... wie sie nicht einmal fähig sind, sich eine Bewegung für sich und aus sich heraus zu schaffen. Der Marsch auf Rom! Das war ein faszinierender Filmtitel. Auf Berlin marschieren sie gar nicht. Nach Berlin werden sie nur fahren, wenn sie sich von der Mittelstadt erholen wollen. In Berlin sieht man sie nicht so, wenn sie auf die Weiber gehen. Widerstand —? Verzeihung ... ich fühle, daß Sie das fragen wollen ... Widerstand? Nein, den finden sie wohl kaum. Von wem denn auch? Von dem bißchen Republik? Die hat in zwölf Jahren nicht verstanden, echte Begeisterung zu wecken, Menschen zur Tat zu erziehen, nicht einmal in ruhigen Lagen, wie denn, wenn es Kopf und Kragen zu riskieren gilt? Widerstand? Lieber Herr, das Land ist so weit entfernt von jeder Revolution! Dies ist ein Volk, das noch nicht einmal liberal ist. Die vielgelästerte Verwestlichung ist gar nicht so tief eingedrungen ... sie halten mildübertünchte Korruption für Parlamentarismus, wirres Geschwätz aller für Selbstbestimmungsrecht, Ressortstank für Politik, Vereinsmeierei für Demokratie ... sie sind nie liberal gewesen, auch 48 nicht. Sie spüren nicht, daß die Welt um sie herum anders denkt und anders fühlt ... sie spielen ihren politischen Skat auch ohne Partner. Wirft der andre die Karten hin, dann glauben sie, sie hätten gewonnen. Es ist ein Inselvolk."

— „Die deutschen Brüder im Ausland?"

— „Werden sich ein paar Unannehmlichkeiten mehr zuziehen. Und das bißchen Kulturfassade, das kleines bißchen deutscher Freiheit — es ist zum Teufel."

— „Das ist alles?"

— „Das dürfte alles sein. Ob es geschieht, weiß ich nicht. Wenn aber —: dann so. Übrigens ... ich bin Hellseher ... ich hatte eine Vision ... Sie werden mir diese Sitzung honorieren ... Ich dachte an hundert Mark?"

— „Hier haben Sie ein Bildnis Hindenburgs. Und lassen Sie sich draußen in der Küche ein paar Butterbrote geben ... Gott befohlen, junger Mann!"

— „Heißen Dank, gnädiger Herr. Wenn Sie wieder etwas brauchen: Nepomuk Schachtel, Hellseher und Original-Astrologe mit ff. indischen Erkenntnissen. Täglich von 9 bis 8, Sonntags geschlossen. Und empfehlen Sie mich in Ihrem werten Bekanntenkreise!"

Kriegslügen von A. Habaru

Wenn die Geschichtsschreiber der Zukunft den Weltkrieg studieren wollen, werden sie tausende von Werken zu lesen haben, die über dies Thema in den verschiedenen Ländern geschrieben worden sind. Zweifellos werden sie die Wahrheit über das Leben in den Schützengräben in jenen Büchern suchen, die von Soldaten geschrieben wurden, die durch eignes Erleben am besten in der Lage waren, ein getreues Bild zu geben. Memoiren, Zeitungen, Briefe, Romane, militärische Abhandlungen, alles ist im Überfluß da, und schon jetzt hat sich ein ehemaliger französischer Frontsoldat, jetzt Universitätsprofessor in den Vereinigten Staaten, Jean Norton Cru, damit befaßt, dreihundert solcher Veröffentlichungen, die allein in Frankreich erschienen sind, durchzuprüfen. Er hat sie ausschließlich auf ihren dokumentarischen Wert hin betrachtet und legt uns das Resultat seiner sorgfältigen Forschung in einem siebenhundert Seiten starken Bande vor: „Zeugen". Die Schlüsse, zu denen er kommt, sind bemerkenswert, sie werfen viele vorgefaßte Meinungen, die man bisher über das französische Kriegsbuch hatte, um.

Norton Crus Ziel ist, das Terrain für zukünftige Geschichtsschreiber zu säubern. Er kümmmert sich daher gar nicht um den literarischen Wert eines Werkes. Er stellt zum Beispiel das „Feuer" von Barbusse dicht neben irgend eine Schützengrabenzeitung eines ganz Unbekannten. Über dies Programm läßt sich natürlich streiten, und wir möchten uns ihm nur bedingt anschließen. Wenn wir uns aber an die Tatsachen halten und nicht an ihre Interpretation, so wird das Werk des Herrn Norton Cru überaus interessant. Er zerstört jedes romantische Heldentum und alle patriotischen Legenden und enthüllt das ganze System der versuchten Gehirnverkleisterung durch Generalstäbe und chauvinistische Presse.

Norton Cru sortiert zunächst als vollkommen verlogen alles aus, was alte Heimstrategen und Hetzjournalisten geschrieben haben: Paul Bourget, De Goffic, René Bazin, Boylesve, Maurice Barrès und Louis Dumur. Im Namen des Frontsoldaten sagt er ihnen: „Unsre Feuertaufe war für uns alle ein tragisches Erlebnis. Das Mysterium lag für uns keineswegs, wie die Heimkrieger glauben, in der Wirkung der modernen Waffen, sondern in der wahren Wirklichkeit des Krieges. Über Mut, Patriotismus und Tod hatte man uns belogen, und bei den ersten Schüssen fühlten wir die Lüge der Anekdoten, der Geschichte, der Literatur, der Kunst, des Veteranengeschwätzes und der offiziellen Reden." Indem er die falschen Zeugen bloßstellt und die wahren in den Vordergrund rückt, will der Autor beweisen, daß „der Mensch nur durch das Wunder der Überredung und des Betrugs imstande ist, den Krieg mitzumachen, ein Betrug, der in Friedenszeiten die Kämpfer künftiger Kriege systematisch durch verlogene Literatur vorbereitet".

Nach der Literatur des Hinterlandes disqualifiziert Norton Cru die militärischen Berichterstatter, von denen man anneh-

men sollte, daß ihre Schilderungen den Tatsachen entsprechen. Er zeigt auf, daß ihre Bücher, die auf Grund offizieller Dokumente und Berichte entstanden sind, keinerlei Wert haben. Erstens einmal, weil die Generalstabsoffiziere auf ihren Kommandoposten nichts vom Schützengraben wußten. Zweitens, weil Berichte, die Vorgesetzten eingereicht werden, immer die Wahrheit verbergen. Denn jeder Offizier will bei seinem Vorgesetzten eine gute Nummer haben und entstellt daher die Wirklichkeit.

Aber auch unter den Zeugnissen der wahren Schützengrabensoldaten haben die meisten keinen Wert. Seltsamerweise lassen sich auch hier noch viele durch die Lügen des Hinterlandes beeinflussen. Sie nehmen alle Arten von Zeitungslegenden in sich auf und glauben, sie selbst erlebt zu haben. So sind gewisse vereinzelte oder überhaupt nie vorgekommene Fälle, die die Presse täglich ausbeutete, in den verschiedensten Soldatenerinnerungen wiederzufinden und als selbsterlebt dargestellt. Ein Beispiel: Der berühmte „Bajonettgraben von Verdun". Die Legende will, daß eine französische Kompagnie sich unter dem Trommelfeuer eher lebendig begraben ließ als zurückzuweichen. Nach der Beschießung war der Schützengraben vollkommen zusammengestürzt, nur noch eine Reihe Bajonette schaute aus der Erde. In Wirklichkeit handelte es sich um einen Graben, in den man Gefallene gelegt und auf den man Bajonette gepflanzt hatte, um ihn später wiederzufinden. Die Heldenlegende war aber so schön, daß jeder sie in seinem Abschnitt erlebt haben wollte, und Norton Cru zeigt eine ganze Serie von dieser 'angeblich selbsterlebten Geschichte, die an ganz verschiedenen Stellen der Front und zu ganz verschiedenen Zeiten immer wieder auftaucht. Das gleiche gilt vom Bajonettkampf überhaupt, der zur Zeit des Stellungskrieges fast ganz verschwunden war, aber in hunderten von Erzählungen wie ein tägliches und großartiges Erlebnis vorkommt. Auch bestimmte deutsche Greuel und Spionengeschichten wiederholen sich fortwährend als selbsterlebt.

Unter den Büchern, die von Frontsoldaten geschrieben sind, geht Norton Cru am strengsten zu Gericht mit denen, die an einen Heroismus glauben machen wollen, der nie vorhanden gewesen ist. Montherlant wird vollkommen erledigt, ebenso René Benjamin, der Verfasser des erfolgreichen Romans „Gaspard". Nach Norton Cru sind die Schriftsteller, die uns das wahrheitsgetreueste Bild des Krieges geben, Jean Bernier, der Verfasser von „La Percie", Paul Lintier, Autor von „Meine Kanone", Galtier Boissière und Maurice Genevoix. Was Barbusse angeht, so wirft Norton Cru ihm vor, genau so übertrieben zu haben, wie die kriegerischenSchriftsteller, nur nach der andern Seite. Die Schrecknisse in seinen Büchern versuchten die Wirklichkeit zu überbieten. Den gleichen Vorwurf macht er Duhamel und Dorgelès. Er erkennt offenbar nicht die Notwendigkeit an, die Wirklichkeit zu übertreiben und zu interpretieren, um überhaupt die Geister aufzurütteln.

Wenn auch Mängel in einer Arbeit sind, die in so eng begrenzter Absicht unternommen wurde, auf jeden Fall hat man die Überzeugung, daß Norton Cru für die

Historiker kommender Zeiten Außerordentliches geleistet hat. Es ist schade, daß nicht für die Kriege der Vergangenheit eine ähnliche Vorarbeit verrichtet worden ist. Aus der Antike haben wir nichts als die Berichte der Feldherrn, die soviel wert sind wie die Bücher von Ludendorff und Foch. Nichts als die Verherrlichung soldatischen Heldentums, des Kraftmenschen ohne Furcht und Tadel. Die Einführung der Feuerwaffen hat diese Auffassung nach und nach zerstört. Montluc stellt das schon in seinen Erzählungen fest. Im achtzehnten Jahrhundert schreibt der Prince de Ligne: „Ich bin weit davon entfernt, an die Bajonette zu glauben, trotz aller schönen Eigenschaften, die uns die Franzosen von ihnen aus allen Kriegen erzählen." Das Buch des Frontsoldaten entsteht gleichzeitig mit dem durch die Revolution geschaffenen Volksheer. Aber die meisten Erinnerungen aus dieser Zeit sind später mit dem Wunsch geschrieben worden, diese Epoche zu glorifizieren. Die Erzählungen der Soldaten Napoleons haben den gleichen Fehler. Was den Krieg von 1870 angeht, so hat er zwar Veranlassung zu unzähligen Romanen gegeben (von Zola und vielen andern), aber er hat kein authentisches Zeugnis hinterlassen. Infolgedessen konnte man aus der Vergangenheit nichts der Legende des kriegerischen Ruhms entgegenstellen. Norton Cru hat uns nachgewiesen, daß die kriegshetzerischen Schriftsteller Frankreichs zum Teil an den deutschen Greueln in Belgien schuldig sind, weil sie seit 1870 die Franktireurs so verherrlicht haben, daß die Deutschen auf den Kampf mit ihnen vorbereitet waren, wie dies Renn so gut auf den ersten Seiten seines „Kriegs" beschreibt. Mit diesem Nachweis tötet der Verfasser der „Zeugen" die Legende vom Helden, und deshalb ist sein Werk wichtig für den Kampf gegen den Militarismus.

Deutsch von Milly Zirker

Seldte sprengt einen Unterstand

von Arno Schirokauer

Franz Seldte ist unter die Literaten gegangen. Er trat in die Fußtapfen Disraelis und Trotzkis und bewies für seinen Teil, daß der große Politiker zugleich ein großer Literat zu sein hat. Leider bewies er, daß er ein minimaler Politiker ist.

Aber es muß ja nicht jeder schreiben können. Das Wort ist voll Geheimnis; es ist nicht jedem zugänglich. Es nicht meistern zu können, ist ja keine Schande. Das Buch ist mißglückt, man kann es weglegen; erledigt. Was hat das mit Seldte zu tun? — Nichts.

Aber da ist eine Seite, die ist nicht nur dilettantisch, nicht nur ungeschickt und in der Formulierung übel; nein, diese Seite enthält den Autor! Es ist die Seite 289, und Seldte erzählt unter dem Namen Stahl von sich:

> Auch Stahl beteiligte sich an Patrouillengängen, die die Öde des beginnenden Stellungskrieges prickelnd unterbrachen.
> Leider hatte der Regimentskommandeur für diese Abenteuergänge von Stahl nichts übrig und verbot ihm kurzerhand, sich an diesen Unternehmungen künftighin zu beteiligen:

„Ich finde es ja sehr nett, mein lieber Stahl, daß Sie sich betätigen wollen. Aber Sie sind nun mein einziger M.G.-Offizier, der Friedensausbildung hat, und ich muß Sie schon bitten, Ihre persönlichen Liebhabereien zurückzustellen zugunsten der Allgemeinheit."

Das tat Stahl denn auch, wenngleich mit lebhaftem Bedauern, denn die erlebten Abenteuer waren doch großartig. Einmal hatten sie sogar einen französischen Kapitän mit seinem Unterstand in die Luft gesprengt. Dieses Unternehmen war sorgfältig vorbereitet worden. Voller Spannung und auch voller Zorn. Eines Tages nämlich hatte eine Patrouille Frauenstimmen und Lachen im Graben gehört. Und eine andre Patrouille hatte tatsächlich festgestellt, daß ein hellblaues Frauenkleid zwischen Uniformen sichtbar war. Das hatte die deutschen Patrouillengänger ernsthaft empört. Eine geballte Ladung mit langer Zündschnur erfüllte ihren Zweck und jagte den Unterstand in die Luft.

„Ich glaube, die Schweine sind zu gleicher Zeit in den Himmel geflogen", meinte der Patrouillenführer.

Und was meint der Leser —?

Eine Frauenstimme im Graben; zwischen lehmbekrusteten, grauen Männern ein hellblaues Fähnchen, ein helles Stimmchen, kleines Gezwitscher des Lebens, schüchternes Idyll. Wo sonst gestorben wird, lacht ein Mädchen, lebt ein Mädchen, Wesen einer andern, abgeschiedenen Welt. Die Deutschen hören es, denken an ihre Frauen, Bräute, Mütter, Schwestern, Schätze; der Krieg scheint unwirklich geworden; dieses Seidenröckchen, das durch die Gräben weht, verweht die Not, eine Poesie hebt an, die Waffen sinken, die Gedanken werden milder, die Gebärden zärtlicher; eine Frau lebt in den Gräben und verzaubert Soldaten zu Menschen. Ihr Lachen, hellblau wie das Röckchen, hellblau wie der Frieden, verbindet die Männer. Ist sie die Frau des Kapitäns drüben, die Geliebte des Leutnants; gehört sie der 9. Korporalschaft? Ganz gleich. Jeder empfängt von diesem Lachen etwas Eignes, alle Gedanken gehn heimwärts zu den Mädchen, zu den Marien, zu den Frauen. Die süßesten Stunden werden gegenwärtig. Verzaubert sind zwei Gräben, zwei Kompagnien bei uns und bei denen drüben.

Aber das darf nicht sein. Seldte nimmt vorschriftsmäßig Ärgernis. Seine einzigen Empfindungen sind Zorn und Empörung. Hier muß man mit Kommißbotten reintrampeln. Da trifft er sorgfältig Vorbereitungen; da ist er ganz Führer, ganz Recke. Da muß zerstört werden. Da muß etwas mit Blut abgewaschen werden. Riesig wächst der Spießer, der Moralschnüffler, Zerstörer alles Knospenden; eine Patrouille geht vor, haut eine geballte Ladung in den Unterstand, alles geht in die Luft, alles verröchelt. Eine bodenlos verrohte Seele sagt, schmatzend bei dem Gedanken an die mit Handgranaten gestörte Umarmung: Die Schweine sind zu gleicher Zeit in den Himmel geflogen.

In Fetzen das blaue Fähnchen, mit roten Tupfen Bluts betropft, zerstört das süße Lachen, die Melodie einer menschlichen Stimme, eine schlafende Frau im Unterstand ermordet — das ist die Kriegstat, deren sich Franz Seldte, Erster Bun-

desführer des Stahlhelms, vornehmlich rühmt. Das tat ein deutscher Offizier, dazu wagt er sich zu bekennen, dafür rechnet er auf Beifall.

Denn das Widerwärtige an dieser Szene ist ja nicht einmal die Untat selbst, sondern die entsetzliche Genugtuung, mit der der stolzgeschwellte Täter sie zum Besten gibt.

Bei Zeileis von Paul Kéri

Im vergangenen Jahre sollen in Gallspach bei „Professor" Zeileis 140 000 Kurgäste gewesen sein. Davon 97 462 Reichsdeutsche, die meisten aus dem benachbarten Bayern. Darum heißt auch das vornehmste Hotel mitten in der Lehmgrube, die den heute weitberühmten Namen Gallspach führt, „Bayrischer Hof". Ein moderner, hochrationeller Schnellbau. Die Wände dünne Scheiben, die Zimmer winzige Zellen, aber: fließendes Wasser und Zentralheizung. Die Preise nicht übermäßig hoch. Und ein Badeleben rührt schon in der öden Umgebung schüchtern die Flügel. Fünfuhrtee im winzigen Hall, Jazz, und Sonntags Theateraufführungen einer Provinztruppe.

Alles in Gallspach ist durchrationalisiert. Ein Stück Jung-Amerika, ein Stück „Goldrausch"-Stimmung in dieser oesterreichischen Provinz, die die hier vergessene kleinbürgerliche Spätgotik selbst ist ... Am rationellsten ist die wirtschaftliche Grundlage des ganzen Betriebs, die Zeileismethode. Das neue bei Zeileis: Untersuchung und Heilung der Menschheit nach der Methode der Herstellung der Ford-Autos, der modernen billigen Kunstseiden. Dazu muß freilich die Ware im Preise sehr niedrig gehalten und, um das zu erreichen, die Fabrikation standardisiert werden. Eine einzige Type soll womöglich hergestellt werden, die aber in ungeheuren Massen. Folglich dürften die Patienten in Gallspach eigentlich alle nur dieselbe Krankheit haben. Da aber das nicht durchzuführen ist, so ist wenigstens die Behandlung für sämtliche Kranke, ob sie nun an Krebs leiden oder Hysteriker sind, dieselbe. Das wird in Gallspach im Interesse der Massenproduktion sehr folgerichtig durchgeführt.

Ich trat in die Halle des „Instituts". Ein Neubau, nach den Grundsätzen der modernsten Sachlichkeit, doch ist alles gediegen, nirgends mit Arbeit oder Material gespart. Ein Wunder inmitten dieser Lehmgrube. Der Warteraum faßt sechshundert Menschen — rechts die eingebauten Bänke für Männer, links die für Frauen — so viele können auf einmal untersucht und behandelt werden. Täglich drei- bis sechsmal passieren die Fuhren das laufende Band der Zeileisbehandlung, je nachdem, wie groß der Andrang in Gallspach ist. Jetzt sind nach Angabe der Einheimischen 1800 Kurgäste da.

Die Männergruppe, in der ich zur Behandlung gelange, zählt 170 Köpfe. Sechs verschiedene Sprachen höre ich im Gedränge. Gelähmte, Blinde mit Stöcken und Krücken, Paralytiker und Rückenmarkleidende auf Rollstühlen, hinkende und zappelnde Kinder, einige Idioten — in dieser merkwürdigen

Umgebung weckt es die Stimmung eines Brueghel-Bildes, mit seiner blutigen Bizarrerie, seinem Hohn auf Gott und Menschen. Die Mehrzahl der Kranken scheint weniger schwer zu leiden, viele sind aber doch offenbar ganz ernstlich krank, meistens nervenleidend.

Zwei Schwestern nehmen die gelben Zettelchen ab, die man vorher an der Kasse lösen mußte. Ich melde mich bei der einen, daß ich noch untersucht werden muß. „Setzen Sie sich nur im Behandlungsraum links auf die schwarze Bank", ist die Antwort, die mit betonter Gutmütigkeit, ostentativer Liebenswürdigkeit begleitet wird. Überhaupt ist hier ein gewisser jovialer, väterlicher Ton, Betätscheln und Belächeln der Patienten, vom letzten Diener bis zu den Ärzten, Parole. Ein jeder soll sich als Familienmitglied, als Angehöriger der Zeileisgemeinde fühlen.

Als ich nun aus dem Auskleideraum bis zu den Hüften entblößt in den Behandlungssaal gelange, kommen schon in langen Reihen diejenigen von den 170 heraus, die mit der Behandlung bereits fertig sind. Zuerst die Kinder, dann die Blinden in einer Kette, von einer Schwester geführt, dann die übrigen Patienten. Im Raum herrscht Halbdunkel, der an gewissen Punkten des niedrigen geräumigen Saales von aufleuchtenden Blitzlichtern beleuchtet wird. Ein Prasseln, Knattern und Sprühen und der den Raum anfüllende Ozongeruch betäubt den Eintretenden. Ich finde die schwarze Bank gleich links beim Eingang und setze mich eingeschüchtert. Sofort taucht aus dem Dunkel eine Schwester auf und fragt, wer zur Diagnose kommen soll. Ich habe noch nicht geantwortet, schon ist ein Arzt in weißem Kittel da, packt mich beim Arm und während er den übrigen Dasitzenden in gebrochenem Ungarisch, Serbisch oder Rumänisch beschwichtigende Worte austeilt, führt er mich fort. Während der paar Schritte, die wir machen müssen, fragt er mich aus, auf Antworten drängend, ohne mich aussprechen zu lassen... Müdigkeitsgefühl... große körperliche Schwäche... Der Appetit?... und schon bin ich in den Händen von Zeileis.

Er setzt eine ungefähr einen halben Meter lange, drei bis vier Zentimeter dicke Glasröhre an meinen nackten Bauch. Das ist die berühmte Diagnosenröhre, der „Zauberstab". Die Röhre hat an dem einen Ende eine Kugel und ist wie ein Thermometer innen mit Graden versehen. Drei andre Ärzte noch beugen sich über die Röhre, nicken, scheinen sich etwas zuzuflüstern, dann werde ich weitergeschoben. Die Röhre hat nicht aufgeleuchtet, obwohl ich aus den Bekanntmachungen weiß, daß sie bei den Diagnosen in rotem Licht erschimmern sollte. Vielleicht hat man das bei mir überflüssig gefunden.

Ich sehe einen Arzt mit dem elektrischen Trichter in der Hand, der krachend und pustend Funken sprüht. Ich werde umgedreht und fühle links und rechts an den Schulterblättern starkes Prickeln und elektrische Schläge. Dann werde ich weitergeschoben und bin in einer Nische, wo starke Lampen meinen nackten Oberkörper bestrahlen. Im selben Moment zerrt man mich aber schon heraus, ein Zettel wird mir in die

Hand gedrückt und eine Frauenstimme schreit mir ins Ohr: „Ankleiden und ins Bureau!"

Das ganze, Untersuchung samt Behandlung hat kaum zwanzig Sekunden gedauert. Ich schau mir meinen Zettel an: „Neurasthenie" steht als Krankheit drauf. Daß man die beiderseitige Lungentuberkulose, an der ich seit siebzehn Jahren leide und deren Bestand erst vor einigen Wochen ein Röntgenbefund bestätigte, nicht merkte, finde ich natürlich. Ich habe ja in der letzten Zeit zugenommen und sehe nicht schlecht aus.

Im Bureau fragt mich dann eines der beiden dort arbeitenden Mädchen weiter nach Alter, Beschwerden, ärztlicher Vorbehandlung etcetera aus und verzeichnet es mit einigen Worten auf dem Zettel. Auch versichert sie, daß ich, wenn ich nicht längere Zeit in Gallspach verweilen möchte, mich auch in Wien, Berlin, Budapest nach der Zeileis-Methode behandeln könne und gibt mir vervielfältigte Adressen von Zeileis-Instituten aller dieser Städte.

Das Ergebnis ist, ob ich nun an Neurasthenie oder Tuberkulose leide, dasselbe: Täglich drei Wechselstarkstrom- und Heliumbestrahlungen à drei Schilling, im ganzen also täglich neun Schilling, wobei der elektrischen Bestrahlung auch Radiumstrahlen beigegeben sein sollen. Diese Behandlung soll zunächst zehn Tage dauern und je nach Bedarf oder nach Vermögen wiederholt werden.

Zeileis und seine Parteigänger sprechen immer über die Frage, ob die Strahlenbehandlung eine wirkliche heilende Kraft besitze, ob diese Strahlenbäder nützlich seien, oder nicht. Nicht diese Fachfrage ist indessen hier das wichtigste. Selbst ohne den aufgelegten Schwindel der „Augenblicksdiagnose" mit Hilfe der Zeileisröhre wäre diese ganze Art der galoppierenden Massenbehandlung auf dem rasenden Band verfehlt, nicht nur unter ärztlichen Gesichtspunkten, sondern auch als Geschäft. Die Untersuchung und Behandlung der Kranken ist keine Ware, die man rasch und minderwertig, dafür aber billig, nach dem Serienprinzip liefern kann. Der Kranke fordert für sein Geld eine gründliche Untersuchung, Beschäftigung mit seinen Beschwerden; die ständige Klage ist ja, daß die Krankenkassenärzte viel zu summarisch mit den Patienten umgehen. Es wirkt auf die meisten Kranken enttäuschend, daß sie hier im Bruchteil einer Minute abgefertigt werden. Wenn es sich dabei noch um ein Wunder handelte wie in Lourdes! Ein Wunder kann auch in fünf Sekunden wirksam sein, wenn Gott will, heilt sogar das Weihwasser oder die aufgelegte Hand eines Heiligen. Hier wird aber versichert, daß es sich um echte Wissenschaft handle, eine Wissenschaft, von der die Ärzte, diese Ignoranten und Geschäftemacher, keine Ahnung haben. Es wird zwar getrachtet, um Zeileis herum eine Wunderatmosphäre zu schaffen, aber immer auf der Grundlage der striktesten Wissenschaft. Zeileis soll ein Naturforscher und Weiser sein, der Verfahren entdeckt habe, die die Ärzte nicht anwenden. Dieser Heilkünstler auf naturwissenschaftlicher Grundlage treibt und hetzt die Kranken bei Untersuchung und Behandlung noch viel ärger als die zünftigen Armenärzte.

Ich habe auch nicht gefunden, daß die Heilungsuchenden mit einem blinden Glauben an Zeileis hierherkämen. Man hat von Zeileis so viel gehört und gelesen, daß man auch das versucht — aus Sensationslust oder aus Verzweiflung. Die große Masse der Kurgäste, hauptsächlich unter den Deutschen, sind jene, die herkommen, weil jetzt grade das Zeileisverfahren die große Mode ist. Viele zählen zu jenen Unglücklichen, denen die heutigen sozialen Einrichtungen nirgends, am wenigsten aber in Jugoslavien, Rumänien, in der Tschechoslowakei helfen können, Leute, die an langwierigen Leiden erkrankt sind und eine komplizierte Behandlung brauchen würden. Sie müßten in die Hauptstadt fahren, dort Monate, vielleicht Jahre lang bleiben. Wovon sollen sie, wovon soll ihre Familie während dieser Zeit leben? Gallspach ist nicht weit, liegt zentral, die Kur, der Aufenthalt ist kurz bemessen und nicht sehr teuer. Vielleicht hilft Zeileis, denn wenn ers nicht tut, kann nur der liebe Gott helfen; die fortgeschrittene ärztliche Wissenschaft ist für diese Leute, die nicht einmal die Ärmsten der Armen darstellen, einfach nicht da.

Man versichert, daß wiederholte Strahlenbäder, wenn sie auch keine erfolgreiche spezifische Behandlung darstellen, für die Gesundheit entschieden förderlich seien. Diese „Bäder" sind jedoch für die große Masse, für neun Schilling im Tage, die Aufenthaltskosten dazugerechnet, entschieden viel zu teuer. Abgesehen davon, daß diese Leute gar nicht den Luxus der allgemeinen Kräftigung sondern Heilung von ihren Gebrechen suchen.

Die Behandlung und Heilung am laufenden Bande, nach den Prinzipien der amerikanischen Rationalisierungsmaßnahmen, ist in Gallspach so folgerichtig durchgeführt, daß der ganze Betrieb nach diesem Vorbilde sehr hohe Kapitalien investiert hat. Ein rationalisierter Betrieb braucht unverhältnismäßig große Investitionen, ein ungeheures fixes Kapital, das nur durch weiteres Ausbreiten des Absatzes, des Verbrauchs zu verzinsen ist, keinesfalls aber eine Abnahme der Produktion verträgt. Ein Zurückgehen der Produktion bedeutet bei ähnlichen Betrieben Zusammenbruch. Nun ist aber Gallspach ein so überkapitalisiertes, durch schwere Investitionen belastetes Unternehmen. Das neue „Institut" allein soll mehr als zwölf Millionen Schilling gekostet haben. Nur ein ständiges Anwachsen, oder wenigstens ständig hoher Stand der Patienten kann den Betrieb rentabel erhalten. Zeileis verstand es, sich durch Familienbeziehungen und sonstige Verbindungen Bankkapitalien zu verschaffen, mit denen das einzig blühende Unternehmen dieses in Krisen darniederliegenden Oesterreichs üppig gebettet werden konnte. In diesem Sommer werden auch voraussichtlich noch Gäste nach Gallspach strömen. Aber für die Sensationshungrigen wirds bald eine andre Mode geben. Die verzweifelten Hilfesuchenden jedoch werden massenweise, so, wie sie zur Behandlung kommen, durch diese Art der Heilung auf dem rasenden Band, eindringlichst enttäuscht. Die „Produktion" wird nachlassen, und dann gibts in Oesterreich wieder einen politischen Bankskandal.

Die Sichern von Alfred Polgar

Mein Sohn! Du wendest dich in Geistesnot an mich mit der Frage, wo du, an dem tausend Zweifel zerren, einen Halt finden könntest, der dich davor bewahrte, hinabgerissen zu werden in Desperation oder Wahnsinn, du denkst, es müßten doch durch die grause Nacht zuverlässige Sterne leuchten, dem Irrenden die guten Wege weisend. Wo, so rufst du bange aus, gibt es Meinungen, die nicht angefressen sind vom Mißtrauen wider sich selbst, wo Urteile ohne den Vorbehalt des Irrtums, welche Stimme sagt das Richtige, ohne daß in ihr die Angst zitterte, das Richtige könnte das Falsche sein? Alles wankt, wo ist etwas Festes?

Leider, mein armes Kind, kommst du mit deiner Frage an den Unrechten. Dein Vater ist außerstande, dir ein Wort zu sagen, von dessen Gültigkeit er selbst so überzeugt wäre, daß diese Überzeugung kräftigend in deine Seele fließen könnte. Der Schöpfer hat ihm ein Gift in den Geist gemischt, das ihn reizt, Partei zu nehmen gegen die Partei des eignen Urteils, ihn zwingt, aus Sicherheiten ihr Scheinbares, aus Wahrheiten ihr Fragwürdiges schmerzhaft herauszuspüren. Immer ist er geneigt, gegen das, was ihm zusagt (weil es dies tut), den Ankläger, für das, was ihm nicht zusagt, aus dem gleichen Grunde den Verteidiger zu machen. Natürlich, du darfst das nicht so eckig-antithetisch nehmen, wie es hingeschrieben ist. Ich halte nicht unbedingt das Wahre für unwahr, weil es mir wahr erscheint. Aber ich ahne Dinge zwischen wahr und unwahr, von denen unsre Vernunft sich nichts träumen läßt, und unser Verstand schon gar nicht! Und ich weiß zudem: es urteilt nicht nur das hohe Gehirn allein; das Nervensystem, das Blut und die in ihm aufgespeicherte Lebenserfahrung der Ahnen urteilen, vieles fälschend, mit. Also dabei bleibt es, daß dein Vater der Ungeeignetste ist, dir Festes im Schwankenden zu weisen, weil er selbst zu nichts „ja" sagen kann, ohne daß ein perverses Echo seiner Seele etwas hinzutönte, das wie „nein" klingt (und umgekehrt).

Aber ich kann dir, um dich nicht ganz ohne Trost zu lassen, ich kann dir ein Erden-Amt nennen, dessen Ausübern Gott nicht nur den sprichwortgemäßen Verstand sondern auch eine ganz wunderbare Fähigkeit verliehen hat, von jeder Erscheinung, über die den Spruch zu fällen eben ihres Amtes ist, Entscheidendes und Gültiges auszusagen. Und zwar immer sofort. Ja, es gibt eine Instanz, die den Irrtum, die Verlegenheit, die Ratlosigkeit nicht kennt, und deren Urteile mit den Merkmalen unbedingter Sicherheit gesegnet sind. Wann und wohin immer sie gerufen wird: sie kommt, sieht und weiß Bescheid. Die Instanz, die ich meine, ist: die Theaterkritik. Mögst du aus ihr Beruhigung schöpfen, daß es im Land des Geistes, wo still die Ohnmacht, hoch der Zweifel steht, doch eine Enklave gibt, in der beide nicht gedeihen.

Bedenke, mein Sohn, was für ein komplexes Ding eine Theateraufführung ist, wie vielerlei Willen — zumindest drei: Autor, Regisseur, Darsteller — da mit-, in den allermeisten

Fällen gegeneinander schaffen! Der Kritiker sieht nur das fertige Produkt, sieht es ein erstes und einziges Mal, und doch weiß er allsogleich die Verantwortungen zu scheiden, Schuld und Verdienst exaktest aufzuteilen. Nicht nur was jeder, der mit am Werke war, konnte, auch was jeder wollte, ist ihm, dem Richter à l'impromptu, augenblicks offenbar. Ihn betrügt man nicht, ihn überlistet man nicht wie gemeines Publikum, und nie versagt der seinem Geist eigentümliche höchst rätselvolle Mechanismus, der zu Allem, was in ihn hineingetan wird, verläßlich und rasch, spätestens für das Abendblatt, fertige, vollkommen fertige, geschnittene und geschliffene, von allen Flecken der Unentschiedenheit gesäuberte Meinung produziert. Bedenke, der Ausdruck wie vieler Absichten, allein schon des Autors, ein Theaterstück ist, wie vieler Absichten in mannigfachsten Graden der Deutlichkeit und Verborgenheit: der Kritiker, indem er schaut, durchschaut sie, die offenen wie die heimlichen, weiß sie punkto Kraft und Ziel auf das Genaueste abzuschätzen und, ohne langes Messen und Wägen, festzustellen, wie weit ihre Erfüllung gelungen ist. Judex ergo cum sedellit, quidquid latet adparedit! Unablenkbaren Blicks sieht er der Theatersache auf den Grund, unablenkbaren Ohrs hört er die Quellen und Fehlerquellen rauschen, aus denen sie ihre Kraft und Schwäche schöpft. Nichts bleibt ihm unklar, und bleibt ihm etwas unklar, so kann dies, das ist klar, nur die Unklarheit selber sein... welche hiermit als am Objekt haftend erwiesen wäre. Mit andern Worten: nur effektiver Nebel ist imstande, das Auge der Kritik zu umnebeln. Wo sie trübe sieht, ist Trübes, und wo sie nichts sieht, ist nichts. Und diese großartige Fähigkeit des nie schwankenden, nie zögernden, von keiner Bangigkeit beunruhigten, von keiner Unsicherheit verwirrten, von keiner Täuschung zu täuschenden, von keiner Hemmung gestörten, von keiner Schwierigkeit aufzuhaltenden Urteils ist durchaus nicht an den Menschen geknüpft, der das Amt des Kritikers ausübt, sondern — da steckt das Wunderbare — an das Amt selbst! Sie, die erstaunliche Fähigkeit, wird automatisch mit ihm übernommen, ist mit ihm verbunden wie ein Titel, eine Revenue, eine Uniform. Wahrlich, ein ganz singulärer Fall von Auserwähltheit durch Berufung, von Erleuchtung schon durch Ernennung! Nirgendwo sonst als an der Theaterkritik ward noch das unbegreifliche Phänomen einer Kraft beobachtet, die a tempo in den Menschen fährt, sowie er das tut, wozu man sie braucht! Als ob ein armer Teufel mit dem Augenblick reich würde, mit dem er anfinge, gut zu leben und sich nichts abgehen zu lassen. Wie erwirbt man die Eignung, beim ersten Anhören eines wie immer gearteten Schauspiels genau zu wissen, was gut, was schlecht an ihm und seinen Darstellern und warum es gut und warum es schlecht ist und wie es hätte sein müssen, und welche Note jedem der beteiligten Prüflinge gebührt? Oder anders gefragt: Wie wird man Theaterkritiker? Ganz einfach: indem man Theaterkritiker wird. Wer das ist, den verläßt der quälende Schwarm der Zweifel, Wenn und Aber fallen ab von seinem Urteil, keine Angst mehr, zu irren, stört ihm den glatten Prozeß der Meinungsbildung, ganz allein,

niemandes Rats bedürftig, wertet er, was der Wertbestimmung unterworfen ist, und völlig undenkbar erscheint der Fall, den er als zu schwierig und zu dunkel längerer Überlegung vorbehalten, oder in dem er sich als untauglich ablehnen müßte. In seiner Hand wird jede causa sofort spruchreif, bei ihm ist jederzeit Entscheidung zu finden, Referatkarte genügt. Dem klügsten Arzt widerfährt es zuweilen, daß er seiner Sache nicht sicher ist: dann ruft er ein Consilium zusammen; über die einfache Frage, ob einer gestohlen hat oder nicht, beraten Dutzendschaften von Männern stundenlang im Schweiß ihrer Seele, überall, wo Urteil gesprochen wird, kann es geschehen, daß einem Urteilenden vor der Aufgabe bangt, daß er seiner Einzelansicht mißtraut, sich Rats erholt, auch Andrer Meinung hören will, ehe er den Spruch spricht. Nur im Bezirk der Theaterkritik ereignet so etwas sich niemals. Hier ist der Fall nicht vorstellbar, der ein Consilium nötig machte. Hier entscheidet jeder allein, im Bewußtsein wie im Tonfall unbedingter, absoluter, vollkommener Untrüglichkeit, kein Gespenst des Kritik-Mords (den es wie den Justizmord geben soll) schreckt ihn, immer mit gleicher Treue funktioniert der Apparat, in den man oben einen Theaterabend hineinwirft, worauf unten die zweifelsfreie Zensur herausfällt. Nichts erschüttert das große Leitwort theaterkritischer Wirksamkeit: „Ich weiß!"

Mein Sohn, es sind harte Zeiten gekommen über Israel und alle Völker. Die Erde kocht und wirft wunderliche Blasen, die Himmel stürzen ein, die Götter ziehen fort oder werden Automobilagenten, kein Geländer sichert mehr die Pfade, auf denen der geängstigte Mensch zwischen Abgründen taumelt. Da müssen wir froh sein, daß es doch, wenn auch nur auf einem kleinen Spezialgebiet geistigen Lebens, Führer gibt, die selbst keines Führers bedürfen, denen gegeben ist, in der Sturzflut der Verwirrungen niemals verwirrt zu sein, denen nie in der Hand die Wage zittert, mit der sie wägen, und auf die wir uns verlassen können, daß sie zumindest noch die alles Wesentliche schon aussagende Vornotiz telephonieren werden, si fractus illabatur orbis.

Die Grüne Front von Jan Bargenhusen

X.

Die Zoll-Küche

Das Haus Hafenplatz 4, im „Grünen Viertel" Berlins, zwischen Potsdamer und Anhalter Bahnhof gelegen, präsentiert sich nach dem Willen seines Erbauers, der ein rechter Sonderling gewesen sein soll, fremdländisch genug in der Formensprache der Alhambra, — wobei freilich die Pracht der maurischen Rundbögen und Säulen, dank der Verwendung märkischer Ziegelsteine und dank der preußisch-nüchternen Phantasie des Architekten, gleichsam gemildert, in ziviler Fassung, dem Beschauer entgegentritt. In dieser etwas seltsamen Behausung sitzt die Preußische Hauptlandwirtschaftskammer und,

mit ihr eng verbunden, der Deutsche Landwirtschaftsrat e. V., die „Spitzenorganisation" für alle deutschen Landwirtschafts- und Bauernkammern. Hier ist die Küche, in der mit echt altpreußischer Gesinnung und ohne jede Phantasie die faden Suppen der offiziösen Agrarpolitik und die bittern Tränke der offiziellen agrarischen Zollpolitik zusammengebraut werden.

*

Es ist beinahe erschütternd, zu sehen, wie die offizielle Agrarpolitik des Reichsernährungsministeriums, nach mannigfachen Versuchen, auch einmal eigne Gedanken zu produzieren, immer wieder in das Problemschema und auf die Rezepte des Landwirtschaftsrats zurückfällt — wie der robuste Egoismus ostelbischer Prägung auf Kosten der Gesamtwirtschaft, ja auch auf Kosten der bäuerlichen Lebensinteressen, sich durchsetzt, mit Hilfe jenes großen Materialapparats, der im Hause Hafenplatz 4 aufgebaut ist. Der volkswirtschaftliche Katechismus, mit dem Präsident Brandes vom Deutschen Landwirtschaftsrat seit ein paar Jahren durch die Lande reist, enthält nur ein paar dürftige Glaubenssätze; aber kein Argument ist zu primitiv, zu dürftig und zu unsinnig, als daß es nicht bei dauernder Wiederholung wirksam würde. Herr Brandes lehrt: Der industrielle Export Deutschlands ist nicht steigerungsfähig (und die Ausfuhr wächst von Jahr zu Jahr um Milliardensummen) — er behauptet: der Ausgleich der deutschen Zahlungsbilanz ist nur durch Verringerung der Einfuhr möglich (und die gesamte nationalökonomische Wissenschaft erklärt diese Problemstellung für falsch) — er jammert: Die gesamten Reparationslasten werden von der kartellierten Industrie, in Gestalt höherer Preise, auf die nichtkartellierte Landwirtschaft abgewälzt (und die Industrie merkt immer noch nichts davon, daß sie „eigentlich" gar keine Reparationssteuern zu zahlen braucht!) — und er resümiert: Der Landwirtschaft muß durch Drosselung der Einfuhr, durch Erhöhung der Preise ihrer Produkte geholfen werden (ohne ein Wort über die handelspolitischen Folgen der Einfuhrsperre und über die allgemeinwirtschaftlichen Konsequenzen eines künstlich überhöhten Preisniveaus zu verlieren). Da spukt die greuliche Mißgeburt einer nationalökonomischen Idee, die besagt, daß die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse auf den Indexstand der „allgemeinen Warenverteuerung", entsprechend der „Geldentwertung", gehoben werden müßten — als ob der „Index" ein Durchschnitt von Preisen, die zwischen 90 und 300 Prozent der (doch nur zufälligen und vielfach schwankenden) „Vorkriegspreise" von 1913 liegen, eine reale und feste Größe wäre! Da gibt es phantastische Schätzungen von „Preisspannen" zwischen Erzeuger- und Konsumentenpreis, ebenso haltlose Behauptungen von einem „Substanzverlust" der Landwirtschaft, mit jährlich anderthalb Milliarden Mark (seit 1924) und schließlich, als pièce de resistance, die völlig hirnlose Alternative: entweder Unkostensenkung oder Preiserhöhung, mit der anschließenden Behauptung, daß „die" Landwirtschaft (von den einzelnen Betrieben spricht man freilich nicht!) ihre Unkosten nicht irgendwie nennenswert abbauen könne, daß also, zur

„Wiederherstellung der Rentabilität" (die in zahlreichen wirklich gut und fortschrittlich geleiteten Betrieben nie verloren gegangen ist!) nur der Weg einer allgemeinen und umfassenden Preiserhöhung gangbar sei.

Konsequenz also: höhere Zölle, vor allem für Getreide, für das Produkt der ostelbischen Großwirtschaft, Stützungsaktionen am Getreidemarkt — daneben auch: höhere Zölle für Vieh, Fleisch, Geflügel, Eier, Milch, Butter, Käse, Gemüse, Obst und Wein. Wobei freilich der Preisschutz nur für die großen und einheitlichen Märkte, das heißt also für Getreide, relativ wirksam wird, während die übrige landwirtschaftliche Erzeugung, kurz gesagt: die bäuerliche Veredelungsproduktion, nichts vom „Segen" der höhern Zölle verspürt, sondern Gefahr läuft, zwischen den höhern Gestehungskosten für ihre Erzeugnisse, der billiger produzierenden ausländischen Konkurrenz und der ungeregelten (und auch gar nicht zu regelnden) innern Konkurrenz zerrieben zu werden. So bleibt die Förderung der bäuerlichen Wirtschaft, die in den Nachbarländern, rund um Deutschland, kräftig gedeiht und sich in immer modernern Formen, entsprechend den Bedürfnissen des Marktes, entwickelt, bei uns stecken — während der vielfach in überlebten Formen betriebenen, im ganzen absterbenden ostelbischen Großlandwirtschaft überhaupt nicht geholfen werden kann, trotz alles Aufwandes an Subventionen, trotz künstlich überhöhter Getreidepreise und trotz aller handelspolitischen Kunststücke, die unsern Industrieexport mehr und mehr hemmen.

In der Welt draußen wird dem Konsumenten besseres Brot, bessere Milch, bessere Butter zu niedrigern Preisen angeboten, alle Lebensmittel werden billiger — nur Deutschland, das arme Deutschland, kann sich den Luxus leisten, die hohen Lebensmittelpreise noch weiter zu steigern. Und dieser Luxus dient nicht etwa dazu, die Rationalisierung des agrarischen Apparats zu fördern und den bäuerlichen Massen zu helfen: er bedeutet im Gegenteil eine Prämie für die Rückständigkeit, ein Hemmnis für den Aufstieg der bäuerlichen Wirtschaft.

*

Diese wahrhaft perverse Wirtschaftspolitik verdanken wir in erster Linie den vier „Repräsentanten" der landwirtschaftlichen Spitzenverbände, Brandes, Schiele, Hermes und Fehr, den Männern der Reichsbauernfront. Es ist ein Kapitel für sich, wie es diesen Männern und ihrem parlamentarischen Anhang gelungen ist, mit der erpresserischen Drohung, daß sonst die Radikalisierung des Landvolkes unaufhaltsam fortschreiten müsse, die Regierungsparteien ihren Wünschen gefügig zu machen, einschließlich der in zwangswirtschaftliche Experimente à la Getreidemonopol verrannten Sozialdemokratie. Der demokratische Minister Dietrich selbst, lange genug im Fahrwasser seines sozialdemokratischen Beraters Baade und dessen Politik der „gerechten" Getreidepreise, hat die Gedankenwelt des Landwirtschaftsrates wie nur je ein gelehriger Schüler zu seiner eignen gemacht.

Doktor Brandes, der eine der beiden Präsidenten des Landwirtschaftsrates, gleichzeitig Präsident der Landwirtschaftskammer Ostpreußen (und mit Graf Baudissin zusammen der Führer der Preußischen Hauptlandwirtschaftskammer), hat in der Gewinnung von Dietrich sein diplomatisches Meisterstück vollbracht. Man rühmt ihm überhaupt eine besondere diplomatische Begabung im Verkehr mit Behörden, Industrieverbänden und Parlamentariern nach, obwohl eine solche Gabe bei dem Manne eigentlich nicht zu vermuten ist, der so farblos-spießerhaft aussieht wie irgendein Oberpostsekretär — Brille, glattgeschorene graue Haare —, und der auch sein Manuskript nicht anders vorzutragen pflegt als der Vorsitzende des Philatelisten-Vereins in Neidenburg, Ortelsburg oder Pillkallen. Er spricht so unsicher und unpräzise, mit vielen kleinen Unterbrechungen und Wort-Wiederholungen, daß man dabei an eine alte Frau erinnert wird, die beim Strümpfestricken immer die Maschen verliert und sie dann wieder aufhebt — so geht es ihm bei den Worten. Nur einmal, in freier Rede, hat er gezeigt, daß er sich auch aufs Kämpfen mit Worten versteht: das war 1927, auf der darmstädter Tagung des Landwirtschaftsrats, als er Schacht, der einige unfreundliche Worte über die Wechselmoral der Landwirte gesprochen hatte, klirrend in die Parade fuhr. Seine heroische Zeit aber hat er während des Russeneinfalls nach Ostpreußen, 1914, erlebt, als er, Kreisdeputierter und aus eigner Machtvollkommenheit stellvertretender Landrat von Insterburg, erfolgreich bei den russischen Militärs eine bessre Behandlung der Zivilbevölkerung durchsetzte. Zum Dank dafür und für seine Verdienste um den Wiederaufbau der zerstörten ostpreußischen Landwirtschaft wurde der Rittergutsbesitzer Brandes — übrigens kein gelernter Landwirt, sondern von Hause aus Jurist — von seinen Standesgenossen zum Präsidenten der Ostpreußischen Landwirtschaftskammer gewählt.

Wie Brandes ist auch sein Präsidenten-Kollege, der nach dem Kapp-Putsch seines Amtes enthobene Regierungspräsident Doktor Kutscher, ehemaliger Korpsstudent — sapienti sat. Kutscher tritt nach außen hin weniger hervor; seine Pflichtreden bei offiziellen Anlässen sind, wie ohne weiteres zu erkennen ist, an der gleichen Stelle präpariert wie diejenigen von Brandes. Im übrigen erstreckt sich seine Tätigkeit vornehmlich auf das dankbare Feld der Personalpolitik.

Die eigentliche Arbeit wird im Hause des Landwirtschaftsrats von ein paar noch recht jungen Männern geleistet, unter denen an erster Stelle Doktor Axel Schindler, der agrarpolitische Berater des Direktors Solmssen von der D-D-Bank, gleichzeitig der Verbindungsmann zum Scheuer-Konzern, zu nennen wäre — neben ihm vielleicht noch, als der vielleicht konstruktivere Kopf, sein Kollege Doktor Fensch. Schindler ist eine wirklich interessante Figur — ein Fanatiker der Arbeit, des statistischen Materials, gleichzeitig ein begabter Organisator — ein Mann, der nur durch eigne Tüchtigkeit, aus kleinbürgerlichen Verhältnissen heraus, seinen Weg gemacht hat. Freilich steckt in diesem hagern schmalen Mann

mit den leuchtenden und ein bißchen fanatischen Augen ein Tropfen zu wenig von der „konstruktiven Phantasie" (die sein agrarpolitischer Kampfgenosse im andern Lager, Doktor Baade, zuviel hat), und deshalb besteht für ihn immer die Gefahr, daß er von seinen Material-Massen erdrückt wird. Und vielleicht ist da auch ein Tropfen Abenteurerblut zuviel — gehört er nicht mit zu jenen organisationswütigen Agrarpolitikern, von denen ein gescheiter Kritiker der Scheuerei einmal schrieb: sie würden, unter frühern Verhältnissen, als Führer eines Torpedoboots oder als Bezirkshauptmann in Deutsch-Südwest ihre Gaben besser verwertet haben als heute bei der „Ordnung" der Verhältnisse am Getreidemarkt —?

Danach von Theobald Tiger

„Et après —?"
Courteline

Es wird nach einem Happy-end
im Film jewöhnlich abjeblendt.
Man sieht bloß noch in ihre Lippen
den Helden seinen Schnurrbart stippen —
da hat sie nu den Schentelmen ...
Na, un denn —?

Denn jehn die Beeden brav ins Bett.
Na ja ... diss is ja auch janz nett.
A manchmal möcht man doch jern wissen:
Wat tun se, wenn se sich nich kissen?
Die könn ja doch nich imma penn ...!
Na, un denn?

Denn säuselt im Kamin der Wind.
Denn kricht det junge Paar n Kind.
Denn kocht sie Milch. Die Milch looft üba.
Denn macht er Krach. Denn weent sie drüba.
Denn wolln sich Beede jänzlich trenn ...
Na, un denn?

Denn is det Kind nich uffn Damm.
Denn bleihm die Beeden doch zesamm.
Denn quäln se sich noch manche Jahre.
Er will noch wat mit blonde Haare:
vorn dof und hinten minorenn ...
Na, un denn?

Denn sind se alt. Der Sohn haut ab.
Der Olle macht nu ooch bald schlapp.
Vajessen Kuß und Schnurrbartzeit —
Ach, Menschenskind, wie liecht det weit!
Wie der noch scharf uff Muttern war,
det is schon beinah nich mehr wahr!
Der olle Mann denkt so zurück:
Wat hat er nu von seinen Jlück?
Die Ehe war zum jrößten Teile
vabrühte Milch un Langeweile.
Un darum wird beim Happy-end
im Film jewöhnlich abjeblendt.

Bemerkungen

Undiplomatischer Zwischenfall

Die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen. Was wird eigentlich untersucht, von wem, gegen wen, wieso und mit welchem Ziel?

Der deutsche Männergesangverein in Prag wollte den achtzigjährigen Präsidenten Masaryk mit einer Festaufführung der neunten Symphonie feiern. Eine tschechisch-nationalistische Zeitung protestierte dagegen, daß bei dieser Gelegenheit deutsch gesungen werde. Der Verein, der vermutlich weiß, was es für ihn bedeutete, die Warnung zu ignorieren, wagte nicht, sich zu widersetzen, mochte sich aber auch nicht fügen; man suchte und fand ein Kompromiß: Von den Solisten sollte zur Hälfte tschechisch, zur Hälfte deutsch gesungen werden; tschechisch von den Damen, deutsch von den Herren. Und so ungefähr geschah es.

Die Lösung ist komisch, der Fall kläglich und lächerlich. Man müßte, um ihn zu verstehen, immerhin die atmosphärischen Verhältnisse kennen. Die ganze Sache geht uns, grade herausgesagt, einen Dreck an. Aber hinterher soll sie uns doch angehen: denn es waren ja deutsche Künstler beteiligt. Und zum Glück gibt es noch Zeitungen in Berlin; und preußische Behörden.

Was zunächst die Etiquettierung „deutsche Künstler" betrifft: der Dalmatiner Riavez, der hier und da auf der berliner städtischen Opernbühne als Gast erscheint, hat auf den verhängnisvollen Ehrentitel keinen Anspruch. Bleibt die Tschechoslowakin Nowotna und der Oesterreicher Zemlinsky. Beide gehören der preußischen Staatsoper (Am Platz der Republik) an; beide sind durch Verfügung des Generalintendanten Tietjen vom Dienst suspendiert. Sie müssen sich rechtfertigen oder — sind berliner Künstler gewesen.

Es wird also untersucht; was kann herauskommen? Die Narodni listy, die prager Konzertdirektion Bel canto, der Männergesangverein und wer sonst als Zeuge oder Mitschuldiger in die Affäre verwickelt ist, sie alle unterstehen halt nicht der Disziplinargewalt der berliner Generalintendanz; und selbst, wenn das A.A. zur Vermittlung genommen wird, dürfte eine preußische Behörde nicht in der Lage sein, im fremden Land ein Verfahren durchzuführen. Schon graust allen vor dem Abgrund pseudopolitischer Nachwirkungen, der künstlich aufgerissen wird, jeder rückt von der Sache, und einer rückt vom andern ab. Für die Produzierung unwahrer Details geschieht in Berlin alles Erforderliche.

Eine tschechische Sängerin hat sich — schließlich nicht geweigert, in der tschechischen Hauptstadt, dem tschechischen Staatsoberhaupt zu Ehren, tschechisch zu singen. Das ist die eine Hälfte des Tatbestandes. Die andre: der Dirigent hat geduldet, daß in verschiedenen Sprachen gesungen wird. Zemlinsy war fünfzehn Jahre Repräsentant der deutschen Musik in Prag, er hat also als deutscher „Kulturpionier" seine Meriten; aber dieses Finale der Neunten war, zunächst, eine Versündigung an Schiller und Beethoven? Die „künstlerische" Frage steht wohl nicht zur Diskussion. Oder doch? Man gibt bei uns „Toska" als Festspiel, drei Rollen italienisch, der Rest deutsch, das ist nicht weniger unkünstlerisch. Gewiß, Beethoven ist nicht Puccini; doch das sind ästhetische Nuancen, auf die sie sich nicht mehr hinausreden können. Nachdem die Anklage erhoben ist, kann sie nur auf politische Anstößigkeit lauten. Aber dieser unfaire Versuch, einen (obendrein nur als Gast fungierenden) Kapellmeister hinterher mit politischer Verantwortung zu belasten, die er weder überneh-

men wollte noch sollte oder konnte, ist so abgeschmackt wie das ganze Theater, zu dem der Fall aufgeplustert wird.

Dem alten Erbübel des prager Sprachenkonflikts eine Spitze gegen das Deutsche Reich abzugewinnen, ist bei bestem Willen nicht möglich. In einen Ausbruch dieses Konflikts, einen recht harmlosen Ausbruch übrigens, waren die Beiden geraten, unschuldig, wie man in einen Auflauf oder vielleicht auch in eine kleine Schießerei gerät. Wie benimmt man sich in solchem Fall? Immer hätte man sich nachträglich klüger benommen. Leider werden Theaterleute nicht in der Kunst, nationalpolitische Belange zu machen, ausgebildet. Deutsche Opernsänger sind nicht so taktvoll wie deutsche Diplomaten. Sonst hätte Jarmila Nowotna diese Gelegenheit, den starken deutschen Mann zu spielen, gewiß nicht versäumt. Die in der Würde ihres Arbeitgebers, des preußischen Staats, schwer gekränkten Künstler — obgleich niemand daran dachte, dieser Würde zunahe zu treten — hatten Krach zu schlagen, Kontrakt zu brechen, abzureisen! Für den Stunk, den die aufgeflogene Masarykfeier des prager Männergesangvereins entfesselt hätte, wäre ihnen der Dank des Vaterlandes, auch wenn es nicht das ihre ist, sicher gewesen; offen bliebe allenfalls die Frage, aus welchem Fonds die Konventionalstrafe bezahlt würde, gegen die bedauerlicherweise die deutsch-tschechische Grenze keinen wirksamen Schutz bildet.

Am lautesten schreien die Blätter, die im vorigen Monat den Sturmangriff gegen die Republikoper eröffnet haben. Über deren Schicksal soll in den nächsten Tagen der Landtag entscheiden. Auch diese neue Attacke richtet sich unmittelbar gegen die Republikoper. Hochburg des Kulturbolschewismus, das war sie schon immer. Nun also auch noch: Brutstätte undeutschen Geistes. Die Stimmungsmacher der nationalistischen Reaktion wären Idioten, wenn sie sich so was entgehen ließen.

Klaus Pringsheim

Journalist Kiesling

Vor ein paar Tagen wurde der dresdner Journalist Kiesling begraben. Polizeilicher Übereifer hatte seinem journalistischen Eifer ein Ende gesetzt. Seine Schuld, um derentwillen er, in Absehung des ordentlichen Instanzenweges, kurzerhand vom Leben zum Tode befördert wurde, bestand darin, daß er während einer Kommunistendemonstration in Dresden auf Grund seines Journalistenausweises die Postenkette vor dem Polizeipräsidium anstandslos passierte und hierauf vor einem zum Eingreifen bereitstehenden Panzerauto Halt machte. Plötzlich stürzten auf den Journalisten, der ganz allein auf dem weiten Platze stand, Polizeibeamte und schlugen rücksichtslos mit ihren Gummiknütteln auf ihn ein. Der kühne Angriff war von Erfolg gekrönt: Kiesling stürzte mit schweren Verletzungen zusammen und mußte ins Krankenhaus überführt werden. Dort ist er am 18. März seinen Verwundungen erlegen.

Die Nachkriegszeit hat eine Bewaffnung der Polizei gebracht, wie sie die harmlosen Vorkriegsjahre sich nicht träumen ließen. Panzerwagen, Maschinengewehre, Karabiner, Pistole, Säbel und Knüttel haben die Polizei zu einer unter normalen Umständen unbezwingbaren Schutztruppe bei Konflikten mit der Bevölkerung gemacht. Sind Panzerauto und Karabiner jedoch nur Zeichen für die Verschärfung der Klassengegensätze innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaft, so ist der Gummiknüttel darüber hinaus ein sichtbares und fühlbares Symbol der gegenwärtigen Allmacht der Polizei.

Denn der Polizist darf zurzeit alles. Gehst du nicht rasch genug deiner Wege, wagst du es etwa laut auf der Straße eine von der herrschenden Richtung abweichende Meinung zu äußern oder gehst du gar am 1. Mai in Berlin auf die Straße — das Mindeste was dich erwartet, ist eine tüchtige Tracht Prügel mit dem Gummiknüttel.

Verschiedene Träumer glauben, die Prügelstrafe sei in Europa abgeschafft. Weit gefehlt. Sie wird nicht nur in England munter weiterpraktiziert, sie hat, eben durch Übernahme der Bewaffnung des englischen Tommy, des Gummiknüttels, den Kontinent erfaßt. Heute wird in ganz Europa fröhlich drauflosgeprügelt und der geduldige Bürger hält seinen Rücken hin, wenn der Knüppel aus dem Sack fährt. Allerdings einen Fortschritt haben wir doch aufzuweisen gegenüber jenen düstern Zeiten, wo die Bastonade und das Rutenlaufen praktiziert wurden. Während es nämlich damals immerhin eines auf gesetzlichen Grundlagen beruhenden Urteilsspruchs bedurfte, um die Prügelstrafe in Kraft treten zu lassen, haben wir uns von diesem schwerfälligen Verfahren emanzipiert: Heute ist jeder Polizist zugleich Untersuchungsrichter, Staatsanwalt, Schöffe, Berufungsinstanz und Profoß. Und das alles innerhalb weniger Sekunden. Wer es nicht glaubt, stelle sich einmal bei einer Demonstration einer Postenkette gegenüber. Er wird blaue Wunder von der raschen Urteilskraft der Polizei zu erzählen haben.

So geht Europa, flankiert von Kolbenstößen und Knüttelhieben, einer immer größern Freiheit entgegen. Das sollte den Berufenen, vor allem also den sozialistischen Parteien, zu denken geben. Bevor die Demokratie unter dem Schutze der Polizeiknüttel ebenso wehrlos am Boden liegt wie der arme Kiesling.

K. L. Reiner

Der Henrige

Vettern wurden früher Cousins genannt. Mit Vettern spielt man Eisenbahn, wenn man klein ist, und fragt sie später, wenn man groß ist: „Na, wie gehts dir denn? Was machst du denn? So? Du bist verheiratet?" Dann sieht man sie nicht mehr.

Was mein Vetter Fritz war, so erbte derselbe zu meinen Lebzeiten eine meiner Gitarren, auf denen mich Meister Griebel vielerlei Griffe wie zum Beispiel die schwierige Cechilla spielen lehrte. Später bin ich dann davon abgekommen, und statt in den Kon-

zertsälen und auf Vereinsfestlichkeiten mit kleiner, aber detonierender Stimme: „Ein Bächlein stund am Waldesrand, hopp heissa bei Regen und Wind" zu singen, bin ich Schriftsteller geworden und ein Scheul bzw. Greul für alle Völkischen Beobachter. Ja, also die Gitarre.

Fritzchen erbte sie und begann zu zupfen. Als ich ihn wieder einmal mit Erlaubnis meiner lieben Eltern besuchen durfte, da gestand er mir, daß er auch singen könnte. Los, sagte ich. Nein, sagte er, du lachst mich bloß aus. Los, sagte ich. Nein, sagte er. Hin ... her ... er schloß die Tür ab und sang. Ich werde das nie vergessen.

Wo ist denn mein klein Feinsliebchen fein

sang er und:

Junge Rose, warum gar so traurig?

und

...dem ich als Gärtnersfrau die Treue brach —

und viele andre schöne Lieder. Die Krone aber hatte er sich bis zuletzt aufgespart. Es sei ein wiener Lied, sagte er, und schloß die Tür noch einmal ab. „Aber den oesterreichischen Dialekt kann ich nicht so nachmachen ... doch ... na, du wirst ja hören ... ich kann es schon ganz gut!" Und dann fing er an.

Beim Henrigen — beim Henrigen —
da —

„Wie?" sagte ich. Er begann von neuem.

Beim Henrigen — beim Henrigen —
da —

„Erlaube mal", sagte ich. „Wenn du mich immer unterbrichst, hau ich dir die Gitarre auf den Kopf", sagte er. „Na, aber ...", sagte ich. „Was ist Henriger?" — „Das ist ... ich weiß auch nicht recht ... das ist so ein Wein ... eine Art Wein ..." — „Du Ochse!" sagte ich. „Es steht im Liederbuch!" sagte er. „Zeig mal her!" sagte ich. Und dann kam es zutage, und es gab einen Mordskrach, und an diesem Tage spielten sie nicht weiter.

An diesen verdruckten Heurigen muß ich immer denken, wenn ich so lese, wie sich manche meiner Kollegen in ihren Büchern mit Dialekten mausig machen, die sie nicht ganz und gar beherrschen. Man sollte das nicht tun; es ist aber Mode. Es verleiht dem Stil so etwas Kraftvolles, Vertrautheit mit den fremden Ländern und die unsichtbare Imponierklammer („Was sagste nu —?") steht dahinter, und es ist sehr schön. Nein, es ist gar nicht schön.

Denn um einer Dame auf den Popo zu klopfen, muß man mit ihr recht vertraut sein — dem zum ersten Mal eingeladenen Gast steht es gar übel an, solches bei der Gastgeberin zu unternehmen. Auch die fremde Sprache ist eine Gastgeberin. Berlinern soll nur, wer Berlin wirklich in den Knochen hat; beginnt der Berliner aber, Ottakring nachzuahmen, dann endet das meist fürchterlich: wir können das nicht. Auch wird nie ein waschechter Czernowitzer oder Prager über „icke — dette — kieke mal" hinauskommen; für die feinern berlinischen Wendungen wie: „Die er kennt, sagt er

du" hat der Fremde nicht das nötige Verständnis.

Ganz schrecklich wird das, wenn die deutschen Schriftsteller französeln oder amerikaneln. Sobald einer nach einjährigem Aufenthalt im fremden Lande mit dessen Argot um sich wirft, können Sie tausend zu eins wetten, daß er die offizielle Grammatik unvollkommen beherrscht; da stimmt etwas nicht. Jedesmal, wenn ich in einer deutschen Arbeit um einen französischen Ausdruck nicht herumkomme, dann sehe ich mich ängstlich um, ob auch kein Franzose in der Nähe ist ... es ist, wie wenn man unerlaubterweise eine Frau geduzt hat. Und wie sie engländern! Wie sie sich dicke tun, wenn sie irgend einen aufgeschnappten Slang-Ausdruck in den Satz einfließen lassen, so ... als wenn das gar nichts sei ...

Es ist auch nichts, und meist gehts schief. Und es waltet ein tiefes Geheimnis über diesen fremdsprachigen Zitaten. Zitieren die deutschen Zeitungen einen französischen Text, dann ist er mitunter falsch; zitieren die französischen Zeitungen einen deutschen Text, dann ist er mitunter fast richtig — ganz ohne Malheur geht das nie ab. Fremde Landweine kann man nicht exportieren, den Barbera nicht, den kleinen Anjou nicht, den Aeppelwoi wohl auch nicht. Laßt den Henrigen, spielt nicht den Vertrauten der andern; man sollte es — ah, nomdenomdenomdenom ... so fluchen die Franzosen ... man sollte es nicht tun.

Peter Panter

Jules Greens „Leviathan"

Dieser Roman wählt eine französische Provinzstadt zum Schauplatz. In Wahrheit aber spielt er auf der ewigen Mysterienbühne, die diesmal kein frommer Zunftmeister des Mittelalters, sondern ein glaubens- und zeitloser Visionär aus seinen Qualträumen erbaut hat. Auf dieser Bühne, die von den Stichflammen einer fanatischen Beobachtungsgabe ihr grausam enthüllendes Licht empfängt, ringen nicht Gott und Teufel um die Seele irdischer Kreatur. Hier gibt es nicht mehr die Freiheit der Wahl, hier gibt es nur noch den Notzwang der Begierden. Verfolger und Opfer haben nur einen Feind, der nicht hinter Metaphern versteckt, sondern ganz schlicht das Leben genannt wird. Im Netz dieses ewig tückischen, ewig verräterischen Lebens zappeln die Menschen dieses Buches wie arme Fische. Sie können ihm nicht entrinnen, und wenn sie es könnten, wohin sollten sie fliehen? Sie haben kaum die Vorstellung einer andern Welt, manchmal dämmert es ihnen allerdings, daß es Leute gibt, die das Glück lernen, wie man ein Handwerk lernt. Wenn sie Leute dieser Art zu Gesicht bekämen, müßten sie sie anstarren wie Exoten. Denn sie selbst haben nichts mit ihnen gemein. Sie selbst sind unglücklich, bloß weil sie sind. Sie gehen nicht an den Bedingungen des Daseins zugrunde, sondern am Dasein selbst. Dies Buch ist, so glänzend auch die Giftatmosphäre eines geistverlassenen Krähwinkel geschildert wird,

keine realistische Bestandsaufnahme, keine soziale Anklage, sondern eine psychologische Entdeckerfahrt. Diese Menschen sind Jäger und Wild zugleich. Sie genießen die doppelte Wollust des Erlegens und des Erliegens. Sie müssen zerstören, was sie begehren. Warum tun sie das Böse? Warum müssen sie es tun? Um seiner selbst willen. Weil in einem Leben, das darauf verzichtet, sich einen Sinn zu suchen, das Böse das einzig Reale ist. Guéret, ein armer Teufel, der als Hauslehrer sein Brot ohne Butter verdient, vergewaltigt das Mädchen, das er begehrt. Durch Stockschläge zertrümmert er den Garten des einzig geliebten Gesichts. Der Verfolger wird zum Gehetzten. Die Angst macht ihn zum Mörder. Eine reiche Dame genießt durch ihn und seine Untaten zum ersten Mal die eigne Existenz, die sie in der Ehe mit einem gesättigten Greis und dem Stumpfsinn ihres materiell gesicherten Vegetierens sonst nie spürt. Sie bietet dem Mörder Zuflucht und verrät ihn dann doch. Aber das Stoffliche ist unwesentlich in diesem Buch. Die Form vertilgt den Stoff und verleiht ihm damit den Rang des wahren Kunstwerks. Keine Tendenz, keine Idee ist Keimzelle dieses Buches, das keinen Ahnherrn und wohl kaum einen Nachfolger hat. Im Anfang ist die Vision. Jules Green hat einen angstverzerrten Menschen gesehn oder geträumt. Aus einem Gesicht sind Gesichte geworden. Ob wir uns gegen sie wehren oder nicht, sie sind da.

Paul Mayer

Jetzt brauchen wir nicht mehr zu bezahlen!

Die Mitglieder der Ortsgruppe Ruhrort des Wehrwolf zogen gestern abend gegen 8 Uhr auf die Mühlenweide, wo ein großer Scheiterhaufen errichtet worden war. Aus dem Holzstoß ragte ein Pfahl, an dem man ein Buch mit der Aufschrift „Young-Plan" befestigt hatte. Die Flammen verzehrten rasch das gesammelte Holz und das Symbol dieses umstrittenen politischen Vertrags. Zu Störungen der öffentlichen Ordnung kam es nicht.

Duisburger Gener.-Anz.

Hinweise der Redaktion

Berlin

Arnold Zweig: Sergeant Grischa. Regie: A. Granowsky. Theater am Nollendorfplatz.
Gastspiel Meyerhold. Gogol: Revisor. Tretjakow: Brülle, China! Theater in der Stresemannstraße.
Ferdinand Bruckner: Die Kreatur. Regie: Reinhardt. Forster, Höflich, van Eyck, Thimig. Komödie.
Heinrich Kaminski: Neue Chorwerke. Hochschule für Musik. Dienstag.
Josef von Sternbergs Tonfilm: Der blaue Engel (Professor Unrat) mit Emil Jannings und Marlene Dietrich. Gloria-Palast.
Niddy Impekoven. Bachsaal. Freitag.
Deutscher Republikanischer Reichsbund. Pol.-Vizepräs. Weiß: Die Polizei der Republik. Diskussion. Viktoriastraße 24. Freitag. 20 Uhr.

Bücher

Werner Hegemann: Das steinerne Berlin. Gustav Kiepenheuer, Berlin.
Kurt Zube: Almanach «Radikaler Geist». Verlag Radikaler Geist, Berlin-Wendenschloß.
Subskription: Garten der Schwermut. Gedichte von Diemar Moering. Lithographien von Alfred Kubin. Alexander Fischer, Tübingen. 30 Mark.

Rundfunk

Mittwoch. Bremen 20: Sheriff: Die andere Seite. — Breslau 21: Hörspiel von W. v. Hollander. — **Donnerstag.** Köln 20.15: Arnold Schönberg: Pierrot Lunaire. — **Freitag.** Königsberg 20.30: Lendvai-Hauptmann: Elga. — **Sonnabend.** Frankfurt 20.15: Egon Erwin Kisch: Lustige Reportagen.

Antworten

Reichsfinanzminister Dr. Moldenhauer. Sie gaben am 24. März im Hauptausschuß des Reichstags eine Erklärung ab „gegen die Angriffe, daß das Reichsfinanzministerium in der Angelegenheit der Zigarettensteuer die Interessen der Großkonzerne gefördert habe. Trotz genauer Prüfung sei nichts gefunden, was die erhobenen Vorwürfe rechtfertige." Das merkwürdige Ergebnis Ihrer „genauen Prüfung" läßt uns die Frage aufwerfen, wer die Untersuchung über die von uns öffentlich erhobenen Anschuldigungen in Sachen Reemtsma-Neuerburg—Reichsfinanzministerium geführt hat, welche Angeschuldigten und welche Ankläger gehört wurden. Ihnen als Reichsfinanzminister hätte es nur zum Vorteil gereichen können, wenn Sie Ihre „genaue Prüfung" mehr mit der Absicht auf ein gründliches Aufräumen als auf die Rehabilitierung Ihres Geheimrats Schröder geführt hätten. Wenn Sie mit den Ergebnissen zufrieden sind, ists gut. Wir sind es nicht und werden zu gegebener Zeit weiterreden.

Aufmerksamer Leser. Du hast natürlich gemerkt, daß im letzten Morus-Artikel „Groener spart" eine Zahl nicht stimmte. Aber damit man um den Druckfehler keine strategischen Manöver aufführen kann, sei der Fall nochmals klargestellt. Eine Textilfirma hat dem Reichswehrministerium für 2,59 Mark pro Meter Zeltbahnstoff angeboten. Darauf die Reichswehrstelle: der angemessene Preis sei 2,74 Mark, was drunter liegt, käme nicht in Frage. So sparen Groeners Einkäufer.

Frau Grünkramhändler Melschke. Sie habe Ihre ollen Klamotten mit 20 000 Reichsmark versichert und dann angezunden? Sie, das machen Sie nicht! Jetzt laufen Sie herum und heulen ... Versicherungsbetrug, Frau Melschke. Unter sechs Monaten wird das nichts.

Frau Regierungspräsident Momm, Potsdam. Keine Sorge. Keine Sorge.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das II. Vierteljahr 1930

einzuzahlen, da am 10. April die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.

Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.

Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Alberich-Bewegung von Carl v. Ossietzky

Das Kabinett der Achtundvierziger hat mit Hugenbergs Hilfe die Programmdebatte überstanden. Beinahe wäre die Machination des Triumvirats Brüning-Schiele-Treviranus an Alfred Hugenbergs bessern Charaktereigenschaften, an seinem zähen Willen, aufs Ganze zu gehen, gescheitert. Schließlich ist auch so ein alter Cherusker nicht ganz unkompliziert, in der zottigen Brust wohnen viele Seelen. Nach einem solennen mehrtägigen Ringkampf siegte die Opportunität über das Absolute, die Konjunktur über Walhall. Die neue Regierung, nur noch von Hugenbergs Gnade lebend, ist nichts als eine eben noch getarnte Rechtsregierung. Der spitznasige Herr Brüning hat sein Ziel erreicht. Die Komödie mit dem Parlament, eine zum Erbarmen schlecht arrangierte Komödie, in die der Regisseur das Reichsoberhaupt selbst als père noble hineingezogen hat, ist vor einem grinsenden Parkett von Eingeweihten und einer schwach opponierenden Galerie von Düpierten zu Ende gespielt worden.

Die republikanische Presse hat die traurige Courage, von einem Umfall Hugenbergs zu reden. Nun, Herr Hugenberg weiß, warum er das Banner der Ideale für eine kurze Weile in die Ecke stellen kann. Umgefallen sind ganz andre Leute. Umgefallen ist der republikanische Säulenheilige Joseph Wirth, der allerdings weich gefallen ist, nämlich in einen andern Ministersessel. Umgefallen ist mit ihm der linke, sonst so radikal tuende Zentrumsflügel. Umgefallen ist die Demopartei, die gestattet, daß sich ihr Minister Dietrich als Vizekanzler in ein Kabinett der Diktatur und des Verfassungsbruchs setzt, wenngleich nicht verkannt werden soll, daß Herr Dietrich in diese exemplarische Sammlung neuer deutscher Politikerporträts trefflich hineinpaßt. Die Moniteure der republikanischen Parteien gebärden sich, als hätte man Hugenberg als Gefangenen eingebracht und als ob er jetzt gleichsam als Geisel das Wohlverhalten der Rechten verbürge. Das erinnert an die alte Geschichte von dem irischen Soldaten, der in den feindlichen Laufgraben geschlichen war und plötzlich seinen Kameraden zurief: „Kommt schnell, ich habe einen Gefangenen!" — „So bring ihn doch!" riefen die. — „Ich kann nicht," kam die Antwort zurück, „er läßt mich nicht los." Hugenberg, der „Gefangene", wird es sein, der dem Brüning-Kabinett das Gesetz auferlegt, und wenn der Vizekanzler Herr Dietrich von Bern wäre und nicht Herr Dietrich aus Baden.

Wissen Sie eigentlich noch, was die „Alberich-Bewegung" war? Wintersende 1917 räumten die deutschen Truppen den Frontabschnitt zwischen Arras und Soissons. Damit es den nachrückenden Franzosen nicht zu wohl werden sollte, war vorher der ganze Landstrich in eine einzige Wüste verwandelt worden. Zerstört wurden die Dörfer, die großen und kleinen Siedlungen, zerstört wurde Coucy-le-Château, zerstört wurden die Felder, zerstört wurde jeder einzelne Obstbaum. Einer der perfekten Wagnerianer aus dem Großen Generalstab, der ja

immer auf eine gewisse literarisch-ästhetische Note gehalten hatte, hat für dieses künstlich geschaffene Gehenna den Namen aus der Opernwelt geholt. Es ist vielleicht roh, heute an diese Dinge zu erinnern, wenngleich es auch nützlich ist, gelegentlich ins Gedächtnis zu rufen, warum die Reparationen so phantastisch hoch sind. Es ist notwendig darum, weil heute politisch das versucht wird, was vor dreizehn Jahren militärisch so überaus gut gelungen ist. Weil heute versucht wird, ein illegales Interludium zu schaffen, in dem unter Verhängung des Artikels 48 das bißchen Republik in der Republik gründlich augerodet, in dem auch das letzte keimtragende Obstbäumchen von 1918 zerstört werden soll. Nachher, wenn alles fertig ist, kann man ja wieder räumen. Damals ging diese Alberich-Bewegung, die uns den Haß der ganzen zivilisierten Welt eingebracht hat, unter dem Namen Hindenburgs, sie endete auf der Hindenburg-Linie. Heute wird ein Unternehmen, das eine Zone von Vernichtung in der Innenpolitik schaffen, das die innern Gegensätze bis zur Austragung mit dem Messer in der Faust treiben kann, von beflissenen Handlangern der Katastrophe mit dem Namen Hindenburgs etikettiert.

Vierzehn Tage sind kaum vergangen, seitdem die demokratischen Leitartikler die staatspolitische Einsicht, die milde Altersreife des Staatsoberhauptes priesen und ihre Lobgesänge, in einem kleinen Rückfall in vergangene Herrlichkeiten, auf den servilen Ton stimmten: In tiefer Ehrfurcht beugen wir uns... Sie hätten trotz ihrer höchst achtenswerten Ergriffenheit stehen bleiben sollen, sie hätten dann nämlich einiges gesehen. Es wäre ihnen dann nämlich nicht entgangen, daß grade in jenen Tagen der Herr Reichspräsident die Abgeordneten Brüning und Treviranus empfangen hatte. Und selbst wenn ihnen auch zunächst das ehrfürchtige Staunen über das Hindenburgmirakel Gesicht und Gehör geraubt hatte, so könnten sie doch jetzt wenigstens die causalen Zusammenhänge der letzten Entwicklung darlegen, anstatt dummes Zeug zu schreiben und sich mit verlegenem Gestammel um die Tatsache herumzudrükken, daß der Reichspräsident heute zu ganz Anderm gebraucht wird als noch vor zwei Wochen.

Wie schwach und unfundamentiert ist doch noch das öffentliche republikanische Bewußtsein, daß es dem Komplott zweier mäßiger Intrigenintelligenzen, wie es die Herren Brüning und Treviranus sind, gelungen ist, eine völlig veränderte Sachlage zu schaffen. Wirkungsvoll vorbereitet und psychologisch gut durchdacht war die Bearbeitung des Reichspräsidenten. Rettung des deutschen Ostens durch Schiele! das war die Zauberformel. Es war nicht schwer, in dem Achtzigjährigen Heimat- und Familiensentimentalität zu wecken; viele Klagerufe schon über die bejammernswerten wirtschaftlichen Verhältnisse bei dem christlichen Adel deutscher Nation in Ostpreußen mögen sein Ohr erreicht haben. Für die guten Menschen in den Mittelparteien aber hieß die Formel: Sprengung der Deutschnationalen durch Schiele! Man muß den Landbundpräsidenten nur von Hugenberg fortlotsen, dann fliegt die ganze Hermannsschlacht auf, die meisten Deutschnationa-

len, die sowieso Krypto-Demokraten sind, werden mit ihm gehen, und die Republik ist gegen das rechtsradikale Geplänkel durch eine dicke Fettschicht von Ralliierten gedeckt. So wuchs Martin Schiele, ein handfester Vertreter ständischer Interessen, als Politiker jedoch eine joviale grünangestrichene Null, plötzlich in den Rang eines Magiers, der unter seinem Wunderzylinder nicht nur Brot und Wein, sondern auch ein Waffenarsenal gegen den teutonischen Geheimrat verborgen hält. Die Einseifung der Mittelparteien ist über die Maßen gut geglückt. Herr Schiele bringt nichts mit als sein gewiß recht stattliches Lebendgewicht und einen Haufen agrarischer Forderungen. Die Deutschnationalen denken nicht an Spaltung sondern haben, im Gegenteil, durch ein geschicktes taktisches Manöver das Kabinett an ihre Leine gekoppelt, und diese Leine wird nicht sehr lang sein. Wie ungeniert Herr Brüning sogleich nach rechts lenken, wie gründlich er jeden Rest liberaler Vergangenheit beseitigen wollte, beweist die von der Demopresse „mit Befremden" gemeldete Tatsache, daß er das Portefeuille des Äußern zunächst dem frühern alldeutschen Marineoffizier Gottlieb Treviranus angeboten hat. Wo bleiben da die großen demokratischen Sonntagsartikler, die sich bei jeder Bagatelle als die Testamentsvollstrecker Stresemanns gerieren? Sie waren nur „befremdet", anstatt mit der Nilpferdpeitsche dazwischen zu schlagen, wie es sich gehört hätte. Einstweilen sitzt Herr Treviranus abwartend im Ministerium für die besetzten Gebiete, halb Kinderspiele, halb Diktatur im Herzen.

Herr von Hindenburg hat Schiele gewünscht. Wenn nicht Schiele, dann Reichstagsauflösung, dann Artikel 48, dann staatsstreichähnlicher Zustand. Herr von Hindenburg wünscht Schiele. Gut. Wir alle wünschen uns was. Daß der Reichspräsident mit den Abgeordneten Brüning und Treviranus Vielliebchen gegessen hat, ist noch kein Grund dafür, daß politische Wünsche, die in ein jenseits der Konstitution liegendes Revier zielen, nun auch erfüllt werden müssen. Artikel 53 eines in Deutschland reichlich unbekannten Dokuments, nämlich der Reichsverfassung, besagt: „Der Reichskanzler und auf seinen Vorschlag die Reichsminister werden vom Reichspräsidenten ernannt und entlassen." Nichts steht davon da, daß das Reichsoberhaupt einen einzelnen Ressortminister zum Mittelpunkt einer Konstellation machen und alles nach Hause schicken darf, nur weil es diesen Einen nicht bekommen kann. Herr Breitscheid hat in seiner Reichstagsrede, die vielleicht von den zum Nachmittagskaffee in der Angst-Konditorei versammelten Vorwärtsredakteuren aber sonst von keinem für ein großes oppositionelles Spektakelstück gehalten wird, die Frage flüchtig angetippt. „Ein sehr hoher Herr habe gewünscht . . ." etcetera. Ist das Verlangen, einem sehr hohen Herrn keine Enttäuschung zu bereiten, Grundgesetz der Republik —? Unter Bismarcks Omnipotenz ging bekanntlich an die frankfurter Nationalliberalen bei einer Stichwahl zwischen dem Fortschrittler Sonnemann und dem Sozialisten Sabor das berühmte Telegramm ab: „Fürst will Sabor." Große Herren haben nun mal ihre Launen. Fürst will Sabor. Die kleinen Trabanten kapieren das nicht

leicht, sind aber im Grunde glücklich, daß Einer für sie alle denkt. Fürst will Schiele. Schluß.

*

Herr Doktor Brüning ist nicht sehr viel. Er hat noch die reaktionäre Verschlagenheit aus der Zeit, wo er Stegerwalds Famulus war. Viel mehr als Herr Brüning bedeutet die rote Mappe mit der Auflösungsorder, die vor dem Staatssekretär Pünder auf dem Tisch lag, und die etwa die Rolle des Spannungsrequisits im Kriminaldrama spielte. Wird sie geöffnet oder nicht? Ist der Diamant drin oder nur ein Rasierpinsel? Viel mehr als Herr Brüning ist der Artikel 48 den er ja gebrauchsfertig vorgefunden hat. Der Herr Reichskanzler hat gewiß seit seiner Lehrzeit bei Adam Stegerwald parlamentarische Roßtäuscher wie Tardieu und Schober mit Nutzen studiert und stellt sich jetzt als deren Adept vor. Aber die ganze Figur ist ohne Format, er ist immer der Famulus geblieben, wenn er auch jetzt nicht mehr für einen querköpfigen Gewerkschaftsdespoten sondern für die Spitzen von Industrie und Agrariertum laboriert. Das weiß er auch, und deshalb erspart er sich christkatholische Fisimatenten. Seine Programmerklärung war dürr und geschäftsmäßig. Seine Bemerkungen zur Anwendung des Artikels 48 hörten sich ganz hohl an. Jeder kann sie nach Belieben füllen. „Die Reichsregierung wird nach sorgfältigster Prüfung, wenn es überhaupt notwendig sein sollte, in jedem Einzelfall entscheiden, ob die verfassungsmäßigen und rechtlichen Voraussetzungen des Artikels 48 gegeben sind." Dieser Satz ist ebenso gleichgültig wie hinterhältig. Es ist ein trockenes Rascheln in den Worten, als wenn eine Ratte über Pergament huscht. Der Ton ist durch und durch unsympathisch, aber man entnimmt doch so viel daraus: wenn dieser Mann den Revolver zieht und abdrückt, dann schießt er eben und schützt kein Ethos vor.

Was der Kanzler an Gehilfen mitgebracht hat, fällt nicht aus dem Stil. Da ist zwar noch Herr Joseph Wirth, geschätztes Residuum aus schwarzrotgoldener Vergangenheit, nun ein behäbiger Paravent für eine ganz anders kolorierte Gegenwart. Wenn Herr Wirth sich mit Herrn Frick nicht gut stehen will, wird er halt abgeschoben, und das von ihm innegehabte Gebiet wird von Herrn Treviranus besetzt wrden. Joseph Wirth ist allzu sehr in die Welt der Erscheinungen verliebt, deren Eitelkeit schon den Kirchenvätern Kopfzerbrechen bereitet hat, als daß er um eine Zeile im republikanischen Heiligenkalender den schönen Platz räumte. Da ist auch noch Herr Dietrich, bisher Minister gegen Volksernährung, jetzt Vize des Kabinetts. Herr Dietrich war im Kriege, was auch so ziemlich vergessen worden ist, Vorsitzender der Vaterlandspartei in Baden und einer der ärgsten Hetzer, Herr Dietrich hat seitdem nur die Partei gewechselt. Es dürfte ihm gelingen, die Demokraten vollends zu ruinieren. Möge er. Das Justizministerium übernimmt Herr Professor Bredt, ein Vorkriegskonservativer, ein kluger und bei allen Fraktionen gleichmäßig beliebter Parlamentarier. Herr von Guérard, an dessen Stelle er tritt, ist, was die Justizreform angeht, neben ihm allerdings

ein wahrer Bilderstürmer. Jahrelang hat man der Wirtschaftspartei vorgeworfen, daß sie sich von Verantwortung drücke. Nun schickt sie ihren schärfsten Kopf nicht etwa ins Wirtschaftsministerium sondern in die Justiz, was natürlich für die Partei der Budiker und Käsekrämer ganz folgenlos bleiben wird. Nicht für die Justiz.

Die Glanznummer des Kabinetts indessen stellt Herr Treviranus vor, Brünings persönlicher Freund, wie dieser nach der Beteuerung der liberalen Blätter „ein Sohn der roten Erde". Nun, die Röte hat sich verflüchtigt. Die erste Leistung des Herrn Treviranus war die Versicherung, die Regierung werde sich „durch Mißtrauensvoten oder parlamentarische Niederlagen vor Ablauf der Sanierungsarbeit nicht von der Erfüllung ihrer Pflichten abhalten lassen." Das hört sich sehr maskulin an und mag Herrn Treviranus selbst ungeheuern Spaß bereiten. In Wahrheit ist er keine Erscheinung von betonter Eindeutigkeit sondern eher eine politische Zwischenstufe, ein geschäftig zwischen den Fraktionen wimmelnder Figaro, der auf alle Welt einredet und überall etwas Seifenschaum zurückläßt. Einpeitscher für Jarres, „politischer Beauftragter" der Fraktion unter Westarp, der ideale Manager; heute mit vierzig Jahren noch sieht der Halbengländer wie der Knabe aus dem deutschen Volkslied aus, aber die Rückseite ist sehr hart, sehr unempfindlich. Stresemann und Hugenberg, sonst in allem Antipoden, waren sich in der mangelnden Wertschätzung dieser glitschigen Persönlichkeit einig. Stresemann hielt ihn auf Armeslänge fern, Hugenberg setzte ihn kurzerhand an die Luft, als er endlich einmal eine schriftliche und verbindliche Äußerung von ihm packen konnte. Selbst dieser Typ schreibt manchmal einen Brief zu viel. Der Hinausgeworfene entdeckte für sich sofort eine neue „volkskonservative" Spielart und hat sich von Freund Brüning schnell auf einen Ministerstuhl drücken lassen. Hinter ihm dringt ein Heuschreckenschwarm von Profiteurs und Stellenjägern nach, die Crew Treviranus. Der Eine will Botschafter werden, der Andre das. Die flotte Unverfrorenheit, mit der Hugenbergs Satelliten von gestern sich an die republikanische Krippe drängen, hat eine beinahe französische Verve.

Trotzdem Brüning wie Treviranus durchaus zeitgemäße Figuren sind, wären sie doch nur kurz befristet, wenn nicht die meisten Parteien baldige Neuwahlen ärger als das Fegefeuer fürchteten. Die Sozialdemokraten wollen zunächst mit einigem oppositionellen Sprühfeuer die einundzwanzig Monate Hermann Müller vergessen machen. Die Kommunisten stehen in schärfster innerer Auseinandersetzung. Das Zentrum zittert um seine Arbeiterwähler. Die deutschnationalen Sezessionisten brauchen Zeit, um eine richtige Partei zu etablieren und Wurzel zu fassen. Müßte in sechzig Tagen gewählt werden, so würde wahrscheinlich die ganze Fraktion Treviranus mit Mann und Maus versacken. Sicher ist, daß das Verhältnis zwischen Regierung und Opposition bald grob feindselige Formen annehmen wird, sicherer noch, daß eine heimliche Koalition der schlechten Gewissen beide vereint. Lieber Ausschaltung des Reichstags, lieber Ausnahmezustand als Neuwahlen.

Das ist für die Achtundvierziger die denkbar wünschenswerteste Grundlage. Die Republik wird okkupiert, es wird requiriert, bis nichts mehr da ist, und dann wird die neue Alberich-Bewegung vollzogen. Wo alles Wüste geworden, kein lebendiger Keim mehr vorhanden ist, da kann man den Feind ruhig einlassen und die neue betonierte Stellung beziehen. So beginnt die letzte Phase der Aera Hindenburg. Es wäre Verbrechen, das zu verschweigen, nur weil das republikanische Byzanz in ein Klagegeheul ausbricht, „wenn die Person des Reichspräsidenten in die Streitigkeiten des Tages hinabgezogen wird". Der Sockel der Präsidentschaft ist hoch genug, um vor solchen Unannehmlichkeiten zu schützen. Läßt der Träger des höchsten Staatsamts sich von ein paar üblen Komplotteuren zum Heruntersteigen nötigen, so steht er auch mitten im Getümmel. Gestern lag die Linke noch vor dem Reichspräsidenten auf dem Bauch, heute lugt sie schüchtern nach oben und bemerkt, daß sich etwas verändert hat. Morgen wird sie aufstehn und sich zur Wehr setzen müssen, wenn sie nicht zertreten werden will.

Bomben und Spitzel von Johannes Bückler

Die angeblich geplanten Attentate gegen das junge italienische Kronprinzenpaar, die dann als fascistische Spitzelarbeit entlarvt wurden, sind noch in trister Erinnerung. Es ist deshalb interessant, einmal eine Zusammenstellung jener von fascistischer Seite fabrizierten Anschläge aus der letzten Zeit zu sehen, die einen Einblick in Mussolinis Methoden im Ausland gibt. In den ‚Cahiers' der Französischen Liga für Menschenrechte und andern französischen Linksblättern ist noch manches zu diesem Kapitel zu lesen.

Drei Bomben in Lothringen

Im lothringer Erzbecken sind viele Italiener, meist Antifascisten, als Bergleute beschäftigt. Anfang 1928 entdeckte der italienische Konsul Vecchiotti in den Räumen des Konsulats in Nancy höchstpersönlich eine Bombe. Es soll sich um einen Koffer mit Dynamit gehandelt haben, dessen Zündschnur der heroische Konsul selbst zum Erlöschen brachte. Später hieß es, es sei ein Kästchen mit Schießpulver gewesen, aber ohne Zündschnur, am Schluß war der furchtbare Explosivstoff nur noch ein Paketchen mit . . . Fäkalien. Jedenfalls wurde der Täter nie entdeckt. Ein verhafteter Anarchist aus Lyon mußte freigelassen werden.

Im August 1928 explodierte eine „Bombe", die die Form einer Grubenlampe hatte, neben dem Haus eines bekannten Fascisten in Clouange. Sie beschädigte ein wenig die Mauer des Hauses. Der Attentäter blieb unbekannt.

Die dritte Bombe platzte dann im Oktober in Hayingen. Sie lag an der Haustür eines Fascistenführers und beschädigte wieder nur leicht das Mauerwerk. Der Attentäter wurde nicht gefunden.

Bemerkenswert ist, daß alle drei Anschläge im Bereich des Konsuls Vecchiotti erfolgten, und daß das Feuerwerk in dem Augenblick aufhörte, als dieser von Nancy fortzog. Er hat noch heute den Spitznamen der „Bombenkonsul".

Vier Bomben in Tunis

Ein andrer fascistischer Konsul, der die Bomben anzieht, ist ein gewisser Herr Barduzzi. Dieser wurde nach einer Reihe von Skandalen im Konsulat von Marseille nach Tunis versetzt. Er begann seine Tätigkeit, indem er von den französischen Behörden die Ausweisung von fünfzig Italienern verlangte. Dieser Forderung wurde nicht stattgegeben. Und da begann in Tunis eine hübsche Höllenmusik.

Zuerst platzte eine Bombe beim Konsulat, aber wohlweislich, als niemand da war. Der Täter blieb unentdeckt.

Die zweite Bombe krachte in der Redaktion der ‚Unione', eines Fascistenblattes, natürlich ohne Schaden zu tun und ohne zu einer Spur zu führen.

Noch zwei weitere Höllenmaschinen beunruhigten Tunis während der Anwesenheit des Herrn Barduzzi. Als er nach fünfmonatigem Aufenthalt im Juni 1929 abberufen wurde, hörten die Attentate auf. Der „Vierbombenkonsul", wie ihn die Tunesier nannten, wurde außerdem berühmt durch eine Rede, in der er Tunis für Italien reklamierte, weil „Scipio dort Hannibal 2038 Jahre früher geschlagen hatte als die Franzosen Tunis besetzten".

Sechs Bomben an der Riviera

Die erste Bombe platzt im August 1927 in einem Tanzsaal in Juan-les-Pins. Diesmal war es ernst. Ein Toter und mehrere Verwundete blieben auf der Strecke. Trotz Verhaftung von einigen Antifascisten und Ausweisung von über hunderten kein Anhalt, daß der Täter aus diesen Gruppen stammte.

Wenige Wochen später eine ungefährliche Explosion im Garten des italienischen Konsulats in Nizza. Wieder Verhaftungen, wieder Ausweisungen, keine Spur des Schuldigen.

Zwei Jahre passiert nichts. Da, am 1. September 1929, wird eine Bombe zwischen eine Gruppe Fascisten geworfen, die in einem Gasthaus tagten: zwei Tote, zwölf Verwundete, der Mörder bleibt unbekannt. Merkwürdig, daß er mit seinem Bombenwurf gewartet hat, bis alle Vertreter der Behörden, nämlich der Konsul und das Personal des Konsulats, das Lokal verlassen hatten.

Am 27. Oktober wird im Café eines gewissen Dell'Agnello eine Bombe gefunden, die keinerlei Schaden anrichtet. Der Urheber wird nicht bekannt.

Einige Tage später explodiert im „Italienischen Haus" (ein fascistisches Lokal) in Monaco eine Bombe, ohne jemand zu verletzen. Man findet den Attentäter wiederum nicht.

Am 27. Dezember platzt die vorläufig letzte Bombe in einer Bank in Juan-les-Pins. Kein Verletzter, kleiner Schaden, keine Spur.

Attentate ausserhalb Frankreichs

In Argentinien sind zwei terroristische Akte zu verzeichnen: eine Bombe platzt im italienischen Konsulat in Buenos Aires, eine zweite in einer Apotheke, deren Inhaber ein italienischer Fascist ist.

Im Konsulat hat es Tote und Schwerverwundete gegeben, in der Apotheke großen Sachschaden. Auf Veranlassung des Konsuls Capanni wurden zahlreiche Antifascisten verhaftet. Aber nach langen und sorgfältigen Untersuchungen mußten die argentinischen Behörden sämtliche Verhafteten freilassen, weil auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für ihre Beteiligung gefunden werden konnte.

In Belgien hat es eine einzige kleine Bombe gegeben, die im vorigen Frühjahr in Lüttich krepierte, und ein Kästchen mit rotem Pulver in der Nähe des italienischen Konsulats in Brüssel. Wie überall keine Spur der Täter.

In der vorsichtigen Schweiz ist es nie zu Attentaten gekommen. Die schweizer Behörden kennen sich mit Terroristen aus, sie haben, noch ehe etwas passieren konnte, Verdächtige ausgewiesen. Am 24. September 1928 wurden Santorri Vozzani und Angelo Vernizzi über die italienische Grenze befördert und am 2. September 1929 Umberto Buffoni und Rizzoli Arturo. Die beiden letztern hatten sogar ein Attentat gegen ... Mussolini vorbereitet, dessen Fäden nach Lausanne und Paris führten. Unglücklicherweise waren sie weder Antifascisten, noch Kommunisten, noch Anarchisten. Vielmehr nachgewiesenermaßen bezahlte fascistische Spitzel. Neuerdings gilt wegen verschiedener Machinationen der italienische Generalkonsul in Genf als derartig kompromittiert, daß mit seiner Abberufung gerechnet werden muß.

*

Alle diese Attentate haben etwas gemeinsames: Führende italienische Fascisten sind nie verletzt und die Täter sind nie gefunden worden. Obwohl immer und überall die Polizei in antifascistischen Kreisen genauestens nach ihnen gesucht hat. Nun ist aber weder die französische, noch die belgische, noch die argentinische Polizei ungeschickt im Aufdecken von Verbrechen. Außerdem ist anzunehmen, daß die in diesen Ländern lebenden Fascisten die Täter bestimmt gefunden hätten, wenn sie unter ihren politischen Gegnern gewesen wären. Die Wahrheit ist, daß die Polizei in anderm Milieu als dem antifascistischen niemals Spuren hat verfolgen können, denn die Zentren der Fascistenpartei und der Spitzelorganisationen sind die Konsulate, und diese sind durch diplomatischen Schutz exterritorial.

Die Komplotte von Brüssel und Paris

Am 20. Dezember wird in Brüssel ein junger italienischer Professor, der Anarchist Bernieri, verhaftet. Er soll ein Attentat gegen die belgische Königsfamilie vorbereitet haben. Die Hetze gegen ihn in der italienischen, französischen und belgischen reaktionären Presse nimmt derartige Formen an, daß die belgische Regierung dagegen einschreiten muß und offiziell erklärt, daß man bei Bernieri nur einen falschen Paß gefunden habe, sonst nichts.

Aber am 31. Dezember werden in Paris die Italiener Doktor Cianca, der Journalist Tarchiani und der ehemalige Abgeordnete Sardelli verhaftet, die mit Bernieri die Absicht

gehabt haben sollen, den Zug mit der belgischen Königsfamilie in die Luft zu sprengen. Außerdem sollen sie noch vorgehabt haben, den Völkerbundspalast in Genf auffliegen zu lassen. Der Widerspruch in diesen beiden Plänen fällt nirgends auf, die Presse hetzt wie toll.

An der Riviera werden vier weitere Italiener verhaftet und außerdem die beiden ehemaligen sozialistischen Abgeordneten Rondani und Cicotti beschuldigt, an den Komplotten beteiligt zu sein. Da die beiden Letztern Mitglieder der Italienischen Liga für Menschenrechte sind, so bezichtigen die Fascisten die Liga, Mittelpunkt terroristischer Unternehmungen zu sein.

Nun aber greift die Polizei ein. In verhältnismäßig kurzer Zeit gelingt es ihr nachzuweisen, daß alle diese Beschuldigungen das Werk von agents provocateurs sind, die in italienischem Sold stehen. Der Hauptspitzel in Brüssel und Paris ist ein gewisser Menapace, der schleunigst an die oberitalienischen Seen verschwindet und in Nizza ein gewisser Mastrodonato, der mehrmals versucht hat, in die Wohnungen von Verdächtigten Bomben einzuschmuggeln.

*

Was bleibt also von den ganzen Attentaten übrig? Eine Bande von Spitzeln, von denen außer den beiden schon genannten die bekanntesten folgende sind: Ricciotti Garibaldi, Canovi, Savorelli, Sarachioli und Finzi. Das sind die Führer der italienischen Tscheka in Frankreich. Die Zeitungen sollten sich etwas mehr um diese Gesellschaft kümmern, statt Schauermärchen über die G.P.U. zu erfinden.

Ob und von wem Kutjepoff entführt worden ist, steht noch lange nicht fest. Wohl aber wurde im August 1928 Cesare Rossi von Mussolinis G.P.U. von Paris nach Lugano gelockt, dann von fascistischen Agenten nach Italien entführt, dort ins Gefängnis gesteckt, wo er von einem Sondergericht zu dreißig Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, weil er außerhalb der Grenzen Italiens die Wahrheit über die Diktatur verkündet hatte. Für die Ergreifung der Entführer hatte der ‚Matin' keine 500 000 Franken ausgesetzt.

Gustav Landauers Kampf mit Polizei, Justiz und Partei von Albert Weidner

Am 7. April wäre Gustav Landauer sechzig Jahre alt geworden, — wenn ihn nicht am 2. Mai 1919 eine Horde der „Befreier" Münchens im Gefängnishof von Stadelheim in furchtbarer Weise ermordet hätte, ihn, den bereits außerhalb der Ereignisse Stehenden, der es leider abgelehnt hatte, sich der Rache der Eroberer durch Flucht zu entziehen. Münchner Arbeiter haben ihm auf dem Waldfriedhof einen würdigen Denkstein gesetzt. Sein Andenken für die Nachwelt ist nicht gesichert durch politische Erfolge, wenn auch durch wertvolle literarische Erbschaft, die aber doch nicht der wirklichen Bedeutung seiner Persönlichkeit gerecht wird. Dieser Idealist,

der zeitlebens ein hochsinniger Rebell gewesen ist, hat sich nie einer politischen Partei eingegliedert, ist immer eine Individualität eigner geistiger und politischer Prägung gewesen, und hat auch als schöpferischer Literat nie zu einer Clique gehalten. Dazu kommt, daß Landauer den weitaus größten Teil seiner Lebensarbeit ohne Rücksicht und ohne Erwartung auf pekuniäre Erfolge geleistet hat. Er ist seine Wege gegangen in steter Aktivität, seine Kraft stand immer im Dienste einer freiheitlichen und sozialen Sache, die Propaganda beanspruchte, um sich durchzusetzen, oder einer Person, die Schutz und Hilfe bedurfte, um jene Gerechtigkeit zu erlangen, die eine indolente oder gar böswillige Justiz ihr versagte.

Gustav Landauer, einer kleinbürgerlichen Kaufmannsfamilie in Karlsruhe entsprossen, kam von der Universität Heidelberg nach Berlin, wo er zunächst das Studium abbrach. Seine unverhüllte sozialistische Gesinnung hat ihm bald — der Klassenstaat war darin unerbittlich — das weitere Studium auf der Universität gesperrt. Germanistische Studien, besonders Neigung für die Romantik, hatten in ihm literarische Absichten geweckt und er hatte sich schon früh durch literarische Erstlingsarbeiten Interesse bei Kritikern wie Fritz Mauthner erworben. In Berlin riß es ihn aber sehr rasch in den politischen Kampf. Es war zu Anfang der neunziger Jahre. Das Sozialistengesetz war eben gefallen und die Sozialdemokratie erlebte den spontanen Aufruhr einer Opposition, die den revolutionären Elan der Arbeiterschaft gefährdet sah durch die Betonung der parlamentarischen Taktik. Gegen die während des Ausnahmegesetzes allein die Partei in der Öffentlichkeit vertretende Fraktionsführung, die Männer wie Bebel, Wilhelm Liebknecht, Ignaz Auer und Paul Singer in der Hand hatten, richtete sich die aus der illegalen Bewegung einiger Großstädte, besonders Berlins, sich erhebende Opposition. Von dem Erfurter Parteitag aus der Partei ausgeschlossen, machte sie sich als „Unabhängige Sozialdemokratie" selbständig, unter Ablehnung des Parlamentarismus den revolutionären Kampf propagierend. Ihr schloß Gustav Landauer sich an, bereits von andern sozialistischen Theorien mehr angezogen als vom Marxismus. Mit Landauer wandte sich dann sehr bald der größte Teil dieser Opposition gänzlich ab von Demokratie und Marxismus und bekannte sich zum Anarchismus. Bisher gab es eine anarchistische Bewegung in Deutschland nur in illegaler Form, journalistisch vertreten durch Organe, die aus London und Amerika her heimlich Verbreitung fanden. Landauer, der die Redaktion des unabhängigen Wochenblatts ‚Der Sozialist' übernommen hatte, machte dieses Blatt zum ersten öffentlichen deutschen Organ des Anarchismus.

In zahlreichen Volksversammlungen begann er die mündliche Propaganda. Rasch gewann er die Sympathie der radikalen berliner Arbeiter. Seine Gestalt fiel in jeder Versammlung auf. Sehr groß, sehr schlank, das von langem Haar und frühem Bart umrahmte bleiche Gesicht mit einem blitzenden Kneifer bewaffnet, hob sich dieser junge Mann markant aus der proletarischen Menge heraus. Dabei hatte er eine weiche, freundliche Art, mit Arbeitern umzugehen. Er war ein Meister propagandistischer Rhetorik. Ich habe viel berühmte Redner gehört — unvergeßlich das große Rededuell zwischen Bebel und Jaurès auf dem Amsterdamer Sozialistenkongreß 1904 — der junge Landauer gehörte jedenfalls zu den besten. Seine in dem schmalen Brustkasten gar nicht zu vermutende mächtige Stimme, wohlklingend mit ihrem badischen Akzent, füllte den größten Saal, seine Redeweise, volkstümlich im Ausdruck, war verständlich für den einfachsten Arbeiter.

Ein Jahrzehnt, es war das letzte des vorigen Jahrhunderts, hat Gustav Landauer dann in stetigem Kampfe mit der preußischen

Polizei und dem Staatsanwalt verbracht. Beide ließen ihn nicht mehr aus dem Auge. Haussuchungen und Verhaftungen wurden zu einer schließlich nur noch humoristisch begrüßten Gewohnheit. Mehrfach gelang es dem Staatsanwalt, Landauer auf mehrere Monate ins Gefängnis zu stecken. Politische Gefangene wurden damals eher noch übler behandelt als andre. So geschah es, daß aus einer berliner Versammlung Landauer mitten in der Rede vom Podium verhaftet, mit dem „grünen Wagen" fortgebracht, und in dessen enge Sonderzelle so gewaltsam hineingepreßt wurde, daß an seinen langen Beinen fast die Tür zerkrachte. Dabei lag ein wirkliches Delikt gar nicht vor, und am andern Tage mußte man ihn wieder freilassen. Im Gefängnis ließ man bei ihm nicht die sonst politischen Gefangenen zugestandene Selbstbeschäftigung zu; man ließ vielmehr den körperlich wenig Widerstandsfähigen an der Strumpfwirkmaschine arbeiten, eine bei zehnstündiger Arbeitszeit sehr angreifende Beschäftigung.

Als die Sozialdemokraten 1896 durchsetzten, daß Landauer als Delegierter berliner Arbeiter von dem Londoner Internationalen Arbeiterkongreß ausgeschlossen wurde, und dann der Parteiführer Richard Fischer im berliner Feenpalast den Bericht über den Kongreß erstattete, erschien auch Landauer, um hier nochmals gegen seinen Ausschluß zu protestieren. Fischer versuchte schon in seinem Referat, den Gegner möglichst unschädlich zu machen, indem er als bereits genügenden Grund jenes londoner Ausschlusses einen frühern Aufsatz Landauers zitierte, in dem dieser in einer heftigen Polemik den alten Liebknecht nach Schilderung gewisser politischer Intrigen als „politischen Lumpen" bezeichnet hatte. Diese scharfe polemische Entgleisung verstand Fischer so virtuos als Herabsetzung des neben Bebel damals am meisten verehrten Parteiführers zu nutzen, daß unter den dreitausend Arbeitern, die den Riesensaal füllten, wütende Erregung entfacht wurde, großer Tumult entstand, alles sich erhob und Landauer plötzlich von einem dichten Kreis Wütender umringt war, die ihre Biergläser gegen ihn schwangen. Außer seiner Gattin war nur ich bei ihm. Landauer aber zuckte mit keiner Wimper, reckte sich auf und rief mit Stentorstimme: Ich bitte ums Wort! Der Lärm ebbte ab — und als dann Landauer in der Diskussion zu Wort kam, erhob sich zwar noch einmal minutenlanger Tumult, aber seine Stimme drang durch, man hörte ihn an. Er legte die Gründe dar, warum er über Wilhelm Liebknecht sich so scharf geäußert hatte, und als er schloß: „... Darum werde ich, was ich gegen den Mann geschrieben habe, in keinem Wort zurücknehmen", da blieb es still und erhobenen Hauptes begab er sich an seinen Platz zurück.

Dieser starke Eindruck, den Landauers Persönlichkeit auf die Arbeiter machte, führte mehrfach zu sonderbarsten Vorgängen. So war er während des großen berliner Konfektionsstreiks im Jahre 1896, als dieser umfangreiche und erstmalige Streik Tausender von Heimarbeitern durch die Gewerkschaft vorzeitig abgebrochen werden sollte, als leidenschaftlicher Gegner des vorzeitigen Abbruchs mit Protestflugblättern in eine der Versammlungen gegangen, wo der Streikabbruch durchgesetzt werden sollte. Als Landauer dort seine Flugblätter verteilte, fielen aber eine Anzahl Gewerkschaftsfunktionäre über ihn her und schoben ihn zum Saale hinaus. Landauer eilte sogleich in eine andre Streikversammlung, wurde mit Jubel begrüßt, verteilte seine Flugblätter und wurde gegen den Willen der Gewerkschaftsführer zum Vorsitzenden der Versammlung gewählt, die dann als einzige sich einstimmig gegen den Streikabbruch erklärte. Ebenso schlossen sich gelegentlich eines großen Verkehrsstreiks die streikenden Straßenbahner ihm besonders vertrauensvoll an. Als dann dieser Streik verloren ging, forderte er in seinem Blatte das Publikum auf, die bei dem Streik unterlegenen Straßenbahner am Tage der Wie-

deraufnahme der Arbeit mit einem Blumenstrauß zu belohnen. Und er verfuhr selbst tatsächlich so.

Seine letzte Gefängnisstrafe zog Landauer sich bei seinem Eintreten für den offenbar unschuldig wegen Gattenmordes zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilten Gastwirt Ziethen zu. Dieser Ziethen-Prozeß ist ein historisches Beispiel für die Gefährlichkeit von Indizienbeweisen. Es gab damals noch keine Liga für Menschenrechte, aber es hatte sich das „Ziethen-Komitee" gebildet, in dem neben Landauer übrigens auch Wilhelm Liebknecht saß, der persönlich Landauer seine scharfe Polemik nie nachgetragen hat. Weil alle Bemühungen, eine Wiederaufnahme des Ziethen-Prozesses durchzusetzen, scheiterten, entschloß sich Landauer zu einem entscheidenden Schritt. Von Zeugen jenes vor Jahren geführten Prozesses, darunter der gerichtliche Sachverständige, lag die Behauptung vor: es seien sogar während der Voruntersuchung Beweisstücke gefälscht worden von einem Polizeikommissar, der ehrgeizig danach strebte, den Angeklagten „glatt zu überführen". Landauer ließ 1898 öffentlich eine Denkschrift erscheinen, besonders dem Reichstage und dem Justizministerium eingereicht, in der er kühn jene Fälschungen behauptete — in der Absicht, den Polizeikommissar zur Beleidigungsklage zu zwingen, und so die Wiederaufnahme des Ziethen-Prozesses zu bewirken. Die gute Absicht schlug fehl. Der damals sehr bekannte Sozialethiker Moritz von Egidy, der hier Hand in Hand mit Landauer ging, der nicht nur das ganze Aktenmaterial kannte, sondern auch wichtige vertrauliche Bekundungen des damaligen Polizeiministers in der Sache unter Eid aussagen wollte, starb kurz vor dem Prozeß gegen Landauer. Dazu kam, daß der gerichtliche Sachverständige aus dem Ziethen-Prozeß, zuerst durchaus zuverlässig, aber ein alter Herr geworden, unter der Last des Eides schwankend wurde. So wurde Landauer 1899 zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, obwohl das Gericht ihm ausdrücklich ideale Beweggründe bestätigte. Landauer saß die Strafe in Tegel ab.

Ich kann es jetzt hier zum ersten Mal aussprechen, welche politische Nebenabsicht Landauer in diesem Falle noch besonders veranlaßte, den betreffenden Polizeikommissar bei seiner Amtsführung im Ziethen-Prozeß zu entlarven. Es handelte sich nämlich da um einen schon zuvor schwer verdächtigen Beamten, und zwar hatte der Mann in einer politischen Attentatsaffäre eine höchst dunkle Rolle gespielt. Im Jahre 1884 war der Schriftsetzer August Reinsdorf mit einem Genossen wegen des gegen den Kaiser und sämtliche deutsche Fürsten versuchten Dynamitattentats bei der 1883 erfolgten Einweihung des Niederwald-Denkmals zum Tode verurteilt worden. Am letzten Tage seines Sensationsprozesses wurde bei einer — vom Vorsitzenden rasch abgebogenen — Zeugenvernehmung blitzartig die Situation offenbar: daß einer von Reinsdorfs Genossen, der nicht als Angeklagter, sondern nur als Zeuge auftrat, der aber das Geld für den Sprengstoff und die Vorbereitung des Attentats beschafft hatte (während dessen der schwindsüchtige Reinsdorf selbst fern in einem Krankenhause lag) ein Polizeispitzel war, in Verbindung stehend mit demselben Kommissar, der später im Ziethen-Prozeß die Untersuchung führte. Aufklärung von Polizeispitzelarbeit bei dem gefährlichsten Attentatsversuch der deutschen Kriminalgeschichte — das war Landauers politische Nebenabsicht bei dem Befreiungsversuch gegen den unglücklichen Ziethen, der später sein Leben hinter Zuchthausmauern beschließen mußte.

Es war Gustav Landauers letzter politischer Prozeß und letzte Inhaftierung. Das Blatt ‚Der Sozialist' ging mit Ende des Jahrhunderts ein.

Emil Ludwigs Lincoln von Jürgen Kuczynski

Emil Ludwigs Lincoln erschien in den Vereinigten Staaten so lange vor der deutschen Ausgabe, daß wichtige Besprechungen des Werkes nach Berlin kamen, bevor man Gelegenheit hatte, die deutsche Ausgabe kennen zu lernen. Die Rezensionen konnten Verwunderung erwecken durch die Schärfe der Verurteilung und Ablehnung. Heute, nach der Lektüre des Buches, wird sich mancher über die amerikanischen Kritiken nicht mehr wundern.

Es ist sehr wohl begreiflich, daß ein Schriftsteller von der Begabung Ludwigs sich an dem Thema Lincoln entzünden konnte. Aber diesmal hat ihn seine in frühern Fällen bewährte Gestaltungskraft verlassen. Nicht nur, daß die Figur Lincolns melodramatischer angelegt ist, als unser und — wie die Ablehnung drüben zeigt — auch der amerikanische Geschmack erlaubt, das Buch strotzt auch von sachlichen Irrtümern und gibt über eine entscheidende Epoche amerikanischer Geschichte keine wirkliche Auskunft.

Da Ludwig nicht als Historiker Geschichte schreiben möchte, wäre es vielleicht verfehlt, ihm historische Unrichtigkeiten vorzuwerfen, die für die Charakterbildung Lincolns nicht ausschlaggebend sind. Auch Mißverständnisse, die vielleicht nicht unwichtig für die innere Entwicklung Lincolns, aber im Gesamtbild nicht so wesentlich sind, sollen nicht weiter übel vermerkt werden: etwa Ludwigs Behauptung, daß Äsops Fabeln, eines der wenigen Bücher, die der Knabe Lincoln gelesen, „durch irgendeinen Reisenden oder Pfarrer ins Haus" gekommen seien, während sie sich tatsächlich in der kleinen von Ludwig völlig unerwähnten Bibliothek des Hauses Lincoln befanden, die die Stiefmutter aus der Stadt mitgebracht hatte.

Bedenklicher ist es schon, wenn Ludwig Schicksal spielt und durch willkürliche Kombination von durch Jahre getrennten Ereignissen Zufälle konstruiert, etwa wenn er „zugleich mit der Mayflower", jenem Schiff, das die Vorväter der heute ersten Familien des Landes brachte, ein Sklavenschiff landen läßt; oder mehr in der Richtung der Familienmystik, wenn Ludwig Lincolns Mutter „genau im gleichen Herbst" sterben läßt, wie den Mann seiner spätern Stiefmutter. Nur in Romanen aber dürfte es erlaubt sein, daß Ludwig dem Vater Lincolns gewisse Ämter gibt, damit der junge Lincoln sich an ihnen bildet. So macht Ludwig den Vater 1814 zum Sklavenpolizisten, nur damit sich der Knabe Lincoln bereits im frühen Alter von fünf Jahren mit der Sklavenfrage beschäftigen kann; oder er macht den Vater etwa zur gleichen Zeit zum Straßeninspektor, nur damit der junge Lincoln seinen Vater bei der Straßeninspektion begleiten kann und so in die nahegelegene Stadt kommt, um von der Welt im allgemeinen und Indiana, seinem spätern Heimatstaat, im besondern zu hören. Tatsächlich war der Vater weder 1814 noch später Sklavenpolizist oder Straßeninspektor.

Und doch hätte Ludwig ein wertvolles Buch schreiben können, wenn das Charakterbild Lincolns richtig gezeichnet,

wenn der geschichtliche Hintergrund seines Lebens richtig getönt worden wäre. Aber das Charakterbild ist perspektivisch falsch und der Hintergrund unecht in der Farbe.

Vollkommen verfehlt und der veralteten amerikanischen Ideologie des neunzehnten Jahrhunderts angehörig ist Ludwigs grundlegende These, daß Lincoln von klein auf Pazifist und Gegner der Sklaverei gewesen wäre. Und da die Tatsachen dieser These so offenbar widersprechen, muß Ludwig ihnen Gewalt antun: So läßt er Lincoln als Abgeordneten im Parlament von Washington einen Antrag gegen die Sklaverei einbringen, und die Leitung des Abgeordnetenhauses, um aufregende Debatten zu vermeiden, den Antrag Lincolns nicht zur Debatte stellen. Tatsächlich aber hat Lincoln niemals einen solchen Antrag formell eingebracht, so daß die Leitung des Hauses ihn also nicht zur Debatte stellen konnte. Tatsächlich haben über die Sklavenfrage im District of Columbia die heftigsten Debatten stattgefunden. Und tatsächlich hat Lincoln in einer dieser Debatten gegen die Abschaffung der Sklaverei im District of Columbia gestimmt, so daß Wendell Phillips, der große Vorkämpfer für Abschaffung der Sklaverei, Lincoln den „Sklaven-Bluthund von Illinois" nannte.

Und wie schildert Ludwig das Washington dieser Zeit! Lincoln wird zum braven Biedermann in einer Sybaritenstadt: „eine Gesellschaft, die Luxus und Unabhängigkeit liebte, tonangebende Europäer, die hier im freien Amerika ihre Herrengelüste besser befriedigen konnten als zu Hause, Tausende von Menschen, die sich alle als Mitregierende fühlten und denen die Formen der Aristokratie weit mehr imponierten, als die Einfachheit ihrer Väter sich träumen ließ, der Einfluß der südlichen Kavaliere, die hier als Senatoren und Abgeordnete mit ihren Pferden und Sklaven, ihren Festen und Gastmählern den Genuß der Macht als Ziel des Lebens demonstrierten: dies alles gab keine Atmosphäre, in der Lincolns Idee aufblühen konnte." Es ist nicht ganz leicht dem, der in amerikanischer Geschichte unbewandert ist, zu zeigen, wie ganz und gar unrichtig das Bild ist, das Ludwig hier vom Washington der vierziger Jahre zeichnet. Aber vielleicht können einige Namen helfen, Ludwig richtigzustellen: das einflußreichste Mitglied des Abgeordnetenhauses war John Quincy Adams, Sohn eines Präsidenten der Vereinigten Staaten, selber ein ehemaliger Präsident zur Zeit der „einfachen" Väter, aus einer der geistig hochstehendsten Familien des puritanischen Nordens; geistig ihm verwandt Robert Winthrop, der Sprecher des Abgeordnetenhauses, ehemaliger Harvard-Student und später Nachfolger des großen Staatsmannes und Redners Daniel Webster, der damals Mitglied des Senats war. Und die beiden ersten Matronen der Gesellschaft — die Frau Alexander Hamiltons, des größten Schatzkanzlers Amerikas, und die Frau des ehemaligen Präsidenten Madison, dem Freunde Jeffersons, beide aus der von Ludwig gerühmten Zeit der einfachen Väter. Unter den Zeitungsmännern finden wir Horace Greely, in Deutschland bekannt, da er Karl Marx als Korrespondenten gewann, und seinen großen Kollegen Thur-

low Weed. Selten hat die washingtoner Gesellschaft wieder die geistige Höhe der damaligen Zeit erreicht. Und Lincoln ... er blieb ziemlich allein, nicht etwa weil er nicht verstanden wurde, nicht etwa, weil nicht viele seine Ideen teilten, sondern weil er damals noch ein herzlich unbedeutender Mensch war, ohne rechte Ideen, schwankend und ungeschickt, ohne die Zeichen echter Größe, zu der er erst mehr als ein Jahrzehnt später reifen sollte.

So verfehlt die Schilderung des Lebens in Washington auch ist, so ist sie doch wenigstens ein Versuch, den einzelnen Begebnissen im Leben Lincolns einen sachlichen Hintergrund zu geben. Denn während Ludwig oft mit Sorgfalt versucht, den persönlichen Einflüssen im Leben Lincolns nachzugehen, versäumt er es, uns mit den sachlichen Fragen der Zeit bekannt zu machen. Zwar wird die Sklaverei häufig und mit Recht als Grund des Streites erwähnt, doch gelingt es Ludwig nicht, zu zeigen, daß die Sklaverei ja doch letzten Endes nur ein Symptom fundamental wirtschaftlichen Zwiespalts war. Wenn wir von einer durchaus nicht geringen Anzahl edler Menschenfreunde absehen, dann kann man Sklaverei für landwirtschaftliche, freihändlerische, dezentralistische Interessen setzen, und Abolitionismus für industrielle, schutzzöllnerische, zentralistische Interessen. Brachte doch auch der Sieg des Nordens den Negern kaum eine Besserung ihrer Lage: sie blieben eine verachtete, in jeder Beziehung unterdrückte Menschenklasse, die keine bürgerlichen Rechte ausüben konnte und kann, und die die schwerste und schlechtbezahlteste Arbeit noch heute tun muß. Auf der andern Seite aber bedeutete der Sieg — wie es die klugen Industriellen des Nordens vorausgesehen — Zentralisierung, Schutzzölle und politische Vormacht der Industrie.

So entwickelt sich Lincolns Leben bei Ludwig wie auf der Bühne eines ärmlichen Theaters, ohne Kulissen, ohne Volksmassen, ohne Atmosphäre. Einzelpersonen treten auf und statt sachlicher Auseinandersetzungen hören wir privates Geplauder. Lincoln steht immer in der Mitte und die andern sind bewundernde Freunde oder minderwertige Gegner. ... Douglas, der Antagonist Lincolns, einer der bedeutendsten Senatoren der amerikanischen Geschichte, ein Mann von ganz großem Format, wird zum kleinen, etwas schmierigen, ehrgeizigen, eitlen Politiker. Jefferson Davis, ein echtes Vorbild eines southern gentleman, der alle edlen Vorzüge eines südlichen Kavaliers mit den solidern Eigenschaften eines guten Soldaten und Gutsverwalters und den seltnern Gaben eines Staatsmannes vereinte, wird zum Schoßkind des Glücks, dem Ehre, Macht und Reichtum unverdient, gewissermaßen im Salon, zufallen.

Die Thesen und die Methode Ludwigs sind von unerlaubter Primitivität; Charles Willis Thompson hat es in seiner Besprechung in ‚New York Times' schärfer ausgedrückt: „Ludwig stellt ihn (Lincoln) dar, wie es die Schulbuchhistoriker vor dreißig Jahren taten, nur tut er es unter einer Maske anspruchsvoller und unrealer Psychographie."

Braut- und Sport-Unterricht von Ignaz Wrobel

> Ein katholischer Pfaffe wandelt einher, als wenn ihm der Himmel gehöre; ein protestantischer Pfaffe hingegen geht herum, als wenn er den Himmel gepachtet habe. *Heine*

Wenn im Folgenden von der „Kirche" die Rede ist, so wird damit von den politischen Gruppen gesprochen, die, unter Benutzung von Gottesdiensten, mit Berufung auf ältere theologische Schriften und durch geistliche Agenten Politik machen. Das ist ihr Recht. Keinesfalls aber ist es ihr Recht, sich allemal dann, wenn diese Politik angegriffen wird, hinter der vorgeblichen Heiligkeit ihrer Bestrebungen zu verkriechen und so für sich und ihre Leute ein Ausnahmerecht zu statuieren. Solange der kirchliche Gnostiker seinen Menschenbruder auf den Tod vorbereiten will, wird sich jeder geschichtlich geschulte Denker vor der ungeheuren Masse von Erfahrung, philosophischem Wissen und metaphysischer Bestrebung beugen, die in den Schriften der Kirche, besonders in denen der katholischen Kirche, angehäuft sind. Im Augenblick aber, wo die Kirchen in den politischen Tageskampf eintreten, müssen sie sich gefallen lassen, genau wie jede andre politische Gruppe beurteilt und kritisiert zu werden. Einen Anspruch auf eine Sonderstellung haben sie nicht. Kein Staatsanwalt kann daran etwas ändern.

*

Was an der Haltung beider Landeskirchen auffällt, ist ihre heraushängende Zunge. Atemlos jappend laufen sie hinter der Zeit her, auf daß ihnen niemand entwische. „Wir auch, wir auch!", nicht mehr, wie vor Jahrhunderten: „Wir." Sozialismus? Wir auch. Jugendbewegung? Wir auch? Sport? Wir auch. Diese Kirchen schaffen nichts, sie wandeln das von andern Geschaffene, das bei andern Entwickelte in Elemente um, die ihnen nutzbar sein können.

Wohin geht die Jugend am Sonntag? In die Kirche? Nein: auf die Sportplätze. Die Geistlichen warteten in ihren leeren Kirchen; es kam niemand. Da erhoben sie die Soutanen und Talare und wandelten ernsten Schrittes hinaus auf die Sportplätze, und sie lehrten dorten das Wort Gottes inmitten der Sprungseile und der Wurfkugeln. Mohamed war zum Berge gekommen. Das wäre den Herren früher als eine Ketzerei erschienen; die Kirche hat nachgegeben; sie hat sich nicht gewandelt, sie ist gewandelt worden.

Die Protestanten: „Sportpredigten und Sportansprachen, herausgegeben von Gerhard Kunze, Studentenpfarrer in Leipzig" (erschienen bei C. Ludwig Ungelenk in Dresden). Das ist eine recht armselige Sache.

Lobend mag angemerkt werden, was diese Schrift nicht ist: sie ist keine nach kaltem Tabak riechende Muckerei. Dieser Prediger sieht seine Zeit so, wie sie ist — er sieht sie nur erschreckend flach, und aus jenem herbstlichen Kartoffelfeuer, das einmal in Luther gebrannt hat, ist eine sanft regulierte Zentralheizung geworden. „Wenn die protestantische Religion", steht bei Heine, „keine Orgel hätte, wäre sie über-

haupt keine Religion." Ob es sich nun um Gleichzeitigkeit oder Beeinflussung handelt: die kleine Schrift erinnert fatal an das Unsäglichste, was an Religion zur Zeit auf diesem Erdball hergestellt wird: an die Clownerien amerikanischer Pfaffen, die ja wohl das Äußerste und Letzte an Entwürdigung der Religion leisten.

Der Pfarrer Kunze hat zunächst andre Sorgen. „Der Inhalt der Verkündigung an Sport und Sportler kann kein andrer sein als das Evangelium selbst. Die Gefahr heidnischer Idealisierung in ‚christlicher' Verbrämung liegt besonders nahe." Ach nein — er liegt leider gar nicht nahe. Wären die Herren noch heidnisch! Aber tausend einexerzierte Bankbeamte und Warenhausverkäufer, die im freiem Sonnenlicht Stabübungen machen, sind noch lange nicht heidnisch — das ist ein Irrtum. Nun, im Vorwort gehts sehr philosophisch zu, aber schon hier springt die irre Furcht der Kirche in die Augen: Nur nicht zurückbleiben! nur mit der Zeit gehen! wir auch! wir auch! Und so tritt sie denn zur Predigt an.

„Kommandorufe, Predigt beim Eichenkreuz-Bezirksturnfest in Mettmann." Diese Predigt beginnt folgendermaßen: „Kehrt marsch! Stillgestanden! Richt Euch! Rührt Euch! Kommandorufe tönen über den weiten Turnplatz, und alsbald wenden sich die marschierenden Abteilungen ... Ihr Turner seid mit Lust dabei. Auch in dieser Stunde hören wir Kommando. Der Ruf Gottes wendet sich ..."

In einem medizinischen Prüfungskollegium saß einmal ein Zoologe, der war dafür berüchtigt, nur über sein Spezialfach, die Würmer, zu prüfen. Einen Tages aber stieß ihn der Bock, und er fragte einen nichtsahnenden Kandidaten etwas von den Elefanten. „Der Elefant", sagte der Kandidat nach kurzem Nachdenken, „frißt so gut wie gar keine Würmer. Die Würmer ..." So auch dieser Pfarrer.

Und was er dann nach den kleinen Kunstgriffen der Einleitungen seinen jungen Leuten zu sagen hat, das ist leer, platt und, da die Orgel fehlt, überhaupt keine Religion. Es sind, wenn man genauer hinsieht, Leitartikel vernünftiger Demozeitungen, brave Allgemeinplätze, Ermahnungen zur Fairneß, zum anständigen Leben, hygienische Mahnungen, mit seinem Körper kein Schindluder zu treiben — alles sehr beherzigenswerte und mäßig formulierte Ansprachen. Aber was das mit einem Glauben, mit der Kirche, mit der Religion zu tun hat —: das geht aus dem Bändchen nicht hervor. Diese Kirche wird sich sehr dranhalten müssen, wenn sie der Konkurrenz des großen Bruders und der zahlreichen kleinen Sektenbrüder nicht erliegen will.

Der große Bruder — der Katholizismus — fängt das nun schon ein wenig anders an. „Brautunterricht, Eine praktische Einleitung für den Seelsorgsklerus. Von Doktor Karl Rieder, Pfarrer in Reichenau" (erschienen bei Herder & Co. in Freiburg im Breisgau). Kratze das Heiligenbildchen, und du findest den Stimmzettel.

Über die Auffassung der Ehe, wie sie in diesem von der kirchlichen Behörde gut geheißenen Heftchen dargetan wird,

kann man diskutieren. Ich kann nicht in den Chorus jener miteinstimmen, die in jedem kirchlich denkenden Menschen einen schwachsinnigen Reaktionär sehen; so einfach wollen wir uns den Kampf nicht machen. Es ist sehr wohl möglich, daß ein katholisch erzogener Mann mit seiner Lebensgefährtin in der Ehe jenes Sakrament sieht, von dem die Kirche spricht; wenn ihr Glaube, der nicht vom Himmel gefallen, sondern der geschichtlich gewordene Ausdruck einer Klasse ist, sich als stärker erweist als unsre ökonomischen Verhältnisse, so mögen das diese Menschen mit sich abmachen. Vielleicht sind sie sehr glücklich, auch dann noch, wenn ihre Ehe es nicht ist. In diesem Heft wird nicht gemuckert; der Geschlechtsverkehr in der Ehe wird vernünftig abgehandelt, bis auf einen — den entscheidenden Punkt. Und hier allerdings ist kein Wort zu scharf, um eine Propaganda abzuwehren, die unendliches Unheil über die Leute bringt.

Wenn ein Pfarrer, der das Leben zu kennen hat, in so einer Unterrichtsstunde für angehende Frauen allen Ernstes den Satz proklamiert: „Besser zehn Kinder auf dem Kissen als nur eines auf dem Gewissen" — so darf man ihn denn doch fragen, ob er nicht weiß, daß es Zehntausende von deutschen Familien gibt, die dieses Kissen überhaupt nicht besitzen. Es ist wie ein Hohn, den Sklaven der Fabriken und der Hütten, der Warenhäuser und der Mänteljunker zu predigen: „Es müssen darum die Eheleute entweder die Ehe recht gebrauchen, so daß Gott die Empfängnis eines Kindes daran knüpfen kann, oder aber die Eheleute müssen wie Bruder und Schwester vollständig enthaltsam leben ohne Befriedigung der sinnlichen Lust." Was also darauf hinauslaufen dürfte, daß der Generaldirektor eines chemischen Betriebes der sinnlichen Lust fröhnen darf, weil er die Kissen für die Kinder besitzt, die er nicht auf dem Gewissen haben soll — daß hingegen seine Arbeiter ihre Frauen nur heiraten dürfen, um nach dem zweiten Kind brüderlich neben ihr zu liegen. Armut ist ein großer Glanz von innen...

Hier fehlt die wirtschaftliche Betrachtungsweise ganz; die kapitalistische Weltordnung wird als „göttlich" gegeben, dagegen auflehnen darf man sich, wie wir gleich hören werden nicht, und daher haben Mann und Frau auf eine Betätigung zu verzichten, die doch von einer Macht gegeben ist, die die Katholiken so gern im Mund führen: vom Naturrecht. Das gilt hier nicht.

Der Brautunterricht, der hier erteilt wird, ist politisch. Daß die Ziviltrauung nur zähneknirschend angeführt wird, versteht sich von selbst. Ja, es gibt sie... ja, gewiß... „Vor Gott und euerm Gewissen seid ihr aber durch die standesamtliche Trauung noch nicht Eheleute. Denn das heilige Sakrament der Ehe ist nur der Kirche zur Verwaltung übertragen worden, nicht dem Staate. Die Kirche allein bestimmt darüber, wie die Ehe rechtmäßig und gültig eingegangen werden kann." Was in dieser Form falsch ist.

Ganz klar und eindeutig aber wird an einer Stelle die Rolle des als Geistlichen verkleideten politischen Agenten:

„Katholischen Geist atme die Zeitung, die in euerm Hause gelesen wird, da es gegen den katholischen Glauben verstößt, neutrale oder gar kirchenfeindliche Zeitungen zu unterstützen. Das gleiche gilt auch von den Büchern, die im Hause gelesen werden. Katholisch sei der Umgang in der Zugehörigkeit zu den katholischen Vereinen, da es jedem Katholiken verboten ist, Organisationen oder Vereinen anzugehören, welche" — hör gut zu! — „den Klassenkampf oder das Machtprinzip oder einen heidnischen Nationalismus auf ihre Fahne geschrieben haben oder das wirtschaftliche Leben loslösen wollen von den Grundsätzen des Christentums mit dem Schlagwort: Religion ist Privatsache."

Da haben wir sie ganz.

Abgesehen von der Komik, die darin liegt, daß eine auf der schärfsten Autorität und Unterordnung ruhende Organisation das „Machtprinzip" als solches ausschließt und nur das Prinzip jener Macht verbieten will, die nicht von ihr selber ausgeht —: hier haben wie sie ganz. Es ist Politik, die so gemacht wird, klare, eindeutige Tagespolitik. Und nicht nur gegen diese Politik wenden wir uns.

Wir wehren uns dagegen, daß eine politische Gruppe, ohne die in Deutschland zur Zeit nicht regiert werden kann, sich allemal dann kreischend hinter den Staatsanwalt flüchtet, wenn ihr der politische Kampf unbequem wird. Man kann spielen, aber man soll beim Spiel nicht mogeln. Entweder ihr macht Politik, wie die Kommunisten, wie die Nazis, wie die Deutsche Volkspartei, und das tut ihr —: dann müßt ihr euch gefallen lassen, genau so umstritten zu werden wie jene. Ihr wollt nicht das Kreuz umschrien haben? Dann müßt ihr es nicht im politischen Kampf schwingen. Wer will euch ans Kreuz? Die politischen Gegner wollen euch an den Stimmzettel, den ihr mit dem Kreuz deckt. Und ihr habt nicht das Recht, eure moralischen Forderungen, die weder im Naturrecht basieren noch von Gott gegeben sondern Menschenwerk sind, andern aufzudrängen, die sie aus ebenso reinlicher Überzeugung ablehnen, wie ihr sie statuiert. Nicht die Gebundenheit ist das primäre — die Freiheit ist es.

Ihr lebt vom metaphysischen Bedürfnis der Massen. Ihr seid uns kein Bedürfnis.

Die Augen der Verkäuferin von Hans Merker

Es geht nicht jedem gut. Ganze Strähnen der Bevölkerung schleppen sich durch die Undurchsichtigkeit des wirtschaftlichen Zustands. Wir haben weit über eine Million Arbeitslose und Millionen schlecht bezahlter Arbeiter. Alte Witwen, kleine Rentner. Wir haben — neben vielen andern Erwerbsgruppen — ein kleines Volk unter uns, das auf heroische Weise und unter besondern Umständen sein Dasein verteidigt. Es handelt sich um die weiblichen Angestellten. Ihr Kampf um das Monatsgehalt ist so erbittert und so unpersönlich wie der Kampf der angestellten Männer. Aber ihr Kampf unter-

liegt nicht nur den Gesetzen der laufenden Epoche, sondern auch den Gesetzen der Natur. Sie beziehen aus der Epoche den Tarif, nachdem sie zuvor aus der Natur jenen Organismus bezogen haben, auf den der Tarif sich gründet. Das ist der grundsätzliche Unterschied. Der grundsätzliche Nachteil.

Alle Erwerbsgruppen kämpfen. Die einen unter erträglichen Umständen, die andern unter weniger erträglichen. Jede Gruppe aber hat ihre Spezialgefahren, und wo sich die Spezialgefahren übermäßig häufen, entsteht eine Atmosphäre der ständigen Angst, des ständigen Zweikampfs, entstehen unnatürliche Demut und innere Verlogenheit um eines einzigen billigen Mittagessens willen. Es häufen sich die Spezialgefahren im Beruf der Verkäuferinnen.

Der Außenstehende ahnt nichts davon. Er betritt einen Laden, ein Warenhaus, sieht viele Farben, Leben und ganze Scharen junger Mädchen. Sie kommen ihm liebenswürdig entgegen, lächeln schon von weitem, und er ahnt nicht im entferntesten, daß sie jetzt beginnen werden, — ihre Existenz gegen ihn zu verteidigen. Er würde höchst erstaunt sein, wollte ihm jemand sagen, daß er, der Harmlose, einen Frontalangriff auf den Broterwerb einer Verkäuferin unternimmt. Dennoch ist es so. Er kennt nur nicht die Zusammenhänge, er weiß nicht, welche Fäden die Verkäuferin verknüpfen: erstens zur Geschäftsleitung, zweitens zu den Kolleginnen, drittens zu ihm, dem Kunden.

*

> Wer zu spät in das Geschäft kommt, erhält für jede zu spät gekommene Minute 1 Pfennig vom Gehalt abgezogen. Wer zum Frühdienst zu spät kommt, erhält für jede zu spät gekommene Minute 3 Pfennig vom Gehalt abgezogen. Die Abzüge vom Gehalt fallen der Strafkasse zu. (Aus dem internen Reglement einer Firma von internationalem Ruf.)

Die Disziplin in den großen Geschäften und in den Warenhäusern ist straff. Die Zahl der stellungslosen Angestellten ist so groß, daß die Gehälter der beschäftigten gering sind. Wird eine Verkäuferin — zu ihrem Glück — engagiert, so erhält sie zunächst vom Rayonchef oder von der Abteilungsleitung die Richtlinien für ihr ferneres Leben. Sie erfährt, welche Kleidung sie in Zukunft tragen wird. Sie erfährt, an welchem Tisch und in welcher Haltung sie stehen wird. Wie sie sich bewegen wird, und welche Maßnahmen sie zu ergreifen hat, sollte sie — ein bedenklicher Fall — den Tisch für Minuten verlassen wollen. Disziplin ist nötig, und dieser Teil der Anordnungen wird von der Mehrzahl der Verkäuferinnen als erträglich empfunden.

Die Verkäuferin erfährt weiter, daß sie für alle Dinge verantwortlich ist, die sich an ihrem Tisch begeben. Daß sie ihre Arbeit zu leisten hat, wird vorausgesetzt. Daß sie vor Fehlern gefeit ist — keine Bons verwechselt, alles wegräumt, alles notiert — wird ebenfalls bündig vorausgesetzt, obwohl es bekannt ist, daß Irrtümer selbst dem größten Herrn passieren. Der Irrtum der Verkäuferin jedoch hat zwei sofortige Folgen: er verpflichtet sie zum Schadenersatz in voller Höhe und er gefährdet ihre Stellung aufs schwerste. Er setzt sie

ferner — ging der Fall erstaunlicherweise folgenlos vorüber — dem erhöhten Argwohn der Aufsicht, der Abteilungsleitung und des Rayonchefs aus. Jedoch: Disziplin ist nötig, und auch dieser Teil der Anordnungen wird von der Mehrzahl der Verkäuferinnen als erträglich empfunden. Der nächste weniger.

*

Befürchtet der Angestellte, daß ein Verkauf nicht zustande kommen könnte, so ist er verpflichtet, die Abteilungsleitung oder die Aufsicht hiervon rechtzeitig in Kenntnis zu setzen. Die Abteilungsleitung hat in solchem Falle die Weiterbedienung des Kunden zu übernehmen oder, falls diese verhindert ist, so hat die Abteilungsleitung oder die Aufsicht eine besonders tüchtige Verkäuferin für die Weiterbedienung des Kunden zu bestimmen.

Die Tür geht auf, der Kunde erscheint. Von allen Ecken eilen die Verkäuferinnen auf ihn zu. Er lächelt vielleicht, denn das allseitige Anlaufen mag ihm wie eine Huldigung erscheinen. Es liegt jedoch keine Huldigung in diesen Schritten, sondern ein leidenschaftlicher, verbissener, kaum gezähmter Existenzkampf. Nicht um den Kunden handelt es sich, den bemerkt man kaum, es handelt sich — um den „Block". Wer abends mehr „am Blocke" hat, ist seiner Zukunft — kann man wissen — um zwei Nuancen sicherer als der andre. Wer abends weniger „am Blocke" hat, geht mit der Konsequenz allein zu Rate. Daher das Stürzen von allen Seiten, daher der Neid der Verkäuferinnen untereinander, das Wegstoßen, die Verleumdungen, die Unzahl der kleinen Rancünen.

Die erste Verkäuferin — so befiehlt es die Ordnung — hat das Recht auf den Kunden. Bedient sie bereits und erscheint ein zweiter Kunde, so tritt die zweite Verkäuferin in Tätigkeit. Danach die dritte. Danach die vierte. Was macht bei schlechtem Geschäftsgang die sechste? Die erste Verkäuferin hat das Recht, ihre Kolleginnen zur Bedienung heranzuziehen. Sie hat ein Interesse daran, für ihren eignen Block den größten Umsatz zu machen. Sie hat gleichzeitig ein Interesse daran, schwierige, zeitraubende oder unfruchtbare Arbeit auf ihre Kolleginnen abzuwälzen. Was also geschieht? „Ein Portemonnaie bitte, Fräulein, was billiges..." „Fräulein X bitte bedienen Sie mal die Dame!" Die Fünfte oder Sechste verkauft sodann in dreiviertelstündigem Zureden und Zeigen ein Portemonnaie für 1,20 Mark. Ist das geschehen, so weist ihr die erste Verkäuferin die nächste Kundin zu. Am Abend hat die erste Verkäuferin 12 „Posten" im Gesamtbetrage von 600 Mark umgesetzt, jede der andern Verkäuferinnen hat 40 Posten im Gesamtbetrage von 200 Mark. Der Verkauf der 12 Posten wird mit einem Gehalt von 300 Mark abgegolten, der Verkauf der 40 Posten mit einem Gehalt von 120 Mark. (Abzüglich Steuern etcetera.)

Der Verlauf wird kompliziert, sobald unerwartete Fälle eintreten. Unerwartete Fälle aber treten täglich ein. Eine der „Kleinen" verkauft in Abwesenheit der „Ersten" einen Posten für 60 Mark. Sie kann sicher sein, im Laufe der nächsten Tage so gut wie nichts zu verkaufen. In Gegenwart des Rayonchefs aber, bei der abendlichen Abrechnung, wird die

„Erste" tieferstaunt ausrufen: „Sie haben nicht mehr, Fräulein X.?" Eine der „Kleinen" läßt einen Kunden hinausgehen. Er wollte eben nicht kaufen. Die Möglichkeit besteht, daß selbst Demosthenes an ihm gescheitert wäre. Tuschelnd steht minutenlang die Erste neben dem Rayonchef, beider Augen auf die Kleine gerichtet, scheinbar müßig, gedankenvoll...

Natürlich gibt es Ausnahmen. In der Regel aber wird die erste Verkäuferin so allgemein und aus den gleichen Gründen gehaßt wie in den Fabriken die Vorarbeiter, jenes Mittelglied zwischen Arbeiter und Meister. Sie führen ein Regiment des Schreckens und der Günstlingswirtschaft nach unten, des süßen Lächelns nach oben und außen. Zur gerechten Beurteilung sei hinzugefügt, daß die erste Verkäuferin einen besonders gefährdeten Posten innehat. Geldlich sowohl, denn sie hat sich für 300 Mark bezahlt zu machen, nicht nur für 120 Mark. Und charakterlich, denn sie steht mit den Füßen im Proletariat, mit dem Kopf aber blickt sie in jene wogende lockende Schicht, die sich — nach ihren Begriffen — in den Multimillionären auf Florida krönt. Kein Wunder, daß das Durcheinanderwanken der Aspekte den Ungeschulten verwirrt.

*

Das Verkaufspersonal ist verpflichtet, die Kundschaft aufmerksam und zuvorkommend und mit der größten Liebenswürdigkeit zu bedienen, auch dann, wenn die Kundschaft durch langes Suchen und Überlegen oder durch Unfreundlichkeit die Geduld des Verkäufers auf eine harte Probe stellt. Klagen seitens der Kundschaft über unfreundliche oder unaufmerksame Bedienung haben im Wiederholungsfalle sofortige Entlassung mit Gehaltszahlung bis zum Entlassungstage zur Folge.

Ein gutes Verhältnis zur Geschäftsleitung innezuhalten, ist der Verkäuferin unter Umständen möglich. Das gute Verhältnis zu den Kolleginnen ständig zu wahren, ist fast unmöglich. Tagaus tagein aber und reibungslos mit der Kundschaft zu verkehren, ist schlechthin unmöglich. Denn das Auftreten der Kundschaft hängt zum größten Teil von der Kundschaft selbst ab, nur zum geringsten Teil von der Verkäuferin. Das Auftreten der Kundschaft aber ist gänzlich anders und viel phantastischer als der Laie es sich vorstellt.

Es gibt auch angenehme Kunden, gewiß. Die Ruhigen, Sachlichen, die zuvor wissen, was sie wollen, das sind etwa fünf Prozent. Die Nervösen, Genierten, die — ohne Not übrigens — eine Gießkanne statt eines Kissens kaufen, das sind etwa drei Prozent. Die Harmlosen, Schwatzhaften, die sich ans Pult lehnen und in einen Fünfzigpfennig-Umsatz allgemeinpolitische Betrachtungen verweben, das sind etwa zehn Prozent. Alle übrigen aber bilden — zumindest in den mondänen Geschäften, in den Warenhäusern und in gewissen Kaufgegenden — für die Verkäuferinnen eine schwere unabsehbare Gefahr. Sie wissen nur eins: daß sie herrschen können. Daß die Verkäuferinnen ihnen unterworfen sind, daß es Widerspruch nicht gibt, daß der Beschwerdeweg offen steht, daß sie — und sie allein — das Geld haben, die Macht, den glanzvollen Abgang. Mag sein, daß viel Charakter dazu gehört, auf eine so spesenfreie Diktatur zu verzichten, Tatsache bleibt, daß die Diktatur von den meisten ausgeübt wird.

Die erste, größte Gruppe der unangenehmen Kunden sind die Sehkunden. Damen vor allem, die über unbeschränkte Zeit verfügen und über ein ausschließliches, gesammeltes Interesse für den Wechsel der Mode. Die treten zu zweit auf oder zu dritt, nehmen Platz, unterhalten sich und beherrschen — mit der Hand auf der Glasplatte — die nächsten zwei Stunden. Sie haben nicht die Absicht zu kaufen, das ginge hin. Aber sie bemerken überhaupt nicht, daß ein Mensch vor ihnen steht, den sie bis zum Weißbluten hin- und herhetzen. Den sie reden lassen, zeigen lassen, herräumen lassen, wegräumen lassen. Und der — während sie schließlich im Gespräch hinausgehen — inmitten eines wirren Stapels Ware steht und dafür verantwortlich ist, daß er nichts verkauft hat.

Die zweite Gruppe ist die Gruppe der Hämischen. Sie sprechen mit der Verkäuferin überhaupt nur widerwillig. Sie überlassen es ihr, aus einem Zucken der Nase Urteil und Direktive zu nehmen. Sie reden schließlich laut und über die Verkäuferin hinweg, zu einem größern Auditorium, um möglichst die Aufmerksamkeit der Umstehenden und des Geschäftsführers auf sich zu ziehen. Wagt die Verkäuferin eine erläuternde Äußerung, so fahren sie ihr gereizt über den Mund und erklären, daß sie sich nicht belügen lassen, daß sie dieselben Sachen in Paris weit besser gesehen haben, und daß die Verkäuferin ersichtlich nicht das geringste versteht. Nachdem sie sich Gegenstände im Werte von dreißig Mark angesehen haben, kaufen sie den gleichen Gegenstand im Werte von fünf Mark und gehen beleidigt hinaus.

Die dritte, zahlenmäßig kleinste Gruppe ist die Gruppe der Schlauen. Sie möchten etwas für 10 Mark, aber es muß nach 100 Mark aussehen. Und ein Zettel muß dabei sein: 98,50 Mark. Oder anders: Sie kaufen etwas für 50 Mark, Herr X. wird es abholen und bezahlen. Wenn Herr X. kommt, möge man ihm sagen, es koste 135 Mark, die Differenz aber möge man ihnen zusenden. Oder anders: sie lassen sich zwanzig Stücke bringen und jagen die Verkäuferin nach dem einundzwanzigsten. Währenddessen vertauschen sie zwei Preiszettel und wählen sodann, scheinbar harmlos, ein Stück für 30 Mark. Die Verkäuferin stutzt und sagt: das muß ein Irrtum sein, das kostet 80 Mark. Darauf ein lauter erbitterter Kampf, in dessen Verlauf die Kundin unter Äußerungen wie: Unreelles Geschäft! Wird man sich hinstellen! den Laden verläßt.

*

Die Zustellung von gekaufter Ware darf der Kundschaft niemals angeboten werden. Vorausgesetzt, daß es sich nicht um große Gegenstände handelt, deren Mitnehmen einer Dame nicht zugemutet werden kann, soll der Verkäufer nach Beendigung des Kaufes die Kundin fragen: „Gnädige Frau wünschen doch die Ware sofort mitzunehmen?" Ferner hat der Verkäufer die Kundin zu bitten, die Ware an Kasse A, B, C, D oder E zu bezahlen, und nicht etwa die Kundin zu fragen, ob sie die Ware zu Hause bezahlen will. Es darf seitens des Verkäufers niemals unterlassen werden, die Kundschaft höflichst zu ersuchen, daß dieselbe die gekaufte Ware gleich mitnehmen und auch gleich bezahlen möchte. Verweigert die

Kundin trotzdem das Mitnehmen der Ware, so ist die Zusendung bereitwilligst zu übernehmen.

Von neun bis sieben steht die Verkäuferin im Laden. Von neun bis sieben gehorcht sie den genau verfügten Anordnungen der Firma. Sie versucht, diese Anordnungen in Einklang zu bringen mit den oft unvorhersehbaren, ausgeklügelten Wünschen der Kundschaft. Sie ermüdet nicht, denn es ist verboten zu ermüden. Sie lächelt ihr immergleiches, liebenswürdiges Lächeln, um neun Uhr früh, um zwölf Uhr mittags, um sieben Uhr abends. Sie stellt dabei ihre Person zurück, so unmeßbar weit, wie es kein andrer Beruf fordert.

Die Mehrzahl leidet nicht darunter. Das ist das Gute, oder wenn man will, das Schlimmste. Die Mehrzahl gewöhnt sich überraschend schnell an den Ton der betulichen Demut und des kalten Umschmeichelns. Sie stellt — zusammen mit der Kundschaft — jene Atmosphäre der gleißnerischen Unwahrhaftigkeit her, die hinter vielen Schaufenstern wohnt. Nur daß die Verkäuferin mittun muß, weil es um ihr Leben geht, während man nicht sagen kann, daß ein geläutertes Verhalten das Leben der Kundschaft gefährden würde.

Die Minderzahl leidet. Ab und zu einmal, in größern Zeiträumen stellt sich eine Verkäuferin gegen allzu ausdauernde Zumutungen auf. Zumeist haben Neulinge den Wagemut und Angehörige der privilegierten oder verarmten Schichten. Die meisten dieser Fälle enden mit der Entlassung der Verkäuferin. Jedoch sei vermerkt, daß es schon Chefs gegeben hat, die unter Verzicht auf den Kunden zu Angestellten standen.

Alle Verkäuferinnen aber, ob empfindsam oder abgestumpft, führen einen fieberhaften minütlichen Existenzkampf. Vor sich den Kunden, im Rücken das Nichts. Die Kolleginnen zur Seite, über sich die Leitung. Auf den Erfolg allein, auf den „Block" kommt es an. Auf den Kunden, auf die Kauflust, auf die Wirtschaftslage, — auf das Glück. Daher die vorgeduckte Haltung, der halboffene Mund, die gespannten, geängstigten, pfenniglüsternen Augen ...

Der Stimmungssänger von Theobald Tiger

Das Lokal verdunkelt sich, tieflila und bonbonrosa

Hörst du nicht das Lieböslied,
wie es leis die Nacht durchzieht?
Zwei Herzen, die scherzen, ahnen oft nicht,
daß plötzlich beim Scherzün entflammen die Herzün ...
Du bist etwas ganz Wunderbars:
Ich hab dich so gerne —
Bist mir Sonne, Mond und Sterne,
meine Venus du und mein Mars ...
Sag mir noch einmal Jöä, du schöne Frau!
Sag mir noch einmal Jöä!
Ich weiß genau:
Ich drück dich an mein Herriz — die Nacht und ich sind blau
am Busen einer schönen Frau —!

Orchester

Ein bayrischer Gast verlangt stürmisch nach Knödeln. Der Stimmungssänger zieht sich zwei aus dem Hals und reicht sie ihm.

Ich denke an dich spät und früh,
du meine Madamm Butterflüh!
Mit dir — da möcht ich einmal sein
in Rüdesheim am Rhein beim Wein!
Du trägst ein Kind unterm Herzelein...
Ja, wer mag der Vater nur sein —?
Drei Musketiere! Drei Kavaliere!
Für die Freiheit stehen sie ein!
Zieht blank, Musketiere, und steckt den Degen ein
mang die Freiheit, die Frauen und den Wein!
Him — plam, plam
Hum — plim, plim
Jau — didau didau —
plim — plim . . .

Ich schenk dir Küsse ohne Zahl.
Wir sind hier ein durchaus feines Lokal.
Vor Monokeln liegen wir auf dem Bauch;
kommt der Kronprinz einmal, vor dem Kronprinzen auch!
Zähl nicht jede Flasche, die der Kellner dir nimmt
halbgefüllt...
Du süßes Engelsbild!
Bald ist der Moi
vorbeu!
Bleib mir treu!
Und kaufe ihr einen Veilchenstrauß,
sonst fliegt die Person aus dem Ausschank hier raus!
Zonny boy!
Und kaufe ihr einen Täddy-Bären,
sonst darf die Nutte hier nicht mehr verkehren!
Zonny boy...
Die deutsche Frau sei dem Manne geheiligt —
auch ist sie an den Getränken beteiligt...
Keine Inkorrektheit, die uns entwischt!
Zwischen servil und frech gibt es hier nischt.
Hier herrscht Ordnung!
Dort seh ich die Lo — die süße Kokwette —
sie kommt grade von der Damentoilette!
O sieh doch nur, wie der Mondenschein strahlt!
Dabei hat das Luder nicht mal bezahlt!
Sie macht ein unschuldvoll Gesicht
und denkt, die Toilettenfrau merkt es nicht...
Doch es gibt eine Frau, die dich niemals vergißt
und dir alles im Leben verzeiht —
aber wenn du ihr weggelaufen bist,
dann kommt es, daß sie schreit:
„Heinmal sagt man sich Hadjöö,
wenn man sich auch noch so liebt!
Einmal sagt man sich Adieu,
Det mir det Aas keen Trinkjeld jibt!
Da hat se natürlich keen Jeld vor...!"

Und wir spielen vermittels des Weins
dem Mittelstand große Welt vor
von abends bis morgens um eins!
Stoßt auf! Mit dem Rebenpokale!
Die Celli und Geigen ziehn!
Wir sind die Vergnügungslokale
und der Stolz der Weltstadt Berlin —!

Der Revisor von Celsus

Meyerholds berliner Debut hat bei unsrer Kritik keine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Man kann sie fast auf die nette Formel des Ministers Hustädt im Falle Jakubowski bringen: „So viel Lärm um einen Russen!" Meyerholds Revisor-Inszenierung von 1924 wurde hier als antiquiert, als vorgestrig und reaktionär empfunden. Der Groß-Kophta der Zunft, der sonst bei jedem pariser Schmarren bis zum Ende ausharrt, um dessen Kunstbestand gewissenhaft in römischer Bezifferung zu analysieren, ging schon, heftig ägriert, vor Schluß fort, so daß also sein Platz noch leerer war als vorher; Römisch Null. Die berliner Novitätssucht, die den Gedanken nicht ertragen kann, etwas anerkennen zu müssen, was schon älter ist als eine Saison, empfing Wsewolod Meyerhold ziemlich kühl, wie einen Epigonen seiner uns bekannten Kopisten.

Es gibt trotzdem einige Überraschungen. Die Russen demonstrieren weder Ekstase noch kaltschnäuzige Sachlichkeit; ewige Komödientypen tanzen, huschen, kullern über die Szene. Viel genrehafte Gruppen sind da, Biedermeierfiguren, die ihre kleinen humoristischen Einlagen in gemütlicher Breite auswalzen. Überhaupt: mehr Behaglichkeit als Pointe. Die Abstammung von Stanislawski ist unverkennbar; tänzerische Schritte, freundliches Verweilen bei der Bagatelle, reichliche Verwendung von Musik, alles das kommt Reinhardt näher als etwa Piscator. Grazie gilt nicht als Ketzerei, Spaß nicht als Majestätsbeleidigung. Wenn die Frau Präfekt, im gelben Krinolinenkleid vor dem Spiegel kokettierend, plötzlich lauter kniende Leutnants aus der Erde wachsen sieht, so ist das eine geniale Materialisation verborgenster Träume. Oder wenn bei Einbruch der Katastrophe, alle dichtgedrängt auf einem kleinen Podium hocken, zwanzig, dreißig Menschen, ein schreckliches Ragout von Gliedmaßen, so entsteht die denkbar vollkommenste Illusion der kleinen Stadt, wo der Einzelne im Klatsch erstickt, wo der Skandal sofort tödlich wirkt. Alles wird mit letzter Präzision dargestellt. Es ist keine Kollektivarbeit im Sinne stupider Gleichmacherei, es gibt große und kleine Rollen aber nur eine Disziplin.

Das Anfechtbarste ist die Bearbeitung. Man hört nicht mehr den bösen satirischen Peitschenschlag des Originals. Die Komödie wird zur durchschnittlichen Harlekinade, wird ein xbeliebiges Mantel- und Degenstück, eine Liebesaffäre zwischen dem fremden Abenteurer und der Stadtzarin. Der Präfekt selbst, bei Gogol der Vertreter einer korrupten und verrohten Autorität, bleibt hier nur ein kleiner putziger Gauner zwischen andern; mit seinem grünen Uniformrock und den rostfarbenen Bartkoteletten eher ein Spitzwegscher Milizkapitän als der Statthalter einer Gewalt, die die Dekabristen an den Galgen schickte. Daß der Präfekt am Ende den Verstand verliert und in die Zwangsjacke gesteckt wird, hat nichts mit Gogol zu tun sondern kommt aus der Grand-

Guignol-Dramatik Leonid Andrejews. Alle diese Einwände sind natürlich recht leicht, aber ob sie tiefere Gültigkeit beanspruchen können, das läßt der Rezensent dahingestellt. Ein Schlußurteil läßt sich kaum fällen ohne Kenntnis des Bodens, dem diese Kunst entwachsen ist. Man muß wohl das heutige Rußland gesehen haben, um zu fühlen, warum Meyerhold die Komödienwelt Gogols so und nicht anders behandelt. Ein blutgeröteter Himmel, Bürgerkrieg, Partisanenkämpfe, kein Brot, keine Heizung, Zwangseinquartierung im einzigen Zimmer. So war die Zeit, in der die neue russische Theaterkunst sich entwickelte. Der alte Stanislawski hielt nicht nur durch sondern fand auch eine zweite Jugend, seine Schüler wurden flügge und schufen ein moskauer Theater, dessen Anregungen durch die ganze Welt gegangen sind. Wir grüßen Meyerhold und seine Künstler als die tapfern Kämpfer aus einem alten Stande, der immer einer Gottheit verschworen war, die sich zu ihrer irdischen Offenbarung für ihre Diener vornehmlich den Hunger ausgesucht hat.

Sergeant Grischa von Béla Balázs

Ein rechtsradikales Blatt stellt ihm folgendes Zeugnis aus: „... Deshalb wurde aus Arnold Zweigs Roman gegen den Krieg, nachdem die epischen Giftzähne herausgezogen worden waren, fast eine Bejahung ..." Hat sich Arnold Zweig diese Anerkennung gewünscht? Wahrscheinlich nicht. Auch Granowsky wird dortselbst nachgerühmt, er habe „jede Friedenshetze" (ein schönes Wort!) — vermieden und ein idyllisches Panorama der Kriegsereignisse aufgerollt." Hat sich Granowsky diesen Erfolg gewünscht? Also wer hat sich ihn gewünscht?

Weshalb wurde aus Arnold Zweigs Roman fast eine Bejahung? Weil das der merkwürdige Zauber des Theaters ist, daß seine Bretter, wie es heißt, die Welt darstellen. Es mag nur ein kleiner Ausschnitt aus der Wirklichkeit sein. Der Rahmen der Bühne rundet ihn ab zu einer abgeschlossenen Totalität, zu einem Bild und Gleichnis des Ganzen. Eine urchristliche Idylle im Etappengebiet wird, wahrscheinlich auch nach Zweigs Erfahrung, eine nicht gar zu häufige Ausnahme in der Wirklichkeit des Kriegs gewesen sein. Wenn aber auf der Bühne nur diese Ausnahme und nichts andres gezeigt wird, so wirkt sie repräsentativ und wird zum Bild und Sinnbild des Krieges überhaupt. Wenn von den dreißig Militärs, die auftreten, neunundzwanzig von Liebe und Güte überfließen und nur einer hart und grausam ist, so wirkt das nicht zufällig, sondern symptomatisch. Was in der Welt des Scheins nicht erscheint, das scheint es überhaupt nicht zu geben. Wo jedes Wort Bedeutung und Absicht hat, wird auch das Nicht-sagen zu einer Behauptung. Auf der Bühne wird jede Anschauung der Welt zu einer Weltanschauung.

Man könnte sich vorstellen, daß es auch so etwas gab. Nachdem fünf Millionen Menschen schon gemordet waren, hat da ein ganzes Etappenkommando plötzlich überhaupt gar keine andre Sorge gehabt, als das Leben eines unschuldig verurteilten, russischen Gefangenen zu retten. (Einmal in Serbien stürzte unser Unterstand unter einem Volltreffer ein, und wir hatten allen Grund, uns aus dem Staube, der sehr groß war, zu machen. Aber wir hatten Pufi nicht gefunden. Pufi, unser kleiner struppiger Schäferhund war verschüttet. Und wir gingen nicht, bis wir ihn nicht ausgegraben hatten. Statt Pufi mußte ein Mensch dortbleiben. Aber uns hatte Pufi so leid getan.) Nein, es ist nicht immer undenkbar, grade inmitten des Grauens, so eine Flucht der Seele in ein kleines Gefühlseckchen, so eine krankhafte Hypertrophie einer Liebe, einer Zärtlichkeit als Kompensation. Man hört auch von Tyrannen, die sich von ihrem Enkelkind um den Finger wickeln lassen. Vielleicht hat Haarmann einen Kanarienvogel gehabt, um dessen Leben er ängstlich besorgt war. Würde man aber Haarmann nur in den Szenen mit seinem Kanarienvogel auf die Bühne stellen, so bekäme man vielleicht doch keinen ganz richtigen Eindruck von seinem Wesen.

Ich sage gar nicht, daß es undenkbar ist. Der Weltenschreck wird abreagiert in der Aufregung um einen kleinen, russischen Kanarienvogel. Als eine groteske Epidemie überfällt die Hysterie ein ganzes Kommando, daß sich in diesen Massenwahn vor dem Massenwahnsinn rettet. Ob es hätte unheimlich grotesk, als teuflischer Widersinn wirken müssen, wenn auch nur mit einem stummen Filmhintergrund der Widerspruch zu der wirklichen Umwelt angedeutet worden wäre! Das wäre eines Dichters würdig gewesen. Hat es Arnold Zweig so gemeint?

Ein gütiger General, ein Soldatenvater, der bis zum Kaiser gehen will wegen dieses Grischa (während des Brussilowangriffs!) weil ihn sein „evangelisches Gewissen" nicht schlafen läßt. Da er der einzige General im Stück ist, ist er der preußische General. Dieser Adjutant, der in seiner tobsüchtigen Güte zum Rebellen wird und den Gefangenen heimlich befreien, die Wache mit dem Revolver zu schwerem Disziplinbruch zwingen will, wird zum Bild des preußischen Offiziers. (Das dürfte sogar den schärfsten Militaristen zu viel des Guten sein.) Der psychologische Einzelfall erscheint auf der Bühne als Geist der Armee. Im Spital wird fröhlich gesungen, getrunken, getanzt und sogar gegessen. Lauter blühende, frische Jugend. Lachende, schöne Pflegerinnen. Kein Bauchschuß, keine Amputation, kein Blut, kein Eiter, keine Läuse. Sollte das eine bittere Satire sein? Dann muß Zweig schier etwas dabei vergessen haben. Und wie viel Gemüt und stille Poesie! Herbst ist, und die Blätter fallen. Der müde General nimmt Abschied vom Adjutanten und seiner weißgekleideten Braut. Süße Wehmut. „Denkst du noch an unsre Kämpfe bei Verdun?" Sanft verklärt erscheint das alles nun in den Abendwolken (1917!). „Die Blätter fallen ... Hier Blätter, dort Menschen", sagt er leise sinnend. Pause. Stimmung. Kein Schuß

kracht, kein Schrei kreischt in diese Pause. Blätter fallen und die Jungen küssen sich in süßer Wehmut. Poesie, Poesie! Das muß satirisch gemeint gewesen sein. (George Grosz war ja angeblich dabei.) Aber es kommt nicht heraus. Es war doch herrlich schön! Das kommt heraus.

Solche militaristische Propaganda wäre ungefährlich, wenn sie nicht auch in der Form humaner Ideen erscheinen würde. So eine Grundidee in Arnold Zweigs Stück ist: Der Mensch ist gut als natürliches Wesen, er wird bloß zum Bösen mißbraucht. Gewiß wahr. Da aber Zweig zu sagen vergißt, von wem der größere Teil der Menschheit also mißbraucht wird, so erscheint diese Gewalt bei ihm als eine Art Naturgewalt, für die niemand verantwortlich ist, die man daher millionenumschlungen in Liebe ertragen muß.

Eine andre Grundidee des Stückes ist der Kampf um das Recht. Hier geschieht eine ganz gefährliche Verschiebung. Mit dem dargestellten, fanatischen Kampf um das juridische Unrecht, das einem Einzelnen widerfuhr, wird das soziale Unrecht, das Allen widerfahren ist, übertönt. Denn das eigentliche Unrecht geschah auch diesem Grischa, als er einrücken mußte. Der Rest war nur Konsequenz. Hier wird hinter einem zufälligen, rein juristischem Unrecht das allgemeine soziale Unrecht versteckt, weil es sich heute nur noch hinter solche Ideen verstecken läßt.

„Anderthalb Millionen Menschen sind bei Verdun unschuldig gestorben", sagt dieser Schiefenzahn, der einzige Böse, der einzige vernünftige Mensch in diesem liebevollen Stück. Schon gut, meint der edle Menschenfreund Lychow, da sind die Gerichte nicht zuständig, das ist also in Ordnung. Aber Gerichte, meint er, müssen gerecht nach dem Gesetz urteilen, denn das sei die Grundlage des Staates. Schiefenzahn meint allerdings, daß umgekehrt, der Staat mit seinen Machtmitteln jenes Recht geltend macht, das seinen jeweiligen Herrschern dienlich ist. Er steht klar auf seinem Klassenstandpunkt. Der edle Lychow steht auf dem selben. Bloß unklar, mit jenen humanen Ideen sich benebelnd, mit denen er auch das Publikum...

Arnold Zweig hat dieses Stück nicht jetzt geschrieben. Vor Jahren, noch vor seinem Roman, wäre auch dieser zage Zweifel an der Herrlichkeit des Krieges ein erster Schritt zur Aufklärung gewesen. Inzwischen aber wurden manche Schritte in dieser Richtung getan. Heute bedeutet der selbe nur zage Zweifel, den ersten Schritt zum Rückzug vor der Wahrheit. Wartet nur, im nächsten Kriegsstück wird auch keinem Grischa mehr ein Unrecht geschehen sein.

Schade, daß man nicht dazu kommt, auch über das Künstlerische einmal zu schreiben. Man hätte auch die Frage aufgeworfen, was Granowsky, den Regisseur der Gettholegenden, an diesem Drama gereizt haben mag? Gewiß klingt diese Geschichte von der tiefgütigen Sorge um ein Menschenleben beim Militär, wie ein Märchen. Aber nicht wie ein jüdisches, scheint mir.

Was kostet Schiele? von Morus

Das Marineschulschiff der Herren Brüning und Treviranus ist nun doch noch, unter reichlichem Gebrauch von Schmierseife, glücklich aus dem Trockendock herausgekommen. Nicht der geistliche Zuspruch, der diesem Kabinett in so reichem Maße zur Verfügung steht, hat das Wunder bewirkt sondern eine höchst weltliche Macht. Der Stapellauf wäre nicht gelungen, wenn nicht von hinten der Reichslandbund dem ungefügen Regierungsschiff einen kräftigen Stoß gegeben hätte. Hugenberg und einige andre Teilnehmer sind bei der Prozedur etwas naß geworden, aber schlimmere Folgen sind bisher nicht eingetreten. Nach fünf Tagen sind immer noch alle Mann an Bord.

Bei keiner Kabinettsbildung der letzten Jahre hat sich die Fassade unsres politischen Parteiensystems als so belanglos erwiesen wie diesmal. Und noch niemals haben die außerparlamentarischen, wirtschaftlichen Kräfte so ungehemmt das Steuer geführt. Selbstverständlich gibt es auch da Unterschiede. Als die Sozialdemokraten sich einen Augenblick darauf besannen, daß sie doch schließlich bei den Wahlen auf das Millionenheer der Gewerkschaften angewiesen sind, und sich dementsprechend erlaubten, einen von hundert Kompromißvorschlägen zur Arbeitslosenversicherung abzulehnen, wurden sie sofort mit dem großen Kirchenbann belegt und ausgebootet. Denn wer sich nach den Wünschen der Gewerkschaften richtet, müssen Sie wissen, treibt Interessentenpolitik und ist nicht mehr staatserhaltend. Wer aber vor dem Reichs-Landbund Kotau macht, tuts zum allgemeinen Besten.

Als Treuhänder der Landbundinteressen ist, auf Allerhöchsten Befehl, Herr Martin Schiele bestellt worden, bis dahin amtierender Präsident des Reichs-Landbundes. Es hat Herrn Dietrich nichts genutzt, daß er sich ehrlich bemühte, der agrarischste aller Ernährungsminister zu sein, daß er den Großlandwirten die höchsten Zölle bewilligte, die wir je in Deutschland gehabt haben. Es hat ihm nichts genutzt, daß er zuguterletzt noch die Futtermittel um 150 Millionen und das Brotgetreide um 120 Millionen Mark in die Höhe treiben wollte. Er hat vor dem Reichs-Landbund, aber auch vor den Augen des alten Herrn keine Gnade gefunden und muß sich jetzt mit dem Reichswirtschaftsministerium begnügen, das seit dem Ausscheiden des Ministerialdirektors Schaeffer völlig bedeutungslos und überflüssig geworden ist und auf den benachbarten Ämtern höflicherweise „Ministerium für Denkschriften" genannt wird.

Was an Dietrichs Stelle Herr Schiele dem deutschen Volke bescheren wird, ist noch nicht ganz heraus. Aber ungefähr kann man die Umrisse bereits erkennen, denn Herr Schiele hat, meistens gemeinsam mit Treviranus, in den letzten Wochen vor dem Kabinettswechsel mit besonderer Emsigkeit Gesetzesanträge eingebracht. Wir nehmen nicht an, daß er gleich sämtliche Handelsverträge kündigen und den Polenvertrag entzwei schlagen wird; dazu würde sich der Außenminister Curtius doch wohl nicht hergeben und das Zentrum auch nicht die

Courage haben. Aber es genügt, was die neuen Minister sonst noch auf Kosten der Städte vorhaben.

Da soll für die nächsten fünf Jahre eine Milliarde den Landwirten zur Zinsverbilligung, zur Umschuldung und zur Stützung der Güterpreise zur Verfügung gestellt werden, und nicht etwa dem Reichsernährungsministerium oder den Ländern sondern gleich den Provinzialverwaltungen und der Grünen Front. Da sollen sämtliche landwirtschaftlichen Steuern ermäßigt oder ganz erlassen, da sollen die letzten noch erträglichen Lebensmittelzölle in Prohibitivzölle umgewandelt werden. Für Roggen und Weizen, beispielsweise, plant Herr Schiele bis zu 20 Mark für den Doppelzentner hinaufzugehen, was ungefähr einem hundertprozentigen Wertzoll entspricht und das Sechsfache des Getreidezolles darstellt, der vor einigen Jahren unter einem deutschnationalen Ernährungsminister zustande kam. Die Mehrkosten, die dieses nette Programm dem Reich, das heißt den Steuerzahlern verursacht, werden von vorsichtigen Leuten auf eine halbe Milliarde geschätzt. Aber dabei sind noch nicht die Preiserhöhungen mitinbegriffen, die sich aus den höhern Zöllen ergeben und die zumindest eine weitere halbe Milliarde ausmachen werden. Das Entree des Herrn Schiele kostet der städtischen Bevölkerung, knapp gerechnet, eine Milliarde Mark.

Zum Unterschied von früher versucht man garnicht erst, das neue Agrarprogramm mit einem volkswirtschaftlichen Mäntelchen zu umkleiden und als „Aktion zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion" zu frisieren. Die einzige Begründung lautet: Den Landleuten geht es schlecht, helft! Es soll also nichts andres als Sozialpolitik gemacht werden. Nun wäre das gewiß noch kein Grund, der gegen Schieles Programm spräche. Auf dem Lande wohnen in Deutschland zwanzig Millionen Menschen, und wenn auch nur einige Millionen davon sich nicht aus eigner Kraft ernähren können, hat der Staat ebenso die Verpflichtung zu helfen, wie er es bei den städtischen Erwerbslosen tut.

Aber dann verlangen wir auch, daß die Landwirte genau wie die Erwerbslosen erst einmal den Nachweis der Bedürftigkeit erbringen. Mit allgemeinen Redensarten von der Notlage der Landwirtschaft, von der Überschuldung und vom drohenden Ruin ist es nicht getan. Wenn man die Agrarfrage aufs sozialpolitische Gleis abschieben und den Landwirten auf Kosten der andern Bevölkerungsschichten ein Mindesteinkommen zusichern will, dann bitte zunächst eine Nachprüfung, und zwar Fall für Fall, wie es jetzt mit dem Einkommen steht. Was zu diesem Thema von seiten der landwirtschaftlichen Organisationen vorgebracht wird, ist so hanebüchen, daß die kindlichste kommunistische Agitation sich daneben noch ausnimmt wie Wissenschaft in Reinkultur. So kann man im letzten Heft der offiziellen Bundeszeitschrift „Reichs-Landbund" über Landwirtschaft und Volkseinkommen lesen: „Von siebzig Milliarden entfallen nur dreieinhalb Milliarden auf die Landwirtschaft" — wenn man nämlich das gesamte Lohn- und De-

putateinkommen, sämtliche Steuern und Abgaben und sonst noch einige Milliarden abstreicht.

Gegenüber solchem Hokuspokus ist es sehr nützlich und notwendig, eine ausgezeichnete kleine Schrift über „Zahlen und Schlagwörter der Agrarinteressenten" zu lesen, die der Landarbeiterführer Georg Schmidt (im Verlag Enckehaus G. m. b. H., Berlin SW 48) kürzlich veröffentlicht hat. Sie enthält fast nur Angaben von Ämtern und Leuten, die auch bei den Agrariern als unverdächtig gelten. Da erfährt man denn, daß die Landwirtschaft sich, einschließlich aller Sozialbeiträge, nur mit fünf bis sechs Prozent an der Aufbringung der öffentlichen Lasten beteiligt und nur fünf Prozent ihrer Produktion als Steuern abführt, während im Durchschnitt über zwanzig Prozent des Volkseinkommens an den Staat gehen. Auch die Steuerbemessung, die Herr Schiele noch weiter mildern möchte, ist gar nicht so grimmig. Jedenfalls hat sich herausgestellt, daß die landwirtschaftlichen Güter beim Verkauf noch immer fünfundzwanzig Prozent mehr brachten, als die Steuer angenommen hatte.

Besonders interessant sind die Mitteilungen, die die Schrift für Ostpreußen macht, denn das neue Agrarprogramm soll ja mit einem ebenso großzügigen Ostprogramm kombiniert werden. Im letzten Jahr flossen nach Ostpreußen vom Reich und von Preußen einundzwanzig Millionen Mark an reinen Subventionen, vierundsiebzig Millionen Mark an Krediten, und dazu wurden noch für einhundertdreiunddreißig Millionen Garantien übernommen. Im ganzen hat also der Staat mehr oder minder à fond perdu in diesem einem Jahr über dreihundert Millionen Mark hergegeben. Wo aber bleibt das Geld? Auch darüber einige bemerkenswerte Ziffern. Von der sogenannten Ostpreußenhilfe erhielt vier Fünftel der Großgrundbesitz. Während die Kleinen auf den Hektar 1,26 Mark als Beihilfe bekamen, fiel für die Großgrundbesitzer mit mehr als tausend Morgen sechsundvierzig Mark pro Hektar ab.

Erfreulicherweise legen die Ostpreußen die hübschen Nebeneinnahmen, die sie vom Staat beziehen, durchaus nicht nur in Fusel und im Stahlhelm an. Zwar sind die Ersparnisse, wie der Oberbürgermeister von Königsberg beklagt, in Ostpreußen noch immer viel schlechter als anderswo, aber das waren sie immer. Und während sie früher nur ein Drittel so hoch waren wie im übrigen Reich, halten sie jetzt immerhin die Hälfte.

Ganz so grauenerregend, wie manche Wölfe heulen, scheint es demnach selbst im fernen Osten nicht bestellt zu sein. Aber solche Erkenntnisse werden Herrn Schiele gewiß nicht abhalten, auch für Ostpreußen wieder einige hundert Millionen mobil zu machen. Wir habens ja dazu.

Bemerkungen

Proteste gegen die Dreigroschenoper

Warum pfeifen in vielen Provinzstädten die Leute wie toll, wenn die Dreigroschenoper oder ein andres Stück von Brecht und Weill aufgeführt wird? Irre ich nicht, so wird da an der Bühne vorbeigepfiffen.

Wer Radau macht, ist gewöhnlich die „rechte" Seite der Stadt. Diese Theaterskandale sind ein dumpfes Aufbegehren, jenem nicht unähnlich, in dem die Leute wild applaudieren, wenn nach einem Jazz ein „guter, alter Walzer" gespielt wird. Es ist die Freude fünfzigjähriger Männer und ihrer etwas jüngeren Frauen, wieder in die gewohnten Gleise zu kommen — das kennen sie, das ist die gute alte Zeit, bravo! Das andre?

Das andre ist für sie das Neue schlechthin, alles, was sie verabscheuen: Sozialismus, Juden, Rußland, Pazifismus, die Abschaffung des Paragraphen 218, Störung ihrer Moral und Störung der Geschäfte, das Volk, das Gemeine ... Pfui! Unerhört! Aufhören!

Die Nazis immer feste mit. Deren Kunstanschauungen sehen nicht den Leib eines Kunstwerks sondern nur seine Vorhaut — diese Stinkbombenwerfer funktionieren bei allem, was ihnen fremdartig erscheint und was nicht von einem Parteimitglied verfaßt ist, und da geht es bunt durcheinander: Magnus Hirschfeld oder moderne Musik oder ein amerikanischer Kriegsfilm ... das kommt nicht so genau drauf an.

Es ist nun ungemein lustig zu sehen, mit welcher Vehemenz dieser verdrängte Kampf auf einem ihm eigentlich nicht adäquaten Gebiet geführt wird. Der Krach gehörte von rechtswegen in den Magistrat, in die politische Versammlung, an die Stammtische ... in diesen Aufführungen hat er gar nichts zu suchen. Die Brecht-Spektakel sind Anlaß, das Stück ist nur ganz selten die Ursache.

Nun geht der Skandal aber auch noch an der Bühne vorbei.

Brecht ist kein Jude. Brecht hat — mit wenigen Ausnahmen — nur unpolitische Gedichte geschrieben, Brecht plakatiert keine Überzeugung; es würde ihm wohl schwer fallen, denn die seine ist schwer zu eruieren. Was die Pfeifer reizt, ist unter anderm etwas, was sie „Roheit" nennen, und die ist lange nicht mehr echt, die ist gemacht. Das knallt, das stinkt, das knufft und das schießt; das jagt auf Mustangs durch die Wüste, das säuft und spielt, das flucht und das hurt ... aber so schön weit weg, in Indianien, in wo es gar nicht gibt ... Das ist grade das Feine an dieser Kunst. Freiligrath, Freiligrath ...

Lebte ich in Leipzig oder Kassel, so wäre ich wohl genötigt, die Krachmacher schärfstens zu bekämpfen und den Applaudierenden zu sekundieren — aber in Wahrheit haben beide unrecht. Sie haben unrecht, wenn sie mit ihrem Geschrei die Opern meinen. Sie haben recht, wenn sie ihre Welt meinen und jene, die

sie hinter dem Kunstwerk zu sehen glauben. Dann allerdings ist der Kampf berechtigt: dann ist es der große Kampf, der diese Zeit durchzieht. Aber wie viel Energie wird hier verschwendet! Ist das ein Ersatz für politischen Kampf, sich auf der Galerie die Hände rot zu klatschen und denen im Parkett ordentlich eines zu besorgen? Selbst ein Sieg wäre keiner: es ändert sich nichts, wenn die kölner oder die darmstädter Bürger dem höchst ungefährlichen Brecht zujubeln. Dadurch werden die Arbeitslosen auch nicht weniger.

Mir will scheinen, als ob der Lärm um diese Stücke zur Bedeutung der opera operata Brechts, der trotz allem eine große Begabung bleibt, in keinem rechten Verhältnis steht. Diese Dreigroschen - Philosophie: „Wie man sich bettet, so liegt man", diese sorgsam panierte Roheit, diese messerscharf berechneten Goldgräberflüche ... so ist das Leben ja gar nicht. Nicht einmal das in Klondyke von gestern, bestimmt nicht das in Amerika von heute ... auch die Beziehung zu Deutschland 1930 bleibt flau. Es ist stilisiertes Bayern.

Was der Dichter da treibt, sieht aus, wie wenn sich einer an einem Hausbrand Suppe kocht. Aber das Haus brennt nicht seinetwegen.

Peter Panter

Gebärzwang und kein Ende

Unter diesem Titel bringt der Neue Deutsche Verlag in dritter erweiterter und verbesserter Auflage die Lebensarbeit Emil Hölleins heraus, des kommunistischen Führers, der am 18. August 1929 mit neunundvierzig Jahren starb. Wenige Tage vor seinem Tode hatte er das Vorwort zu der neuen Ausgabe niedergeschrieben. Einen wie schweren Verlust, nicht nur für seine Partei, der so frühe Tod dieses Mannes bedeutet, beweist das vorliegende Werk. Es ist einzig in seiner Art; weil es mit klarster kulturrevolutionärer Tendenz reiche und präzise Wissenschaft verbindet. Alles, was man hier sucht, findet man; dies Buch ist ein wahres Kompendium. Der Geburtenrückgang in Deutschland; Der Kampf um die Kleinhaltung der Familie; Nicht Gebärzwang, sondern Menschenökonomie!; Geburtenhäufigkeit und Kindersterblichkeit; Die werktätige Familie und der Kindersegen; Anatomisches, Biologisches und Physiologisches über die menschliche Fortpflanzung; Die Verhütung der Empfängnis; Die Enthaltsamkeitsmethoden; Die Samenabtötungsmethoden; Die mechanischen Sperrmethoden; Der künstliche Abortus und das Deutsche Strafgesetzbuch — Überschriften der wichtigsten Kapitel. Statistische Tabellen und dreißig Abbildungen ergänzen den Text wirksam. Mit musterhafter Genauigkeit ist die Entwicklung der strafrechtlichen Normierung dargestellt: vom alten Paragraphen 218 über die Novelle von 1926 bis zum Bumke-Hergtschen Regierungsentwurf eines Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuchs und zu den Beschlüssen des Strafrechtsausschusses. Diese Entwicklung zeigt Fortschritte, aber winzige.

Immer noch soll die Abtreibung bestraft werden; wenn auch nur mit Gefängnis; wenn auch in besonders leichten Fällen des Versuchs das Gericht von Strafe soll absehen können; wenn auch die Strafbarkeit in zwei Jahren verjähren soll. Immer noch soll, wer „gewerbsmäßig" abtreibt, also auch jeder ein angemessenes, selbst sehr bescheidenes Honorar beanspruchende Frauenarzt, so schwer bestraft werden wie Einer, der ohne Einwilligung der Schwangern abtreibt, nämlich mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren! Immer noch soll der approbierte Arzt in den Fällen sozialer oder eugenischer Indikation (Armut; voraussichtliche Minderwertigkeit des Kindes) zur Vornahme der Schwangerschaftsunterbrechung nicht berechtigt sein; nur falls sie „nach den Regeln der ärztlichen Kunst zur Abwendung einer ernsten Gefahr für das Leben und die Gesundheit der Mutter erforderlich ist", soll er dem Zuchthaus entgehen. Das Ankündigen, Anpreisen und Ausstellen von Abtreibungsmitteln soll — allerdings unter gewissen Einschränkungen — mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft werden; das öffentliche Anbieten eigner oder fremder Dienste zur Vornahme oder Förderung von Abtreibungen gleichfalls, und zwar ohne jede Einschränkung zugunsten der Ärzte. Vor allem soll nach der Reichstagsvorlage die öffentliche Ankündigung, Anpreisung oder Ausstellung empfängnisverhütender Mittel mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft werden, falls sie „in einer die Sitte oder den Anstand verletzenden Weise" erfolgt. Dieser Paragraph, dehnbar wie ein Gummiartikel, ist zweieinhalb Monate nach Hölleins Tod vom Strafrechtsausschuß gemäß der Vorlage angenommen worden; die Sozialdemokraten stimmten, wie auch sonst meist, mit den konservativen Parteien. Nun bleibt die Freigabe der empfängnisverhütenden Mittel eine noch viel wichtigere Sache als die Freigabe der Fruchtabtreibung; Höllein zitiert sehr mit Recht Doktor Leo Klaubers vortreffliches Wort: „Ein Lot Vorbeugung ist besser als ein Zentner Medikamente." (Beiläufig: Zurzeit wird von gewissen Organisierhengsten für ein Volksbegehren gegen die Abtreibungsstrafe geworben; diese Leute scheinen immer noch nicht begriffen zu haben, daß die Reichsverfassung mit dem Referendum nur blufft; daß Niederlage hier das Gegebene ist, samt allen psychologischen Folgeerscheinungen der Niederlage; daß ein Volksbegehren uns dem Ziel also nicht nähern, sondern von ihm entfernen würde. Macht ihrs dennoch, dann bezieht wenigstens die empfängnisverhütenden Mittel ein; sie auslassen bedeutete den Gipfel des Dilettantismus.)

Kritisch wäre zu Hölleins Werk zu sagen, daß es die Beweggründe der Gegner mehr, als billig, vereinfacht; es sind nicht nur die Rekruten und die industrielle Reservearmee, um deren Vermehrung die Verteidiger der Abtreibungsstrafe bangen; der Klerus, zum Beispiel, hat ganz andre Motive. Und das stärkste Motiv bleibt, hier wie überall: das motivlos-träge Kleben an der Tradition. „Massow, was so, ist so, bliwt so" — leider kein Junkerspruch nur! Zudem

birgt die in diesem Buche mehrfach beliebte Wendung vom „imperialistischen Gebärzwang", der aufgehoben werden müsse, die Gefahr der Deutung, ein sozialistischer Staat würde den Gebärzwang notfalls einführen dürfen ... eine Theorie, die ich aus Marxistenmunde tatsächlich schon vernommen habe. In Wahrheit geht es hier aber nicht so sehr um Mitleidsmaßnahmen in einer Epoche gesteigerten Pauperismus und um Eugenik, als vielmehr um die Herstellung individueller Freiheit und menschlichen Verfügungsrechts. Karl Marx, in seiner sehr partiellen Revolutionärität, stand diesen Dingen ähnlich konservativ gegenüber wie dem Kriege. So kommt es, daß der Keim zum Kampf gegen den strafgesetzlichen Gebärzwang nicht von der Arbeiterbewegung gelegt worden ist, sondern von der neuern kritischen Kultur- und Rechtsphilosophie (also von „bürgerlichen Ideologen"). Höllein, dessen umfassendes Werk auch des geschichtlichen Teils nicht enträt, setzt den Beginn der Aktion mit einem „Gebärstreik"-Aufruf sozialistischer Ärzte, 1912, an. Aber bereits 1908 war die Schrift ‚Das Recht über sich selbst' erschienen, in der, zum ersten Male, aus einem allgemeinen rechtsphilosophischen Prinzip die Forderung der Straflosigkeit gewisser bis dahin und bis heute strafbarer Handlungen, so besonders der Schwangerschaftsunterbrechung, abgeleitet wurde — eine Schrift, von der die sozialdemokratische Presse allerdings, just sie, in allen Tönen schwieg. (Die Partei kannte nur Lohnkämpfe.) Und Helene Stöckers ‚Bund für Mutterschutz' begann seine von vornherein auch gegen den Abtreibungsparagraphen gerichtete Tätigkeit schon 1905. Es bleibt marxistisch, solche Tatsachen nicht zu kennen. Hätte Höllein, dieser herzliche, offene, unbeschränkte Mensch, dieses Gegenteil eines sauren Schulen- und Fraktiönli-Politikers, sie gekannt: er würde, bei allem historischen Materialismus, Derer gedacht haben, die einst die Bresche schlugen.

Sein Werk, das reichhaltigste, gediegenste Anti-218-Buch, das ich kenne, ist den Schund- und Schmutzrüsseln des Bayrischen Landesjugendamts glücklich entwischt; die neue Auflage bringt die klugen Entscheidungsgründe der Prüfstelle Berlin und der Oberprüfungsstelle Leipzig — gegen München. Das Buch wird eine vorzügliche Waffe in der Hand der Befreier sein; von dem, der sie schmiedete, gilt, was das Verlagsvorwort über ihn sagt: „Sein Kampf für den Sozialismus war für ihn mehr als eine Frage des Kampfes der Klasse."

Kurt Hiller

Biographie des Doktor X.

Ein Mann von Welt — doch mehr von Weltanschauung
(Weil Letzteres den innern Wert erhöht),
So wandelt Dr. X voll Seelenstauung
— Der Doktortitel: äußere Erbauung —
Durchs Weltgestrüpp als ein Kulturästhet.

Die Weltanschauung war ihm früh schon heilig,
Seit jener Stunde, da sein Schamgefühl
Durch einer Jungfrau Zutun jäh und eilig
Entblättert ward (— er fand dies unverzeihlich!),
Doch blieb er, wie er war: korrekt und kühl.

Den kleinen Unfall hat er schnell vergessen,
Bald ist er weltanschaulich weltentrückt,
Fern hält er nun sich jeglichen Exzessen
Sowie halbweltanschaulichen Intressen,
Von mildem Seelenfrieden sanft beglückt.

Er flieht die Niederung der Tageszeitung
Und watet nicht im Sumpf der Politik —
Denn Kampf, als frevelhafte Überschreitung
Der Polizeiverordnung, däucht ihm Vorbereitung
Zum Kosmossturz, zur Weltall-Republik.

Was ist, soll bleiben, soll für ewig gelten
(Denn seine Weltanschauung schreibt das vor),
In Permanenz: die beste aller Welten —:
Wer Hunger hat — soll essen und nicht schelten!
Sein Weltbild trägt die Firma: Reiner Tor.

Die reine Torheit tarnt sein Seelenleben. —
Nach außen hin genügt der Doktorgrad,
Ihn vom profanen Durchschnitt abzuheben.
Sein Grabmal wird einst diese Auskunft geben:
„Ein Mann von weltanschaulichem Format!"

Günther Dallmann

Lesefrucht

„Pourquoi vous obstinez-vous à vouloir vivre à Paris, chère demoiselle? Vous feriez si bien dans un bordel de province!"

Jules Renard

Liebe Weltbühne!

Der vierundachtzigjährige Graf Appony geht mit einem Freund über die genfer Rhonebrücke. Da kommt ihnen ein hübsches Mädchen entgegen und lächelt. Graf Appony lächelt wieder. Das Mädchen dreht sich um. Appony auch. Und spricht: „Ja, wenn man noch mal fünfundsiebzig wäre —!"

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Prof. Alfons Goldschmidt: Der Krieg und das Gesetz der steigenden Last. Ehemaliges Herrenhaus, Leipziger Straße 3. Montag. 7 Uhr, Saal 141.

Weltbühnenleser. Gertrud Ellert (ZdA.): Unsere Forderungen zur Angestellten-Politik. Café Adler. Mittwoch, 8 Uhr.

Deutsch-russische Literaturgemeinschaft. Moderne russische Dichtung. Aus den Werken von Babel, Iwanow, Jessenin, Pasternak usw. Sprecher: Edith Esther Corten, Humboldthaus, Fasanenstraße 23. Mittwoch, 8½ Uhr.

Ausstellung Nathaniel Wolff, New York, im April in der Buchhandlung Karl Buchholz. Kurfürstendamm, neben Uhland-Eck.

Bücher

Roland Dorgelès: Die hölzernen Kreuze (Deutsche Uebersetzung von Les Croix de Bois). Montana-Verlag, Stuttgart.

E. Höllein: Gebärzwang und kein Ende. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.

Johnson: Dunkle Wege Amerikas im Weltkrieg. Dieck & Co., Stuttgart.

J. N. Leonard: Das Leben des Karl Proteus Steinmetz. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Richard Aldington: Heldentod. Paul List Verlag, Leipzig.

Die Zeit: Organ für grundsätzliche Orientierung. Herausgegeben von Fr. W. Foerster. Zeitbücher-Verlag, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 18.10: Dr. Hermann Hieber: Bücherstunde: „Film und Funk". — Köln 16.45: Fritz Worm: Das Menschengesicht. — Berlin 20.30: Rausch, Komödie von August Strindberg. — **Freitag.** Berlin 19.30: Heinz Liepmann: Die Hilflosen. — **Sonnabend.** Berlin 20: Für oder wider Mahagonny?

Antworten

Kultusminister Dr. Grimme. Die Exponenten verschiedener Machtgruppen, nämlich sämtliche bürgerlichen Parteien im Landtag, inklusive Demokraten, haben einen Antrag eingebracht, der im Effekt auf einen Mord an der Krolloper hinausgeht. Für die Landesbühnen-Organisation unter vorzugsweiser Berücksichtigung der Grenzlande sollen 600 000 Mark mehr hergegeben werden, die von den Ausgaben für die Staatlichen Theater in Berlin abzustreichen sind, und zwar soll die Kürzung bei dem für die Krolloper vorgesehenen Vorschuß stattfinden. Auf diese hinterhältige Weise soll also der „musikalische Bolschewismus" am Platz der Republik kaputt gemacht werden. Denn es ist klar, daß die Krolloper dadurch in die ärgsten administrativen und finanziellen Wirren gerät, die Verpflichtungen werden nicht eingehalten werden können, Engagements werden rückgängig gemacht werden müssen, Schadenersatz- und Kontraktbruch-Prozesse werden die Folge sein. Unser bestes und modernstes Opern-Institut, auf daß die Stadt Berlin stolz sein und daß sie mit Nägeln und Klauen verteidigen sollte, soll gemeuchelt werden. Wir wünschen, Herr Minister, daß Sie weitblickender sind, als die provinziellen Zeloten, die auf diesem Umwege das verhaßte Berlin treffen wollen. Machen Sie das Komplott zunichte. Suchen Sie die Krolloper zu erhalten, auch wenn es auf Kosten des Kulissenzaubers in der Oper Unter den Linden gehen sollte.

Kommerzienrat Erlenbach, Nürnberg-Fürth. Ich dachte, Sie verkauften Mäntel? Vorsitzender des Nürnberger-Fürther Einzelhandelsverbandes ... Konfektion ... Nein; Sie haben eine Ritterrüstung angelegt. Die ‚Textil-Woche' zitiert wohlgefällig ein Gedicht, das Sie nach der Befreiung der zweiten Zone des besetzten Gebietes fertig genäht abgeliefert haben. „Da lasse der Himmel den frevelnden Wahn mit rächenden Maße dich messen. Und was der Feind uns angetan, das sei ihm nicht vergessen!" Allmächtiger! Wenn die Kaufleute poetisch werden ...! Aber abgesehen davon, daß wenigstens etwas von „Maß" und „messen" in diesem Elaborat vorkommt: wenn Ihnen einer so einen Mantel brächte wie dieses Gedicht: Sie nähmen ihn nicht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

„Gregor der Große" von Heinz Pol

Gestatten Sie, daß ich Ihnen vorstelle: den Pg. (zu deutsch: Parteigenossen) Gregor Strasser, Mitglied der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei sowie des Reichstags. Den Namen müssen Sie schon irgendwo mal gehört haben? Ganz recht. Es ist Ihnen jedenfalls bekannt, daß Pg. Strasser den deutschen Weltrekord in Beleidigungen und Anrempeleien hält. Sie wissen vielleicht auch noch, daß er ein alter Kg. (zu deutsch: Kampfgenosse) Adolf Hitlers ist und aus München stammt, wo er dem ehrbaren Beruf eines Apothekers nachging, bis er in den bayrischen Landtag gewählt wurde, wo er bis 1924 verblieb, um dann in den Reichstag umzuziehen. Und schließlich wissen Sie vielleicht auch noch, daß er achtunddreißig Lenze zählt, dick und gemütlich aussieht, rosa Pausbäckchen besitzt und sich in der Kleidung gern burschikos gibt, mit flatterndem Hemd und eng anliegenden Knickerbockers.

Sie wissen also eine ganze Menge, aber Sie wissen nicht die Hauptsache. Nämlich daß dieser ehemalige Apotheker während der letzten zwei, drei Jahre in aller Stille einen Zeitungs- und Zeitschriftenkonzern aufgebaut hat, der ihm heute fast die Rolle eines Hugenberg in den Reihen der Nationalsozialisten zu spielen erlaubt. Der Dreh ist genial: ins Land brüllt man, daß die Demokratie in Deutschland nur deshalb noch so mächtig sei, weil sie von den riesigen Meinungsfabriken geschützt werde, der große Hitler werde nach Gründung des Dritten Reichs die Redaktionen und Druckereien in Stücke schlagen, denn erst dann könne die geistige Erneuerung Deutschlands beginnen — und gleichzeitig, das heißt um diese Weisheiten unters Volk zu bringen, schafft man sich einen Presseapparat, wie er vorzüglicher kaum zu denken ist.

Bis vor kurzem besaßen die Nationalsozialisten in der Hauptsache eine illegale Presse: die von ihnen abhängigen Blätter, meist kleine Provinzzeitungen, gaben sich nach außen hin den neutralen Namen eines „nationalen" Blattes. Das einzige offizielle Parteiblatt war lange Zeit der in München wohnende ‚Völkische Beobachter'. Dieses Blatt erscheint in dem zweiten großen Zeitungs- und Propaganda-Konzern der Nationalsozialisten, nämlich im Verlag Franz Eher in München, dem alten Stammverlag Hitlers, an dem er, wie es heißt, finanziell stark beteiligt ist. Der ‚Völkische Beobachter' hat einen erheblichen Aufschwung genommen, zumal er seit ein paar Monaten in einer besondern Reichsausgabe auch noch in Norddeutschland und vor allem in Berlin vertrieben wird. Diese Maßnahme ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß Hitler die Zeitungskonkurrenz und damit der Einfluß Strassers in Berlin doch zu groß wurde. Auch der vom Eher-Verlag herausgegebene ‚Illustrierte Beobachter' hat in den letzten Monaten eine hohe Auflageziffer erreicht, man spricht von rund hunderttausend Exemplaren. Außer dem recht modern

aufgezogenen Bilderdienst zieht der wöchentliche politische Leitartikel Hitlers viele kauflustige Braunhemden an. Erheblich geringere Bedeutung hat der monatlich erscheinende ‚Akademische Beobachter', das amtliche Organ der nationalsozialistischen Studenten.

Die Haupttätigkeit des Eher-Verlags liegt aber auf dem Vertrieb von Broschüren und Büchern. Da ist vor allem die von Gottfried Feder, dem Marx der Braunhemden, herausgegebene ‚Nationalsozialistische Bibliothek', in der die Forderungen und Erkenntnisse „wissenschaftlich" behandelt werden. Noch üppiger gedeiht die Buchabteilung, in der man nicht nur die beiden Hauptwerke Hitlers zum spottbilligen Preise von zwölf Mark finden kann, sondern auch die Geheimnisse der Weisen von Zion sowie einen richtiggehenden Roman unsres patentierten Zwischenrufers Goebbels, betitelt: „Michael, ein deutsches Schicksal in Tagebuchblättern". Wie die Großen!

Dieser Franz Eher-Verlag vertritt mit seinen Erzeugnissen noch die sozusagen vornehme Richtung der Nationalsozialisten. Aufmachung und Propaganda sind noch ein wenig altväterlich und provinziell. Kein Wunder also, wenn der Konzern des Herrn Strasser ihn weit überflügelt hat. Strasser kam nach Berlin, sah sich um, schmeckte das Tempo der Zeit auf der Zunge, rieb sich die Hände und gründete einen Verlag, daß es nur so krachte. Vielmehr: es krachte gar nicht, denn dieser mit allen Wassern gewaschene münchner Apotheker arbeitete und arbeitet unterirdisch. Ein eignes Haus besitzt er nicht, und wo sich sein „Kampf-Verlag" befindet, wissen nur ein paar Eingeweihte der Partei, die Öffentlichkeit erfährt lediglich: „Kampf-Verlag G. m. b. H., Berlin N 4 (Postfach)". Nun, dieses Postfach muß recht umfangreich sein, denn Herr Strasser besitzt zunächst einmal sechs Zeitungen, drei Tageszeitungen und drei Wochenzeitungen. Die größte ist der ‚Nationale Sozialist', vor kurzem noch ein kleines unbekanntes Wochenblatt in Berlin, jetzt das große amtliche Organ. Um diese Zeitung hat es vor ein paar Wochen einen heftigen Streit zwischen Goebbels und Strasser gegeben, aber Hitler, der merkwürdigerweise den allerdings sehr populär gewordenen Goebbels viel mehr fürchtet als den verschlagenen und im Dunkeln munkelnden Strasser, hat den Streit zugunsten Strassers entschieden: Goebbels Organ ‚Der Angriff' darf nach wie vor nur zweimal in der Woche zum Angriff blasen.

Die beiden andern Tageszeitungen Strassers sind der ‚Sächsische Beobachter' und der ‚Märkische Beobachter', beides amtliche Organe der Partei. Die Wochenzeitungen sind die ‚Berliner Arbeiterzeitung', die ‚Rheinisch-Westfälische Arbeiterzeitung' und das Revolverblatt ‚Die Faust'. Das ist der augenblickliche Zeitungsbesitz Strassers, der aber jetzt, nach ein paar Wochen Atempause, wieder daran geht, ein paar neue Zeitungen in Mecklenburg, Pommern und Thüringen entweder zu gründen oder seinem Verlage anzugliedern. Es besteht kein Zweifel, daß er heute schon mit seinen sechs Blättern einen immensen Einfluß besonders in Berlin und Brandenburg besitzt: die Auflage des ‚Angriff' geht rapide zurück, und

die übrigen völkischen Winkelblätter, wie etwa der ‚Reichswart' des seligen Grafen Reventlow, spielen auflagemäßig überhaupt keine Rolle mehr.

Seine größten finanziellen Erfolge hat aber Strasser bisher mit seinen kleinen handlichen Broschüren errungen, die das Programm und die Ziele der Partei in einer unsäglich flachen, aber technisch und journalistisch sehr wirksamen Form dem Publikum schmackhaft machen. In diesen Heften wird Demagogie für den Abschaum menschlicher Dummheit getrieben, freilich mit dem Resultat, daß etwa die Broschüre von Goebbels „Das kleine Abc des Nationalsozialisten" bereits im 110. Tausend erscheint. In der Goebbelschen Schrift stehen übrigens ergötzliche Sachen. Zum Beispiel wird gefragt, was ein guter Nationalsozialist von der Deutschen Volkspartei denke. Goebbels Antwort lautet: „Die Deutsche Volkspartei ist jene Partei, die unter dem Deckmantel der nationalen Arbeit einseitig großindustrielle Interessen vertritt und unter dem Vorwand, das Wohl der Klein- und Hausindustrie zu wahren, diese für ihre Konzern- und Trustinteressen mobil zu machen versucht." Der thüringische Innenminister Frick wird, wie verlautet, seinen volksparteilichen Koalitionskollegen ein Exemplar dieses ergötzlichen Abcs in handgeschöpftem Bütten zum jeweiligen Gebrauch überreichen.

Auch sonst bietet die Lektüre der kleinen Bücher viel Anregung. Goebbels fragt in seiner Broschüre, welchen Grundsatz die Nationalsozialisten an Stelle „des Prinzips der Majorität" zu fordern hätten. Und er antwortet lapidar: „Freie Bahn dem Tüchtigen". Im zweiten Heft der Bücherei setzt R. Jung, auch eine wissenschaftliche Leuchte des Dritten Reichs, auseinander, warum der Nationalsozialist gegen den demokratischen Individualismus kämpfen müsse. Warum? Nun, weil er das „Freie Bahn dem Tüchtigen" predige. Aber derartige unwesentliche Stilfehler fallen niemandem auf: auch die Jungsche Broschüre erscheint schon im 30. Tausend.

Das ist die populäre Abteilung des Strasserschen Konzerns. Strasser kann aber auch fein sein, ganz fein. Und so wendet er sich denn mit seiner Halbmonatsschrift ‚Nationalsozialistische Briefe' an die „gebildeten Kreise". Ausdrücklich macht er darauf aufmerksam, daß diese Zeitschrift keinen parteiamtlichen Charakter trage, und daß sie zu ihren ständigen Mitarbeitern Koryphäen wie Frick und Reventlow zähle. Dieser Zeitschrift angegliedert sind die ‚Grünen Hefte', die ebenfalls als Serie erscheinen.

Strasser wüßte nicht, was eines großen Verlegers würdig wäre, wenn sein Kampf-Verlag nicht auch noch eine Buchabteilung besäße. Hier sind „Das schwarze Reichswehrbuch" des Majors Buchrucker erschienen, sowie eine Kriegsbroschüre von Ernst Jünger, Schauwecker und Hielscher, unsrer Salonlöwen des „neuen" Nationalismus.

Zweifellos ist Strasser ein ungewöhnlich fähiger Organisator. Seinen Verlag hat er buchstäblich aus dem Boden gestampft. Bevor er nach Berlin kam, wurde die ganze völkische und nationalsozialistische Bewegung von der münchner

Zentrale propagandistisch geleitet. Die Erfolge der Hitlerleute in Norddeutschland sind zu einem großen Teil auf die Werbetätigkeit Strassers zurückzuführen. Er trifft den Ton. Sein ‚Nationaler Sozialist' ist im Gegensatz zu dem antiquierten ‚Völkischen Beobachter' durchaus modern aufgemacht, mit Sensationsüberschriften, Zeichnungen und frechen Glossen.

Die übrige Presse der Nationalsozialisten ist gegenüber dem Strasserschen Konzern bedeutungslos. Sie wird von den Orts- und Landesorganisationen der Nationalsozialisten finanziert und von den immunen Reichstags- und Landtagsabgeordneten geleitet. In der Hauptsache leben sie von den Nachrichten der nationalsozialistischen Reichstagskorrespondenz, deren Herausgeber — fast hätte ichs vergessen, aber sein Reich ist unermeßlich — kein andrer als Gregor Strasser ist.

Es gehört nicht viel Prophetengabe dazu, wenn man der Ansicht ist, daß der Zeitungskönig Strasser eines nicht sehr fernen Tags seinen Herrn und Meister Hitler in die Ecke stellt und vom Druckereikontor aus die Zügel der Partei ergreift. Schon heute heißt er bei seinen Intimen „Gregor der Große". Wie sagt doch Goebbels? „Freie Bahn dem Tüchtigen!"

Die Götter dürsten von Jonathan Wild

Vor der Salle Bullier in Paris, wo wochentags die Studenten tanzen, stehen dichtgedrängt die Truppen Chiappes. Weiter unten, der Place St. Michel zu, knurren Dutzende von Motorrädern, an den Ecken lehnen Gestalten mit Helmen am Kopf. Bereitschaft. Es ist Mitternacht, der Platz ist tot, und die Männer in den Pelerinen wechseln kein Wort. Stumm steht dieses Heer und hält seine Waffen sorgsam versteckt.

Die drinnen im Saal sind toll. Sind so, als wenn nichts gewesen wäre, kein Krieg und als gäbe es kein Locarno und keine Nachkriegsvernunft. Haßerfüllt. Wen die hassen? Einen neuen, zeitgemäß kolossalen, dämonischen Feind: Sowjetrußland. Glaubt nicht, daß die Mittel subtiler geworden sind, die angewandt werden, ein Volk zu verhetzen.

Rußland, Sowjetrußland, wird systematisch dem französischen Volk verhaßt gemacht. Und keine offiziöse Stelle beteiligt sich nicht an dem Werk. Alle tragen dazu bei, in heimtückischer und traditioneller Weise. Folgendermaßen:

Da stand vor kurzem der Scheckfälscher Litwinoff nebst Konsorten vor dem pariser Geschworenengericht. Der Prozeß, dessen Verlauf die betrügerischen Absichten der Beschuldigten bewiesen hat und bei dem die russische Regierung als Nebenklägerin auftrat, endete, wie bekannt, mit einem Freispruch. Gut. Über die Handhabung der Justiz hüben wie drüben, wie überall, läßt sich streiten. Aber darüber wohl nicht, daß die Vertreter der Angeklagten, die bekannten französischen Rechtsanwälte Moro-Giafferi und Campinchi in ihren Plaidoyers, ohne ein einziges Mal unterbrochen zu werden, in öffentlicher Sitzung folgendes sagen durften:

Campinchi: Wir treffen uns hier nicht der Idee des Kommunismus gegenüber, die von Platon bis Fourier xmal verfochten worden ist, sondern vis-à-vis einer Regierung, die zweimal willkürlich ihre Verpflichtungen geleugnet hat. Das erste Mal, als sie sich weigerte, die russischen Staatsschulden anzuerkennen... Das zweite Mal mitten im Weltkrieg, als Frankreich am Abgrund stand. Da hat sie den Frieden von Brest-Litowsk gemacht und uns vierzig Divisionen auf den Rücken gehetzt...! Das war für uns der Sturz von Montdidier, die Bedrohung Amiens, das war die Gefangennahme von neunzigtausend unsrer Leute, das war die Offensive gegen den Chemin des Dames. das war der Massentod der Unsern bei Duchène, und das war die Wiederbesetzung von Soissons...! — ... Diesem Rußland verdanken wir das, das die Negation der Moral selbst ist und das es wagt, sich an unsre bürgerliche Gerichte zu wenden...

Und der Maître Campinichi verlangt auf Grund dieses vernichtenden Urteils über Sowjetrußland den Freispruch einiger kleiner Schwindler, die von der russischen Regierung selbst, deren Botschaft in Paris akkreditiert ist, mitangeklagt sind. Dann kommt Moro-Giafferi. Er zeichnet ein phantastisches Bild von der Tätigkeit der G.P.U. und fährt dann indigniert fort:

...ihre eignen Richter ermorden sie! Den Präsidenten des leningrader Gerichtshofs haben sie in einem ihrer Keller umgebracht. Sie töten die Richter, um Recht zu behalten!

Und auch er fordert Freispruch. Den Geschworenen aber ruft er zum Schluß noch zu: „Sollen sie vor Wut rasen, die Sowjets, Ihr werdet euch geehrt fühlen."

Die Geschworenen, die Anwälte und ganz Frankreich haben den Freispruch der Schwindler erhalten, und damit Sowjetrußland seine „Ohrfeige", wie sich einer der ehrenwerten Maîtres ausgedrückt hat.

Gewisse Zeitungsgruppen verbannen wochenlang den eignen innenpolitischen Wirrwarr auf die dritte Seite und verwenden das Titelblatt dazu, gegen Sowjetrußland zu hetzen. Sie verraten auch ihr Ziel: Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Man fragt sich, was kann das im besten Fall Frankreich nützen? Man errät es nicht. Aber sie hetzen. Das ‚Echo de Paris', das gelesenste nationalistische Blatt, im Verein mit der ‚Liberté', veranstaltet politische Meetings, in denen sie in der unerhörtesten Weise ein Land beschimpfen, dessen Botschafter Eingang zum Quai d'Orsay hat. Niemand verbietet sie. Vor Zehntausenden von Menschen, wie zum Beispiel in der Salle Bullier, wird von den Sowjetrussen nur als von den „Assasins" und „Bandits" gesprochen, von den Zertrümmerern der menschlichen Kultur und Gotteslästerern. Pierre Taittinger, der Führer der „Jeunesse Patriote", schlägt mit der Reitpeitsche auf das Rednerpult, wozu, ja, die Universitätsjugend Frankreichs jubelt. Er darf ungestraft die frechsten Verleumdungen vorbringen und seine Rede damit beenden: die Sowjetbotschaft muß aus Paris hinaus! Zehntausend Menschen hören es. Die Jungen, die Besten. So werden sie gefangen und gewonnen. Sie sind, schon jetzt, bereit, dreinzuschlagen, mit Freuden. Man habe acht, die „Götter" dürsten!

Die Rolle der Geistigen in der Politik von Kurt Hiller

In allem Entscheidenden gilt für Europa, was für irgendeines seiner Länder gilt; aber ich möchte hier nur von Deutschland sprechen. Die Rolle der Geistigen in der deutschen Politik ist rasch umschrieben: sie spielen keine. Zwar haben sie von jeher die Ideen geliefert, aber an der Praxis sind sie von jeher unbeteiligt. Das war lange Zeit ihre eigne Schuld; seit etwa zwanzig Jahren, seit den klassischen aktivistischen Bekenntnissen der Heinrich Mann, Gustav Landauer, Ludwig Rubiner, trifft das nicht mehr zu. Die Pflicht zur Macht trat in ihr Bewußtsein; neben den Willen zum Produzieren der Ideen der Wille, sie zu verräumlichen. Er blieb unerfüllt. Nach wie vor ist der Geistige in Deutschland verurteilt, untätig mitanzusehn, was die Praxis aus den großen Gedanken des Geistes macht; wie sie sich um sie kümmert, wenn es zu spät ist; oder wie sie sie verbiegt.

Wer ist die Praxis? Generaldirektoren, Grundbesitzer, Richter außer Diensten, Gewerkschaftssekretäre, Prälaten, Syndici, rührige Alltagsmenschen, die sich als Realpolitiker brüsten, weil ihre Maxime die rührige Bequemlichkeit ist. Leute, die schlechte Prosa schreiben, keine bessere reden und für das Lächerlichste auf der Welt den Versuch halten, Erkenntnisse der sittlichen Vernunft in Gesetze umzusetzen und in soziale Wirklichkeit; Forderungen, die der Geist stellt, zu realisieren. Sie wollen, in den günstigern Fällen, für die Nation das sein, was sie für ihre Person sind: kluge Geschäftsleute; die Regungen, die durch die Brust geistiger Menschen zucken, betrachten sie mit Zynismus, oft mit wohlwollendem, denn viele dieser Leute legen Wert darauf, als Liebhaber der Kulturgüter, als Idealisten angesehen zu werden. Was sie in Wahrheit einzig kennen, ist der Trieb nach Geld und der nach Geltung, und sie schämen sich nicht, in Geltung zu stehen ohne Gegenleistung.

Was haben die Realpolitiker geschaffen? Kriege. Was haben sie geduldet? Grauenvollstes Anschwellen der Armut. Was haben sie immer wieder zu vereiteln verstanden? Die Organisierung der Humanität. — Drüben in Rußland Jene, die sie zu organisieren begonnen haben, waren Geistige: der Literat Lenin, der Literat Trotzki, der Literat Bucharin und andre Utopisten, in denen das Feuer der Verwirklichung brannte; an der Spitze faustkräftiger Scharen im richtig erfaßten psychologischen Moment losbrechend, durften sie Täter werden — herrlichstes aller herrlichen Geschicke! Bei uns blieb dieser Typ zur Untätigkeit verurteilt; wo er sich zur Tat wagte, in den drei Jahren nach dem Kriege und vor dieser neuen Erstarrung, wurde er abgeknallt; von Platons Wunsch, daß die Philosophen Könige werden (und Platon hat unter einem Philosophen wahrhaftig Besseres verstanden als den Erkenntnistheoretiker!), ist nicht der Hauch des Schattens einer Spur erfüllt. Die Demokratie räumte zwar mit den falschen Aristokraten auf; aber sie vergaß, die echten einzusetzen. Die Geistigen in Deutschland sind nicht Könige, sondern

Zaunkönige; am Rande des politischen Geschehens zwitschern sie ihr Lied.

Wird es gehört? Gewiß. Es wird gehört und als Musik gewertet — während sie doch ganz etwas andres machen wollen als Musik!

Aber in Deutschland gilt eben als Musikant, als Aesthet, als Lüdrian und Luftikus, wer eine starke Sache so sagt, daß sie sich hören läßt; während als seriös gilt, wer eine schwache Sache ohne Melodie sagt. Daß einer unterrichtet sein und gleichwohl Tiefgang und Form haben kann — diese Erkenntnis ist hierzulande immer noch nicht genügend verbreitet; im Gegenteil: schon der Umstand, daß einer weder Tiefgang noch Form hat, eröffnet ihm einen Kredit als Fachmann. Der berühmte Sarkasmus der Politiker gegen die „Literaten" richtet sich in Wahrheit gar nicht gegen die Literaten, nämlich gegen Leute, die aus dem Schreiben einen Beruf machen, sondern gegen die unabhängig Denkenden und denkkräftig Schreibenden, also gegen die guten Literaten; während jene, die gefügige Parteiherdentiere sind, die niemals als wilde Böcklein aus der Reihe tanzen, die immer nur mit der Feder rechtfertigen, was der Haufe treibt, also die schlechten Literaten, gern geduldet werden, ja zu Führern aufrücken: man vergißt dann gnädig, daß sie nicht vom Schraubstock kamen noch vom Kontorschemel, sondern vom Schreibtisch; schließlich zetern sie selber gegen „die Literaten". „Literat" ist das Schimpfwort, mit dem der minderwertige Literat geistige Menschen bedenkt.

Er pflegt gegen sie die treuen Besorger der Kleinarbeit auszuspielen — auszuspielen mit Augen, deren Spitzen in Gift getaucht sind. Das Beamtenhafte als das Sittlichere gegenüber dem Denkerischen, gar Künstlerischen. Und in der Tat, die Kleinarbeit zu verachten, alles das zu verachten, was in Gewerkschaften, Seminaren, Laboratorien, Ministerien, Parlamentsausschüssen die Aufgabe bildet, wäre töricht. Ohne Kleinarbeit kann keine Gesellschaft bestehen; mit philosophischen Freskophrasen läßt sich eine Nation nicht verwalten. Aber was frommt alle Kleinarbeit, die nicht die Ausführung großer Gedanken ist? Ersetzt werden durch Kleinarbeit kann der große Gedanke niemals. Der spitze Hinweis auf die Kleinarbeit, die er leistet, entlastet den Kleingeist nicht. Ideen brauchen ihre Bürokratie; aber eine Bürokratie ohne Idee ist ein häßlich klappernder Selbstzweck. Und daß Ideenträger unfähig zur Kleinarbeit wären, bleibt eine Verleumdung. Ich nenne zum Beweise ein bis in die letzten Einzelheiten ausgearbeitetes Gesetzgebungswerk, das vor wenigen Jahren ein Kreis unabhängiger Kulturpolitiker jenseits der ministeriellen Bureaus und der parlamentarischen Sitzungssäle schuf: den ‚Gegenentwurf' des Kartells für Reform des Sexualstrafrechts. Daß die einschlägigen Anträge der Linken im Strafrechtsausschuß des Reichstags auf diesem ‚Gegenentwurf' fußten, daß ihn das Reichsjustizministerium durch einen Oberregierungsrat auf zwanzig Spalten Quart kritisch beantworten ließ, sind Tatsachen, die doch wohl zeigen, daß Leute, die wissen, was

Kleinarbeit ist, sie dort nicht vergebens zu suchen brauchten, wo eine große Idee es war, die diktierte.

Noch andre Beispiele ließen sich nennen. Jedenfalls darf aus dem Umstand, daß der Parteienstaat freie Geister gemeinhin an die politische Kleinarbeit nicht heranläßt, keineswegs geschlossen werden, daß sie außerstande seien, sie zu leisten.

Wenn wir von Geist und geistigen Menschen sprechen — daß wir damit nicht Angehörige gewisser Berufszweige meinen, sondern Repräsentanten eines gewissen charakterologischen Typus, versteht sich. Die intellektuellen Branchen wimmeln von ungeistigen Menschen. Ein Schriftsetzer kann Mann des Geistes sein; ein Schriftsteller braucht es nicht zu sein. Denn zur Geistigkeit gehört zuallererst Verantwortung, jener tiefste Ernst, der nicht durch Würde ersetzt werden kann und der übrigens Heiterkeit nicht ausschließt. Geist ist etwas andres als Klugheit, etwas andres als Bildung, etwas andres als Esprit. Er ist die Leidenschaft, das Los der Menschheit zu bessern, — gekühlt an einer universalen Erkenntnis. Das wird keine erschöpfende, keine unbedingt befriedigende Definition sein; Geist spottet aller Definition. Aber jeder einzelne von uns weiß ja, was diese abkürzende Vokabel besagt; weiß, welcher Typus Mensch berufen ist zum Gesetzgeber; und: daß die zehn oder fünfundzwanzig zeitgenössischen Namen, die uns in diesem Zusammenhange zuerst einfallen, auf keiner Mitgliederliste eines deutschen Parlaments zu finden sind. Aus Zeitschriften kennen wir sie und aus Büchern, aus privaten kulturpolitischen Bünden, von der Bühne her und aus Vortragssälen; wenn jeder von uns in einer stillen Stunde versuchen wollte, fünfzig Namen von Menschen auf einen Zettel zu schreiben, denen er die Gesetzgebung und Leitung des Staats würde anvertrauen wollen — ich bin sicher, auf keinem Zettel figurierten mehr als zehn Parlamentarier.

Daß sich auch unter den Männern des Parlaments Köpfe und Charaktere finden; Menschen von Weitblick, Tiefe, Tatkraft; Geistige — dies in Abrede zu stellen wäre kindlich. Noch kindlicher wäre es, zu bestreiten, daß sie die Ausnahme bilden, und zu behaupten, das schöpferisch-politische Leben der Nation ereigne sich in den Parteien. Die Parteien sind, im ganzen, unfruchtbar geworden — gesetzt, daß sie jemals fruchtbar waren. Unfruchtbar; und das kann nicht anders sein: bei ihrer Struktur — welche beinah überall dem Reichtum oder dem Ressentiment, also dem Kapitalsinteresse oder der Mittelmäßigkeit, die Entscheidung überläßt — und bei der Überalterung ihrer ideologischen Systeme. Von der Geburt einer Ideologie bis zu ihrer Auskristallisierung zur politischen Partei vergehen Menschenalter. Bei Beendigung dieses Prozesses pflegt der Wahrheitsgehalt der Idee stark geschrumpft zu sein. Unsre fortschrittlichste bürgerliche Partei, die Demokratische, wurzelt in den revolutionären Doktrinen von 1750; die Kommunistische in denen von 1850. Sie hat gottseidank noch andre Wurzeln, ihre stärkste: die durch den internationalen Kapitalismus ins Phantastische gesteigerte Massennot; aber der ganze Wust der Hegelei und des Materialismus, durch Scho-

penhauer, die Neukantianer, Nietzsche, Nelson zerstampft und erledigt — ihn schleppt unsre radikalste Oppositionspartei immer noch in ihrem Blutkreislauf mit. Den philosophischen Standard von heute wird die Parteipolitik vielleicht im Jahre 2000 erreicht haben: wenn er in der Geschichte des Denkens längst überwunden ist.

Bei Nietzsche steht: „Wer viel denkt, eignet sich nicht zum Parteimann: er denkt sich zu bald durch die Partei hindurch." Da wir nun um des Volkes willen, um der Völker willen, um des bißchens Erdenglück der Vielen willen eine Politik wollen müssen, die von Denkenden gestaltet wird, so liegt es nahe, sich von Plutokratie und Demokratie und dem gesamten Parteienrummel abzuwenden. Leider verwirklicht man durch bloße Abwendung nichts. Sich aus dem Treiben der Impotenz ausschalten heißt noch nicht, seine Potenz in die Realität einschalten. Aber dies ist die Pflicht des geistigen Menschen. Machtvoll zu werden, ist seine Pflicht. Es bleibt schwer, ein Rezept zu geben, wie er ihr nachkommen könne.

Leonard Nelson hat die ‚Herrschaft der Weisen' gefordert, mit Recht und in prachtvoll schlagkräftiger Dialektik gegen den Demokratismus; wie sie zu errichten sei, jene Herrschaft, hat er nicht verraten; auch Fichte und Fries, seine Vorgänger, nicht. Ein mir noch näher stehender politischer Theoretiker hat, in verschollenen Schriften, die zwischen 1916 und 1925 erschienen sind, den Versuch gemacht, darzulegen, wie eine ‚Kammer der Geistigen', ein ‚Rat der Geistigen' durch Aggregation entstehen und zu moralischem Einfluß, schließlich zur Souveränität gelangen könne; solche Möglichkeiten bestanden wohl in Zeiten der Katastrophe und der revolutionären Auflockerung; in Perioden der Konsolidierung verblassen sie zu schmerzlich-schönen Traumgebilden.

Wie also soll der Geistige seiner Pflicht zur Macht genügen, wenn weder er der Partei noch die Partei ihm gewachsen ist? Soll er resignieren? Soll er mussolinisieren? Ach, der Schrei nach dem Diktator, ausgestoßen nicht von Interessenpolitikern, sondern von Geistpolitikern, von Humanitären, ist reichlich naiv; wo wäre die Gewähr, daß der starke Mann geistgemäßer verführe, als unter der Mehrheitenwirtschaft verfahren wird? Er könnte ein Genie sein; das Wahrscheinlichere nach Lage der Dinge ist, daß sein Niveau noch unter dem der Demokratie läge. So wahr ein guter Diktator alle Demokratie an Wert überragt, so wahr gleicht die Chance des Volks, einen guten Diktator zu erhalten, der Chance des Lotteriespielers, das große Los zu ziehn. Die meisten Lose sind Nieten.

Also die Konsequenz? Behält am Ende doch unser junger Kultusminister recht, der sich so grimmig gegen die Individualitäten ausgesprochen hat und nur noch „Exponenten von Machtgruppen", will sagen Parteifunktionären, gestatten möchte, im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen? Bei der Miserabilität der gegenwärtigen Parteien in Deutschland scheint mir diese Theorie, ich wage es zu bekennen, traurig und schaurig. Gewiß ist Parteilosigkeit kein Merkmal der Persönlichkeit; aber Parteizugehörigkeit kann die Persönlichkeit,

wo sie fehlt, nicht ersetzen; und worauf es ankommt, ist und bleibt Persönlichkeit.

Wie soll sie sich durchsetzen in der Demokratie? Auf diese Frage weiß der ehrliche Mann nur eine Antwort: In der Demokratie kann die Persönlichkeit sich nicht durchsetzen — von Ausnahmefällen, von Glücksfällen abgesehn. Die industrielle, die technische, die wissenschaftliche, die musivische Persönlichkeit kann, innerhalb ihrer Sphäre, sich unter der Demokratie durchsetzen; die politische in der politischen Sphäre nicht. Die Demokratie ist der politische Absolutismus des Durchschnittsmenschen, ist die Diktatur der Mittelmäßigkeit. Darum bleibt unter der Demokratie der Geistige zu dem Schicksal verdammt, seine Aufgabe zwar zu erkennen, sie aber nicht erfüllen zu dürfen. Vielmehr: sie nur sehr unzulänglich erfüllen zu dürfen, durch Anfeuern und gute Ratschläge; durch Randbemerkungen zum Geschehen — statt durch Gestaltung des Geschehens. Unter der Demokratie lautet das Los des Geistes: Literatur.

Es gibt hier aber einen Trost. Wie 1789 die Emanzipation des Bürgertums die Grundlage schuf, auf der sich später der Befreiungskampf des Proletariats entwickeln konnte, so wird die proletarische Revolution nach ihrem Weltsiege dem geistigen Typus den Weg ebnen, auf dem er, sein inneres Soll verwirklichend, der Menschheit dienend, zur Macht aufsteigt. Die proletarische Revolution wird das Geldmacherpack, welches unter der Demokratie offen oder heimlich regiert, von der Fläche der Geschichte wischen und wird endlich, endlich die natürliche Auslese der Besten ermöglichen, die ständig sich erneuernde Geburt des Adels aus der schöpferischen Breite des Volks. Wenn der Klassenkampf sich erübrigt, weil es keine Klassen mehr gibt, wird es der Typus des Höhern Menschen sein, der — evolutionär oder revolutionär — gegen den niedern sich durchsetzt: zum Segen grade des niedern. Wie einst der Sozialist seiner Idee diente, wenn er der demokratischen Revolution half, so dient heute der Logokrat seiner Idee, wenn er der sozialistischen Revolution hilft — zu schweigen von der sittlichen Notwendigkeit und Größe des sozialistischen Ziels als solchen; von der Geistigkeit des Kampfs gegen alle Sklaverei.

Darum erscheint mir als die wichtigste Aufgabe der Geistigen in dieser Zeit, mitzuwirken an der Verwirklichung der sozialistischen Revolution. Ob durch individuelle Tätigkeit, ob in Bünden, ob im Rahmen der bestehenden revolutionären Partei, ob durch den Versuch der Schöpfung einer neuen, wirksamern — das muß dem Temperament und Talent des Einzelnen überlassen bleiben. Eine engherzige Parole stiftet hier nur Schaden, weil sie der Verschiedenheit der menschlichen Naturelle nicht gerecht wird. Viele Wege führen nach Rom ... und auch nach Moskau. Die Moskauer selbst übersehen das bisweilen. Dialektik allein tuts nicht; der politische Führer muß auch Psycholog sein und mit feinen Fingern Seelen-Plastiker. Auf mancher Linkskurve rasen Fahrer ohne Führerschein. Es gibt eine gewisse Agitation und eine gewisse Propaganda, die weniger wirbt als abstößt.

Was jedoch niemanden wankend machen, niemanden entmutigen darf. Umhüpft von wüsten Narren, umhinkt von Calibanen, schreitet die revolutionäre Idee in ihrer Majestät der Zukunft entgegen; man muß sie lieben, trotz Narren und Calibanen. Man muß sich dem Zuge einreihen, der ihr folgt.

Die hochtrabenden Fremdwörter

von Ignaz Wrobel

In der Redaktionspost lag neulich ein Brief.

Liebe Weltbühne!

Wenn ich diese Zeilen an dich richte, so bitte ich in Betracht zu ziehen, daß ich nicht ein Zehntel so viel Bildung besitze wie deine Mitarbeiter. Ich gehöre vielleicht zu den primitivsten Anfängern deiner Zeitschrift und bin achtzehn Jahre alt. Dieses schreibe ich dir aber nur, damit du dich über meine folgenden Zeilen nicht allzu lustig machst.

Aus deinen Aufsätzen habe ich ersehen, daß du trotz aller Erhabenheit über die politischen Parteien doch mit den Linksradikalen am meisten sympathisierst.

Schreibst du auch für einen Proleten, der sich in einem Blatt orientieren will, daß er objektiv urteilt? Für den aber ist es, was für den Fuchs die Weintrauben. Also: much to high.

Ich selbst bin auch nur ein Autodidakt und muß öfter das Lexikon zur Hand nehmen, wenn ich die Artikel verfolge. Wenn du darauf Wert legst, die Sympathie und das Interesse der revolutionären Jugend und der einfachen Arbeiterschaft zu erwerben, so sei gelegentlich sparsamer mit deinen hochtrabenden Fremdwörtern und deinen manchesmal unverdaulichen philosophischen Betrachtungen.

Hochachtungsvoll

Erna G.

Hm. Hör mal zu — die Sache ist so:

Etwa die gute Hälfte aller Fremdwörter kann man vermeiden; man solls auch tun — und daß du keine „Puristin" bist, keine Sprachreinigerin, keine von denen, die so lange an der Sprache herumreinigen, bis keine Flecke mehr, sondern bloß noch Löcher da sind, das weiß ich schon. Ich weiß auch, daß es wirklich so etwas wie „hochtrabende" Fremdwörter gibt; wenn einer in Deutschland „phänomenologisches Problem" schreibt, dann hat er es ganz gern, wenn das nicht alle verstehn. So wie sich ja auch manche Schriftsteller mit der katholischen Kirche einlassen, nur damit man bewundre, welch feinen Geistes sie seien... Soweit hast du ganz recht. Aber nun sieh auch einmal die andre Seite.

Es gibt heute in Deutschland einen Snobismus der schwieligen Faust, das Fremdwort „Snobismus" wollen wir gleich heraus haben. Es gibt da also Leute, die, aus Unfähigkeit, aus Faulheit, aus Wichtigtuerei, sich plötzlich, weil sie glauben, da sei etwas zu holen, den Arbeitern zugesellen, Leute, die selber niemals mit ihrer Hände Arbeit Geld verdient haben, verkrachte Intellektuelle, entlaufene Volksschullehrer, Leute, die haltlos zwischen dem Proletariat der Arme und dem des Kopfes, zwischen Werkstatt und Bureau hin- und herschwanken — und denen nun plötzlich nichts volkstümlich genug ist. Maskenball der Kleinbürger; Kostüm: Monteur-

jacke. Nein, du gehörst nicht dazu — ich erzähle dir nur davon. Und da hat nun eine Welle von „Arbeiterfreundlichkeit" eingesetzt, die verlogen ist bis ins Mark.

Man muß scharf unterscheiden:

Schreibt einer für die Arbeiter, für eine Leserschaft von Proletariern, so schreibe er allgemeinverständlich. Das ist viel schwerer als dunkel und gelehrt zu schreiben — aber man kann vom Schriftsteller verlangen, daß er gefälligst für die schreibe, die sein Werk lesen sollen. Der Proletarier, der abends müde aus dem Betrieb nach Hause kommt, kann zunächst mit so einem Satz nichts anfangen:

Die vier größten Banken besitzen nicht ein relatives sondern ein absolutes Monopol bei der Emission von Wertpapieren.

Dieser Satz aber ist von Lenin („Der Imperialismus als jüngste Etappe des Kapitalismus"), und der Satz ist, bei aller Klarheit des Gedankens, nicht für die Straßenpropaganda geschrieben. Denn hier läuft die Grenzlinie: Die einen betreiben den Klassenkampf, indem sie ihre Schriften verteilen lassen, sie wirken unmittelbar, sie wenden sich an jedermann — also müssen sie auch die Sprache sprechen, die jedermann versteht. Die andern arbeiten für den Klassenkampf, indem sie mit dem wissenschaftlichen Rüstzeug der Philosophie, der Geschichte, der Wirtschaft zunächst theoretisch abhandeln, wie es mit der Sache steht. Lenin hat beides getan; der Fall ist selten.

Die zweite Art Schriftstellerei kann nun nicht umhin, sich der Wörter und Ausdrücke zu bedienen, die bereits vorhanden sind. Ich habe mich stets über die Liebhaber der Fachausdrücke lustig gemacht, jene Affen des Worts, die da herumgehen und glauben, wer weiß was getan zu haben, wenn sie „Akkumulation des Finanzkapitals" sagen, und denen das Maul schäumt, wenn sie von „Präponderanz der innern Sekretion" sprechen. Über die wollen wir nur lachen. Vergiß aber nicht, daß Wörter Abkürzungen für alte Denkvorgänge sind; sie rufen Gedankenverbindungen hervor, die bereits in den Menschen gleicher Klasse und gleicher Vorbildung schlummern und auf Anruf anmarschiert kommen — daher sich denn auch Juristen oder Kleriker oder Kommunisten untereinander viel leichter und schneller verständigen können als Angehörige verschiedener Gruppen untereinander.

Es ist nun für einen Schriftsteller einfach unmöglich, alles, aber auch alles, was er schreibt, auf eine Formel zu bringen, die jedem, ohne Bildung oder mit nur wenig Bildung, verständlich ist. Man kann das tun. Dann aber sinkt das Durchschnittsmaß des Geschriebenen tief herunter; es erinnert das an den Stand der amerikanischen Tagesliteratur, die ihren Ehrgeiz daran setzt, auch in Bürgerfamilien gelesen werden zu können, bei denen kein Anstoß erregt werden darf. Und so sieht diese Literatur ja auch aus. Will man aber verwickelte Gedanken, die auf bereits vorhandenen fußen, weil keiner von uns ganz von vorn anfangen kann, darstellen, so muß man sich, wenn nicht zwingende Gründe der Propaganda vorliegen, der Fachsprache bedienen. Keiner kommt darum herum. Auch Lenin hat es so gehalten. Oder glaubst du, daß

seine Schrift „Materialismus und Empiriokritizismus" für jeden Proletarier ohne weiteres verständlich sei? Das ist sie nicht. Wer über Kirchengeschichte des zweiten Jahrhundert schreibt, kommt ohne die lateinischen Ausdrücke der damaligen Zeit nicht aus.

Soll er eine Übersetzung beigeben? Schopenhauer platzte vor Wut bei dem Gedanken, solches zu tun; er wurzelte aber — bei aller Größe — in dem Ideal der humanistischen Bildung seiner Zeit und seiner Klasse; er hatte recht und unrecht. Es gibt heute bereits eine Menge Schriftsteller und Zeitschriften, die jedem fremdsprachigen Zitat die Übersetzung folgen lassen; es ist Geschmackssache. Ich tue es selten; ich zitiere entweder gleich auf deutsch oder manchmal, wenns gar nicht anders geht, lasse ich die fremdsprachigen Sätze stehn — dann nämlich, wenn ich das, was in den fremden Wörtern schlummert, nicht übertragen kann. Man kann alles übersetzen — man kann nicht alles übertragen. Es gibt zum Beispiel gewisse französische Satzwendungen, Wörter ... die sind so durchtränkt von Französisch, daß sie auf dem Wege der Übersetzung grade das verlieren, worauf es ankommt: Klang, Melodie und Geist.

Nun kenne ich das Gefühl sehr wohl, das einen beseelt, der solches liest und der nicht oder nicht genügend französisch kann. Man kommt sich so ausgeschlossen vor. Man fühlt die eigne Schwäche; man wird böse, wütend ... und man wälzt diese Wut, die eigentlich der eignen Unkenntnis (verschuldet oder nicht) gilt, auf den andern ab. Ich spreche zum Beispiel miserabel englisch und verstehe es kaum, und es hat jahrelang gedauert, bis ich mit dem Verstande dieses dumpfe Wutgefühl aus mir herausbekommen habe. Lese oder höre ich heute englisch, so schmerzt es mich, es nicht gut zu verstehen — aber ich bin auf den Schreibenden oder Sprechenden nicht mehr böse. Er kann doch nichts dafür, daß ich es so schlecht gelernt habe.

Siehst du, so ist das.

Es ist kein Verdienst der Söhne, wenn ihre Väter so viel Geld hatten, daß sie die Söhne aufs Gymnasium schicken konnten, gewiß nicht. Und was in den meisten Fällen dabei herauskommt, wissen wir ja auch. Aber unterscheide gut, Erna, zwischen den beiden Gattungen, die da Fremdwörter gebrauchen:

den Bildungsprotzen, die sich damit dicke tun wollen, und den Schriftstellern, die zwischen „induktiv" und „deduktiv" unterscheiden wollen und diesen Denkvorgang mit Worten bezeichnen, die geschichtlich stets dieser Bezeichnung gedient haben.

Die Intellektuellen eines Volkes sollen nicht auf dem Niveau von schnapsdumpfen Gutsknechten stehn — sondern der Arbeiter soll in Stand gesetzt werden, die intellektuellen Leistungen der Gemeinschaft zu verfolgen. Nicht: reinlich gewaschene Körper sind ein Abzeichen von Verrat am Klassenkampf — sondern: alle sollen in die Lage gesetzt werden, sich zu pflegen. Den Körper, Erna, und den Geist.

Wohnungsnot und Schnellbahn

von Werner Hegemann

Wie die schlechten Bauordnungen und das scheußliche Mietskasernensystem Berlins seit achtzig Jahren selbst in kleinen Provinzstädten nachgeahmt wurden, so vergiftet heute das böse Beispiel der in Berlin geduldeten Verschleppung dringender Schnellbahnbauten die Entwicklung der deutschen Städte mit mehr als 600 000 Einwohnern. Genau wie vor dem Kriege können heute die dringend erforderlichen Schnellbahnen für weniger als die Hälfte des Geldes gebaut werden, das von der hier noch immer höchst rückständigen berliner Stadtverwaltung dafür gefordert und dann — wegen Geldmangels! — nicht aufgebracht wird. Das vorkriegliche Durcheinander in den langen Kämpfen um den berliner Schnellbahnbau war so arg, daß damals sogar die preußische Regierung einmal auf die sozialpolitisch richtige Seite zu stehen kam, während das Dreiklassen-Parlament des damaligen Klein-Berlin für den Vorteil des Grundbesitzes in der Innenstadt focht. In den Jahren 1906 bis 1912 rang die Continentale Gesellschaft für elektrische Unternehmungen (Schuckert & Co.) um die Erlaubnis, eine Schwebebahn von Gesundbrunnen nach Neukölln zu bauen, die die Vorteile der erfolgreichen elberfeld-barmer Versuchsstrecke mit verbesserter künstlerischer Ausgestaltung verbunden hätte. Diese Vorteile sind vor allem Billigkeit und — wegen des geringen Krümmungsradius der Schwebebahn — die Möglichkeit, auch durch sehr enge Straßen der Innenstadt mühelos durchzukommen. Den Schnellbahnfeinden wurde bewiesen, daß diese Schwebebahn ihnen gewaltigen Nutzen bringen müsse, aber sie waren überzeugt, daß eine Untergrundbahn ihnen noch mehr nützen würde. Die Stadt Berlin, in der es keine einzige Straße gibt, die nicht durch architektonische Entgleisungen entstellt ist und in der beinahe jede Straße eine einzige lächerliche Entgleisung darstellt, war plötzlich zu schön und zu heiter, um einen ernsthaften, sachlich konstruierten und lebenswichtigen Hochbahnbau ertragen zu können. So behaupteten die Mietkasernenbesitzer der Innenstadt, denen Dreiklassenrecht und Hausbesitzer-Privileg die politische Macht gab. Mit diesen Vorwänden gelang es ihnen sogar, auch die Arbeiterpartei zum Kampf gegen billige und deshalb sofort ausführbare Hochbahnen und für teure und deshalb ziemlich unwahrscheinliche Untergrundbahnen einzufangen. Die verhältnismäßig wenigen Mieter an den für Hochbahnen benötigten Hauptstraßen versteiften sich darauf, sie wollten lieber den Lärm von Straßenbahnen als den Lärm von Hochbahnen hören. Sie wollten lieber in ihren Kasernen bleiben als in die geräumigern und gesundern Gartenvorstädte ziehen, die durch vernunftgemäße Schnellbahnpolitik für sie und für viele Tausende ihrer Mitbürger erschlossen werden konnten. Daß Berlins älteste und bewährteste Schnellbahn, die Stadtbahn, auch Hochbahn ist, daß die viel reichern amerikanischen Städte sich mit viel billigern Hochbahnen abgefunden haben und daß es immer,

wie am Nollendorfplatz, Betriebe gibt, denen Hochbahnen nichts schaden, das alles durfte nicht mehr wahr sein. Dabei will die große Masse der Berliner von dieser interessenpolitischen Untergrundbahn-Freundschaft gar nichts wissen. Wie sie über den Vorteil, in einem Keller fahren zu müssen, denkt, beweisen die Verkehrszahlen, wonach die Untergrundbahn in jedem Sommer ein Fünftel ihrer Fahrgäste an die Oberflächen-Verkehrsmittel verliert. Nur bei schlechtem oder kaltem Wetter, wenn das Sitzen in den langsamen und schlecht geheizten Straßenbahnwagen unerträglich wird, ist der Andrang zur Untergrundbahn stärker als zur Straßenbahn und zum Omnibus. Die Hochbahn vereinigt als gradezu ideales Verkehrsmittel Billigkeit mit leichter Heizbarkeit und Belichtung durch Sonnenlicht mit der Aussicht auf die Heimatstadt, die vielleicht mehr und mehr wieder aufhören wird, scheußlich zu sein.

Die ganze Linie der Schwebebahn hätte für 3,5 Millionen Mark pro Kilometer und in kurzer Zeit gebaut werden können. Der Fahrpreis hätte 10 Pfennig für die gesamte Strecke vom äußersten Norden bis zum äußersten Süden betragen, und die Bahngesellschaft hätte ein ausgezeichnetes Geschäft dabei gemacht. Aber die berliner Stadtverwaltung entschloß sich lieber für eine von der A.E.G. vorgeschlagene unterirdische Bahn, deren Kosten damals auf 8,5 Millionen für den Kilometer veranschlagt waren und später noch viel höher wurden. Sie war also kilometerweise um mehr als 5 Millionen Mark teurer als die Schwebebahn, erforderte im Ganzen eine Mehrausgabe von rund 100 Millionen Mark und wird statt 1910 im Jahre 1930 vielleicht endlich fertig werden. Heute, nach dem Kriege, wird ganz in diesem volksfeindlichen Geiste weitergewirtschaftet und sogar die vor dem Krieg bereits vernünftig als Hochbahn begonnene Schnellbahn nach Pankow wird jetzt, dem Größenwahn der Pankower zuliebe, als teure Untergrundbahn weitergeführt.

Bevor Berlin wegen verschwenderischen Wirtschaftens unter staatliche Zwangsaufsicht gestellt wurde, erklärte Oberbürgermeister Böß: „Der Einheitstarif von 20 Pfennigen mit Umsteigeberechtigung zu allen Verkehrsmitteln muß unbedingt aufrecht erhalten werden." Bößens Rücktritt fiel dann zusammen mit einer Erhöhung des Einheitstarifes auf 25 Pfennige — das ist mehr als man in New York bezahlt. Schon wird damit gedroht, daß weitere Fehlbeträge des städtischen Haushaltes durch weitere Erhöhung der Fahrpreise, also durch unverhältnismäßige Mehrbelastungen der kleinsten Einkommen, gedeckt werden sollen. 1929 schrieb Oberbürgermeister Böß: „Ein Kilometer Untergrundbahn in der innern Stadt erfordert über zehn Millionen Mark Baukosten. Es wird für die nächsten fünfzehn Jahre mit neuen Linien von rund 85 Kilometer Länge gerechnet. Die Kosten werden auf etwa eine Milliarde Reichsmark geschätzt. Ob und wie diese Summen aufgebracht werden können, läßt sich noch nicht sagen."

Weniger als die Hälfte dieser Milliarde nur brauchte aufgebracht zu werden, wenn statt Untergrundbahnen billige

Hochbahnen gebaut würden. Anfang 1929 schrieb Oberbürgermeister Böß: „Die Ausgaben für den Schnellbahnbau sind die besten wirtschaftlichen und sozialen Aufwendungen, die man sich denken kann." Am 8. Februar 1930 erklärte derselbe Oberbürgermeister vor dem Sklarek-Untersuchungs-Ausschuß des Landtages: „Die Schnellbahnbauten haben die städtische Finanzverwaltung stark belastet. Ich bin, ebenso wie der Kämmerer, vielfach den Wünschen nach Ausbau der Schnellbahnen entgegengetreten. Aber wir sind von der großen Mehrheit des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung überstimmt worden." Bößens frühere Behauptung von der „besten" Wirtschaftlichkeit der Schnellbahnbauten trifft nur zu, wenn die Schnellbahnen billig sind und wenn die Kosten auf die Grundbesitzer umgelegt werden, deren Gelände durch den Schnellbahnbau im Werte steigen. Diese selbstverständliche Maßnahme ist in Berlin nur ein einziges Mal, auf Drängen des einsichtigen Verkehrsfachmannes Geheimrat Kemmann und durch das seltene Verständnis der Grundbesitzer, beim Bau der Schnellbahn nach Neu-Westend verwirklicht worden. Wenn unter Schnellbahnen teure Untergrundbahnen verstanden werden, für die der kleine Steuerzahler aufkommen soll, dann ist das Gegenteil von Bößens Satz wahr und dann sind die Ausgaben für Untergrundbahnbau die unwirtschaftlichsten und unsozialsten Aufwendungen, die man sich denken kann. Alle Untergrundbahnen der Welt stehen dauernd im Zeichen des Bankrotts. Gewiß ist auch richtig, was Böß weiter schreibt: „Verkehrspolitik muß immer großzügig sein mit dem Blick auf das Ganze und in die Zukunft. Der Städtebauer kann eine gesunde Siedlung, eine organische Verbindung von Stadt und Land, eine Auflockerung der Großstadt nur erreichen, wenn der Verkehrsmann voran- und mitgeht.' Die volkswirtschaftliche Kapitalbildung muß heute andre Wege gehen als früher, wo das Kapital in Schlösser, Burgen, Pyramiden und so weiter gesteckt wurde. Das Volkskapital muß heute in Verkehrsmitteln wie Bahnen, Straßen, Schiffen und in Kraftanlagen wie Elektrizitätswerken, Gaswerken, Fernleitungen, und in Wohnungsbauten angelegt werden." Aber die Kellerbauten der Untergrundbahnen sind unsozialer als die teuersten Grabkammern der Pharaonen.

Der berliner Verkehr hat sich zwar seit dem letzten Vorkriegsjahr schon um die Hälfte vermehrt. Aber noch immer ist er zur Hälfte auf die langsame Straßenbahn angewiesen, und beinahe zwei Drittel des Verkehrs kleben noch mit Straßenbahn oder dem nur wenig schnellern Omnibus an der Straße. Nur ein Drittel genießt schon die Vorteile des Schnellverkehrs auf Hoch- und Untergrundbahn (einschließlich Reichsbahn).

Nicht nur hat Berlin den Bau teurer Untergrundbahnen statt der halb so teuren Hochbahnen bevorzugt, sondern obendrein wird die Umlegung der Kosten des Schnellbahnbaues auf die Grundbesitzer, die durch ihn bereichert werden, noch immer versäumt. Die Schuld daran liegt großenteils in der preußischen Gesetzgebung. „In Berlin ist es uns bisher nicht gelungen, auch nur in einem einzigen Falle auf Grund des Kommu-

nalabgaben-Gesetzes (§ 9) von irgend einem Grundbesitzer für den Wertzuwachs, welchen irgend eine kommunale Veranstaltung seinem Grundbesitz brachte, Beiträge zu erheben." So berichtete 1906 Hugo Heimann, der heutige Vorsitzende des Haushalts-Ausschusses im Reichstage, und die Verhältnisse haben sich seitdem kaum geändert.

Als 1930 der 20-Pfennig-Tarif der berliner Bahnen zusammen mit der geplanten Aufbringung einer Milliarde für Untergrundbahn-Bauten der neuen Sparpolitik der Stadt zum Opfer fiel, warf Stadtbaurat Wagner mit Recht die Frage auf:

Woher sollen die Städte die Mittel für die Durchführung der Stadterweiterung und für die Stadterneuerung nehmen? Der Gesetzgeber hat sich hierüber den Kopf noch nicht zerbrochen. In dem Städtebau-Gesetzentwurf, um dessen Verabschiedung sich das preußische Ministerium für Volkswohlfahrt seit mehr als vier Jahren bemüht, fehlt das Städtebau-Finanzgesetz! ... Jeder objektiv Denkende wird zugeben müssen, daß zum Beispiel durch den Bau einer Untergrundbahn oder Schnellbahn in den Zonen um die Haltestellen herum ein Wertzuwachs der Grundstücke eintritt, der zugunsten des Veranstalters des Bahnunternehmens wirtschaftlich erfaßt werden müßte ... In einem Städtebau-Finanzgesetz wird man den Städten ganz allgemein die Möglichkeit verschaffen müssen, wirtschaftliche Vorteile, die den Grundeigentümern aus baulichen Vergünstigungen (stärkere Ausnutzung der Grundstücke, Höherzonungen usw.) erwachsen, oder die durch Veranstaltungen der Städte (Verkehrsbetriebe, Parkanlagen usw.) entstehen, zur Ausgabendeckung heranzuziehen. Der Gedanke der Anliegerbeiträge muß darum in dem Städtebaugesetz produktiv weitergebildet werden, und zwar um so mehr als das Kommunalabgaben-Gesetz in dieser Richtung hin praktisch völlig veraltet ist ... Hier ergibt sich eine Erweiterung des Gedankens der Anliegerbeiträge in dem Sinne von Zonenbeiträgen. Anders wäre der Bau einer Verkehrsstraße über oder unter der Erde ... auf dem Wege von Anliegerbeiträgen wirtschaftlich nicht abwälzbar.

Aber nicht nur ist das preußische Kommunalabgaben-Gesetz weit davon entfernt, den verkehrspolitischen Bedürfnissen unsrer Großstädte gerecht zu werden, sondern der Bau von Schnellbahnen und die Erneuerung der Städte leiden schwer unter der Rückständigkeit des preußischen Enteignungsgesetzes. Auch hier verdienen Stadtbaurat Wagners Forderungen die Unterstützung aller Wohlgesinnten:

Abgesehen davon, daß das Enteignungs-Verfahren ein viel zu langatmiges ist, haben die Eigentümer in jahrzehntelanger Praxis schon herausgefunden, wie sie den Preis der Grundstücke durch fingierte Mietsverträge, verwässerte Grundbuch-Eintragungen und andres mehr auf eine Höhe schrauben können, die es der Stadt unmöglich macht, das Enteignungs-Verfahren auch wirklich durchzuführen. Eine Reform des Enteignungsgesetzes ist darum auch erste Voraussetzung einer Städtebaureform.

Heute wirkt noch alles zusammen, um den lebenswichtigen Schnellbahnbau künstlich zu verteuern, also zu verhindern. Und doch können nur billige Schnellbahnen die Berliner aus der „quetschenden Enge" ihrer Mietkasernen erlösen und der Hauptstadt endlich den Ring blühender Garten-Vorstädte sichern, um den seit der schädlichen Mietkasernenpolitik Friedrichs des Großen eine Generation nach der andern vergebens gekämpft hat.

Flappers von Ernst Toller

Ich weiß nicht, ob in irgend einem andern Land der Welt die öffentliche Stellung der bürgerlichen Frau so gestützt ist wie in Amerika. In der Farmer-Epoche waren Frauen selten und kostbar. Heute sind sie weder selten noch kostbar, aber ihre Macht hat sich erhalten. Wehe dem Mann, den eine Frau beschuldigt, er habe ihr die Ehe versprochen und sein Versprechen nicht gehalten. In neunundneunzig von hundert Fällen wird der Mann vom Richter verurteilt werden, die Frau zu entschädigen. Es gibt Mädchen, die daraus ein Geschäft machen, „gold-diggers" heißen sie. Wehe dem Mann, den eine Frau beschuldigt, er habe ihr „unsittliche" Anträge gemacht. Ich erinnere mich an einen Fall, der sich während meines Aufenthalts in New York zutrug. Ein Millionär lud eine „hostess" (so werden die Mädchen genannt, die in Tanzschulen für zehn oder zwanzig Cent mit jedem Gast tanzen müssen) zu sich zum Tee ein. Der Millionär wurde zärtlich, das Mädchen lief zur Polizei und beschuldigte ihn, er habe sie zu küssen versucht, und — sie schäme sich, es zu sagen, ihr mit einer Bürste über den dekolletierten Nacken gestrichen. Der Millionär wurde verurteilt, 75 000 Dollar, in Worten fünfundsiebzigtausend Dollar, an das Mädchen zu zahlen, weil er die Ehre des Staates New York verletzt und das Gefühl des Mädchens beleidigt habe. Es half ihm nichts, daß er darauf hinwies, das Girl sei ja freiwillig zum Tee gekommen; er mußte blechen. In allen Zeitungen erschien das Porträt des Mädchens mit der reparierten Ehre auf der Front page. Zur Nachahmung empfohlen.

Im Zuchthaus zu St. Quentin sitzt ein bekannter Theaterdirektor aus Los Angeles. Eine Schauspielerin, die er in sein Privatbureau bestellt hatte, behauptete, er habe sie unsittlich berühren wollen. Zu ein bis zehn Jahren Zuchthaus wurde er verurteilt, das heißt, er muß mindestens ein Jahr, im schlimmsten Fall aber, bei schlechter Führung, zehn Jahre sitzen.

Die Frau ist für den amerikanischen Geschäftsmann ein repräsentatives Idol, das er in die Watte seiner sentimentalen, kindlichen, romantischen Gefühle bettet. Wir Europäer können die Wirkung von Kitsch auf Amerikaner kaum begreifen. Gefühlsverlogene Liebesszenen im Film, die bei uns helles Gelächter erregen, erzeugen dort bei den hartgesottensten Business-Männern Tränenströme. Nur darf man nicht glauben, daß die amerikanische Frau ernstlichen Einfluß auf Politik und Geschäft hat.

Zweifellos ist der Unterschied zwischen alter und junger Generation groß. Es gibt keine Brücken zwischen der puritanischen, berechnenden Mutter und dem „Flapper". Der Flapper ist eher ein Demievierge-Typ. „Kissing, petting, necking" sind die erlaubten erotischen Formen und Surrogate, weil sie die Fiktion der Jungfräulichkeit grade noch aufrechterhalten. Auf meine Frage antwortete mir einmal ein Mädchen: „We do it conscious and unsentimental". Nun wissen wir aus den Büchern des Richters Lindsay, daß junge Schülerinnen unbe-

wußter leben. Erst im heiratsfähigen Alter wird die Virginität wieder ein Kapital und der Mut zur Hingabe Dummheit. Oder man muß sehr reich sein, um ihn sich leisten zu können. Auf Universitäten bildet Liebe ebenso ein Objekt des Studiums wie die chemischen Reizstoffe irgendwelcher Pflanzen. An einer großen amerikanischen Universität richtete man an die Studentinnen folgende Fragen:

Rauchen Sie?
Trinken Sie?
Spielen Sie Karten?
Sind Sie jemals geküßt worden?
Sind Sie schon von zehn Männern geküßt worden?
Knutschen Sie mit Männern?
Berühren Sie Männer oder lassen Sie sich berühren?
Waren Sie schon einmal in einem zweifelhaften Gasthaus?
Haben Sie schon einmal mit einem Mann eine Nacht verbracht?

Doch nehmen die Statistiken nicht an, daß in den fraglichen Situationen das Mädchen „sich vergaß", denn die letzte Frage lautet:

„Sind Sie jemals bis zur äußersten Grenze gegangen?"

Abortklinik in USSR. von Regina Ruben

Als ich im letzten Herbst in Moskau war, hatte ich zufällig Gelegenheit, eine Abortklinik zu besichtigen. Wir hatten ein Mütter- und Kinderheim besucht, eine der unzähligen Beratungsstellen, wo durch Ärzte und andre geeignete Kräfte täglich zu bestimmten Stunden Einzelpersonen und auch ganze Gruppen von Besuchern über Empfängnisverhütung aufgeklärt und zum Gebrauch der dazu nötigen Mittel angelernt werden. Man legt in Rußland den allergrößten Wert darauf, durch Verbreitung der Verhütungslehre und eventuelle Gratisverabfolgung der Mittel den Abtreibungen möglichst vorzubeugen. Das geschieht fast aller Orten in der USSR, in vielen tausenden solcher Anstalten. Die Mutterschutzversicherung der industriellen und andrer Betriebe betrug schon 1927 sechsundneunzig Millionen Rubel, dazu kamen im gleichen Jahr noch siebenundvierzig Millionen Rubel aus dem Budget des Volkskommissariats für das Gesundheitswesen, zusammen einhundertdreiundvierzig Millionen Rubel. Beide Arten von Beträgen steigen noch alljährlich mächtig an. Daraus erst kann man sich einen Begriff machen von dem, was Jahr für Jahr in USSR für Mütter- und Kinderschutz getan wird.

Die Abtreibung ist in Rußland vollkommen freigegeben. Daß trotzdem dank der sozialen Fürsorge, in Rußland der jährliche Geburtenüberschuß drei bis dreieinhalb Millionen beträgt, davon wird in Deutschland nur ungern gesprochen.

Gleich neben dem Mütter- und Kinderheim entdeckten wir die Abortklinik. Wir fragten, ob wir sie besichtigen dürften, was man gern gestattete. Der Chefarzt, beziehungsweise Direktor der Anstalt gab bereitwilligst Auskunft. Es gibt in Moskau sechs solcher Kliniken, aber auch in den meisten andern russischen Großstädten und Mittelstädten gibt es Ähnliches. Wo noch keine speziellen Abortkliniken vorhanden sind, besteht doch schon an den Krankenhäusern eine Abortabteilung mit Gratisbehandlung für Werktätige und Arme. Besitzende werden, wenn Betten frei sind, ebenfalls

dort behandelt, sonst können sie sich privatim gegen Entgelt behandeln lassen. Außer dem Oberarzt arbeiten in der besagten Klinik sechs fest angestellte Ärzte. In den letzten zwei Jahren sind dort zwanzigtausend Aborte aus sozialer Indikation, das heißt an gesunden Frauen aus wirtschaftlichen Gründen, ausgeführt worden. Neun bis zehn Behandlungen kommen pro Tag auf jeden Arzt. In ganz Moskau werden im Jahr ungefähr fünfzigtausend Aborte in Abortkliniken mit den gleichen Erfahrungen vorgenommen. Die Unterbrechung der Schwangerschaften wird in der Hauptsache in den ersten drei Monaten nach der Empfängnis durchgeführt. Nur ganz selten werden ältere Schwangerschaften unterbrochen. Die Operationen werden dort ohne Narkose vollzogen und in einer einzigen Sitzung instrumental erledigt. Dabei ist kein einziger Todesfall vorgekommen. Auch keine besondern Nachkrankheiten. In neun Fällen kam es zu einer Durchstechung der Gebärmutter. In sieben von diesen Fällen hat man sofort den Bauchschnitt angeschlossen, die Gebärmutter entleert und vernäht, sie aber nicht entfernt. Und auch alle diese Fälle sind tadellos geheilt. Fiebererscheinungen sind bei den zwanzigtausend Behandlungen so selten aufgetreten, daß sie prozentual kaum festgestellt werden könnten, und die seelische Verstimmung, nach der wir fragten und mit der die Abortgegner in Deutschland neuerdings wieder besonders krebsen gehen, ist in keinem Fall wahrzunehmen gewesen. Die Frauen und Mädchen kommen am Tage vor der Operation in die Klinik, erhalten ihr Reinigungsbad und sonstige Vorbereitung und werden am nächsten Morgen behandelt. Sie müssen vier Tage in der Klinik bleiben. Nach Verlassen der Klinik werden sie noch monatelang zweimal wöchentlich von den der Klinik angegliederten Patronageärzten, die die Frauen in ihren Wohnungen aufsuchen, beobachtet. Vor der Entlassung aus der Klinik werden alle Frauen und Mädchen selbstverständlich über Verhütung aufgeklärt und mit dem Gebrauch der Verhütungsmittel, die ihnen gratis gegeben werden, vertraut gemacht. Auch können sie sich von ihrem Patronagearzt diesbezüglich weiter beraten lassen. Doktor Madschukinsky, der Chef der Klinik, empfiehlt besonders die aus Aluminium fabrizierten Kafkapessare sowie Gummipessare, mit denen gute Erfolge erreicht werden. Außerdem werden Spülungen mit dünner Lysoformlösung empfohlen. Soweit das statistische Material. Wir bekamen dann jeder einen Ärztemantel und durften so, wohl vorbereitet, die Klinik selbst besichtigen. Zweihundertfünfundzwanzig Betten sind in der Klinik in vier oder fünf saalartigen Räumen vorhanden. Die Betten waren fast alle belegt. Die Patientinnen waren meistens im Alter von fünfundzwanzig bis fünfundvierzig Jahren und machten durchweg einen recht gesunden und heitern Eindruck. Am liebsten möchten sie immer sofort nach der Behandlung wieder nach Hause, aber das widerspricht den ärztlichen Anordnungen. Einige Frauen konnten deutsch sprechen und erzählten, wie froh sie seien, daß alles so leicht und schnell von statten gegangen sei. Auch lobten sie die Verpflegung in der Klinik, die reinlichen Betten, die hellen Räume, die gemütliche Gesellschaft. Von all dem konnten wir uns auch selbst überzeugen. Keine einzige Frau fieberte.

Man halte sich also vor Augen: In Moskau unter fünfzigtausend Aborten kein Todesfall und keine nennenswerten Nacherkrankungen. In Berlin müßte man bei der gleichen Zahl heute mit fünfhundert Todesfällen und fünftausend Nacherkrankungen rechnen. So minderwertig und rückständig ist das deutsche Gesundheitswesen auf diesem Gebiet! Den deutschen Medizinstudenten wird die Technik des Aborts und der Empfängnisverhütung unterschlagen. Keine ärztliche Autorität berichtet an deutschen Universitäten über die Erfolge der russischen Geburtenpolitik.

Haß gegen einen Schuldirektor von Walter Zadek

Erlebnisse wie die folgenden werden sonst gern in Romane gegossen. Erst dieser Tage bekam ich wieder ein Buch, das einen ganz ähnlichen Typus zum Helden hat: „Studienrat Hancke" von Karl Blitz, dem pseudonym schreibenden Direktor einer Aufbauschule im Rheinland (Verlag Enoch, Hamburg). Aber diese Literatur ist gefährlich. Sie verproblematisiert Zustände unnütz, die längst viel schärfer und besser in der Zeitung angepackt wurden. Das wollen wir nicht. Solche Dinge soll man lediglich berichten. Am besten, man protokolliert sie, wie es zum Beispiel seit zwei Jahren so eindeutig in der Zeischrift ‚Der Schulkampf' geschieht. Lassen wir die Belletristik unschuldigere Stoffe beseelen — und schildern wir Schädlinge einfach so, wie sie uns in unserm Leben begegneten.

Ein alter Herr kam die Güntzelstraße herunter. Eine unauffällige Erscheinung. Schmal und kräftig, ungeziert im Gang. Das scharfe Gesicht etwas verlängert durch einen weißen, sauber geschnittenen Spitzbart.

Wie er vorüberkommt, ziehe ich mich instinktiv zusammen, drücke die Zähne aufeinander. Wie ein Tier habe ich reagiert, gereizt und mit lauterm Atmen. Ich kenne diesen scharfen und doch freundlichen Blick. Diese Augen eines Machtmenschen, die nur deshalb gütig scheinen, weil sie einem Unantastbaren gehören, dem nichts geschehen kann — während er selbst in jeder Sekunde andre zu vernichten vermag. Er lächelt, weil er sich überlegen weiß.

Er war einer meiner Schuldirektoren. Ein grausamer, ein harter Mensch, auf Kinder losgelassen. Ich weiß, nie wird ihn ein Vorwurf erreichen. Sein Leben ist das eines Ehrenmannes. Immer wird er die Grenze des Erlaubten zu wahren wissen. Nur: Was er an sich unterdrücken muß, brennt stechend aus den gütigen Augen heraus.

*

Im Kriegsanfang leitete noch sein Vorgänger die Schule. Am 27. Januar 1915 war Kaisergeburtstagsfeier. Ich, ein vierzehnjähriger Junge, stand unter meinen singenden Mitschülern in der Aula. „Wie ein stolzer Adler ..." und „Heil dir im Siegerkranz ..." tönten von der Decke wieder. Niemals war ich von meinen Eltern bewußt politisch erzogen worden. Aber ich stammte aus einem sozialistischen Hause. Darum fühlte ich mich unglücklich, wie ich da stand und mitsingen mußte. Was sollte ich aber tun, wenn ich nicht „fliegen" wollte? Jetzt kam das Kaiserhoch. Dumm kam ich mir vor und hilflos. Da fiel mir Max Reinhardt ein ... murmelnde Menge: und mit kaum erhobenem Arm brabbelte ich dreimal vor mich hin „Rhabarber".

Es kam heraus. Ein Nebenmann erzählte es. Ich wurde Schulgespräch. Die Auffassungen waren geteilt. Auf dem Hof trat ein Primaner an mich heran: „Wenn du das aus Überzeugung getan hast — alle Achtung!" Dann aber wurde ich zum Alten zitiert. Einem guten Schulmann mit langem breiten Bart. Ob alles wirklich so gewesen sei, wie man sage.

Ja. Dann solle ich meinen Vater veranlassen, morgen doch einmal zu ihm zu kommen.

Das war nicht das Schlimmste. Mein Vater war seit mehr als zwanzig Jahren sozialdemokratischer Stadtverordneter in Berlin; vor ihm hatten sie Angst — wenn man auch 1915 schrieb. Er kam. Und einige Tage später saß ich zwei Stunden Arrest beim Alten persönlich ab.

*

Aber der Alte starb in diesem Jahr. Jener spitzbärtige Herr mit der peinlichen Genauigkeit wurde sein Nachfolger. Ein Scharfmacher mit nordischem Namen. Eng im Geiste, gehässig in der Seele — aber untadelig in Aussehen und Haltung. Während seiner Herrschaft wurden die vormilitärischen Jugendwehren eingerichtet. Die Lehrer sprachen ganz offen von der Rückwirkung auf die Zensuren. Ich wurde zum Mitmachen gezwungen. Aber wenn wir draußen unsre Geländeübungen abhielten, dann gab es da eine störrische Gruppe von Fünfzehnjährigen, die „Roten" um Zadek. Das erfuhr mein Feind genau so wie den Vorfall beim Kaiserhoch.

Unser Haß war verdeckt. Nie fiel ein anzügliches Wort. Wohl hatte ich bei ihm Unterricht; aber ich war dort schlecht und gut wie bei allen, und er ging hart und gerecht gegen mich vor wie gegen jeden. Ich lebte auch noch zu kindlich, um die Situation richtig zu beachten. Aber er wartete nur auf den Krach.

Er kam. Mit einem großen Sieg im Westen. Mit tausenden von Toten. Und mit einem schulfreien Tag. Eingeleitet wurde er von einer jener unchristlichen Siegesfeiern mit Dankchorälen und den geschwollenen Phrasen vom Heldentum der ins Feld Geschleppten. Der Alte trompetete Gloria und Hosianna von der Kanzel. Sein Organ war schneidend, giftig und verstimmt.

Plötzlich ging es kreischend in die Höhe: „Und wenn da auch welche frech und schamlos grinsen..." — Totenstille; ein Schauer ging durch die Reihen; alle wurden bleich. Hatten doch die wenigsten ihm zugehört. Wer war gemeint? Hatte vielleicht einer beim Dalbern mit dem Vordermann, beim Schwatzen mit dem Nebenmann gelächelt? Galt ihm die Philippika, dann heiliges Donnerwetter.

Die Feier ging langsam zu Ende. Die letzte Strophe von „Nun danket alle Gott..." war gesungen. Noch stehen wir zwischen den Reihen. Da: „Der Unterricht fällt heute zur Feier des großen Sieges aus. Die Schüler gehen jetzt ruhig und gesittet nach Hause. Nur der Schüler Zadek erwartet mich in meinem Sprechzimmer!"

Ich fühle, wie ich mit blutlosem Gesicht in dem Strom der andern hinausschwanke, wie überall um mich freier Raum entsteht und ich in einer Gasse weitertreibe. Hinter dem linken riesigen Flügel der Aulatür zischt einer aus dem Dunkel mich an: „Hoffentlich haben wir Sie zum letzten Mal gesehen!" Es ist der Professor R., der vor Jahren aus dem Grauen Kloster seiner Brutalität wegen zu uns strafversetzt worden war. Aber ich nehme alles nur noch im Dämmer-

zustand wahr, auch wie ich in das nahe Sprechzimmer gehe und fassungslos an einem hohen Regal lehne. Ich verstehe ja nicht mehr, was geschieht.

Es war nur zu leicht zu begreifen. Ich mußte die Schule sofort verlassen. Daß ich wirklich gegrinst hatte, glaube ich gar nicht. Der Direktor suspendierte mich jedenfalls vom Unterricht, auch das Eingreifen meines Vaters konnte nichts mehr nützen. Man machte ihm klar, daß es in einer Gemeinschaft mich verabscheuender Lehrer und Schüler doch unmöglich eine Entwicklung für mich geben könne. Ich „flog" also nicht. Aber der Sozialdemokrat war raus, der Schandfleck auf dem reinen Schilde einer kaisertreuen Anstalt.

Es war mitten im Halbjahr. Nirgends konnte man mich ohne Aufsehen und Schwierigkeiten wieder einschulen. Also — Berufswechsel. Ich sollte Landwirt werden. Und daß mein Leben nicht derart gewaltsam verbogen, daß ich nicht aus meinem Element der geistigen Arbeit herausgeschnitten wurde — das verdanke ich gewiß nicht meinem Direktor. Glaubte er doch, daß ich, trotz meiner Jugend, bald eingezogen und daß eine Kugel dann meine Ehre wiederherstellen würde.

Nun, es hat mich keine so zufällige Kugel getroffen; aber dafür mancher wohlgezielte Stich — wie der eines Studienrates auf der nächsten Lehranstalt, der vor der ganzen aufhorchenden Klasse verächtlich zu dem Eindringling sagte: „Wir kennen ja den Grund, der Ihren Austritt aus Ihrer vorigen Schule notwendig machte." — Ich wußte, von wem er seine Information bekommen hatte; sah man doch die Absicht, mich mein ganzes Leben lang als Degradierten zu zeichnen.



Herr Oberstudiendirektor! Sie sind heute, Gott sei Dank, nicht mehr im Dienst. Man kennt sie nicht mehr. Und auch ich hatte Sie fast vergessen. Da las ich kürzlich — in Nummer 100 des ‚Berliner Tageblatts' — eine Glosse über den verhetzenden Charakter einiger unsrer Schullesebücher. Die beiden Herausgeber des schlimmsten wurden darin mit Namen genannt. Der eine davon — waren Sie!

Wieder einmal Sie. Im Januar dieses Jahres haben Sie das siebzigste Lebensjahr erreicht. Aber immer noch verseuchen Sie die Jugend. Diesmal mit einem Lesebuch, das in literarisch minderwertigen Erzeugnissen Streit und Rachsucht predigt. Sie säen Haß — und Sie haben Haß geerntet. Nicht den Haß gegen die „Ratzen", die Russen; nicht den gegen den „welschen Erbfeind". Sondern den gegen sich selbst.

Sie wissen vielleicht nicht, was solch Schülerhaß in einem Menschen anrichtet? Ich, einer von vielen, will es Ihnen hier sagen. Ich bin ziemlich robust, keine feinfühlige Mimose. Und auch der ganze psychoanalytische Fimmel ist mir fremd. Aber der Haß gegen Sie und einige andre von Ihrer Art hat zweierlei Bedeutung für meine Zukunft gehabt. Er hat einesteils erreicht, daß ich als Grundübel der Menschheitsentwicklung Sie und die heutige Lehrerschaft ansehe. Daß ich deshalb seit Jahren daran arbeite, eine Auslesemöglichkeit für werdende Erzieher zu schaffen, die solche Skorpione

wie Sie unerbittlich schon während des Studiums ausscheidet und dafür Menschen zur Jugend bringt, die vor allem das selbständige Urteil und die innere Sicherheit ihrer Zöglinge heranbilden. Ihnen verdanke ich es, daß ich nicht eher ruhen kann, als bis der Lehrerberuf mit seiner lächerlichen Fachausbildung von der Erde verschwunden ist und man nur noch jene Männer und Frauen zu dieser verantwortlichsten aller Tätigkeiten auserwählt, die erprobte Fachleute zwar ohne Philologenbildung, dafür aber mit spezieller Berufserfahrung und damit aus dem wirklichen Leben sind.

Das ist die eine Wirkung Ihrer Persönlichkeit, Herr Oberstudiendirektor. Die andre ist primitiv und schlimm. Sie heißt: Ich wünsche Ihnen Schlechtes! Im Augenblick wüßte ich niemanden außer Ihnen, dem ich etwas Ähnliches sagen könnte. Denn ich bin nicht schlecht und nicht zum Hassen geboren. Aber Sie muß man ausmerzen. Sie hasse ich.

Wissen Sie, wie das ist? Ich will Ihnen einen Vorfall erzählen. Der Direktor meiner nächsten Schule hatte auch etwas von Ihrem Wesen; nur in gemilderterer Form. Sie werden ihn sogar gekannt haben. Er gab eine Sammlung von Schulausgaben alt- und mittelhochdeutscher Dichtung gemeinsam mit einem andern heraus. Und wenn er von diesen Schriften sprach, dann sagte er immer: „Die Ausgaben von ‚Mir' und Kinzel." So daß jeder Uneingeweihte das „Mir" für einen zwar sonderbaren, aber hier doch eben auftretenden Eigennamen hielt. Man hörte es nicht kleingeschrieben. Wissen Sie nun, wen ich meine?

Dieser Mann war ebenfalls kriegsbegeistert — ein Scharfmacher wie Sie. Er schimpfte auf die gesinnungslosen Proleten, obwohl seine Schule in einer nicht grade wohlhabenden Gegend lag. Aber seine Stunde schlug. Die Revolution kam. Und während der allerersten Kampftage fand man einmal einen Toten im Schulhof — den Herrn Direktor. Die absichtslose, verirrte Kugel eines „Proleten" hatte ihn getroffen. Den Täter hat man nie gefunden; wird es nicht einer jener Namenlosen gewesen sein, die er so oft bespieen hatte?

*

Herr Oberstudiendirektor — wieviele Ihrer einstigen Schüler mögen heute wie ich darauf warten, daß ein gerechtes Schicksal auch Sie einmal ereilt ... und uns rächt.

Wir hassen Sie!

Brülle China von Béla Balázs

Das wird uns — hoffentlich — noch viel zum Nachdenken geben. Meyerhold, der Regisseur des moskauer revolutionären Theaters, hat mit „Brülle China" im roten Berlin keinen sonderlichen Erfolg gehabt. Hingegen hatte Fritz Peter Buch, der Regisseur des frankfurter Schauspielhauses, mit demselben Stück einen enormen Erfolg. Und das nicht etwa, weil seine Inszenierung weniger tendenziös, weniger revolutionär gewesen wäre, sondern weil sie unvergleichlich tendenziöser, re-

volutionärer gewesen ist. Hinreißend. In Berlin hätte Buchs Inszenierung wie eine Bombe eingeschlagen.

Die nächstliegende Erklärung dafür wäre wohl die: in der Sowjetunion ist die Revolution Wirklichkeit geworden. Das Theater ist dort nicht eine Durchbruchsstelle des Feuers sondern nur sein Widerschein. Das wirkt etwas blasser. Das Theater ist dort, nicht wie bei uns, eine der ganz wenigen Ventile, durch die sich die niedergehaltene revolutionäre Erregung Luft machen muß. Dort wirft das Theater keine Funken mehr ins Pulverfaß. Die Explosion ist schon geschehen. Der Erfolg nimmt etwas von der Bedeutung der Tendenz. An diesem Punkt scheint die Sowjetkunst, gewissermaßen entlastet, mit freigewordenen Kräften sich den neuen Aufgaben des Aufbaus zuzuwenden.

(Schon die Arbeiterspieltruppe „Die blauen Blusen" haben sich seinerzeit viel artistischer, ästhetisch beflissener gezeigt als unser Arbeitertheater.) Was die revolutionäre Empörung betrifft, so scheint das sowjetrussische Publikum auch auf dem Standpunkt zu stehen, daß es im Theater „mal was Andres" sehen möchte.

Aus demselben Grunde spielt man hierzulande revolutionäre Stücke mit Erfolg.

Aber die unsichere Aufnahme der Meyerholdschen Kunst muß noch andre Gründe haben. Fritz Peter Buch in Frankfurt läßt soziale und politische Tatsachen gegeneinander spielen. Dokumente werden zu Erkenntnissen in der Montage. Wenn er zwischendurch Zeitungsnotizen und Tagesbefehle, statistische Zahlen über Kinderarbeit, über Löhne, Sterblichkeit und englische Bankdividenden projizieren läßt. Die Attrappe des kleinen Kanonenboots auf der Bühne wird von diesen Zahlen unheimlich lebendig. Die Bedeutung wird dramatisch. Das Kanonenboot wird zum Gesicht einer gestaltlosen Gewalt, das mit seinen gefletschten Kanonen ins Publikum starrt. Ins Publikum, weil die Kulis, im Orchesterraum postiert, mit den Zuschauern eine Masse bilden. Sie sind gar nicht fremdartig und ferne. Sie sind nicht exotisch. Sie sind das Proletariat. Und diese Zahlen mit weittragenden Geschützen kennen wir auch. Uns geht es an. Wir sind bedroht.

So die Inszenierung Fritz Peter Buchs in Frankfurt am Main: glühende Dialektik, leidenschaftliche Vernunft, szenische Gestaltung überpersönlicher, sozialer Begriffe und politischer Bedeutung. Ratio. Und Kontakt mit dem Publikum. Ein abendländisches Spiel, ohne ferne Exotik, ohne geheimnisvolle Irrationalität.

Anders bei Meyerhold. Seine Gestalten sind exotisch. Nicht nur als Chinesen. Die ethnographischen Masken sind da nur Vorwand und Masken einer andern Ferne. Jener Ferne, die jenseits unsrer Begrifflichkeit liegt und im Abendlande auch dann als seltsam (étrange) empfunden wird, wenn sie in uns selber geistert. Es ist das Irrationelle. Dieses mit Worten nicht Formulierbare gestaltet Meyerhold im dekorativen Rhythmus der Bewegung.

Darum konnte er mit den Europäern des Stückes so wenig anfangen. Wie unverarbeiteter Rohstoff schleppt sie das geformte Spiel mit. Auch von den Chinesen erscheint nur in zweien das „biomechanische Prinzip" Meyerholds in überzeugender Vollendung. In einem alten Kuli und in einem kleinen Boy. Das sind herrliche Bewegungsmasken. Aber warum sind grade diese beiden Gestalten so vollgültig? Weil beide von vornherein außerhalb der Ratio gestellt sind. Ein seniler Greis und ein Kind. In ihnen erscheint Geistigkeit ohne Vernunft. Jede Gebärde bedeutungsschwer. Aber so wie im Traum. Sie berühren uns tief. An der Stelle, wo uns Musik berührt. „Emotional" nennen das die Russen und legen großes Gewicht darauf.

Rhythmus und Dekorativität sind verbindend und überpersönlich. Trotzdem schneidet grade diese Dekorativität den unmittelbaren Kontakt zu unserm Publikum und damit jede elementare Wirkungsmöglichkeit ab. Denn der Tänzer löst sich mit seinen Bewegungen aus dem gemeinsamen Raum. Er zeichnet sich, zu einem eigengesetzlichen, geschlossenen Ornament, ohne Zugang. Der Tänzer ist unnahbar.

Wie so eine unintellektuelle Bühnenkunst grade in der Sowjetunion, in der Welt der berechneten, vernünftigen Planmäßigkeit, aufblühen konnte? Was solche Kunst mit dem kommunistischen Geiste zu tun haben mag? Ich versuche, nur auf die zweite Frage zu antworten.

Durch die ornamentale Komposition wird die Masse auf der Bühne zu einem Gebilde. Sie ist kein amorphes Chaos mehr. Nicht das geistlose, dunkle Element, das blind ist und ohne Gesicht. Denn so erschien früher die Masse immer in der bürgerlichen Kunst. Für den Revolutionär hat sie Seele, gemeinsame Seele und darum eine Gestalt. Diese eine Form aller ist hier nicht nur von außen aufgezwungenes Ornament. Sie ist nicht Aufdruck, sondern Ausdruck. Die revolutionäre Masse, die nicht organisiert, wie ein Soldatenregiment oder ein Balletchor, sondern lebendiger Organismus ist, hat seine Massengebärde und Massenphysiognomie, so seelenvoll, wie es nur der Ausdruck eines einzelnen Gesichts sein kann.

Diese Physiognomie der revolutionären Masse, in die der Einzelne aufgeht, aber nicht, wie in etwas Niedrigeres, in ihr untergeht, dieses beseelte Kollektivlebewesen wird nun wirklich sichtbar in den Gruppenszenen Meyerholds. Er hat bloß sieben Menschen auf der Bühne. Aber es ist doch eine Masse. Nicht nach Zahl, sondern nach Charakter. So wie ein Krümchen Brot auch Brot ist. Denn die sieben Menschen ergeben ein Gesicht, das nicht der eine und nicht der andre hat. Es ist das Gesicht der Masse. Die hundert Komparsen Buchs in Frankfurt hatten diese Massengebärde nicht.

Und dennoch. Auch diese Masse erscheint als eine in sich abgeschlossene Form. Überzeugend, aber nicht mitreißend. Nicht hineinreißend in eine Diskussion, die sich von der Bühne in den Zuschauerraum verpflanzt, wie bei Piscator. Bei Piscator in der Wallnerstraße wird das Publikum vom Spiel umzingelt, es wird zur Teilnahme provoziert, hineingerissen, mit-

gerissen. Ich denke nicht daran, an letzte Dinge zu rühren und die Frage vom Wesen der Kunst zu stellen. Aber Piscators Theater ist jedenfalls revolutionär. So muß man es bei uns machen, wenn nicht nur China brüllen soll.

Kino privat von Theobald Tiger

Für Emil Jannings

In vielen Prokuristen steckt ein Perser-Schah,
der ruht, verzaubert. Aber manchmal, im Bureau,
wenn schläfrig nebenan die Schreibmaschinen schnattern,
so — kurz nach Tisch . . . schlägt er im Traum die Augen auf
und atmet.
Dreimal klatscht er leise
in seine Hände. Ibrahim erscheint
und kreuzt die Arme, neigt sich schweigt.
„Die Mädchen!"
sagt der Prok . . . der Schah.
Und sieben Mädchen trippeln
um ihn herum . . . jung, schlank, mit Öl gesalbt . . .
Und eine ist dabei, feist wie ein praller Sack.
Der Schah versinkt in Weiberfleisch, in Brüste, die ihn streicheln,
er weiß nichts mehr, sieht rot, ist sieben Male Mann . . .
Wach auf, Gehirn! Das Hirn erwacht,
und aller Unflat, den er je gelesen
und je erträumt, bricht aus dem Prokuristen-Schah.
Er schaut, er schmatzt, er schmeckt, er wittert . . .
„Fatme! Suleima! Ah, du bist . . ."
Entzwei
reißt ihn ein Klingellaut, der hart verzittert . . .
Schah ab. Der Prokurist:
„Hier Lützow siebenundsiebenzignulldrei!
Am Apparat. Der Skonto? Wie gewöhnlich!
Na, unser Doktor Freutel hat persönlich — —"

In vielen Angestellten wohnt ein Dschingiskhan,
der schläft, verzaubert.
Aber manchmal, wenn
der launenhafte Chef den Angestellten piesackt,
bis dem die Galle hochsteigt, bis er kocht
und bis er platzt —: dann steht der Kriegsmongole
wild in ihm auf. Er stürzt sich auf den Chef,
pfeift seinen Leuten, und die packen
den Herrn Direktor, binden ihn mit Lassos
und werfen ihn auf ihre Pferde,
nein — er wird am Sattel festgebunden
und muß nun laufen. Laufe! Willst du laufen!
Du Hund! — Die Peitsche saust. Es stöhnt der Chef!
Dann wirbeln ihn die Reiter auf die Erde
und schneiden ihm . . . nein: nadeln ihn . . .
nein: braten ihn in Kohlenfeuer
und streuen Salz und Pfeffer in die Wunden.
Und Mostrich.
Und der Dschingiskhan
streicht seinen Seidenbart und lächelt: „Na, Herr Zaschke . . .?"
Und während der Gefangene sich am Boden ringelt,
ergreift der Dschingiskhan den vollen Silberhumpen,
tut einen tiefen Schluck . . .
„Der Alte hat geklingelt!"

„Sie! Könn Sie mir nicht Ihre Zinstabelle pumpen?"
— „Gewiß, Herr Direktor!
Jawohl, Herr Direktor Zaschke!
Bis morgen früh, Herr Direktor!
Seppfaständlich, Herr Direktor —!"

So laufen manche Filme tief in Finsternissen.
Kino privat. Der Regisseur siegt immer über das Geschick.
Du lächelst, Lottchen. Und ich möchte gerne wissen:
Was denkst du dir in diesem Augenblick?
Du machst dir viele Filme aus den Dingen.
Das tun sie alle. Laß sie ruhig drehn.
Denn sagts der andre nicht wie Götz von Berlichingen —:
das, was er denkt, kann man zum Glück nicht sehn.

Langnam-Politik von Morus

Achtung vor Brüning und seinen Leuten. Die wissen noch, was sie wollen, und vor allem: Die tun, was sie wollen. Das ist noch ehrliche und offene Interessenpolitik, an der sich die künftigen Regierer der Linken ein Beispiel nehmen sollten. Als 1928 die Sozialdemokraten nach einem großen Wahlsieg ans Ruder kamen, wagten sie einen einzigen kleinen Schlag zugunsten ihrer Anhänger: sie ermäßigten den Lohnempfängern die Steuer um drei Mark im Monat. Nachdem sie diese Heldentat vollbracht hatten, begaben sie sich ängstlich in die Defensive und waren heilfroh, wenn sie den status quo aufrechterhalten konnten. Auch das ist ihnen nicht einmal gelungen, weder in der Zollpolitik noch in der Finanzpolitik; und als sie wenigstens in der Sozialpolitik darauf drängten, wurden sie herausgesetzt.

Das Kabinett Brüning hat seine Aufgabe ernster aufgefaßt. Da holt sich zunächst jeder Teilnehmer an der Futterkrippe sein Säckchen Hafer ab. Die Landwirte sind gleich mit einer ganzen Fouragierkolonne vorgefahren. Aber auch die andern bewähren sich, ihren Teil rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Die Bayern haben die Biersteuer gegenüber dem ursprünglichen Programm Moldenhauers um beinah hundert Millionen heruntergedrückt, die nun durch höhere Umsatzsteuer, also durch eine allgemeine Warenbelastung, kompensiert werden sollen. Die Wirtschaftsparteiler haben dafür, daß sie Herrn Bredt ins Justizministerium delegiert und ihre wakkern Krakehlerstimmen in der Garderobe abgegeben haben, eine Sondersteuer zugunsten der Quetschenbetriebe durchgedrückt, die den Warenhäusern und Konsumgenossenschaften zehn Prozent ihres Verdienstes vorwegnimmt.

Von der Industrie hat bisher nur die Schwerindustrie einen Happen erwischt: und sich zum allgemeinen Besten höhere Benzolpreise ausgehandelt. Es sind schätzungsweise fünfzehn Millionen, also ein Nichts. Freilich gings wie immer, wenn Öliges in Frage steht, etwas duftig her. Die großen Petroleumtrusts arbeiten mit wohlerprobten Methoden. Die Amerikaner versuchten sich mit dem lieben Gott und seinen Stellvertretern auf Erden zu verbünden. Da einer der ihren gelernter Jesuit ist und sich nicht nur als Kirchenstifter in

Sankt Moritz durch freigebige Frömmigkeit ausgezeichnet hat, schienen ihm die Tore zum Zentrum der deutschen Politik offen zu stehen. Auch die Shell war nicht müßig. Ein Depeschensturm wurde arrangiert, wie wir ihn sonst nur erleben, wenn es um die schwarzweißrote Fahne in Urugay geht. Ein volksparteilicher Abgeordneter erhielt 167 Protesttelegramme gegen die geplanten Benzin- und Benzolzölle. So konnten die deutschen Interessenten leicht den Nachweis erbringen, daß sie doch die bessern Menschen sind, und der Sieg der nationalen Preiserhöhung krönte die gerechte Sache.

Trotz dieser kleinen Sondervergütung fährt die Industrie bei dem Finanz- und Zollprogramm der Regierung Brüning-Schiele recht schlecht, und ohne politische Sentimentalitäten hat sie daraus die Konsequenz gezogen. Der Reichsverband der deutschen Industrie hat mit rühmenswerter Energie und Deutlichkeit vom ersten Tage an gegen den Agrarwahnsinn des Landbundkabinetts angekämpft und hat in öffentlichen Resolutionen, in geheimen Denkschriften und in fleißigen Besuchen auf den Ministerien keinen Zweifel daran gelassen, daß sie den Unfug der Grünfrontpolitik nicht mitmacht. Mit weichern Stimmen hat der Industrie- und Handelstag, der Bund der Handelskammern, denselben Ton angeschlagen. Aber selbst den Herren im Ruhrgebiet wird vor den Segnungen dieser Rechtsregierung etwas bange. Zwar haben die Eisen- und Stahlmänner sich noch nicht dazu aufgerafft, ihren alten ostelbischen Verbündeten — erhöhst du meine Eisenzölle, erhöh ich deine Brotzölle — die Wahrheit zu sagen. Sie richten, wie immer, ihre Kanonen gegen die Arbeiterschaft. Aber was sie fordern, läuft fürs erste doch auch darauf hinaus, dem Landbund Paroli zu bieten.

Der Langnamverein, der wichtigste Interessentenverband des Ruhrbezirks, hat dieser Tage in Düsseldorf bitter Klage darüber geführt, daß seine Interessen im Reichstag zu kurz kommen. Die andern Berufsstände hätten im Parlament ihre Spezialvertreter, die über die Parteigrenzen hinweg, durch „Querverbindungen" wie Kletten zusammenhielten. Nur die Industrieunternehmer, die armen Hascherln, zerfleischten sich bis zum letzten Blutstropfen, anstatt „in allen großen Fragen eine Einheitsfront zu bilden". Das muß anders werden. Auch die Industrie muß wieder mehr Politik treiben, und dazu sollen erst einmal neue Posten geschaffen werden. Die größern Industrieunternehmungen müßten sich neben kaufmännischen und technischen Direktoren besondre politische Direktoren zulegen, deren Hauptbeschäftigung es wäre, im Parlament, auf den Ämtern und wo sonst immer für die nötige Interessentenpolitik zu sorgen.

Gegen diesen vorzüglichen Vorschlag, den Herr Schlenker, der Leiter des Langnamvereins zum besten gab, läßt sich gewiß nichts einwenden, wenn damit eine klarere und eindeutige Interessentenpolitik bezweckt werden soll. Denn da wir ohnehin schon ein halbes, verkapptes Ständeparlament haben, ist vielleicht das richtigste, man macht ein ganzes und offenes Ständeparlament daraus. Wir würden es für einen großen

Fortschritt halten, wenn vor der nächsten Reichstagswahl Herr Haßlacher von Rheinstahl, Herr Köngeter vom Stumm-Konzern, Herr Syndikus Reichert und Herr Hueck von den Vereinigten Stahlwerken, Herr Klönne und Herr Klöckner und wer sonst noch aus der Langnam-Gegend dem Reichstag die Ehre gibt, ihren Wählern freimütig gestehen würden: wir stehen hier nicht als Kandidaten der Deutschen Volkspartei oder der Deutschnationalen oder des Zentrums und beabsichtigen auch nicht die Interessen des deutschen Volkes wahrzunehmen, sondern lediglich die Interessen der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie.

Aber so ist es ja wohl nicht gemeint. Was der Langnamverein und sein Geschäftsführer Schlenker anstrebt, ist: die Politik noch stärker mit wirtschaftlichen Gruppeninteressen zu vermanschen und zu verunklären. Vor einigen Wochen habe ich hier auf das düsseldorfer Reichshetzmuseum hingewiesen, in dem der Langnamverein auf seine Art Propaganda gegen den Young-Plan treibt. Herr Schlenker hat daraufhin in einem langen Artikel in der ‚Rheinisch-Westfälischen Zeitung' seine politische Unschuld beteuert. Da ihm sichtlich daran gelegen ist, als eleganter Fechter zu gelten, bestätigen wir ihm gern, daß er im Gegensatz zu Polyphem nicht mehr mit rohen Erzblöcken kämpft, sondern sich bereits eiserner Stangen und andern Halbzeugs als Waffe bedient. Aber inhaltlich gestatten wir uns, ihn auf einige Unwahrhaftigkeiten aufmerksam zu machen.

Herr Schlenker sucht den Eindruck zu erwecken, als ob er die irreführenden Ziffern über die Young-Zahlungen und die Dawes-Zahlungen nur deshalb in seinem Museum bildlich darstellen mußte, weil in seinem Bureau offenbar niemand der Zinseszinsrechnung fähig ist und imstande war, aus dem Zahlungsplan des Young-Gutachtens den Gegenwartswert zu ermitteln. „Gelegentlich" hätten dann einmal zwei hohe Regierungsbeamte die Ausstellung besucht und eine andre Darstellungsmethode der Young-Zahlungen empfohlen. Ach nein, Herr Schlenker, ganz so war es nicht. Herr Clausen vom Reichswirtschaftsministerium und ein Herr vom Ministerium für die besetzten Gebiete sind, auf die ersten Beschwerden über Ihr Museum, eigens nach Düsseldorf entsandt worden, um gegen Ihre irreführende Anti-Young-Propaganda Einspruch zu erheben. Leider haben sie sich damit begnügt, eine von vielen Unrichtigkeiten abzustellen. Herr Schlenker aber wollte sich, obwohl er mit seinen Gesinnungsfreunden die Verantwortung für die Ausstellung „ganz allein und gerne" trägt, das Aushängeschild des Reichs nicht entgehen lassen und stellt deshalb, ganz zufällig, seine Reparationswahrheiten zur Zeit in Stuttgart gemeinsam mit der gradezu sozialdemokratisch verseuchten Reichszentrale für Heimatdienst aus.

Denn der Langnamverein ist zwar ausdrücklich ein Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland-Westfalen. Aber politisch sind die Herren streng neutral. Der Unterschied ist kaum zu merken.

Bemerkungen

„Der Deutschen Presse“

Izt ziehn die Wolken weg, mein Stern
beginnt zu scheinen,
Der Himmel streicht mein Haus mit
lichten Farben an,
Und er verbeut mir fast, Dich ferner
zu beweinen,
Ach, daß ich Dich, mein Schatz, nicht
bald umfassen kann.

Der Himmel heißt Carl Severing und der Schatz die Deutsche Republik. „Seitdem ich Georg Bernhard kenne, verstehe ich die Vossische Zeitung viel besser.“ Damit Herr Ackermann von der Deutschen Tageszeitung diesen Satz bei dem Bankett zur Eröffnung des Pressehauses in der Tiergartenstraße sagen konnte, hat der Fiskus nicht nur eines der pompösesten Häuser des Tiergartens für eine lächerlich geringe Miete auf zehn Jahre an den Reichsverband der Deutschen Presse weggegeben, sondern Carl Severing hat noch zweihundertundfünfzigtausend Mark dazu getan. Das alte Haus wurde dafür von außen mit lichten Farben angestrichen und innen auf Babbitt hergerichtet, Empfangshalle, erste Halle, zweite Halle, dritte Halle. Ich grüß dich wieder, alte Halle. Photographierte einer die Räumlichkeiten und schriebe darunter „Amanullahs Sommerresidenz, Entwurf Heß und Rom“, es erscheint in der Eleganten Welt, ohne daß einer den Schwindel bemerkte.

Erläuterung I: Die ägyptische Gesandtschaft hat das Lustigsche Haus, das in einer Seitenstraße am Tiergarten liegt, für siebenhundertundfünfzigtausend Mark erworben. Rechnet man die Verzinsung des Kapitals nur mit zehn Prozent, dann wohnt die ägyptische Gesandtschaft für eine jährliche Miete von fünfundsiebenzigtausend Mark. Der Fiskus überläßt dem Reichsverband der deutschen Presse das ehemalige Reichenheimsche Palais, das etwa drei Mal so groß ist wie das Lustigsche Haus für eine Jahresmiete von sechsunddreißigtausend Mark. Das ist ein Geschenk, auch wenn man bedenkt, daß Lohmann das Palais einmal billig gekauft hat. Dazu kommen die zweihundertundfünfzigtausend Mark, die Severing aus einem schwarzen Topf genommen hat.

„Wir deutschen Journalisten lassen uns an Vaterlandsliebe von niemandem übertreffen.“ So Herr Gustaf Richter (mit f) der die Viertelmillion von Severing abgeholt hat. Aber rechten wir nicht mit Herrn Richter. Er hat nie etwas mit Journalismus zu tun gehabt und war immer nur der Geschäftsführer des Reichsverbandes der deutschen Presse. Was soll man von einem harmlosen Pionierhauptmann, der sich den Hohenzollernschen Hausorden mit Schwertern treu erdient hat und sich auf Goethe beruft, wenn man ihn fragt, wie er sich ins Zeitungswesen verirren konnte, was soll man von dem anders erwarten, als die naive Bereitwilligkeit zur Dummheit. Kreiden wir es also Gustaf nur als Dummheit an, daß er die Viertelmillion nahm und sie so verwandte, wie er es tat. Aber was soll man von den andern denken, von den notablen Zeitungsschreibern? Wie wollen die Hüter des Grals, die Streiter für Sauberkeit und Sitte, es rechtfertigen, daß eine Organisation, die immer noch ihren gewerkschaftlichen Charakter betont, aus einem schwarzen Fonds zweihundertundfünfzigtausend Mark bezog?

Erläuterung II: Der beinahe altehrwürdige Verein Berliner Presse hatte in der Gründerzeit die Absicht, sich ein eignes Haus zu errichten. Neben andern Stiftern fand sich auch die Pommernbank bereit, das Werk zu unterstützen. Sie wollte in das Haus einen Fahrstuhl einbauen lassen. Ein Fahrstuhl war dazumal ganz etwas Formidables. Damit die Fahrstuhltür im Vestibül auch nach etwas aussehe, beschloß die Pommernbank, sie vergolden zu lassen. Die Sache kam in die Öffentlichkeit und der „Goldene Fahrstuhl der berliner Presse“ wurde als so skandalös empfunden, daß der Verein nicht nur den

Plan abgab, sondern noch viele Jahre lang unter der Geschichte seines nicht zustande gekommenen Heims zu leiden hatte. Man wird mir einwenden, daß es ein Unterschied ist, ob man von der Republik Geld nimmt, das eigentlich zum Schutz der Republik bestimmt ist, oder von der Pommernbank. Nun, die Pommernbank war auch nicht ganz unoffiziell. Sie verwaltete bekanntlich die Gelder der Kaiserin so gut, daß sie, ehe sie krachen ging, der hohen Frau dahin Eizes gab, ihr Depot schleunigst aufzulösen, so daß nur die kleinen Dienstmädchen den Schaden trugen. Wir deutschen Journalisten lassen uns an Vaterlandsliebe von niemandem übertreffen.

„Der Deutschen Presse" steht in meterhohen Buchstaben am Giebel des Hauses in der Tiergartenstraße. Ich kann mir vorstellen, daß man eine einstweilige Verfügung erwirken kann, die es dem Reichsverband verbietet, an seinem Haus diese generalisierende Inschrift zu führen.

*

Dabei ist die Idee, ein Pressehaus auf Regierungskosten einzurichten, gar nicht so dumm. Wie müßte es aussehen? Es könnten viele kleine Schreibzimmer hergerichtet werden, mit ebensovielen Telephonzellen. Ein kleiner Versammlungs- oder Aufenthaltsraum brauchte nicht zu fehlen. Für dieses Unternehmen müßte das Reich einen der sowieso überzähligen Ministerialräte hergeben und einige Schreibmaschinendamen. Das Haus müßte vor allen Dingen den auswärtigen Korrespondenten zur Verfügung stehen. Die Telephonverbindungen aus diesem Haus müßten bevorzugt behandelt werden, überhaupt müßte die journalistische Arbeit dort ein Vergnügen sein. Das kann man mit viel weniger als mit zweihundertundfünfundzwanzigtausend Mark betreiben. Im Tiergarten hat man einen Brams hingemacht, der wie ein Wunschtraum eines größenwahnsinnigen Friseurgehilfen wirkt. Ein Ding, dem jetzt allem der Betriebsstoff fehlt. Denn die zweihundertundfünfundzwanzigtausend Mark sind erst einmal verbuttert. Ich will nicht prophezeien, daß aus diesem Hause ein schlechtbesuchter Spielklub für Bankdirektoren werden wird, sondern ich will mich zum Schluß an dem Wort wärmen, daß Herr Dietrich am Abend der feierlichen Einweihung des Hauses durch das Mikrophon, dem um seine Lautsprecher gescharten deutschen Volke zurief: „Ich wünsche dem deutschen Volke, daß es sich immerdar eines charakterfesten und tüchtigen Journalistenstandes erfreuen möge!"

Das sagte Herr Dietrich aus einem Kreise von Männern heraus, die, zum Beispiel, ohne laut zu lachen um Herrn Staatssekretär Meißner herum saßen, der grade an diesem Abend den Stern von Columbien, einen schweren Metallorden von der Größe eines Rasierbeckens, an seinem Frack trug, um den Journalisten zu zeigen, was ein charakterfester Mann alles in einem Staate tun darf, der seinen Bürgern die Annahme von Orden verboten hat.

Pennie E. Leiner

Spaß mit ernstem Hintergrund

Da sieht man nun so große Annoncen der Grammophongesellschaften in den Zeitungen. Daß sie die wirklich interessanten Platten aus den Phonogrammarchiven nicht vervielfältigen, nur nebenbei; Millionenauflagen sind dabei freilich nicht zu erzielen, aber immerhin... Sie vertreiben also: „Wenn der Gigolo wieder blüht" und: „Du bist mein Jelängerjelieber..." und: „Herr Fränkel, Herr Fränkel, ein Sektglas hat keinen Henkel!" und was der Mensch so braucht. Gut. Aber wo kauft man das?

In den Grammophongeschäften...? Da kannst du es auswürfeln, was du haben willst oder losen, oder auch aus den Regalen schießen. ... alle diese Systeme führen eher zu einem Erfolg als brav hineinzugehen und zu sagen: Ach bitte — ich

möchte gern Elektrola Nr. 4711 Richard Tauber „Fächeln, immer nur fächeln". ... Denn dann begibt sich Furchtbares.

Da steht in den allermeisten Fällen ein nettes Kind, kaum konfirmiert, manchmal etwas älter, das sieht dich fröhlich oder auch nicht fröhlich an. Und ein Sinnen kommt in ihre Kinderaugen ... da will einer eine Platte kaufen —! Schau an. Und sie öffnet ihren Mund und spricht: „Das haben wir nicht." Und dann: „Ja, ich will mal nachsehen." Dann blättert sie in Katalogen, und die muß man gesehn haben. Und dann findet sie es nicht. Und dann findet sie es, vielleicht. Und dann ist es ausverkauft. Oder ein Ameisenlöwe hat die Platte gefressen. Oder es sitzt grade einer drauf. Und dann soll sie dir etwas andres empfehlen ... Aber ebensogut kannst du dich bei deiner Waschfrau nach Bert Brecht erkundigen oder bei Brechten nach einer guten Waschfrau ... nichts. Und von dieser Ahnungslosigkeit gibt es kaum Ausnahmen — manchmal ist in den großen Geschäften eine vernünftigere ältere Person zu finden, die weiß ein wenig Bescheid.

Und das ist in Berlin so und in Paris so und in Stockholm so und wo immer du willst.

Du willst aber nicht. Und fragst, wie denn das käme.

Gewiß, es gibt größere Sorgen als die, daß einer seine Grammophonplatten sachgemäß kaufen kann. Jedoch verbirgt sich hier eine böse Sache.

Es ist die Faulheit und die Indolenz ... der Angestellten? Ach, nein, Herr Direktor; denn wenn Sie glauben, daß sich die kleinen Mädels und die jungen Leute für ihre 120 Mark auf den Kopf stellen werden, da irren Sie sich. Ich täts auch nicht. Wozu? Um ihre lächerlichen Gehaltserhöhungen von 10 Mark zu bekommen? Und sich selbständig machen? Wer hat denn dazu heute noch Geld!

Und so bleibt es dabei, daß dieser Etat, nämlich der an Gehältern für die Ladenangestellten auf das Äußerste beschränkt wird. „Es lohnt nicht." Es scheint auch bei großen Umsätzen nicht zu lohnen, und sicherlich wird jetzt eine Firma angewackelt kommen, die uns erzählt, da gäbe es bei ihr einen oder zwei Angestellte, die bekämen — denk mal! — 250 Mark! Prozente auch? Wohl kaum. Sonst wären sie nicht so desinteressiert.

Wieviel aber muß an diesen Plattenverkaufsstellen verdient werden, wenn selbst diese unsachgemäße und ahnungslose Art des Verkaufs nichts schadet!

Peter Panter

Tod in der Wüste

Eine englische Patrouille reitet in Transjordanien aus, ein Leutnant, ein Sergeant, ein Unteroffizier, im ganzen elf Mann. Der Leutnant allein weiß, wohin und wie wieder zurück. Er ist der erste, den eine Araberkugel in ein flach geschaufeltes Grab wirft. Der Sergeant übernimmt das Kommando, aber was zu kommandieren weiß er nicht, und so führt er seine Leute nach einer Wasserstelle, wo sie nach und nach vom Tod aus Flinten unsichtbarer Feinde aufgerieben

werden. Der letzte, der bleibt, ist der Sergeant; er fällt, indem er an den Belagerern tödliche Rache nimmt.

Diese Geschichte MacDonalds („Tod in der Wüste", Verlag Knaur, Berlin), wird mit der ganzen Straffheit und epischen Klugheit erzählt, die in England Tradition ist, und von der hundert deutsche Prosaisten von bestem Ruf und Format endlich anfangen sollten, zu lernen. Scharf gegeneinandergesetzt stehen in ätzender Sonne die Charaktere dieser zehn Männer um den Leser herum, der jüdische Boxer etwa und der bibelfromme Student, der ehemalige Tänzer oder der schweigsame Bootsmann. Sie und alle andern bekommen vorübergehend ein heftiges Leben von Gnaden der Erzählung und des Erzählers. Und all seine Liebe und Bewunderung versammelt er auf den Sergeanten, einen richtigen erstrangigen Soldaten, einen Mann, der die Verantwortung übernimmt und sie nicht, wie unsre gebildeten Generäle, in die reichlich dotierte Pension hinüberträgt ohne Wank, sondern der am Ende in einer blutigen kriegerischen Glorie die Belagerer tötet, die die Belagerten getötet haben. Nur ein Abenteurerschmöker also? Vielleicht doch etwas mehr. Denn nur an einer so gut durchgestalteten Erzählung, in der man alle beteiligten Menschen genau kennen lernt — nicht sehr tief, aber doch jeden für sich — kann die Frage auftauchen, die hinter jedem Kriegsbuch stehen muß, und die unwirksam wird, wenn es dem Erzähler nicht gelingt, für seine Menschen Leben und das Gefühl der Leser zu gewinnen, jene einzige Frage: wozu? Hier kämpfen zehn Männer, jeder mit Fähigkeiten aller Art ausgerüstet. Zum Schluß düngen sie den Wüstensand. Dort kämpfen Araber, die freilich schattenhaft bleiben, von denen wir aber doch wissen, daß auch sie Männer waren, jeder mit mannigfachen Fähigkeiten ausgerüstet, und die zum Schluß ebenfalls den Wüstensand düngen. (Im oberflächlichen und feindselig affekthaften Hinblicken auf diese Araber liegt die Schwäche des Buches.) Nehmen wir als Ergänzung das mit Recht weltberühmte Buch des Studenten und Obersten Lawrence „Aufstand in der Wüste", so werden dort dieselben Araber, nur nicht als Gegner der englischen Soldaten, sondern als Gegner der türkischen und der deutschen, sehr genau angeschaut. Und nun wiederholt sich von selbst die Frage: Mußte nicht der Zustand auf der Erde so jämmerlich bleiben, mußten nicht alle Probleme menschlichen Zusammenlebens weit unter den Stand zurückfallen, der vor über zweitausend Jahren bereits in Jerusalem und Athen, in Alexandria und Jabne erreicht war, wenn alle dreißig bis vierzig Jahre der beste Durchschnitt aller Völker, Männer, die in jedem Schmöker das Herz von Jungen höher schlagen lassen, dazu benutzt wurden, um einander säuisch abzuschlachten? Was, fragt jeder vernünftige Mensch, haben diese Engländer in der Wüste zu suchen, die den Arabern gehört? Was diese Preußen in dem gesegneten Land-

strich zwischen Maas und Marne, den das Schicksal den Franzosen zugewiesen hat? Wollen die Völker nicht endlich erkennen, daß hinter jedem heldenhaften Patrouillenritt in die Wüste ein Petroleumkonsortium steht, welches eine Flagge schwingt, und hinter jeder Offensive, die donnernd zwischen Maas und Marne vorbricht, um sich alsbald in Form von Zehntausenden von Leichen flach hinzulegen, ein Erz- und Großgrundbesitzerkonsortium, welches ebenfalls eine Landesfahne schwingt? Der Krieg ist bislang die deutlichste und berauschendste Gelegenheit gewesen, große männliche Eigenschaften aufleuchten zu lassen. Die Schweden, die Engländer, die Inder und viele Juden des Ostens haben verstanden, große männliche Eigenschaften zu bewahren, ohne zu ihrer Züchtung des Krieges zu bedürfen und ohne sie gar in Kriegen selbstschwelgerisch und sinnlos vergehen zu lassen. Ihnen gelang es, die kriegerischen und männlichen Tugenden der menschlichen Rasse zur Bewältigung des Alltags, zur Eroberung der Naturkräfte, zur Auskundschaftung der Erdoberfläche und zu ihrer Besitzergreifung, zur Entsagung, zur Reinigung der Leidenschaften und zur sinnvollen Gestaltung menschlichen Zusammenlebens umzuzüchten. Alle Betrachter kriegerischer und soldatischer Werte sollten das zur Kenntnis nehmen: die männlichen Tugenden, Eingliederung in ein Ganzes, Selbstverleugnung bis zum Tode, Unterordnung unter ein besseres Wissen werden von Wissenschaftlern, Ingenieuren, Ärzten, Sozialisten ebenso gefordert und bewährt, im Stillen unbemerkt, verschwiegen. Dargestellt im Krieg gleichen sie jenen herrlichen Funkengarben, mit denen Getreidespeicher, nächtlich angezündet, verbrennen; jeder Funke, ein Roggenkorn in Flammen, war dazu bestimmt, Menschen zu nähren und die Erde fruchtbar zu machen.

Arnold Zweig

Wahre Geschichten

Zwei Männer sitzen im Wartesaal und streiten, was Psychoanalyse sei. „Nein, Sie irren sich!" sagt der eine schließlich, „so ist das nicht! Aber ich werde das klarstellen! Ich werde Ihnen das beweisen! Damit gehe ich bis zum Uhu!"

*

Am Tage des Begräbnisses von Breitenbach hatten die Bahnhöfe Halbmast geflaggt. Zwei kleine Schulmädchen wundern sich. Warum heute Fahnen? „Ich weiß", ruft schließlich die eine, „ich weiß: Paul Heyses hundertster Geburtstag!"

Sexualberatung beim Reichsgericht

Aus dem soeben erschienenen Band 63 der Rechtsprechung des Reichsgerichts im Strafsachen. (RGSt. 63 S. 228.):

Zum Begriff der mit Gewalt vorgenommenen unzüchtigen Handlungen (§ 176). Der Tatbestand des § 176 Absatz 1 verlangt, daß die Gewalt das Mittel sei, das zur Überwindung des ge-

leisteten oder erwarteten Widerstandes angewendet wird; eine mit Gewalt vorgenommene unzüchtige Handlung liegt nicht vor, wenn die Gewalttätigkeit selbst die unzüchtige Handlung bildet. ... Die Revision irrt aber, wenn sie geltend macht, bei der Tat des Angeklagten seien in dieser Weise die Gewalttätigkeit und die Unzuchthandlung zusammengefallen. Die eigne sinnliche Aufregung und die seines Opfers wollte der Angeklagte durch das Stoßen seines Knies gegen den Geschlechtsteil der P. erreichen. Um zu diesem Ziel zu gelangen, mußte er erst die Oberschenkel der Frau auseinanderzwängen. Das hat er, wie das Urteil sich ausdrückt, unter Aufwendung großer Kraft zustande gebracht. Nicht in diesem Auseinanderzwängen lag nach der Annahme des Landgerichts die unzüchtige Handlung, sondern in der dadurch erst ermöglichten engen Berührung des Knies mit dem Geschlechtsteil des Opfers. Dieses Stoßen mag zwar auch noch gewaltsam geschehen sein, allein die sinnliche Befriedigung hat der Angeklagte nicht in der Überwindung des Widerstandes oder in einem damit hervorgerufenen Schmerz des Opfers gefunden, sondern in der fühlbaren Berührung der Geschlechtsteile.

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Kundgebung: Thüringen und das Reich. Redner: Ministerpräs. a. D. Frölich-Thüringen, Dr. Paul Kieß, M. d. Thür. Landtags, Oberstudiendir. Dr. Bohner, M. d. L., Albert Falkenberg, M. d. R., Vors. des Allgem. D. Beamtenbundes. Vorsitz: Helmuth v. Gerlach. Mittwoch 20 Uhr, Ehemaliges Herrenhaus, Plenarsaal.

Weltbühnenleser. Dr. Fritz Schiff: „Kunst und Weltanschauung". Café Adler, Dönhoffplatz. Mittwoch 20 Uhr.

Ausstellung der Märk. Gesellschaft von Freunden der Photographie. Liebhaberphotographien, Landschaftsaufnahmen, Porträts, Genrebilder, Tier- und Pflanzenstudien. 13. bis 22. April, 15 bis 22 Uhr im Logenhaus, Bln.-Steglitz, Albrechtstraße 112a.

Bücher

Bruno Weil: Der Prozeß des Hauptmanns Dreyfus. Verlagsbuchhandlung Dr. Walter Rothschild, Bln.-Grunewald.
Otto Zarek: Begierde. Paul Zsolnay Verlag, Wien.
C. Z. Klötzel: Indien im Schmelztiegel. F. A. Brockhaus, Leipzig.
Heinrich Graf Coudenhove-Calergi: Wesen des Antisemitismus. Paneuropa-Verlag, Wien.
Rodio Markovits: Sibirische Garnison. Propyläen-Verlag, Berlin.
Egon Erwin Kisch: Schreib das auf, Kisch. Erich Reiß Verlag, Berlin.
Joe Lederer: Musik der Nacht. Universitas Verlag, Berlin.
Sinclair Lewis: Babbitt. Transmare-Verlag, München.
August Sander: Antlitz der Zeit. Transmare-Verlag, München.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 18.10: Bücherstunde. — Köln 16.10: G. Schwarz: B. Traven, Dichter und Abenteurer. 21: Prozeß Sokrates, Hörspiel von Hans Kyser. — **Donnerstag.** Berlin 15.40: Hermann Hieber: Deutsche Künstler im Ausland. — Frankfurt 18.35: Alfons Paquet: Ostern in Jerusalem. — **Freitag.** Breslau 16.45: Gespräch Meyerhold — Paul Barney. — **Sonnabend.** Berlin 19.30: Die Autobiographie: Albert Ehrenstein.

Antworten

Vizepräsident Doktor Weiß. Die Schlange aber war klüger als die andern Tiere auf dem Felde. Und Sie sind ohne Zweifel der Klügste unter den großen dicken Panzerechsen am Alex, die nur zuschnappen können und mehr nicht. Wie sehr Sie allen Andern überlegen sind, zeigten Sie voriges Jahr, als Sie grade vor dem 1. Mai Ihren Urlaub nahmen und dem Genossen Z. neidlos die Palmen des Tags überließen. Sie gehören eben zu jenen Intelligenzen, die sich stärker durch Unterlassen oder Ausweichen als durch Handeln ausdrücken. Sie sind also der geborene Polizeichef. Aber jetzt haben Sie sich wieder in eine höchst bedenkliche Aktion verbissen, und jetzt sind Sie wieder auf gefährlichem Wege. Ich meine Ihre neue Unternehmungslust gegen den Bolschewismus. Sind Sie auf Chiappe, sind Sie auf Scotland Yard in der Arcusaffäre neidisch? Erinnern Sie sich doch an 1924, an die große Haussuchung bei der russischen Handelsvertretung... Ihre Vorgesetzten haben Sie damals kalt verleugnet und in den Schacht plumpsen lassen. Da haben also Ihre Sbirren ein neues Komplott zur Zersetzung der Reichswehr aufgestöbert und den Schriftsteller Ernst Friedrich verhaftet. Geheimdruckerei, Flugblätter etcetera. Ich brauche Ihnen nicht Ernst Friedrich zu schildern. Sie kennen ihn ebenso gut wie andre als leidenschaftlichen Antimilitaristen, der mit Mut und Ausdauer in seinem Kampf gegen die Staatsgewalt trotz aller Bestrafungen weitergeht, der aber jede Organisation verschmäht, auf die persönliche Aktion eingeschworen ist und dessen politischer Wirkungsradius sehr, sehr begrenzt ist. Was die Zersetzung der Reichswehr durch Ernst Friedrich angeht — nun, so lange dies Institut so gut dotiert wird wie jetzt, kann es schon diese kleinen Störungen von links her vertragen. Auf der andern Seite ist man ja auch nicht müßig, und diese Arbeit hat eine viel größere Bedeutung, weil sie sich an das Offizierskorps wendet und von Schichten betrieben wird, die ihm sozial und gesinnungsmäßig ziemlich adäquat sind, während die Flugblätter städtischer Proletarier an den Bauerndickschädeln der Reichswehrsoldaten glatt abprallen. Es ist wie so oft: man hat Unannehmlichkeiten mit Nationalsozialisten und Stahlhelmern, man kann deren Propaganda und Vordringen nicht mehr ignorieren, man muß zugreifen und holt sich sogleich bei den Kommunisten Kompensationsobjekte, um die Bedenken der guten Patrioten zu beschwichtigen. Damit es für die Presse besonders leicht wird, darf sie erregt mitteilen, einer der mit Ernst Friedrich Verhafteten sei Funktionär der russischen Handelsvertretung, zwei andre ständen dort in einem Arbeitsverhältnis. Ich frage: wer gibt im Polizeipräsidium solche Informationen, die bis auf weiteres nur unbewiesene Behauptungen sind, die aber bei der heute obligaten Rußlandhetze geeignet sind, vergiftend zu wirken und ins diplomatische Spiel zu greifen? Sie, Herr Präsident, sind ein sehr kluger Mann, und es wird Ihnen der stille Ehrgeiz nachgesagt, der berliner Fouché zu werden. Ich habe nichts dagegen. Aber hüten Sie sich vor dem diplomatischen Spiel. Sie sind schon einmal dabei erheblich lädiert worden. Ihre Geheimen sind gewiß kreuzbrave Leute aber nur eine schwache Unterlage für das höhere Wagnis. Die Schupos sträuben sich jetzt so heftig gegen die Numerierung. Ihre Kriminallen und Ihre Späher von der I A haben das nicht nötig. Niemand kommt auf die Idee, diese guten offenen Menschen zu beziffern. Die sind auch im zivilsten Zivil als Polypen gekennzeichnet und tragen ihr Nummernschild im Gesicht. Damit kann auch ein berliner Fouché nicht viel ausrichten.

Felix Stössinger. Sie schreiben: Morus hat in der ‚Weltbühne' vom 4. März die Gesamtausgaben Frankreichs für seine vier subventionierten Theater mit 350 000 Mark angegeben. Ich freue mich über diese Veröffentlichung, denn die Richtigkeit dieser Ziffer wurde mir hier, wo eine Theatersubvention nicht unter zwei Millionen anfängt, in Kontroversen oft genug bestritten. Freilich ist diese Ziffer auch nicht richtig, denn den Ausgaben des Staates für seine Theater stehen bedeutende Einnahmen durch die Steuern gegenüber, die auch die französischen Staatstheater bezahlen müssen, im Gegensatz zur Steuerfreihet der deutschen, die dadurch eine unsichtbare Subvention genießen. Nach den Budgetdebatten der französischen Kammer schließt das französische Theaterbudget mit einem Plus für den Staat, da die Steuereingänge die Subventionsausgaben übersteigen. Ich will keine festen Ziffern nennen, da ich mich ihrer nicht genau entsinne, aber ich habe den Eindruck, als ob der Betrag um 300 000 Mark herumliegt. Trotzdem kann auch der Opernfreund in Paris Vorstellungen hören, die ihresgleichen selten haben. Ein Musikfreund erzählte mir, daß die schönste Wagneraufführung seines Lebens ein „Siegfried" in der Großen Oper war, während der „Werther" des hier so unterschätzten Massenet in der Opéra Comique zu meinen schönsten Opernerlebnissen zählt. Auch in Paris spielen beide Opern gleichzeitig den „Tristan", sogar mit verschiedenen Übersetzungen. Was die Comédie française betrifft, so zählen Aufführungen des klassischen und romantischen Theaters noch immer zum in sich Vollkommensten, was es auf der Bühne gibt, auch wenn barbarische Berliner, die immer am liebsten fünfzig Jahre moderner sein wollen als die Andern, ihren Stil nicht mehr verstehen. Allgemeinverständlich ist aber wohl die Tatsache, daß die Comédie française 1923 das noch immer schönste und erfolgreichste Drama gegen den Krieg „Das Grabmal des unbekannten Soldaten" zur Uraufführung gebracht hat, während unsre berliner Theater, trotzdem sie sich so überlegen dünken, korporativ dieses Stück abgelehnt haben, bis es hintenherum ihnen aufgezwungen, eins der erfolgreichsten Bühnenstücke Deutschlands in den letzten fünf Jahren geworden ist.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

„B" von Carl v. Ossietzky

Eine neue Aera gouvernementaler Doppelzüngigkeit hat die sanfte biedermännische Vertrottelung der Müllerregierung abgelöst. Es ist wie unter Cuno. Nur sind die Aufgaben heute nicht mehr so schrecklich niederdrückend. Das Rheinland wird frei, der Young-Plan ist unterschrieben. Jetzt kann man sich ungestört der innern Aufbauarbeit zuwenden. Man ist schon dabei.

Da hat man jetzt den Panzerkreuzer B sehr elegant auf den Tisch des Hauses gezaubert. An diesem einen Beispiel könnte ein tüchtiger Dozent der Hochschule für Politik die gesamte Naturgeschichte der politischen Schiebung entwickeln. Wie war es? Figaro Treviranus chartert einen Strohmann, der im Reichsrat beantragt, die erste Rate in den Etat für 1930 einzusetzen. Schon vorher hatte Herr Gröner im Ausschuß erklärt, es bestünden keine außenpolitischen Bedenken, der Reichskanzler werde den Antrag begrüßen. Soweit Herr Gröner, der noch vor kurzem unter stillem Tränenregen verzichtet hat. Dann wird von dem ostpreußischen Herrn v. Gayl der Antrag gestellt, und Herr Moldenhauer meint dazu mit der ihm eignen rheinländischen Offenheit, daß die Regierung nicht daran denke, die Initiative zu ergreifen zu einer Änderung des Haushaltsplans; sie bitte jedoch den Reichsrat, sich von dieser Stellungnahme in keiner Weise beeinflußt zu fühlen. Die Regierung sieht also unerschrocken dem Risiko ins Auge, sich den Panzerkreuzer eventuell aufnötigen zu lasen. Die Regierung verhält sich wie die neugierige Frau, die gern wissen möchte, wie es ist, mal vergewaltigt zu werden, und zu diesem Zweck in den dunklen Wald geht, mit dem eisenfesten Entschluß, nicht eher um Hilfe zu rufen, als bis an der Sache nichts mehr zu ändern ist. Es ist anzunehmen, daß die Regierung auch nach glücklich überstandener Notzucht nicht allzu würdelos brüllen wird.

Noch heute gibt es republikanische Publizisten, die in Hermann Müller einen durch ein Magenleiden verhinderten Bismarck sehen. Aber auch Brüning hat seine schüchternen Bewunderer, die zwar mit seinem Tun nicht ganz einverstanden sind, aber doch seiner Art, die Dinge zu fingern, ästhetische Reize abgewinnen. Ich finde, daß der artistische Genuß aufhört, wenn einem die Gurgel langsam zugedrückt wird. Die geschickteste Leistung des Herrn Brüning, scheint mir, war sein Entrée. Dieser Mann, so verbreiteten seine Freunde zu seiner Einführung, hat den einen Löwengedanken: den Sturz Hugenbergs. Das war der Freibrief für die Zollgesetze und einiges andre mehr. Damit bestrickt Herr Brüning noch heute die geduldigen Republikaner. Quatsch mit Sauce. Brüning stürzt Hugenberg, indem er ihn entbehrlich macht. Die Agrarpolitik, der Panzerkreuzer, der Kotau vor Frick und übermorgen vielleicht ein „Volkskonservativer" als preußischer Innenminister — wie könnte eine prononzierte Rechtsregierung

anders handeln? Brüning stürzt Hugenberg, indem er ihm nichts mehr zu tun übrig läßt.

Man verschone uns doch mit dem Popanz Hugenberg. Was bedeutet eine Person neben der Sache? Die Macht, die wir heute Hugenberg nennen, hieß vor sieben Jahren Stinnes, vor zehn Jahren Ludendorff. Die Sache Hugenbergs ist es, die von Brüning und seinen Leuten realisiert wird. Was bedeutet es daneben, wenn die Person des antiken Geheimrats bei einem Aufruhr seiner Mamelucken zu Schaden kommt?

Ein Bewunderer des „Systems Brüning" hat gefunden, daß es wenigstens den Parlamentarismus wieder etwas in Schwung bringe. Hat die Art, wie die Sache mit dem Panzerkreuzer gedreht wurde, irgend etwas mit einem anständigen Parlamentarismus zu tun? Wie würde ein Kabinett, das in einem Lande mit einer so alten und achtbaren parlamentarischen Tradition, wie es England ist, ähnliches versuchen wollte, von der öffentlichen Meinung und vom Unterhaus selbst begrüßt werden? Und wo — ausgenommen in den Staaten der weißen Diktaturen — ist es Sitte, daß sich der Kriegsminister hinstellt und, wie es Herr Gröner getan hat, außenpolitische Erklärungen abgibt —? Selbst Otto Geßler, der Allmächtige, mußte sich von Stresemann bös in die Parade fahren lassen, wenn er sich unbefugt außerhalb seines Ressorts zu tummeln versuchte. Man hat nicht gehört, daß sich Herr Curtius wegen dieses unbefugten Eingriffs in sein Amt geregt hätte. Manchmal hat man das Gefühl, als wäre Stresemann schon ein Jahrhundert tot...

Vielleicht ist Herrn Brüning selbst bei dem Gedanken an den Panzerkreuzer etwas unbehaglich zumute. Aber sein Treviranissimus hält ihn in der Zange, und dem kreuzbraven Schiele wird schon der Nachweis gelingen, daß Ostpreußen, um seinen Subventionssegen in Ruhe zu verzehren, kräftigen maritimen Schutz braucht. Und um ganz, ganz sicher zu gehen, hat der Kanzler noch verlauten lassen, er beabsichtige nicht, die Kabinettsfrage zu stellen. So fährt man um Konflikte, um Neuwahlen herum. Wenn trotzdem in der linken Ecke der Regierungsparteien noch jemand maulen sollte, wird das Oberhaupt des Reichs wieder, wie der alte Attinghausen, unter das murrende Volk getragen werden: Seid einig, einig, einig! Und alle werden einig sein.

Wird es überhaupt zu nennenswerten Aufregungen kommen? Sozialdemokratische Minister selbst sind es gewesen, die sich von den bürgerlichen Kollegen überreden ließen, ihren Widerstand gegen das Flottenprogramm aufzugeben. Sozialdemokratischer Einfluß vor allem hat es bewirkt, daß das kommunistische Referendum gegen den Kreuzer A mit einem kümmerlichen Mißerfolg endete. Das liegt alles noch keine zwei Jahre zurück und ist nicht grade angetan, den republikanischen Kampfesmut zu stärken. Wenn Breitscheid im Reichstag in starke oppositionelle Töne ausbrechen sollte, wird ihm Brüning ganz gelassen Zitate aus den Reden der Genossen Hermann Müller und Severing unter die Nase halten.

Die Panzerkreuzerfrage ist viel mehr als eine innenpolitische Zänkerei, mehr selbst als eine Etatfrage. Gewiß, die Finanzen des Reiches sind nicht so, daß Millionen und Aber-

millionen in ein militärisch wertloses Spielzeug für den ehemaligen Kameraden des Herrn Treviranus gesteckt werden könnten. Weit größer jedoch ist das außenpolitische Unglück. Dieser Panzerkreuzer wird sowohl in Polen als auch in Rußland, wo man sonst nicht so bald einer Meinung ist, als eine grobe Herausforderung empfunden werden. Mit Polen stehen wir, trotz des Handelsvertrags alles andre als gut, mit Rußland zur Zeit ausgesprochen schlecht. Und zu allem Überfluß wird auch in Westeuropa unsre maritime Aufrüstung mit ärgstem Mißtrauen betrachtet. Gröners Flottenbauprogramm ist, wie bekannt, in England anläßlich der Veröffentlichung durch Wickham Stead höchst ungünstig beurteilt worden, während Frankreich die eigne Scheu vor Abrüstung seiner Seestreitkräfte gern mit Hinweis auf die deutschen Pläne begreiflich zu machen versucht. Dieser Panzerkreuzer B wird nicht nur unsrer Außenpolitik verderblich werden, er wird auch der Flottenaufrüstung in der ganzen Welt neue Triebkraft geben. Grade das hat nach der blamablen Londoner Konferenz noch gefehlt.

Niemals stand es gut um Deutschland, wenn Michel den Seewind pfeifen hörte. Wenn ein paar hohe Herren die Zukunft auf dem Wasser sahen, dann bedeutete diese Zukunft immer eine Kette von Fatalitäten. Was kümmern solche Bedenken den Tirpitzschüler Treviranus? Hauptsache: die Crew hat zu tun, es gibt Posten, es gibt Betrieb. Was nachher kommt, ist gleichgültig, Setzen wir Deutschland nur aufs Panzerschiff, ersaufen wird es schon können!

Völkerbund April 1930 von Walther Rode

Der Friede marschiert: „Im Monat April 1930 wird die Tätigkeit des Völkerbunds in neun Ausschußtagungen ihren Ausdruck finden." (Note sur l'activité de la société des Nations au cours du mois d'Avril. Section d'Informations.)

„Mit sozialen und humanitären Fragen werden sich drei Komitees befassen, nämlich das Komitee für die Bekämpfung des Mädchenhandels, das Komitee für Kinderschutz, und das ständige Opium-Zentralkomitee." — „Das Komitee für die Bekämpfung des Mädchen- und Kinderhandels wird von den Antworten auf den Fragebogen Kenntnis nehmen, der den Regierungen zwecks Stellungnahme zu der im Abkommen für die Bekämpfung des Mädchen- und Kinderhandels vorgesehenen Aufhebung der Altersgrenze von einundzwanzig Jahren vorgelegt worden war." — „Das Komitee wird sich außerdem mit der Gründung eines Unterkomitees befassen, das die Frage der Strafmaßnahmen gegen die vom unmoralischen Verdienst der Frauen lebenden Personen zu prüfen und Maßnahmen vorzuschlagen hätte, um die in den einzelnen Ländern bestehenden Gesetze so auszubauen, daß die Gerichte wirksamer gegen die Zuhälter vorgehen können."

„Schließlich wird das Komitee die Zweckmäßigkeit der Einholung weiterer Auskünfte über die Ausdehnung des Handels mit unsittlichen Veröffentlichungen bei den einzelnen Regierungen in Erwägung ziehen."

„Die Tagesordnung des Komitees sieht ferner die Prüfung der vom Weltlehrfilminstitut angestellten Voruntersuchungen über die jetzige Lage der unterhaltenden und zugleich belehrenden Filmvorführungen für Kinder vor."

„Der wichtigste Punkt der Apriltagesordnung des ständigen Opium-Zentralkomitees ist die Prüfung der von den Regierungen eingereichten Statistiken über die Ein- und Ausfuhr von Opium und sonstigen Rauschgiften im letzten Quartal 1929."

„Am dritten April tritt in Berlin ein Völkerbundsachverständigenkomitee zusammen, um die Frage zu prüfen, ob und durch welche Maßnahmen ein internationaler Schutz der Walfischfängerei durchzuführen ist."

„Am vierzehnten April wird in Genf eine Tagung des Komitees eröffnet, das das Arbeitsprogramm, die Tätigkeit und die Organisation des internationalen Ausschusses für geistige Zusammenarbeit und der diesem Ausschuß unterstellten Organisationen prüfen sowie gegebenenfalls Verbesserungen vorschlagen soll, um die positiven Ergebnisse ihrer Tätigkeit noch zu steigern."

„Das Komitee besteht aus folgenden Persönlichkeiten: Fräulein K. Bonnevie, Professor der Zoologie an der Universität Oslo; Herr Casares, Mitglied der königlich spanischen Akademie; Sir Frank Heath, ehemaliger Sekretär des Scientific Research Committee of the Privy Council, etcetera."

Soviel wortgetreu aus dem Völkerbundprogramm für April. Zunächst, um beim Ende zu beginnen, wer findet aus dem Ozean der „Geistigen Zusammenarbeiter" das Fräulein K. Bonnevie in Oslo, Herrn Casares, Sir Frank Heath? Wer sind diese Leute? Welcher dunkle Ratschluß hat sie auserwählt, „die Tätigkeit und die Organisation des internationalen Ausschusses für geistige Zusammenarbeit und der diesem Ausschuß unterstellten Organisationen zu prüfen und gegebenenfalls Verbesserungen vorzuschlagen, um die positiven Ergebnisse ihrer Tätigkeit noch zu steigern?"

Hat der Wähler in einer demokratischen Republik schon fast keine Ingerenz auf die Auswahl seines Abgeordneten, den irgend ein Komitee von Wahlgeometern und Machern, die von der Politik leben, ihm präsentiert, wie wenig Verhältnis erst hat er zu jenen Menschen, die ihn bei der Regierung der Welt vertreten! Wie soll Fräulein K. Bonnevie in Oslo meinen Intentionen hinsichtlich der geistigen Zusammenarbeit des Menschengeschlechtes gerecht werden, die auf ihre und ihresgleichen Chassierung, auf die Niederlegung aller Organisationen geistiger Zusammenarbeit, auf die Verhängung der Haft über alle Sekretäre, Experten und Komiteelöwen gerichtet sind?

Es ist ein reines Glück, daß es gleichgültig ist, wie Ballkomitees zusammengesetzt sind, die „von den Antworten auf an Regierungen gesendete Fragebogen Kenntnis nehmen," die „die Zweckmäßigkeit der Einholung weiterer Auskünfte über die Ausdehnung des Handels mit unsittlichen Veröffentlichungen in Erwägung ziehen," die sich „mit der Gründung eines

Unterkomitees gegen Zuhälter" befassen, die jene „Voruntersuchungen des Welt-Lehrfilminstitutes prüfen, die über die jetzige Lage der unterhaltenden und zugleich belehrenden Filmvorführungen für Kinder berichten," die „über den von den Regierungen eingereichten Statistiken anlangend die Ein- und Ausfuhr von Opium sitzen" und so weiter.

Der Friede marschiert. Die Zentralkomitees, die Komitees, die Subkomitees sitzen, Fräulein Bonnevie, Herr Casares und der berühmte Sir Malcolm Delevingne, Großbritanniens Vertreter in der ständigen Opiumkommission referieren — aber der Mädchenhandel, die Pornographie, die Opiumerzeugung und der Opiumhandel gehen lustig weiter, von den Rüstungen zu schweigen.

Über die Opiumkommission des Völkerbundes schreibt John Palmer Gcvit im ‚Survey Graphic': „Die Narcotica überschreiten die Grenzen der Länder wie Sand, der vom Winde getrieben wird. Session auf Session, Stunde auf Stunde sitzt die beratschlagende Kommission in Genf, sorgenvoll wie ein Uhu, über Statistiken und den Einzelheiten der von den unterschiedlichen Polizeien saisierten Opiummengen, die allerdings an sich oft sehr bedeutend aber dennoch lächerliche Bruchteile der in die Länder schlagenden Opiumfluten sind. Folgt man den Debatten der Kommission, so hat man das Bild einer Kinderschar, die eine Million Flöhe mit Kaffeelöffeln fangen will."

Und wenn sich die Flohfänger jetzt im April der Walfischfängerei zuwenden — no matter. Die Organisationen der Mädchen- und der Opiumhändler und der Zuhälter lachen vom Orinoko bis zum Yantsekiang.

Die Klugschwätzer, die Nichtidealisten, die Tatsachenmenschen aller Länder haben sich in Genf eine Riesentribüne errichtet, wo die materialgesättigte, ideenlose Debatte tagaus tagein zelebriert wird. Darüber muß ein neuer Weltkrieg entbrennen.

Die Statistiker und Juristen haben sich des Friedens bemächtigt. Der ehemalige Schüler eines volkswirtschaftlichen Seminars bereitet ihn vor: verfaßt Fragebogen, schafft Daten und Ziffern herbei; der Jurist formuliert ihn: entwirft Konventionen und Schlußprotokolle; der Ziffern- und Datenakrobat, der Sachverständige und ständige Delegierte, der Völkerbundsmann von Fach, macht ihn der Welt ledern und ungenießbar.

In Genf, am See, mitten in einem Garten, im Angesicht des Montblanc, sitzen zweihundert Handelskammersekretäre aller Länder und errichten Tabellen; hundert in ihrer Heimat wegen Dummheit entbehrliche Diplomaten registrieren Schiedsgerichtsverträge; etliche Polypragmatiker (Gschaftlhuber): ehemalige französische Journalisten, auf den nächsten im British Empire freiwerdenden Zivilgouverneurposten spitzende Engländer, den Inhalt der Papierkörbe als Provinz beherrschende Italiener machen Völkerbundspolitik. Sie vertauschen und verschieben die Tagesordnungen, hintertreiben oder befördern Ernennungen von Hochkommissaren, Mandataren, intellektuellen Kooperatoren.

Die Affäre von Walter Mehring

Nicht immer ist es die Region hinter den Schlachtfeldern, wo Generale sich unsterblich machen.

Mac Mahon wurde berühmt durch sein: „Que d'eau! Que d'eau!" die einzige Bemerkung, die er angesichts einer Überschwemmungskatastrophe fand.

Ludendorff durch einen Morgenspaziergang am Brandenburger Tor.

Kutjepoff durch eine Entführung.

Die zaristische Russenkolonie spielt heute in Paris eine ähnliche Rolle, wie sie einst die Apachen spielten: sie liefert der Zeitungslektüre die tägliche Romantik. Bekanntlich sind die „Weißen" durchweg Fürstlichkeiten oder Generäle. Sie haben die tollsten Abenteuer zu bestehen. Ein Schuß knallt nächtlich im Bois. Blutend bricht ein Taxichauffeur zusammen; ein ehemaliger Großfürst. Ein Ladenmädchen wird vergiftet aufgefunden; frühere Hofdame der Zarin. In der Rue de Grenelle springt ein Attaché über die sowjetistische Gartenmauer und rettet sich in die Feuilletonredaktion des ‚Figaro'. Am hellerlichten Tage, auf offener Straße, wird ein General im Glanze seiner Orden und seiner Siege entführt wie ein kleines Schulmädchen.

Ein gewisser General Kutjepoff, dem man nachträglich eine Führerrolle in antibolschewistischen Verschwörerkreisen zuschreibt, wird, auf dem Wege zur pariser Sowjetbotschaft, vor aller Augen — oder mindestens vor den Augen einiger sich widersprechender Zeugen — von geheimnisvollen Individuen bedrängt, hopsgenommen und in ein bereitstehendes Auto — Taxi oder Privatwagen — geschubst, das mit seiner Beute auf Nimmerwiedersehen verschwindet. Welch maßloser Affront, hinter dem der gesunde Menschenverstand — und wer hätte den nicht? — sogleich das Walten der moskauer Zentrale erkennt. Nicht bloß die Sicherheit des Einzelnen, die gesamte, altehrwürdige europäische Kultur, die humanistische Bildung und der dreimal heilige Besitz, ist durch diesen Handstreich der Bolschewisten — nur sie können die Schuldigen sein, — fürchterlich bedroht. Der russische Botschafter weiß von nichts? Das verstärkt den Beweis! Ausweisungen, Paßverweigerungen, Drohungen — nichts hilft. Der General kehrt nicht mehr wieder.

Dem kleinen Demokraten, dem friedlichen Angler, der aufgeklärten Concierge graust es. Von Mädchenhändlern hat man schon gehört. Das sind alle Südamerikaner. Alle Deutschen Rauschgifthändler. Alle Italiener Bombenfabrikanten. Diese Waren notieren schon beinah an der Börse. Aber komplette Generale entführen: das geht zu weit. Hat man sich dazu aus Korsika, der Heimat der pariser Polizei, einen Polizeipräfekten verschrieben?

Die Presse, besser unterrichtet, konnte mit tausend Einzelheiten dienen. Verdächtige Autos, Flugzeuge, blutige Pakete tauchten an allen Stadtzollgrenzen auf. Es gab verschleierte Damen, finster blickende, langhaarige Gestalten, merkwürdig

chiffrierte Annoncen, die russischen Generalen gutes Einkommen sicherten. Kutjepoff lag als Leiche zu Berlin in Krestinskis Schublade, war nach Irkutsk verbannt und schmachtete in einem unterirdischen Gewölbe einer Villa in Neuilly. Aber er blieb verschollen, wurde fast vergessen und lebte nur, ob tot oder lebendig, als Schandtat der G.P.U. weiter.

Inzwischen waren drei Monate vergangen. Dreiundzwanzig Tage davon hatte Madame Hanau gefastet. Emil Ludwig zog durch den Arc de Triomphe, der Wilhelm dem Zweiten versagt geblieben. Die Surrealisten verkrachten sich und beschuldigten sich in Maueranschlägen todeswürdiger Verbrechen.

Da, eines schönen Frühlingstages, erschien Kutjepoff wieder auf der Oberfläche der großen Zeitungen, oder vielmehr eine Spur von ihm. Eine hochgestellte russische Dame, deren Namen wir aus Diskretion nicht nennen können, beobachtete an unzugänglicher Felsenküste des Ozeans, wo sie sich zufällig erging, ein rotes Auto, dem einige Personen mit einem großen, rottropfenden Paket, mit kleinen dito Päckchen, mit einem Gefesselten — hier schwanken die Dame und die Darstellungen —, entstiegen, wobei sie Worte wechselten wie: „... sauber machen" — „daß keiner was merkt" — „fort, fort!" Die hochgestellte Dame hatte zunächst dem Erlebnis keine Bedeutung beigemessen; erst nach dreimonatiger Überlegung war sie zu der Überzeugung gekommen, daß der Vorgang ungewöhnlich gewesen sei. Ein Mann in den mittlern Jahren bestätigte die Angaben und ergänzte sie dahin, daß einer der Täter eine Uniform mit Abzeichen getragen hätte — ein Sowjetstern oder so. ‚Journal', das den Mann in den mittlern Jahren brachte, fügte logisch hinzu, es könne sich dabei nur um den Fall Kutjepoff gehandelt haben. Ein Zweifel sei nicht möglich, bis die Sowjetbotschaft das Gegenteil bewiesen habe. Etwa fünf Seemeilen nordnordwestlich davon war einem Kapitän ein Dampfer von der Klasse der Frachtschiffe aufgefallen, und er hatte diese Beobachtung auch dem ersten Matrosen, der sich grade am Sextanten zu schaffen machte, mitgeteilt.

Kurz, die Affäre wurde in der gesamten, dem Ölmagnaten Finaly untertänigen Presse mit soviel pikanten Einzelheiten garniert, daß man gleich merkte, der Braten selbst war etwas „faisandé", etwas zu weit vorgeschritten. Und siehe, da traf auch Sir Henry Deterding ein und begab sich spornstreichs zu Tardieu.

Nun wirst Du, lieber Leser, erstaunt fragen: Was hat denn um Gottes willen der ehrenwerte Sir Henry mit dem Verschwinden Kutjepoffs zu tun. Gar nichts natürlich! Aber doch!

Denn also ließ sich am gleichen Tage der ‚Intransigeant' vernehmen:

... Die Zeit ist nicht mehr fern, wo wir Abrechnung mit der Bande der Rue de Varenne halten müssen.

Aber der Herr Aymard, der tags zuvor ein Meeting der ‚Liberté' gegen die Sowjets veranstaltet hatte, wird ganz deutlich:

Wir wären nicht sehr erstaunt, wenn der Ministerpräsident, dessen Gradheit und Energie bekannt ist, er, der am besten weiß, daß die Stunde des notwendigen Abbruchs der Beziehungen bald schlagen wird, mit dem Repräsentanten der größten englischen Öl-gesellschaften konferiert, um unserm Lande die Versorgung für den Tag zu sichern, an dem die Beziehungen zwischen Frankreich und den Sowjets abgebrochen sein werden. Und dieser Tag dürfte nicht auf sich warten lassen.

Deshalb grüßen wir als ein Symbol von guter Vorbedeutung die Unterredung, die gestern Herr Tardieu mit Herrn Deterding hatte.

Ei, ei! Tiens, tiens! Das nennt man aber aus der diplomatischen Klippschule geplaudert! Bevor also noch das Geringste bewiesen ist, spricht die ‚Liberté', die es ja dank ihrer guten Beziehungen wissen muß, von einem glänzenden Vorwand zum Abbruch der Beziehungen. Einen Tag zuvor hatte die gesamte Rechtspresse dieses „Gerücht", Herr Deterding sei eigens in der Kutjepoffaffäre nach Paris geeilt, als Blödsinn erklärt. Herr Deterding habe mit Herrn Tardieu bloß Austern gefuttert. Und vierundzwanzig Stunden später benutzt Herr Aymard bereits die Gelegenheit, um den guten Onkel aus Britenland bei seinen Versprechungen festzulegen.

Solche Voreiligkeit der öffentlichen, sowjetfeindlichen Meinung wirkt verdächtig, zumal wenn man bedenkt, daß es nicht nur eine Tscheka in Moskau, sondern auch einen Intelligence Service in London gibt, dem sich der Herr Deterding verbunden fühlt. Und verfolgt die um die Sicherheit des Einzelnen — vom General aufwärts — hoch besorgte Polizei die Bolschewistenfährte, dann sollte sie die Spur jener andern nicht außer Acht lassen, die an dem Verschwinden Kutjepoffs ein so lebhaftes Interesse zeigen.

*

Die Akten zum nächsten letzten Kriege werden sich in Nichts von denen zum endgültig vorletzten unterscheiden. In aller Herren Länder leben unzählige Geheimniskrämer vom Vertrieb eines ebenso kümmerlichen wie widerlichen Vigilantengeschwätzes. Und obwohl es immer die gleichen sind, wird ihnen nicht nur immer wieder geglaubt, sondern sie erregen nach ihrer Entlarvung auch noch die höchste Bewunderung bei einem Publikum, das sich hochgeehrt fühlt, wenn es von solchen Herrschaften so blutig zum Narren gehalten wurde.

Was mit dem General Kutjepoff los ist, weiß man nicht. Vielleicht wird man es nie erfahren. Unwahrscheinlich, daß die Russen diesen bis dahin unpopulären Herrn verschleppt hätten. Mit solchen Mitteln die Emigrantenpolitik zu bekämpfen, wäre ein zu kläglicher Einfall. Wenig wahrscheinlich auch, daß der Herr General, wie andre behaupten, mit einer Herzallerliebsten durchgebrannt sei. Nur eins ist sicher: die Freude gewisser Kreise, diese Affäre zu einem diplomatischen Zwischenfall aufbauschen zu können. Kein Mensch will natürlich Verwicklungen, von denen man nie voraussagen kann, ob sie „lokalisiert" bleiben. Aber ebensowenig können es Politiker übers Herz bringen, eine so schöne Okkasion — komme, was da wolle — ungenutzt zu lassen.

Und nachher will es keiner gewesen sein!

Psychoanalyse und Marxismus von W. Reimer

In der ‚Weltbühne' vom 23. Juli 1929 schreibt Ignaz Wrobel in einer Besprechung des „Juli 14" von Emil Ludwig: „Latent lag die Mordlust in jedermanns Brust; sie wartet auf ihren Tag. Der kam. Und da brach sie hervor. Hier — und nicht etwa in dem schmählichen Verrat der Sozialisten — liegt der Schwerpunkt dieses Krieges, wie aller Kriege. Zutiefst liegt die biologische Veranlagung des Menschen; im Verhältnis zu ihr ist noch der Marxismus ein ideologischer Überbau."

Und über „Tatsachen" von Barbusse schreibt Wrobel in der ‚Weltbühne' vom 19. November 1929: „Und warum ist das alles so? Die Sache ist mit dem Marxismus nicht erklärt; hier steckt eine gewaltige Unterlassungssünde im Denken der Kommunisten. Hier ist noch etwas andres. Es ist der tiefe Grausamkeitsdrang des Menschen, der einen gesetzlichen Ablauf findet. Die Möglichkeit, schrankenlos und verantwortungslos Böses zu tun, steigert den vorhandenen Trieb — aber zu unterst ist er in allen. Steigert sich das aber, dann rühren sich die Tiefen und geraten in gärende Bewegung — Wollust, Wille zur Macht und der Trieb, zu quälen, kommen durcheinander; plakatiert wird das als: Patriotismus, die Nation muß leben, der Klassenkampf, die Ordnung muß wiederhergestellt werden, und was man so trägt. Aber hier sitzt es: hier ist der blutige Quell dieser kollektiven Raserei."

Hier soll es also sitzen. Ist es eine mystische Macht, etwa die Erbsünde oder sonst eine satanische Gewalt, von der uns die göttliche Gnade einmal erlösen wird? Freud (auf ihn bezieht sich Wrobel) sieht, weil er seine Hoffnung nicht auf die göttliche Gnade setzen kann, die Erlösung einzig im Tode. Er spricht gradezu von einem Todestrieb. Die Grenze Freuds liegt da, wo die Frage auftaucht, ob sozialer Geltungstrieb, sozialer Machtwille und sozialer Grausamkeitsdrang das Resultat einer angeborenen, grausamen psychischen Verfassung sind, oder ob im Gegenteil, diese psychische Verfassung ein Resultat grausamer sozialer Verhältnisse ist. Die grausamen sozialen Grundlagen der Gesellschaft erscheinen Freud unabänderlich und deshalb auch die grausamen Triebe unheilbar. Als ewiges biologisches Prinzip können sie nur durch den Tod aufgehoben werden.

In Rußland befaßt sich grade mit der Erforschung der sozialen Grundlagen des Trieblebens eine ganz neue marxistische Wissenschaft: die sowjetische Reflexologie. Das Ergebnis der Forschungen ist, daß man nicht nur die sogenannten „bedingten Reflexe" sondern auch die sogenannten „dauernden Reflexe" als von dem konkreten ökonomischen und sozialen Milieu gestaltet erkannt hat. Auf diese Weise kommt man zu einer Erweiterung des bekannten Satzes von Karl Marx in der Art, daß das Sein nicht nur das Bewußtsein sondern auch das Unterbewußtsein bestimme. Daß zum Beispiel auch der Grausamkeitsdrang kein ewiges biologisches Prinzip ist, haben schon früher die Forderungen Peter Kropotkins ergeben. Wo der Nahrungsraum auch

nur einigermaßen ausreicht, wandelt sich nämlich der grausame Kampf ums Dasein in gegenseitige Hilfe zur ökonomischen Versorgung und sozialen Sicherstellung aller Einzelwesen. An Stelle des Grausamkeitsdranges steht dann ein starker Geselligkeitstrieb. Das beweist, daß auch der unterbewußte Grausamkeitsdrang immer aus einem sozialen Milieu mit grausamen ökonomischen Kämpfen hervorgeht, also sehr wohl marxistisch zu erklären ist.

Der Marxismus hat nun den exakten wissenschaftlichen Nachweis erbracht, daß auch in der menschlichen Gesellschaft mit Hilfe des modernen Industrialismus die ausreichende ökonomische Versorgung und soziale Sicherstellung aller Einzelwesen möglich ist. Die Geschichte lehrt aber, daß dieser, wie jeder, soziale Fortschritt nur durch den Kampf der unterdrückten und ungenügend versorgten Klasse gegen ihre Unterdrücker herbeigeführt werden kann.

Es ist deshalb unbillig von Wrobel, den Klassenkampf als plakatierte Mordlust und organisierte Quälerei zu bezeichnen.

*

Replik von Ignaz Wrobel

Die kommunistische Überheblichkeit besteht darin, daß ein Mensch, der der Kommunistischen Partei angehört und der Parteisäuberung noch entgangen ist, sich einbildet, daß er alle seine Aufgaben auf dem Wege der kommunistischen Dekretierung lösen könne.

N. Lenin, Rede auf dem 2. Allrussischen Kongress der Sektionen für politische Aufklärung

„Es ist deshalb unbillig, von Wrobel, den Klassenkampf als plakatierte Mordlust und organisierte Quälerei zu bezeichnen."

Sicherlich wäre das unbillig; so ist er aber gar nicht bezeichnet worden. Sondern ich habe gesagt: Im Menschen steckt ein Grausamkeitstrieb; dieser Trieb gibt sich mitunter als Klassenkampfidee. Ist das richtig —?

Reimer hat recht, wenn er ganze Teile des Ober- und Unterbewußtseins als von der Klassenlage gebildet annimmt. Er hat nicht recht, wenn er den ganzen Menschen nur und ausschließlich aus der ökonomischen Lage erklären will. Sein Widerstand gegen solche Anschauung geht sehr tief hinunter.

Nichts nimmt eine Weltanschauung so übel, wie wenn man sie mit einer andern erklären will. Der Marxist will nicht psychoanalisiert werden; der Psychoanalytiker will nicht marxistisch begrenzt werden; jeder will mit seiner Lehre den Schlüssel zum A und O in der Hand haben. Warum? Weil geistige Bewegungen das Bestreben haben, weit über ihre Grenzen zu gehen — sie werden, wie der leider so früh verstorbene Carl Christian Bry das genannt hat, „verkappte Religionen". Darüber sagt er im Buch gleichen Titels:

Von außen gesehen ist ja die Lehre von Marx einfach Volkswirtschaftslehre. Er beschreibt die Vorgänge der nationalen und internationalen Wirtschaft wie alle seine Vorgänger. Aber doch mit

einem gründlichen Unterschied. Seine Vorgänger suchten den bestehenden Zustand zu verteidigen oder zu verbessern. Marx erst geht darauf aus, indem er doch den Charakter objektiver Darstellung so ängstlich wie ein junger Doktorand zu wahren sucht, aus diesem bestehenden Zustand einen großen, neuen, nie dagewesenen zu entwickeln. Er zuerst setzt an die Stelle der Utopie, die an allen Seiten der Kritik offen steht, etwas, was als verkappte Religion viel stärker wirkt: die Prophezeiung ... Die Utopie erst zur Wissenschaft machen und doch in dieser Wissenschaft durch die Mittel der Prophetie alle Türen zur Utopie offen lassen, nur daß diesmal das Haus einen weit sichern Grund hätte: das hieße aus dem Sozialismus verkappte Religion machen.

Freud sagt das in seiner letzten Schrift „Das Unbehagen in der Kultur" noch deutlicher, noch klarer und er zeigt darin, daß er sich seiner angeblichen Grenzen sehr wohl bewußt ist. Es ist auch nicht richtig, daß Freud die Grundlagen der Gesellschaft für unabänderlich hält.

Die Kommunisten glauben den Weg zur Erlösung vom Übel gefunden zu haben. Der Mensch ist eindeutig gut, seinem Nächsten wohlgesinnt, aber die Einrichtung des privaten Eigentums hat seine Natur verdorben. Besitz an privaten Gütern gibt dem einen die Macht und damit die Versuchung, den Nächsten zu mißhandeln; der vom Besitz Ausgeschlossene muß sich in Feindseligkeit gegen den Unterdrücker auflehnen. Wenn man das Privateigentum aufhebt, alle Güter gemeinsam macht und alle Menschen an deren Genuß teilnehmen läßt, werden Übelwollen und Feindseligkeit unter den Menschen verschwinden. Da alle Bedürfnisse befriedigt sind, wird keiner Grund haben, in dem andern einen Feind zu sehen; der notwendigen Arbeit werden sich alle bereitwillig unterziehen. Ich habe nichts mit der wirtschaftlichen Kritik des kommunistischen Systems zu tun, ich kann nicht untersuchen, ob die Abschaffung des privaten Eigentums zweckdienlich und vorteilhaft ist. Aber seine psychologische Voraussetzung vermag ich als haltlose Illusion zu erkennen. Mit der Aufhebung des Privateigentums entzieht man der menschlichen Aggressionslust eines ihrer Werkzeuge, gewiß ein starkes und gewiß nicht das stärkste. An den Unterschieden von Macht und Einfluß, welche die Aggression mißbrauchen, daran hat man nichts geändert, auch an ihrem Wesen nicht. Sie ist nicht durch das Eigentum geschaffen worden, herrschte fast uneingeschränkt in Urzeiten, als das Eigentum noch sehr armselig war, zeigt sich bereits in der Kinderstube kaum daß das Eigentum seine anale Urform aufgegeben hat, bildet den Bodensatz aller zärtlichen und Liebesbeziehungen unter den Menschen, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der einer Mutter zu ihrem männlichen Kind. Räumt man das persönliche Anrecht auf dingliche Güter weg, so bleibt noch das Vorrecht aus sexuellen Beziehungen, daß die Quelle der stärksten Mißgunst und der heftigsten Feindseligkeit unter den sonst gleich gestellten Menschen werden muß. Hebt man auch dieses auf durch die völlige Befreiung des Sexuallebens, beseitigt also die Familie, die Keimzelle der Kultur, so läßt sich zwar nicht voraussehen, welche neuen Wege die Kulturentwicklung einschlagen kann, aber eines darf man erwarten, daß der unzerstörbare Zug der menschlichen Natur ihr auch dorthin folgen wird.

Ich bin wohl gegen den Verdacht geschützt, den Klassenkampf durch Vorbehalte sabotieren zu wollen; doch entstammen diese Vorbehalte einer tiefen Skepsis und der Lebenserfahrung. Der Klassenkampf ist notwendig. Aber das Paradies auf Erden — das wird er uns nicht bringen.

Der „ideologische Überbau", den der Marxismus auch seinerseits aufweist, ist für diesen Kampf notwendig; man kann wohl nicht ohne solche Illusionen kämpfen und vor allem nicht einen so grausam schweren Kampf. Aber man erlaube uns, eine Selbsttäuschung auch so zu benennen. Die russische neue Gesellschaftsordnung ist keine Widerlegung dieser Ansicht; dazu ist sie viel zu jung — es hat sich noch keine Erbmasse bilden können. Vorläufig hat dort der Grausamkeitstrieb einen sehr legalen Ablauf: den gegen die Feinde der Sowjetrepublik. Ich gebe mit der größten Bereitwilligkeit zu, daß eine Kollektiverziehung Kollektivcharakter bildet. Aber daß aus einem kräftigen und so mit der Erde verwachsenem Volk, wie es das russische ist, eine Schar palmentragender und psalmensingender Engel werden wird, das glaube ich nicht.

Der Mensch ist nicht so böse, wie man manchmal denken sollte. Aber er wird nie so gut werden wie Idealisten sich das denken. Gelingt es den Russen, das tiefste Niveau der Gesellschaftsmitglieder zu heben, so ist das schon sehr viel.

Ich bejahe den Klassenkampf. Ich sehe in ihm keine verkappte Religion.

Stadtrat Busch von Pennie E. Leiner

Die Berliner werden mir in fünf Jahren ein Denkmal setzen.

Paul Busch im ‚Acht-Uhr-Abendblatt'.

Der Abbé Jerome Coignard saß mit dem lahmen Messerschmied unter dem Rebendach der Schenke zum „Bacchusknaben" in Paris. Die beiden Herren sprachen über den Schlendrian in der Stadtverwaltung und über neue und alte Fälle von Korruption. „Herr Abbé", sagte der lahme Messerschmied, „wenn ich an die Stadtverwaltung denke, dann habe ich ein tiefes Bedürfnis nach Empörung." Der weinselige und weise Abbé hob seine fleischige Hand, die zur ernsten Belehrung wie zur heitern Liebkosung gleichermaßen geschaffen schien, und besänftigte den erregten Lahmen durch jene klassische Rede über die Unvergänglichkeit der Korruption in der Stadtverwaltung, die wir in den Memoiren Jaques Tournebroches (herausgegeben von Anatole France) verzeichnet finden, nebst der genauen Anmerkung über den Durst, den der Abbé nach dieser erstaunlichen Leistung empfand.

Den Berlinern fehlt jener heitere Skeptizismus mit dem der anmutige Coignard begabt war. Seit einem Jahr löst ein Kommunalskandal den andern ab und immer noch lebt auf beiden Ufern der Spree das tiefe Bedürfnis nach Empörung, von dem wir bei dem Abbé gelernt haben, daß es von Gott lediglich dazu erfunden wurde, die Lahmen auch noch mit Blindheit schlagen zu können.

Im Augenblick nährt sich unsre bürgerliche Wut aus den Taten des Herrn Paul Busch, Stadtrat a. D. Er beherrschte beinahe zehn Jahre Berlin. Erst überwachte er den Viehhof

und dann den Grundstückmarkt. Jetzt möchten wir gerne sein Blut trinken, weil wir den dringenden Verdacht haben, daß er uns um einige Millionen betrogen hat. Brandete unsre Empörung nicht zu sehr um den listigen Paul, es hätte uns stutzig machen müssen, daß auch der neue Grundstückdezernent schon verdächtigt wird, geschoben zu haben. Hätten wir Berliner eine etwas bessere Erinnerungsgabe, wir entsännen uns, daß wir eine ähnliche Wut auf die Sklareks hatten. Nie stand ein Wahlgang so unter dem Einfluß eines Skandals wie der letzte. Was ist den Parteien passiert, deren Mitglieder bei den drei Brüdern Sekt getrunken hatten? Nichts! Fontane: „In Berlin kostet alles bloß einen Sechser!" Die Deutschnationalen haben die Frechheit sogar so weit getrieben, sich noch rasch, ehe es zu spät war, von den Sklareks das Geld abzuholen, mit dem sie dann die Wahlplakate „Trocknet den Sklareksumpf aus! Wählt Deutschnational!" bezahlten. Die Deutschnationalen stehen auch jetzt, im Untersuchungsausschuß des preußischen Landtags, feste ihren Mann gegen die Korruption. Dabei fragen sie nur Bumerangs, die ihnen selber wieder an die Köpfe fliegen.

Berichterstatter Könnecke (Deutschnational): „Herr Günther, haben Sie Ihr Material über Busch auch andern Stellen angeboten als Herrn Rechtsanwalt Fuhrmann?"

Sekretär Felix Günther: „Jawohl, Herrn Justizrat Lüdecke." (Anmerkung: Lüdecke ist deutschnational.)

Berichterstatter Könnecke: „So, und was hat der Herr Justizrat gesagt?"

Sekretär Günther: „Herr Justizrat hat mich gefragt, ob in dem Material auch Deutschnationale belastet sind. Ich habe gesagt: Höchstwahrscheinlich, Herr Justizrat. Da hat der Herr Justizrat gesagt: Na, Sie kriegen morgen von mir Bescheid."

Berichterstatter Könnecke: „Haben Sie denn Bescheid gekriegt?"

Sekretär Günther: „Jawohl! Der Herr Justizrat hat mir am nächsten Tag für seine Bemühungen eine Kostenrechnung über zweitausend Mark geschickt."

Dieser prächtige Dialog ist merkwürdigerweise in keiner Zeitung vollständig wiedergegeben worden. Man schwelgt vorläufig noch in Empörung. Und die verträgt nur sturen Ernst. Die lahmen Messerschmiede schleifen schon die Dolche für Paul Buschens Brust. Der hat erklären lassen, daß er nach Ostern vor dem Ausschuß erscheinen wird. Ich weiß es ja nicht genau, aber ich glaube, daß die Berliner sich täuschen werden. Paul Busch sieht nicht so aus, als ob er als ein verspätetes Osterlamm vor dem Ausschuß sterben wird. Wie bei den Sklareks werden wir und der Ausschuß hier um ein Schlachtefest kommen. Was der flotte Fünfundsechzigjährige sich bis jetzt mit dem Ausschuß geleistet hat, sieht alles verdammt nach Absicht aus. Er sollte schon in der Sache Sklarek im Abgeordnetenhaus erscheinen. Damals schon hätte er sich an der Blase operieren lassen können. Aber er behielt die Blase in Reserve und fiel lieber die Treppe herunter. Dann reiste er nach Lugano und von da aus nach Kunzendorf zu sei-

nem Sohn. Inzwischen war hier sein Skandal überreif geworden. Vor dem Ausschuß waren schon tolle Dinge über die Provisionen des Herrn Stadtrats ausgesagt worden. Nichts wäre natürlicher gewesen, als daß sich Busch dem Ausschuß sofort gestellt hätte. Das tat er aber nicht. Seiner Blase wegen? O nein. Vor dem Ausschuß war ja erst ein kleiner Teil dessen gesagt worden, was gegen ihn vorlag. Warum sich da schon in Unkosten stürzen. Erst sollten alle andern gesprochen haben. Herr Busch mußte doch sehen, was seine Gegenspieler für Karten hatten. So hat er es immer gehalten. Er hat den Zeitpunkt genau berechnet, an dem er die Schwelle der Klinik überschreiten mußte. Mit dem Blasenleiden, wie Herr Busch es hat, kann man hundert Jahre alt werden. Aber man kann es auch operieren lassen. Dann ist man totsicher außer Gefecht.

Herr Busch ging in die Klinik und der Ausschuß in die Falle. Herr Könnecke legte seine Karten auf den Tisch: Waltking, Hiller, Günther, Blobelt, Rosenbaum, Rechtsanwalt Fuhrmann. „Haben die Herren alle ausgesagt?" „Jawoll!" „Ist noch ein Zeuge draußen?" „Nein, Herr Vorsitzender." Jetzt auf einmal rutscht Herr Busch vom Operationstisch herunter und sagt: „In vierzehn Tagen bin ich zwar wieder krank. Ich lasse mich nämlich noch mal operieren. In der Zwischenzeit aber werde ich auf eure Trümpfe erwidern!" Man müßte ihm applaudieren, wenn er den Saal des Untersuchungsausschusses betritt. Er ist der einzige überragende Spieler. Wunderbar, wie er seine Nerven beherrscht hat, damit seine Absicht gelang, als letzter zum Reden zu kommen. Mit dem Ausschuß wird er schon fertig werden, denn er ist vorher mit allen andern fertig geworden, zuerst mit Blobelt und Rosenbaum. Rosenbaum und Blobelt, die frühern Kumpane (mit denen er einen Kameraderievertrag hatte, alle Verdienste zu teilen) hat er abgeschüttelt, als er den Viehhof verließ. Sie wurden rebellisch und hängten ihm ein Verfahren an den Hals, ein Meineidsverfahren. Er ging strahlend daraus hervor; den Verdacht, die Unwahrheit gesagt zu haben, tragen jetzt die Beiden. Günther? Gott, Günther wird eines Tages den Paragraphen 51 kriegen. Wer bleibt denn übrig? Herr Hiller? Hiller hat nichts gegen Busch gesagt. Und die siebenzigtausend Mark für die Wirtschaftspartei, die Herr Busch unterschlagen haben soll? Es soll mal einer im Ausschuß danach fragen. Entweder wird Busch nur denen antworten, die auf ihre Immunität verzichten, oder er wird, wenn das nicht geht, den Herren etwas erzählen über Wahlgelderbeschaffung, daß ihnen die Lust an allen Fragen vergeht.

Ihr werdet mit eurem Bedürfnis nach Empörung allein bleiben, liebe Messerschmiede. Herr Busch hat für sich ein Denkmal verlangt. Adolf Hoffmann sagte, er sei auch dafür. Unter der Bedingung allerdings sei er dafür, daß die andern auch eins kriegen und daß an dem Weg, längs dessen sie stehen sollen, eine Tafel errichtet wird mit der Inschrift: Zur Galerie der Nichtgehenkten!

Träumen wir den Traum weiter, dann möchte ich, daß an Buschens Sockel steht: „Paul Busch, heimlicher Oberbürgermeister von Berlin in den schweren Jahren 1918 bis 1930". Es wäre nichts als die Wahrheit. Nicht Böß, der blinde Hesse aus Gießen, hat Berlin bewegt, sondern Paul Busch aus Landsberg an der Warthe, Schulkamerad des Kämmerers Karding. Mit Karding teilt Busch ein Geheimnis. Das Geheimnis ist, daß Karding nicht immer Karding hieß. Karding hieß Markiewitz, und sein Vater hieß noch anders. Paul Busch weiß das aus Landsberg, wo der alte Karding sein Lehrer war. Als Berlin hungerte, ergriff Paul Busch die Macht. Er verkaufte der Stadt Berlin viel Tausend stinkige Karnickel, das Stück für achtzig Goldmark. Den Stadtvätern gab er im Ratskeller ein Essen, bei dem nur gute Karnickel, vermutlich echte Hasen, serviert wurden. Dafür nannte man ihn den „Retter Berlins" und machte ihn zum Viehhofdirektor. Das Geld aus dem Karnickelgeschäft hat Herr Lutkie aus Holland, dem nominell die Fabrik in Kunzendorf gehört, in der Paul Buschens Sohn Seide spinnen darf. Böß hat Busch schalten lassen, weil Busch ihn dafür Wilhelm den Dritten spielen ließ. Busch verschaffte Böß die Mittel für die Kunst- und Sportfonds. Das „Annaheim" im Sportforum, so genannt nach Frau Anna Böß, wurde mit Buschens Geldern bezahlt, ebenso wie Bößens komische Bildergalerie. Damit Michelangelo echte Lapislazulis zu blauer Farbe zerstoßen konnte, mußten die Päpste zuvor viele arme Leute betrügen. Busch hat den Ruhm, der Papst von Berlin zu sein, auf Böß geschoben. Lieber als sich ließ er Gustav Böß von Mopp malen und nahm, solange der Oberbürgermeister vor der Staffelei saß, seinen Amtsthron ein. Er hat viel tollere Dinge gemacht, als die Sachen, die ihm seine frühern Kumpane jetzt vorwerfen. Er hat dem Parlament und dem Magistrat das Gesetz des Handelns aufgezwungen. Er hat mit der Macht gespielt, wie er wollte. Er hat es einmal sogar fertig bekommen, ein Mißtrauensvotum, das gegen Paul Busch von mehreren Parteien eingebracht war, einfach dadurch von der Tagesordnung abzusetzen, daß er die Parteiführer anschnauzte wie dumme Jungen. Wird dieser Skandal enthüllt, sind die andern schlimmer dran als Busch. Er weiß genau, daß in den Spielereien, die er mit der Verwaltung und dem Parlament getrieben hat, sein eigentliches Verbrechen steckt und daß niemand gegen ihn deswegen aufstehen kann, der nicht den puritanischen Mut aufbrächte, sich selber mit Paul Busch des Volksbetrugs anzuklagen. Man kann den Stadtrat nicht verurteilen, ohne mit ihm seine Richter wegen überlebensgroßer Dummheit in die Wüste zu jagen.

„Die Wahrheit über Paul Buschens Geschäfte" — das sagte mir vor dem Verhandlungssaal des Untersuchungsausschusses ein großer Grundstücksmakler — „wird ebensowenig herauskommen, wie das, was Sie die politische Wahrheit nennen. Die Wahrheit über die Grundstücksgeschäfte könnte nur ein Grundstücksmakler sagen, der die Verhältnisse ebensogut kennt wie Busch selber. Niemand aber wird das tun wollen. Denn sagte er, wie die Geschäfte gemacht wurden, würde kein

Hund ein Stück Brot von ihm haben wollen. Der Mann hätte sich selbst von allen zukünftigen Geschäften ausgeschlossen. Er könnte seinen Beruf aufgeben und irgendwo zweiter Buchhalter werden."

Haltets Maul und trinkt euern Wein, ihr Messerschmiede!

Antwort an Béla Balázs von Arnold Zweig

Immer schädlich, mit einem Zitat der Gegenseite anzufangen. Es sitzen auch auf den rechten Bänken des Hauses kluge Männer, aber innerhalb der deutschen Kultur haben sie sich seit einigen hundert Jahren eher geeignet erwiesen, die Dinge zu erkennen und zu durchdringen, die von der linken Seite schon einige zwanzig bis dreißig Jahre vorher erkannt und durchdrungen worden sind. Das mag Béla Balázs nicht wissen, und bei der ängstlichen Beachtung, mit der unsre linken Leute nach den rechten schauen, läßt er sich in seinem sonst sympathisch geschriebenen Aufsatz über „Das Spiel vom Sergeanten Grischa" (Nr. 16 der ‚Weltbühne') zu Leitlinien verleiten, die er gewiß nicht angewendet hätte, wenn ihm nicht die Zeitstimmung heute diese Eröffnung des eignen Urteils durch ein rechtsradikales eingeflößt hätte.

Mein Stück zeigt was? Ein Kriegsgefangener entkommt am Anfang einem Gefangenenlager. Am Ende verläßt er die Szene, um als Überläufer erschossen zu werden. Dazwischen liegen aufrichtige Anstrengungen mächtiger Männer, ihn zu retten, die nicht gelingen können, weil das Ineinandergreifen der militaristischen Seelenhaltungen dieses Bemühen aussichtslos macht. Man wirft mir vor, in meiner Etappe sei zu wenig Krieg, und dieses militaristische System sei unwahrscheinlich gezeichnet, weil zu viel Wohlwollen darin für den Flüchtling zur Geltung kommt? Aber dem Manne wird ja nicht geholfen! Gibt es eine schärfere Kritik an einem System als die, die an seinem bestmöglichen Fall geübt wird — ohne Haß und ohne Leidenschaft gestaltend, daß es einen Unschuldigen vernichtet, der in seinen Betrieb gerät? Es mag sein, daß ich die Affekte, mit denen heute alle Welt geladen ist, angenehm gekitzelt hätte, wenn ich nicht den besten aller möglichen Fälle gewählt hätte, um aufzuzeigen, wie er verläuft und enden muß. (Andre Fälle werde ich anderswo gestalten; eines nach dem andern.) Ich lege Wert auf nachhaltige und Tiefenwirkung, und ich verlasse mich darauf, daß der Anschauungsunterricht, erteilt am besten aller möglichen Fälle und mit vernichtendem Ausgang, länger nachwirkt und nachdenklicher macht als jede noch so haßschwelgende Selbstbefriedigung. Denn was hat der Russe Paprotkin davon, daß sich um ihn eine Menge Menschen bemühen? Er wird erschossen! Kein noch so wohlwollender General wagt es, seine Überzeugung anders als auf dem Dienstwege geltend zu machen. Kein Kriegsgerichtsrat lehnt sich gegen eine Verordnung auf, die über Menschenleben entscheidet. Kein Soldat des Heeres macht sich Unannehmlichkeiten um seinetwillen. Die Sätze: „Jeder ist sich selbst der Nächste; jeder schießt auf jeden" gelten bedingungslos, und sollten sie so gelten?

Aber das ist es ja, was so empörend und fälschend wirkt: dies Getue um einen einzelnen Mann, sagt man mir. Ich habe viele Argumente dagegen und keins, das nicht aus der Sache selber hervorginge. Aber ich will nur von einem einzigen Gebrauch machen. Ich habe unternommen, ein Bühnenwerk zu formen, um mein Weltbild anschaulich in die Welt zu bauen. Dies tat ich mit den Mitteln, die einzig und allein dem Kunstwerk zur Verfügung stehen: indem ich ein Einzelschicksal, und zwar ein zu gleicher Zeit ausnahmsweise merkwürdiges und allgemeingültig gelagertes, zu einer Fabel ausgestaltete. Es

gehört zum Wesen des Kunstwerks, solange die Menschen Kunst überhaupt machen, und solange sie Kunst machen werden, daß in ihm ein Einzelschicksal für die Empfindungsfähigkeit der ganzen Menschheit bis zur Durchsichtigkeit klargeschliffen wird. Ebenso wie ein Messer nicht denkbar ist ohne eine Klinge und ein Heft, wie jede Klinge eine Schneide und einen Rücken oder zwei Schneiden haben muß, um überhaupt zur Klinge zu werden, wie also das bedingende und entscheidende Element bei einer Klinge ihre Form und Funktion ist, nicht ihr Material, ist auch bei einem Kunstwerk das Entscheidende seine Form und seine Funktion und nicht sein Material. Unaufhebbar aber an die Form eines Kunstwerks gebunden ist das einheitliche Aderngeflecht, das es trägt und nährt: für den Fall der Dichtung die Verschmelzung eines Einzelschicksals und aller seiner Verästelungen mit diesem tragenden Adergeflecht. Die Erweiterung-Bewegung in der Dichtung und also auch im Drama geht dahin, immer mehr Arten von Einzelnen und Typen als Repräsentanten des Menschengeschlechts, als dichtungsfähig und dichtungswürdig zu erweisen, nicht darauf, den einen Menschen aus seiner zentralen Helden- und Achsenfunktion zu beseitigen. In der Kunst kann das Kollektiv einen fähigen Regisseur lahmlegen, gute Stücke kaputt machen und sehr viel Geld kosten; weiter kann es nichts. Das bedeutet lasterhaften Individualismus nur für denjenigen, dessen geistige Schulung ihm nicht erlaubt, zwischen dem Einzelvertreter eines Typus und dem um seiner Besonderheit willen gepflegten Individuum zu unterscheiden.

Und so beurteile man ein Kunstwerk zunächst einmal nach Kunstwerk-Kategorien. Man kann dann immer noch behaupten: die Kunst sei zur Menschenaufrüttelung untauglich und werde darum verschwinden. Diese Prophezeihungen sind sehr alt, sehr falsch, aber immerhin konsequent. Agitatoren können mit Kunstwerken wenig anfangen. Jedes Kunstwerk aber hat den Anspruch, nach den Gesetzen beurteilt zu werden, die für Kunstwerke nun einmal gelten.

Mit einem freilich habe ich nicht gerechnet: mit der Unersättlichkeit so guter Zuschauer wie Herr Balázs einer ist. Er hält den Garten des Herrenfestes für ein Spital, nur weil sich Schwestern darin aufhalten, und vermißt Bauchschüsse, Brand und das Röcheln der Sterbenden. Auch Läuse vermißt er, obwohl ich ihm versichern kann, daß in keiner Stadt, wie mein Merwinsk eine ist, sich der durchschnittliche deutsche Soldat Läuse hätte gefallen lassen. Da ein General auftritt, behauptet er: er werde zum typischen General, zum Vertreter des Generalhaften, und wird sich auch nicht belehren lassen, wenn ihm unbefangene Zuschauer versichern, daß ein Mann namens Schieffenzahn in diesem Stück vorkommt, der seinerseits Anspruch darauf machen könnte, als Vertreter des Generalhaften genommen zu werden. Viel Richtiges sagt er vom Augenschein und seiner Bedeutung von der Bühne her, und doch nicht tief genug gefaßtes Richtiges: denn sonst sähe er auch den Augenschein, den er übersieht, und der sich dem allgemeinen Zuschauer eindringlicher darbietet als das Spiel der Uniformen, nämlich Wesen und Gesetz dieses Russen, an dem sich demonstriert, wie es Menschen auf Erden geht, wenn die Atmosphäre dieser Erde durch Krieg verschärft wird. Herr Balázs findet in dieser Atmosphäre nicht genug Krieg, und er wünscht sie durch Filme ergänzt. Ich finde in der Atmosphäre Granowskis und meines Stückes genug Krieg, wenn man nur unbefangen davor sitzt und sich vorspielen läßt, was die ausgezeichneten Darsteller vorspielen.

Kommt es darauf an, gegen den Krieg vorzustoßen, heute noch? Wir wollen es uns doch nicht zu leicht machen. Es kommt darauf an, gegen den Militarismus vorzustoßen, gegen Industrien, die ihn

fordern, Agraradel, der ihn braucht, Staaten, die seiner nicht entraten können, gegen Gesellschaften (auch kommunistische), die in allen Ländern auf gradezu phantastische Weise fünfhundert Millionen an Reichswehren verfüttern und dafür die Lebensbedingungen der Heranwachsenden auspowern. Wie, frage ich jeden Erwachsenen, der imstande ist, unbefangen anzuschauen, was sich begibt, widerlegt man ein System, eine Gesellschaftsordnung und den von ihr schwer wegzudenkendem Krieg? Indem man seine leidenschaftlichen Gegenaffekte abreagiert und Karikaturen oder selbst durchschnittlich schlechte Vertreter davon vorführt? Meiner Meinung nach widerlegt man ein System, indem man zeigt, was es in seinem besten Fall anrichtet, wie es den durchschnittlich anständigen Menschen dazu zwingt, unanständig zu handeln. Ein General, wie es während des Krieges eine Menge gegeben hat, ein Adjutant, wie ich welche kenne, Mannschaften und Unteroffiziere ohne Bosheit: und was ist das Ergebnis? In der Kritik unsres Gesinnungsgenossen Balázs klafft hier der kleine Fehler. Er gewahrt mit zäher Leidenschaft vor allem die Uniformen und ihre Träger und übersieht — seltsamer Fall — daß bei dem Übermaß von Wohlwollen, das er in der Welt meines Stückes bemerkt, der Russe genau so umgelegt wird, als säße er inmitten beruflicher Sadisten.

Will man eine bestimmte Menschenart angreifen, so richtet man seine gestaltende Aufmerksamkeit auf das Spiel der Tugenden und Mängel ihrer Charaktere und läßt die schwarze Seite überwiegen. Will man dagegen ein System, eine Lebensform kritisieren, so gestaltet man, wie durchschnittlich anständige Menschen zwangsläufig und gegen ihren Willen von ihm dazu gebracht werden, unmenschliche Haltungen mit abzulehnenden Folgetaten auf sich zu nehmen. Deutlich hebt sich dann das System, die Lebensform ab von ihren Trägern; das verurteilende Gefühl des richtenden Zuschauers wird um so unerbittlicher sprechen, je deutlicher ihm zur Evidenz gebracht wird, daß er selber, der durchschnittliche Mann X, unter den gegebenen Umständen nicht anders hätte handeln können. Wir wollen nicht Schurken entlarven wie unser Freund Schiller, sondern Systeme.

Gefühl und Technik von M. M. Gehrke

Wir wollen hier nicht von Verrohung der Sitten und Zügellosigkeit der Geschlechtsmoral sprechen. Es handelt sich um keine Savonarolapredigt, es soll nicht ethisch eingewirkt werden. Aber es ist nicht neu und nicht übertrieben, zu sagen, daß in den letzten fünfzehn Jahren in der Stellung der Geschlechter zueinander starke Änderungen im Sinn einer durchgreifenden Auflockerung stattgefunden haben. Die Zurückhaltung ist geschwunden, fast offiziell und durch so gut wie alle Gesellschaftsschichten durchgehend. Woran liegt das?

Die nächstliegende und bequemste Erklärung, die auch hierfür Krieg und Revolution verantwortlich macht, mag nur gestreift werden. Als die Väter heimkehrten und sich wieder entscheidend um die Erziehung kümmern konnten, waren die heute Zwanzig- bis Fünfundzwanzigjährigen immerhin erst zwischen acht und fünfzehn, somit vor und in den entscheidenden Jahren. (Übrigens war und ist Erziehung, vor allem der Töchter, mütterliches Gebiet, und für den Donner des gelegentlichen deus ex machina genügte wohl auch der Feldurlaub.) Bleibt die andre Erklärung, die in sittlicher, besonders geschlechtlicher Zügellosigkeit den zwangsläufigen Rückschlag auf karge

Jahre und gleichzeitige Begleiterscheinung von Zeiten des Übergangs, der Umwälzung, des Verfalls erblickt: Spätrom, französische Revolution. Aber diese Periode der unmittelbaren Umwälzung ist abgeschlossen, und die Auflockerung ist geblieben. Wahrscheinlich haben diejenigen recht, die im Kreislauf von Aktion und Reaktion nur eine Teilerscheinung und in den angedeuteten Dingen Merkmale einer Evolution erblicken wollen, Begleiterscheinungen einer Übergangszeit nur insofern, als es sich um den Übergang der Frau aus juristischer und soziologischer Unselbständigkeit in den Zustand der Befreitheit, der eigentlichen Emanzipation, handelt.

Aber warum spricht kein Psychologe und kein Soziologe daneben von jenem scheinbar äußerlichen Grund, der die ganze Auflockerung auf dem Gebiet des Gefühls und der Geschlechtsmoral „technisch" überhaupt erst ermöglicht und darum einen Löwenanteil an ihr hat — nämlich eben der Technik? Man denke ein wenig nach, und man wird entdecken, daß die Technik unsrer Zeit eine Gelegenheitsmacherin ist, gegen die alle Kupplerinnen und Beichtväter der alten Komödien armselige Stümper sind. Der Zweifler vergegenwärtige sich doch einmal ganz konkret die gegensätzliche Situation etwa einer Dame zur Zeit der Minnesänger: sie saß auf ihrer Burg, umgeben von ihren Frauen, geschirmt von ihres Gatten Mannen, und nichts und niemand hatte Zutritt zu ihr, der nicht dreimal geprüft und gesiebt war. Zog sie mit dem Gemahl zum Hoflager des Königs, so blieb sie doch immer im Schutz ihres Gefolges, und ehe sie noch recht Gelegenheit fand, Beziehungen anzuknüpfen, war schon wieder die Zeit der Heimkehr da. Man unterschätze doch nicht das Positive der Entfernung, die liebebildende Kraft der Sehnsucht. Das Gefühl der vereinsamten Frau kannte keinen andern Inhalt als die Lebenszeichen des fernen Gatten — und wenn selbst ein verehrender Troubadour Gelegenheit fand, einen Brief zu senden, so brauchte man doch, solange es auf der einen, der legitimen Seite noch so viel Unerfülltheit gab, nach keinem Andern ernstlich Umschau zu halten. Die Lebensführung der viel eingeengter lebenden mit häuslicher Arbeit überbeschäftigten Bürgersfrau in diesem Zusammenhang zu betrachten, erübrigt sich.

Die erste grundlegende Umwälzung auf dem Gebiet der Liebesbeziehungen brachte wahrscheinlich die Einrichtung einer regelmäßigen Postverbindung. Tatsächlich sind uns die Männer und Frauen der Romantik, die in einem Jahrzehnt mehr Briefe produzierten als das ganze vorhergegangene Jahrhundert, durch ihre freiere Auffassung von Leben und Liebe, ihre gelockerten Ehen und Liebschaften (auch bei sozialer Zugehörigkeit zur Bürgerschicht) fast bekannter geworden als durch ihre Werke. Aber die eigentliche Revolutionierung der intersexuellen Beziehungen blieb einer Erfindung unsrer Zeit vorbehalten, und bei allem schuldigen Respekt vor Reis und Bell wollen wir jetzt endlich in aller Deutlichkeit sagen, daß die „Zerrüttung der Moral" auf nicht andres zurückgeht als auf — das Telephon!

Was tat der Liebende früher bei Mißverständnissen, Streitigkeiten, Entzweiungen? Er wartete; er mußte herzklopfend warten bis zum nächsten Zusammensein, bis zur Gelegenheit einer Aussprache. Das konnte Monate dauern, und schon dadurch war die Liebe eine so dauerhafte Einrichtung. Denn so lange Hoffnung, solange auch nur etwas noch Ungeklärtes da ist, wendet kein ernsthaft Fühlender, Liebender, sich neuen Zielen zu. Was tat der Liebende vor hundert Jahren? Er schrieb Briefe der Romantik, und es dauerte Tage, bestenfalls, wenn beide in der gleichen Stadt wohnten, Stunden, bis Antwort, Klärung da war. Und was tut der oder die Liebende heute in der gleichen Situation? Er —oder sie — hängt sich ans Telephon. In einer halben Minute ist die Verbindung hergestellt, der Fall geklärt und erledigt — positiv oder negativ. Nun könnte man hier den Einwand erheben, dergleichen müsse doch eher bindend als zerstörend, förderlich statt hemmend, wirken. Aber das ist ein psychologischer Trugschluß: die Möglichkeit, sofort alles klären und erklären, jeden Zwiespalt aus der Welt schaffen, jede Sehnsucht erfüllen zu können, diese Möglichkeit stumpft ab. Man kann sich jede Minute sprechen, also braucht man keine Sehnsucht mehr danach zu haben. Man kann sich täglich sehen; man braucht keine Strickleitern mehr, keine Gewaltritte, keine Listen und Heimlichkeiten. Man ist nicht auf Pferde und auf seine eignen Füße angewiesen, man trifft sich eine Eisenbahnstunde entfernt, man fährt im Auto zum Wald oder sieht sich, wenn es nichts zu verbergen gibt, im Café und Tanzlokal. Es gibt keine „technischen Hindernisse" mehr, nur technische Erleichterungen, und die Folge davon ist, daß man einander zu schnell verbraucht. Sich immer sehen, immer sprechen zu können, das hält keine Liebe aus, noch dazu in dieser aufregenden, hetzenden, nervenzerreißenden Gegenwart. Und was geschieht, wenn das eine Gefühl sich zu Tode gelaufen hat? Man jagt zum neuen, das zu gewinnen ja wiederum alle Hilfsmittel der Technik vorhanden sind, vor allem das Telephon. Und genau so ist es, wenn einmal eine Liebe unerwidert bleibt was soll man sich in seinen Schmerz vergraben, besser und gesünder ists, sich abzulenken — und wenn A. versagt, so ruft man B. an, unsre Nerven halten die Aufregung, die Trauer nicht aus... Unsre Nerven halten keine großen Gefühle mehr aus, nur noch unzählige kleine, bei denen die Technik uns hilft, und eben dies: die Abnahme der Qualität zugunsten der Quantität ist ja wohl das, was man als Zügellosigkeit der Geschlechtsmoral bezeichnet.

Ob das zu begrüßen, ob zu verwerfen, soll, wie gesagt, hier nicht erörtert werden. Schließlich werden wir niemals ergründen können, wo Ursache, wo Wirkung liegt: ob die Freiheitlichkeit der Sitten von der heutigen Technik nicht nur befördert, sondern gar hervorgerufen worden ist oder ob umgekehrt die Umwälzung der Sittlichkeit sich durch die technische Mechanisierung nur eine Parallele im äußern Leben geschaffen hat.

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Entweder du liest eine Frau, oder du umarmst ein Buch, beides zugleich geht nicht. Jetzt aber ist Junggesellenzeit — umarmen wir ein Buch.

Als da wäre: Friedrich Torberg „Der Schüler Gerber hat absolviert" (erschienen im Verlag Paul Zsolnay in Wien). Ein höchst beachtlicher Autor. Was wird aus dem einmal werden?

Schulbücher sind den Kriegsbüchern sehr verwandt. Beide sind: Abrechnung mit dem Gewesenen, das leider so selten gehaltene Versprechen eines Fluchs: Wenn ich hier mal rauskomme . . .! Beide Gattungen setzen viel voraus und wirken am meisten auf jene, die es mitgemacht haben. Beide Gattungen haben bereits ihr Schema herausgebildet. Torberg ist, wenn ich richtig informiert bin, ein Prager, hat also bereits von Haus aus alle Finessen des Handwerks in der Schreibmaschine und verfällt dem Schema kaum. Ganz kommt man da nicht herum, denn vieles ist vorgezeichnet: die Herren Lehrer, die Sadisten sind oder Trottel oder allenfalls gutmütig; die Schülerliebe; die Schülertypen — man kann nicht ganz aus diesem Schema heraus. Es steckt in der Sache selbst.

Hier ist aber mehr als Schema. Um mit dem Negativen anzufangen: es ist schade, daß die Äußerlichkeiten zufällig oesterreichisch sind — die Reichsdeutschen müssen sich manches erst übersetzen. Mit dem Begriff „Oktavaner" verbinden wir kleine Kerle — bei denen sind es unsre Primaner. „Absolvieren" sagen wir nicht; bei uns macht einer sein Abitur. Das sind natürlich nur Äußerlichkeiten, schließlich konnte Torberg das nicht umnennen, nur um uns einen Gefallen zu tun. Ich sags nur. Und käme nicht ein paar Mal das Wort „Einstellung" und „irgendwie" vor, dann wäre das Buch auch stilistisch in bester Ordnung. Was steht nun drin —?

Da ist als Glanzpunkt und Hauptstück ein Lehrer, der heißt Kupfer, genannt „Gott Kupfer". Er kann alles, weiß alles, merkt alles, sieht alles . . . die Figur ist derart einprägsam, vom ersten Augenblick ihres Auftretens an, daß man immer bedauert, wenn sie wieder von der Szene abtritt. Der Kerl ist großartig gesehen, mit einem zischenden Haß, der durch die Seiten brennt — nichts macht ja hellsichtiger als solcher Haß. Gott Kupfer ist weit mehr als ein pittoresker Einzelfall: er ist ein echtes Sinnbild. Wie ist das eingefangen: die Freude des Lehrers, aus den Ferien, wo er nichts zu sagen hat, wieder in die Schule zu kommen, in die Schule, wo sein Wort alles ist. „Nach dieser Verbannung stürzte er sich mit allen Sinnen in sein wiedererstandenes Reich. Das erste ‚Setzen' war ihm ein glühender Genuß gewesen, er hatte es vorher mit Gaumen und Zunge und Lippen umzärtelt, wie man aus einem Pfirsichkern die letzten Fasern der Frucht saugt, ehe man ihn ausspuckt. Aber Kupfer hatte nichts ausgespuckt. Liebevoll (und darum so leise) war es über seine Lippen gekommen, kein abgetaner Pfirsichkern, eher ein kleiner Diamant von unschätzbarem Werte, den der Juwelenschmuggler glücklich über die Grenze gebracht hat und nun behutsam, voll erschauernder Wonne, aus dem Mund gleiten läßt. Und ähnlichen Wonneschauer fühlte auch Kupfer." Und nun ganz stark: „Während des Sommerexils peinigte ihn, Jahr um Jahr, die gleiche dunkle Furcht: daß sich, während er nicht da war, alles geändert haben könnte, daß nach seiner Rückkehr auf den Thron plötzlich, unerforschbar wie, Setzen nicht mehr Setzen bedeuten würde und daß die Untertanen, denen er es befahl, etwa stehen bleiben möchten oder umhergehen." Wenn doch die kleinen Tyrannen der Industrie, der Papiergeschäfte und der Kontore begriffen, daß es hier nicht um einen beliebigen Lehrer, sondern um sie alle geht!

Diese Figur ist bis zum Letzten lebendig. Jede Einzelheit sitzt. Einmal: „Er wurde von seiner Tätigkeit ausgeübt". Das Wirken dieses Mannes, der sich dabei natürlich „streng gerecht" gibt, seine Wohnung, sein Liebesleben, seine Art zu sprechen und zu schweigen — das ist blühendes Leben. Wobei ich mir, im Gegensatz zu der von Thomas Mann stets vertretenen Auffassung, die Frage erlaube, ob diese Figur wohl erfunden oder nur dichterisch photographiert ist. Ich sage: nur. Denn das schöpferische Element in einem Künstler ist nun einmal größer, wenn er solche Dingerchen ohne klar erkennbares Modell anscheinend hervorzaubert... Trotz Shakespeare. Aber das ist eine kleine Anmerkung. Das Buch Torbergs ist ein neuer Professor Unrat.

Außerhalb dieser kupfernen Lehrperson ist dann was da auftritt, immer noch stark, aber so stark ist es nicht mehr. Die Hauptperson, der Schüler Gerber, bleibt ein wenig blaß — seine Liebesgeschichten sind sehr behutsam gestaltet, sehr zart, sehr hübsch... aber es brennt nicht. Wirklich gut sind zweierlei Dinge: gut ist die Darstellung der Klasse als Lebewesen, und gut sind die eingeworfenen Bemerkungen des Erzählers, wie es so ist im menschlichen Leben. „Daß immer alles nur halb so arg ist und darum doppelt so arg..." Oder als ein Lehrer einmal sagt: Das werden wir ja gleich haben: „Grenzenlose Schmach: da oben steht ein einziger und sagt ‚Wir', und unten sitzen so viele und jeder sagt ‚Ich'."

Seit langen Jahren habe ich kein Buch in der Hand gehabt, in dem etwas, was ich das „Schulgefühl" nennen möchte, so einprägsam ausgedrückt ist wie hier. Da ist eine Periode, in der sich der Schüler Gerber fallen läßt — ich habe das, als ich auf der Schule saß, einmal genau, bis in die letzte Einzelheit genau so empfunden... und sicherlich viele andre neben mir und um mich auch. Das ist ein lebendiges Buch.

Es kämpft dadurch, daß es nicht kämpft. Es stellt gar keine Forderungen. Es nimmt die alte Schule durchaus ernst, was sie nicht verdient — was man aber tun muß, wenn man sie abschaffen will. Ist sie nun heute besser geworden? Ich glaube, daß in der deutschen Provinz noch viele solche Autoritäts-Kasperles herumhocken, bei uns nun auch politisch in der schwarz-weiß-roten Wolle gefärbt. Man sollte dies Buch Torbergs allen Vorstandsmitgliedern jener Handwerkskammern in die Hand geben, die nichts besseres zu tun haben, als für ihre Lehrlinge alle möglichen „Reifen" zu fordern, nur die eine nicht, auf die es ankommt.

Man kommt diesem reaktionären Muff am besten durch frische Hiebe bei.

Die teilt einer aus, ein Arzt, der Doktor Fritz Brupbacher aus Zürich. „Liebe, Geschlechtsbeziehungen und Geschlechtspolitik" (erschienen im Neuen Deutschen Verlag zu Berlin). Hurra!

Es ist nur ein ganz kleines Broschürchen, aber ich wünschte es in hunderttausend Hände. So etwas von frischer Natürlichkeit; von sauberm Empfinden, von Fachkenntnissen ohne Fachprotzerei und Getue — das ist echte und beste Aufklärung. Es vermeidet aufs glücklichste jene entsetzliche und gedunsene Lyrik, jene schwüle Haltung der Liebes- und Ehebücher, die ein gutes Thema so hundejämmerlich schlecht behandeln, Bücher, an denen sich viele unbefriedigte Kleinbürger satt schreiben und andre halbhungrig lesen. Verbieten sollte man das Zeug nicht — auslachen sollte man es. Brupbacher ist alledem aus dem Weg gegangen; er sagt, wie die Dinge wirklich sind. Und er überschätzt die Erotik nicht, er unterschätzt sie nicht: er sieht sie grade richtig. Und belehrt den Leser. Da ist ein Absätzchen über die ewigen Erotomanen, „haltlose Menschen beiderlei Geschlechts, deren Hauptbeschäftigung darin besteht, bei

Tag und Nacht, jahraus, jahrein jedermann zu verführen, der überhaupt verführbar ist. Unerfahrene beider Geschlechter fallen auf diese Geschlechts-Reisenden gar oft schwer herein, da diese im Laufe ihrer Wanderungen sich zumeist eine Oberflächenschicht von reizenden Eigenschaften erworben haben, die naiven Gemütern manchmal länger als eine Woche Tiefe, Güte und andre Herrlichkeiten vortäuschen. Man hüte sich, mit ihnen vor Ablauf dieser Woche zu schlafen. Man soll sich zuerst kennen, bevor man sich erkennt. Und nicht erst durch die ‚Erkenntnis' (im biblischen Sinne) zum Erkennen kommen." Was mir ein Roman-Thema zu sein dünkt. Lest das Buch und verschenkt es in vielen Exemplaren.

Ein Roman-Thema... Ja, was bearbeiten denn heute so die jungen Erzähler? Laßt uns sehen. „24 neue deutsche Erzähler" herausgegeben von Hermann Kesten (erschienen bei Gustav Kiepenheuer in Berlin). Hm...

Vielleicht wäre es gut, dieser sehr sauber gearbeiteten Anthologie den Untertitel „Stufen" zu geben. Es ist, wie wenn sich diese Autoren entsagungsvoll zu Boden geworfen hätten, damit ihre Leiber Stufen für jene bilden mögen, die da aufwärts schreiten sollen zum Parnaß. Nach ihnen. Es stehen sehr hübsche Geschichten in dem Band, es ist beinah alles gut und schön — aber ich werde das bestimmt nicht zum zweiten Mal lesen, und das ist ja eigentlich der wahre Wertmesser eines Buches. Aus Furcht vor Pathos und Ergriffenheit schreiben sie einen kühlen Stil, einer wie der andre, ganz kalt, scheinbar unbeteiligt — „Das ist ja grade das Feine" — ja, ich weiß. Nietzsche sagt zu solcher Kunst: „Eine Art chinesischer Malerei, lauter Vordergrund und alles überfüllt." Nun wollen wir uns gewiß nicht mehr über jene uralte „Sachlichkeit" unterhalten — aber ich glaube: das ist gar keine. So kann jeder, der nicht kann. Ausnahmen zugegeben: der Humor Marie Luise Fleissers sticht hervor; ein brillantes und lebendiges Kapitelchen F. C. Weiskopfs ist da, der Friseur „Cimbura" aus Prag... einer macht den Joyce nach, daß es zum Erschrecken ist — aber das wissen wir doch alles. Man kann sich das ausraten. Wenn früher die Geschichte eines Schrankenwärters erzählt wurde, dann konnte man darauf schwören, daß die Sache mit einem Eisenbahnunfall enden würde, und wenn heute weibliche Gefangene in der Zelle gezeigt werden, dann endet das auf Lesbos, es ist eins wie das andre. Ich frage mich nur immer: wo haben die Herren eigentlich ihre Augen! Da witzelt sich einer eine kleine Geschichte zusammen, von einer kaufmännischen Angestellten. Keine Schreibmaschine ohne das, was unterhalb der Tischplatte ist. Gut. Und da läuft so ein Satz unter... aber ich will doch gleich aus dem Bett fallen, wenn ich diesen Satz nicht einmal aufpuste, daß etwas aus ihm wird. Wie kann man sich das entgehen lassen! „Sie tat sehr stolz", heißt es von der Stenotypistin, „das Fräulein zählte sich nicht zum Proletariat, weil ihre Eltern mal zugrunde gegangen sind (muß heißen: waren). Sie war überzeugt, daß die Masse nach Schweiß riecht, sie leugnete jede Solidarität und beteiligte sich an keiner Betriebsratswahl. Sie tat sehr stolz, weil sie sich nach einem Sechszylinder sehnte." Guter Mann, das ist gewiß sehr höhnisch gemeint. Doch der Hohn geht daneben. Natürlich stimmt alles — aber wer hat hier unrecht? Hier hat der Marxismus unrecht, der nicht sieht, daß dieser — sicherlich komische — Stolz auf die Sehnsucht nach dem Sechszylinder eine seelische Realität ist, mit der man zu rechnen hat. Daran ist beinah alles in Deutschland gescheitert: daß Ihr die Angestellten als Arbeiter klassifiziert, und sie sind es nicht, sie sind es nicht, sie sind es nicht. Ich weiß, wie und daß man beweisen kann, sie seien es doch. Sie sind es nicht. Ihr erreicht nicht ihr Ohr, weil Ihr ihre Sprache nicht sprecht... ach, wäre das eine schöne Erzählung

geworden, wenn Sie den Angestellten wirklich da gepackt hätten, wo er zu fassen ist! Ein Jammer. Immerhin: die Anthologie verlohnt für den, dens angeht, gelesen zu werden. Was der normale Leser damit anfangen kann, ist freilich eine andre Frage.

Wem nähern wir uns denn nun... Ja, da ist etwas. „Der Vatikan als Thron der Welt" von Joseph Bernhart (erschienen bei Paul List in Leipzig). Aus diesem Verlag wird man nicht recht klug, dumm auch nicht, klug auch nicht. Neulich bekam ich einen seiner Verlagsalmanache in die Hand; da gehts kunterdibunter, das Ding hat viele Gesichter, aber kein Gesicht. Wenn man das auf eine Formel bringen sollte, so wäre es etwa: Vornehme Bürgerlichkeit mit weitherzigem Verständnis für sämtliche Lager der Branche. Was übrigens in diesem Fall durchaus keine Konjunkturriecherei ist sondern tiefste Unsicherheit. Ich sehe im Verlagskontor zwei maßvoll gekränkte Gesichter. Thomas Mann hat zum Tode des Verlagsbegründers, des Herrn Paul List, einige sehr schöne und freundliche Zeilen geschrieben... wir wollen uns da nicht streiten. Also: der Vatikan als Thron der Welt.

Ein sehr schönes Buch. Ein ausgezeichnetes und gelb eingebundenes Werk. Zum Lesen ist es eigentlich nicht. Denn man muß den Stoff schon sehr genau beherrschen, um diese mit Seminar-Bildung vollgepropften Paraphrasen zu verstehen. Es sind nur Variationen, das Thema wird nicht recht hörbar, und wer nicht schon gelernt hat, lernt hier nichts. Die Stellen über Luther sind von einer heitern Komik; wir, die wir diesem Vereinsgezänk fernstehen, bekommen einen Vorgeschmack, wie das wohl im sechzehnten Jahrhundert gewesen sein mag. Immerhin gibt der katholische Propagandist, der dies verfaßt hat, den Hexenhammer preis, was ja eine ganz achtbare Leistung für ihn ist. Wie er dann freilich den Mut aufbringt, die Kirche im Weltkrieg einen „Überstaat" zu nennen, der im „Getümmel der Staaten die Begriffe der ewigen Güter wahrt", das muß er schon mit seinem lieben Gott abmachen. Wenn man „Güter" richtig auffaßt, stimmts übrigens. Ich bin kein Pfaffenfresser, aber wenn man so sieht, was heute in Verlagen, die auf sich halten, als „katholisch" marschiert, dann sind die Männer, die in den siebziger Jahren die Kirche bekämpft haben, denn doch andre Kerle.

Man muß die Kirche aufsuchen, wo sie zu Hause ist. „Die religiösen Anschauungen der Semang-Zwerge von Malaya" von Paul Schebesta (erschienen bei L. Schwann in Düsseldorf), ein dünnes Heftchen. Und eine Fundgrube.

Der Verfasser hat als Missionar diese unwegsamen Urwaldgegenden durchforscht und höchst beachtenswertes Material nach Hause gebracht; das Heft ist nur ein Auszug aus einem größern Werk. Es handelt sich um die kleinen Pygmäenstämme, die nach allgemeinen Begriffen wohl am tiefsten unter allen primitiven Stämmen stehen. (Man sollte nach 1914 nie mehr „Wilde" sagen.) Was an diesem Bändchen für den Psychoanalytiker herausspringt, geht gar nicht in eine Buchbesprechung. Und was an ungewolltem Humor herausklingt, fielle, wenn ich es genau erörterte, gradenwegs in den Rachen des § 166 und vor die Kammern unsrer Unabsetzbaren. Daher nur einige Andeutungen, die sich der gütige Leser selber ausmalen möge.

Von einer Mythe der Urwaldzwerge: „Diese Mythe erklärt dem Kenta-Semang alles zur Zufriedenheit, so daß er kein Bedürfnis mehr fühlt, zu fragen: woher der Schlamm, woher der Mistkäfer, woher der Bär. Die sind eben da." Guck doch mal rasch nach, wie der kosmologische Gottesbeweis geht... Der Missionar hat sich zwar an keiner Stelle aufgeblasen, aber er fühlt auch ebensowenig, wie alle Religionen ein System durchzieht, wie keine davon ausgenommen ist, seine auch nicht. Daß diese Weltanschauung sich Religion

nennt, rührt daher, daß sie sich ausgenommen wähnt. Man sagt uns immer nach, wir höhnten. Wir höhnen gar nicht. Wir verbitten uns nur, daß man uns Anschauungen aufzwingt. Auch wir müssen sterben, wie die Semang-Zwerge; das verbindet uns mit ihnen. Wir wollen aber klarer denken als jene — das trennt uns von ihnen. Und nicht nur von ihnen.

Und nun wollen wir zu etwas Ergötzlicherem übergehen. Katzen! Ein ganzes Buch über Katzen! Heißt auch so, ist von Pol Sackarnt zusammengestellt und bei Georg Müller in München erschienen. Ein Buch schönster Photos.

Wers mög, der mögs, und wers nicht mög, der mags ja wohl nicht mögen. Denn so wie es Gebirgsmenschen und Seemenschen gibt, so gibt es Hundemenschen und Katzenmenschen. Die literarische Anthologie, die den Bildern vorangeht, ist eine Spur zu kühl — aber vielleicht ist das nicht besser zu machen. Das Katzenbuch Eggebrechts, der auch vertreten ist, steht weit über allen diesen Proben. Unter denen sind auch Arbeiten von Katzenzüchtern; diese Fachleute können sich nicht versagen, die Worte „züchterisch" und „kätzisch" anzuwenden — jedem Mann seine eigne Fachsprache. Die wundervollen Bilder lassen nachher alles vergessen.

Ja, das hätten wir nun alles umarmt. Aber das da — herzblutrot gebunden ... das soll nie wieder weggehen. Das soll bleiben. Und bleibt. Was ist das —?

Proben:

„Nichts ist so schön wie wieder allein zu sein und friedlich und in sich gekehrt durch die Wälder zu streifen, Kaffee zu kochen und die Pfeife zu stopfen und dabei ein wenig und langsam zu denken. So, jetzt fülle ich den Kessel mit Schnee, denke ich, und jetzt mahle ich diese Kaffeebohnen mit einem Stein; später muß ich meinen Schlafsack gut im Schnee ausklopfen, damit die Wolle wieder weiß wird. Darin ist keine Literatur und kein großer Roman und keine öffentliche Meinung.

„Ich dachte, welche Tüchtigkeit im Fach bei diesem Lensmann, wie bebte er vor Durchschnittlichkeit!

„Waren es schwere Tage? Nein, gute Tage. Meine Freiheit war so groß, ich konnte tun und denken was ich wollte, ich war allein, der Bär des Waldes. Aber selbst mitten im Walde wagt kein Mensch laut zu sprechen, ohne sich umzusehen, lieber geht man stumm umher. Man tröstet sich eine Weile damit, daß es englisch sei, stumm zu sein, daß man königlich schweigen solle; aber einen ganzen Tag ist das zu lang, der Mund fängt an zu erwachen, sich zu strecken, und plötzlich schreit man ein oder zwei idiotische Sätze hinaus: Ziegelsteine für das Schloß! Das Kalb ist heute viel frischer! Wenn man gut schreien kann, hört man es eine Viertelmeile weit — und dann steht man da und fühlt ein Brennen wie nach einem Hieb.

„Du wirst sehen, alle diese Felsen sind reine Verschwörungen gegen meine Wanderung, denke ich, riesenhafte gepflanzte Flüche, die mir den Weg versperren. Oder wie, wenn ich einfach in die Gewerkschaft der Felsen geraten wäre? Aber ich nickte einige Male, und das soll bedeuten, daß ich kühn und froh bin. Vielleicht sind die Felsen auch nur ausgestopft.

„Dann endlich kamen zwei armselige Engländer. Führer? Führer? riefen sie nur, Sie Führer, ja? Die beiden reisten dumm und ernsthaft den Berggipfeln nach, sie hatten Eile, sie hatten ein Ziel, es war, als reisten sie zum Arzt.

„Ich sah keine Süßigkeit an ihr, nur Erregtheit. Sie hatte Grammatik gelernt, aber keinen Inhalt, ihre Natur war unterernährt.

„Er habe ja keine Ahnung, auf welchen Meeresmassen ich schon gewesen sei, ohne das geringste Unbehagen davon zu spüren; einmal vierundzwanzig Tage auf dem Ozean, die meisten lagen da und

waren unbrauchbar, der Kapitän erbrach sich wie eine Dame, aber ich?"

Neuerscheinung! Soeben erschienen! Nur ja nichts lesen, was schon länger als vier Tage aus der Druckerpresse heraus ist! Neuerscheinung!

Sie haben richtig geraten, wenn Sie es geraten haben. Hamsun. Ein kleiner Roman, einer von den ältern, gar nicht einmal so sehr bekannt, zehn Auflagen. Und eine Perle — aus dem Meer, wo es am tiefsten ist. „Die letzte Freude" (bei Albert Langen in München erschienen. Nicht: „Das letzte Kapitel"). Ein Roman, der in Reflexionen eingebettet ist, scheinbar beiläufig erzählt, mit einer Technik, die ans Wunderbare grenzt ... und welches Herz! Das ist wirklich der Allergrößte. Wofern dies mit dem Respekt vereinbar ist, den ich für ihn hege — er ist der einzige Mensch, vor dem ich den Hut herunterrisse, wenn ich ihn je sähe ... Komm her, rotes Buch, und laß dich umarmen.

Schlaraffenland von Hans Reimann

Wenn es auch mancher nicht glaubt:
im Schlaraffenland ist alles erlaubt.
Es droht kein Verbot, kein Gesetz, keine Bill;
jeder darf tun und lassen, was er will;
und wenn der ganze Schnee verdorrt:
alles geschieht gratis, von selbst und sofort.

Faulheit und Phlegma ausgenommen,
wird kein Rekord aufgestellt.
Sooft dein Dackel (ohne Maulkorb und Leine) maßlos bellt,
geschieht das ohne den leisesten Laut.
Was irgendwie Krach macht und die Nerven zerzaust,
wird wohlweislich rechtzeitig mit Schalldämpfer versehn,
und mit Einschluß der Motorräder schleicht alles auf Zehn.

Im Skat hat jeder die Jungens. Und alle gewinnen.
Es gibt nicht Verluste, nicht Fliegen, noch Spinnen,
es gibt nicht Minister, es gibt nicht Mikroben,
kein Rechts, kein Links, kein Unten und Oben,
es gibt kein Sterben, es gibt kein Altern;
weggeworfenes Stullenpapier wird zu Pfauenaug-Faltern,
gebrauchte Rasierklingen verfliegen ins Nichts;
Esäue sind glatt und enthaarten Gesichts;
man spürt keinen Staub und braucht keine Seife;
stets blüht dein Weizen und gelangt nie zur Reife;
Richard Wagner-Opern (der komplette Ring der Nibeljuden)
dauern maximal fünfundzwanzig Minuten
inklusive Verpflegung, und die Kellner sind I a:
ruft jemand: „Zahlen!", stehn sie schon da
und drücken dir einen mehrstelligen Betrag in die Hand.
Man kriegt immer was drauf im Schlaraffenland.

Fußball- und Box-Matchs werden im Geist ausgetragen.
Verschwunden sind Migräne und verkorxter Magen,
und Zahnschmerz existiert nur noch in der Idee.
Nichts geht kaputt und nichts tut mehr weh,
während ringsum Kognak und Moselwein schäumt.
Jeder sieht aus, wie er sich immer erträumt:
die Männer schlank und rank à la Paris,
die Frau wie die Venus apollinaris.
Kraft schlaraffischer Verjüngungs-Magie

wandelt man einher als seine eigne Photographie,
und die Haare der Damen sind von selbst onduliert.
Und verpönt ist die Zeitung. Weil sowieso nix passiert.
Doch hast du Verlangen nach Klatsch und Skandal,
hältst du das Neue Wiener 8-Uhr-Abendjournal.

Ehescheidungen wären gewißlich bon ton
(denn jeder wird selig nach eigner Fassong
und könnte sich einen Harem leistén),
wenn nicht die Mehrzahl der weitaus meisten
wunschlos glücklich und wahrhaft kregel
in den Tag hinein schlemmte mit Kind und Kegel.

Falls Regen tröpfelt und Himmelsgepischer,
schwapp hängt ein niedlicher Scheibenwischer
an deiner Brille, doch der müßte nicht sein,
weil immer Caesar Flaischlen scheinet mit sonnigem Schein,
und ebensowenig bedarf es der Brille:
selbst der Blinde hat Winnetous Adler-Pupille.

Sieben Mal pro Woche erscheint ein Band von Wallace.
Wo steckt Käthe Kollwitz? Requiescat in pace.
Von Adamson zirkulieren Milliarden Bände,
beim Maniküren hat jeder drei Hände,
es gehören dir sämtliche Schallplatten der Welt,
die spielen sich, ehe man etwas bestellt,
und das Wechseln geht automatisch von statten
vor Hörern in Steiners Paradies-Hängematten.

Und jeder ist Vorstand in jedem Verein.

Und wem was nicht paßt, der läßt es halt sein.
Was dein ist, ist mein, was mein ist, ist dein;
Ölsardinen-Büchsen öffnen sich ganz von allein,
die nettesten Briefe werden mitsamt der Antwort geschickt,
zerrissene Strümpfe sind am Morgen geflickt,
und Schluß ists und aus und endlich vorbei
mit Aufwascherei und Koch-Schweinerei,
und nirgendwo Börse und Politik,
und Schokolade macht zusehends mager statt dick,
und die Zigaretten sind nikotinfrei und doch aromatisch,
und die Menschen sind durchweg zum Speien sympathisch,
und mangelte dir Kinderstube auf Erden,
kann sie von der Stange nachbezogen werden,
aber auf sowas legt niemand das geringste Gewicht,
und wehe Dem, der von Individualpsychologie spricht!
Hinab in den Orkus mit gebildeten Faxen!

Hingegen wimmelts von reisenden Sachsen,
die sind an Orten, wos scheen iß und billich,
wo Honig fleußt und Gackau aus Millich,
mit überraschend phantastischer Schnelle
rudelweise und im Lodenkostüm zur Stelle
(in der Tasche den Baedeker oder den Grieben)
und rufen: „Hier isses dufte, hier wird geblieben!"

Im übrigen sind im Schlaraffenlande
getrennt und gelöst die Familienbande,
und niemand ist mit niemand verwandt.

Daher der Name Schlaraffenland.

Heinrich Brüning von Morus

„Sie ist gerichtet!"
„Ist gerettet!"
„Heinrich! Mir graut's vor Dir."

Schwarzröcke haben das Reich geleitet, und Uniformen haben es beherrscht. Aber Schwarzrock und Uniform, Jesuit und Offizier in einer Person: die seltene Mischung ist uns erst in Heinrich Brüning beschert worden.

Geht Ihr nach der Physiognomie, so habt Ihr den gelehrten Kleriker vor Euch. Einen Augenblick stutzt man. Ist der Anschluß schon vollzogen, sitzt da auf dem Kanzlerstuhl Ignaz Seipel, der oesterreichische Heimwehrprälat? Nein, er ist es nicht. Die scharfe Geiernase fehlt, aber sonst ist es derselbe Schnitt: das bleiche, schmale, verhängte Gesicht, das randlose Brillenglas, der zusammengepreßte Mund, der Schädel kahl die Schläfen grau. Der Kopf ist, wie bei vielen Geistlichen, zur Seite gelehnt, wobei man nicht weiß, ob es aus Demut oder aus Hochmut geschieht. Die Hände sind fromm ineinander gefaltet, kaum eine Bewegung verändert das Bild, was auch rings um ihn vorgeht. Das ist ein Gottesmann.

Aber ehe Ihr weiter deutet, tut Ihr gut, nachzulesen, wie Brüning selbst sich beschreibt. Jeder Abgeordnete wird, sobald er sein Mandat hat, verleitet, unter die Autobiographen zu gehen. Das Reichstagsbureau und der Reichstags-Kürschner wollen wenigstens nach der Wahl die Volksboten dem Volke vorstellen, verlangen Bilder und schicken Fragebogen aus. Früher gab es Obstinate, die dem Publikum nicht mal ein Photo gönnten. Heute können wir, für eine Mark, allen Parlamentariern ins Antlitz schauen. Aber manch einer will uns nichts von seinem Werdegang erzählen, und namentlich Kommunisten stiften dem Kürschner kaufenden Bürger keine Zeile. Andre sind redseliger und vergessen keinen Aufsatz, den sie irgendwo einmal untergebracht haben. Die Sozialdemokraten wiederum lieben es, von ihren Lehr- und Wanderjahren zu berichten. Die Zentrumsleute pflegen ihre katholischen Vereinsämter genau anzugeben. Heinrich Brüning aber hält es wie die Deutschnationalen und die Nazis. Den Kern seiner Biographie bildet der Stammrollenauszug:

> „1915 bis 1918 Kriegsteilnehmer (Westfront) Infanterieregiment 30 und Maschinengewehr-Scharfschützenabteilung 12. Eisernes Kreuz I. und II. Klasse, Verwundetenabzeichen."

Das ist die andre Seite Brünings. Das ist der Mann mit dem Kriegserlebnis, der Freund des Kapitänleutnants Treviranus. Das ist der Kamerad vom Deutschen Offiziers-Bund, von jenem streng neutralen Verband, der seine Mitglieder zum Eintritt in den Stahlhelm auffordert, gegen die Stresemannpolitik und gegen das Remarquebuch hetzt.

Der Brüning aus der münsteraner Klerikerfamilie, dessen Bruder sich als Priester im Ausland betätigt und dessen Onkel Jesuitenpräfekt in Feldkirch ist, findet nach dem Kriege bei den Christlichen Gewerkschaften ein Unterkommen. Der Brüning von der Scharfschützenabteilung gesellt sich zu den Herren vom äußersten rechten Zentrumsflügel. Er gehört zu demselben Kreis wie Bracht, Luthers Nachfolger in Essen, wie Görres, Peter Spahns Schwiegersohn, wie Martin Spahn, der als deutschnationaler Abgeordneter zu den Völkischen der Hugenberg-Fraktion zählt. In diesem Kreise debattiert man, wie man den nationalen Geist und den konservativen Sinn im deutschen Volk wiedererwecken und die Reste der Revolution austilgen kann.

Die Öffentlichkeit sieht in Brüning, soweit sie schon von ihm Notiz nimmt, nur den Arbeiterfunktionär. Der hat sich das Wohlwollen Adam Stegerwalds errungen und sich damit den Zugang zu seiner politischen Karriere erschlossen. Stegerwald, damals noch in der linkesten Ecke des Zentrums, nimmt ihn in sein Wohlfahrtsministerium, setzt ihn als Geschäftsführer in den Deutschen Gewerkschaftsbund und zieht ihn in die Redaktion des ‚Deutschen', der neuen katholischen Gewerkschaftszeitung.

Was er wohl an Brüning haben mag? Sicherlich nicht nur einen ungemein fleißigen und gewissenhaften Gehilfen. Der Doktor Brüning bringt mit, was dem Holzarbeiter Stegerwald fehlt: einen tüchtigen Packen Bildung. Als der Sohn eines wohlhabenden Likörfabrikanten hat er sich ein ausgiebiges Studium leisten können, hat sich auf den Universitäten in München, in Straßburg, in Bonn umgetan, und als er mit sechsundzwanzig Jahren endlich seine Oberlehrerprüfung ablegte, brauchte er auch noch nicht gleich unter das Alltagsjoch und Schüler einzuexerzieren. Die väterliche Barschaft reichte, bei bescheidenem Leben, zu langen Auslandsreisen, nach Frankreich, nach England und später zum Bruder nach Amerika. Als er zurückkommt, hat er erst recht keine Lust, den Schulmeister zu spielen. Er schwenkt ganz von seinem Geschichtsfach ab, treibt volkswirtschaftliche Studien und promoviert, bevor das noch die große Mode wird, mitten im Kriege zum Doktor der Nationalökonomie. Stegerwald hat also keinen schlechten Griff getan, als er sich diesen Westfälinger heranholte.

Nachdem Brüning drei Jahre bei der christlichen Gewerkschaftszentrale seine Pflicht getan, bugsiert ihn Stegerwald ins Parlament. Der Wahlkreis Breslau ist ihm sicher, auf große Volksreden kommt es da nicht an. Nun hat es Brüning geschafft. Er machts wie der junge Erzberger, büffelt nächtelang den Etat und die Steuergesetze durch und gilt bald als Finanzexperte. Es ist grade eine günstige Konjunktur, Erz-

berger ist tot, Wirth und Hermes haben abgewirtschaftet, die Zentrumsfraktion braucht an Steuersachverständigen Nachwuchs. Schon wenige Monate, nachdem Brüning, bei den Maiwahlen 1924, in den Reichstag gelangt ist, darf er im Plenum seine Jungfernrede halten. Es ist ein unendlich trocknes, spindeldürres Referat über das Eisenbahngesetz nach dem Dawes-Plan. Nur einmal erhebt sich Brünings Stimme, als er vom „Siegerland" spricht. Aber er meint damit nicht das Siegerland Frankreich, sondern das westfälische Siegerland, wo der Zentrumsgewaltige Klöckner über Eisen und Stahl gebietet.

Ein Jahr später — inzwischen sind die Deutschnationalen ans Ruder gekommen — hat Brüning in seiner Fraktion schon festen Fuß gefaßt. Die Regierung Schlieben-Kanitz-Neuhaus geht fast so forsch ans Werk, wie heute Schiele. Steuern und Zölle, die für die damalige Zeit exorbitant hoch erschienen, sollen in wenigen Wochen durchgepeitscht werden. Alles hängt davon ab, ob die Zentrumsgewerkschaften mitmachen. Kurz zuvor haben sie noch eine stürmische Denkschrift zugunsten der städtischen Arbeiterschaft versandt. Aber siehe da, als es zur Entscheidung kommt, rührt sich im Zentrumsturm keine Maus. Die einzige Bewegung besteht darin, daß entgegen allen Ankündigungen das Zentrum für Herrn von Guérard zur Belohnung noch einen Ministerposten bekommt. Im Reichstag gibt es darüber heftige Kontroversen. Die Sozialdemokraten gehen zum Angriff über und werfen besonders den christlichen Gewerkschaftern ihren Umfall vor. Die Situation ist recht peinlich, denn man muß doch die Arbeiter bei der Stange halten.

In dieser prekären Lage wird Brüning vorgeschickt, der bei den Schliebenschen Finanzgesetzen hinter den Kulissen eifrig mitgewirkt hat und dazu als erster Gewerkschaftssekretär zuständig ist. Brüning löst die Aufgabe vorzüglich. Kein Heinrich war jemals sanfter als er. Seine Polemik gegen den Sozialdemokraten Hertz ist mit soviel Komplimenten umwickelt, als ob morgen schon die Große Koalition bevorstände. Wie kann man dem Zentrum nur unterstellen, „daß wir unsre sozialen Ideale für einen Ministerposten verkaufen?" „Der Wille zur Verständigung im einzelnen auch mit den Linksparteien ist dauernd bei uns vorhanden gewesen." „Wir wollen nicht, daß große Parteien dauernd in eine Opposition zum Staate geraten." Es ist nun einmal die „geschichtliche Mission" des Zentrums, ständig die Verantwortung zu tragen. Daß es diesmal im Bunde mit der Rechten geschieht — je nun, daran haben die „Mehrheitsverhältnisse" schuld. Gegen soviel Verständgungsbereitschaft kann gewiß auch der radikalste christliche Bergarbeiter nichts einwenden. Und so können die deutschnationalen Steuer- und Zollgesetze glatt passieren.

Brüning tut aber noch ein Übriges. Bei der nächsten Gelegenheit bringt er einen Gesetzentwurf ein, wonach die Lohnsteuer gesenkt werden soll, sobald der Ertrag über 1200 Millionen Mark ansteigt. Der Zufall oder eine unsichtbare Regie will es, daß dieses Gesetz, nicht wichtiger als hundert andre, die namenlos bleiben, im parlamentarischen Sprachgebrauch „Lex Brüning" getauft wird. Kann ein Gewerkschaftsführer mehr für die Arbeiterschaft tun? Brünings soziales Renommée ist auf Jahre hinaus gesichert.

Allein im Zentrum legt man auf die Wünsche der Arbeiterschaft immer weniger Wert. Der müde Marx gleitet, nachdem er als schwarzrotgoldner Präsidentschaftskandidat durchgefallen ist, nach rechts ab. Der wohlmeinende Brauns ist nach acht Jahren Arbeitsministerium von den Angriffen der Zentrumsindustriellen zermürbt, und im Hintergrund beginnt der ehrgeizige Kaas gegen Stresemann zu wühlen. Nun braucht auch Brüning sich keine Gêne mehr aufzuerlegen. Wenn der Prälat Kaas die Hand Gottes ist, so ist Brüning der kleine Finger. Der nüchterne Rechner Brüning verkalkuliert sich nicht. Als Kaas ans Krankenbett gefesselt wird, fällt ihm faktisch die Führung zu, und als der alte Guérard wieder einen Ministersessel bekommt, erhält der vierundvierzigjährige Brüning auch offiziell die Leitung der Zentrumsfraktion.

Nun ist bis zum Gipfel nur noch ein letztes Stück Weges zu überwinden. Ein einziges Hindernis vielleicht gibt es noch: das Palais des Reichspräsidenten. Wer weiß, ob der orthodoxe Protestant Hindenburg die schwarze Garnitur goutiert. Aber zum Glück ist Brüning ja nicht nur Zentrumsethiker, sondern auch ein kampferprobter Kriegsoffizier. Auf dieser Basis muß er sich mit dem alten Herrn treffen. Schon etliche Wochen vor dem Sturz Hermann Müllers spricht Brüning beim Reichspräsidenten vor und versichert ihm, daß das Zentrum diesmal keinerlei Abstriche am Heeres- und Marineetat mitmachen wird. Und wenn nun noch irgendwelche Bedenken an Allerhöchster Stelle bestehen, muß Freund Treviranus sie zerstreuen.

Nach so guter artilleristischer Vorbereitung können die Scharfschützen zum Sturm vorgehen. Große strategische Künste sind nicht mehr notwendig. Als der Sozialdemokrat Wissell einmal wagt, seinen Kopf aus dem Graben zu stecken, wird die ganze Bagage abgeschossen. Umgeben von der grünen Fahne Schieles und der Marineflagge des Kapitänleutnants Treviranus kann Brüning das schwarze Banner in der Wilhelmstraße hissen. Vier Zentrumsminister, einen bayrischen Volksparteiler und dazu das Oberkommando: das hat es noch in keinem Reichskabinett gegeben. So gründlich haben die Dunkelmänner noch niemals gesiegt.

Bemerkungen

30 oder 90 Millionen?

Am 2. Mai wird die in etwa 491 Köpfe gespaltene höchste Souveränität des deutschen Volkes im Reichstag das neue Budget vorfinden. Es geschah nicht einmal in der Inflation, daß man einer Regierung ohne Kenntnis des Etats zugestand, ein Viertel der darin vorgesehenen laufenden Ausgaben vorzunehmen.

Warum eigentlich diese Geheimniskrämerei? Wollte man sich das Loch für den Panzerkreuzer B offen lassen? Wollte man eine andre Position des Reichswehrbudgets nicht vor die Entscheidung einer Regierungsmehrheit bringen, in der noch Sozialdemokraten saßen? Tatsächlich gibt es eine solche „neue" Position, deren Bewilligung weittragende politische Konsequenzen haben wird.

Die Gesamtausgaben für Heer und Marine sind für 1930 auf 715,9 Mill. RM. veranschlagt (davon Heer 516,9, Marine 197,9). Das sind genau 40 872 330 RM. mehr als für 1929.

Schon in der Einleitung wird auf eine Neuforderung für „Landesbefestigungen" hingewiesen. Diese findet sich dann im Ordentlichen Haushalt unter „Einmaligen Ausgaben" A. Kap. E. 21, in dem Abschnitt für „Pionierwesen und Befestigungen". Es ist der als „neu" bezeichnete Tit. 92.

„Maßnahmen zur Verbesserung der Landesbefestigung, 1. Teilbetrag 2 250 000 RM.

Dazu ist in den Erläuterungen gesagt:

Überschlag . .	30 000 000 RM.
Angefordert . .	2 250 000 RM.
Vorbehalten . .	27 750 000 RM.

„Die geänderte Grenzführung des Reichs im Osten erfordert im Anschluß an die vorhandenen Befestigungsanlagen besondere Maßnahmen, die nach Abschluß der auf Grund der Pariser Abmachungen vom Januar 1927 eingeleiteten Ermittelungen nunmehr in Angriff genommen werden müssen."

Nun hatte bereits die ‚Rhein-Mainische Volksztg.', die dem Zentrumsabgeordneten Professor Dessauer nahesteht, am 1. April (Nr. 76), Mitteilungen über den Kriegslastenetat 1930 gebracht. Darin war ausgeführt, daß in diesem Etat (also nicht der Reichswehr) 475 000 RM. für „Entfestigungskosten" verlangt werden, „während das Reichswehrministerium bereits wieder einen Betrag von 90 Millionen für den Ausbau der deutschen Ostfestungen verlangt."

Was ist nun richtig? Die 30 Millionen des Budgets oder die 90 Millionen des frankfurter Organs? Ein Druckfehler? Es gibt Stimmen, die nicht nur sagen, daß das kein Druckfehler sei, sondern das diese „Verbesserungen" der Landesbefestigung schon einen Grad der Fertigstellung angenommen haben, den zu diskutieren nicht unbedenklich sein könnte, wenn nicht dem Moniteur der Reichswehr schon im vorigen Jahr einmal ein Stoßseufzer der Befriedigung entschlüpft wäre. Das ‚Militär-Wochenblatt' vom 18. September 1929 lobte außerordentlich den Roman „Partenau" von Max René Hesse, dessen Held die Polen und Tschechen besiegt und deren Familien in Ostsibirien ansiedelt. Als der Jünger dieses Partenau

etwas Bange hat vor den anrükkenden Polen, beruhigt ihn sein Meister mit dem Hinweis, daß die Polen auf betonierte Stellungen stoßen werden: „Wir haben die vom Reichstag immer bewilligten großen Summen für den Wehretat nicht verschleudert. Viele Millionen stecken in diesen nützlichen Anlagen." Nämlich diesen Ostfestungen!

Wenn auch der Versailler Vertrag die Schleifung nur der deutschen Westfestungen verlangte und die Ost- und Südfestungen in bestimmtem Maße bestehen ließ, so werden die hier zum ersten Male geforderten Ausgaben für Festungen im Osten im Umfange von mindestens 30 Millionen Anlaß zu Auseinandersetzungen auch in Westeuropa geben. — In jedem Falle steht der Reichstag vor einer Entscheidung, so bedeutungsvoll wie der 1898 bei der ersten Flottenvorlage Wilhelms gegen England.

Otto Lehmann-Russbüldt

Kunstpolitik im A. A.

Vor etwa einem Jahr wurde in der Schlacht zu Oppeln die polnische Theater-Truppe von den vereinigten Armeen hitlerscher und hugenbergscher Observanz blutig geschlagen. Als Folge jener Auseinandersetzung konnte man verzeichnen: einige Gefängnisstrafen, die Versetzung eines höhern Polizeibeamten und — die Verschiebung der geplanten polnischen Kunstausstellung, da die deutschen Behörden eine reibungslose Abwicklung nicht garantieren zu können glaubten.

Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Man wollte einen güstigern Zeitpunkt abwarten und wählte den April dieses Jahres. Die Ausstellung polnischer nationaler Kunst und Graphik in der Kunstgewerbeschule in der Hardenbergstraße sollte als Austausch für die vorjährige Ausstellung deutscher Kunstwerke in Warschau stattfinden. Die deutsche Ausstellung fand in Polen die größte Unterstützung nicht nur in den interessierten Kreisen, sondern auch bei der gesamten Presse und bei allen politischen Stellen. Der Außenminister Zaleski führte das Protektorat und hielt bei der Eröffnung eine Rede, die den Willen zu einer Verständigung mit Deutschland betonte. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben: mehr als siebentausend Personen — für Warschau eine unerhörte Zahl — haben die Ausstellung besichtigt und manches Werk fand dort seinen Käufer.

Man mußte es als selbstverständlich voraussetzen, daß — schon aus bloßer Höflichkeit — in umgekehrtem Fall der deutsche Außenminister ebenfalls das Protektorat übernehmen werde; das verpflichtet zu nichts und sieht gut aus. Bis zum letzten Augenblick ließ man die Polen in der Überzeugung, daß dies auch tatsächlich geschehen werde. Der Abschluß der Vertragsverhandlungen und des Liquidationsabkommens schufen in Deutschland günstigere Bedingungen und erleichterten dem Minister seine Aufgabe; hier hatte er die beste Gelegenheit, mit großzügiger und unverbindlicher Geste die neue Aera einzuleiten. Curtius hat sich auch ursprünglich bereit gefunden, das Protektorat zu übernehmen, aber schon zwei Tage später hat er seinen Namen zurückgezogen, woraufhin die Polen die ganze Ausstellung Knall und Fall abgeblasen haben. Sie fühlen sich gekränkt und machen kein Hehl daraus. Höfliche Menschen können nichts so schwer verschmerzen als einen Affront von einer Seite, der gegenüber sie sich, mit oder ohne Überwindung, besonders freundlich gezeigt haben; nicht nur, daß sie sich vor den Kopf gestoßen und gedemütigt fühlen, sie sind außerdem noch wütend über die eigne Dummheit, die sie so übertrieben liebenswürdig sein ließ

Man geht nicht fehl in der Annahme, daß bei Curtius' letztem Entschluß Schiele seine Hand im Spiel hatte. Der Herr Reichs-

minister hat erst letzthin seinen Gefühlen gegenüber den Polen recht freien Lauf gelassen und dürfte vielleicht gefürchtet haben, durch den Reichsaußenminister desavouiert oder gar gehemmt zu werden. Keine Angst: Herr Curtius wird dem Landbund nicht abschlagen, was seine Partei Herrn Frick nicht versagt.

Eines steht fest: eine deutsche Ausstellung in Polen wird in absehbarer Zeit nicht mehr arrangiert werden können. Im Kampfe zwischen dem polnischen Schwein und dem deutschen Frischei sind die Künstler unterlegen.

Johemi

Die andre Staatsoper

Jetzt ist es also heraus: die Republikoper hat zu verschwinden! Das heißt, ganz so offen sagt mans selbstverständlich nicht, das würde sich für Politiker nicht schicken.

Der Antrag der bürgerlichen Landtagsfraktionen — siehe ‚Weltbühne' Nummer 15 — ist ein Muster dummschlauer Unaufrichtigkeit. Was fordern sie? Der Zuschuß der Landesbühnenorganisation soll von 1,2 auf 1,8 Millionen erhöht werden. Eine gute, vernünftige Forderung. Sechshunderttausend Mark mehr — zweite Frage, an welcher andern Stelle sie sich ersparen ließen. Selbstverständlich nur im Haushalt des Kultusministeriums; und zwar beim Etat der staatlichen Theater in Berlin; und zwar bei den Ausgaben für die Republikoper. Der Antrag steht auf dem Kopf, Mittel und Zweck sind listigerweise vertauscht. Der vorgebliche Zweck — Hilfe den bedrängten Landesbühnen — ist nur eine Attrappe, das Mittel, ihn zu sichern. Selbstzweck: Kürzung der Krollsubvention. Aber sie waren vorsichtig in der Wahl des Vorwands; niemand soll sagen, daß sie etwas gegen „soziale Kunstpflege" haben. Ob Landesbühnen oder Volksoper am Platz der Republik, der Staat tut seine Pflicht! Er könnte sie dort auch tun, ohne sie hier zu verletzen. Und es bleibt, mit allen behutsamen „Und zwar", eine dreiste Anmaßung und ein plumper Eingriff in die Kompetenz der Regierung, daß der Landtag dieser vorschreiben will, in welchem der vier berliner Staatstheater, die zusammen eine Verwaltungseinheit bilden, sie zu sparen habe. Und es bleibt eine groteske Unbegreiflichkeit, daß man auch jetzt noch nicht daran denkt, den Ballast der Staatstheater in Kassel und Wiesbaden abzustoßen.

Der bürgerliche Antrag ist ein Produkt schlechten Willens und noch schlechtern Gewissens. Aus der Blumensprache des Parlaments übersetzt, lautet er: die Republikoper ist durch Untergrabung ihres moralischen Kredits systematisch zu ruinieren. Noch einmal sind die sechshunderttausend Mark nicht eigentlich das Wesentliche. Auch der ahnungsloseste Abgeordnete weiß, daß der Theateretat sich nicht mitten im laufenden Spieljahr ändern läßt; und daß im April auch der Kurs der nächsten Saison schon durch vertragliche Bindungen festgelegt ist. Und sie wissen genau, daß der Staat, solange die

Volksbühne nicht umfällt, die Republikoper effektiv nicht aufgeben kann. Ob sich in ihrem Etat etwas streichen läßt, bliebe eine spätere und keineswegs wichtige Frage. Einstweilen ist es auf ihre moralische Schädigung abgesehen: auf ständige Beunruhigung des Personals, Verwirrung der Öffentlichkeit. Das Vertrauen in den Bestand der Republikoper soll langsam zerstört werden, und das scheint freilich die einzig aussichtsvolle Methode, sie sturmreif zu machen.

Immer wieder operieren sie mit dem Argument, daß zwei Staatsopern in Berlin zuviel seien; und da müsse halt die zweite geopfert werden. Gewiß, aber die andre, überzählige, abbaureife Staatsoper, das kann selbstverständlich nur die alte Oper Unter den Linden sein. Überzählig in Berlin, wo sie nach Rang und Leistung, trotz dem Niedergang der Städtischen Oper, die dritte ist. Abbaureif für den Staat, der sich von dem Erbstück aus dem Nachlaß der Hohenzollern längst hätte trennen sollen. Aber nun ist es Zeit, die Opernerbschaft der Aera Becker zu liquidieren, der wir die Restaurierung des königlichen Opernhauses danken und die Stabilisierung der Legende, daß der Staat seiner zum Zweck der Repräsentation bedürfe. Zeit und beste Gelegenheit, mit dem Märchen aufzuräumen, daß die Reichshauptstadt Berlin, um sich und das Reich zu repräsentieren, immer den preußischen Staat nötig habe. Beste Gelegenheit, denn auch die Opernsituation der Stadt bedarf, nicht weniger als jene des Staats, der Bereinigung, das Not- und Verlegenheitsprodukt der staatlich-städtischen Operngemeinschaft ist den Beweis seiner Untauglichkeit nicht schuldig geblieben. Es gibt — jenseits aller Sorgen um die Republikoper, deren Lebensfähigkeit und Lebensnotwendigkeit erwiesen sind — nur eine Lösung: das Opernhaus Unter den Linden wird die Städtische Oper. Sei es denn unter Beteiligung des Staats — doch dann auch des Reichs, das sich am Ende auch ein klein wenig für die Opernangelegenheiten seiner Hauptstadt interessieren sollte. Man hätte das vielleicht schon vor fünf Jahren haben können; und viel Geld, Tinte, Geschrei wäre erspart worden.

Klaus Pringsheim

Indien im Schmelztiegel

Unter den deutschen Journalisten, die sich in diesen letzten Jahren als Reiseberichterstatter großer Blätter einen Namen gemacht haben, wahrt C. Z. Klötzel eine besondere Note. Er ist nämlich unter allen am wenigsten nach Kuriositäten aus. Er ist nicht, wie viele seiner Kollegen, dem Besondern, dem Pittoresken, dem Exotischen verfallen. Wir kennen die von unverständigen Verlegern geförderten Reiseartikel, die die Welt von der fashionabelsten Seite sehen, der Kontrastwirkung halber nur von ein paar armen Teufeln belebt, die dafür aber frischen Humor mitbringen. Das Schlußergebnis ist dann regelmäßig ein Bündel alberner Gossips, die sich in Charlottenburg II mit geringern Spesen und viel leichter erfinden ließen, dort, wo keine Wirklichkeit die Heiterkeit der Imagination bedrängt.

Klötzel ist 1929 in Indien gereist, zu einer Zeit also, wo das Land an der Schwelle der Revolution stand, die es inzwischen überschritten hat. Wie sich in Indien die neue Zeit gebieterisch aber in absurden Formen aus dem Wust des Altertümlichen erhebt, schildert er in seinem Buche „Indien im Schmelztiegel" (F. A. Brockhaus, Leipzig). So eine werdende soziale Realität zu schildern, ist sehr schwer. Denn es fordert Verzicht auf alles, was so landläufig Schönheit genannt wird. Im Zauber einer Landschaftskulisse fließt die Ergriffenheit leicht von selbst, unter dem südlichen Kreuz kann jeder Strohkopf ohne Anstrengung zum

Dichter werden. Der soziologisch geschulte Berichterstatter Klötzel meidet also die Stätten der fahrplanmäßigen Ergriffenheit, die Tempel, die Buddhas, die Ruinen. Dafür entwirft er ein stichfestes Bild des Textilbezirkes von Bombay, dafür führt er in ein indisches Gewerkschaftsbureau, in die Meetings der Arbeiter, der Jugend, in die Quartiere der Parteien, in die Elendsreviere der Parias. Wir sehen Emanzipation und tropische Unschuld nebeneinander, die Schwierigkeiten des Kastenwesens bei den Hindus und bei — den Engländern. Auch Taj Mahal wird besucht, aber wichtiger ist Jamschedpur, wo Tata Sons Ltd., die erste indische Industriestadt mitten im Dschungel errichtet haben. Eisen- und Stahl-Werke in Indien, von einem Parsi gegründet — wer wußte davon? Wir erleben Gandhis seltsamen Haushalt bei Ahmedabad und den Mahatma selbst als Debatteredner im Nationalkongreß. Es spricht für Klötzels Aufrichtigkeit, daß er sich das Kapitel Gandhi nicht leicht macht. Was wäre hier einfacher gewesen als sich in ein unverbindliches Humanitätspathos zu flüchten? Aber Klötzel verhehlt, bei aller Verehrung für das moralische Genie Gandhi, nicht seine Skepsis gegenüber der Methode. Er sieht die Zukunft nicht in der asketischen Religiosität Gandhis sondern bei der aktivistischen Jugend, bei den Industrieproletariern, bei den modernen Wirtschaftsmächten, die der romantischen Legende Indien ein Ende machen und dem Klassenkampf den Weg bereiten. So werden seine Darlegungen ein sehr wichtiges Hilfmittel zum Verständnis der letzten indischen Ereignisse. *C. v. O*

Exzesse

Lieben Sie Flaubert? Diese Zeilen gelten in erster Linie denjenigen, die Flaubert lieben. Er hat ganze Geschlechter erzogen. Er ist eine Fackel in der Nacht der Illusionen gewesen. Unermeßlich reicht er noch heute bis in die letzten Bewußtseinsschauplätze der Menschen seiner seelischen Rasse. Wenn jemals Sittlichkeit Schutz der geistigen Erkenntnis bedeutet, steht Flaubert unter diesem Schutz. Vor mir liegt eine Ausgabe des Flaubertschen „November". Wer fühlt nicht die herbstsüße Bitterkeit des Gefühls bei der heraufbeschworenen Erinnerung dieses Buches. „. . . und senden Ihnen anbei eine neue Ausgabe des berühmten französischen Romans." Herzklopfendes Gedenken beim Auspacken. Und dann dies Umschlagbild: eine Nutte auf der Landstraße, der der Wind die Röcke in die Höhe getrieben hat, daß die Hosen bis zum Gürtel sichtbar sind. November gesehen durch die Brille des Zeichners der ‚Vie Parisienne'. Nutte im nächtlichen Nebel — kein Schrei nach dem Zensor — aber nach dem Pranger. Wir beglückwünschen die deutschen Verleger und das Börsen-Buchhändlerblatt zu dieser Acquisition. Schmach

— und Schande jenen Preßphotographen, die jetzt dabei sind, die Korrumpierung des deutschen Journalistenstandes, die durch unflätigen Zuwachs aus den schlechtesten Hinterländern Europas schon sowieso grauenhafte Fortschritte macht, einer raschen Vollendung entgegenzuführen. Wie in vielem wirkt der amerikanische Einfluß, (von seinen Fürsprechern als individuali-

tätsfördernd gepriesen, in Wirklichkeit anarchisierend) sich in einer vorbildlich schädlichen Weise aus. Vor mir ein amerikanisches Photo, veröffentlicht in deutschen Zeitungen mit folgender Unterschrift: „Drei Zuchthäusler, wegen Aufruhrs im Zuchthause von Auburn zum Tode verurteilt, auf dem Wege zum elektrischen Stuhl". Das Bild zeigt die zum Tode Verurteilten in Hose und Hemd, eskortiert von ein paar fetten Schweinen in Menschengestalt. Sichtbar sind nur zwei, der dritte ist verdeckt. Die Beiden halten sich aneinander fest. Der Linke, Stärkere, stützt den Rechten, der kaum noch gehen kann und den die grauenhafte Angst vor den nächsten Minuten schon völlig vernichtet hat. Der Kopf hängt ihm leblos hinunter. So taumeln sie vorwärts. Der Pressephotograph kurbelt. Er ist sicher sehr stolz auf diese Leistung. Sie kurbeln ja auch Mütter, die bei der Verhaftung ihres Sohnes wahnsinnig werden.

Wenn das so weiter geht, und wenn die deutschen Zeitungen von sich aus gegen diese unüberbietbaren Schändungen des Menschentums durch eine entfesselte Pressephotographie nicht energisch und einschneidend Stellung nehmen (eine Photographiererei, die alle verbrecherischen Instinkte im Menschen zu Ehren eines moralisch völlig versauten Begriffs der Publizität auflockert und auslöst), dann werden sich diese Zeitungen nicht wundern dürfen, wenn sie eines Tages ein Zensurgesetz aufgebrummt kriegen, das sie, von Reaktionären unter dem Vorwand des Rechts gemacht, ohne Unterschied knebeln wird. Es ist zu sagen, daß linke wie rechte Zeitungen, nur mit verschiedenen Vorzeichen, sich solche Verfehlungen haben zu schulden kommen lassen. Noch ist es Zeit, beizudrehen. Aber viel Zeit nicht mehr.

Manfred Georg

Gottes Hand

Schwer ist die Hand Gottes,
die sich auf des Menschen Schulter legt
Vornüber sinkst du
und stöhnend berührt dein Haupt
die harte Erde.

Doch Ihm ist die Berührung
deiner schwachen Schulter
nur eine vertrauliche Regung,
nicht böse gemeint, nur zärtliches Spiel.

O wie wenig sind wir gefeit
gegen das kleine Drohen seines Fingers!
Wenn Gott uns lächelnd berührt.
stürzen wir ein.

Hans Natonek

Aus großer Zeit

Das linke Bein wird leicht gekrümmt, der Unterschenkel mit heruntergedrückter, etwas auswärtszeigender Fußspitze so vorgestreckt, daß er mit dem Oberschenkel eine grade Linie bildet. Gleichzeitig verschiebt sich das Körpergewicht nach vorn. Der Fuß wird flach und leicht in der Entfernung von etwa 80 Zentimeter vom rechten Fuß auf den Boden gesetzt. Die ganze Schwere ruht jetzt auf

dem linken Fuß Während der linke Fuß niedergesetzt wird, verläßt der rechte Hacken den Boden. Das rechte Bein wird leicht gekrümmt durchgezogen, mit der Fußspitze nahe am Boden, doch ohne ihn zu berühren, und hierauf gestreckt. Der Fuß wird dann wie der linke niedergesetzt.

Es ist verboten, das vorgesetzte Bein höher zu heben, als zur Erreichung der Schrittlänge nötig ist, es gestreckt vorzubringen und mit übertriebner Gewalt niedersetzen zu lassen.

Aus einer Ausbildungsvorschrift

Aps (Ztr.) badet nicht

Nach technischen Erläuterungen von Bürgermeister Berrenberg warnt Stadtverordneter Aps (Ztr.) vor übertriebenem Luxus im Arbeiterwohnungsbau, namentlich in punkto Badezimmer. Er sei bestimmt ebenso sauber wie jene Herrschaften, die für jede Wohnung ein Badezimmer forderten.

Duisbg. Gen.-Anz.

Lesefrucht

Ein Literat sei Literat und nichts als das. Alles, was er sonst macht, ist Literatur.

Jules Renard

Hier sitzt jedes Wort

Denn niemand wird liebenswürdiger und witziger als sie den sonderbar doppelbodigen Untergrund aller Theaterei mit den irisierenden Farben der Parodie beglänzen; und niemand wird mit so behender Unterhaltung die dicken Tricks der scheinwerferbeleuchteten Bretter aufdecken und hinter jeder wichtigen Grimasse die locker geschnörkelte Linie einer verlegenen Hilflosigkeit finden. Hier saß jedes Wort ..

B. Z.

Liebe Weltbühne

In einer kleinen Stadt wird im Saal des Gasthofs ein Vortrag über Liebe und Ehe gehalten. Der Vorsitzende eröffnet die Versammlung mit wohlgesetzten Begrüßungsworten und schließt: „. . . und hiermit erteile ich der verehrten Referentin das Wort." Die Vortragende flüstert ihm zu: „Bitte, sagen Sie noch, daß nicht geraucht werden soll!" Und der Vorsitzende schmettert in den Saal: „Bitte das Rauchen einzustellen in Anbetracht der Tiefe des Problems!"

Hinweise der Redaktion

Berlin

„Signal", Gruppe Junger Autoren. Vortragsabend, Donnerstag 8 Uhr im Flugverbandshaus, Blumeshof 17, Ecke Schöneberger Ufer.
Ausstellung Th. Th. Heine. Bruno Cassirer, Derfflinger Straße 35.

Bremen

Bund für Mutterschutz. Dr. Kurt Hiller: Das neue Sexualstrafrecht und die schwarze Gefahr. Gewerbehaus, Ansgaritorstraße. Donnerstag 8 Uhr.

Hamburg

Bund für Mutterschutz. Dr. Kurt Hiller: Das neue Sexualstrafrecht und die schwarze Gefahr. Detaillistenkammer, Neue Rabenstraße 27/28. Freitag 8 Uhr.

Bücher

Fritz Diettrich: Die Gandhi-Revolution. Wolfgang Jess Verlag, Dresden.
Gustav Landauer: Aufruf zum Sozialismus. Jetzt Lambert Schneider Verlag, Dahlem.
Gustav Landauer: Rechenschaft. Jetzt Lambert Schneider Verlag, Dahlem.
Alex Rado: Atlas für Politik, Wirtschaft, Arbeiterbewegung. Verlag für Literatur und Politik, Berlin.
Hanns Sachs: „Bubi", Die Lebensgeschichte des Caligula. Verlag Julius Bard, Berlin.
Arthur Holitscher: Wiedersehen mit Amerika. S. Fischer Verlag, Berlin.

Antworten

Justizminister Dr. Schmidt. Sie sind ein human denkender Beamter und tragen nicht konfessionelle Scheuklappen, wie die meisten Ihrer Parteigenossen. Sie mögen auch über Belohnungen, zur Ergreifung von Übeltätern ausgesetzt, ihre eigne Meinung haben. Aber was sagen Sie zu einem wildgewordenen Untersuchungsrichter, der den § 218 benutzt, um gleichsam eine ganze Stadt unter Verdacht zu setzen und zu verfolgen? Ich frage: was sagen Sie zu diesem öffentlichen Aufruf des Untersuchungsrichters beim Landgericht Bielefeld vom 12. April? „300 RM. Belohnung! Die Witwe Marie Dreier, geb. Kirchner, aus Bielefeld und der Tischler Adolf Roth aus Gadderbaum sind wegen des dringenden Verdachts, in den letzten Jahren an Frauen Abtreibungen vorgenommen zu haben, in Untersuchungshaft genommen. Für sachdienliche Angaben und für die Mitteilung von Tatsachen, die geeignet sind, die Täter zu überführen, insbesondere für die Namhaftmachung von Frauen, an denen von den oben bezeichneten Personen Abtreibungen vorgenommen sind, ist eine Belohnung bis zu 300,— RM. ausgesetzt. Die Verteilung der Belohnung erfolgt durch mich im Einvernehmen mit dem Herrn Regierungspräsidenten in Minden unter Ausschluß des Rechtsweges. Angaben können gemacht werden entweder zu dem Aktenzeichen 2 J. 1017/29 der Staatsanwaltschaft in Bielefeld oder an die zuständige Ortspolizeibehörde." Es ist bisher nicht Brauch gewesen, auf Grund des § 218 Razzien zu veranstalten. Ein kleines Schamgefühl, eine geheime Unsicherheit, das dieser Paragraph die krasseste soziale Ungerechtigkeit birgt und auf die Dauer nicht zu stützen sein wird, hat bisher Polizei und Anklagebehörden von Untersuchungen großen Stils abgehalten. Es ist auch bisher nicht Brauch gewesen, Personen auf einen bloßen „Verdacht" hin und ohne weitere Unterlagen dafür zu haben, in Untersuchungshaft zu nehmen, dafür aber eine Belohnung auszusetzen für „sachdienliche Angaben", um auf Grund von Denunziationen, die aus den trübsten Motiven kommen können, dann die Anklage zu zimmern. Ist es Sache der Justiz, die schmierigsten Instinkte herauszukitzeln? Und welche Unmenschlichkeit liegt darin, die Namhaftmachung von Frauen herbeizuführen, an denen Abtreibungen vorgenommen worden sind. Gute Zeit für Spitzel, für Denunzianten, für Halunken jedes Genres. Es gibt 300 Mark zu verdienen. Prämie für die Erlegung armer ausgemergelter Proletarierweiber des Industriereviers. Dieser tüchtige Untersuchungsrichter mag auf irgend einer Kannibaleninsel, wo noch Kopfjäger heimisch sind, am Platze sein. In der Justiz hat er nichts verloren.

Emil Lind. Sie schreiben: „Das geht wirklich nicht! Hat meine heiße Liebe zu Deinem Morus schon einen argen Stoß erlitten durch den extrem wirtschaftlichen Standpunkt, von dem aus er die Theaterfrage behandelte, so oberflächlich vergleichen wie der sehr geachtete Felix Stössinger darf man doch nicht. Man müßte dann doch auch die Soziallasten in Frankreich mit denen in Deutschland vergleichen. Man müßte die Anzahl der Beamten in sämtlichen deutschen öffentlichen Ämtern mit denen in französischen Ministerien, Kommunalämtern usw. vergleichen. An dieser Elefantiasis der Beamtenschaft kranken ja unsre Theater genau so wie alle andern öffentlichen Institutionen. Man darf auch nicht die eine oder die andre Vorstellung als maßgebend für das künstlerische Niveau ansehen. Ich habe zum Beispiel eine pariser Vorstellung gesehen, und zwar die Première resp. Generalprobe einer Uraufführung in der Oper, die sich, was Regie, Dekoration, Ballett, Chor betrifft, die Erfurter nicht gefallen ließen. Oder würde Herr Felix Stössinger nicht dagegen revoltieren, wenn zum Beispiel Amanda Lindner als Jungfrau von Orléans aufträte? Sollen unsre Geistigen wirklich, weil wir es zufällig in einem Punkt

besser haben als die Engländer und Franzosen, in das Horn der Nurgewerkschaftler mit der Antikulturparole blasen und übersehen, daß beim Theater, der traditionsgebundendsten aller Künste, keine Spitzenleistung möglich ist ohne den ganzen großen Unterbau der provinzialen Werkstättenarbeit?" Lieber Herr Lind, warum gleich so böse? Weder Morus noch Stössinger wollen der Theaterkunst an den Kragen. Die Frage war nur, ob es Aufgabe des Staates ist, zu seinen sonstigen Lasten auch noch einen Teil der Theater auf sich zu nehmen. Die Frage war weiter, ob das Ergebnis Kosten und Aufwand lohnt. Das ist verneint worden.

G. H., Berlin. Ich bin ganz Ihrer Meinung, das hätte sich der selige Frank Wedekind nicht träumen lassen, daß die Aufführung eines seiner Stücke „allen Vaterlandsfreunden eine rechte Freude" sein könnte. So behauptet wenigstens der Rittmeister a. D. Fiebig im Lokalblatt der berliner Idioten zur Aufführung von Wedekinds „Bismarck" im Deutschen Volkstheater. Nur daß die Regie die Details der Uniformen von Sechsundsechzig nicht ganz richtig beachtet hat, stört den Herrn Rittmeister erheblich. „Die Kürassierstiefel hatten damals einen andern Schnitt und eine plumpere Form, und grade das gehört zu dem wuchtigen Bild Bismarcks, wie es noch vor unsern Augen lebendig ist (vgl. A. v. Werner)." Leider. „Unangenehm fällt es weiterhin auf, daß Bismarcks Adjutant bei der Verhaftung Pfordtens das Bandelier auf der verkehrten Seite hat, und, wenn ich mich nicht irre, hohe Stiefel trägt, die damals für Dragoneroffiziere noch nicht üblich waren. „Es ist wirklich an der Zeit, daß man auf dem Theater endlich zur Einsicht gelangt, daß es für die militärische Tracht ebenso unumstößliche Grundsätze gibt, wie für die bürgerliche." Ausgezeichnet. Drei Tage Kasten für den Regisseur. Im Wiederholungsfalle kommt der Heilige Geist

---

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Malik-Verlags bei, den wir der besonderen Beachtung unsrer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Hugenberg platzt von Carl v. Ossietzky

Die republikanischen Parteien haben augenblicklich sehr schwere Tage: sie zerbrechen sich nämlich den Kopf über die Sorgen Hugenbergs. Weil man auf der Rechten zurzeit über einige taktische Dinge nicht ganz einig ist und weil der ungemütliche alte Geheimrat gern dogmatischer redet als er handelt, sieht die Demopresse Auflösung, Ausbruch, Abmarsch in die seligen Gefilde gemeinsamer liberalistischer Prinzipienlosigkeit. Schon zirkulieren Projekte mittelbürgerlicher Einheitslisten, auf denen Herr von Keudell neben erprobten schwarzrotgoldnen Sturmgesellen steht.

Herr Hugenberg ist, wie gesagt, altmodisch und reichlich engherzig. Aber er ist methodisch. Weil man bei den Demokraten schon so lange von einer Gelegenheit bis zur nächsten lebt, ist man geneigt, in jeder Methode Wahnsinn zu erblicken. Mit nichten. Herr Hugenberg will noch etwas warten, bis die Partei es allein schaffen kann; er will auch keine Mitesser. Sein Gegenspieler Schiele dagegen will keine Zeit verlieren, ist aber nicht so egoistisch. Warum soll man nicht diesen kleinen Troß von Bundesgenossen mitschleppen, die auch ein bißchen auf der Gemeindeweide grasen wollen? Das große Futter ist doch schon beiseite geschafft. „Armer Kerl, du willst auch leben", rief jener König von Frankreich, als er unter dem Bett seiner Geliebten einen Mann entdeckte und warf ihm eine Orange zu.

Die Differenzen zwischen Hugenberg einerseits und Schiele-Westarp andrerseits sind nur solche der Taktik und des Tempos. Deswegen der Streit, der von vielen großen und kleinen Ehrgeizen angeheizt wird. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß die Deutschnationalen ihre Einheit als Partei nicht mehr lange wahren werden. Aber es ist verfehlt, darin ein Krankheitssymptom, ein Zeichen des Verfalls zu sehen. Die Rechte als geschlossene Front hat ihre historische Mission erfüllt, jetzt, wo es zur Ernte geht, teilt sie sich. Denn jeder will einbringen, was er kann. Wenn sich die Reaktion heute in vier Gruppen teilen sollte, würde das an der gesamten Situation in Deutschland gar nichts ändern, weil die Linke nichts davon zu erwarten hat. In der Abneigung gegen die Republik sind sich Hugenberg und seine Gegner einig. Konservativ sind sie alle. Militaristisch und nationalistisch sind sie alle. Gegen die Arbeiterschaft sind sie alle. Und zum Einkassieren sind sie alle rechtzeitig zur Stelle.

Auch Parteikrisen haben verschiedenste Ursachen. Die Demokraten könnten ganz gut aus Angst vor den nächsten Wahlen plötzlich auseinanderfallen und einfach nicht mehr vorhanden sein. Die Deutschnationalen dagegen drohen vor lauter Gesundheit zu bersten. Ein überfütterter Organismus muß schließlich gewisse Elemente ausstoßen, wenn er weiter aufnahmefähig bleiben will. Hugenberg platzt, weil er alles bekom-

men hat, was er wollte. Es geht nichts mehr hinein. Diese letzten Jahre waren für die Rechte politisch und wirtschaftlich eine einzige Gargantuamahlzeit, ein Riesenfraß.

Die republikanischen Parteien sind gewohnt, die politische Macht immer nur in großen geschlossenen Kadres zu sehen, die von einer unerbittlichen Disziplin regiert werden müssen. Dieser Aberglaube hat sie alle so gründlich auf den Hund gebracht. Bei dieser Art, die Dinge zu betrachten, müßten sie eigentlich dankbar sein für eine einheitliche konservative Oppositionspartei. Statt dessen begrüßen sie das taktische Auseinandergehen der bisherigen Hugenbergleute und hoffen auf baldige organisatorische Konsequenzen. Wem aber dient das?

Die Herren um Schiele und Treviranus sind ja keine Überläufer, keine glühenden Neophyten, die sich massenweise ans republikanische Taufbecken drängen. Sie kommen als gute Geschäftsleute. Sie sagen: wir wollen nicht mehr mit den groben teutonischen Baumästen dazwischenschlagen, wir wollen, so lange ihr euch manierlich führt, mit euch leben und handeln — was gebt ihr dafür? Aber das ist wenigstens offen, das ist sichtbar. Viel schlimmer ist der neuerdings beliebte Weg durch versteckte Kanäle. In letzter Zeit häufen sich die katastrophalen Überraschungen. Das Kabinett Brüning kam schon wie der Geist aus der Flasche. Ebenso unvermutet war der Panzerkreuzer B da. Ebenso unvermutet soll jetzt plötzlich das Verbot des Stahlhelms im Rheinland aufgehoben werden — wohl damit Herr Treviranus sein ideales Publikum für die Befreiungsfeier im Sommer hat. Ebenso unvermutet kann morgen schon der entscheidende Stoß gegen die preußische Koalition geführt sein.

Es bleibt bei alledem die Frage offen, wer denn eigentlich in Deutschland zurzeit regiert. Das ist schwierig zu beantworten. Alles ist unsicher und sicher nur eines: Herr Brüning regiert nicht. Der Herr Reichskanzler hat seine Augen gedankenvoll ins Weite gerichtet... Aus allen Winkeln und Ecken kriechen derweilen dunkle Existenzen und üben jene Funktionen aus, die sonst dem Reichskanzler und den Kabinettsministern zufallen. Unbekannt regiert. Das ist ein höchst unbehaglicher Zustand, aber die demokratischen Beschwichtigungsräte laufen umher und sagen: Pst, man darf den Auflösungsprozeß auf der Rechten nicht durch unzeitgemäße Radikalismen stören...

Hugenberg platzt. Aber das Ergebnis sind Legionen von Würmern, die sich über die Republik werfen und sie bei lebendigem Leibe verzehren.

Die Sozialdemokratie wagt sich nicht zu rühren. Täte sie es, so würde das Zentrum einfach die preußische Regierung auffliegen lassen. Deshalb muß das große Hauptquartier des Reichsbanners einen Aufruf an seine Heerscharen richten, der die Fiktion der union sacrée weiter aufrecht zu erhalten sucht und eine nicht zu entschuldigende Verdrehung offenkundiger Tatsachen bedeutet. Es gibt Sorgen, die uns mehr angehen als die Hugenbergs.

Japan und die „gefährlichen Ideen"

von Henry Hellssen

I.

Selbstbeherrschung ist die Eigenschaft, die die Japaner am höchsten schätzen. Die Selbstbeherrschung verlieren, heißt: tief in ihrer Achtung sinken. Untereinander lassen sie es nie zu Zank kommen. Zwei Chauffeure in Tokio, die zusammenstoßen, lächeln sich an und machen einander Komplimente. Es ist unmöglich, einen Japaner dazu zu bringen, eine Unfreundlichkeit zu sagen. Er zieht eine höfliche Lüge vor.

Aber man glaube nicht, daß eitel Bushido, Samurai-Geist, und Selbstbeherrschung das Tun eines modernen Japaners auszeichnet. Es wird zwar sehr viel von den ungeschriebenen Gesetzen gesprochen, aber um so mehr dagegen gesündigt. Zu Anfang vorigen Jahres saßen fünfundzwanzig von den dreiundachtzig Stadtverordneten Tokios im Gefängnis unter der Anklage, bei dem Wiederaufbau der Stadt Unterschlagungen begangen oder Bestechungen angenommen zu haben. Doch noch immer geschehen seltsame Dinge, die eine enge Verbindung mit der Vergangenheit und ihren sehr anspruchsvollen Überlieferungen verraten. Im März vorigen Jahres fand sich ein junger Mann, weißgekleidet, im zeremoniellen Kimono vor dem neuen Hause des Ministerpräsidenten, des Barons Tanaka, ein. Hier versuchte er — als Protest gegen die Chinapolitik des Ministeriums und die Verhältnisse überhaupt — Harakiri zu begehen. (Übrigens bedeutet dieses Wort recht und schlecht Bauchaufschlitzen und ist den Japanern daher nicht feierlich genug. Sie wenden es nie an. Sie sagen: Seppuku.)

Großes Aufsehen erweckte es, als ein ehemaliger Polizist, Hukoji Kuroda, das kommunistische Unterhausmitglied Professor Senji Yamamoto durch ein Dutzend Dolchstiche ermordete. Der Professor, ein braver, wohlmeinender, kurzsichtiger Idealist, gehörte der von der Regierung aufgelösten Landarbeiterpartei an. Der Polizist handelte als Werkzeug der „Loyalen Liga der sieben Geburten", einer geheimen patriotischen Gesellschaft, deren Mitglieder sich zur Treue gegen das Bestehende während der nächsten sieben Leben verpflichten. Es gibt über hundert ähnlicher Vereine in Tokio. Auf dem Programm einiger steht auch der Fremdenhaß. Nichts erregt einen konservativen Japaner mehr, als wenn er Europäer oder Amerikaner mit japanischen Damen tanzen sieht, und vor einigen Jahren beschloß eine der geheimen Gesellschaften, diesen unpassenden Sitten ein Ende zu machen. Während der Sonnabendtanz im Imperial-Hotel in vollem Gange war, bahnten sich die Verschworenen — mit kurzen Schwertern bewaffnet und mit schwarzen Masken vor dem Gesicht — einen Weg in den Speisesaal, entschlossen, ein Blutbad zu veranstalten. Aber sie hatten nicht mit dem Manager des Hotels gerechnet. Er besaß Geistesgegenwart genug, sofort die Nationalhymne intonieren zu lassen, und die

Töne von „Kimi ga yo" (Du mögest herrschen tausend Jahr) zwangen die Mitglieder der patriotischen Liga, ihre Mordlust zu beherrschen und stramm zu stehn. Das Orchester spielte, ohne eine Sekunde aufzuhören, die Nationalhymne solange, bis die Polizei kam. Die bewaffneten Männer mit den Masken vor dem Gesicht wären selbstverständlich lieber gestorben, als sich der heiligen Hymne gegenüber unehrerbietig zu zeigen. Sie standen noch stramm, als die Polizei sie abführte.

II.

Japan ist ein Polizeistaat. Kaum hat man die Grenze überschritten, so folgen Einem überall Detektive auf den Fersen: sie setzen sich neben Einen in den Zug und leiten eine scheinbar zufällige Unterhaltung ein, sie klopfen bei Einem an das Hotelzimmer und stellen Hunderte von Fragen in schlechtem Englisch. Zuerst glaubte ich in meiner Naivität, es wäre ein Zeitungsinterviewer, versuchte, geistreich zu sein, mit einem Seitenblick auf das Publikum, und antwortete mit Sarkasmen. Der Detektiv verließ mich wohl in der Annahme, daß ich eine höchst verdächtige Persönlichkeit sei. Wenn die fremden Diplomaten in Japan umherreisen, wird das Ministerium des Auswärtigen telegraphisch über ihre Bewegungen von Station zu Station auf dem Laufenden gehalten.

III.

Die Angst vor den „gefährlichen Ideen" liegt auf Japan wie ein Alb. Aus Höflichkeit gegen Rußland sagt man nicht Bolschewismus, wie man auch nicht gradezu von dem Attentat auf Tschang Tso-lin sprechen hörte. Es wurde nur als „ein gewisser ernster Vorfall in der Mandschurei" erwähnt. Die Japaner lieben derartige Umschreibungen. Doch nicht grundlos fürchtet man, daß Japan eine Farbprobe für die blutigen Flüssigkeiten des Bolschewismus abgeben soll; denn außer in Rußland hat Karl Marx seine meisten Leser hier. Bis vor wenigen Jahren konnten sechzig Prozent der Akademiker fast gleich nach Abschluß ihrer Studien eine feste Anstellung finden. Jetzt ist es nur noch zwanzig Prozent möglich. Die Folge ist ein ständig anwachsendes akademisches Proletariat, und wenn Hunger und unverdaute Gelehrsamkeit eine chemische Verbindung in erhitzten Köpfen eingehen, erfolgen notgedrungen Explosionen. Unter arbeitslosen enttäuschten Studenten finden die „gefährlichen Ideen" den fruchtbarsten Boden. Früher ermunterte die Regierung Professoren und Wissenschaftler, Reisen nach Europa zu unternehmen. Das geschieht nicht mehr, weil fast alle als Radikale zurückkehren. An allen Universitäten ist ein geheimes Nachrichtenwesen eingerichtet, sind Spione angestellt. Das Angebertum steht in Blüte. Niemand fühlt sich sicher. Vielleicht ist sein Nebenmann, vielleicht sein bester Freund ein Denunziant.

Viele Studenten arbeiten — nach amerikanischem Muster — während der Universitätsjahre als Kellner in den kleinen Restaurants, als Droschkenchauffeure oder als Aufseher in Tempeln und Museen. Andre gehen von Haus zu

Haus und verkaufen Briefpapier oder Kampfertabletten und Seife. Auf diese Weise können sie ihre Studien durchführen, ohne ihren Eltern zur Last zu fallen. In ihren Gesichtern haben sie etwas Hartes und Maskenartiges. Ohne Lächeln kämpfen sie sich durch an ihr Ziel.

IV.

Die Arbeitslosigkeit wurde lange durch das Familiensystem unterdrückt: der wohlhabende Verwandte hatte nach den ungeschriebenen Gesetzen die Pflicht, den weniger wohlhabenden zu ernähren. Die Industrialisierung hat dem Familiensystem den Todesstoß versetzt. Jetzt muß jeder für sich selbst sorgen, und augenblicklich gibt es gegen vierhunderttausend Arbeitslose.

Der Ruß der Fabriken lagert sich wie schwarzer Schnee auf den Kirschenblüten. Überall ragen rauchende Schlote auf. Die Zahl der Industriearbeiter ist jetzt vierzig Mal so groß wie im Jahre 1900. Damals gab es nur 120 000. Bereits 1898 bildeten sich die ersten kleinern Gewerkschaften nach europäischem Muster, aber erst 1912 griff die Bewegung um sich und wuchs rasch an. Die Zahl der Industriearbeiter beträgt jetzt viereinhalb Millionen, davon anderthalb Millionen Frauen ohne Organisation. Die Vereinigten Gewerkschaften wurden 1920 gebildet. Von den Landarbeitern sind bisher nur 350 000 organisiert.

Ein gelernter Arbeiter verdient durchschnittlich drei Yen täglich, die andern zwei Yen. Das scheint, wenn man mit den üblichen Vorstellungen von der billigen Arbeitskraft des Ostens rechnet, gar nicht wenig. Aber ein Japaner kann unmöglich, wie ein chinesischer Kuli, sich für ein paar Kupfermünzen am Tage einigermaßen satt essen. Japan ist eins der teuersten Länder der Erde. Das Preisniveau liegt zwanzig Prozent höher als in England.

Die Folge ist ein unterernährtes Volk. Am schlimmsten sind natürlich die gestellt, die auf europäischem Fuße leben, der gebildete Mittelstand. Der Buddhismus hat sie vom Fleischgenuß entwöhnt und ihren Geschmack verfeinert, sie ästhetisiert. Sie müssen künftig lernen, ungeglätteten Reis zu essen (der viel mehr Vitamine enthält als der blanke weiße), sowie Brot und Käse.

V.

Die Übervölkerung ist die Gefahr, die mehr als jede andre Japans Zukunft bedroht. Es gibt geheime Gesellschaften, deren Mitglieder es für eine patriotische Pflicht halten, die größtmögliche Anzahl von Kindern in die Welt zu setzen. Auf der andern Seite treten einflußreiche Zeitungen, wie ‚Osaka Majnichi', das eine Millionenauflage hat, in Leitartikeln für die Notwendigkeit der Geburtenbeschränkung ein. Inzwischen vermehrt sich das Proletariat wie Kaninchen. Der Bevölkerungszuwachs betrug 1928 900 000, 1927 850 000, er steigt immer mehr. Die radikalen Parteien machen natürlich die kapitalistische Politik für die Übervölkerung verantwortlich: das System hat schuld.

Der Einwanderung nach Kalifornien, dessen Klima etwa dem Japans entspricht — derselbe warme Meeresstrom berührt die beiden Küsten — haben die Amerikaner ein Ende bereitet. Nach der Mandschurei und nach Korea, wo Platz genug ist und welche Länder nach der Hoffnung weitblickender Staatsmänner einmal das Mutterland entlasten sollten, wandern jährlich nur zehntausend aus und viele davon kehren noch kopfschüttelnd wieder zurück, sobald sie die Verhältnisse genügend kennen gelernt haben. Zwei siegreiche Kriege hat Japan geführt, um sein Machtgebiet nach der Mandschurei und nach Korea ausdehnen zu können. Die Forts von Port Arthur wurden über Barrikaden von Leichen gestürmt. Aber was hilft das alles, wenn die Japaner dort nicht wohnen wollen. Zunächst entdecken sie sofort, daß sie nicht mit dem Fleiß und dem niedrigen Lebenszuschnitt der Chinesen in Wettbewerb treten können. Dann leben die Japaner gern dicht beieinander, sie fühlen sich nur in kleinen Gärten und unter Zergbäumen heimisch — für die große Natur haben sie keinen Sinn. Selbst der Fujiyama ist ja nur eine Nippsache. Deshalb schrecken sie die Berge Koreas, die froststarrenden Ebenen der Mandschurei, der rauhe Winter des Festlandes, das Gefühl der Einöde und der unendlichen Weiten zurück in die zierliche Miniaturwelt zwischen zusammengepferchten Häusern. Nicht einmal Hokkaido, die nördlichste der Inseln, die kälter, weniger blühend ist, lockt sie als ein Zukunftsland. Es ist ihnen da gewissermaßen zuviel frische Luft. Von den Hunderttausend, die sich jährlich entschließen, dorthin zu gehn, stecken viele grade die Nase hinein und beschnuppern die tauigen Wiesen... nein, das macht kein Vergnügen, dann lieber wieder zurück ins Gedränge, in die kompakte Menschenwelt.

VI.

Die Angst vor den „gefährlichen Ideen" liegt auf Japan wie ein Alb. Aber welche Ideen sind die gefährlichsten: die marxistischen Theorien, die über Sowjetrußland hereinsickern, der Internationalismus oder die Samurai-Überlieferungen, der Ronin-Geist, der fast bis zur Hysterie verzogene Nationalismus? Es ist gehupft wie gesprungen.

„Unsre traditionelle Regierungsform", sagte Baron Tanaka in einer seiner Reden, „ist der jedes andern Landes überlegen!"

Und das wird täglich ins Bewußtsein der Nation eingehämmert: die Japaner sind das auserwählte Volk. Sowohl geistig wie körperlich von besserer Beschaffenheit, als andre Nationen! Die Kinder lernen in den Schulen, daß jeder Fortschritt, alle wichtigen Erfindungen das Ergebnis japanischen Geistes sind. Professor Adatschi, ein Wissenschaftler von der kaiserlichen Universität Tokio, der sich mit Anthropologie beschäftigt, hat nach dreißigjährigem Studium herausgefunden, daß die Japaner auch rein physisch, als Rasse, auf einer höhern Stufe stehn als wir armen Weißen... sie schwitzen weniger, sie haben weniger primitive Muskeln, aber dafür mehr von den sogenannten zivilisierten.

„Unsre eigentliche Religion ist der Patriotismus!" sagte mir ein Japaner. Der Schintoismus mit seinem Ahnenkult ist ja nur eine Form für Disziplin, für organisierten Patriotismus. Alle sind Schintoisten, auch die christlichen Japaner.

VII.

Es geht jedoch eine seltsame Kälte von dieser japanischen Vaterlandsliebe aus. Der Fremde wird in diesem Lande — oft fast gegen seinen Willen — zur Bewunderung gezwungen, aber es wird ihm nie warm ums Herz. Es scheint die Seele zu fehlen. Alles ist nervös, forciert, übertrieben. Es fehlt an Harmonie. Weder marxistische Theorien noch ein bis zur Selbstüberschätzung und Hysterie gesteigerter Patriotismus sind Ausdruck eines gesunden Pulses. Japan hat Fieber... hohe Temperatur!

Schmutz bzw. Schund bzw. Geldverknappung

von Ignaz Wrobel

Ich bekämpfe den Schund
du bekämpfst den Schmutz
er hat in seiner Jugend nicht genug geküßt
wir zensieren
ihr seid vom Zentrum
sie nehmen Anstoß.

Die Kulturreaktion schreitet munter vorwärts.

Was von der neuen Filmzensur zu erwarten steht, ist allen Beteiligten klar: die Geschäftsleute fürchten für ihren Laden, die „Erzieher des Volkes" frohlocken, und die andern sehen zu, wie hübsch der alte Metternich im Sakkoanzug aussieht.

Der Zensor aus dem Jahre 1903 trug ein Monokel und war konservativ; der Zensor aus dem Jahre 1930 trägt eine Hornbrille, ist Mitglied der sozialdemokratischen Partei und steht dem Zentrum nahe. Das neue Filmgesetz, ein Monstrum an Gummibestimmungen, ein wahres Kautschukwerk, gibt den Ortsbehörden die Möglichkeit, die Vorführung von Filmen auch dann zu verhindern, wenn die Zensurstelle sie durchgelassen hat. Die Ortsbehörden... Vorgeschmack gefällig —?

Das Landesjugendamt Düsseldorf belästigt die berliner Prüfstelle für Schmutz und Schund dauernd mit Anträgen, von denen die unsinnigsten heute noch mit sehr vernünftigen Begründungen abgelehnt werden. Das muß aufgefallen sein; denn ein Herr Hans Wingender, „Landesrat bei der Rheinischen Provinzialverwaltung", hat ein Büchlein verfaßt: „Erfahrungen im Kampfe gegen Schund- und Schmutzschriften." Das sieht so aus:

Das Schundgesetz, sagt die Einleitung, sei weder bös noch neu. „Im Kriege haben Generalkommandos ganze Listen von Schundschriften verboten." Das war eine schöne Zeit... Wenn ich mich recht erinnere, ist auch Grellings „J'accuse" darunter gewesen, das die geistige Blockade, die Deutschland über sich selbst verhängt hatte, hat brechen wollen — die

Generalkommandos und das Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel aber waren auf dem Posten, und Richard Grellings Werk wirkte im Ausland. Diese selige Zeit wird von Herrn Wingender schmatzend zitiert. Nun aber hätten wir das neue Schmutzgesetz, zu seiner Ausführung seien die Landesjugendämter berufen, und nun gehts los.

Inserat:

Berlin.

30jähriger Junggeselle, Gehaltsgruppe XI, Doktortitel, 1,70 groß, blond, später Wochenendhäuschen in Vorgebirgsstadt, ersehnt Lichtfreundin, die berufstätig oder von Haus nicht unvermögend ist, zwecks Heirat. Bildangebote unter ...

Komisch —? Schwer unzüchtig. Bemerkung des Landesrats:

„Das ‚spätere Wochenendhäuschen' ist doch eine zu durchsichtige Lockung und hat wohl mit der Heirat nichts zu tun." Und das will die deutsche Jugend erziehen.

Sein ernst erhobener Zeigefinger lehrt: Die Schreiber in den erotischen Zeitschriften hätten einen Komplex. (Die neue Zeit ist auch in die Amtsstuben hineingebrochen.) „Aber ihr Komplex läßt sie das Empfinden eines normal denkenden Menschen verlieren. Sogar ernstzunehmende Forscher geraten leicht bei der Abwandlung ihrer Spezialgebiete sexueller Art in diese Gefahr. Ist die Idee erschöpft, dann folgt die Steigerung, Übertreibung und das Spintisieren." Im Gegensatz zur Zensur, die von vornherein ohne Idee auftritt. Die Gefahr dieser Wichtigtuerei besteht nun darin, daß richtige und gewichtige Argumente gegen die Sexualwissenschaft und die Popularisierung sexueller Themen als Grundlage für staatliche Eingriffe dienen — der Staat spielt hier die Rolle eines wissenschaftlichen oder ästhetischen Polemikers; letztes Argument: die Schupo. Und welche Begründungen!

„Die meisten der in den fünf Nummern enthaltenen Aufsätze sind weder wertlos noch aus sonstigen Gründen zu beanstanden. Dagegen geben einige Abbildungen zu Bedenken Anlaß, und zwar in Heft 16, S. 5. (Königin Karoline von England läßt sich von einem Herrn umfangen; der Rock ist hochgehoben, und die nackten Beine sind sichtbar, eine Hofdame schaut zu.) In Heft 19, S. 11 (ein Herr sieht durchs Fenster zu, wie ein Mädchen sich flöht)." Das aber ist immer noch hübscher mitanzusehen, als wenn ein Landesrat sich die Seele kämmt, und es ist gradezu albern, wie diese Kerle die Fassade eines Hauses abputzen, in dem der Flecktyphus herrscht. Von dem — nämlich von der sozialen Not — wissen sie wenig. Die Fassade, die Fassade! An einer Stelle gibt der Landesrat zu, er betrachte es als seine Aufgabe, „die Verleger zu erziehen" während wir immer gedacht haben, die Jugendämter seien dazu da, die Jugend zu erziehen. Der sicherlich vorhandenen Minderwertigkeit mancher solcher Verleger und Zeitschriften, die noch lange keine so große Gefahr für die Jugend bilden wie mangelnder Schulunterricht auf dem Lande und die Wohnungsnot in der Stadt, steht eine Bureaukratie

gegenüber, die auch in den Formen zeigt, wes Ungeistes Kind sie ist. Der Stellvertreter des Leiters der Prüfstelle Berlin, Herr Doktor Kneip, geht in der Abwesenheit seines Chefs daran, die Zeitschrift ‚Liebe und Ehe' auf die Liste zu setzen. „Doktor Kneip bezeichnete die Zeitschrift ‚Liebe und Ehe' geringschätzigerweise als Ableger und Konkurrenz der Zeitschrift ‚Die Ehe'. Schließlich erkundigte sich Herr Doktor Kneip noch nach der Religion und der Staatsangehörigkeit des Hauptschriftleiters, Herrn Molzahn, und wie lange er sich denn schon in Deutschland aufhielte." Und der hat dem Kneip nicht sofort geantwortet: „Länger als Ihr Kaiser auf alle Fälle"? Welche feingebildeten Erzieher des deutschen Volkes!

O, sie können auch deutsch. Unter den grammatisch inkriminierten Sätzen findet sich zum Beispiel dieser: „Er empfand den fruchtartigen Geschmack ihrer Lippen auf seinem Munde." Wobei der Landesrat mit etwas, was in seinen Kreisen wohl als Ironie gilt, hinzusetzt: „Der Lippenstift hatte jedenfalls Zitronengeschmack." Der Landesrat hat gar keinen.

Die Oberprüfstelle hats so gestrengen Sittenrichtern gegenüber nicht leicht. Einmal wird ihre Stellungnahme „als etwa befriedigend" zensiert, und da hilft es auch wenig, daß man in Berlin heute noch vernünftiger denkt als in Düsseldorf, allwelche Stadt hinwiederum gegen Köln ein Hort der Geistesfreiheit ist. Weist Berlin ab: Düsseldorf läßt sich nicht mürbe machen. „Diese Rechtsprechung hat uns nicht befriedigen können, und wir werden weitere Fälle selbst auf die Gefahr weiterer Ablehnungen beantragen müssen, wenn auch damit nur ein Protest gegen die Aufmachung einzelner Nummern erreicht wird." Ja, sie werden wohl müssen...

Damit wir uns ganz recht verstehen: Ich halte auch die ablehnende Entscheidung der Prüfstelle Berlin für richtig, die sich geweigert hat, ein gradezu widerwärtiges Elaborat des nationalsozialistischen ‚Westdeutschen Beobachters' zu verbieten. Darin wird geschildert, wie Juden unter dem Patronat des kölner Warenhausbesitzers Tietz kleine Mädchen vergewaltigen, eine ebenso unsinnige wie scheußliche Schilderung, illustriert. Verstößt solch ein Zeug nicht gegen das Strafrecht, was einer Auslegung bedarf, um die wir nicht bange zu sein brauchen, dann soll man den ‚Westdeutschen Beobachter' boykottieren, bekämpfen, befehden — aber verbieten soll man ihn nicht.

Es gibt für alle solche Schriften und ihre amtlichen Bekämpfer ein merkwürdiges Gesetz: sie sind einander adäquat. Der Landesrat über die Abbildung von Mißgeburten: „Ich habe selbst in Hebammenanstalten viele Mißgeburten in Spiritus gesehen. Jedesmal habe ich hinterher einen Kognak trinken müssen. Einer primitiven Frau solche Möglichkeiten vorzudemonstrieren, halte ich für eine Gemeinheit." Ich versage mir eine primitive Kennzeichnung des komplizierten Landesrats.

Da nimmt es denn kein Wunder, wenn er einem kitschigen Mädchenbrief anfügt: „Der Mann, der bei diesem Mädel ‚tiefsten Geist und Seele' sucht, wird sicher nur eine Hinter-

treppenatmosphäre finden." Im Gegensatz zur Vordertreppe des Landesrats, auf der es so zugeht: „Und wie sie ihren Körper gegen Bezahlung anbietet!" Es gibt da einen alten Dialog: „Du machst mich zur Dirne!" schrie das Mädchen. „Von Geld habe ich kein Wort gesagt", rief der Verführer ...

Der Landesrat repräsentiert die neue Form der deutschen Reaktion.

Er ist Dissident; er ist Sozialist; er zitiert Lenin; er weist auf die Arbeitslosigkeit hin, auf die Notwendigkeit, Jugendheime zu bauen ... „Dann kann später vielleicht das Schundliteraturgesetz überflüssig werden."

Es ist es heute schon. Es ist nicht nur überflüssig; es ist sinnlos und noch etwas andres.

Ein Staat, der sich zur Verübung solchen Unfugs von Monat zu Monat das Geld zusammenpumpen muß, hat nicht das Recht, die bei ihm eingehenden Steuern derart zu verschleudern. Wer selber derart verschuldet ist, wer sich so in der Hand der Banken, der Industrie und der Großgrundbesitzer windet —: der kümmere sich gefälligst um seine eignen Angelegenheiten.

Der Einwand, die Durchführung des Schmutzgesetzes koste nicht viel, ist falsch. Wie wenig auch immer der Landesrat an Gehalt bezieht —: er ist überzahlt. Er wirkt nichts; er stört nur. Und ist eine Waffe in der Hand jener Kulturreaktionäre, die hinter ihm stehen, die ihn vorschicken, und die er nicht sieht, so wenig wie seine Partei sie niemals gewittert hat. Da taumeln sie von einer verschleierten Pleite zur andern; mit Ach und Krach kommen sie durch — und dann haben sie für dieses Zeug Geld, Zeit und Arbeitskraft übrig! Sie dehnen die Reaktion immer weiter aus. Sie haben den Rundfunk, sie haben die Zeitschriften, sie erobern sich Schritt für Schritt den Film — weil sie in ihrer bösartigen Dummheit nicht sehen, daß es nur ein, nur ein einziges Mittel gibt, gegen Schmutz und Schund anzukämpfen:

Die Lebensverhältnisse der Kinder zu verbessern und sie geistig gegen minderwertige Produktion zu immunisieren. Das allein wäre Jugenderziehung.

Die Herren von der Tiefenschau von Ernst Lehr

Ignaz Wrobel hat hier neulich der deutschen Soziologie zu Recht vorgehalten, daß sie sich immer wieder selbst definiere. Warum sie das tut, warum es besonders keine politische Soziologie in Deutschland geben kann, darüber kann nur der Soziologe Auskunft geben. Der nämlich weiß am besten, warum eine politisch-soziologische Arbeit so leicht der akademischen Feme verfällt: darum nämlich, weil sie notwendig das Heiligtum der „individuellen Totalitäten" antastet. Je deutlicher eine Arbeit Wahrheiten über die heutige Gesellschaftsordnung gibt, um so leichter verschließen sich dem Verfasser die Pforten der rentengewährenden Institutionen und die Spalten der zahlenden oder auch nur bekanntmachenden Druckschriften.

Eine solche gefährliche Soziologie wäre es, wenn es einer einmal versuchte, eine Soziologie der Kulturpolitik zu schreiben. Aber es wäre eine nützliche Aufgabe, und der Autor täte gut daran, diese schwierige Untersuchung dem sozialistischen Kultusminister Grimme und dem von ihm zu betreuenden Volke zu widmen.

Denn der neue preußische Kulturwart steht vor einer nicht ganz leichten Aufgabe. Er soll nämlich „als religiöser Sozialist evangelischer Konfession den weltlichen Schulgedanken auch religiös untermauern" (Amtl. Preuß. Pressedienst). Wie macht man das? Wodurch macht man das? Herr Grimme wird sich zunächst einmal einer schweren Kontemplation hingeben müssen, und das deutsche Volk soll ein Ähnliches tun, um die Chance eines sozialistischen preußischen Kultusministeriums auszunutzen.

Einer der bekanntesten Vorgänger des Herrn Grimme hat einmal gesagt: „Das höchste Ideal des Zusammenexistierens menschlicher Wesen wäre mir dasjenige, in dem jedes nur aus sich selbst und um seiner selbst willen sich entwickelte" (W. von Humboldt, 1792), und die List der Vernunft hat es gewollt, daß nicht nur dieser radikale Gegner einer Kulturpolitik zum staatlichen Leiter einer solchen wurde sondern daß das ganze neunzehnte Jahrhundert, das stets gern diese Sätze des jungen Humboldt unterschrieben hätte, zum ersten Mal die Aufgabe vollziehen mußte, staatliche Kulturpolitik zu treiben. Die guten Verwandten des Herrn Kultusministers, die Sozialisten, haben sich in der Zeit ihrer Morgenröte nicht viel um diese Fragen zu kümmern brauchen, denn sie glaubten, daß Kulturpolitik erst bei Hereinbrechen der Götterdämmerung nottäte, bis dahin schafften es schon die Produktivkräfte und das Klassenbewußtsein. Wenn sich aber wirklich einmal eine Äußerung zur Kulturpolitik in ihren Bücherreihen findet, so könnte zu dieser der edle und von allen Bürgern verehrte Wilhelm von Humboldt seine durchaus nicht proletarisch-klassenbewußte Zustimmung geben; er könnte sich nur freuen über das „gesunkene Kulturgut", das sich von ihm auf Nölting fortgeerbt hat.

Welche Quelle speist die staatliche Kulturmaschinerie? Der stärkste traditionelle kulturpolitische Faktor Deutschlands, die katholische Kirche ... sie ist sicherlich keine Freundin des preußischen Kultusministeriums, seit seinem Beginn nicht. Anders der Protestantismus, der trotz seiner Zersplitterung in Staatskirche, Orthodoxie und allerlei bunte Sekten einen nachweisbar sehr starken Einfluß auf die amtliche preußische Kulturpolitik gehabt hat, wenngleich dieser Einfluß nicht immer direkt von den Kirchenbehörden auf den amtierenden Minister und seine Getreuen ausgeübt worden ist.

Die kulturellen Bestrebungen des neunzehnten Jahrhunderts bis auf heute sind mit geringen Ausnahmen durch eine sehr geheime Gesellschaft angeregt und durchgeführt worden, durch eine intellektuelle Oberschicht, von der man zunächst merkwürdigerweise nichts andres aussagen kann, als daß es eine rein protestantische Gesellschaft, fast immer eine entkirchlichte gewesen ist. Den meisten dieser Träger deutscher Kul-

tur wäre es damals peinlich gewesen, die deutsche Kultur „religiös zu untermauern", wie es heute von Herrn Grimme gefordert wird, aber Herr Grimme braucht hier nicht die Befürchtung zu haben, von uns als rückschrittlich gescholten zu werden, er weiß wie wir, daß viele „verkappte Religionen" durch das preußische Kultusministerium und seine Erlasse geweiht sind.

Wir wollen Herrn Grimme, der nun zum Schauen bestellt ist, als Beispiel einen Nährboden für die deutsche Kulturpolitik zeigen, den er bei seiner Kontemplation berücksichtigen möge. Er ist zu finden in Heidelberg, Göttingen, Frankfurt am Main, Freiburg oder Hohenrodt und umfaßt nicht nur die Hörsäle und Seminarien der Herrn Grimme unterstehenden Universitäten sondern geht auch bis zu den kleinen oder größern Salons, in denen Deutschlands Zukunft bei Tee, Zigaretten und Gebäck „gestaltet" wird.

Dieser Boden spendet romantische Verlockungen für seltene Kostbarkeiten in Deutschland: für junge Intelligenzen, die hier verklostern und auf scheinbar unantastbare Weise dazu angehalten werden, ihren Intellekt, von dessen nur technischem Wert die Jünglinge nichts wissen, auf Existenzialphänomene zu lenken, Tiefenmetaphysik zu treiben, aus denen dann später kein Gott sie wieder herauszureißen vermöchte. Der Soziologe kennt die Zusammenhänge zwischen „friedliebendem" Mittelstand und „geistigem" Beruf in Deutschland genügend, um zu wissen, wie sehr diese isolierende Tiefenschau den jungen Leuten, die sich aus der engen Kleinbürgerei ihrer Familie zur Hoheit der Universität durchgeschlagen haben, paßt. Auf dieser Basis entsteht heute für die wenigen, die eine Chance zu intellektueller Einsicht haben, eine Reaktion, die später vielleicht größere Folgen haben wird als die gegenwärtige gute Konjunktur für kleinbürgerliche Nationalsozialisten, die ebensogut Sozialdemokraten sein könnten. Die Studenten von 1930 werden allerorts philosophisch angeleitet, „den Sprung in die Freiheit" zu tun, indem sie sich scheinbar phänomenologisch, in Wirklichkeit aber protestantisch-theologisch in die Gnadenbezirke der Tiefenschau einführen lassen. Alle „äußern" schematischen, mechanischen, eben rationalen Ordnungen dieser Welt werden so heftig als Pseudowissenschaft, als Oberflächlichkeit disqualifiziert, daß die Jüngern sich vor den Ältern genieren, wenn sie dumme, nur rationale Fragen zu stellen wagen.

In diesen Kreisen wird die Soziologie wieder zum „Wortmaskenverleihinstitut", wie sie früher einmal ein alter Gegner genannt hat, und die Politik überläßt man „jener zweiten Menschenart", die, wie der erwähnte Amtsvorgänger von Herrn Grimme meinte, „die Wirklichkeit dem Ideale näherbrächte, nicht genug Geist hätte, ganz in dem Ideal einzudringen, geschweige denn es zu schaffen, aber es doch, insofern es aufhören kann bloß Ideal zu sein, zu fassen" (1789). Aber bedürfte diese zweite, nicht begnadete Menschenart nicht grade derselben Schulung und Aufmunterung durch die „Besten der Nation", deren die „bessere Art" teilhaftig wird? Ist diese

ganze Anleitung zu humboldtscher Apolitie nicht ein Erbübel, dem der Minister für Kultur im Preußentum und Sozialismus zu steuern hätte? Hier geschieht nämlich, daß die Welt vom Mittelstand wieder einmal Gottes unerforschlichem Ratschluß ganz ausgeliefert wird, weil man weder „von oben" noch „von unten" zu ändern beabsichtigt, weil man eben in der ängstlich abwartenden neutralen Mitte bleiben muß. Ein Beispiel für viele: Alfred Weber, der die bürgerlichen Intellektuellen gern aktualisieren möchte, fragte auf einer Tagung, ob man, wenn es brenne, nicht aus seinem Hause heraustreten und löschen helfen müsse, worauf Jaspers mit der ganzen Härte seines personalen Prinzips antwortete: „Wenns brennt, rufe ich die Feuerwehr." Solche Worte sind kennzeichnend für eine Situation. Nicht, daß hier Jaspers der Vorwurf gemacht werden soll, daß er sich an seiner Stelle seinem Berufe entziehe: er hat seinen „Beruf" gefunden, aber die Studenten lernen aus solchen Sätzen kulturpolitisch Falsches, einen falschen Habitus, eine falsche Kairotik.

Daß wir in diesen Tagen wieder eine feierliche Auferstehung eines ganz formalen, ganz inhaltsleeren Humanitätsideals bei unsern intellektuell qualifizierten Akademikern erfahren müssen, ist Symptom der gleichen Situation: die an sich schon geringe Möglichkeit für eine Soziabilität des Geistigen in Deutschland wird ex kathedra völlig zunichte gemacht.

Bei dieser Sachlage ist es wichtig, daß der Kultusminister, die Gefahr erkennend, den rechten Weg findet, um als Vorposten des Sozialismus den kleinen Rest von Soziabilität in Deutschland vor einer ihm tödlichen Ideologie zu erretten. Denn in nächster Zeit wird die neue humanistische Welle wieder an die „Volksbildungsinstitutionen" und in die Parteiprogramme fluten und dort seichter und dummer denn je die deutschen Gemüter einsäuseln. Und dann, Herr Kultusminister, vae victis!

Über Politik von Joachim Ringelnatz

Die Jahreszahl hat ihren Reim.
Also jetzt und bei uns daheim,
In Deutschland 1930,
Reimt sich so wichtig „fleißig"

Wo sich die eignen Sippen haun,
Sei jedes noch so echt beseelt,
Scheint mir doch jedenfalls: Dort fehlt
Klugheit gepaart mit Gottvertraun.

Nun meinetwegen schlagt euch tot.
Und wens unschuldig leiden macht,
Der füge sich mit dem Bedacht:
Nach Kalt grüßt kühl das Morgenrot.

Wer herrscht, siegt oder leidet,
Der lerne, daß ein Ferngebot
Das Einzige entscheidet.

Der Brühl in Leipzig von Egon Erwin Kisch

Der Jaguar, der Waschbär, das Seal
Sie sterben und treffen sich wieder am Brühl.
Dschungelwort.

Dort, wo sich die Füchse Gute Nacht sagen und auch sonst, wo Tiere auseinandergehn, so sagen sie Auf Wiedersehn, Auf Wiedersehn auf dem Brühl. Denn ob man sich bei Lebzeiten wiedersieht, ist zweifelhaft, die Nacht steckt voller Gefahren für das wilde Getier, alle Phrasen sind hier Wirklichkeiten, alle Redensarten sind hier Todesarten, da ist ihm eine Falle gestellt, eine Schlinge gelegt, dort will ihm jemand eins auf'n Pelz brennen, viele Hunde sind des Hasen Tod, und alle Menschen wollen ihm die Haut vom Leibe ziehn. Die Welt ist parzelliert in Jagdgründe, und wer von den Füchsen, die sich Gute Nacht sagen, kann es wissen, ob er nicht noch heute in die ewigen Jagdgründe hinüberwechselt?

Jeder trägt seine Haut zu Markte und dieser Markt der Häute ist der Brühl.

Dort treffen sie unfehlbar wieder zusammen, ob sie ein Indianerpfeil traf oder ob sie sich im Fangeisen verfingen oder ob ein Gewehr sie erlegte oder ob Rüden sie verbissen, dort begegnen einander Polarfuchs und Wüstenwolf, Waschbär und Leopard, Marder und Eichhörnchen, aus aller Welt kommen sie in diese Straße.

Wie mögen sie sich diese Straße ausmalen, in die keiner von ihnen zu Lebzeiten wechselte und die zu Todeszeiten jeder von ihnen wechseln wird? Sollen' wir ihnen erzählen, wie der Ort aussieht, auf dem sie sich zum letzten Male zusammenfinden?

Höret also, Ihr Tiere des Dschungels und der Wüste und des Waldes und der Wiesen, der Brühl ist ein Weg, erfüllt von Welt und Wild, von Schlaufüchsen und Blaufüchsen, sowie von Handel und Wandel, welch letztere zwei Begriffe aber eigentlich bloß ein Begriff sind, denn man handelt wandelnd, und man wandelt handelnd diese Straße, die ein Jahrmarkt ist das ganze Jahr.

Viele Höhlen sind dort in jedem Bau, der höher ist als der der Dörfler am Waingungastrom, — hoch klettert das Menschpack in Leipzig empor wie Bandor-log, das Affenvolk.

Auf jedem Bau stehen die Namen der Männer geschrieben und eure Namen, mit denen sie handeln: Opossum oder Fohlen, Persianerklauen eigner Anfertigung, Nutria- und Nerzfabrikation. Manchmal besagt der Name des Menschen, daß schon sein Vater und sein Urvater euer Feind war, denn er heißt nach euch, Herr Iltis und Herr Zobel und einen Herrn Marcus Harmelin gibt es, was natürlich nur eine schlechte Aussprache von Hermelin ist; in einem Bau, Brühl Nummer 69, amtieren David Steinmarder (Hof, parterre rechts), Artur Mütze, Kürschnerei (DV.) und Biberfeld & Wolff, Rauchwarenhändler und Kommissionäre, von Hase, Fuchs und Hirsch ganz zu schweigen. Ein Dermatologe ordiniert auch da, das ist ein Arzt für die lebende Haut des Menschpacks, ein Hautspezialist für die, die Hautspezialisten sind für euch; Herr Jacob

Ölberg verkauft nichts als eure Schweife, er ist nicht der einzige, Schweiffabriken gibts in jedem Brühlschen Bau. In den Binnenhöfen, wie die Plätze heißen, die von den Menschenbauten umschlossen sind, werden eure Pelze ausgeklopft, damit das Mottenpack sich nicht einniste, dieweil ihr euch nicht mehr wehren könnt. In eckigen Körben, man nennt sie Flechten, werdet ihr, da ihr tot und am Brühl seid, emporgezogen bis zu der achten Wabe des Baus.

Unten am Rand des Pfades sind Schaufenster, dort locken, liebevoll ausgebreitet, Antilopen, Hermeline und Silberfüchse, vielleicht sogar ein Jaguar. Das Menschpack ist im Laden unter Bündeln von Feh, zwischen Streifen aus Seal-Bisam, sitzend auf den mit Fohlen belegten Tischen, schreitend über Haufen stinkender, blutiger und fleischiger Skunks aus Minnesota, die Aasseite nach außen, das Fell nach innen gekehrt. Mensch jagt hier den Menschen, den Fang, den sie draußen im offenen Dschungel, auf dem Brühl zu jagen versucht, — hier, in ihrem Höhlenlager, verhoffen sie, um ihn zu vollenden.

Der Inhaber der Höhle hat jetzt eine lange weiße Haut an, die man Leinenmantel nennt, und sagt, er lasse keinen Shilling nach und er bestehe auf Bargeld. Der Fremde aber erwidert, er denke gar nicht daran, den ganzen Betrag bar zu zahlen. Außerdem kann er nicht deutsch — das Menschpack ist, wie das Dschungelpack, in Rudel geteilt, die verschiedene Sprachen reden —, sondern nur spanisch oder türkisch und kennt nicht die Waidgründe von Leipzig, weshalb er seinen Jagdfreund mitgebracht hat, den „Kommissionär", damit ihm das noch ungekaufte Fell nicht über die Ohren gezogen werde, was aber beim Menschpack nur eine Art der Rede bedeutet. Welches der Kommissionär ist, erkennt man sogleich. Er flüstert bald dem einen, bald dem andern der Gegner etwas in die Lauscher, Vermittlungsvorschläge, und seinen Lichtern merkt man die Besorgnis an, der Kauf könnte nicht zustandekommen, wobei er leer ausginge, da er von der Beute etwas abkriegen soll, zwei Hundertstel vom Käufer, ein Hundertstel vom Verkäufer.

Bevor es sich entscheidet, ob der Kommissionär zu oder um sein Geld kommt, wollen wir in das Lager wechseln, darin eure Brüder liegen und eure Schwestern und eure Väter und eure Verwandten aus aller Welt.

Strahlende Silberfüchse — aus leeren Lichtern äugen sie euch keineswegs strahlend an. Sie sind tot, sie haben noch Schnauze und Lauscher. Aber vergeblich suchet ihr den Schuß des Jägers, Schuß des Jägers gibts nicht, der würde in das teure Fell ein Loch machen, die Partie Füchse da kommt von einer Farm, dort ließ das Menschpack sie geboren werden, dann ließ das Menschpack sie so lang und breit wie möglich wachsen, und als keine Hoffnung mehr bestand, daß sie noch länger und breiter wachsen könnten, wurden sie — nachdem sie für Nachwuchs gesorgt hatten — geschlachtet, und zwar durch einen Kolbenhieb auf den Kopf. (Kolbenhieb auf den Kopf schadet dem Fell nicht.)

Kolbenhieb auf den Kopf ist immer noch ein schönerer Tod als der, den das Hermelin dafür erleiden muß, daß es schön ist.

Schön ist es, das muß ihm der Neid lassen, ein flaumiges Wiesel, schneeweiß, nur das Schwänzchen endigt in einem schwarzen Zöpfchen, — die schwarzen Tupfen auf den Mänteln der Könige des Menschpacks. Was man aber auf den Königsmänteln nimmer eräugt, ist das, daß für einen solchen Mantel vier- bis fünfhundert Hermelin-Wiesel in der Mandschurei ihr Leben lassen mußten, indem jedes ein von den Felljägern aufgestelltes, mit Salz bestreutes Brettchen beleckte und die Zunge nicht mehr befreien konnte, bis es starb.

Sehr viele eurer Brüder werden aus dem Lande China auf den Brühl geschleppt, weiße Kaninchen, der Kolensky, ein gelbes Wiesel, weiße Ziegen, Tibetschafe, Mufflons und Fliegende Hunde, die in England Fliegende Eichhörnchen heißen. Das Land China hat eigne Zurichtereien, darin euer Fell verwandelt wird in Fell für das Menschpack, und ihr könnt das Menschpack bedauern, wenn ihr so eine chinesische Arbeit seht, ein Pelzfutter zum Beispiel aus Lämmerbeinchen. Lämmerbeinchen, genannt „kid-legs“, gelten als billige Beute, sind Abfall, aber noch billiger, noch abfälligerer Abfall ist die menschliche Arbeitskraft. Auf der Lederseite kann man erkennen, wie der Kuli aus vielen hundert winzigen Fellstückchen der Lämmerfüßchen mit der Hand eine Pelztafel zusammengenäht hat, die dann nach Europa zum Verkauf geschickt wird und noch immer sehr billig ist.

Auf dem Brühl eräugt man immer Menschen vom gelben Rudel, die hierher kommen, die Chinesen, um einzukaufen, obwohl ihr Land doch so viele warme Felle eurer ermordeten Brüder hierher trägt, und sogar, wie ihr eben gesehen habt, eigne Pelz-Zurichtereien besitzt. Sie kommen, — denn nicht um sich zu wärmen, trägt euch das Menschpack am Leib, sondern vor allem, um sich zu schmücken. Aber es will sich niemals mit dem schmücken, was es im Lande hat, niemals mit dem, was billig ist, und so schweifen die Chinesen in fremde Jagdgründe, um für ihre Weibchen einen südamerikanischen Otter zu holen oder australische Beutelratten, Opossum oder Vielfraß aus Norwegen.

Die größten Verkäufer sind natürlich die Russen, der Zentrosojus und der Selskosojus haben in Leipzig ihre Verkaufsstellen, und ohne die Rußlandauktion, zu der die Pelzhändler der ganzen Welt nach Leipzig kommen, hätten die wenigsten vom Rudel am Brühl ihren Reichtum, ihr Lager und ihre Weltbedeutung in der Branche.

Da hängt das Feh, — euer russischer Bruder, ihr Eichhörnchen! — in Hunderten von Zimmern (wobei zu bemerken ist, daß ein Zimmer gleich einem Bündel von vierzig Stück ist), da hängen Schneehasen mit seidigem Flaum, da liegen Kasaner Fohlen ausgebreitet, da haben eure Brüder von den Steppen, ihr vom Sioni-Wolfspack, ihre Haut zu Markte getragen, Eisbären, Seehunde (nur für Sportmäntel und für Schultornister verwendbar wegen allzugroßer Auffälligkeit) und südsibirische Biber, noch glänzend, als ob sie eben aus dem Jenissej ans Land gekrochen wären.

Große Jagd, große Jagd kommt da aus Rußland. Aber keine Einkäufer, die vom Erlös der Pelze ihrer Heimat Pelze

fremder Heimaten kaufen würden. Rußland kauft lieber Pflugscharen, Traktoren, um seine Felder zu bebauen, — traurig denkt in seinem Magen das Menschpack des Brühl darüber nach, daß ihm dieser Fang entgeht.

Die Felle, sobald sie eintreffen aus fremden Dschungeln, werden hinübergeschafft in Dörfer, nahe am Rande des leipziger Dickichts. Dort tötet man euch noch einmal, man ertränkt euch in Laugen, damit ihr von dem befreit werdet, was das Menschpack Unreinlichkeit, Fäulniserreger und Gestank nennt, was aber in Wahrheit der starke Geruch ist der Freiheit.

Dann aber, äuget wohl, ihr Wölfe und Füchse, werdet ihr gefälscht. Man macht aus euch andre Tiere, die seltener sind als ihr seid, und daher als große Jagd gelten dem Menschpack. Es färbt den Rotfuchs auf Edelfuchs, es malt ihm ein Kreuz auf die Grannen, damit er als Kreuzfuchs gelten könne. Weiße Hasen werden auf Weißfüchse verarbeitet, Fliegende Hunde auf Edelmarder, Känguruhs auf Skunks und Zobel, Wasserschweine auf Bisamratten, Opossum auf Steinmarder und Baummarder.

Was aber ist in diesen Kisten da? Bei der Laus, die ich schlug, es sind Haustiere des Menschpacks! Hammel und Lämmer und Ziegen und Katzen sinds, die nun in die Ortschaften Rötha und Schkeuditz und Markranstädt geschickt werden, um dort schön zugerichtet zu werden und gefärbt, bis sie euch gleichen, ihr wilden Füchse, Wölfe, Bären und Jaguare!

Komisch mags euch klingen, daß euch das Menschpack oft Farben gibt, die ihr nie getragen, „Phantasie" nennen sie das; sie streichen und spritzen und tunken das Feh, das Eichhörnchenfell beige-, platin-, elfenbein-, isabell- und lilafarben, und vielfarbig-unnatürlicher die Felle der Fohlen und Ziegen.

Komischer aber wahrhaftig ists, was man aus dem Kaninchen macht, dem kleinbürgerlichen Bruder des Hasen. So gutmütig es während seines Lebens ist, noch geduldiger ist es während seines Todseins. Es läßt alles mit sich geschehen, sich zu allem färben und scheren, ohne wild zu werden, obwohl die Menschen glauben, daß es nun Wild geworden sei, und es tragen als Seal-Bisam, als Maulwurf, als Nutria, als Skunks.

So kommen die Felle zurück aus den nahen Dörfern, eure Felle verändert in fremde Felle, fremde Felle verändert in eure Felle.

Und da ihr euch in den Höhlen des Menschpacks auf dem Brühl zum letzten Mal zusammenfindet mit eurem Rudel, so werdet ihr, so scharf ihr auch äuget, einander nicht mehr erkennen, du und er, von gleichem Blute.

* * *

Blaugrannes Sang

Dies ist der Sang, den Blaugranne sang, als Ki Sch vom Rätefelsen herab seine Rede gehalten hatte, über den Pelzhandel auf dem leipziger Brühl:

Hört, was der Sohn des Menschpacks spricht:
Von dort, wo wir sein werden nach unserm Tode,
Gibt er Bericht!

Traf uns die rote Blume ins Kleid,
Aus dem Stock des Jägers von ferne geschleudert,
Beginnt erst das Leid.

Sie fressen uns nicht — sie wollen nur unser Haar;
Denn ihre Haut ist — so wie die der Schweine —
Jeder Behaarung bar.

Sie schämen sich dessen — drum schlagen sie unser Fell
Um ihre Nacken, Hälse, Hüften und Lenden,
Dunkel und hell.

Aber nicht, sich zu wärmen. Nein, ihnen gefällts.
Drum rauben sie uns, sich mit uns zu schmücken,
Mit unserem Pelz.

Doch vorher nehmen sie uns der Wälder Hauch;
Sie töten uns von neuem, sie schlagen uns, die Toten,
Auf Rücken und Bauch.

Wir werden gefärbt und gefälscht, auf dunkel, auf licht,
Ein Tier der Wildnis zu einem andern Tier der Wildnis!
Wir erkennen uns nicht.

Aber das schlimmste: des Menschpacks dienend Getier,
Die Kühe, die Schafe, die Ziegen, die Katzen,
Werden wie wir!

Zahmes Gezücht wie Hammel und Lamm
Verfälscht man zu Völkern des Dickichts
Von freiem Stamm.

Wladimir Majakowski von Henri Guilbeaux

I.

Daß Wladimir Majakowski, daß dieser revolutionäre, gesunde, optimistische, ausgeglichene, kraftstrotzende Dichter sich das Leben genommen hat, ist etwas, das im ersten Augenblick wahrhaft erschreckt. Obwohl er einige Jahre vor dem imperialistischen Krieg von 1914 begonnen hatte, entwickelte er sich erst mit der russischen Revolution, mit der er sich verbunden fühlte, und deren stärkste und repräsentativste dichterische Stimme er war. In dem Augenblick, wo die bolschewistische Revolution in das Stadium der Auflösung getreten ist, nach dem Tod Lenins und der Verbannung Trotzkis, ist dieser Selbstmord ein beängstigendes Symbol.

Majakowski war unstreitig der größte Dichter Sowjetrußlands und einer der größten Lyriker unsrer Zeit. Wenn der Ruhm, den er außerhalb der Grenzen Rußlands genießt, geringer ist, als er es verdient, so liegt das daran, daß sein Werk vor allen Dingen lyrisch ist. Es gibt wenig Prosa von ihm. Babel, Iwanow, Pilniak, Fedin, Gladkow und Ogniew sind bekannter und vielleicht mehr gelesen, weil sie Romane und Novellen geschrieben haben. In unsrer Zeit ist der Roman immer noch die Form, die den Schriftsteller am besten in Kontakt mit dem Publikum bringt, wenigstens mit dem breiten Publi-

kum. Obwohl die Verse Majakowskis einen kräftigen und robusten Rhythmus, eine einfache und gesunde Kraft haben, welche die Massen packt, ist sein Wirkungskreis auf das, wenn auch ungeheuer große Gebiet Sowjetrußlands beschränkt. Vielleicht sind seine begeisterten, feurigen, stark satirischen und rachelüsternen, von biblischer Kraft durchdrungenen Dichtungen für die zarten Lungen und die blutleeren Gehirne der alten Welt zu rauh.

Von Leningrad bis Astrachan, von Nischni Nowgorod bis Taschkent, im Bergland des Pamir, von den Ebenen Rjasans bis zu den kaukasischen Bergen kennt man sein starkes Lied, in dem sich die Sprache Puschkins mit dem kühnsten Modernismus paart. Kannte man diesen kräftig gebauten Mann mit der breiten Brust und den massiven Schultern, der auf der Tribüne wie ein Athlet, wie eine jener Bronzen oder Steingestalten Meuniers aussah. Wie das Standbild eines großen marschierenden Volkes. Ein mächtiger Dichter, der die Stimme der Masse zum Ausdruck brachte, die sich von jahrhundertealten Ketten befreit hat.

In Moskau, in der Provinz und im Ausland trug Majakowski seine Dichtungen vor, verbreitete er seine kämpferischen Ideen. Er war nicht nur Dichter, sondern auch Agitator und Mann der Tat. Mit einem ungeheuren Gedächtnis begabt, konnte er ohne Manuskript rezitieren. Er tat dies in seiner einfachen aber packenden Art. Die Hand in der Hosentasche, eine Zigarette rauchend, fragte er manchmal zwischendurch seine Hörer um ihre Meinung. Seine Stimme war groß und klar wie seine Sprache. Sein Körper, seine Stimme, seine Verse atmeten Kraft und Gesundheit. Sein Gesicht drückte Kampfesmut, Humor aber auch List aus. Er begnügte sich nicht allein damit, seine Gedichte zu lesen und zu veröffentlichen; er benutzte auch noch andre Mittel, um sich der breiten Masse mitzuteilen. In der revolutionären Epoche, als die „Agit-Rosta", eine Abteilung der offiziellen Sowjetagentur, an Mauern und Plakatflächen Nachrichten verkündete, die von tausenden und abertausenden roten Arbeitern und Soldaten gierig verschlungen wurden, veröffentlichte Majakowski kurze, volkstümliche Gedichte, kühne, sogenannte „Prikaz". Später verschmähte er es auch nicht, den Text von Plakaten zu redigieren. In den schweren Jahren, als Meyerhold, um etwas Holz oder ein Pfund Mehl zu kaufen, Vorträge im „Café Domino", dem Dichtercafé, halten mußte, las Majakowski nicht nur seine Gedichte; er nutzte auch sein Talent im Kartenspielen aus, um einigen Schiebern ihr Geld abzunehmen, damit er sich einen Kutscher oder ein paar Zigaretten bezahlen konnte.

II.

Majakowski erblickte am 7. Juli 1894 in einer Wald- und Gebirgslandschaft, in Bagdady in Georgien, das Licht der Welt. Er begleitete seinen Vater Wladimir Konstantinowitsch, der als Waldhüter täglich zu Pferd seine Runde machen mußte. Diese Ritte gaben Wladimir Wladimirowitsch Körperkraft und Harmonie.

Im Gymnasium von Kutaia interessiert ihn Jules Verne mehr als der Unterricht.

1904. Russisch-japanischer Krieg. Die Kosaken hängen diejenigen Georgier, die keine Lust haben, sich für den russischen Imperialismus den Schädel einschlagen zu lassen. So bringen die Kosaken Majakowski den Haß bei.

1905. Majakowski ist noch jung, aber das Bild der Revolution schrieb sich unauslöschlich in Herz und Gehirn ein.

Er liest viel sozialistische Literatur und die volkstümlichen Werke von Nikolas Rubakin, jenem Freund Tolstois, der unter dem Zarismus zu denen gehörte, die mit Erfolg das Analphabetentum bekämpften.

Der Tod des Vaters veranlaßt 1906 die Familie, Georgien zu verlassen und nach Moskau zu ziehn. Um zu leben, vermietet die Mutter Zimmer, und der junge Wladimir Wladimirowitsch trägt zum Unterhalt der Familie bei, indem er Zeichnungen und Holzschnitzereien anfertigt. Seine Spezialität: er fabriziert Ostereier.

In Moskau nimmt er aktiv an der revolutionären Bewegung teil. Er liest Marx und „Zweierlei Taktik" von Lenin. Bald, im Jahre 1907, tritt er der sozialdemokratischen Russischen Arbeiterpartei bei (Bolschewiken). Er kämpft, macht Propaganda und agitiert unter dem Pseudonym „Genosse Konstantin", zusammen mit zwei Bolschewiken, die zehn Jahre später in den Oktobertagen eine wichtige Rolle spielen werden: Lomow und Smidowitsch.

Er wird zum ersten Mal wegen illegaler Arbeit verhaftet, aber nach wenigen Tagen freigelassen. Aber beim zweiten Mal, als er politischen Gefangenen zur Flucht verholfen hat, muß er elf Monate im Gefängnis Butyrki sitzen. Dort liest er Andreas Bjely und Balmont, Byron, Shakespeare und Tolstoi und schreibt seine ersten Verse. Er wird wegen seiner großen Jugend in Freiheit gesetzt, bleibt aber unter polizeilicher Überwachung. Trotzdem kämpft er weiter.

Er widmet sich mehr der Malerei als der Literatur und tritt in die Schule für Malerei, Bildhauerei und Architektur ein, wo er die Bekanntschaft von David Burluk macht, der sein treuer Freund wird und bleibt. Burluk führt ihn in die deutsche und französische Literatur ein, berät ihn, belehrt, begeistert und ermutigt ihn. Später, als Burluk nach Amerika ausgewandert ist, vergißt er ihn nicht und macht Propaganda für seine Werke.

Majakowski gründet die futuristische Schule. Für ihn ist der Futurismus die Kunst von morgen. Die Kunst, die alle Erfindungen der Technik und den sozialen Umsturz, dessen erste Erschütterungen man soeben spürt, zum Ausdruck bringt, kurz die dynamische Kunst. Er benutzt alle Möglichkeiten der Publizität, der Reklame, ohne Lärm und Skandal zu scheuen. Nichts gemeinsames mit dem dekadenten Futurismus Marinettis, der den Fascismus ankündigt. Zweifellos bedeuten Worte nichts, der Geist alles. Aber gewisse Worte schaffen Mißverständnisse. Es wäre besser gewesen, Majakowski, der dynamische und revolutionäre Dichter, hätte auf das Wort „Futurismus" verzichtet.

Er redigiert mit Burluk zusammen ein Manifest: „Eine Ohrfeige dem Durchschnittsgeschmack" und durchreist mit ihm Rußland, Reden haltend, Verse lesend und Ausstellungen veranstaltend. Die grellgelbe Bluse, die er trägt, wirkt wie ein lebendes Plakat, und seine Reklametournée für den Futurismus bringt ihm die Ausweisung von der Schule ein.

Er verfaßt eine Tragödie „Wladimir Majakowski", die im „Lunapark" in Petersburg aufgeführt und ausgepfiffen wird. Großer Krach.

Dann folgt die imperialistische Katastrophe von 1914. Er ist gegen den Krieg und setzt seine dichterische Arbeit fort, verfaßt seine „Wolke in Unterhosen" und liest sie Gorki vor, der darüber weint. Zum Militärdienst eingezogen, malt, schreibt, veröffentlicht er im Kampf mit der Zensur. Lilia und Ossip Brik werden seine unzertrennlichen Freunde.

Am 26. Februar 1917 gehört er zu denen, die die Duma überfallen. Er wird Führer einer Automobilschule. Als „Kunstbolschewik" wirft er sich mitten in die Revolution. Er ist „Oktobrist" im bolschewistischen Sinne. Das Programm Lenins erkennt er ohne Rückhalt an, stellt sich im Smolny zur Verfügung und arbeitet in Petersburg und Moskau.

Am 25. Oktober 1919 vollendet er sein „Mysterium Buff" und liest es Meyerhold vor, der es auf den ersten Anhieb annimmt. Die Proben beginnen und mit ihnen die Intrigen der Bureaukraten und kommunistischen Intellektuellen, besonders der „gelehrten Frauen", die überall, wo sie arbeiten, Verwirrung und Intrige schaffen: Andrejewa, Kamenewa, Malinowskaja und Kompagnie.

Nach drei Vorstellungen gibt man wieder „Macbeth". Offiziell werden die Klassiker geehrt und gefeiert, Lunatscharsky triumphiert. Majakowski läßt sich nicht entmutigen. Er reist, hält Vorträge, trägt seine Gedichte vor, schafft neues und arbeitet unermüdlich. 1920 verfaßt er sein Epos „150 Millionen". 1921 nimmt er den Kampf wieder auf, geht gegen „Bureaukratie, Haß und Klatscherei" an, wie er selbst es genannt hat, und läßt das „Mysterium Buff" in seiner zweiten Fassung aufführen. Meyerhold spielt es im „Ersten Theater der Sowjetunion" mehr als zweihundert Mal. Seit dieser Zeit arbeitet er auch für die ‚Iswestija', wo die meisten seiner lyrischen Gedichte, die kriegerischen und die satirischen, erscheinen.

1922 lassen sich seine Freunde Assejew und Tretiakow in Moskau nieder. Er gründet die „Lew"-Gruppe und -Zeitschrift, die für die revolutionäre Kunst, gegen die sogenannte proletarische Kunst kämpft. Er veröffentlicht seine gesammelten Gedichte, reist durch Europa und Amerika und läßt seine satirischen Stücke „Die Wanze" und „Das Bad" aufführen.

III.

Die Dichter Alexander Block, Briussow und Konstantin Balmont wurden vom bolschewistischen Wirbel erfaßt. Block, dessen intellektuelle Verwandtschaft mit den Sozialrevolutionären intimer war, betrachtete den Bolschewismus als eine Art Fatalismus. Seine mit Angst gemischte Bewunderung kommt in den „Zwölf" zum Ausdruck. Briussow änderte nichts an seinem dichterischen Schaffen: er fuhr fort, symbolische Verse zu schreiben und übersetzte „Phädra". Aber er bezeugte seine Anhängerschaft zur Oktoberrevolution wie Maxim Gorki, indem er in die Dienste der Arbeiter- und Bauernregierung trat, mit der die meisten Intellektuellen grollten. Er übernahm den Vorsitz im panrussischen Dichtersyndikat. Konstantin Balmont hingegen floh aus Rußland und wurde ein aktiver Gegenrevolutionär.

Wladimir Majakowski verstand als einziger von Anfang an die Revolution, er begrüßte, besang, bewunderte und beschrieb sie, ohne zu ermüden. Er vertönte seine Lieder, Oden und Spottgesänge. Sein aufrührerischer Geist, seine unversöhnliche Feindschaft gegen die Bourgeoisie und ihre gesellschaftlichen Konventionen, seine marxistische und leninistische Bildung, seine propagandistische Aktivität, sein neuer, ultramoderner Geist, alles machte ihn dafür geeignet. Er drängte seinen Individualismus zurück, und seine Kunst wurde Kollektivkunst. Wie Meyerhold und Tatlin, wie alle aufbauenden und wirklichen Revolutionäre, war Majakowski der erbitterte Feind der angeblich proletarischen, demagogischen Kunst, die nur eine verkappte konservative, akademische Kunst ohne Gehalt und Kraft ist.

Die Vertreter einer kleinbürgerlichen Kunst, die Epigonen einer bürgerlich-literarischen Bewegung haben geglaubt, daß sie mit einem proletarischen Wörterbuch proletarische Kunst schaffen können. Der „Proletkult", von dem im Ausland so viel gesprochen und der im Überfluß gelobt worden ist, war ein intellektueller Konzern, der schwer zusammenbrechen sollte. Es muß hier übrigens gesagt werden — und zwar ist das von ziemlicher Wichtigkeit —, daß sein Leiter lange Zeit Bogdanow war, der Überläufer, der Theore-

tiker der „proletarischen Kunst" wurde. Zur Zeit der „Opposition", das heißt einer Opposition von nichtmarxistischen, unzufriedenen Arbeitern, die sich gegen die proletarische Diktatur wendeten, hatte diese die bedingungslose Unterstützung des Proletkult.

Da, wo es sich nur darum handelte, Klubs zu organisieren und Theater zu improvisieren, hat der Proletkult praktische und nützliche Arbeit geleistet, und Eisenstein hat aus seinen Kreisen wertvolle Mitarbeiter gewonnen. Aber wo er literarische oder musikalische Werte schaffen wollte, hat der Proletkult vollkommen versagt. Es genügt nicht, einen Wortschatz durch einen andern zu ersetzen, um als Neuerer zu gelten. In Deutschland und Frankreich hat es ähnliche Bewegungen gegeben.

Majakowski hat sich eine inhaltreiche Sprache geschaffen, eine Sprache, die reich an Bildern und Rhythmen ist. Seine Gedichte sind auf einer festen Basis aufgebaut und erinnern in ihrer Konstruktion an moderne Bauwerke.

Seine große Dichtung „150 Millionen", deren erste Auflage er nicht mit seinem Namen zeichnete und in der er seine Leser zur Mitarbeit aufforderte, ist eine Art Kollektivgesang, der den Kampf zwischen dem bolschewistischen Iwan und dem imperialistischen und kapitalistischen Wilson zeigt. Majakowski singt wie ein russischer Whitman, der ein Rußland besingt, das vom zaristischen Joch, vom Analphabetentum, vom Alkoholismus und vom Mittelalter befreit und das Land Lenins, der Elektrizität und der Industrie geworden ist.

Der Rhythmus der Dichtungen Majakowskis gleicht dem schweren, massiven aber sichern Schritt des russischen Arbeiters, Soldaten und Matrosen, der jahrhundertealte Sklaverei von sich schüttelt und dem siegreichen Marsch — nicht in Worten sondern in Taten — der Internationale entgegen angetreten hat.

Ein glühender Lyriker, der die Massen begeistert, ist Majakowski auch ein Satiriker, der Verfluchung und Schmähung beherrscht. Auch auf dem Theater entwickelt er seine großen Gaben. Das „Mysterium Buff" ist eine Satire auf den Kapitalismus und die Zweite Internationale. „Die Wanze" eine Verulkung des Spießbürgers, und „Das Bad" sein Spott auf die Sowjetbureaukratie.

IV.

Aber die Satire hatte ein unerwartetes und grausames Nachspiel . . .

Die Liquidation der Oktoberrevolution schuf eine ungeheure Blütezeit für Bureaukraten, Intriganten, Schmeichler und Revolutionsschieber, die jetzt in den Sowjetinstitutionen und Botschaften herumschwirren. Diese Überschwemmung mußte die Satire ersticken. Majakowski, der ein Revolutionär und Feind jedes ungesunden Elements geblieben war, betrachtete es als seine Hauptaufgabe, die Verderber der Revolution an den Pranger zu stellen. Wenn er sich seitdem nur noch der Satire zuwandte, so liegt das an der Fülle von Stoffen, die Rußland dafür bietet. Nicht ihn trifft die Schuld, sondern die Nutznießer, die Liquidatoren, die Unfähigen, die auf Lenin gefolgt sind.

Seit dem ersten Tag der Revolution hat Majakowski gegen Intrigen kämpfen müssen. Man wollte sein Talent abdrosseln, weil die Mittelmäßigen ihn nicht aufkommen lassen wollten. Die gleichen Leute, die dreimal versucht haben, Meyerhold sein Theater zu entreißen, das er auf heldenhafte Weise ohne Unterstützung, ohne Mittel geleitet hat, versuchten auch, die Aufführungen des „Mysterium Buff" zu verhindern.

Je mehr Majakowskis satirisches Talent sich entwickelte und je bureaukratischer die Revolution wurde, desto mehr griffen

seine Gegner ihn an und bekämpften ihn. Die Meute der „proletarischen" Dichter bellte ihn an und benutzte die Statuten des neuen Bureaukratismus, um ihm zu schaden. Majakowski wurde schon vor einigen Monaten gezwungen, seinen Beitritt zum „Verband der proletarischen Schriftsteller" zu erklären.

Die Provinzregisseure, die „Das Bad" nach der Meyerholdschen moskauer Inszenierung aufführen wollten, wurden in das Netz der Ränke gezogen. Man spielte gegen Majakowski junge, ehrgeizige Schriftsteller aus, die statt seiner den ersten Platz eines Revolutionsdichters einnehmen sollten. Als ob ein solcher Platz ohne Talent, nur mit Intrigen erreicht werden könnte! Man schlug besonders Selvinski und Besimenski vor. Selvinski, ein „konstruktiver" Dichter, schrieb einen bösartigen Artikel, in dem er Majakowski als „lebenden Leichnam" bezeichnete. Besimenski, ein „proletarischer" Dichter, brachte zahlreiche Artikel im gleichen Geiste. Außer ihren schriftstellerischen Ergüsen intrigierten alle beide auf jede Weise gegen Majakowski. Hinter den Kulissen kämpfte man gegen den Riesen.

Die Weibergeschichte, auf die Majakowski in seinen Abschiedsbriefen anspielt, war nur der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen brachte. Man kann im übrigen sehr gut zwischen den Zeilen lesen. Im Grunde genommen wurde Majakowski ein Opfer der Nutznießer der Oktoberrevolution. 1920 hätte er sich niemals wegen einer banalen Liebesaffäre das Leben genommen!

Im Stil der kleinen katholischen Provinzzeitungen, die vor einem Vierteljahrhundert Selbstmörder verurteilten, wagt ein mutiger Anonymus in der ‚Roten Fahne' Majakowski Demian Biedny gegenüberzustellen. Demian Biedny, der offizielle Reimfritze, eine Mischung von François Coppée und Max Barthel, wohlgenährt, beauftragt, die Artikel Radeks in Verse zu setzen und die Befehle der Kamarilla auszuführen, die heute Rußland regiert. Demian Biedny, der mit Entrüstung Meyerhold anklagte, das Lachen ermordet zu haben, als dieser kühne Regisseur grade den „Revisor" inszenierte. Derselbe Demian Biedny, der ein talentloser Spießbürger ist, ein Reimeschmied, wird von den Nachfolgern Lenins als Puschkin gefeiert und mit Majakowski verglichen, diesem Neuerer, Schöpfer, aufbauenden Revolutionär.

Als sich vor einigen Jahren Sergei Jessenin das Leben nahm, erklärte Majakowski dies als eine gegenrevolutionäre Handlung. Jessenin war nie Bolschewik gewesen, und als dieser noch nicht Dreißigjährige die sechzigjährige Isadora Duncan heiratete, diese mystische Neugriechin, wollte er von ihren Beziehungen und ihrem Ruf Vorteile haben. Majakowski hat nicht aufgehört, der Revolutionär zu sein, der er als Zwölfjähriger gewesen ist. In seinem an Alle gerichteten Abschiedsgedicht findet er immer noch, daß Selbstmord keine ratsame Lösung ist. Aber wenn ihn tatsächlich eine unglückliche Liebe dazu trieb, so doch nur deshalb, weil ihn sonst nichts ans Leben fesselte. Wäre die Revolution nicht in der Auflösung begriffen, ihr allein hätte er sich geweiht und nicht einer Frau. Die Neukommunisten und Mitläufer, die Majakowski verachten, muß man an den Fall Lutowinow erinnern. Lutowinow war ein Arbeiter, der mit Enukidse wichtige Posten im Sekretariat der Zentralexekutive der Sowjets einnahm, und den Bureaukratie und überhandnehmende Korruption zum Selbstmord zwang. Und der Fall Lutowinow ist nicht vereinzelt.

Majakowski ist tot. Seine wahrhaft große und revolutionäre Kunst bleibt. Es lebe Majakowski!

Deutsch von Milly Zirker

„Napoleon greift ein“ von Alfred Polgar

Hasenclever dürfte an seiner Komödie, als er sie schrieb, viel Vergnügen gehabt haben. Ein Widerschein dieses Vergnügens liegt auf den Figuren und Worten des Spiels. Die Freude des Verfassers, hineingetan in das Werk, stimmt den Zuschauer zur Sympathie. Wer sähe nicht gern einem frohen Geiste froh-sein zu?

Hasenclevers Humor hat feine Eigenschaften: er ist liebenswürdig, noch in der Schärfe, hat Leichtigkeit und Anmut. Aber er ist nicht dicht genug. Der Witz nimmt langen Anlauf; und springt dann kurz. Der Dialog spricht verheißungsvolle Doppelpunkte; und es folgen Sätze, für die auch ein schlichtes Komma genügt hätte. Hasenclevers Esprit gestikuliert groß und lebhaft. Temperamentsache.

In seinem Scherzspiel läßt er Napoleons Licht einfallen in die Welt von heute. Das gibt komische Brechungen. Napoleon kommt bei der Konfrontierung mit der Welt von heute schlecht weg. Er kennt sich nicht aus und greift doch ein. War das seine Art? Es wird nicht gezeigt, wie Napoleon denken und sprechen würde, wenn er jetzt lebte, sondern wie der Napoleon von damals heute lächerliche Figur machen müßte. Alle Heiterkeit, die gewonnen wird, ist eine Heiterkeit der Anachronismen.

Der Theaterdichter kennt verschiedene Arten, unmögliche Bühnengeschehnisse vor der Vernunft zu entschuldigen. Er erklärt sie, vorher oder nachher, als Traum, oder als Rauschphantasie, oder als Filmaufnahme. Oder als Streich des Goldfüllfederkönigs von Wien.

Hasenclever verschmäht logische Rechtfertigung. Er gaukelt, wie es ihm Spaß macht.

Einer, der die Dinge genau nimmt, könnte unter anderm fragen:

„Napoleon, als Wachsfigur ins Museum gestellt, verläßt dieses: als Wachsfigur? Als Geist? Als Mensch von Fleisch und Blut? Wenn als solcher, wieso ist er nicht unterworfen den Naturgesetzen? Ist gewesen und da, tot und lebendig zugleich? Wenn er aber als Phantom wandelt, wieso funktioniert er ganz gemein menschlich, trinkt, schläft, geht auf die kleine Seite, unterliegt Erregungen, betätigt sich geschlechtlich?"

Man könnte solchem Frager erwidern: „Haben Sie nie von Phantasie gehört? Vom Recht des Geistes, zu seinem Zweck mit den Erscheinungen nach Willkür spielen zu dürfen? Und davon, daß, wie Cäsar über den Grammatikern, der Dichter über der Kausalität steht?" Daraufhin würde der Genaue zitieren: „Die Komödie darf absurdeste Voraussetzungen haben, aber in der Entwicklung und Verspinnung dieser Absurditäten muß mathematische Richtigkeit herrschen, eine strenge Logik der Unlogik." (Polgar: „Aus einem Handbuch für Kritiker", Auswahlband, pag. 207).

Durch das reizvolle Stück schimmert das weit reizvollere, das der Ersinner bei größerm Anspruch an sich selbst hätte schreiben können. Das Lebenselixier solches Spiels ist: Geist.

Die Hasencleversche Napoleoneske hat davon, doch in allzu verdünnter Lösung. (Vermutlich um der Lockerheit und Luftigkeit willen.) Was der Dichter aus seinem guten Einfall gemacht hat, verhält sich zu dem, was er aus ihm hätte machen können, wie die lückenhafte, blasse Wach-Erinnerung eines Traums zu diesem selbst, der so bezaubernd voll und farbig war, als man ihn träumte.

Der Film gegen Heinrich Mann von Celsus

Wenn Herr Geheimrat Hugenberg zurzeit auch als Politiker einige Unannehmlichkeiten einstecken muß, so hat er doch als Ufabeherrscher einen vollen Sieg errungen. Der „Blaue Engel" ist nicht nur ein Geschäft sondern auch ein christlich-germanischer Triumph über den Dichter Heinrich Mann. Das hat Herr Hussong, kurz vor der Premiere, mit unhöflicher Deutlichkeit ausgesprochen. Herr Hussong hat recht: es ist ein Film gegen Heinrich Mann. Der „Blaue Engel" hat mit Heinrich Manns „Professor Unrat" so wenig zu tun wie der amerikanische Sintflut-Film mit der richtigen Sintflut.

Nicht ohne Bedauern nimmt man dies triste Ergebnis zur Kenntnis. Man kannte wohl die natürlichen geistigen Grenzen des hugenbergischen Filmreichs, aber trotzdem wagte man an diesen ersten Ufaton ohne Tauberschmelz ein paar Hoffnungen zu knüpfen. Die ersten deutschen Tonfilme hatten nur den Reiz technischer Sensation. Doch hier war mehr gewollt worden. Hier war ein großer Stoff, ein bedeutender Regisseur, einer unsrer vorzüglichsten Darsteller. Hier war ein künstlerischer Ehrgeiz am Werk, etwas zu schaffen, das für lange Zeit die Generallinie des jungen deutschen Tonfilms bezeichnen sollte. Das Resultat ist ein larmoyantes, unintelligentes Spießerstück.

Als Bearbeiter zeichnen die Herren Vollmöller und Zuckmayer. Wahrscheinlich werden sie uns erzählen, daß ohne sie alles noch viel schlimmer gekommen wäre. Es wäre besser gewesen, sie hätten die vandalische Verballhornung des geistvollsten deutschen Romans den dramaturgischen Hausgeistern der Ufa überlassen. Es hätte nicht ärger werden können. Man muß eben nicht überall dabei sein wollen, meine Herren, man muß auch einmal einen Auftrag zerfetzt retournieren können.

Den Verfilmern hätte es zunächst darauf ankommen müssen, die geistige Essenz des Romans zu retten. Spuren solcher Bemühungen sind nicht mehr erkennbar. Der „Unrat" ist kein realistischer Roman, obwohl er seine Motive aus bürgerlichem Milieu holte und ein alter lübeckischer Schuldespot einige Züge hergeben mußte. Ebenso wenig ist dieser Professor Unrat selbst ein Mensch von Fleisch und Blut sondern eine bewußte intellektuelle Konstruktion, ein Demonstrationsobjekt, an dem alle Krankheiten des Schulbetriebs aufgezeigt werden. Dieser „Professor Unrat" ist voltairisch, nicht nur in seinem spitzen,

boshaften Geist, nicht nur in der verwegenen sprachlichen Stilisierung, sondern auch in der Entschlossenheit, das Geschehen auf eine Ebene zu treiben, die jenseits aller Realität liegt. Deshalb ist ihm niemals ein breiter Massenerfolg beschieden gewesen. Früher war er als ketzerisch, als zersetzend verschrien, heute wünscht das Publikum die platte Handgreiflichkeit. Der geistige Spaß hat in Deutschland niemals eine Heimat gehabt.

Bei der Ufa ist aus der funkelnden Satire die sentimentale Katastrophe einer gutbürgerlichen Existenz geworden, aus dem gespenstischen Scholarchen eine verwässerte Volksausgabe von „Traumulus". Nichts ist geblieben von der stickigen Luft des alten humanistischen Gymnasiums, nichts von dem Haß, nichts von der Bangigkeit, nichts von der muffigen Pubertätslüsternheit der Schülerschaft. Nirgendwo ein dem Tonfilm gemäßes Motiv, nirgendwo ein szenischer Einfall, nirgendwo auch nur ein Bodensatz photographischen Esprits. Dafür wird uns aber Unrat „menschlich näher gebracht", der sich nunmehr, traun fürwahr, als ein wunderlicher älterer Herr in Glanz und Elend vorstellt. Er ist also nicht mehr der pädagogische Torquemada, wie aus dem Schulstaub von Jahrhunderten geformt, sondern ein durchaus mitleidwürdiger, lebensfremder Biedermann, der einer späten Passion verfällt und vom Kleinstadtklatsch und von dem halb unbewußten Dummenjungensadismus seiner Primaner zu Tode gehetzt wird. Traumulus. Wenn das Glockenspiel „Üb immer Treu und Redlichkeit" klappert, dann regt sich in dem strauchelnden Helden der gute Genius. So kompliziert sind die Mittel der Charakterisierung. Aber vielleicht ist das auch der eigne satirische Beitrag von Vollmöller und Zuckmayer. Die Herren hätten sich diese nützliche Melodie während der Arbeit vorspielen lassen sollen. Das hätte sie an ihre Verpflichtung gegen das Werk Heinrich Manns erinnert.

In dieser kümmerlichen Welt wandelt Emil Jannings wie ein Centaur, den man in eine Zweizimmerwohnung gesperrt hat und der mit jedem Schritt das Mobilar bedroht. Welch ein absurder Einfall, das breiteste Temperament, den ausladendsten, den niederländischesten aller unsrer Filmkünstler ein hektisches Knochengerüst spielen zu lassen. Für die geringe Spannweite des ganzen Plans hätten Chargenspieler wie Falckenstein oder Picha, Spezialisten für Eckigkeit und Verkniffenheit, auch genügt. Das Ereignis bleibt nur Marlene Dietrich. Weiß Gott, ob dieser Frau ein zweites Mal so etwas gelingen wird, aber dies hier macht ihr in den Filmateliers einiger Kontinente niemand nach. Dieses herrlich lascive Gesicht, diese hagere stelzende Gestalt mit den schäbigen Seidenhöschen und den unwahrscheinlichen schwarzen Gummistrumpfbändern gehört zu den wenigen wirklich großen Filmeindrücken seit Jahren.

Hier und nur hier ist jener Witz der Linie, der die Verfilmung eines so unmateriellen Romans rechtfertigt. Die Dietrich allein verteidigt den Geist Heinrich Manns in diesem Film gegen Heinrich Mann.

Die Gefahr Quesnay von Morus

Der neue Kurs der Regierung Brüning-Treviranus hat nun auch auf die Außenpolitik übergegriffen, und der erste Eclat ist da. Die leere Demonstration und die Isolierung der Deutschen in Basel bei den Wahlen für die neue Reparationsbank war die unnötigste Blamage, der sich Deutschland seit langem ausgesetzt hatte. Die Deutschen, die als die einzigen unter sieben Nationen den Franzosen Quesnay als Generaldirektor der Bank ablehnten, haben sich benommen wie Kleinaktionäre, die gegen den Mehrheitsbeschluß einer Generalversammlung Protest zu Protokoll geben, ohne die Möglichkeit, die Anfechtungsklage durchzuführen. Sie haben sich aufs grüne Sofa gesetzt und übel genommen, und die Welt ist zur Tagesordnung übergegangen. Nach sieben Jahren Stresemannpolitik war diese splendid isolation gewiß kein Glanzstück. Es war ein Rückfall in die Aera Cuno, und so hat es auch im Ausland gewirkt.

Man wende nicht ein, daß man in Basel nur gradlinig fortgesetzt hat, was auch unter dem Kabinett Müller nicht nur Schacht, sondern auch der Außenminister Curtius öffentlich gefordert hatte: die personale Gleichstellung der Deutschen in der Leitung der Bank mit den Franzosen oder, besser noch: die Besetzung der leitenden Posten mit Amerikanern, mit Holländern, sogar mit Italienern, nur nicht mit einem Franzmann. Natürlich konnte man den Versuch machen, selbst die Leitung der Bank in die Hand zu bekommen, aber nachdem sich klipp und klar herausgestellt hatte, daß es sich um einen untauglichen Versuch handelte, war es sinnlos, gegen Quesnay zu stimmen. Stimmenthaltung wäre genug des Eigensinns gewesen. Die Ablehnung ohne Aufstellung eines Gegenkandidaten war einfach kindisch und für Deutschland schädlich. Der einzige Effekt ist, daß man, noch bevor der Neubau bezogen ist, ein paar Fensterscheiben eingeschlagen hat.

Oder rechnet man sich etwa als Erfolg an, daß am Tage nach dem Wahlprotest ein Deutscher zum Stellvertreter Quesnays berufen worden ist? Daß die Deutschen die Emissionsabteilung, wohl das wichtigste Departement der Bank übernehmen sollten, war ohnehin unangefochten. Und daß man diesen Abteilungsdirektor mit dem Titel eines stellvertretenden Generaldirektors — in der englischen Ausgabe heißt es wesentlich bescheidener: eines „assistant general manager" — ausgestattet hat, kann doch wirklich nur passionierte Prestigepolitiker beglücken. Die andern werden sich, mit dem alten Wilhelm, fragen: was soll uns der Charakter-Major?

Der Reichsbankpräsident Luther hat sich zwar bemüht, gleich bei der Ablehnung Quesnays, die er im vollen Einverständnis mit der Wilhelmstraße vorgenommen hat, die Wogen etwas zu glätten und Herrn Quesnay zu versichern, daß der Protest nicht seiner Person, sondern nur seiner Eigenschaft als Franzose gilt. Wahrscheinlich aber hätte man den Konflikt nicht so auf die Spitze getrieben, wenn nicht in Berlin, offenbar noch aus der Zeit Schachts her, die törichtsten Ansichten über den neuen Generaldirektor der basler Bank verbreitet wären. Tatsächlich ist Pierre Quesnay einer der wenigen fran-

zösischen Bankleute, die politisch zur Linken gehören, die es mit der internationalen Verständigung ernst meinen und die Welt nicht mit Provinzaugen ansehen.

Der Generaldirektor der Reparationsbank, der noch keine fünfunddreißig Jahre zählt, gehört nicht eigentlich zu den Businessleuten. Seine Karriere unterscheidet sich also wesentlich von der seines Altersgenossen Parker Gilbert. Nachdem er sein juristisches Studium absolviert und aus dem Felde nachhause gekommen war, fand er eine Stellung im französischen Handelsministerium; ein Jahr später siedelte er ins Hotel Astoria, in das Hauptquartier der Reparationskommission über, und zwar in die Abteilung für Oesterreich, pendelte emsig zwischen Paris, Wien und Budapest hin und her und leitete vorübergehend den Informationsdienst der Reparationskommission. 1922 wurde er als Völkerbundsbeamter dem holländischen Bürgermeister Zimmermann attachiert, der in Wien die Finanzen in Ordnung bringen sollte und ging dann noch auf ein Jahr nach Genf in die Finanzabteilung des Völkerbundes.

Nachdem er sich so recht gründlich in West- und Mitteleuropa umgesehen hatte, wurde er von Caillaux 1926, bei dem Großreinemachen, in die Bank von Frankreich geholt. Der alte Gouverneur der Notenbank, Robineau, Frankreichs Havenstein, war endlich abgesägt und durch Moreau ersetzt worden, und der junge Quesnay wurde zu Moreau ins Vorzimmer gesetzt, wie in Frankreich der offizielle Titel für die berühmten „rechten Hände" lautet: als Chef des Kabinetts. Das war eine glückliche Zusammenstellung. Denn wenn Moreau auch nicht so starrköpfig und verknöchert war wie sein Vorgänger, war er doch ein typischer französischer Finanzbeamter, das heißt ein Mann, für den die Wirtschaft mit Sparen anfängt und mit dem Gold in der Kommode aufhört; und allzu viel von der Welt hatte er auf seiner letzten Stelle in Algier auch nicht gesehen. Quesnay dagegen hatte sich im Ausland einen weiten Blick und geschmeidigere Umgangsformen erworben, sprach gut englisch und deutsch und hielt auch in Paris — er hatte inzwischen eine finnische Studentin geheiratet — Fühlung mit Ausländern, hörte und lernte.

In der Notenbank rückte er schnell zum Leiter der allgemeinen Wirtschafts- und Währungsabteilung auf und wurde, da Moreau nicht so reiselustig war wie Schacht, gewissermaßen der diplomatische Vertreter der Bank von Frankreich. Als Benjamin der Young-Konferenz saß dann der blonde, schmächtige Mensch als stellvertretender französischer Delegierter im Hotel George V. und machte sich da durch Gescheitheit und höfliche Manieren, außer bei Herrn Schacht, beliebt wie kein andrer. Als unter Morgans Aegide das herrliche Projekt der Reparationsbank ausgebrütet war, galt sehr bald Quesnay als der aussichtsreichste Kandidat für den Generaldirektorposten. Im Juli vorigen Jahres, auf der amsterdamer Tagung der Internationalen Handelskammer, konnte man von Engländern und Amerikanern bereits hören, daß kein andrer als der Franzose Pierre Quesnay für diese Stellung ernstlich in Frage käme. Nachdem er noch auf den beiden haager Konfe-

renzen geschickt, und ohne irgendwo anzuecken, mitgewirkt hatte, bestand außerhalb Deutschlands überhaupt kein Zweifel mehr an seiner Wahl. Zumindesten also hat man etwas spät in Berlin die Gefahr Quesnay entdeckt.

Worin soll diese Gefahr liegen? Gewiß wird Quesnay dem französischen Programm und dem Young-Plan entsprechend sich zunächst für die Mobilisierung der Reparationen einsetzen. Unter diesem Gesichtspunkt hat Frankreich auch seine Leute im Verwaltungsrat der Bank ausgewählt. Der Baron Brincard vom Credit Lyonnais, sitzt da als Delegierter der wichtigsten französischen Emissionsbank; und der Marquis de Vogüé ist nicht etwa als Präsident der Suez-Kanal-Gesellschaft in die Reparationsbank geschickt worden, sondern weil er zugleich Präsident des französischen Bauernbundes ist, einer Vereinigung, die zwar nicht politisch, aber wirtschaftlich so bedeutsam ist wie der Landbund, und ohne deren Mitwirkung keine öffentliche Anleihe in der französischen Landbevölkerung placiert werden kann. Man sieht daraus, daß die Franzosen sich darauf gefaßt machen, nicht nur Reparationsanleihen zu erhalten sondern auch selbst zu zeichnen.

Daß die Mobilisierungsanleihen für Deutschland keine Annehmlichkeit sind, steht fest. Aber fast ebenso sicher ist es heute doch auch schon, daß das Geld aus diesen Anleihen nicht dauernd in Frankreich bleiben wird. Gleichviel, ob es aus dem Ausland oder in Frankreich selbst zusammenströmt: es wird als Leihgeld den Weg über die Grenze nehmen, und wenn nicht auf gradem Wege dann auf Umwegen wird es zum erheblichen Teil in Deutschland landen. Schon aus diesem Grunde empfiehlt es sich vielleicht, die Franzosen speziell in Basel nicht unnötig zu verärgern. Aber diese Zusammenhänge sind merkwürdigerweise auch unsern Bankleuten, geschweige denn den Herren der Wilhelmstraße, noch nicht geläufig. Sie katzbuckeln noch immer vor den Amerikanern, als ob die und nur die für absehbare Zeit die Geldgeber wären.

Eben darum hat sich auch in Deutschland keine Stimme dagegen erhoben, daß das Präsidium der Reparationsbank von vornherein von den Amerikanern und selbstverständlich von dem Morgankreise mit Beschlag belegt wurde. Der Präsident der basler Bank, MacGarrah, der noch vor kurzem als Leiter der newyorker Notenbank wegen seiner Morgan-Freundlichkeit in Amerika heftigen Angriffen ausgesetzt war, ist ein Mann gegen die siebzig und wird in Basel wohl mehr eine dekorative Rolle spielen. Der eigentliche Matador wird Mister Fraser sein, der als Vizepräsident — entsprechend der amerikanischen Bankenverfassung — die einflußreichste Stellung in der Reparationsbank innehat. Fraser ist ein reiner Morgan-Mann, wenn er als Advokat auch für Lee, Higginson und Ivar Kreuger einträgliche Konsiliardienste geleistet hat. Er ist auch erst um die vierzig, ein Mann von ähnlichem Schlage wie Parker Gilbert, als dessen Vertreter er in den letzten Jahren in Paris residiert hat, nur noch gerissener und behender. Als besonderer Deutschenfreund ist er bisher auch nicht hervorgetreten. Wenn es in Basel für Deutschland eine Gefahr gibt, so heißt sie nicht Quesnay sondern Fraser und Morgan.

Bemerkungen

„Freund Schiller“

Arnold Zweig schrieb eine Erwiderung auf meine Besprechung seines „Sergeanten Grischa“ (Weltbühne Nr. 17). Wie fruchtbar könnte so eine Diskussion sein, wenn es eine Diskussion wäre. Wenn sich die Antwort auf die Behauptung bezöge. Aber Arnold Zweig verteidigt sich gegen Vorwürfe, die ich ihm nicht gemacht habe. Dies schien leichter zu sein. Er verteidigt mir gegenüber einen Standpunkt, den ich nicht nur nicht angegriffen habe, sondern den nicht vertreten zu haben ich ihm grade zum Vorwurf machte. Ich sage jemandem, seine Krawatte wäre nicht lila. Er erwidert mir, lila sei die schönste Farbe.

Ich habe die Anerkennung der rechtsradikalen Blätter nicht bei meiner Beurteilung seines Stücks in Betracht gezogen. Ich führte sie als Belege für das Urteil der andern an, als dokumentarischen Beweis dafür, daß das Stück nicht revolutionär - pazifistisch wirkt. Denn dafür haben jene eine bessere Nase. Nachher versuchte ich, dies aus dem Stück zu erklären.

Ich habe Arnold Zweig nicht vorgeworfen, daß er in einem Einzelschicksal ein Weltbild sich spiegeln lassen wollte. Auch ich halte das für erstrebenswert, für höchste Kunst. Ich habe Arnold Zweig vorgeworfen, daß nur eine falsche und gefährliche Vorspiegelung daraus geworden ist. Ich habe ihm nicht vorgeworfen, daß zu wenig persönliche Bosheit in seinem Stück vorkommt. Im Gegenteil. Ich habe ihm vorgeworfen, daß er das Schicksal seines Helden zu sehr von der Bosheit eines Einzelnen abhängig machte. Denn nur wenn dieser Schiefenzahn kein zynischer Rohling, sondern ein gutmütiger Gewissensmensch wäre (grade er und nicht die Andern alle), nur wenn er den unschuldigen Grischa trotzdem verurteilen müßte, nur dann würde das System sichtbar werden, die unpersönliche Gewalt des grauenhaften Systems, das alle gleicherweise in seinen Ketten hält. Nur wenn überhaupt gar kein juridisches Unrecht geschehen würde, könnte das soziale Unrecht des Systems (auch in seiner besten Form) offenbar werden im Stück.

Das habe ich behauptet. Arnold Zweig antwortet mir, lila sei die schönste Farbe. Er schreibt als Schlußpointe: „Wir wollen nicht Schurken entlarven, wie unser Freund Schiller, sondern Systeme“. Was die Systeme betrifft, ganz meine Meinung. Aber „unser Freund Schiller“ hat das anders gemacht in seinem Wallenstein. Octavio ist kein Schurke und nicht einmal der Kriegsrat Questenberg ist ein Schurke. Der eine ist unproblematisch, der andre tragisch, Vertreter einer Staatsraison, die Ausdruck eines politischen Systems ist. Recht steht gegen Recht in einem ungeheuern sozialen Gemälde. „Unser Freund Schiller? Klopft man ihm so auf die Schulter? Dann darf ich mich wirklich nicht beleidigt fühlen, daß Arnold Zweig mich „Herr“ tituliert. Nein, wir wollen keine Schurken entlarven, wir wollen den Hut abnehmen vor Schiller, Herr Zweig.

Béla Balázs

Amtliches Deutsch

Ist es Ästhetentum, zu wünschen, daß der Deutsche allmählich deutsch sprechen und deutsch schreiben lerne? Und daß ihm die hohe Obrigkeit ein gutes Beispiel gebe? Die neue Regierung, stärker nationalistisch durchwachsen als die meisten frühern, sollte wissen, daß alle nationale Kultur mit der sprachlichen beginnt, und sollte darum die Nation und zuerst sich selber in strenge sprachliche Zucht nehmen. Sollte! Tatsächlich pflegt dieser Kleinbürgerausschuß einen Stiebel, daß dem vaterlandslosesten Gesellen mit

Sprachsinn das Herz zerspringt. Da las man neulich in sämtlichen Zeitungen des Reichs:

(Amtlich.)

In der heute unter dem Vorsitz des Reichskanzlers Doktor Brüning stattgehabten Kabinettssitzung sowie in der sich anschließenden Führerbesprechung der in der Regierung vertretenen Parteien herrschte darüber völlige Übereinstimmung, daß die Inkraftsetzung des Agrarprogramms ohne gleichzeitige Verabschiedung der Deckungsvorlagen unmöglich sei. Demzufolge haben die Regierungsparteien einen Antrag eingebracht, nach welchem das Agrarprogramm nur gemeinschaftlich mit den Finanzvorlagen in Kraft treten kann...

Welch eine Supernumerarsprache! Welch ein Barbarendeutsch! Ich sichte in diesen paar Sätzen nicht weniger als acht Scheußlichkeiten.

„Stattgehabten". Eine Sitzung „hat" nicht, sondern findet statt. Aber „hat" sie selbst statt, dann würde sie, in der Vergangenheit, immerhin nur stattgehabt haben, nicht stattgehabt worden sein. Einzig jedoch eine Sitzung, die stattgehabt worden wäre, würde als „stattgehabte Sitzung" bezeichnet werden können. „Der Rock, am Tage angehabt," steht in einem Notturno Morgensterns. Das ist in Ordnung. Denn der Rock war angehabt worden. Eine Sitzung, die bloß stattgehabt hat, sperrt sich unweigerlich gegen das Partizip.

„Sowie". Warum denn nicht Und?

„Führerbesprechung der in der Regierung vertretenen Parteien". Besprachen sich die Parteien? Oder besprachen sich die Führer? Ist schon von Führern die Rede, dann doch die Führer! Gewiß, ein Stammbaum von Genitiven ist nicht schön; aber lieber noch häßliches Deutsch als falsches Deutsch. Im übrigen läßt der doppelte Genitiv sich vermeiden: „Besprechung zwischen den Führern der in der Regierung vertretenen Parteien"!

„Übereinstimmung" ... „Inkraftsetzung" ... „Verabschiedung": wie Saurier der Urzeit jagen sich die Ung-Ungetüme. Warum nicht so: „... herrschte Übereinstimmung, daß die Agrargesetze nur gleichzeitig mit den Deckungsvorlagen verabschiedet werden können"? Oder breiter: „... Übereinstimmung über die Unmöglichkeit, das Agrarprogramm in Kraft zu setzen, ohne zugleich die Deckungsvorlagen zu verabschieden"?

„Demzufolge"; gemeint ist Infolgedessen. Auch Folglich, Daher, Mithin ginge. Alle diese Worte schlußfolgern; „zufolge" beruft sich. Mit sicherm Instinkt die falsche Taste gegriffen!

„Einen Antrag, nach welchem ...". Richtig ist hier: nach dem. Denn kein zusätzlicher, beschreibender, sondern ein einschränkender, begrenzender Relativsatz liegt vor. Er erläutert nicht den Begriff ‚Antrag', sondern er verengert ihn zu einem bestimmten Fall. (Beispiel: „Das Luftschiff, welches Kontinente verbindet"; aber: „Das Luftschiff, das 1913 abbrannte".)

„Gemeinschaftlich". Dies Wort kommt von Gemeinschaft. Gemeinschaft vereint nur Lebewesen, nicht Dinge. Zwischen einem Agrarprogramm und einer

Finanzvorlage kann es wohl Gemeinsamkeit geben, niemals Gemeinschaft. Beide vermögen also gemeinsam, aber nicht „gemeinschaftlich" in Kraft zu treten.

Davon abgesehen, daß eine „Vorlage" überhaupt nicht „in Kraft treten" kann. Ein Gesetz tritt in Kraft; eine Vorlage, falls sie angenommen wird, wird Gesetz. In dem Augenblick, wo sie Gesetz wird, hat sie aufgehört, Vorlage zu sein. Eine Vorlage in Kraft treten zu lassen, das ist, als wollte man einen Fötus taufen. Auch ein „Programm" kann man im Grunde nicht in Kraft treten lassen; ein Programm kann man nur durchführen; aber das entschuldige ich.

Wer formt eigentlich diese amtlichen Communiqués (oder Verlautbarungen, wie es auf österreichisch heißt)? Wer auch immer: verantwortlich ist der Kanzler. Herr Doktor Heinrich Brüning sieht sehr seriös aus; sozusagen wie die Haut und Knochen gewordene Verständnislosigkeit für Peter Altenberg; er wird gewiß mürrisch denken: „Der Inhalt, nicht die Form ist wesentlich." Ein Inhalt aber, der solche Form wählt, muß danach sein! Zu verlangen bleibt: daß eine Regierung, selbst eine Regierung mit riesigem Bredt vor dem Kopf, die Landessprache beherrscht; daß sie in ihren Kundgebungen mindestens Fehler vermeidet, die londoner oder pariser Primanern im Deutschunterricht rechtens angekreidet würden. Oder darf man das unter dem neuen Republikschutzgesetz nicht mehr fordern?

Kurt Hiller

Leere

Manchmal, wenn das Telephon nicht ruft, wenn keiner etwas von dir will, nicht einmal du selber, wenn die Trompeter des Lebens pausieren und ihre Instrumente umkehren, damit die Spucke herausrinnt ... dann horchst du in dich. Und was ... dann ist da eine Leere —

Dann ist da gar nichts. Die Geräusche schweigen; nun müßte doch das Eigentliche in dir tönen ... es tönt nicht. Horche, daß sich dir die Stirn zusammenzieht — vielleicht ist es gar nicht da, das Eigentliche? Vielleicht ist es gar nicht da. Überfüttert mit Geschäften, Besorgungen, mit dem Leben, wie? Und das Fazit? Leere — Der Herr sollten sich wieder mal verlieben! Der Herr sollten nicht so viel rauchen! Schlecht geschlafen, was? ... Die Witze rinnen an dir ab; das ist es alles gar nicht. Leer, leer wie ein alter Kessel — es schallt, wenn man dran bumbert ...

Das wäre ja wohl der Moment, in den Schoß von Mütterchen Kirche zu krabbeln. Nein, diesem Seelenarzt trauen wir nicht mehr recht — wir wissen zu viel von ihm: wie er das macht, wie das funktioniert ... ein Arzt muß ein Geheimnis haben. Das da ist wohl nichts für uns.

Aber die Indikation Gebet ist zutreffend. Was hast du? Lebensangst? Todesangst hast du. Auf einmal ist es aus, auf einmal wird es aus sein. „Ich werde mir doch sehr fehlen", hat mal einer gesagt. Ja, Todesangst und dann das Gefühl: Wozu? Warum das alles? Für wen? Gewiß, im Augenblick, wenn du nichts zu

fressen hast, dann wirst du schon herumlaufen und dir was zusammenklauben, aber so ein echter, rechter Lebensinhalt dürfte das wohl nicht sein. Du hast dir zu viel kaputt gedacht, mein Lieber. Du probierst den Altarwein, du berechnest die Ellen Tuch, die an der Fahnenstange flattern, du liest die Bücher von hinten und von vorn ... Gott segne deinen Verstand.

Dann wirst du langsam älter; wenn das Gehirn nicht mehr so will, setzt eine laue Stimmung ein, die sich als Gefühl gibt. Du siehst den kleinen Tierchen nach, wie sie im Sande krauchen, Gottes Wunder! du blickst auf deine eignen Finger, jeder eine kleine Welt, ein Wunder an Gestaltung auch sie, es lebt — und du weißt gar nicht, was das ist ... Und dann noch einmal: Aufstand, große Aufrappelung, heraus da, vergessen!

Vergessen und zu Ingeborg kriechen wie ein Söhnlein zurück in der Mutter Leib; noch einmal: „Hallo, alter Junge! Na, auch da? — Heute abend? aber gewiß! Wohin? Zu den Mädchen — hurra!" Noch einmal: so ein dickes Buch und die halbe Bibliothek verschlungen, versaufen in Büchern ... noch einmal die ganze Litanei von vorn. Nur mit diesem unterkietigen Gefühl als Grundbaß: Vergebens, vergebens, vergebens.

„Jede Zeit", lautet der flachste aller Gemeinplätze, „ist eine Übergangszeit." Ja. Daß doch einer aufstände und an die Laterne brüllte: daß er nicht mehr mitmachen will — und daß es ein Plunder ist, ein herrlicher, und daß es anders werden soll — und daß nicht die Dinge regieren sollen, sondern der Mensch ... ach, du grundgütiger Himmel. Da — hier haben Sie einen philosophischen Sechser: Jedes Leben ist ein Übergang — von der Geburt an bis zum Tode. Machen Sie sich dann einen vergnügten Lebensabend ...

Wieviel tun wir, um diese Leere auszufüllen! Wer sie ausfüllt und noch ein Meterchen drüber hinausragt, der ist ein großer Mann. Wo einer seinen Kopf hat, hoch oben in den Wolken —: das besagt nicht viel. Aber wo er mit den Füßen steht, ob auf der flachen Erde oder tief unten ... das zeigt ihn ganz. Und wer dann noch lachen kann, der kann lachen. „Sie werden doch nicht leugnen, daß die Entwicklung der modernen Industrien ..." Die Trompeter blasen. Ja doch, ich komme schon.

Kaspar Hauser

Die Mö

Jetzt, da sie vorbei ist, kanns ja ruhig gesagt werden: an dieser ganzen „Berliner Ausstellung" war nichts gut als das Plakat, und das war von einem Wiener: Julius Klinger. Die Ausstellung war weder repräsentativ für berliner Möbelkunst noch zeigte sie irgend etwas, das wir nicht schon tausendmal in den Schaufenstern von Möbelfabriken und Tischlern gesehen hätten: Durchschnitt, zum Teil beweisend, in welche Tiefen schon der Zweckgeschmack veredelnd eingedrungen ist, meist aber übelste Möbel-

konfektion. Symptom hierfür: Karstadt und Wertheim zeigten ihre „Kreationen", hingegen fehlten fast alle modernen Architekten, die modernen Werkstätten aller Art: Gildenhall, Deutsche Werkstätten etcetera. Was nicht fehlte, waren scheußliche Überreste der Achtzigerjahre: Schnörkel an sonst glatten Möbeln, Rosetten und Schleifchen an Zweckschränken, ferner Empire- und Barockzimmer, Rokokobetten und „gotische" Schränke. Wirklich modern im Sinne des nun allmählich doch wirklich in ganz Europa sich entwickelnden Stiles unsrer Zeit waren nur die Metallstühle zweier Firmen, angeregt vom Bauhaus und zum Teil gar nicht mehr an Zahnarzt erinnernd, sondern bequem und schön wie eine Autokarosserie. Alles andre: Kompromiß mit der Romantik früherer Wohnungseinrichtung, obwohl doch ein ganzer Saal historische Innenräume zeigte. (Warum da grade „Kreta": einen möbellosen Saal mit einer halb entkleideten Frau — ach deshalb!) — Keine modernen billigen Einheitsmöbel, keine modernen billigen Keramiken, keine Gläser, keine modernen billigen Stoffe. keine Ratschläge für billige und schöne Einrichtung kleiner Zimmer — das Ganze offenbar überstürzt und rasch zusammengestellt und von den Urteilsfähigen boykottiert. Da kann nicht einmal das „Weindorf" entschädigen, obwohl sich der Besucher doch eigentlich nur dort wohl fühlt, umgeben von „altdeutschen" Häuschen und Rothenburg aus Leim und Papiermaché!

Paul Elbogen

Krankheitsbericht

Geiz heißt der reichen Leute Krebs,
Die gierig fressende Geschwulst,
Angst, daß das Kapital nicht pulst,
Zinsalbdruck, fremd dem armen Plebs.
Geiz macht sie vor den Blinden blind,
Geiz macht sie vor den Tauben taub,
Was sie verschenken, dünkt sie Raub
An sich, am Kind, am Kindeskind.
Geld schläft mit Geld und Geiz mit Geiz,
Kein Bastard kriecht aus ihrem Bett,
Die Kinder heißen Gold und Fett
Und Zins und leben in der Schweiz.

Friedrich Raff

Die Dachschützen

„Wie wars eigentlich mit den Dachschützen?" frage ich meinen Freund, den Kriminalen, einen gesunden starken Mann, der als Greifer bei der bekannten Spezialabteilung des berliner Polizeipräsidiums in Brot und Würden steht. „Mein lieber Scholly", sagt er, „ick war erst am dritten Mai in Neukölln. Da warn wir Zivilen nemlich bei die Blauen zugeteilt, für die Waffendurchsuche und wejen die Dachschützen. Ick steh da janz friedlich bei son jungen Leutnant. Uff eenmal sacht er, ach, sacht er, würden Sie hier nich mal auf das Dach von das Haus raufjehen? Ick kicken mir so an, den Leutnant, wiea da so steht, mang seine Jungs, — ett warn nemlich allet junge Hasen, diese da uff Neukölln losjelassen ham — und sare ze ihm, wat, sarick Herr Leutnant, ick soll auf das Dach von das Haus raufjehen? Herr Leutnant, sarick, dett mach ick nich. Damit ick denn, wenn ickma als Zivilist uff dett Dach sehen lasse, von Ihre Leute eene

forn Kopp jeknallt krieje, wat? Wissense, sacht der Leutnant zu mir, eijentlich habense Recht. Ich wer Ihnen, damit Sie nich für einen Schützen jehalten wern, szwei von meine Leute mitjeben. Also, er teilt nu szweie ein und jibtse mir mit. Wie wir nu, auf den Boden fon das Haus kommen, wollen die beeden Jungs, wie die Jagdhunde raus durch die Bodenluke aufs Dach. Ick sare, immer sachte mit die jungen Pferde, sare ick, wir wern erstmal 'n bisken schnuppern. Ick nehm also een von die Jungs sein Schacko ab, mach ihn auf meine Spazierstockspitze — mein Spazierstock haick nemlich imma bei mir — und halt nu den Spazierstock mit den Schacko son bisken aus die Luke raus auf die Straße. Peng! Kaum habe ick den Schacko rausgehalten, da sitzt doch schon ne Kugel drin. Aber nich font Dach aus. Nee, fon unten, fonde Straße aus hamsema det Ding in den Schacko jeschossen. Wie jut wa dett fon mir, det ick den Schacko rausjehalten habe. Da hat der mir nu extra szwee Mann einjeteilt, damit mir nischt passieren soll, und wenn ick nu wirklich mit die beeden Jungs uff das Dach jejangen wäre, denn hätten die fon ihre eijenen Kammeraden 'n Ding jebrannt jekricht."

Pennie E. Leiner

Liebe Weltbühne!

An den Beisetzungsfeierlichkeiten Wilhelms I. nahm als Vertreter des Papstes der damalige Kardinal-Staatssekretär Marchese della Chiesa, der spätere Papst Benedikt XIV., teil. Ihn begleitete nach Berlin sein Erster Sekretär, der schöne Spanier Merry del Val, dem man bereits damals im Vatikan eine große Zukunft voraussagte. In Berlin machten die beiden Prälaten auch dem damaligen Prinzen Wilhelm ihre schuldige Aufwartung. Der Prinz richtete an jeden der beiden Herren ein paar huldvolle Worte. Als ihm Merry del Val als der „Sekretär Seiner Eminenz" vorgestellt wurde, meinte Wilhelm ebenso leutselig wie scharfsinnig: „Ach, Sie sind Sekretär? Da haben Sie gewiß eine schöne Handschrift?"

Hinweise der Redaktion

Berlin

Weltbühnenleser. Prof. Alfons Goldschmidt: Gesetz der steigenden Lasten. Café Adler, Mittwoch 8 Uhr.

Internationale Juristische Vereinigung, Deutsche Landesgruppe: Rechtsanwalt Dr. Bendix: „Die irrationalen Grundlagen der arbeitsgerichtlichen Rechtsprechung". Mittwoch 8 Uhr. Nollendorf-Kasino, Kleiststraße 41, I. Stock, obere Klause.

Ausstellung der Galerie Zak, Paris. Eröffnung 1. Mai, 5 Uhr. Bücherstube Clara Landau, Schöneberger Ufer 31.

Bücher

Heinrich Vierbücher: Armenien 1915. Der Fackelreiter-Verlag, Hamburg.

Heinz Liepmann: Die Hilflosen. Rütten & Loening Verlag, Frankfurt/Main.

Grete Coellen: Dr. Fofumoff. Rütten & Loening Verlag, Frankfurt/Main.

Paul Wiegler: Geschichte der Deutschen Literatur. Verlag Ullstein, Berlin.

Malik-Verlag: Gesamtkatalog der Verlagswerke, den wir unsern Lesern empfehlen und der auf Verlangen gratis zugesandt wird.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 15.40: Paul Schrecker: Otto Weininger. — 18.60: Bücher für Eltern und Erzieher. — Hamburg 17.50: Theodor Däubler aus eignen Werken. — Donnerstag. Berlin 19.30: Abg. Graßmann, Vierzig Jahre erster Mai. — 18.55: John Förste: Kleine Geschichten. — Frankfurt a. M. 13.30: Echte und unechte Romantik. (Schallplattenkonzert.) — Freitag. Leipzig 19.05: Ludwig Marcuse: Unamuno. — Sonnabend. Berlin 18.15: Gesicht der Zeitschrift.

Antworten

Ostpreuße. Sie schreiben: „Was dem humanistischen Gymnasium noch immer an Humanität fehlt, beweist ein Vorfall in Braunsberg wieder, über den die ‚Ostdeutsche Freie Presse' berichtet. Wer selbst einmal eine Abiturientenprüfung erlebte, weiß, daß die Prüflinge überraschend häufig den Wunsch äußern: Herr Studienrat, darf ich mal hinaus? Jeder Kenner weiß auch, daß der Prüfling nur mal verschwinden will, um am verschwiegenen Örtchen sein Gedächtnis aufzufrischen, in seiner Schwarte nach vergessenen Vokabeln oder mathematischen Lehrsätzen Ausschau zu halten. Seitdem es Professoren und Primaner gibt, wird dieser Kniff mit Erfolg angewandt. Im braunsberger Gymnasium jedoch wurde diese uralte Tradition energisch unterbunden. Als die schriftliche Prüfung begann, befand sich zur Überraschung der Primaner in einer Ecke des Prüfungszimmers ein umfangreicher Eimer. Jedesmal, wenn ein Prüfling, bedrückt von dem Mangel an Kenntnissen, die bescheidene Frage stellte: ‚Darf ich mal . . .?', wies der aufsichtführende Pädagoge mit gewinnendem Lächeln auf jenes ominöse Gefäß. . . Worauf der Primaner notgedrungen der Einladung folgte — oder aber voll Schamhaftigkeit und Primanerwürde verzichtete." Es ist manches besser geworden in der Schule gegen früher. Aber Unrat ist noch immer nicht ganz vertrieben. Es gibt noch immer viel Unrat.

Bayrischer Strafvollzugsbeamter. In deinem außerdeutschen Heimatlande haben sie jüngst einen Mann verknackt, der hat in Berlin Berufung eingelegt. Bei dieser Verhandlung ist etwas geschehen, was es wohl noch nicht gegeben hat: der Verteidiger hat auf höheres Strafmaß plädiert. Der Mann wollte nämlich nicht in Bayern seine Strafe absitzen sondern in Preußen, und wenn ihn Berlin zu einer höhern Strafe verurteilt hätte, dann wäre Preußen zuständig gewesen. (Überschrift: das Deutsche Reich.) Das Gericht hat aber nicht funktioniert . . . „Der Angeklagte hatte Furcht, daß er in einer bayrischen Anstalt als Berliner schlecht behandelt würde." Kannst Du Dir das denken? Ich kann mir das nicht denken.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Der Demo-Krach von Carl v. Ossietzky

Die Demopartei, die eigentliche deutsche Würdepartei, die ewig gekränkte Gouvernante unter Kindlein, die nicht wissen, was sich schickt, befindet sich in einem höchst unwürdigen Derangement. Masse ist schon lange nicht mehr vorhanden, und die wenigen noch treu Verbliebenen sollen jetzt von den Honoratioren an irgend eine andre Partei verhandelt werden, damit sich die Herren Führer Mandat, Stellung, Einfluß sichern. Es ist eine selten jämmerliche Auflösung. Der bisherige rechte Flügel will entweder Vereinigung mit der Deutschen Volkspartei oder die neue „staatsbürgerliche Partei der Mitte" von Koch bis zu Treviranus. Der linke Flügel, soweit er sich um Ernst Lemmer gruppiert, will eine neue Sammlung unter lebhaft betonten sozialrepublikanischen Tendenzen, soweit er zu dem Hamburger Erich Lüth hält, radikalistische Wiedergeburt links von der Sozialdemokratie. Nur die bisherige Demopartei will keiner mehr.

Schadenfreude ist nicht grade produktiv. Sie kann indessen dem geduldigen kritischen Beobachter des innern Lebens unsrer Parteien, wenigstens für einen flüchtigen Augenblick, nicht verwehrt werden. Die lieben Demokraten haben sich immer durch besondere Hochnäsigkeit ausgezeichnet. Sie rechneten immer nur mit „realen Tatsachen", sie glaubten immer nur an „die Macht". Sie fragten immer nur: „was steht hinter der Sache? welche Bank? welche Organisation?" Keine Partei ist frei davon, aber keine hat auch so gründlich das wirkliche Sein über dem äußern Habitus vergessen. So hörte die Partei, die immer darauf aus war, neue „Tatsachen" zu entdecken und sie immer dort fand, wo eine möglichst protzige Couverture war, schließlich selbst auf, Tatsache zu sein. Zurück bleibt eine schlotternde Hülle, deren sich die Beteiligten schämen. Aus den feinen Herren sind über Nacht arme Supplikanten geworden, die mit Anbiederungsbriefen und lächerlichen Projekten als politische Verkehrshindernisse vor den Türen aller Parteien herumlungern.

Das ist ein klägliches Schauspiel, von dem sich indessen die Haltung der Zentrale kraftvoll abhebt. Während die Partei kaum noch als existent zu betrachten ist, entsendet die Zentrale noch immer ihre gutgeölten Blitze, kanzelt die Sektionen ab, die nicht an das Kabinett Brüning und nicht an die Schielezölle glauben und tut überhaupt so, als hörte noch jemand auf sie. Herr Tantzen hat allerdings etwas götzisch derb die Tür hinter sich zugeschlagen. Aber die parteiamtliche Kundgebung, die hinterher donnerte, hatte es auch in sich. So viel Vitalität hat die Partei in den Glanztagen ihrer leiblichen Fülle nicht aufgebracht, wie jetzt, wo sich das letzte bißchen Fett schon lange in Angstschweiß aufgelöst hat. Soviel Energie hat die Partei

niemals für Werbung aufgebracht, wie jetzt für einen Hinauswurf. Herr Tantzen ist immer ein aufrechter Kerl gewesen, ein anständiger Demokrat. Aber die Partei, die Geßler und Külz und Müller-Meiningen und Hustaedt beschirmt hat, trennt sich leicht von guten Demokraten.

Wir wollen nicht ungerecht sein: auch links von den Demokraten ist ja nicht eitel Tugend. Haben die Demokraten die Republik um Geßler und Dietrich bereichert, so haben die Sozialisten Noske und manchen Andern beigesteuert. Und auch eine Gestalt wie der Genosse Z. ist nur als sozialdemokratischer Edelwuchs zu denken. Wer diesen ruhigen 1. Mai in Berlin miterlebt hat, kann erst ermessen, was dieser polizeiwidrige Polizeipräsident im vorigen Jahre angerichtet hat, als er die traditionellen öffentlichen Umzüge verbot. Die Behauptung, daß diesmal die Beteiligung bei den sozialdemokratischen Umzügen geringer war als sonst, hat zwar viel Wahrscheinlichkeit für sich, läßt sich aber nur schwer kontrollieren, und wenn man die letzten großen Betriebswahlen als Gradmesser für die gegenwärtige Stimmung der Arbeiterschaft nimmt, so muß man sagen, daß die Stunde, wo die Sozialdemokratie zur Rechenschaft gezogen wird, noch nicht da ist. Prinzipienverrat und Charakterlosigkeiten werden bei uns nur als läßliche Sünden betrachtet. Die Demopartei hat davon nicht mehr auf dem Pelz als die andern republikanischen Parteien auch. Trotzdem muß sie mit dem Leben büßen.

Es ist eine unsinnige Behauptung, daß für eine liberaldemokratische Partei in Deutschland kein Raum wäre. Eine Partei, die unrevolutionär ist aber nicht zukunftsfeindlich, die es sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Menschenrechte gegen die Übermacht von Staat und Wirtschaft zu verteidigen, die in den Wahlkampf geht mit einem Programm zeitgemäßer Justizreform, wird sicher keine Riesenerfolge erzielen, aber ihr Dasein anständig behaupten können und ins Gewicht fallen. Wenn auch die ständische Gliederung heute fortschreitet, so ist doch noch keine Partei einheitlich in ihrer sozialen und gedanklichen Struktur. Es besteht noch immer Sehnsucht nach einer reinen Humanitätspartei. Die Demokraten glaubten dem genüge getan zu haben, wenn sie das Kulturgewäsch der Heuß und Bäumer servierten oder die gebildeten Tiraden des Professors Hellpach, der als Redner und Publizist gradezu wie eine gottgewollte Fleischwerdung aller gegen die Intellektuellen in der Politik erhobenen Einwände wirkt. Was den Demokraten jedoch mehr Abbruch getan hat als ihre greifbarsten politischen Verstöße, das ist ihre trostlose Langweiligkeit, ihre aschgraue Temperamentlosigkeit. Dieses Spreizen und Zieren, dieses ewige Hofmeistern, dieses naseweise Besserwissen um die Bedürfnisse andrer, das kann auf die Dauer kein Mensch vertragen. Jede Partei ist auf Ministersitze happig und verbirgt das nicht. Die Demokraten jedoch hatten die Spezialität herausgebildet, so zu

tun, als ob das ein schreckliches Martyrium wäre, das sie zögernd und nur „im Bewußtsein tiefsten staatspolitischen Verantwortungsgefühls" auf sich nehmen könnten, während jedermann wußte, daß die Herren stets bereit waren, für ein Ministerportefeuille auf dem Bauch durch die Bannmeile zu rutschen. Eine Partei, die volkstümlich bleiben will, kann sich manche Faxen gestatten, aber sie darf nicht immer sauer blicken, sich nicht immer so gebärden, als wäre sie ein kostbares Geschenk, das die Nation eigentlich gar nicht verdient.

Als es dann seit 1924 bergab ging, da begann sich der närrische Glaube der Partei an das, was sie Realität nennt, zu rächen. Es wurde nicht die Frage aufgeworfen, inwieweit Erhebung aus eigner Kraft möglich sei, sondern welche neue Konstellation eigne Anstrengungen erübrige. Man wollte irgendwo unterkriechen, weil man sich scheute, klein aber tapfer zu sein. Diese Selbstaufgabe setzte mit dem Gerede um die liberale Einigung ein, das ins Leere verpuffte. Dann kam die komische Verbrüderung zwischen Citoyen Erich Koch und dem Kreuz- und Querritter Artur Mahraun und seinen Jungdeutschen. Jetzt ist man glücklich bei der großen Olla podrida angelangt, der „staatsbürgerlichen Partei der Mitte", wo konservativ und liberal zu einem seltsamen Brei zusammengekocht werden soll. Kurzum, es ist ein Schauspiel trostloser Promiskuität, wenig schicklich für eine so würdevolle Tante, doppelt blamabel, weil sich jeder der Angesprochenen bedankt. Es ist möglich, daß bei dem Zusammenbruch der Demopartei ein Teil der Regierung Brüning auf den Kopf fällt und sie kaputt schlägt. Bei der winzigen Mehrheit, mit der Herr Brüning seine parlamentarischen Siege zu erkämpfen pflegt, könnte aber der Abfall von sechs demokratischen Deputierten leicht verhängnisvoll werden. Das wäre zwar für die Demokraten auch kein Sterben in Schönheit aber wenigstens ein nützlicher Dienst für die Überlebenden.

Der Falke von Liberator

Der hamburger Prozeß wegen Menschenraubes gegen die Kaufleute Felix Prenzlau und Philipp Kramarski und gegen den Kapitän Zipplitt wurde innerhalb der deutschen Prozeß- und Gesichtsgrenzen geführt. Die Hauptmotive der Expedition mit dem Schiffe, das den kühnen und hier auch bezeichnenden Namen „Falke" trägt, sind nicht sichtbar geworden. Dagegen wurde gelacht über „exotische Rebellenmaskeraden", Auszug eines Mannes mit Latschen in den Krieg, und Temperamente, die man nicht verstand.

Es ging mit großer Entrüstung in diesem Prozeß um Menschenwürde gegen Geschäft. Zweifellos: Die Unternehmer wollten groß verdienen, der Kapitän und die Matrosen hofften in dieser schlimmen Flautezeit auf einen Happen, kräftiger als der gedrückte Normallohn. Nun, daß Unternehmer aus Krieg und Revolution Geld machen, das ist keine Neuigkeit.

In einigen Ländern auf dieser noch sehr mäßig befriedeten Erde wird auch dann geknallt, wenn die Regierungen die Rente des Rüstungskapitals durch sogenannte Friedenspakte sichern. Etwas ist immer los, in Asien, in Amerika oder in Afrika, und der „Falke" ist sicher nicht das einzige Schiff gewesen, das in den Wochen dieser Fahrt nach Venezuela, schwanger von Explosionen und Geschäftshoffnungen, durch die Wellen strich. Krieg und Revolution bedeuten Waffenhunger, wozu das Geheimnis kommt, und Hunger und Geheimnis waren noch immer die besten Garanten glänzender Gewinne. Das ist keine Historie, sondern ein Dauerzustand. Ich möchte schwören, daß in diesem Augenblick mindestens ein Dutzend „Falken", reichlich auskalkuliert und voll von Heroismus, über das Meer segeln.

Die Venezolaner, die mit diesem explosiven Vogel ihrem Lande Freiheit bringen wollten, haben, wie viele andre Kriegstrompeter oder Revolutionäre, das Prozentbedürfnis benutzt, ein Bedürfnis, das immer lebendig ist und das man nur zu füttern braucht. Voraussetzung ist allerdings die Greifbarkeit entsprechender Dollar- oder Pfundmengen, mindestens aber der geschäftsüblichen Anzahlung auf den Vertrag. Geschäft ist Geschäft, wesentlich ist ein glattes Inkasso. Das bezweifelten die Herren Prenzlau und Kramarski gewiß nicht, sonst hätten sie ja von den vielen Schiffen, die alle einen objektiven Bauch haben, nicht den teuren „Falken" erworben.

Von Süd- und Mittelamerika sowie von Mexiko aus hat allerdings der Falkenflug ein ganz andres Gesicht als von Europa aus. Am 3. Dezember 1928 richteten venezolanische Mütter ein Schreiben an den Direktor der großen argentinischen Zeitung ‚La Prensa' in Buenos Aires. In diesem Schreiben, das in ganz Latein-Amerika tiefsten Eindruck machte und in allen Gegnern unfruchtbarer und brutaler Diktaturen echten Zorn weckte, haben die Frauen dieses reichen und wunderschönen Landes Morde, Einkerkerungen, Verbannungen und wirtschaftliche Vernichtungen aufgezählt, die auf das Konto des Generals Juan Vicente Gomez kommen, Präsidenten der Vereinigten Staaten von Venezuela und unermüdlichen Patriarchen mit der Peitsche, den Eisenbarren an den Leibern seiner Gegner, der Beeinflussung politischen Freiheitsgeistes durch Aufbinden der Hoden und andrer Freundlichkeiten, von denen die offiziellen Befeierungen dieser Regierung bisher kein Wort gesungen haben. Dieser Präsident, der sich mit großem Diktatorentalent zum Hauptinhaber der Reichtümer Venezuelas entwickelte und Jahrzehnte lang lustig und analphabetisch die Knute schwang, ist zwar vor einiger Zeit vom offiziellen Sessel gestiegen, auf den er, wie schon des öftern, eine Attrappe gesetzt hat. Sein Geist aber wirkt fort und die Hunderttausend verbannten Venezolaner, von denen die meisten nicht wissen, woher sie das Brot für den nächsten Tag nehmen sollen, sind diesem Regime begreiflicherweise nicht kameradschaftlich gesinnt. In dem Schreiben der venezolanischen Mütter sind bei weitem nicht alle Fürchterlichkeiten dieser Regierung aufgezählt, aber was da gesagt wird, genügt durchaus, um diesen Schrei der Mütter zu rechtfertigen: „Ver-

zweifelt rufen wir das Gerechtigkeitsgefühl Amerikas auf und bitten feierlich, daß das Blut der unschuldigen und heroischen Kinder Venezuelas über das Haupt des Tyrannen Juan Vicente Gomez komme, damit er die Entrüstung der ganzen Welt erfahre."

Nur die Freiheitlichen Latein-Amerikas haben diesen Schrei gehört. Schon viele mit gleicher Inbrunst und Verzweiflung ausgestoßene Schreie aus Venezuela sind in der Welt verhallt, aber in den verbannten Venezolanern wühlten sie weiter, bis ein Trupp von ihnen auf dem Falken um die Freiheit nach Venezuela fuhr.

Diesem „Raid" ging, wie man sich erinnern wird, der Sprung nach Curaçao voraus. Von der Insel Curaçao, siebzig Kilometer von der Nordküste Venezuelas gelegen, wollten sich verzweifelte Venezolaner Waffen holen, um die Regierung zu stürzen. Curaçao ist sozusagen ein Reservoir des holländisch-englischen Petroleumtrusts, der dort venezolanisches Rohöl verarbeitet. Dadurch wurde der Hauptgrund der Morde, Einkerkerungen, Verbannungen und so weiter unter der Patriarchenregierung Venezuelas, aller Welt sichtbar. Es geht um die Macht der Standard Oil Company und der holländisch-englischen Gesellschaft über die ungeheuren Petroleumschätze des Landes. Das venezolanische Volk will diese Macht nicht und auch nicht ihren Schutz durch den Diktator Venezuelas, der in solch furchtbarer Weise Hunderttausende vernichtet hat, das Volk enteignet und in Fesseln hält. Hier haben wir einen Ausschnitt aus dem Unabhängigkeitskampf Latein-Amerikas gegen die Kraken des auswärtigen Kapitals.

Die Fahrt des „Falken" war also keineswegs nur eine Angelegenheit, die der Staatsanwalt mit Entrüstung oder der deutsche Seesieger mit Lachen abtun kann. Sie war und ist noch eine Sache von größter internationaler Bedeutung, und es ist keine Frage, daß die Reise nicht die letzte Rebellenreise nach Venezuela gewesen ist.

Von den Venezolanern, die diese Fahrt unternahmen, haben wir in dem Prozeß nur Äußerlichkeiten erfahren. Wir hörten nicht, welche Geltung sie in Venezuela haben und darüber hinaus in ganz Latein-Amerika. Wir hörten ferner nichts von der Weiterwirkung der Falkefahrt in Venezuela selbst und von den Kämpfen, die noch ein halbes Jahr nach der Landung gedauert haben. Diese Kämpfe sind von der größten Bedeutung für die venezolanische Revolution gewesen, und sie werden später einmal in den Geschichtsbüchern Amerikas mit allen ihren Nöten und Heroentaten festgehalten werden.

Ich glaube, keiner der Falkenvenezolaner hat daran gedacht, den englischen Ölimperialismus gegen die Standard Oil Company zu verteidigen, wie einige Kommentatoren der Expedition angenommen haben. Das Ziel war zweifellos der Sturz dieser Agentenregierung, die Aufrufung aller Unabhängigkeitselemente Amerikas gegen Imperialisten und ihre Instrumente, gleichgültig, ob das Ölkapital von den Vereinigten Staaten, Holland oder England mit seinen entsetzlichen Wirkungen in Latein-Amerika eingedrungen ist.

Die Grüne Front von Jan Bargenhusen

XI.

Dietrich aus Baden

Wo es in Deutschland Berge und Täler und schnelle Bäche gibt, dort gibt es auch Wassermühlen, und da die Mühlen sehr oft weitab vom Dorfe liegen, so wachsen die Müllerskinder gewöhnlich etwas wild auf; deshalb sind wohl auch die Müllerstöchter, nicht nur im Volksliede, besonders schön und liebenswert. Nun sind, wenn man den Bauern glauben darf, alle Müller böse Betrüger, die beim „Metzen", beim Umtausch von Korn gegen Mehl, und beim Schroten, stets tüchtig in den eignen Sack wirtschaften; der Müller hat also Getreide im Überfluß, und deshalb neigt er dazu, seinem Vieh mehr Futter hinzuwerfen, als es vertragen kann. Von den Pastorenkindern hingegen ist auszusagen, daß sie im Regelfalle pädagogisch überfüttert werden; daß der Landpfarrer auch sein Vieh nicht richtig zu warten weiß, bedarf wohl keiner weitern Ausführungen. In ihrem Mißtrauen gegen Pastoren und Müller, denen man nolens volens einen Zehnten geben muß, haben die Bauern diese Tatbestände genau beobachtet; deshalb hat auch die bäuerliche Spruchweisheit Einiges über die Lebenschancen von Müllerskindern und Pfarrerskälbern, und umgekehrt, zu sagen. Das in ganz Deutschland in vielen Varianten bekannte Sprichwort lautet im badener Lande folgendermaßen:

Pfarrers Kinder und Müllers Küh'
Wenn sie gedeihen, gibts starkes Vieh.

Nachdem dies vorausgeschickt ist, darf gesagt werden, daß vor gut fünfzig Jahren dem Pfarrer Dietrich in Oberprechtal im badischen Schwarzwald ein Sohn geboren wurde, der in der Taufe den Namen Hermann Robert Dietrich erhielt. Dieser Sprößling eines alemannischen Pfarrhauses gedieh prächtig.

*

Im Lauf der Jahre ist ein „fester Brocken", wie man so zu sagen pflegt, aus ihm geworden; gut durchwachsen, nicht zuviel Fett am Leibe. Ein eindrucksvoller Kopf, der etwas gesenkt getragen wird — die Ähnlichkeit mit einem Stier der heimatlichen Schwarzwald-Weiden ist so unverkennbar. Nun, man kennt diesen Kopf, der in den politischen Kämpfen und Sorgen der letzten Zeit schnell grau geworden ist, bereits aus den Journalen. Der Vizekanzler des Deutschen Reichs — im Kabinett Hermann Müller Reichsernährungsminister, bei Brüning Reichswirtschaftsminister — muß viel repräsentieren, und er redet gern. Auch zur Eröffnung des Hauses in der Tiergartenstraße, an dem, dank Kapitänleutnant Lohmann und Reichsinnenminister a. D. Severing, die komische Inschrift: „Der deutschen Presse" angebracht werden konnte, war er erschienen, um den Journalisten, die er insgeheim für unverantwortliche und verantwortungslose Schwätzer und für Parteizerstörer estimiert, einige Schmeicheleien aufs reine Roggenbrot zu schmieren.

Man hört ihn auch gern reden, denn er „schwäbelt" so herzig, das heißt, er spricht mit alemannischen Anklängen, in

dem bekannten ein wenig weinerlichen Tonfall des Südbadensers (— in Berlin haben ja fast alle Leute ein heimliches Faible für die heitern Dialektklänge aus den Gefilden jenseits der Mainlinie). Die Redeweise ist schmucklos, aber eigenwillig; volkstümliche Wendungen, plastisch und „kernig", sind beliebt. Monoton und geschwind, gelegentlich mit ein paar Zahlen geziert (ob sie stimmen, das kommt so genau nicht drauf an) fließt der Redestrom dahin.

*

Wie Hermann Dietrich zu den Demokraten gekommen ist, das wissen diese bis auf den heutigen Tag selber noch nicht so recht. Der alte Pastor Dietrich war ein Nationalliberaler von echtem Schrot und Korn. Der Sohn, der als Student beider Rechte in Straßburg das Burschenband trug und bis auf den heutigen Tag ein begeisterter Burschenschaftler geblieben ist, begann seine politische Laufbahn gleichfalls bei dieser Partei, und zwar bei ihrer Jugendgruppe, den „Jungliberalen". Der jugendliche Radikalismus wurde aber bald, mit besserer Einsicht, abgelegt, als Amt und Würden kamen, und als eine Frau eine gute Mitgift ins Haus brachte. In der kommunalen Laufbahn nahm der begabte und ungemein fleißige Assessor, der gemeint hatte, daß sein Dickkopf nicht zum Staatsdienst tauge, schnell Stufe um Stufe: 1905 war er Stadtrechtsrat (das ist Syndikus) in Karlsruhe, 1908, mit 29 Jahren, schon Bürgermeister in Kehl, dessen Schiffahrts- und Hafeninteressen er gegenüber Straßburgs Wünschen energisch und erfolgreich verteidigte; 1914 wurde er Oberbürgermeister in Konstanz. Und im Kriege finden wir ihn dann, den weinfrohen Bürger des alemannischen Landes, den erprobten Kenner der Markgräfler, Kaiserstühler und See-Weine, als Vorsitzenden der Vaterlandspartei für Baden wieder: keinen Pardon den Welschen! — Da er so seine Eignung für die klare Erfassung der politischen Situation erwiesen hat, beruft ihn das Vertrauen seiner Mitbürger, nachdem inzwischen der Krieg, das Elsaß und ein (seit Napoleons Zeiten) angestammtes Herrscherhaus verlorengegangen sind, als Außenminister in die provisorische Regierung der badischen Republik. Bald darauf wird er zum Mitglied der deutschen (und auch der badischen) Nationalversammlung gewählt. Viele Nationalliberale finden damals den Weg zur Deutschen Volkspartei — aber er, der typische Autokrat, will jetzt nichts von dieser „Oberbürgermeisterpartei" wissen, sondern landet bei den Demokraten.

*

Nun kommen für den Reichstagsabgeordneten Dietrich zunächst einige ruhige Jahre, in denen er stets fleißig schafft, gewissenhaft in den Ausschüssen arbeitet und allmählich, trotz Hermann Fischer und Reinhold, zu einem der besten Etatskenner seiner freilich immer kleiner werdenden Fraktion wird. Im übrigen hält er gute Freundschaft mit dem Schund- und Schmutz-Apostel Theodor Heuß — süddeutsche Demokraten! — und mit dem würdigen chemnitzer Richter Brodauf. Von seinen Taten hört man nicht viel — aber eine davon ist es doch wert, der Nachwelt überliefert zu werden: nämlich, daß er seinem Freunde Koch-Weser, als jener Innenminister ist, den

badischen Gendarmerie-Kommandeur, den später vielgenannten Obersten Kuenzer, wärmstens und mit Erfolg für die Leitung des „Reichskommissariats zum Schutze der öffentlichen Ordnung" empfiehlt.

Als die Demokraten in den Mai-Wahlen 1928 böse zusammengehauen worden waren, bot sich ihnen die Chance, bei dem Kabinett der Großen Koalition unter Hermann Müller das Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft zu besetzen, in dem bis dahin Schiele für seine Zölle und für sein Notprogramm gekämpft hatte. Da der eigentliche Agrar-Experte der Fraktion, der braunschweiger Schulmeister Rönneburg, mittlerweile Landrat in Pommern geworden war, blieben zwei Anwärter für diesen Posten: der oldenburgische Bauerngutsbesitzer Tantzen und der Badenser Dietrich. Dieser ist nämlich auch Landwirt; er besitzt, gemeinsam mit einem Verwandten, aus der Mitgift seiner ersten Frau, einen Bauernhof in Südbaden, und außerdem ist er Pächter eines Hofgutes, das dem Grafen Douglas, dem Präsidenten der badischen Landwirtschaftskammer, zu eigen gehört. Die Wahl zwischen dem oldenburger Querkopf Tantzen und dem alemannischen Dickschädel Dietrich, zwischen dem Hofbesitzer in Heering und dem Wildgutachhofbauern, war für die Fraktion nicht ganz leicht; schließlich entschied man sich, trotz mancher Bedenken wegen seiner sprunghaften und unberechenbaren Art, für den Badenser.

*

Die Anfänge des Reichsernährungsministers Dietrich waren recht verheißungsvoll. Er überstürzte sich nicht mit der Arbeit, sondern schob den Referenten, die ihn mit Akten zudecken wollten, erst einmal die Bündel wieder zurück; er studierte das Fahrwasser in Ruhe, peilte die Lage und sah sich seine Leute an. Und er paßte gut auf dabei. Als der Etatsreferent seines Ministeriums, ein Oberregierungsrat, trotz gegenteiliger Weisungen wieder drauf und dran war, in den Subventionstopf zu langen und seinen Freunden bei gewissen landwirtschaftlichen Organisationen mit besonderer Stammeseigenart den üblichen Tribut in runden Tausendern auszuzahlen — da warf ihn Dietrich kurzerhand aus dem Ministerium hinaus. Darob große Aufregung im ganzen Hause. Der Staatssekretär protestierte beim Minister — und bekam den Bescheid, wenn es ihm nicht mehr paßte, so könnte er ja auch gehn. Und so geschahs. Sein Nachfolger wurde der als tüchtig gerühmte bisherige Ministerialdirektor Heukamp ein geschickter und glatter Zentrumsmann.

Mit dieser improvisierten Neubesetzung war aber auch die Aktivität des Ministers in personalpolitischer Beziehung schon erschöpft. Die Referenten, unter Schiele noch in der Mehrzahl deutschnational, mittlerweile reihenweise zur Deutschen Volkspartei bekehrt, blieben dem stillen Haus in der Wilhelmstraße (das ja übrigens auch, wie das Reichsinnenministerium, eine „Dame ohne Unterleib", ein Bureaukratenkörper ohne verwaltungsmäßigen Unterbau, ist) mangels Versetzungsmöglichkeiten erhalten. Die Arbeit wuchs, und der Minister wuchs mit seinem Beamtenstab zusammen. Er glaubte, vergnügt und

stolz, die Widerstrebenden allmählich auf seine Linie herübergezogen zu haben — und er erlag, unmerklich, dem Geist des Hauses, dem Geist der Brandes, Schiele, Hermes und Fehr... Es wird einmal ein dankbarer Vorwurf für eine Doktordissertation sein, zu zeigen, wie jener Mann, der so besonders stolz auf seine geistige Unabhängigkeit war, Schritt für Schritt, erst in Worten und dann in Taten, die Gedankengänge seiner agrarpolitischen Gegner aufnahm und durchführte. Ein zweiter Fall Geßler? — nicht ganz! Otto der Dauerhafte hat sich wohl schließlich klare Rechenschaft darüber gegeben, daß er den Kurs gegen seine Parteifreunde steuerte. Dieser süddeutsche Demokrat aber meint immer noch, Realpolitik zum Besten seiner Partei zu treiben, wenn er ihre Grundsätze mit Füßen tritt und so die letzten treuen Wähler vertreibt.

*

Ja, überhaupt: Realpolitik — und Grundsätze! Dietrich, der sich gern rühmt, vom „Denken in Doktrinen und Systemen" frei zu sein, und der, für seinen Hausgebrauch, das Wort: „principiis obsta!" frei mit „Fort mit Prinzipien" übersetzt, hat auf seinem Fachgebiet gleich drei Aktionen à la Panzerkreuzer, in Gestalt von drei Zollnovellen, mit bisher unerhörten Zollsätzen, durchgeführt. Die Ankündigung, daß seine Agrarpolitik zunächst und entscheidend Bauernpolitik sein werde, hat er nicht wahrgemacht; er ist es gewesen, der, einem höhern Roggenpreis für die Ostelbier zuliebe, den hannoverschen, westfälischen und schleswig-holsteinischen Schweine-Bauern die Gerste und den Mais so sehr verteuern wollte, daß sie „die Bude zumachen könnten". Seine letzten Reden als Reichsernährungsminister hätte Brandes, der Zoll-Einpeitscher beim Landwirtschaftsrat, wörtlich übernehmen können, so war das, was Dietrich sagte, Geist von seinem Geist. Mit den drei Zollvorlagen hat der Ernährungsminister seinem Nachfolger Schiele erst die Bahn zu den letzten unerhörten Willkürzöllen freigemacht.

Diese Wegbereiterschaft hat man ihm wenig gedankt; unter Brüning wurde er ins Reichswirtschaftsministerium abgeschoben. Seine erste Tat im neuen Amt war die Vertretung des Schankstättengesetzes vor dem Reichstag. Da wurde viel gelacht...

Auch die Sozialdemokraten haben es ihm wenig gedankt, daß er, Hermann der Systemfreie, nach den Ideen seines sozialdemokratischen Beraters Doktor Baade, entgegen allen Ankündigungen und Versprechungen, nun doch noch ein kleines Getreidemonopol, das Maismonopol, als Produkt einer schlaflosen Nacht — wie er erklärte — dem Reichstag, mit seinem Rücktritt drohend, zur Annahme aufzwang. Als er den Getreidehandel an der Leitung des Monopols beteiligte, warf man ihm Illoyalität und Unehrlichkeit vor. Die eigne Presse hat ihn als Reaktionär beschimpft; die Agrarier verspotteten ihn als „Dietrich Cunctator" — und was hat er alles für sie getan! Wie ein Ochse hat er ihren Zollkarren die steilsten Klippen heraufgezerrt. Ein starker Minister, gewiß. Doch leider immer nur stark in der Durchführung der Ideen — der Andern. Die Geschichte wird ihn einst zum Ehrenmitglied der „Grünen Front" ernennen.

Das dritte Reich von Theobald Tiger

Es braucht ein hohes Ideal
der nationale Mann,
daran er morgens allemal
ein wenig turnen kann.
Da hat denn deutsche Manneskraft
in segensreichen Stunden
als neueste Errungenschaft
ein Ideal erfunden:
Es soll nicht sein das erste Reich,
es soll nicht sein das zweite Reich ...

Das dritte Reich?
Bitte sehr! Bitte gleich!

Wir dürfen nicht mehr massisch sein —
wir müssen durchaus rassisch sein —
und freideutsch, jungdeutsch, heimatwolkig
und bündisch, völkisch, volkisch, volkig ...
und überhaupt.
Wers glaubt,
wird selig. Wer es nicht glaubt, ist
ein ganz verkommener Paz- und Bolschewist.

Das dritte Reich?
Bitte sehr! Bitte gleich!

Im dritten Reich ist alles eitel Glück.
Wir holen unsre Brüder uns zurück:
die Sudetendeutschen und die Saardeutschen
und die Eupendeutschen und die Dänendeutschen ...
Trutz dieser Welt! Wir pfeifen auf den Frieden.
Wir brauchen Krieg. Sonst sind wir nichts hienieden.
Im dritten Reich haben wir gewonnenes Spiel.
Da sind wir unter uns.
Und unter uns, da ist nicht viel.
Da herrscht der Bakel und der Säbel und der Stock —
da glänzt der Orden an dem bunten Rock,
da wird das Rad der Zeit zurückgedreht —
wir rufen „Vaterland!", wenns gar nicht weiter geht ...
Da sind wir alle reich und gleich
im dritten Reich.
Und wendisch und kaschubisch reine Arier.

Ja, richtig ... Und die Proletarier!
Für die sind wir die Original-Befreier!
Die danken Gott in jeder Morgenfeier —
Und merken gleich:
Sie sind genau so arme Luder wie vorher,
genau solch schuftendes und graues Heer,
genau so arme Schelme ohne Halm und Haber —
Aber:
im dritten Reich.

Und das sind wir.
Ein Blick in die Statistik:
Wir fabrizieren viel. Am meisten nationale Mistik.

Karriere eines Kaninchens von Egon Erwin Kisch

Der Lehrer, um das verschiedene Geschlecht der Tiernamen zu zeigen: „Karl, nenne mir ein Tier."

Karl: „Das Mäuschen."

„Hans, nenne mir ein Tier."

Hans: „Das Hündchen."

„Verflucht noch mal," brüllt der Lehrer, „es heißt die Maus, der Hund! Gebraucht doch nicht immer Verkleinerungen, sonst laß ich euch nachsitzen. Moriz, nenne mir ein Tier."

Kleiner Moriz: „Damit Sie zerspringen, Herr Lehrer: das Kanin."

*

Der kleine Moriz dieser Anekdote, der das Kaninchen veränderte, indem er ihm die Endsilbe wegnahm, geht längst nicht mehr in die Schule, er geht auf den Brühl, denn er ist Rauchwarenhändler in Leipzig geworden. Aber er spricht noch immer von Kanin statt von Kaninchen, wenn auch nicht mehr aus dem Grunde, daß der Lehrer zerspringe, sondern weil das Kaninchen ein seriöser Handelsartikel ist, zu dem das Diminutivum keineswegs paßt.

Ist denn die Weglassung der Silbe „chen" eine Veränderung im Vergleich zu den Veränderungen, die sich das Kaninchen in und um Leipzig gefallen lassen muß? Und nicht nur das Kaninchen.

*

Der Händler auf dem Brühl kauft die Felle, solche von wildem und solche von zahmem Getier. Aber so wie sie ankommen, sind sie nicht geeignet, die weißen Schultern schöner Damen zu schmücken. Erstens stinken sie, die Felle, zweitens sind noch Blut und Stücke Fleisch daran (die nennt der Pelzhändler verächtlich: „Aas"), drittens würde das Pelzwerk weiter verwesen, und viertens muß es schöner gemacht werden, als es die Natur gemacht hat. In der Umgebung von Leipzig sind die Zurichtereien und Färbereien, die dieses corriger la nature fabriksmäßig besorgen, das Haustier zum Raubtier und das Raubtier noch raubtierhafter machen.

*

Dem Kanin, mit dem wir unsre Geschichte begonnen haben und das wir daher auch hier zuerst behandeln, wird der Kopf ab- und der Bauch aufgeschnitten, dann weicht man es drei Tage lang in stattlichen Bottichen. Nicht immer fängt die Prozedur solcherart an, in manchen Zurichtereien von Markranstädt sind die rohen Felle unter Hügeln von Sägespänen vergraben bis zu dem Tage, da man sie zu veredeln beginnt. Und mechanische Holzhämmer sahen wir oder besser gesagt: hörten wir, die die Felle lärmend zertrampeln, bis sie mürbe werden.

Nun ziehen die Gehilfen vom Leder. Was ziehen sie vom Leder? Die Haut. Zu diesem Behufe sitzen sie rittlings auf

einer Bank, auf der außer ihnen ein Messer sitzt: Es ist scharf und glatt. Mit dem durchweichten Fell fährt man darüber und achtet darauf, sich nicht in den Finger zu schneiden, zuvörderst aber darauf, daß keine Risse ins Fell kommen.

Wir sehen Kisten mit Mehl, Fässer mit Margarine und Fässer mit Salz. Kein Brot wird gebacken und keine Stulle gestrichen, — das Salz ist für die Beize, die Margarine für die Schmiere, das Mehl für die Läuterei. Die Beize, in die das Fell nach dem Entfleischen auf drei Tage kommt, ist Solewasser und Schwefelsäure, überall in verschiedenen Mischungen und mit dem gleichen Zweck: zu verhindern, daß das Fell je wieder hart werde. Nachher kriegts den Margarinebelag, verdünnt mit warmem Wasser und Salmiakgeist. Am warmen Trockenboden hängen die Kaninchen wie Kieler Sprotten. Bald aber holt man sie von den Gehängen zur Läuterei: in Riesentrommeln, unter denen Holzkohlenfeuer lodern, rotiert das entfleischte, gebeizte Fell in Sand und Holzspänen und Salvatormehl, bis es wieder weich wird, man sagt „es bekommt Leder". Nächste Station ist die Schütteltonne aus Drahtgeflecht, durch das die Späne fallen.

Zu dick ist oft das Leder des Kanins, das würde die Kürschnerarbeit erschweren und der Trägerin das Tragen. Deshalb bestreiche das Fell nochmals mit einer verdünnten Schmiere, lasse es einen Tag liegen, um es dann zu falzen oder dünnzuschneiden mit einem Kreismesser, welches sich nicht nur scharf dreht, sondern auch scharfes Aufpassen verlangt, sonst geht etwas kaputt. Während des Läuterns haben sich in das Haar Klumpen gesetzt, gegen die das bloße Schütteln nichts nützt, weshalb man die Flocken herauskämmen muß. Sah man beim ersten Läutern mehr auf das Leder, so gilt das zweite dem Haar. Reine Holzspäne entfernen allen Schmutz und das anhaftende Fett, ein bißchen Salpeter macht das Fell schön weich. Der Gehilfe bekommt es nun zum Ausstoßen, zum Langziehen — unendlich lang wird ein kurzes Fell! — und zum Breitziehen — unendlich breit wird ein schmales Fell! —, er putzt es nochmals leicht durch, schüttelt es ab. Schluß. Den Auftrag des Händlers „wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß" hat der Zurichter erfüllt. Er schickt die Partie, die er roh empfing, in trockenem und haltbaren Zustand auf den Brühl zurück.

*

Die Felle werden aber nicht bloß zugerichtet, sondern oft auch gefärbt. Das geschieht in den Färbereien, und zwar so:

Zuerst kommt das Töten. Frauen stehen an einem Tisch, tauchen Bürsten in eine Mischung von Wasserstoffsuperoxyd und Ammoniak und streichen über das Deckhaar des Felles. Dadurch wird das Haar vom anhaftenden natürlichen Fett, von Schmutz und von Keimstoffen und vom letzten Hauch des Lebens befreit, und aufnahmsfähig gemacht für den Farbstoff.

Der Hades der getöteten Felle ist das Beizbad. Je ein Mädchen mit ruderartiger Stange bewegt die in Farbe getunkten Felle, in manchem riesenhaften Bottich dreht sich

Tag und Nacht ein Schaufelrad und bewirkt, daß sie ununterbrochen im Kreise schwimmen.

Frauen mit Gummihandschuhen spritzen Ursol, das Pelzfärbemittel der I. G. Farben, auf das Fell. Die Grannenhaare werden mit einer stärkern Ursol-Lösung abgedunkelt.

Wozu aber wird gefärbt? Das Kanin ist natürlich viel zu billig, um natürlich getragen zu werden. Die Edelfelle sind aber natürlich zu teuer, um natürlich getragen zu werden. Darum erleben Karnickel und andre Haustiere auch, wie Ziegen, Lämmer und Katzen, wie heimische Feld- und Wiesentiere, wie der deutsche Landfuchs, der Hamster, der Hase, das Reh oder das Eichhörnchen ihre Auferstehung als Biber, Gazelle, Antilope, Iltis, Nutria, Marder, Zobel und Nerz!

Fremdes Pelztier ist gleichfalls Gegenstand solcher Münzverfälschung, die man Veredelung nennt. Amerikanisches Opossum zum Beispiel stand 1925—26 in Ansehen und in Mode. Schon in der nächsten Saison konnte es nicht verkauft werden, — non opossomus — flugs wurde es auf Marder für Ärmelbesatz und Kragen umgefärbt, was gar nicht leicht ist, denn man muß diese Nachahmung in drei Farbtönen durchführen, einer hellen Grundfarbe, in der Mitte schokoladenbraun und oben noch dunkler. Das Wasserschwein ist in natura noch nie getragen worden, es erhält zuerst Grau als Grundfarbe, dann Hellbraun und oben Schwarz, bevor es als Bisam gelten mag.

Ausgesprochen schlecht gelingt es, Ziegen zu Füchsen umzumodeln und daraus Kopf und Krallen Reineckes zu verfertigen. Aber beige und alles Phantastische gelingt um so besser. Schön zugerichtet sind sie, die Tiere, weiß Gott, geschminkt und die Haare gefärbt, bevor sie zum Menschen passen!

Adalbert Sternberg von Anton Kuh

Über den verstorbenen Grafen Adalbert Sternberg scheint in diesen Tagen von mir und andern genug, vielleicht allzu viel erzählt worden zu sein; man weiß jetzt, daß er ein Original war, daß er gern trank, daß er viele Duelle austrug, daß er den Kaiser Franz Joseph geärgert hat, daß er als Redner glänzte, sich kein Blatt vor den Mund nahm, das enfant terrible Altösterreichs war, am Burenkrieg teilnahm, seine Standesgenossen bekämpfte, für Gerechtigkeit erglühte, in Künsten delirierte, in Versammlungen exzedierte, Bildung extemporierte — man weiß es, hat den Eindruck einer mehr ins schäumend Breite als ins geistig Tiefe gehenden Persönlichkeit, deren Erscheinung aus dem Offiziers-Kasino in die Renaissance hineinwuchs und setzt sie wahrscheinlich einem andern Wildling unter den Aristokraten an die Seite, dem Grafen Pückler-Muskau.

Hätte dieser Eindruck, den die Sternberg-Nekrologe dem Leser hinterlassen mochten, Recht, dann wäre jenen nichts weiter hinzuzufügen; in Wahrheit aber (und in einem höhern Gleichnis gesprochen) war der präriefrohe Edelmann, den sie da in der Gruft seiner Väter beigesetzt haben, einem andern Standesgenossen vergleichbar: dem Grafen Mirabeau. Laßt Euch zunächst durch das Trennende nicht erschrecken: Paris 1789 will natürlich etwas andres heißen als Wien 1900. Da jedes Kind, das einmal ins Geschichtsbuch seine Nase ge-

steckt hat, weiß, daß der Mensch ein Produkt seiner Zeit ist, bedarf es geringer Mühe, sich vorzustellen, daß der Marquis Riquetti ohne den großen Ausbruch der Leidenschaften, die ein ganzes Volk ergriffen und ihn zum Grafen Mirabeau machten, bloß ein in Scharteken und Chroniken fortlebendes Original geblieben wäre — wie andrerseits der österreichische Trink- und Duellgraf, von einem revolutionären Sturm in die Höhe getrieben, unschwer ein großer Mann hätte werden können. Äußerlich war ihnen vieles gemeinsam: der breite, fleischige Bullenkopf; die schöne Häßlichkeit; das Rabelaissche Unmaß in ihrem Appetit auf Frauen, Fehden, Spirituosen; dann aber, bereits in schicksalsengerm Sinne: die Geschichte ihres Oppositionalismus. Beide Spieler, werden sie beide wegen Spielschulden verfemt; der eine kommt ins Gefängnis, den andern streicht man aus dem Offiziersstand; beide toben nun los: gegen die elenden Standesgenossen, denen in derselben Lage ein besseres Los beschieden wäre und die sich keinen Pfifferling um den Ehrverlustigen scheren (sofern sie nicht sogar das Ihrige zu deren Abschneidung beitrugen) — gegen die Staatsgewalt, die solche Unbill duldete — gegen den Allmächtigen, unter dessen Segen sie geschah und der einmal „le roi" heißt, einmal „Der Kaiser", dort Ludwig, hier Franz Joseph. Beide sind zunächst nur „Mißvergnügte" und werden zu Rebellen; bei beiden strömt die politische Leidenschaft aus der Gier nach privater Genugtuung; beider Kampf gegen einen bevorrechteten Stand ist zuerst nur familiärer Streit, erst später Feindschaft und niemals Vernichtungswunsch. So ist bei ihnen Politik, Redelust, Einzug ins Parlament produktiv gewordenes Privatleben. (Wohl zu merken für den Unterschied von Grandseigneur und Gesinnungsträger!) Und beide schwanken endlich, hinaufgelangt, zwischen dem satten Gefühl der Rehabilitiertheit und neuer Herausforderungslust, möchten ihren Feinden zugleich unentbehrlich sein und sie zertrümmern, wissen nicht, ob sie ihren Triumph berauschender auskosten, wenn sie der Krone ihre Hände zum Schutz darreichen oder sich gegen sie stellen. Jedoch muß hier zur Ehre des Nachgeborenen, Unbedeutenderen der Beiden gesagt werden, daß er im Gegensatz zum andern nie mit verdeckten Karten spielte; und daß ihn zum Schluß, wenn die Glocken bereits Frieden und Versöhnung ins Land läuteten, ein Irgendwas, vielleicht der herausfordernden Stille eines Speisesaals ähnlich, kitzelte, mit einem lauten Schabernack den Burgfrieden zu brechen. Solche Menschen nennt man Exzedenten. Doch, wenn dabei auch nichts andres als Störung der Ruhe herauskäme, möchte ich ausrufen: „Vive l'excès!"

Es mag wenig anziehend sein, sich einen Mirabeau mit der österreichischen Offizierskappe oder im Smoking eines Bargastes auszumalen. Aber ich habe (abgesehen davon, daß es für die Phantasie ehrenvoller ist, sich das Große selbst im trivialen Kostüm der Zeit vorstellen zu können als nur in der Vergangenheitstracht) absichtlich nach dem hohen Vergleichsbild gegriffen. Die biographische Parallele sollte an die physiologische Wurzel führen: zur Ableitung des Gesinnungsmenschen aus dem Genußmenschen.

Die zwei großen „G" (Gesinnung, Genuß) sind einander — Ausnahmen bestätigen von Lassalle und Bismarck bis Paul Levi die Regel — feindlich. Auf der Links- wie Rechtsseite der Menschheit ist der Irrglaube verbreitet worden, daß der Meistanspruch auf Macht einen Mindestanspruch ans Leben bedinge. Man meint, nur aus der Verringerung des animalischen Glücks, nur aus der Verengung der Freudenkräfte wachse das Recht zum politischen Kampf. Man setzt die Überzeugtheit unter das Gebot des Verzichtes. Gegnern dieser Auffassung springt aus häßlichem, vernünftlerisch speichelndem Mund das ganze Vokabular der intellektuellen Verzwicktheit an: „Unterordnung des Menschen unter das Prinzip" und „sacrificio del'intelletto" und „Gegenwartsopferung" und „Verneinung des Individuellen" — Worte aus dem politischen Exerzierreglement, mit denen man Massen zu-

sammenhält, aber Menschen chloroformiert. Wohin führt es? Zum Sieg von Ideen? Nein, vorläufig (und solange Fleisch und Blut auf Erden stärker ist als alle Cerebralsubstanz) zur Vorherrschaft eines Typus. Dieser Typus — er gedeiht links wie rechts und wechselt, bezeichnend genug, grade in seiner Artvollendung oft von dort nach hier und umgekehrt die politische Farbe — mag verschieden benannt werden. Ihr mögt ihn (ohne Bedenken) als Gesinnungs-Plattfüßler bezeichnen oder als Phrasen-Korporal oder — wie ich ihn einmal nannte — als Intellektual-Plebejer. Gemeinsam ist ihm, daß er aus der Kargheit schöpft; daß sein Leib mittelständisch funktioniert, dieweil sein Geist sich radikal gebärdet; daß er, physiologisch ein Bettler (gebenedeiter Shakespeare-terminus!), in der Gesinnung Maximalist ist; daß er das Begreifen über das Sein stellt; daß ihm der Ehrgeiz die Freude ersetzt; daß er konsequent ist, ohne da zu sein; daß ihm der Haß gegen den Reichtum der äußern Welt zu einer Notwehrwaffe wurde, mit der er die Armut seiner innern verteidigt; und daß er mit alldem der Politik den schlechten Geruch gegeben hat, vor dem unsre Nase und Seele Reißaus nimmt! Haßt er die Üppigkeit? Nein, er haßt den gesunden Magen. Haßt er die Trunksucht? Nein, er haßt die Fähigkeit zum Rausch. Erbittert ihn der gute Rock? Nein, ihn erbittert die gute Linie. (Der verstorbene Hermann Ungar hat das dem Helden seiner „Gartenlaube" mutig als Bekenntnis in den Mund gelegt.) Jagst Du Dich mit ihm im polemischen Dickicht herum, so wird er Dir entgegnen, daß seine Physis hier der Erkenntnis pariere; er wird sagen, daß auch die Unwertheit eines Menschen nicht gegen die Richtigkeit der Idee spreche, die er verteidigt; (Was allenfalls auf die Geführten zutreffen mag, niemals auf die Führer.); er wird Dir, anders gesagt, beteuern, daß sein Leib bereits das „Opfer" gebracht habe, das seine Partei doch erst vom Geist fordere. Kurz: die Frage, ob zuerst die Henne oder das Ei da war, wird von ihm rasch und bedenkenlos dahin beantwortet, daß natürlich die Henne zuerst da war — die Ideologie vor der Physiologie. Er wird nicht zugeben, daß der Parteidrang ihm die Expansion gewährt, die seinem Lebensdrang versagt ist. Vielmehr wird dieses konstitutionelle Minus von ihm als sittliches Plus vertreten werden; er wird der Welt das Evangelium der Unfreude einbläuen; und ein krankes, an dünnem Kehlenfaden zuckendes Hohnlachen schütten auf alle Trinkbolde, Gelegenheitskämpfer und Kraftnaturen, die in seinem Gesinnungsrevier pirschen.

Es ist — was man längst bemerkt hat — dem Sinne nach ein Literatentypus. Eine Klasse, die zum Schreiben verdammt ist, auch wenn sie nicht lesen kann. Denn, was ist ein Literat? Ein Mensch, der die Notwehr gegen sich selber produktiv macht, die eigne Misere hinter Vokabeln verschanzt. Weshalb ihm die am odiosesten sind — die schreiben.

Der arme Graf Sternberg, den ich hier als Gegentypus betrachte, hat sich durch nichts so sehr geschadet als durch seine Schriftstellerpassion. Er beherrschte nämlich das Metier nicht. Es fehlte ihm ganz und gar an der Energie, richtig Gefühltes in einwandfrei Formuliertes umzulügen; was er schrieb, war zu neun Zehnteln ungrammatikalisch — manchmal schon im Denken (dafür zu einem Zehntel Menschenatem, nicht Äußerung). Daher wurde er von jenen nicht approbiert, auf die es ankommt, wenn man hienieden voll genommen werden will: von den Schreibenden — den ausübenden und den verhinderten. Denen ist es bekanntlich nicht so wichtig, wer Einer ist, sondern was Einer zu Papier bringt; da sie alle Anstrengung daran wenden, hinter Adjektivschliff und Satzbau ihr Antlitz unkenntlich werden zu lassen, messen sie den Wert jedes andern, der Schreibspuren hinterläßt, danach, ob er das Gleiche trifft, das heißt, inwieweit er imstande ist, Toilette zu machen. Wie konnten sie da jeman-

den ernst nehmen, der sich ihnen im Negligé zeigte — so ganz und gar unkonzentriert, flach, schlampig? Sie folgerten aus dem literarischen Eindruck auf den Menschen undf ragten: Wieviel Unzen kann eine solche Persönlichkeit wiegen? Es kam ein zweites Belastungsmoment dazu: der Titel Graf. Die bürgerliche Welt ist bekanntlich, ihre Dichter und Denker eingerechnet, noch nicht so weit, mit unhysterischem Gehör auf das Wort „Graf" zu reagieren. Zwar zählen wir im geistig-politischen Europa genug umwedelte, umdienerte Grafen. Aber sie erfüllen die Pflicht, die der Lakai von ihnen fordert: daß sie der Gesellschaft angehören, sie zumindest nicht verleugnen. Ein Graf aber, der aufs Bohemien-Niveau herabsteigt, der sich aus der Welt hinausbegibt, in die man hinein möchte — was bleibt von dem noch? Nichts als ein intellektuelles Minuszeichen! Sternberg war so zweifach dazu bestimmt, in seinem „sittlichen Ernst" angezweifelt zu werden.

Sittlicher Ernst? ... Ich weiß nicht, ob man es als Bürgschaft für diese Tugend nimmt, daß jemand wegen eines Unrechts, das einen Dritten traf, wie ein Berserker rast. Ich weiß nur, daß die lizenzierten Gesinnungsträger Wiens gemächlich in ihren Parteihäusern aus Papier und Gießblei saßen, als Adalbert Sternberg in Wort und Schrift über den Justizmord an der Bedienerin Ernestine Pruscha schäumte, die unschuldig und zur Deckung eines völkischen Früchtels zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Ich weiß, daß er bei der Ermordung des Journalisten Bettauer aufschrie — während die Parteipresse, „aus Taktik", wie man das nennt, ihr Maul hielt. Ich weiß, daß er Franz Josephs Enkelin, die Prinzessin Windischgrätz, unter seinen sichtbaren Schutz nahm, als die liberale Presse Wiens deren Verehelichung mit einem simplen Arbeiterrat als „taktlos" und „aufreizend" bezeichnete. (Die Synagogendiener sind ja immer Tempelhüter.) Und ich weiß, daß er aus jeder polizeilichen Gewalttat an einem Straßenmädchen eine Affäre machte, daß er in seiner — viel belachten und zu wenig gewürdigten — Zeitschrift oft und wiewohl von Maßregelung und Ausweisung bedroht, den Mut hatte, Dinge, über die die andern als Bagatellen hinweggingen, in ihrer Ungeheuerlichkeit aufzudecken — immer belächelt von den Augen der Parteiironie, die dem „Närrischen" durch ihr Gitterfenster zusah. Gerechtigkeitsgefühl — das war bei ihm Phantasie; Phantasie der Menschlichkeit.

Adalbert Sternbergs Menschlichkeit kam von oben, aus der Phantasie des großen Herrn. Er war Revolutionär, nicht im dogmatischen sondern im physiologischen Sinn — und das sind immer die zuverlässigsten gewesen. Der Genußfähigkeit entfloß seine politische Begeisterungskraft. Hat ihn der Alkohol zerstört — so hat er diesem oft im Reichstag, im Gerichtssaal, auf der Versammlungstribüne seinen feurigen Elan verdankt. War er sprunghaft, inkonsequent, unernst, so hat ihm dies grade dazu verholfen, im richtigen Augenblick zu erglühen. Gäbe es eine Idealpartei der Überparteilichen, der Gerechtigkeitsfanatiker aus Lebensbejahung, der Revolutionäre aus Körperadel, kurz, der Aristo-Demokraten, so hätte der Graf Sternberg auf ihren Bänken Platz haben müssen — und neben ihm ein andrer groß und aufrecht Gewachsener, der kürzlich starb: Paul Levi. Noch habe ich die wohllautende, südlich-warme Stimme im Ohr, mit der dieser einmal in seiner schwäbischen Mundart sagte: „Sie (die Parteigenossen) schimpfen mich alle einen Opportunischten. Ja, ich bin e Opportunischt! Mir ist's wichtiger, daß ich einem einzigen armen Luder zu seinem Recht verhelf', als daß ich für alle leeres Stroh dresch'." Adalbert Sternberg, der Katholisch-Konservative, hätte dem Sozialisten aus Schwaben für diesen Ausspruch die Bruderschaft angetragen.

Er hat sich ja mit seinen politischen Feinden immer gut verstanden, wenn sie denselben Wuchs hatten wie er. Nach dem Krieg

zog er es bekanntlich vor, als Emigrant in Wien zu leben und das Gastrecht prachtvoll zu mißbrauchen, statt als gedefteter Staatsbürger auf seinem böhmischen Schloß zu hausen. Einmal begegnet er nach Jahren im Sommer dem Präsidenten Masaryk auf der karlsbader Promenade. Der greise Präsident fragt seinen ehemaligen Parlamentsgegner, ob er sich denn den neuen Zeiten nicht anbequemen wolle. Nein, erwiderte Sternberg. „Ja, worauf warten Sie?" fragt der Präsident. Sternberg: „Auf die zweite Schlacht am Weißen Berge."

Der Salon der Museen von Felix Stössinger

Die berliner Staatlichen Museen haben sich zur Vorfeier ihres hundertsten Geburtstags zwei Niederlagen erkämpft, von denen die eine irreparabel, die andre hoffentlich heilsam ist. Nicht wieder gutzumachen ist der in der Geschichte des modernen Museums beispiellose Verzicht auf die unvergleichliche Schönheit Nefretetes, für die es, wie für alles Einmalige, einen Ersatz nicht geben kann. Was man uns im Umtausch bietet, ist etwa ein sicher sehr schönes Haydnquartett gegen den Figaro von Mozart. Aber wie dürftig ist das Verhältnis der Allgemeinheit zum Schönsten, was die berliner Museen besitzen, daß der Öffentlichkeit ein solcher Verzicht gefahrlos geboten werden kann

Die zweite Niederlage der Museen war nach außen ein großer Erfolg; auch nach innen? Wenn die Rembrandtausstellung ihre Wirkung der Ansammlung der schönsten Stücke aus ganz Deutschland und Oesterreich verdankt hätte, wäre sie ein reiner Triumph des Malers und ein Erfolg der Veranstalter gewesen. Aber wie war es wirklich? Diese Schau über 388 Rembrandts enthielt etwa 340, die am Ende der Linden gratis viermal wöchentlich gezeigt werden. Am Anfang der Linden kostete die Besichtigung eine Mark und zog in 52 Tagen 41 000 Besucher an, das heißt fast 800 täglich, während die Konkurrenz, das Kaiser-Friedrich-Museum, nur ein Viertel davon, nämlich nach amtlicher Angabe 200 täglich, anzieht. Genau dasselbe statistische Debakel erlebte die Generalverwaltung der Museen ein Jahr vorher. Die Ausstellung Chinesischer Kunst wurde an 80 Tagen von 53 000 Personen besucht, von denen 80 Prozent sogar zwei Mark für den Eintritt opferten, während die beiden Museen für Völkerkunde im gleichen Zeitraum nur 16 000 Besucher anzogen. Nur wer die ungemeinen Werte nicht kennt, die diese Museen beherbergen, kann den Erfolg beider Ausstellungen auf die größere Qualität der ausgestellten Objekte aus Privatbesitz schieben. Der Mißerfolg der Museumspolitik ist gewiß nicht auf das, was sie zeigt sondern auf die Form des Zeigens zurückzuführen.

Während der Besuch von Museen schon rein physisch eine Anstrengung bedeutet, die nicht jedermanns Sache ist, hat die Akademie eine Methode gefunden, Museumswerte faßlich, ja lockend darzustellen. Das ist nun nicht allein ein Vorzug der Räume oder überlegener Methoden sondern der Überlegenheit eines bessern Prinzips über ein falsches. Die berliner Museen

streben die Gliederung in Schaumuseen und Stapelmuseen an. Aber für die große Allgemeinheit ist selbst ein Schaumuseum noch ein Stapellager. Die Akademie wirkt dagegen wie ein Salon, in dem man den Besuchern nicht die Qual überläßt, sich Unterhaltung zu suchen, sondern wo man sie ihnen bietet: übersichtlich, konzentriert, ja sogar lockend... Welche Erholung, nicht an hundert Bildern vorbei zu müssen, um den Raub der Europa zu sehn, und ohne sich an endlosen Steinböden einen Sohlenbrand zu holen, nochmals zu den unheimlichen Aktzeichnungen Rembrandts zurückkehren zu können.

Von selbst ergibt sich aus diesem Erfolg der Akademie ihre Aufgabe, sich in einen Salon der berliner Museen zu verwandeln, der die vergrabenen Schätze zum ersten Mal breiten Massen zeigt. Und doch wäre es ein Fehler, wenn die Akademie ihre Aufgabe nur organisatorisch lösen würde. Natürlich lassen sich hundert fabelhafte Ausstellungen aus dem Reservoir der berliner Museen, Bibliotheken und Privatsammlungen zusammenstellen. Aber es wäre ganz verkehrt, die Akademieausstellungen rein ästhetisch zu orientieren, eine Gefahr, die tatsächlich in den Plänen für die Zukunft, soweit ich sie kenne, enthalten ist. Die letzten großen Erfolge des Salons der Museen wären nicht denkbar gewesen, wenn nicht zwischen dem Gezeigten und der Zeit selbst so enge Beziehungen beständen. Das trifft nicht auf alles, was schön ist, zu. Nur wenn die Akademieausstellungen eine geistige Funktion anstreben, wird sich ihr Erfolg wiederholen, wird die Institution aus dem Organisatorischen ins Aktivistische hinüberwachsen. Gewiß wird die Akademie keine revolutionären Aufgaben zu erfüllen haben. Das von ihr zu verlangen, wäre schon sinnlos. Aber sie kann auch evolutionär eine Funktion erfüllen, für die es eine Form in Deutschland nicht gibt. Mit großen Ausstellungen afrikanischer und ozeanischer Kunst oder des präkolumbischen Mexiko würde sie die Eingliederung jener neuen geistigen und formalen Werte in den europäischen Kulturkreis für Deutschland vornehmen, die für Westeuropa in Paris längst erfolgt ist, während bei uns noch sehr große innere Widerstände zu überwältigen sind. Wiederholt die Akademie dagegen ihre Ausstellungen, nur um nach berliner Art einen Erfolg konjunkturmäßig auszunützen, so wird sie selbst wieder zum Museum, das heißt tot werden, und es ist heute schon ganz sicher, daß das Niveau wird sinken müssen.

Aber die Museen stehen vor einer zweiten Aufgabe nach diesen Erfahrungen: neue Formen weitester Dezentralisation zu finden, Auflockerung der Bestände, Zusammenwirken mit Organisationen neuer Art als Mittlern zwischen Museum und Masse. Kommt die Masse nicht mehr in die Museen, müssen die Museen die Massen dort suchen, wo sie zu finden sind. Man beginne Daumier oder Kollwitz oder Steinlen im Gewerkschaftshaus oder in Warenhäusern auszustellen, dann wird man sehen, welche neuen großen Aufgaben die Museen in ihrem zweiten Jahrhundert erwarten.

Masken von Béla Balázs

Eine Maske ist ein Ausdruck, den kein Gesicht hindert. Sie ist Physiognomie, die keine Grenzen der Anatomie kennt. Von innen bewegt, von außen nicht gehemmt, ist die Maske Geist ohne natürlichen Widerstand. Die Maskenkunst ist bei metaphysisch veranlagten Völkern hoch entwickelt.

Meyerhold ist mit seinen akrobatischen Schauspielern nun fort. Er hat versucht, in Schrift und Wort, uns sein „biomechanisches" System zu erklären. Wir wollen es lieber selbst versuchen.

Also: von innen bewegt, von außen nicht gehemmt. Ausdrucksgebärde ohne Widerstand. Oder mit überwundenem Widerstand. Denn wir, die wir keine Akrobaten sind, drükken unsre Gefühle mit Gesten nur so weit aus, als unsre Muskelkraft und Geschicklichkeit eben ausreicht. Wir springen nicht so hoch wie wir uns freuen. Und daß wir keine Purzelbäume schlagen, liegt auch nicht immer daran, daß wir nie so empfinden. Doch! Bloß ist unser Fühlen gelenkiger als unser Körper, der es ausdrücken sollte. Auch unser Geschmack hat sich unsrer Ungeschicklichkeit angepaßt. Eine Aesthetik der Schwäche hat die Vorsicht in reservierte Würde und die Hilflosigkeit in rührende Grazie umgedeutet.

Jedoch die akrobatisch trainierten Schauspieler springen so hoch wie sie sich freuen. Der innere Sturm der Gefühle wird gleichsam im Originaltempo in Bewegung umgesetzt. Schwäche und Ungeschicklichkeit hindern sie nicht. Und es hindert sie auch Sitte und Geschmack nicht, die aus unsrer Unfähigkeit, aus unsern Halb- und Viertelbewegungen eine Ideologie der Gesellschaftsformen gemacht haben. Denn das kam nur von dem aristokratischen und gut bürgerlichen Geschmack der körperlich Gehüteten, jener, die die Kraft nur für den Sport brauchen. Vielleicht formt sich ein neues Schönheitsideal der Arbeiter. Eine Schönheit mit Muskeln und Fäusten und akrobatischer Laune. (Vielleicht.)

Von innen bewegt, von außen nicht gehemmt, eine Maskenkunst der Bewegung ist es, die uns die Truppe Meyerholds gezeigt hat. Nein, kein Ballett. Denn ihre Bewegungen sind nicht dekorativ-stilisiert. Es sind ganz spontane, natürliche Ausdrucksgebärden. Nur grade ihre Spontaneität wird nicht eingedämmt. Die Tendenz der Bewegung wird, auch über das gesellschaftlich Übliche hinaus, ganz ausgeführt. Restloser Ausdruck.

Freilich ist das nicht natürlich im Sinne der heutigen Alltagserfahrung. Aber es ist Natur, deren innere Struktur wir ja auch nur selten zu sehen bekommen. Es ist nicht wahrscheinlich. Nur wahr. Die Scheinlichkeit der Wahrheit wird uns auf naturalistischen Bühnen zur Genüge gezeigt. Wurzeln etwa sind auch unsichtbar. Sie ans Licht zu heben ist „Übertreibung". Aber ist das nicht eigentlich Absicht jeder Kunst?

Zu solcher Maskenkunst gehört eine gewisse skeptische Distanz. Eine Distanz zu den gegebenen Erscheinungen der empirischen Wirklichkeit. Metaphysische Völker haben sie

den Naturtatsachen gegenüber. Revolutionäre haben diese Distanz den gesellschaftlichen Formen gegenüber. Sie können es sich auch anders vorstellen. Und wir haben auf unsern Bühnen so viel leblose und unechte Wirklichkeit gesehen, daß wir an dieser springlebendigen, tiefechten Unwirklichkeit große Freude haben.

Wie sichtbar doch so eine Gebärde ist, die unten in einer Ecke der Bühne beginnt und zwei Stock hoch auf der andern Seite aufhört! Vergröbert diese Vergrößerung nicht? Gehen die feinern Nuancen nicht verloren? Gewiß: die geringste Unechtheit oder Unbestimmtheit der Geste müßte dabei entlarvt werden. Doch wirklich scharfe Photographien kann man auch zwanzigfach vergrößern. Nein, die Grazie der Sinaida Reich (die man in die Reihe der Sarah Bernhard, der Duse, der Madame Pitoeff, der Asta Nielsen stellen muß) verliert gar nichts an Zartheit, wenn sie von einem Wort geschreckt über die ganze Breite der Bühne flattert. Es bleibt der Ausdruck einer ganz feinen psychischen Nuance, wenn dieser „gewaltige Hahnrei" Iljinski von einer Treppe hinunterstürzt. Denn Feinheit ist nicht eine Sache des Formats. Es ist nicht das, was klein ist. Es liegt an der Substanz des Ausdrucks. Die Madonna Michel Angelos in der Medicikapelle in Florenz ist über zwei Meter hoch. Der Duft des Hauches ist in einen Felsen gemeißelt. Monumentale Anmut.

Aber so durchspielen diese Meyerhold-Leute den ganzen Raum der Bühne. Die Spannung zwischen den Spielern, die meist weit auseinander stehen, geht von der rechten Kulisse bis zur Linken, von der Rampe bis zu den Soffitten und durchglüht die ganze Entfernung. Die Bühne ist nicht nur Schauplatz einer Begebenheit. Es heißt: gute Architektur gestalte den Raum, der nicht nur Platz für Mauern und Pfeiler sei. Im Spiel der Meyerhold-Leute wird der Raum zum Medium der Bewegungsmasken.

Eine Bühne, auf der so unnatürlich gespielt wird, wird freilich auch keine natürlichen Interieurs und Landschaften darstellen. Sie stellt überhaupt nichts dar. Sie zeigt sich selbst. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, daß grade in Rußland, wo der Film die höchste Naturechtheit erreicht hat, die Bühne wieder bühnenecht geworden ist. Sie hat die hoffnungslose Konkurrenz aufgegeben. Kein Vorhang verhüllt die vorbereitete Illusion. Keine Attrappen wollen Naturwirklichkeit vortäuschen. Der Zwang zur Wahrscheinlichkeit hat lange Zeit die Bühnen sich selbst verleugnen lassen. Der Film hat das Theater entfesselt (ein Wort des Meyerholdschülers Tairoff) und nun ist die Bühne nicht mehr Schauplatz sondern Spielplatz der Handlung, Spielinstrument. Sie bekam ihren neuen Stil, indem sie zeigt, was sie nicht verbergen kann: die Mache. Es wird uns alles offen vorgemacht, weil man uns nichts mehr vormachen will. Und nicht nur so, daß man uns hinter die Kulissen sehen läßt, die auf der Drehbühne vor uns vorbeifahren (was seitdem aus demselben Grunde allgemein üblich geworden ist). Es gibt überhaupt keine Kulissen, die irgend ein Ding, und sei es nur spielerisch, vorstellen wollen. Denn solche Dekorationen haben immer den Anschein, einen speziellen

Sinn in dem betreffenden Stück zu haben. Die Gerüste Meyerholds aber gehören nicht zum Stück, sondern zur Bühne, so wie die Rampe, der Boden und die Seitenwände, nach deren speziellem Sinn man ja auch nicht fragt.

Hier wird nur der Mensch gezeigt in seinem geistigen und nicht in seinem natürlichen Raum.

Ob zwischen diesem Jenseits, denn das ist auch ein Jenseits — und unsern Konflikten und Sehnsüchten eine direkte Verbindung besteht, ob wir von da eine Antwort auf unsre Fragen, eine Anregung zum Weiterleben bekommen können, wir Westeuropäer, das bleibt fraglich. Und manches Andre noch. Jedenfalls sollte der Versuch gemacht werden, eine merkwürdige und sehr prägnante Zeiterscheinung, wenn auch nicht zu erklären, so doch wenigstens sich etwas genauer anzusehen.

Die Sondergruppen von Celsus

Es hat eine Auseinandersetzung stattgefunden zwischen den Hochmögenden der Volksbühne und den jungen Leuten von den Sondergruppen. Das heißt: es redeten nur die jungen Leute, die hohen Herrschaften schwiegen; nichts konnte sie verleiten, die Lippen zu öffnen, sie verharrten in sphinxhafter Ruhe...

Sitzen vor den Pyramiden
Zu der Völker Hochgericht;
Ueberschwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Gesicht.

Eine unbeschreibliche Hoffärtigkeit liegt in dieser Geste. Die Herren sind zu fein, mit Separatisten zu verhandeln.

Es hat keinen Zweck, unter diesen Umständen zum Frieden, zur Einigkeit zu mahnen. Die jungen Leute sollen gehen und die Volksbühne Bab und den Wanzen überlassen. Es wäre auch nicht sehr aussichtsvoll, Piscator und seinen Anhang, in irgend einer Form anzugliedern. Herr Karlheinz Martin hat zwar seinerzeit für Piscator wahrhaft unbändig plaidiert. Aber heute ist Martin selbst Direktor. Das beugt einer Wiederholung der Aufregung vor.

Was sollen die Sondergruppen in einem Verein, wo man mit ihnen nicht spricht? Hinter Piscator stehend, könnten sie Wertvolleres leisten, ihm einen wirtschaftlichen Unterbau geben und eine breite, volkstümliche Wirkung, die ihm jetzt doppelt zu wünschen ist, wo er sich endlich in einem Arbeiterviertel, in dem alten Wallnertheater, niedergelassen hat, wohin der Snobismus seines frühern westlichen Publikums kaum dringt.

Eines muß man den Sonderabteilungen allerdings auf den Weg geben: mögen sie sich fernhalten von der unseligen Fraktionsspielerei, denen alle linksradikalen Gruppen heute verfallen sind. Wenn auch in dieser neuen Theaterorganisation rechte Opposition mit linker Opposition kämpft und beide zusammen gegen die Zentrale, dann ist das Unternehmen von vornherein

verloren. Dann wäre es richtiger, gar nicht erst anzufangen. Auch damit rechnen die Herren von der Volksbühne. Deshalb dies überlegene Schweigen, diese spöttische Geringschätzung.

Die unverstandene Frau von Erich Kästner

Er band, vorm Spiegel stehend, die Krawatte.
Da sagte sie (und blickte an die Wand):
„Soll ich den Traum erzählen, den ich hatte?
Ich hielt im Traum ein Messer in der Hand.

Ich hob es hoch, mich in den Arm zu stechen,
und schnitt hinein, als sei der Arm aus Brot.
Du warst dabei. Wir wagten nicht zu sprechen.
Und meine Hände wurden langsam rot.

Das Blut floß lautlos in die Teppichranken.
Ich hatte Angst und hoffte auf ein Wort.
Ich sah dich an. Du standest in Gedanken.
Dann sagtest du: „Das Messer ist ja fort..."

Du bücktest dich. Doch war es nicht zu finden.
Ich rief: „So hilf mir endlich!" Aber du,
du meintest nur: ‚Man müßte dich verbinden',
und schautest mir wie einem Schauspiel zu.

Mir war so kalt, als sollte ich erfrieren.
Du standest da, mit traurigem Gesicht,
und wolltest rasch dem Arzt telephonieren
und Rettung holen. Doch du tatst es nicht.

Dann nahmst du Hut und Mantel, um zu gehen,
und sprachst: „Jetzt muß ich aber ins Bureau!"
und gingst hinaus. Und ich blieb blutend stehen.
Ich starb im Traum. Und war darüber froh..."

Er band, vorm Spiegel stehend, die Krawatte.
Und sah im Spiegel, daß sie nicht mehr sprach.
Und als er sich den Schlips gebunden hatte,
griff er zum Kamm. Und zog den Scheitel nach.

Finanzminister Coué von Morus

Die Reichsfinanzpolitik hat seit dem Sturze Hilferdings sich dem System Coué verschrieben. Der Finanzminister lehrt wie weiland der weise Apotheker von Nancy: „Es geht uns von Tag zu Tag immer besser und besser." Der Steuerzahler aber hat sich vor dem Schlafengehen auf einen stillen Ort zu begeben und mit dem gleichen Eifer vor sich hinzusprechen: „Sie ist nicht mies, sie ist nicht mies, sie ist nicht mies."

Trotz dieser probaten Methode hat sich die Anfertigung eines regelrechten Haushaltsplanes auch in diesem Jahr leider nicht vermeiden lassen. Immerhin haben wir auf dem Wege zum Finanzabsolutismus beträchtliche Fortschritte gemacht. Denn der Haushaltsplan, der jetzt endlich dem Reichstag zugegangen ist, kann auch bei größter Anstrengung der Abgeord-

neten nicht mehr so eingehend nachgeprüft werden, wie es notwendig wäre. Wir stehen bereits im zweiten Monat des neuen Etatjahres, während nach der Verfassung bereits vor dem ersten April der Reichshaushalt fix und fertig verabschiedet sein sollte. Nun geht die Hetzjagd los, und Doktor Moldenhauer erteilt, wie einst sein Papa, dem Parlament Turnunterricht. Auf! Nieder! Auf! Nieder! — und 11½ Milliarden sind bewilligt.

Dennoch verlohnt es sich, in die zweitausend Seiten hineinzusteigen, auf denen das Schatzamt Kasse macht. Zunächst überrascht das Reichsfinanzministerium, streng nach Coué, den Leser mit einem kleinen verspäteten Aprilscherz. Die Einnahmen und Ausgaben erscheinen nämlich um über zwei Milliarden geringer als im vorigen Jahr, während sie in Wirklichkeit um eine Milliarde höher sind. In einer schlichten Anmerkung findet man die Erklärung dafür. Das Reich hat diesmal die Steuern, die es den Ländern überweisen muß, gar nicht erst in seinem Hauptbuch notiert. Nun gut, es geht auch so. Der schlimmere Dreh ist, daß das Reichsfinanzministerium von der Existenz der Regierung Brüning, der es selbst anzugehören die Ehre hat, überhaupt keine Notiz nimmt. Von der niedlichen 200-Millionen-Ausgabe, die uns bevorsteht, von den Schieleschen Agrarsubventionen und von dem neuen Ostprogramm findet sich im Haushaltsplan nicht die leiseste Andeutung. Diese Liebesgaben darf das deutsche Volk aus irgendeiner Extratasche bezahlen, die zählen nicht mit.

Ebenso verhält man sich gegenüber der zweiten und dringenderen Ausgabe, an der das Reich wohl auch nicht spurlos vorübergehen kann. Die Mittel, die der Arbeitslosenversicherung einschließlich aller Reichszuschüsse gegenwärtig zur Verfügung stehen, reichen bestenfalls aus, um im Jahresdurchschnitt 1,2 Millionen Arbeitslosen ein kümmerliches Noteinkommen zu sichern. Nun haben wir aber jetzt noch über zwei Millionen Arbeitslose, um die Hälfte mehr als im vorigen Jahr zu Beginn der Sommersaison, und im Winter sind in Deutschland regelmäßig eine Million Menschen mehr arbeitslos als im Sommer. Man kann sich also bereits an den fünf Fingern abzählen, daß — wenn nicht ein Konjunkturwunder eintritt — die durchschnittliche Arbeitslosenzahl höher als 1,2 Millionen sein wird. Im Reichsetat aber findet sich an der Stelle, die für eben diesen Fall vorgesehen ist, nichts als ein Strich: „Leertitel". So kann man allerdings auf dem Papier einen Etat balancieren. Nur ist damit in Wirklichkeit keinem gedient.

Auf andern Gebieten hat man es weit weniger der Vorsehung überlassen und die Etattitel mit schönen runden Ziffern ausgefüllt. Schlagt das Haushaltsbuch auf, wo ihr wollt: die lieben alten Bekannten sind alle wieder da, und manch einer hat eine Aufbesserung bekommen. Von den freudigen Überraschungen des Wehretats, der 39 Millionen mehr beansprucht als im vorigen Jahr, war ja schon vor einigen Wochen hier die Rede. Der Luftfahrtetat, der 1929 unter großem Tamtam um knapp neun Millionen gesenkt worden war, hat die Scharte wieder ausgewetzt. Er soll von 37,7 auf 45 Millionen erhöht werden. Gegenüber dem ursprünglichen Etat des vorigen Jahres ist es annähernd eine Verdoppelung. Der Löwenanteil fällt

der Deutschen Luft-Hansa zu, die mit 21 Millionen Mark dotiert wird. Weitere sieben Millionen bekommt die Luftfahrt-Industrie, die „nur dann mit der ausländischen wettbewerbsfähig erhalten werden kann, wenn ihr für die nach den Bestimmungen des Versailler Vertrages verbotenen militärischen Aufträge ein Ersatz geboten wird". Der Kapitän Lohmann hatte also schon den richtigen Blick, als er sich nach Beendigung seiner Phoebusabenteuer auf dieses Feld warf. Ein Jammer, daß der teure Mann grade jetzt vor so reich besetzter Tafel in Rom sterben mußte.

Ein Kapitel für sich, an dem der Reichstag gewöhnlich mit besonderer Ehrfurcht vorübergeht, ist der Kriegslasten-Etat. Da in diesem Kapitel die Reparationen geführt werden, gelten die Ausgaben als unantastbar. Infolgedessen wird hier regelmäßig ein Sammelsurium von Subventionen untergebracht, die an andrer Stelle mehr Staub aufwirbeln würden. Zu den Kriegslasten des Jahres 1930 gehören, beispielsweise, die Hilfsgelder für Ostpreußen, die, ohne das geplante große Ostprogramm, bereits auf 65 Millionen angesetzt sind. Zu den sogenannten Kriegslasten gehört aber auch der Wiederaufbau der Rüstungsindustrie. Für diesen edlen Zweck werden, weil die Lage der Reichsfinanzen offenbar besonders günstig ist, über vier Millionen Mark neu angefordert. Sie fließen an die „für die Umstellung der zur Waffen-, Munitions- und Kriegsgeräteversorgung des Heeres und der Marine zugelassenen Fabriken", müssen also dem Wehretat zugezählt werden.

Wer die glücklichen Gewinner sind, wird im Haushaltsplan nicht gesagt. Nur das „Werkzeugbaubüro der Firma Simson & Co. zur Herstellung pausfähiger Originalzeichnungen der Gesenke, Vorrichtungen, Werkzeuge usw." wird namentlich aufgeführt. Vielleicht läßt sich der Reichstag einmal eine Aufstellung über die Rüstungsfirmen geben, die die Reichswehr beliefern, denn da das Wehrministerium für Waffen, Munition und Heeresgerät 81 Millionen ausgeben will — gegen 73 Millionen im vorigen Jahr — und die Marine für Artilleriemunition noch extra 6,5 Millionen, darf man doch wohl wenigstens erfahren, wohin diese immensen Summen fließen. Nach allem, was darüber bekannt geworden ist, zahlt die Reichswehr ihren Rüstungslieferanten sehr anständige Preise. Seit wann aber ist es in der Wirtschaft üblich, daß die Kunden den Fabrikanten noch fortgesetzt Geld für neue Betriebsanlagen schenken? Wer einen so guten und sichern Abnehmer wie die Reichswehr hat, kann doch wohl dasselbe Investitionsrisiko eingehen, das jeder andre Unternehmer, der eine Fabrik aufmacht, tragen muß. Das hat in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege ja sogar Kaisers Liebling, Krupp, auf sich nehmen müssen.

Neben den Rüstungen gegen die Feinde ringsum sind natürlich auch die Rüstungen gegen den innern Feind nicht vergessen. Deutschland bleibt nach wie vor das kostspieligste Polizeiland der Welt. Das Reich beteiligt sich, trotz Herrn Frick, wie im vorigen Jahr mit 195 Millionen Mark an den Polizeiausgaben der Länder. Aber auch für die bevorstehenden Lohnkämpfe hält es sich gerüstet. Die Klagen der Arbeitgeberverbände über die niedrige Dotierung der Technischen Nothilfe

sind nicht vergeblich gewesen. Nachdem man den Millionen, die im vorigen Jahr bewilligt worden waren, schnell noch 125 000 Mark hinterdreingeschickt hatte, wird jetzt dieser Fonds abermals um 175 000 Mark erhöht. Zur Begründung dient der ungemein aufschlußreiche Satz: „Der angeforderte Betrag ist trotz der im Rechnungsjahre 1929 durchgeführten Sparmaßnahmen erforderlich, wenn die Technische Nothilfe in der Lage sein soll, die ihr im Interesse der Allgemeinheit obliegenden Aufgaben zu erfüllen."

Daß auf dem Gebiet der Geheimfonds alles unversehrt ist, versteht sich von selbst. Das Auswärtige Amt bekommt wieder seine viereinhalb Millionen, der Reichswehrminister wieder seine Million. Auch die übrigen Dunkelkammern, in denen die Kultur und die Wohlfahrt drinnen und draußen gepflegt wird, sind wohl konserviert. Nur der Fonds zur Förderung des deutschen Nachrichtenwesens im Auslande ist von 2 770 000 Mark auf 2 270 000 Mark gekürzt worden. Wenn nun also dem Reich ein Unglück zustößt, weiß man, woran es liegt.

Den Abrüstungskonferenzen empfohlen

Aus einem Briefe des Geheimschreibers Kaiser Karls V. Maximilianus Transsylvanus an den Kardinal-Erzbischof Matthias Lang von Salzburg vom 23. Oktober 1522.

... Porne (Borneo) ist die bedeutsamste aller Inseln, die die Spanier besucht haben, weshalb ich die Sitten und Gesetze der Bewohner dieser Insel näher beschreiben will. Alle diese Insulaner sind Caphrae, Heiden, die Sonne und Mond anbeten.. Frömmigkeit und Gerechtigkeit gilt bei den Bewohnern dieser Gebiete viel. Besonders geschätzt wird von ihnen Frieden und Ruhe. Sie sind Verächter des Kriegs. Ihren König verehren sie wie einen Gott, namentlich, wenn sich seine Tätigkeit auf Erhaltung des Friedens richtet. Wünscht er aber Kampf, dann ruhen sie nicht eher, als bis er von der Hand des Feindes im Streit erschlagen worden ist. Wenn je einmal der König beschlossen hat, einen Krieg zu unternehmen, was übrigens selten vorkommt, dann wird er von seinen Untertanen in die erste Schlachtreihe gestellt, wo er den Anprall der Feinde aufhalten muß. Sie kämpfen dann erst mit Todesverachtung, wenn sie erfahren haben, daß ihr König gefallen ist. Denn nun beginnt für sie der Kampf um ihre Freiheit und um ihren neuen König. Nie hat es bei ihnen einen Herrscher gegeben, der nicht in einer von ihm begonnenen Schlacht gefallen wäre. Deshalb hüten sich ihre Könige vor einem Krieg. Vor allem halten sie es für Unrecht, ihren Landbesitz mit Gewalt zu vergrößern. Aus diesem Grunde geht ihre Hauptsorge dahin, einen Angriff auf einen andern Stamm zu vermeiden. Werden sie aber angegriffen, dann setzen sie sich grimmig zur Wehr und suchen bald Frieden zu erlangen. Um Frieden zu bitten, gilt bei ihnen für ehrenvoll. Man verachtet es gradezu, wen ein Gegner sich um Frieden bitten läßt. Schändlich und hassenswert ist es, wenn einer den Frieden verweigert, selbst in dem Falle, wo er der grundlos Überfallene ist.

Aus Plischke „Die erste Weltumsegelung". (Leipzig 1922)

Bemerkungen

Staatspathos

Wie kommt es eigentlich, daß die Reden, die unsre Staatsmänner bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten halten, so unsagbar töricht, leer und kindisch sind? Das muß doch nicht so sein. Die Leute, die das tun, stehen sehr oft über dem Niveau des Gesagten — was machen sie da nur —?

Sie greifen acht Töne zu hoch. Sie zwingen sich, in falschen Tonlagen zu singen, das rächt sich. Und warum tun sie das?

Weil sie mit aller Gewalt — bei Brückeneinweihungen, Anstaltseröffnungen, Fleischbeschau-Ausstellungen und Amtsübernahmen — ihre Hörer für so dümmlich halten, wie die in dieser Minute zu sein vorgeben. In Wahrheit glaubens auch die Hörer nicht. Habt euch doch nicht so.

Der Staat ist längst nicht mehr der große Gott und der dicke Manitou. Der Staat hat nicht mehr die Allmacht in Händen — fragt nur bei den Banken, bei denen ihr euch das Geld borgt, damit ihr weiter machen könnt. Dieses Pathos glaubt euch kein vernünftiger Mensch.

Ihr wendets nur an, weil sich im Laufe der Zeit ein Epigonen-Stil für Festredner herausgebilddet hat, die das Jubiläum eines Kegelklubs begehen, als begrüßten sie den Präsidenten Hindenburg, und umgekehrt. Ist das nicht schrecklich? Es ist, als zögen diese im Alltagsleben wahrscheinlich ganz nüchtern denkenden Männer mit ihrem schwarzen Rock noch etwas andres an — vage Erinnerungen an wilde Wagner-Opern, deutsches Trompetengeschmetter, den kollernden Baß ehrwürdiger Vereinsvorsitzender oder das überkippende Falsett junger Ministerialdirektoren. Laßt doch das sein.

Warum sprecht ihr nicht schön einfach? Denn dazu feiert ihr solcherlei Festivitäten viel zu oft, als daß jede einzelne noch ein Festtag sein könnte. Und dann will gehobene Sprachweise gelernt sein, sie steht nicht jedermann zur Verfügung — wenn aber einer so spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, dann kanns gut gehen.

Da hat sich jedoch eine Amts-Terminologie entwickelt, die gradezu fürchterlich ist. Man lese einmal nach — wenn man das zu Ende bringt! — wie bei Rheinlandfeiern, bei Amtsantritt und Abschied, bei Begrüßungen fremder Souveräne den Beamten die Hefe aufgeht. Ich weiß sehr gut, daß eine gewisse offizielle Ausdrucksweise nötig ist — man soll ja nicht immer sprachschöpferisch wirken; es ist auch ungefährlicher, bei der Tradition zu bleiben. Gut und schön — aber was ist das für eine Tradition!

Wenn einer sein Amt übernimmt, dann betont er zunächst einmal emphatisch, daß er es gar nicht hat haben wollen. Er opfert sich, sozusagen. Es wird ein bißchen viel geopfert bei uns... Und wenn sie in den Reden brausend sind, dann sind sie viel zu brausend, und wenn sie schlicht sind, sind sie viel zu schlicht — sie sind immer alles hoch zwei und wissen nicht, daß eine Wahrheit, zum Quadrat erhoben, sehr oft eine Lüge ergibt. Wie markig hallt die Phrase! Wie zischen die vergilbten Vergleiche! Wie wimmelt es von aufgeschnappten und unerlebten Bildern, die so staubig sind, daß es einem trocken im Hals wird, wenn man das mitanhört! Es ist, als könnten sie gar nicht mehr vernünftig sprechen.

Aber viele Hörer wollens so. Die stehen dann da; mit einem Ausdruck im Gesicht, wie ein Hammel, der darüber nachdenkt, ob er nun mal strullen soll; das Kinn haben sie an den Kragen gepreßt, und während sie zuhören, ohne aufzupassen, glauben sie im Augenblick auch wirklich alles, was ihnen da zu einem Ohr hinein und zum, sagen wir, andern wieder herausgeht. Es ist

wunderschön. Gehts denn nicht einfach? Doch, es geht auch einfach.

„Liebe Kinder! Ich wünsche euch vor allem Gesundheit. Der Mensch hat die Pflicht, gesund zu sein, nur so kann er den andern helfen und wird ihnen nicht zur Last fallen. Erhaltet euren Körper und die Wohnungen sauber. Betreibt Sport und fürchtet euch nicht vor Luft, Wasser und Sonne."

Das hat allerdings der Präsident Masaryk gesagt. Und vor Kindern. Denn vor Erwachsenen; — da ist das natürlich ganz etwas andres.

„Meine Damen und Herren! Im Namen der Reichsregierung kann ich erklären: Der heutige Tag ist ein Markstein in der Geschichte von Köln-Nippes. Die Anstalt für geprüfte Kreis-Hebammen, die wir heute dem öffentlichen Verkehr übergeben, ist so recht geeignet, Brücken zu schlagen ..."

Mensch! halt die Luft an. Und sprich vernünftig und sauber und ohne Pathos. Es ist besser für uns alle.

Ignaz Wrobel

Sechsunddreißig Schneider

Nahrungsmittel lassen sich schlecht strecken. Man kann den Hunger, der auf Quantitäten und Qualitäten ausgeht, durch wenig und schlechtes Essen nicht betrügen. Und überdies ist der Hunger, wenn befriedigt, nicht für lange befriedigt. Bekleidungsmittel aber lassen sich gut strecken.

Man kann nicht lange von einem Laib Brot leben, aber eine und dieselbe Hose kann man lange tragen. Man stirbt an Unterernährung, aber nicht an Unterbekleidung.

Daß den Menschen das Brot lebenswichtiger ist als die Hose, kann zu Zeiten vielen Schneidern das Leben kosten. Zu einem großen Bäckersterben wird es niemals kommen; aber es kommt vor, daß in Perioden immer weiter niedergehender Wirtschaft der Massentod an den Schneider herantritt.

Der Vorsteher der Genossenschaft der Kleidermacher Wiens hat bei der letzten Jahresversammlung dieser Zunft nach amtlichen Daten mitgeteilt, daß in den letzten zehn Monaten sechsunddreißig Schneider in Wien aus Verzweiflung über den gänzlichen Stillstand ihres Gewerbes Selbstmord begangen haben.

Die Hose ist in Wien vom Bedarfsartikel zum Luxusartikel avanciert; die Männer in Wien sind nicht mehr angezogen, sie sind nur noch zugedeckt.

In Wien waren einst nicht nur die „Kavaliere" angezogen, sondern, dem Anzug nach zu schließen, war bald einer ein Kavalier. Die Herren in Wien gehörten zu den bestangezogenen Männern der Erde. Jeder Handlungsgehilfe, jeder Postbeamte, jeder Gymnasiast war nach der Mode gekleidet. Auch Leute in kleinen Verhältnissen fanden Geld, sich der Despotie der Mode zu unterwerfen. Und es gab in der Welt der großen Staatskarriere, des gesellschaftlichen Ehrgeizes, der allgemeinen Eleganz einer glänzenden Stadt eine unendliche Masse von Existenzen, die den Kleiderluxus als Bedürfnis erster Ordnung behandelten und lieber schlecht aßen als schlecht gekleidet waren.

Wenn der Wiener heute nicht angezogen ist, so beweist dies nicht nur, daß er sich nicht mehr anziehn kann, sondern auch, daß

die eingebildete und die wirkliche Notwendigkeit, sich anzuziehen, für ihn entfallen ist. Er läßt lieber den Schneider sterben als den Bäcker, weil er sich auf das Dasein an sich zurückgezogen, den Markt der Eitelkeiten geräumt hat, weil er inmitten seiner prächtigen Stadt das Leben des Troglodyten führt, der, mit der Kniehose des Bergbewohners angetan, nur dem Sattwerden und der Gattung lebt.

Der Wiener hat den Glanz der Eleganz über Bord geworfen und übertreibt sein Geusentum, wie er einst sein Kavaliertum übertrieben hat. Der Vorsteher der Schneidergenossenschaft teilte mit, daß die Baumwolljoppe, die Haferlhose, bestenfalls die Pumphose die Nationaltracht des österreichischen Menschen geworden sei.

Ganze Klassen des österreichischen Volkes, einst verspielt in glänzendem Elend, sind auf jenem Punkt sozialer Wahrhaftigkeit angelangt, auf dem man in proletarischem Bekenntnismut sein Äußeres seiner Wirtschaftslage angleicht. Sie wollen sich nicht mehr durch Kleider zu Leuten machen lassen, die sie weder sind noch werden können. Die Hochstapelei des Feintuns muß aufhören, wo alle Hoffnung auf den Aufstieg genommen ist.

Der moderne Anzug, die Bügelfalte gehörten in Wien einst zum Stil der Zeit. Durch den guten Schneider machte man sich möglich. Die Möglichkeiten aber sind alle dahin. Die Haferlhose ist der Dreß des totalen bürgerlichen Zusammenbruchs, sie bedeutet die Einwilligung in die definitive Verarmung. Wer energisch war, wer den Gedanken an Deklassierung nicht ertragen konnte, wer nicht von der Politik lebt, ist rechtzeitig ausgewandert.

Der arme Schneider aber versteht eine Welt nicht mehr, in der die Bestellung des Überziehers ausbleibt. Er denkt: „Wie lange werden die Leute den alten Überzieher noch tragen können?" Er kann nicht daran glauben, daß der Vormarsch der Haferlhose endgültig sei. Er wartet und wartet, daß man ihn beschäftige. Er lebt in der Vergangenheit. Der wiener Schneider, der lange Hosen und Smokings zuschneiden und nähen kann, ist ein Meister historischer Kostüme geworden. Die Haferlhose hat gesiegt, der Stadtmensch ist nicht mehr da, der Schneider für Stadtmenschen muß sterben.

Walther Rode

Chagall illustriert Lafontaine

Marc Chagall, der in Paris seßhaft gewordene Ahasver aus Witebsk, zeigt bei Flechtheim hundert Aquarelle zu den Fabeln des Lafontaine.

Wie billig war hier die Gelegenheit zu handgreiflicher neuer Sachlichkeit. Doch Chagall predigt uns nicht mit erhobenem Zeigefinger triefende Moral, auch zieht er nicht die nach Aktualisierung schreienden Fabeln in die Sphäre der Reportage. Er malt mit saftigstem Pinsel, mit der Unbekümmertheit seiner visionären Kraft farbige Bilder von wahrhaft „fabelhafter" Wirkung.

Hier ist eine Realität, geladen mit Träumen. Es gibt nichts Konstruiertes, nichts Erblinzeltes, keine Jagd nach Valeurs, nicht Spiel und Tändelei, aber auch kein Geschrei: „So ist das Leben!"

Lafontaines Fabeln sind 1670 geschrieben, von ihrem Schöpfer losgelöst und leben selbständig. Der Hofmaler Jean Baptiste Oudry verfertigte 1755 „auf Befehl" Ludwig des Fünfzehnten saubere Stiche zu einer Prachtausgabe. Nach ihm tummelten sich ungezählte mehr oder minder begabte Maler in Lafontaines Fabelgarten aus. Zweihundert und sechzig Jahre später „befiehlt" der Kunsthändler und Schriftsteller Ambroise Vollard in Paris dem Maler Chagall, hundert Bilder zu den Fabeln zu malen. Sie sollen dann radiert und mit dem Buche herausgegeben werden. Erstaunlich und dankenswert, daß Vollard den russischen Juden Marc Chagall wählte, und es wagte, den „französischen Geist" Lafontaines zu ignorieren. Chagall ging unbekümmert und herzhaft ans Werk, diese „Komödie in hundert Akten", wie Vollard sagt, zu illustrieren. Er sieht die große Einheit in Lafontaines Werk, löst jede spießige Moral aus diesen Geschehnissen zwischen Getier und Mensch, und stellt lebendige Wesen in die Welt. Der kranke Löwe versinkt in dem blaugrünen Blumenteppich, starrt mit vergreistem Gesicht vor sich hin, während die entfesselten Tiere sich wie ungezogene Untertanen benehmen. Sie heben das Bein und pfeifen auf ihren sterbenden König. Da ist „der Frosch, der so groß sein wollte wie ein Ochse", der „Narr, der seine Weisheit verkauft" und am Ende kommt der „Tod zu dem Unglücklichen" als tappender unpathetischer Geselle verwesungsfarbig und gespenstisch. Hier ist der listige Fuchs und der plumpe Bär, der „Rabe, der es dem Adler gleichtun wollte", kurz aller Haß und Neid, Freude und Tücke, Trauer und Lustigkeit, Feindschaft und Gemeinheit dieses Erdenlebens aufgemalt.

Hundert rauschende Bilder vom Glück und Elend der Erdenwesen inmitten einer unbarmherzig blühenden, farbetrunkenen Natur.

Karl Jakob Hirsch

S. M. der Direktor

Beim letzten Gastspielabend Meyerholds war ich im Theater in der Stresemannstraße. Es regnete in Strömen — als ich in der Pause in der Direktion zu tun hatte, ging ich nicht außen herum, sondern wählte den kürzern, aber schwer zu findenden Weg über den Hof. Hier ging ich in die Irre, bis ich schließlich auf etliche Russen stieß — Schauspieler, Musiker, Inspizienten und Bühnenarbeiter, die ich nach dem richtigen Weg fragte. Einer in Hemdärmeln löste sich aus der Gruppe, zog einen Rock an, sagte: „Bitte", führte mich treppauf, treppab und so dann, selber barhäuptig, über den verregneten Hof, öffnete die Tür zum Foyer, sagte noch einmal: „Bitte" — und ging durch den Regen wieder zurück. Erst schloß ich auf Trinkgeldhunger; dann machte

ich mir über die selbstverständliche Höflichkeit dieser Russen, die ihre Arbeit unterbrechen, um irgend einen Herrn Pim auf einem komplizierten Weg zu begleiten, allerhand Gedanken. Am Ende der Vorstellung sah ich dann den Mann noch einmal: es war Meyerhold, den der Applaus auf die Bühne rief.

Ein Nichts von einem Vorfall, gewiß. Nimmt man aber die Figur Meyerholds heraus und setzt in die Gleichung den Namen irgend eines berliner Theaterdirektors oder Regisseurs, so folgt daraus einiges. Max Reinhardt ist nicht weniger berühmt als Meyerhold. Die Begleitung über den Hof wollen wir uns erst gar nicht vorstellen — wenn nur das Bild, wie er, auf einer Gastspieltournee, bei der ungefähr fünfhundertsten Aufführung eines Stückes in Hemdärmeln unter Schauspielern, Musikern und Arbeitern steht und intensiv den nächsten Akt mit ihnen bespricht — wenn dieses Bild unsrer kühnsten Phantasie nur glücken würde.

Meyerhold ist von der berliner Kritik arg hergenommen worden. Byzantinismus; veraltete Marionettenkunst; neue Auflage des kaiserlich-russischen Ballets; so klang es. Daß seine Richtung durch seine allzu flinken und konjunkturausnützenden berliner Kopierer (Karlheinz Martin, zum Beispiel, der heute glücklich wieder anderswo liegt) durchaus verfälscht und daher bald entwertet wurde, war nirgends zu lesen. Meyerhold hat auch der berliner Kritik in einem Vortrag wieder manches Saure zurückgegeben und die Gegner schieden unversöhnt. Aber darum handelt es sich hier nicht; sondern nur darum, daß Theaterdirektion oder Regie-Mit-Arbeiten nicht Diktaturen, daß Direktoren und Regisseure Menschen, nicht Majestäten sind. Und wenn Meyerhold dem berliner Theater wirklich nichts Neues gebracht haben sollte — das Wörtchen „Bitte" können noch alle seine hiesigen und weitaus unberühmtern Kollegen von ihm lernen.

Hans Kafka

Die alten Schlösser

In den ‚Leipziger Neuesten Nachrichten' vom 25. April war in einem Bericht über den Feuerschutz in Sachsens Gefangenen-Anstalten zu lesen:

„Die Gefangenen-Anstalten Sachsens stehen, wie alle andern öffentlichen Gebäude, dauernd unter Kontrolle durch die mit dem Feuerschutz betrauten Behörden. Diese Nachprüfungen werden um so gewissenhafter und um so häufiger vorgenommen, als mehrere Gefangenenanstalten in alten Schlössern untergebracht sind."

Erst die alten Schlösser — die Gefangenen werden so nebenbei mit konserviert . . .

Der kluge und vornehm denkende Arzt

„. . . Die larvierte Suggestion. Der kluge und vornehm denkende Arzt wird auch in solchen Fällen kindische Täuschungen, z. B. durch Einspritzung von Wasser, zu vermeiden wissen, vielmehr als suggestiven Anknüpfungspunkt eine an sich sinnvolle Me-

dikation wählen. Bei schlecht erzogenen, infantilen oder widerspenstigen Patienten kann man die larvierte Suggestion zweckmäßig mit einer gewissen Disziplinierung verbinden, indem man als Suggestivmittel eine etwas unangenehme oder schmerzhafte Prozedur wählt; auf meiner Kriegsneurotikerstation bekam jeder Patient bei hysterischem Anfall sofort eine Ätherspritze (stark schmerzhaft) und eine kalte Ganzpackung, was sich gut bewährt hat; dabei muß der Disziplinierungscharakter sorgfältig verdeckt und die Heilwirkung ganz in den Vordergrund gerückt werden."

Professor Dr. Ernst Kretschmer Marburg

Ein zackiges Organ

„Berliner S. A. auf zackiger Deutschlandfahrt."

„Kalt und regnerisch setzt der Karfreitag ein, als die knorken Kerle des Sturm 1 und einige Kameraden von den Bruderstürmen unsrer zackigen Sta. IV sich auf dem Sammelplatz einfinden."

„... und schlug am nächsten Tage noch mal so zackig die Becken in der Kapelle..."

„... diesmal der zackige, sauber gedrillte Zwickauer Spielmannszug."

„... angesichts der anwesenden zackigen S. A. ..."

‚Der Angriff', 27. April

Nachsitzen, Herr!

Die Oberprima des Friedrichsgymnasiums in Freiburg hat während einer griechischen Stunde mit ihrem Lehrer eine Auseinandersetzung über zu starke Belastung mit Schularbeit. Während der Debatte fällt auf eine Erwiderung des Lehrers aus den Reihen der Schüler das Wort: „... siehe Schülerselbstmorde!" Darauf der Lehrer: „Wenn ein junger Mensch sich in jungen Jahren schon überflüssig auf der Welt fühlt, so kann er ja gar nichts Besseres tun als sich um die Ecke bringen."

Befriedigung

Der Mann, der nicht lieben darf
(Das Geheimnis d. Abbé X)
Ein Film, der den Eindruck tiefster Befriedigung hinterläßt.

Kino-Inserat

Hinweise der Redaktion

Berlin

Weltbühnenleser. Mittwoch 8 Uhr. Café Adler, Dönhoffplatz, spricht Frau Herta Björnsen (Buenos Aires) über das Thema: „Argentinien, Stadt und Land".

Mannheim:

Dessauer Bauhaus zeigt in der Mannheimer Kunsthalle vom 4. Mai bis Ende Juni eine umfassende Wanderschau.

Bücher

Max Hochdorf: Rosa Luxemburg. Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin.
Rudolf Schneider-Schelde: Kies bekennt Farbe. Engelhorns Romanbibliothek, Stuttgart.
Alfred Kuhn: Die Polnische Kunst von 1800 bis zur Gegenwart. Klinkhardt & Biermann Verlag, Berlin.
Klabund: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Phaidon-Verlag, Wien.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 18.10: Exotische Romane und Abenteuer, Erich Frantzen. — Köln 15.45: Charles de Coster, Adolf von Hatzfeld. — Königswusterhausen 17.55: Lebendiges Bauen, Dr. Paul Zucker. — Leipzig 21.20: Magnet Pol, Hörspiel von Arno Schirokauer. — Mittwoch. Berlin 15.40: Unbekanntes Filmland, Dr. Herbert Rosenfeld. — 18.00: Was verlangt das Publikum vom jungen Dramatiker? Herbert Jhering, Helmuth Carsch, Hans Rehberg. — 20.30: John D. erobert die Welt, Hörspiel von Friedrich Wolf. — Donnerstag. Berlin 17.55: Gustave Flaubert, Rudolf Kayser. — Leipzig 19.00: Die Gewerkschaften und die Welt. F. J. Furtwängler. — Freitag Berlin 20.00: Großstadtlyrik, Gespräch Ernst Blaß und Friedrich Burschell. — Frankfurt 18.05: Rezepte für Komödienschreiber, Gespräch Wilhelm Speyer und Walter Benjamin. — Sonnabend Berl. 19.30: Chikago: Arthur Holitscher. — 20.00: Der Erzähler der Woche, Walter Hasenclever:

Antworten

Felix Stössinger. Sie schreiben: „Emil Linds Antwort vom 22. April auf meinen Vergleich zwischen dem französischen und dem preußischen Theateretat in der ‚Weltbühne' vom 15. April verkennt vollständig nicht nur das, was ihm hier geantwortet wurde, sondern auch die Notwendigkeit der Kritik von Morus und mir, grade im Interesse des Theaters, das nicht Lind gegen uns verteidigen muß sondern wir gegen ihn. Und weil es nicht darum geht, dem sterbenden Theater einen Gnadenstoß zu geben sondern es wieder gesund zu machen, muß diese Kritik verschärft und fortgesetzt werden. Was schadet dem Theater mehr: Sparwirtschaft oder Luderwirtschaft — das ist allein die Frage. Ist die Gefahr nicht sehr groß, daß die Parteien bei der nächstfälligen Sparpanik zuerst die Etatposten streichen, die nicht von mächtigen Wirtschaftsinteressenten in Verteidigungszustand gesetzt werden, nämlich die kulturellen? Künstlerisch widerlegt Lind mit einer Erinnerung an pariser Opernabende unter erfurter Niveau gewiß nicht die schönen Reminiszenzen, die ich hier erwähnt oder zitiert habe. Aber nicht darauf kommt es an, ob in Paris oder in Berlin in der Regel besser gespielt wird, sondern daß eben auch in Paris oft sehr schöne Vorstellungen zusammenkommen, die weniger kosten — selbst als Erfurt, nämlich nichts. Auch Lind wird die von ihm behauptete Differenz zwischen pariser und berliner Leistungen nicht in so vielen Millionen materialisieren können als Berlin beansprucht. Daß wir uns aber in Berlin helfen können, gibt Lind selbst zu, wenn er die ‚Elefantiasis der Beamtenschaft' beschuldigt, die Millionen zu schlucken, die für die Kunst bestimmt sind. Und das sollen sich Theaterfreunde gefallen lassen? Soll Deutschland, aus der Flut der Geldinflation knapp gerettet, in einer Beamteninflation ersaufen? Sollen Künstler wirkungslos werden, weil sich ein Heer von Beamten Akten über den Ankauf von Schnürsenkeln zuschiebt, um seine Existenzberechtigung zu beweisen? Lind kämpfe nicht gegen uns, sondern gegen diese Seuche."

Hamburger. Auf Veranlassung der Deutschen Liga für Menschenrechte, Arbeitsgemeinschaft Hamburg, spricht Kurt Großmann am 6. Mai in Hamburg, 20 Uhr, Große Theaterstraße 44, II. Thema: Gibt es eine politische Justiz?

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

**Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112**

Diplomatenschub von Carl v. Ossietzky

Der Wunsch nach einem allgemeinen diplomatischen Revirement geht bis auf die Tage von 1926 zurück, wo Deutschland Mitglied der großen genfer Sozietät wurde. Doch standen immer personale Schwierigkeiten im Wege, es fehlte an Leuten, und man hatte überhaupt keine rechte Lust. Der alte Herr Sthamer in London galt schon lange als ablösungsreif, aber jedesmal, wenn es so weit war, hieß es, George V. bestehe auf Sthamer wie Hindenburg auf Schiele. Es ist nicht zu leugnen, daß sich der brave hamborger Senater auf seinem Platz unschätzbare Verdienste erworben hat, indem er sorgfältig vermied, den Londonern, denen noch das „Gott strafe England!" der Alldeutschen in den Ohrmuscheln klebte, durch irgendeine Form von Tätigkeit lästig zu fallen. Jeder Geschäftige hätte die Sache vermurkst, in Herrn Sthamer hatte ein freundliches Schicksal jedoch endlich einmal das Phlegma auf den rechten Platz gestellt. Downing Street wußte das Vakuum zu schätzen und sandte uns als Gegenleistung Lord d'Abernon, den bedeutendsten Diplomaten der Nachkriegszeit.

Jetzt, unter Brüning und Treviranus, wird der oft steckengebliebene Diplomatenschub endlich fällig, und seine Zwecke sind sehr offensichtlich. Die liberale Presse ist nicht gut beraten, wenn sie die Veränderungen durch leidige technische Notwendigkeiten bedingt und gestaltet sieht. Das Rechtskabinett beginnt, seine Tendenzen jetzt auch nach Außen zu tragen.

Staatssekretär von Schubert soll zwar als Botschafter nach Rom gehen, aber die Art, wie dieser Wechsel bekanntgegeben wurde, hatte verzweifelte Ähnlichkeit mit einer Absägung. Die neue Aera nimmt Rache an dem Mann von Locarno, dem Vertreter der Erfüllungspolitik. Herr von Schubert ist kein Idealbild des Diplomaten, eher durch eine gewisse Schwere gehemmt; aber seine Solidität hat segensreich gewirkt. Er war, alles in allem, der Repräsentant des gesunden Menschenverstandes im Auswärtigen Amt. Also fort mit ihm und freie Bahn den spekulativeren Köpfen! Herr von Schubert war ursprünglich für London ausersehen, und das wäre auch der richtige Auftrag für ihn gewesen. Seine Kandidatur ist vornehmlich von einer Clique demoliert worden, die die alberne Geschichte verbreitete, dieser Botschafter werde im Buckingham-Palast nicht gern gesehen werden, weil er mit einer geschiedenen Frau verheiratet sei; wenigstens halte Queen Mary noch an so prähistorischen Anschauungen fest. Wie es damit auch sein mag, es darf jedenfalls nicht übersehen werden, daß der königliche Hofstaat in England seit 1648 nicht mehr allein maßgebend ist, und letzten Endes ist die ganze Geschichte nur kolportiert worden, um die Kandidatur Schubert in der Wilhelm-Straße von vornherein madig zu machen. Was auch gelungen ist.

Staatssekretär soll an Schuberts Stelle Herr von Bülow werden, der vor Jahren als Legationssekretär das Referat für den Völkerbund innegehabt und das Seinige dazu beigetragen hat, daß der Weg nach Genf so spät gefunden wurde. Es war die Zeit, als man im Auswärtigen Amt den Völkerbundgedanken noch für eine beklagenswerte pazifistische Verirrung hielt, und Herr von Bülow hat diese Meinung auch in einer ziemlich tollen dickleibigen Scharteke niedergelegt. Erst nach Locarno kam für das Gros der Herren Legationsräte der psychologische Augenblick, erst damals erkannten sie, daß der Völkerbund gar keine so schreckliche Erfindung sei, sondern für Karrierelustige die freundlichsten Perspektiven eröffne. Auch Herr von Schubert war früher in recht konservativen Vorstellungen befangen gewesen, aber die Gerechtigkeit gebietet zu sagen, daß er ehrlich umgelernt hat. Ob Herr von Bülow auch umgelernt oder sich nur auf eine neue Stimmlage eingerichtet hat, weiß man nicht. Vielleicht sind auch solche Strapazen gar nicht mehr nötig.

Warum republikanische Blätter dem scheidenden Personalreferenten, Herrn Professor Schneider, wehmütige Abschiedsworte widmen, bleibt unerfindlich. Herr Schneider ist ein Mann, der dem praktischen Leben nähersteht als der Diplomatie und der Wissenschaft und sein Ansehen hauptsächlich auf der Verwaltung einiger Fonds ruhen ließ. Ein stiller Arbeiter, der nicht mit den trügerischen Gaben des Intellekts zu blenden suchte, dafür aber desto mehr kostete.

Nach London kommt Herr von Neurath, dessen Tätigkeit in Rom bei der deutschen Linken wiederholt Empörung hervorgerufen hat, was wohl genügt, um ihn auf einen noch wichtigeren Posten zu stellen. Angeblich soll das auf den besondern Wunsch des Herrn Reichspräsidenten zurückzuführen sein, weil Herr von Neurath „so ein anständiger Mensch" wäre. Der Württemberger von Neurath — das muß mit glühenden Nadelspitzen in die Augenwinkel gekritzelt werden — ist nicht nur ein anständiger, sondern sogar ein hochanständiger Mensch, den seine geistigen Eigenschaften und seine gesellschaftlichen Umgangsformen zu einer Zierde für jede schwäbische Wachtstube machen würden. An mangelnder Eignung für die Diplomatie wird Herr von Neurath nur von Herrn Nadolny übertroffen, der noch in Angora auf seine Erhöhung wartet.

Es sieht also ganz so aus, als ob unsre Außenpolitik wieder „aktiv" im Sinne der Freunde des Herrn Treviranus werden möchte. Da Herr Doktor Curtius beharrlich schweigt, Herr Groener dagegen soeben erst betont hat, daß er stets in Übereinstimmung mit Reichskanzler und Außenminister spreche, so darf wohl die Frage erlaubt sein, ob in dem schnell geflügelt gewordenen Wort des Herrn Kriegsministers: „Bei der Beschaffung von Waffen und Munition wäre Sparsamkeit schlecht angebracht," das außenpolitische Programm dieser Regierung zu erblicken ist. Zwar sind nach der Verabschiedung des Young-Plans die Möglichkeiten für folgenschwere Wagnisse geringer geworden, aber die Entschlossenheit zu vielen kleinen Dummheiten ist ohne Zweifel vorhanden, und viele Kleinigkeiten ergeben ein Großes.

Paneuropa oder Erdstaat? von Werner Ackermann

Der Verfasser dieses Artikels bekämpft Coudenhoves Paneuropa als eine neue Illusion, als eine andre den Zeitumständen angepaßte Maske des Imperialismus. Der Wert seiner Ausführungen liegt in der klaren Aufzeigung der Fragwürdigkeit von Coudenhoves Projekt, ihre Schwäche in der Verkennung der gegenwärtigen Etappe europäischer Entwicklung. Paneuropa ist noch keine „Gefahr", lieber Werner Ackermann. So weit sind wir noch nicht. Noch regiert überall das nationalistische Indianertum, noch ist, in Deutschland zum Beispiel, das Wort „Europäer" ein Schimpfwort. Der Weg zur Erdstaat-Organisation aber führt, darüber kommen wir nicht hinweg, über das geeinte Europa.

Vor drei Jahren habe ich in der ‚Weltbühne' (1926, Nummer 39) darauf hingewiesen, daß Paneuropa große Gefahren in sich birgt. Ohne die ideale Grundidee Coudenhove-Kalergis zu verkennen oder zu unterschätzen, stellte ich fest, daß der Gedanke mit Leichtigkeit umgebogen und in das Fahrwasser des Kapitalismus geleitet werden könne. Die Vereinigten Staaten von Europa, erbaut und getragen von den Massen, könnten — über die Vereinigten Staaten der Erde hinweg — ein Weg sein zur Weltrevolution und zur Weltbefreiung. Aber als abgeschlossener Gedanke, ohne den ständigen Ausblick auf Weltstaat, proletarische Internationale oder herrschaftslose Gesellschaft, ist Paneuropa ein Spielball zwischen unvereinbaren Interessen — also eine Bombe. Das friedliche Paneuropa der Pazifisten ist der kriegerische Staatentrust der Imperialisten. Jedes Einzelland sucht bei dem Zusammenschluß seinen nationalegoistischen Profit; die Gesamtheit sucht die Befestigung des morschen Herrschaftssystems durch gemeinsame Abwehr des Bolschewismus; der Kapitalismus, dem die Länder längst zu klein sind, sucht Kontinente als Schlachtfelder und Rassen als Opfer.

Jetzt ist die Stunde gekommen, wo die Gefahr offensichtlich geworden ist — mehr noch, wo die Paneuropa-Bewegung der Gefahr erlegen ist. Das beweist Kurt Hillers Austritt, der ein schmerzhaftes Herausreißen ist. Der Offene Brief an Coudenhove-Kalergi (‚Weltbühne', Nummer 29) zeigt die bittere Enttäuschung eines Mannes, der zusehen muß, wie eine geliebte Idee sich selbst verrät und in feindliche Sphären hinübergleitet. Seit die Bewegung von offiziellen Seiten aufgegriffen und gefördert wurde, hat sie nicht mehr die Kraft gehabt, ihre ursprüngliche Linie klar und sicher einzuhalten. Sie ist in die Falle gegangen, statt die fremden Einflüsse zu beherrschen. Sie hat sich vergiften lassen durch die verlogene Sprache der imperialistischen Völkerbündler, der kapitalistischen Demokratie.

Das mußte kommen. Der Gedanke Paneuropa ist zu kurz, um ein Schwert zu sein. Hiller hatte ihn als Vorstufe zum sozialistischen Zeitalter aufgefaßt. Aber eine „auf Recht und Frieden gestellte Vereinigung der Menschheit, gefügt aus den fünf Reichen Panamerika, British Empire, Ostasien, Sowjetunion und Paneuropa" ist ein Widerspruch in sich. Die Mensch-

heit und die Reiche werden nie einen einheitlichen Begriff bilden. Solange politische Grenzen wichtig sind — und bei der Einteilung Coudenhoves werden sie überwichtig — gibt es weder Recht noch Frieden. Ganz abgesehen davon, daß die fünf Reiche nicht einmal natürliche Blocks darstellen. Von Natur aus, ebenso wie von Recht und Menschlichkeit aus, gibt es kein British Empire. Panafrika dem Empire zu opfern, bedeutet Verrat an den Kolonialvölkern und Begünstigung der Kolonialpropaganda.

Die auf Recht und Frieden gestellte Vereinigung der Menschheit setzt die Zertrümmerung oder Auflösung der Staatsherrschaft voraus. Für die Menschheit muß der Begriff Staat unwichtig werden — ein administratives, den Menschen untergeordnetes Hilfsmittel. Der realpolitische Standpunkt weist diese Zukunft meist skeptisch ab; ihm liegt eine auf Macht gestellte Vereinigung der Menschheit näher: der Erdstaat.

Das Experiment hat gezeigt, daß Paneuropa keine Vorstufe zum Erdstaat ist. Die etatistischen Mängel, die beim Erdstaat um des Zusammenschlusses der Menschheit willen vorerst einmal in Kauf genommen werden könnten, sind bei einer Gliederung der Erde in kontinentale Machtbereiche viel zu groß und kostspielig. Paneuropa vergrößert die Nachteile der heutigen Nationalismen ins Katastrophale. Der Erdstaat dagegen, auch der imperialistische, bietet tatsächliche Vorteile. Vor allem eliminiert er den unheilvollen Begriff der politischen und wirtschaftlichen Grenzen.

Kurt Hiller spricht in seinem Offenen Brief deutlich aus, was er von Paneuropa erwartet hat: „... Kampf für ein Weltgesellschaftssystem, in dem der Imperialismus ausgerottet ist, für einen Erdstaat ohne individuelle und nationale Sklaverei, für eine klassenlose Ordnung des Friedens und der Produktivität ...". Das ist mehr als Kampf für den Erdstaat; das ist Kampf für die staatenlose Erde.

Hillers kräftige, klare Abwehr aller Ungerechtigkeiten, die auch im Namen von Paneuropa noch möglich bleiben und nicht erst heute aufgetaucht sind, weckt die Frage, weshalb Hiller nicht schon früher die praktische Unzulänglichkeit der Bewegung erkannt hat. Wenn ein so kluger Kopf der Idee erlegen ist, wie verführerisch muß sie erst auf die Allgemeinheit wirken! Die von Paneuropa eingefangene Begeisterung ist größerer Ziele wert. Der Erfolg Coudenhove-Kalergis scheint vor allem auf den trügerischen Auffassungen zu basieren, daß sein Paneuropa eine notwendige Vorstufe für den Erdstaat sei, und daß eine Verwirklichung der Idee in absehbarer Zeit im Bereich der Möglichkeit liege. Das trifft im ersten Punkt nicht einmal in der Absicht zu und übersieht im zweiten, daß nicht die reine Grundidee, sondern höchstens ein von den Ministerpräsidenten gekaperter und total verbogener Teilgedanke schon morgen realisierbar ist. Sehr verlockend hat auch die Aussicht auf eine europäische Zollunion gewirkt. Wie kurzsichtig, nicht den verstärkten Wirtschaftsterror unter dem kontinental-pazifistischen Mäntelchen zu sehen!

Wäre Coudenhove aufs Ganze gegangen durch Einleitung einer großzügigen Erdstaat-Bewegung, so wäre ein Paneuropa, wie wir es wünschen könnten, als Zwischenstadium möglich gewesen. Und die Bestrebungen für Entthronung des götzenhaften Staates hätten sich vertrauensvoll dem Kampf für das große Vorziel anschließen können. So aber stehen wir vor einer monumentalen Kraftanstrengung, die zu 98 Prozent im Sande verlaufen oder in feindliche Kanäle fließen wird. Das ist besonders schade, weil bisher alle sonstigen Anstrengungen durch keine direkte, enggefaßte Aktion und Organisation wirksam gemacht werden konnten. Sie bilden ein Wirrwarr von Wegen und Möglichkeiten und sehen mit berechtigtem Neid auf den glanzvollen Aufstieg Paneuropas. Allerdings kennzeichnet Hillers Offener Brief bereits den Abstieg.

Die Befürwortung des Erdstaates, wie zum Beispiel Professor Fries sie in seiner Broschüre „Staat Erde" dokumentiert, und die Forderung nach Entstaatlichung der Erde, sind zwei große Möglichkeiten, Paneuropa zu ersetzen. Scheinbar handelt es sich um zwei eminente Gegensätze, die sich vollkommen ausschließen. Aber die Natur der Gegensätze ist viel versöhnlicher als die kriegerischen Menschen zumeist ahnen. Die Feindseligkeit der Begriffe löst sich auf, sobald man sich klar macht, daß bei Erreichung eines Zieles neue Voraussetzungen vorhanden sind. Wer mit den Grundlagen der mühsam überwundenen Standpunkte nachrevolutionären Aufbau treiben will und keine neuen Bedingungen in Rechnung gestellt hat, erlebt unweigerlich ein Fiasko nach dem andern — siehe Deutschland 1918. Wenn also Staat Erde und Entstaatlichung der Erde zusammenfallen sollen, so wäre noch längst nicht notwendig, darin ein paradoxes Übel zu sehen. Das eine Ziel könnte sehr wohl im andern vorhanden sein. Der Staat braucht nicht unbedingt sich selbst wichtig zu nehmen und Zwangsstaat zu bedeuten; und die Entstaatlichung braucht keineswegs identisch zu sein mit administrativem Durcheinander oder mit Auflösung der Ordnung. Es wird in dem einen wie in dem andern Fall andre Organisation und andre Methoden der gegenseitigen Beziehungen geben, als wir sie jetzt kennen. Die Begriffe werden neuen Inhalt bekommen. Deshalb sollten die Bewegungen, Persönlichkeiten und sonstigen Träger der betreffenden Systeme, Pläne und Gedanken friedfertige, großzügige Zusammenarbeit leisten. Tritt zu dem Prinzip Staat Erde das Prinzip der Toleranz und freien Selbstbestimmung (vergleiche die Forderung der Cosmopolitischen Union: Recht auf Austritt aus dem Staat), so versöhnen sich die Gegensätze automatisch, und das Schreckgespenst „Staat" muß selbst für den konsequenten Anarchisten den größten Teil seines feindseligen Charakters verlieren.

Aber auch wenn sich der Staat Erde, unbeeinflußt von Pazifisten und Revolutionären, aus dem heutigen Herrschaftsprinzip heraus entwickelt, so gibt es eine Anzahl guter, innerlich zusammenhängender Gründe, die Bewegung mitzumachen und zu unterstützen. Erstens ist es wichtig, mit offenen Augen „drin" zu sein und jeden möglichen Versuch zu machen, die feindlichen

Tendenzen festzustellen. Zweitens ist von den beiden Wegen der Staatsauflösung — Auseinanderfallen der Staaten in zahllose Einzelgebilde und Erdstaat, der als Staat sinnlos wird, sobald er sich erfüllt — der letztere der biologische. Trotz aller theoretischen Erkenntnisse und Einsichten drängt die praktische Politik — allem Anschein nach naturgemäß — zu einer Konzentrierung des Staatsbegriffes. Der Machtstaat will sich übersteigern (siehe die zunehmenden Diktaturen!). Drittens gibt es einen vernunftgemäßen, taktischen Grund. Es ist Kraftverschwendung, sich gegen den Erdstaat zu wenden, statt ihn zunutze zu machen. Man darf und kann das — selbst wenn man den Erdstaat nicht als unbedingte Notwendigkeit im Kampf um die Befreiung der Menschheit ansieht. Der großimperialistische und der großsozialistische Gedanke enthält äußerliche Berührungspunkte, denen zuliebe ein paralleles Mitgehen wünschenswert ist.

Tatsachen sind Faktoren, die man nur im höchsten Notfall totschlagen soll. Der Imperialismus kann, ebenso wie der Kapitalismus, nicht jäh abbrechen, ehe der kulturelle Kulminationspunkt erreicht ist. Beweis: auch da, wo der kapitalistische Imperialismus durch die proletarische Revolution abgelöst ist, sind imperialistische Methoden noch notwendig. Ein gewissenloser Phantast, wer nicht Übergangszeiten in Rechnung stellt und die Menschen nicht innerlich nachreifen läßt. Es sind nie plötzlich ganz neue Wesen da, die rein und unbelastet das Neugeschaffene aufgreifen und begreifen. Und auch das Neue selbst hat immer Bindungen in der Vergangenheit. Immerhin wäre dies vielleicht kein ausreichender Grund, sich der Entwicklung zu beugen, wenn nicht auch ein für die Arbeiterschaft der Welt positives Moment hinzukäme. (Von Revolution als Mittel ist hier nicht die Rede; Taten erübrigen Worte.) Der Staatentrust bedeutet nicht nur eine bis auf die Spitze getriebene Höchstform des Imperialismus, sondern gleichzeitig eine erhebliche Schwächung desselben Imperialismus — also eine Stärkung des sozialen Kampfes. Jede etatistische Internationalisierung stärkt den Begriff Internationale und dient somit der freiheitsuchenden Menschheit.

Pogromkanzel von Stefan Fingal

Der thüringische Innenminister Frick plant die Errichtung einer Lehrkanzel für Rasseforschung. Der Minister ist völkischer Antisemit, über der Kanzel wird unsichtbar das Hakenkreuz schweben, die Wissenschaft, die dort gelehrt werden mag, wird von vornherein dem Odium der Charlatanerie verfallen sein, und um keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, nach welchen Rassen geforscht werden soll, beruft Herr Frick eine unheitere Berühmtheit auf den neuen Pogromkatheder Jenas, Doktor Hans F. K. Günther, eine Persönlichkeit mit eminent abschriftlicher Begabung und einer gradezu seltenen Reinheit des Charakters.

Dieser Doktor Hans F. K. Günther hat, wie aus den gesammelten Waschzetteln seines münchner Hep-Hep-Verlages

hervorgeht, zehn Bücher geschrieben, in denen, nach den Inhaltsangaben zu schließen, überall dasselbe steht. Günther zitiert sich selbst und andre Afterwissenschaftler auf jeder Seite seines elften Werkes „Rassenkunde des jüdischen Volkes". Hier scheint mehr vorzuliegen als eines der vielen armseligen Verdummungsbücher ähnlicher Tendenz, hier wird zum ersten Male der Trick mit dem wissenschaftlichen Vollbart mit einigermaßen vollendeter Routine durchgeführt, und da der bildungshungrige Mensch aus naiven Bezirken, ach so gern und ach so leicht, auf ein akademisches Prädikat hereinfällt, und weil die Diskreditierung der Hochschulen durch völkische Minister als Hochburgen für Aberglauben und als Hochzuchtanstalten für dunkle Instinkte noch nicht vollendet ist, — also nur darum wird das Buch Günthers zu einer Gefahr.

Der Umschlag zeigt Henriette Herz und Maximilian Harden. Warum die Herz und nicht die Rahel Varnhagen, eine geborene Levin? Hat die Varnhagen nicht genug jüdisch ausgesehen? Doch, das hat sie, aber bei ihr verkehrten Prinzen und Generale von unzweifelhaftem germanischem Geblüt. Warum Harden, dessen schlechtestes Photo gewählt wurde, und nicht der, von den politischen Freunden Günthers erfolgreicher gekillte Walter Rathenau? Weil der blonde, hochgewachsene Jude Walter Rathenau jenem Karl dem Großen, wie ihn Albrecht Dürer idealisiert gemalt hat, physiognomisch und physiologisch näher stand als der kleine schwarze, säbelbeinige Germane Hugo Stinnes. Aber der Hep-Hep-Verlag spekuliert doch ein klein wenig mit der kaufkräftigen jüdischen Kundschaft. Also beginnt das Buch, offenbar aus Propaganda-Abgründen philosemitisch. Günther schreibt jüdische Gelehrte und christliche Orientalisten um und ab, und er umdunstet sich mit einer Atmosphäre sachlicher Biederkeit.

Aber am Schluß — „Juden raus!"

„Nur die klare Scheidung der Juden von den Nichtjuden und der Nichtjuden von den Juden ist eine würdige Lösung der Judenfrage ... auch aus der Anschauung desjenigen, dem Verbesserungslehre und Rassenkunde zur Vertiefung seiner Lebensauffassung gedient haben." Der Autor und künftige Professor für Rassenkunde versucht dadurch seine Lebensauffassung zu vertiefen, daß er alle seine Vorläufer von Rohling bis Dinter übertrumpft. Bei Rohling schlachteten die Juden Christenkinder, bei Günther tun sie das mit nichten. Bei Dinter erhielt eine germanische Jungfrau, die sich einmal mit einem Juden gemeinsam zur Nachtruhe begeben hatte, fortan von dessen etwaigen germanischen Nachfolgern in ihrer Gunst, negroidsemitisch verkorkste Gören. Nein, auch diesen kompromittierten Blödsinn schreibt Günther nicht ab. Aber sonst schreibt er von einigen Dutzend Autoren alles aus dem Zusammenhang Gerissene, Halbe, Schiefe, Falsche, Verlogene, Verdrehte, oft Niederträchtige ab, als ob ein Zitat der Lüge einen Schimmer von Ehre liehe.

Die nach bestimmten Prinzipien ausgesuchten, wie semitisch und negroid nachretouchiert anmutenden Photos sind interessant für zweierlei: für die Tendenz des Verfassers der

Rassenkunde des jüdischen Volkes und für das Falsche an seiner Lehre. Zum Unterschied von seinen pogromweisen Vorläufern sagt Günther, es gebe keine jüdische Rasse, es gebe auch keine semitische Rasse. Das hat allerdings schon vor dreißig Jahren der Graf Coudenhove-Kalergi, der Vater des Paneuropa-Führers, viel besser gesagt. Sein erst kürzlich wieder herausgegebenes Buch „Das Wesen des Antisemitismus" ist leider zu wenig bekannt, sonst würden vielleicht selbst die Fricks den Günthers gegenüber mißtrauischer sein. Die Juden sind, so schreibt Günther ab, keine Rasse sondern ein Mischvolk. Das sind allerdings auch die Deutschen und die Engländer. Wenn Günther rassenreine Völker finden will, so muß er sich schon zu den Eskimos und den Botokuden verfügen, woraus allein schon einleuchten müßte, daß Rassereinheit ihren Eignern grade nicht zum kulturellen Fortschritt gedeiht. Günther zeigt nun im Bilde alle möglichen Rassen, die auf die Judenheit volkstumbildend eingewirkt haben sollen. Da es aber nie stimmt, behilft er sich mit Fragezeichen und eingeklammerten Fachausdrücken, die das Gegenteil von dem besagen, was außerhalb der Klammer steht. Außerdem hat er für alle Fälle das Wort „Einschlag" bereit. Ein Einschlag, das ist, wenn Rasse in andre Rasse hineinschlägt, so wie die Juden nach Dinter bei den ruhebedürftigen Germaninnen einzuschlagen pflegen. Aber manchmal geht es nicht einmal mehr mit Einschlägen. Da ist beispielsweise die schöne Ungarin, die zur Miß Europa erkoren wurde. Sie führt den verräterischen Namen Simon, und sie besitzt trotzdem blaue Augen und blonde Haare, ist also ganz Edelbarbarin. Was macht aber Günther? Er nennt sie „angebliche Jüdin", trotzdem die ungarischen Rasseschützler Fräulein Simon auf ihre Zielscheibe genommen haben und er das ganz gut weiß. Die ganze Tücke des Stümpers, der sich seine Blamage nicht eingestehen will, offenbart sich in der beleidigenden Verdächtigung der Eltern einer Dame, die nichts getan hat und nichts weiter ist als schön, und die obendrein es wagt, germanisch auszusehen, ohne es zu sein.

In dem Buche wimmelt es nur so von Kaffern, Gelben, Hamiten aller Schattierungen und aller Zonen. Alle haben ein Gesicht, das Gesicht, mit dem sie die Natur gesegnet oder verflucht hat, ein edles, ein gemeines, ein schönes, ein häßliches, ein bedeutendes, ein unbedeutendes. Das unbedeutendste Gesicht des ganzen Buches prangt jedoch nicht im Hauptteil sondern in den gesammelten Waschzetteln des Pogromverlages. Es ziert den Verfasser der „Rassenkunde des jüdischen Volkes". Es ist ganz ohne „Rasse", es ist farblos, verschwommen, fahl und von einer wächsernen Undurchdringlichkeit.

Nichts, aber auch ganz und gar nichts stimmt, nichts sitzt fest, nichts ist kritisch, nichts ist bewiesen, alles ist beiläufig, vernebelt, gemutmaßt, verdächtigend, schielend, andeuterisch. Die Bilder, als Hilfsmittel zum Beweise herangezogen, dementieren alles. Nehmen wir beispielsweise einen besonders gut geratenen Germanen wie unsern Wilhelm Busch nach

dem Bilde Böcklins. Er sieht Abd el Kader, dem schönsten Semiten, den ich im Buche entdecken konnte, weit ähnlicher als dem Doktor Günther. Die Ähnlichkeit Karls des Großen, nach einer sehr schlechten Zeichnung auf einem Siegel, mit Karl Marx mag flüchtig sein. Aber der zweifellos porträtähnliche Karl der Große im Mosaikgemälde des Tricliniums im Lateran, sowie auf einer anläßlich der Kaiserkrönung geprägten Plombe, und ganz besonders der Carolus Magnus der Broncestatuette aus dem Domschatz von Metz, die im Musée Carnavalet in Paris steht, sieht — Loucheur ähnlich, den der Rassenforscher Günther wörtlich folgendermaßen charakterisiert: „Ostisch (alpin) — westisch (mediterran) — vorderasiatisch?" Wohingegen die Ähnlichkeit der Dürerschen Idealfigur Karls des Großen mit dem „Juden aus den Waldkarpathen" nicht von der Hand zu weisen ist, trotzdem Günther diesen Chassiden „vorderasiatisch-dinarisch-(nordisch?)" nennt. Jedenfalls ist die Ähnlichkeit dieser beiden Persönlichkeiten größer als die Karls mit Goethe, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß der alte Goethe reichlich „jüdisch" ausgesehen hat. Der junge Goethe sah wieder dem jungen Heine nicht unähnlich, wenn Heine auch etwas „nordischer" gewirkt haben mag als der Frankfurter und viel „nordischer" als Günther. Der Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg sieht Alfred Kerr nicht unähnlich. Eine größere Ähnlichkeit als die zwischen Ludwig dem Heiligen und Charlie Chaplin kann man sich überhaupt nicht denken.

Die deutsche Olympiasiegerin im Fechten, Helene Meyer, eine Frau, mit einem guten, starken und kühnen Gesicht, ist dem Verfasser besonders unbequem. Erstens ist sie so blond, wie nur irgend eine „nordische" Dame, zweitens ist sie Olympiasiegerin, hat der deutschen Nation in Amsterdam einen verhältnismäßig guten Platz erobert und ist von den rassisch irregeführten Völkischen aller Grade bejubelt worden. Bei Kerr, Harden, Bernhard, Preuß, Liebermann und Hilferding hat sich der Verfasser „jüdisch" wirkende Photos zu besorgen vermocht. Bei der Olympiasiegerin, einer der meistphotographierten Frauen Deutschlands, gelang ihm das nicht, weil es keine gab. Was macht Günther? Er nennt die „Tochter eines Juden und einer Niedersächsin" — „vorwiegend nordisch", kann es sich aber nicht verkneifen, seinem Ärger über diese Tatsache in einer Fußnote Luft zu machen: „Jüdische", am ehesten orientalische Züge, auf andern Bildern um Nasenspitze und Mund erkennbar."

Was ist Rasse? Günther sagt: „Eine Menschengruppe, die sich durch ihr eignende Vereinigung leiblicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder andern Menschengruppe unterscheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt." Dann also haben der Dichter Goethe und der Massenmörder Haarmann eine Vereinigung leiblicher Merkmale und seelischer Eigenschaften besessen. Aber sie haben sie nicht besessen, der eine war einer der größten Menschen, der andre eine der größten Bestien, der eine hat geschrieben und der andre hat gemordet, die beiden Deutschen, Goethe und Haar-

mann, waren Wesen verschiedener Gattung und doch derselben Rasse, und sie hatten mit einander nicht mehr gemein als Günther mit einem von wissenschaftlichem Verantwortungsgefühl getragenen Forscher.

Nach diesen Rassetheorien könnte man in Versuchung geraten, daran zu zweifeln, ob es einen wirklichen Unterschied zwischen einem englischen Lord aus uraltem Normannenadel und einem Somalineger gibt. Ich weiß, daß ein solcher Unterschied besteht, aber ich weiß nicht, ob Günther es weiß, weil er gar nichts weiß, weil er ein Abschreiber, ein verkappter Pogromist und ein Hakenkreuzler ohne Qualitäten ist, den jeder völkische Student mit seinem ehrlichen „Juden raus!" beschämt. Wenn er eine Lehrkanzel erhält, so bedeutet das einen in das Antlitz der deutschen Wissenschaft geschleuderten Kinnhaken. Wenn die katholische Kirche die Juden im Namen der Religion verbrannte, so lag darin mehr Sinn, als Sinn darin liegt, wenn von der Kanzel einer Universität Hep! Hep! gerufen wird. Es ist schon besser, die Juden glatt totzuschlagen als im Namen der Wissenschaft.

Die deutsche Pest von Ignaz Wrobel

Es ist aber merkwürdig, wie leicht und glatt dieselben „korrekten" Historiker und Publizisten, welche das ganze Zeter-Alphabet und Flüchewörterbuch erschöpfen, um den rotrepublikanischen Schrecken zu verdonnern, über die Abscheulichkeiten und Gräßlichkeiten hinwegschlüpfen, welche der weiß-royalistische Schrecken von 1794—95 in Szene gesetzt hat. Natürlich übrigens! Für Thron und Altar ist ja alles erlaubt. Mag jedoch der Grundsatz mit so schamloser Offenheit gepredigt und geübt werden, wie in unsrer niederträchtigen Zeit geschieht, immerhin gibt es noch einen über die trübe Sphäre der Knechtseligkeit, über die wüste Region zügelloser Parteileidenschaft hocherhabenen Standpunkt der Sittlichkeit, von welchem herab die echte und rechte Seherin Historia den Wahrspruch tut —: Die roten Schreckensmänner handelten sittlicher als die weißen, denn jene standen in Bann und Zwang einer großen Idee, während diese nur von der gemeinsten Selbstsucht getrieben wurden.

Johannes Scherr: Menschliche Tragikomödie

Die Schande des neuen Republikschutz-Gesetzes, das noch den kleinsten Schreiber, wenn er nur pensionsberechtigt ist, zu einer Rechtsperson höheren Grades erhebt und die unbequemen Links-Oppositionellen rechtlos läßt, wird Wahrheit werden. Die Stagnation der öffentlichen Moral ist vollkommen; kaum ein Windhauch geht über diese scheinbar so bewegte Fläche. Deutschland ist ein lautes Land — aber die Massen treten an Ort. Was das neue Gesetz uns bieten wird, geht aus der jetzigen Lage klar hervor.

So instinktlos diese Republik ist, die sich noch niemals gegen ihre wirklichen und gefährlichen Gegner zu schützen gewußt hat, weil sie gar nicht geschützt sein will — in einer Beziehung haben Verwaltung und Rechtsprechung den richtigen Instinkt. Das zeigt sich in der Behandlung der Nationalsozialisten.

Die behaupten, „revolutionär" zu sein, wie sie denn überhaupt der Linken ein ganzes Vokabular abgelauscht haben: „Volkspartei" und „Arbeiterpartei" und „revolutionär"; es ist wie ein Konkurrenzmanöver. Daß bei der herrschenden Arbeitslosigkeit des Landes und der Direktionslosigkeit der bureaukratisierten Sozialdemokratie die Arbeiter scharenweise zu den Nazis laufen, darf uns nicht wundern.

Revolutionär sind die nie gewesen. Die Geldgeber dieser Bewegung sind erzkapitalistisch, der Groll, der sich in den Provinzzeitungen der Partei, in diesen unsäglichen „Beobachtern" ausspricht, ist durchaus der von kleinen Leuten: Erfolg und Grundton dieser Papiere beruhen auf Lokalklatsch und übler Nachrede. „Wir fragen Herrn Stadtrat Normauke, ob er die Lieferungen an die Stadt nicht durch Fürsprache seines Schwagers erhalten hat, der seinerseits dem Oberbürgermeister ..." Das freut die einfachen Leute; es zeigt ihnen, daß sich die Partei ihrer Interessen annimmt, es befriedigt ihre tiefsten Instinkte — denn der Kleinbürger hat drei echte Leidenschaften: Bier, Klatsch und Antisemitismus. Das wird ihm hier alles reichlich geboten: Bier in den Versammlungen, Klatsch in den Blättern und Radau-Antisemitismus in den großmäuligen Parolen der Partei. Was ist nun an diesem Getriebe revolutionär?

Junge Leute, die tagaus, tagein im Bureau sitzen; Studenten, die mit ihren paar Groschen kaum das Brotstudium bezahlen können, von echtem Studium ist schon lange nicht mehr die Rede; Arbeitslose, denen jede Abwechslung recht ist ... aus solchen Menschen setzen sich die „Sturm-Abteilungen" zusammen, die vor Gericht nicht einmal soviel Mut haben, auch nur den Namen aufrechtzuerhalten. „Wir S.A.-Leute sind Sportabteilungen ... was dachten Sie?"

Die Deutschen sind stets ein Gruppenvolk gewesen; wer an diesen ihren tiefsten Instinkt appelliert, siegt immer. Uniformen; Kommandos; Antreten; Bewegung in Kolonnen ... da sind sie ganz. Der Zulauf zu diesen sehr risikolosen und romantisch scheinenden Unternehmungen ist groß; das moderne Leben mechanisiert die Menschen, das Kino allein kann das Bedürfnis nach Abwechslung nicht befriedigen. Also rauf auf die Lastwagen!

Wenn diese nationalsozialistische Bewegung eine echte Volksbewegung, eine revolutionäre Bewegung wäre, wenn eine rechte Revolution alte Rechtsbegriffe hinwegschwemmte und zur Durchsetzung ihres Systems eine Diktatur errichtete — so könnte man das sauber bekämpfen. Wer für den Klassenkampf eintritt, kann sich nicht grundsätzlich gegen Diktaturen wenden, höchstens gegen die Ziele, für die sie eingesetzt werden. Ein Belagerungszustand kann unter Umständen politisch zu bejahen sein — es kommt auf die Idee an, die ihn geboren hat.

Von einer revolutionären Idee ist jedoch bei den Nazis nicht das Leiseste zu bemerken. Ich nehme hier ausdrücklich die ihnen nicht unmittelbar angeschlossenen und noch sehr einflußlosen Gruppen aus, die zunächst im geistigen Kampf

stehen: die Handvoll Leute um Jünger, Schauwecker und die andern. Ich kann zwar nicht sehen, was damit gewonnen ist, daß man mit Ausdrücken wie „magisch" und „mitteleuropäischer Raum" um sich wirft ... auch die Vokabel „Fronterlebnis" wird ja wohl nicht über die wahnwitzige Güterverteilung der kapitalistischen Gesellschaftsunordnung hinweghelfen — Romantiker glauben immer, wenn sie bewegt seien, bewegten sie auch schon dadurch die Welt. Selbst echte seelische Erschütterung ist noch kein Beweis für die Nützlichkeit und den Wert einer Idee.

Die Straßennazis lassen von dieser Geistigkeit auch nicht einen Hauch verspüren. Politische Kinder ... „Politische Kinder", heißt es einmal bei Scherr, „welchen man ja, vorab in Deutschland, bis zur Stunde einbilden, einpredigen, einschwindeln konnte und kann, Revolutionen würden willkürlich gemacht, von Sprudel- und Strudelköpfen, von Habenichtsen und Taugenichtsen, von einer Handvoll ‚Literaten, Advokaten und Juden', willkürlich gemacht und aus purem Mutwillen." Und nun tobt das gegen einen „Bolschewismus", der nicht einmal da ist; denn die Arbeiter sind gespalten, und die typische Angestelltengesinnung haben die Kommunisten, von Moskau leider sehr falsch belehrt, in Deutschland niemals zu erfassen vermocht. Dergleichen ist wohl auch unvorstellbar für ein russisches Gehirn, aber nicht minder real. Die kommunistischen Parolen holen vielleicht die Arbeiter aus den Betrieben, niemals aber die Angestellten aus den Bureaus. Und ohne die kann man keine Revolution machen.

Die Nazis terrorisieren viele kleine und manche Mittelstädte, und zwar tun sie das mit der Miene von Leuten, die ungeheuer viel riskieren; sie machen immer ein Gesicht, als seien sie und ihre Umzüge wer weiß wie illegal. Sie sind aber durchaus legal, geduldet, offiziös. Und hier beginnt die Schuld der Republik: eine Blutschuld.

Polizei und Richter dulden diese Burschen, und sie dulden sie in der durchaus richtigen Anschauung: „Mitunter ist es ja etwas reichlich, was hier getrieben wird. Keinen Totschlag! Nicht immer gleich schießen ... Aber, trotz allem: Diese da sind Blut von unserm Blut, sie sind nicht gegen sondern für die Autorität — sie sind, im allertiefsten Grunde, für uns, und sie sind nur deshalb nicht ganz und gar für uns, weil wir ihnen nicht stramm genug sind und zu sehr republikanisch. Wir möchten ja auch gerne ... aber wir dürfen nicht ... Diese lächerlichen republikanischen Minister ... die Geheimräte da oben am grünen Tisch ... wir möchten ja ganz gerne. Und tun unser Möglichstes. Zurücktreten! Nicht stehen bleiben! Na ja ... aber es sind unsre, unsre, unsre Leute." Es sind ihre Leute.

Es sind so sehr ihre Leute, daß die verschiedenartige Behandlung, die Kommunisten und Nationalsozialisten durch Polizei und Rechtsprechung erfahren, gradezu grotesk ist.

Man stelle sich einmal vor, was geschähe, wenn in der ‚Weltbühne' stände, man müsse den Führer der Zentrumspartei

zum „Schweigen bringen ... Nie davon sprechen — immer daran denken" —: zwölf Juristen erster Klasse zerbrächen sich die Dialektik, um aus diesen Sätzen herauszulesen, was sie für eine Verurteilung brauchten, und die Urteilsbegründung wäre eine reine Freude für jeden Kandidaten der großen Staatsprüfung. Man stelle sich vor, was geschähe, wenn — wie es umgekehrt in Schweidnitz geschehen ist — ein jüdischer Angeklagter in einem Strafprozeß die Geschmacklosigkeit besäße zu sagen: „Der Regierungsvertreter lächelt mich dauernd so hämisch an, wie das nur Gojims zu tun pflegen" — mit Recht ließe der Vorsitzende den Sprecher abführen, und der Prozeß ginge, was ja zulässig ist, ohne den Angeklagten zu Ende. Und man stelle sich vor, was geschähe, wenn der Vorsitzende dies zu tun unterließe. Aufforderung zur Berichterstattung an den Aufsichtführenden, Bericht ans Justizministerium, „anderweitige Verwendung" des Richters und wahrscheinlich unter Anwendung der üblichen Mittel: Pensionierung. Linksleute sind vogelfrei.

Führen die Arbeiter einen der ihren zu Grabe, den üble Gefängnisärzte zu Tode gequält haben, dann stürzen sich hundert Polizisten dazwischen, „unter Anwendung des Gummiknüppels", wie es in den polizeiseligen Blättern der Mitte heißt. Die scheuen sich, die Wahrheit zu sagen: es wird geprügelt, wie die Kosaken nicht saftiger geprügelt haben. Brüllen die Nationalsozialisten die Straßen entlang, so wird zwar von den Polizeibeamten nicht grade salutiert, aber sie lassen den Zug lächelnd passieren. Jugend muß sich austoben... Hiervon gibt es nur sehr wenige Ausnahmen. Auf den Straßen fließt Blut, und die Republik unternimmt nichts, um dem Einhalt zu tun.

Von Mordandrohungen schon gar nicht zu sprechen.

Nach dem neuen Schutzgesetz, das diese Republik nötig hat, kann jeder satirische Vers gegen den Portier des Reichskanzlerpalais einem Staatsanwalt die Karriere verbessern; auf der andern Seite können die Nazis gegen „nichtbeamtete" Publizisten Drohungen ausstoßen, die selbst unter dem Seligen klar und eindeutig unter den § 111 des Strafgesetzbuches gefallen wären (Aufforderung zur Begehung strafbarer Handlungen). Heute geht das als Redeblümchen und Würze der Propaganda glatt durch. Und kommt es selbst einmal zu einem Prozeß: wie beschämend sehen diese Prozesse aus!

Die Zeugen sind, wenn sie vom Reichsbanner oder gar aus Arbeiterkreisen kommen, die wahren Angeklagten, die Anwälte der Nazis treten wie die Staatsanwälte auf, und die Staatsanwälte sind klein und häßlich und kaum zu sehen. Die Richtersprüche entsprechend. Das große Wort vom „Landfriedensbruch" hat hier keine Geltung; und wenn eine ganze Stadt von den Hitlerbanden auf den Kopf gestellt wird, so erscheint das in den Begründungen der Freisprüche als harmlose Bierhausprügelei. Kein Wunder, wenn diesen Knaben der Kamm schwillt: sie riskieren ja nichts.

Um so mehr riskiert der Arbeiter. Eifrige Polizeipräsidenten verhängen über ihren Machtbereich jedesmal einen kleinen privaten Belagerungszustand, wenn es bei einem Fabrikstreik Randal gibt, und wie da gehauen, geprügelt, verhaftet wird, daran ändert auch das Vokabular nichts, das dann von „zwangsgestellt" spricht. Der Zörgiebels gibt es viele im Reich, und alle, alle sehen sie nur nach links. Von rechts her scheint keine Gefahr zu drohen.

Die Redakteure der ‚Roten Fahne' verfügen über ein reiches Schimpfwörterbuch, die Hitlergarden verfügen über Waffen, Autos und Geld... das ist der Unterschied. Der Landfrieden aber wird bei uns nur von links her gebrochen.

Es ist eine Schande. Solange solche Männer wie Klausener in den preußischen Ministerien, wo es noch am liberalsten zugeht, die Personalpolitik machen, kann das nicht besser werden. Einen deutschen Landfrieden gibt es nicht mehr.

Stände heute ein Erzberger oder ein Maximilian Harden auf und sprächen sie in den Mittelstädten der Provinz und nun gar in Sachsen und Bayern: sie würden abermals niedergeschlagen werden. Vielleicht machte die Ortspolizei schwache Versuche, sie zu schützen; vor den Richtern kämen die Mörder mit einer vergnügten Verhandlung davon. Kein Wunder. Man höre sich die Vorlesungen der Universitäten an, man sehe die dort von den Behörden geduldeten Umtriebe, und man wird sich nicht wundern, daß eine so vorgebildete Richterschaft die Verbrechen der Nationalsozialisten im Herzen und im Grunde bejaht. Diese Unabsetzbaren halten derartige Morde für den Ausfluß des Volkswillens. Strafen? Die sind für die Arbeiter.

Was die öffentliche Meinung anlangt, so geht sie mit den Völkischen zu milde um. Es liegt das zunächst an dem berliner Aberglauben, der Kurfürstendamm sei die Welt, und solange eine Reinhardt-Premiere nicht gestört würde, könne das Ganze doch unmöglich so schlimm sein. Die sehen die Gefahr immer erst, wenn ihnen die Gegner auf den Teppich des Eßzimmers spucken. Siegfried Jacobsohn hat mir einmal von Konrad Haenisch erzählt, wie er den in der Nacht vor dem Kapp-Putsch im Theater traf: der Gute lächelte und winkte auf alle Fragen beschwichtigend ab... Am nächsten Tage saßen die Herren im Auto, und Berlin wehrte sich allein.

An dem völkischen Teil der deutschen Industrie hängt der Vorwurf, daß sie Mörder finanziert; sie wird diesen Vorwurf lächelnd einstecken wie ihre Tantiemen. Denn noch nie haben sich diese Menschen ein Geschäft durch die „Moral" verderben lassen. So wird unsre Luft verpestet.

Und wenn wir uns diese einseitig geschützte Republik ansehen, diese Polizeibeamten und diese Richter, dann entringt sich unsern Herzen ein Wunsch:

Gebt uns unsern Kaiser wieder!

Ärztliche Ehrengerichte von Ludwig Hirsch

Als der König von Preußen vor einem Menschenalter dem Ärztestand aus besondrer Gnade Ehrengerichte bescherte, war ihr Hauptzweck, auch die Ärzte mit Korpsgeist zu tränken und allen sozialdemokratischen Neigungen, zu denen ihr Beruf besonders disponiert, fernzuhalten. Sie entwickelten sich aber etwas anders als Majestät gedacht: abgesehen von den Verfahren, zu denen Konkurrenzneid den Anstoß gab und die sich auf die lächerlichsten Bagatellen wie Größe, Zahl und Text der Schilder, Zeitungsanzeigen etcetera bezogen, wurden sie vornehmlich als Mittel zu eisernem Koalitionszwang ausgebaut. Der Hartmannbund, alias die Gewerkschaft der deutschen Ärzte, gab offiziell die Losung aus: ein Arzt, der im Kampf gegen die Krankenkassen abseits stehe, sei, „sobald sich die geringste Gelegenheit bietet," den Ehrengerichten anzuzeigen. Mit welch unsaubern Methoden dieser Kampf geführt wurde, ist bekannt genug — bekannt auch, daß jeder Ärztestreik mißlang, weil er dem innersten Wesen dieses Berufs widerspricht, der nur der leidenden Menschheit dienen soll und dazu weder einer Gewerkschaft noch des Koalitionszwanges bedarf. Man hätte nun meinen dürfen, daß mit der Revolution die ärztlichen Ehrengerichte definitiv erledigt waren: und tatsächlich wagten sie sich gar nicht an die Öffentlichkeit, bis diese im August 1920 Minister Stegerwald mit der Mitteilung überraschte, er habe Mitglieder zu einem ärztlichen Ehrengerichtshof ernannt. Nach der Weimarer Verfassung, die alle Vorteile und Nachteile des Standes aufhebt, war er dazu gar nicht berechtigt, denn die Ärzte sind laut § 29 der Reichsgewerbeordnung freie Gewerbetreibende: für ehrengerichtliche Vorschriften seitens der Länder ist kein Raum, wenn man nicht irgendeine krampfhafte Konstruktion versucht. Dies taten die Ärztekammern, indem sie erklärten: Das Publikum müsse vor den Ärzten mehr geschützt werden als durch das Strafgesetz. Wir erlebten also das klägliche Schauspiel, daß reaktionäre Mediziner, die noch sieben Jahre vorher mit einem Gewerkschaftssekretär nicht an einem Tisch tafeln durften, ohne sich ehrengerichtlicher Verfolgung auszusetzen, ihre eignen Kollegen vor einem frühern Gewerkschaftssekretär anschwärzten — nur um ihr geliebtes Ehrengericht als Waffe im Kampf gegen die Krankenkassen zurückzubekommen. Und nicht nur in diesem Kampf — nein, vor allem zur Unterdrückung der freien Konkurrenz tobten die Ehrengerichte sich nun weiter aus. In Wahrheit ist aber die unbeschränkte Konkurrenz der Ärzte von größtem Segen für die leidende Menschheit, daher auch außerhalb Preußens respektive weniger deutscher Kleinstaaten niemals angetastet worden: das Gemeinwohl steht in direktem Gegensatz zu den rein wirtschaftlichen Interessen der ärztlichen Standesvereine! So ist die Tatsache empörend, daß die Ehrengerichte die Ankündigung unentgeltlicher Sprechstunden bestrafen, daß sie Ärzten verbieten, in der Zeitung mitzuteilen, was und zu welchen Stunden sie behandeln, daß sie sich zu Sittenrichtern gegenüber Ärzten aufspielen, die von den Standesvereinen boykottiert sind, weil sie kassenärztliche Monopole haben. Was soll man dazu sagen, daß fünf Ärzte einer deutschen Mittelstadt ehrengerichtlich bestraft wurden, weil sie entgegen den Wünschen des Hartmannbundes, der nur für freie Arztwahl kämpfenden Gewerkschaft, außer ihren schon bestehenden Monopolverträgen mit den Kassen auch Verträge über Familienbehandlung abschlossen? (Der Ehrengerichtshof unter Vorsitz des Freiherrn von Tschammer und Quaritz bestätigte diese Verurteilung!) Was dazu, daß sie einen vom Bund als „Nothelfer" boykottierten Spezialarzt in einer märkischen Stadt deswegen verdonnerten, weil er ein ihm von seinem Apotheker in der Inflationszeit empfohlenes harmloses Stärkungs-

mittel (Haferflocken) für einige kranke Verwandte verordnete, ohne zu ahnen, daß dies Mittel für Magen- und Darmkranke reserviert war. Obgleich die Beweisaufnahme eindeutig ergab, daß ihm der Stadtarzt im Gegensatz zu allen andern Ärzten gar keine Mitteilung davon gemacht hatte, obgleich der Apotheker den vom Angeschuldigten dargestellten Sachverhalt als richtig beschwor, schenkte ihm das Ehrengericht keinen Glauben: es verurteilte ihn zu einem Verweis, den er mit beleidigendem Brief erwiderte: darauf flohen die Herren Ehrenrichter unter Führung von Kähler zum Staatsanwalt. Hier erlebten sie keine reine Freude: das Landgericht verurteilte den großen Attentäter mit der Begründung, daß ihm wegen der völlig ungerechtfertigten ehrengerichtlichen Verurteilung mildernde Umstände zugebilligt werden müßten, trotz der Schwere der Beleidigung zu einer Geldstrafe von weniger als vier Goldmark. Hierüber empört, eröffnete 1924 das Ehrengericht wegen des gleichen Briefs ein ehrengerichtliches Verfahren. Erfolg: dreihundert Mark Geldstrafe!

Frisch in aller Erinnerung ist die Verurteilung eines Arztes zu Verweis und Geldstrafe, der in einer neuen Siedlung seine Niederlassung durch Rundschreiben an siebenhundertfünfzig Haushaltungsvorstände bekanntgemacht hatte. Wie schauderts den Reinen! Sanitätsrat Hoth, der Vorsitzende des Ehrengerichts, gab dem Urteil die famose Begründung: Der Arzt darf seinen Beruf nicht wie ein Gewerbe auffassen. Dabei kennt die Reichsgesetzgebung den Arzt überhaupt nur als Gewerbetreibenden. Am schlimmsten stehen in Berlin die Ambulatorienärzte in den Augen des Ehrengerichts da, auch wenn sie dort schon nicht mehr Dienst tun. So kam einer dieser Herren, Dr. L., auf die fluchwürdige Idee, einigen hundert Familien, die er im Ambu-Dienst während fünf Jahren wiederholt behandelt hatte, im Rundschreiben anzuzeigen, daß er fortab nur in seiner Wohnung Sprechstunde halte und zur Kassentätigkeit zugelassen sei. Flugs denunzierte ihn der von allen interessanten Vorgängen durch liebe Kollegen immer unterrichtete und von der Gewerkschaft hoch besoldete berliner Generalsekretär des Hartmannbunds — selbst ein Arzt — dem Ehrengericht mit dem schönen Erfolg: Verweis und fünfzig Mark Geldstrafe. Der Ehrengerichtshof hob das lächerliche Urteil auf und sprach frei. Nun aber kommt das Schönste: der Generalsekretär hatte aus genau dem gleichen Grund einen andern frühern Ambu-Arzt, Dr. P., denunziert, das Verfahren hatte im März begonnen und auf Anfrage, warum es nicht vom Fleck rücke, bekam Dr. P. den Bescheid, das Ehrengericht warte die Entscheidung des Ehrengerichtshofs in der Sache des Dr. L. ab. Nachdem diese gefallen war, hätte jeder denkende Mensch erwarten dürfen, daß es nun das Verfahren gegen Dr. P. sofort einstellen würde. Weit gefehlt. Es verurteilte am 21. Januar 1930, obgleich der richterliche Beisitzer die Entscheidung der obern Instanz unter dem Unwillen der ehrwürdigen Menschenfreunde verlas, Dr. P. zu einem Verweis: diese sei unbegründet, das Ehrengericht halte an seiner Auffassung fest, daß hier „standesunwürdige Reklame" vorliege. Man denke an die ordentliche Rechtsprechung: darf ein Landgericht sich über ein Kammergerichtsurteil damit hinwegsetzen, daß es dies einfach für „unbegründet" erklärt? Nachdem es seine Entscheidung aussetzte, bis das Kammergericht einen gleichen Fall geklärt habe?

Ärzte sind eben keine Richter: dazu fehlt ihnen jegliche Schulung. Es fehlt die nüchterne juristische Logik und Urteilskraft, es fehlt vor allem der Drang nach Erkenntnis der Wahrheit. Schon durch ihren Beruf sind die Ärzte in Verlegenheit zur Verlogenheit gezwungen: wo sie mit „Standespolitik" Resultate erzielen wollen, das heißt in von Standesdünkel getragenen Vereinen tritt dieser Mangel an innerer Wahrhaftigkeit am schlimmsten hervor: Getrennt heilig, vereint abscheulich. Diese Tatsache illustriert am besten ein

Vorgang in England: in London beschloß die aus fünfzehntausend Ärzten bestehende Gesellschaft einstimmig bei Inkrafttreten der Krankenkassengesetzgebung vor wenigen Jahren: Kassenarzt sein ist eines Arztes unwürdig! Die Regierung beantwortete diesen Beschluß mit der Aufforderung, wer sich nicht binnen acht Tagen zur Behandlung Kassenkranker bereit erkläre, werde als Kassenarzt nicht zugelassen werden. Und siehe, zehntausend von jenen Fünfzehntausend trugen sich sofort in die Kassenarztlisten ein. Gäbe es bei uns statt zehntausend Ärzten zu viel auch nur fünfhundert zu wenig, wir hätten gar keine Ehrengerichte, denn keiner hätte Zeit und Lust zu einer seinem eigentlichen Beruf widersprechenden Tätigkeit. Nun aber haben die Standesvertretungen sie einer Republik unter unwahren Vorwänden wieder aufgeschwatzt — einer Republik, die den Dünkel der Akademiker mit Vergnügen weiter züchtet. Denn anders ist ihre Rechtsprechung nicht aufzufassen als eine Vereinsrechtsprechung, die in dem Moment unsittlich wird, laut einer Reichsgerichtsentscheidung, wo sie sich gegen Nichtvereinsmitglieder richtet: staatlicher Unterstützung ist sie in keinem Fall würdig, weil sie im allgemeinen nur für wirtschaftliche Zwecke mißbraucht wird. Vor drei oder vier Jahren wollte ein Regierungsentwurf sie so reformieren, daß Richter die Majorität in ihnen erhalten sollten, da erklärten die Standesgenossen, dann hätten sie kein Interesse mehr, denn dann würden ihnen alle Strafen unmöglich werden, die ihnen besonders am Herzen lägen. Der Anreger dieses Entwurfs, Doktor Weyl, war leider vor der dritten Lesung gestorben — die Sozialdemokratie, die von Ehrengerichten überhaupt nichts wissen will, beteiligte sich nicht bei der Abstimmung. Jetzt sollte sie energisch darauf dringen, daß dieser alte Zopf abgeschnitten wird: dem Gemeinwohl zum Nutzen — den Ärzten zur Ehre!

Ärzte, Frauen und der § 218 von Heinrich Dehmel

Erwin Piscator —! Viermal habe ich — als „Arzt aus dem Publikum" — in dem von Ihnen inszenierten „§ 218" gesprochen. Viermal habe ich dabei den gleichen praktischen Vorschlag zum Sturmtrupp-Angriff gegen den Abtreibungsparagraphen vorgebracht; und viermal hat das Publikum — sowohl in Berlin als auch in Halle — diesen Vorschlag mit großem Sonderbeifall aufgenommen. Diesen Beifall dürfen wir als eine kleine Vorabstimmung und volkstümliche Sympathieerklärung für meinen Vorschlag buchen.

Viele Zuschauer aber waren und sind sich nicht im klaren darüber, ob ich tatsächlich praktizierender Arzt oder aber ein Schauspieler bin wie der „Kollege" Hansen im Stück von Crédé. Auch mein Dementi zu Beginn meiner Worte, daß ich kein Schauspieler, sondern Arzt sei, fand zum Teil keinen Glauben. Um hier Klarheit zu schaffen, vor allem aber, um den Vorschlag in die Praxis umzusetzen — er darf nicht als Theatereinlage verpuffen! —, schreibe ich diesen offenen Brief an Sie, in dem ich zunächst meinen Vorschlag noch einmal kurz vorbringe:

1. Es gibt in Deutschland Hunderte von Ärzten, die unter Umgehung des § 218 und zum Teil direkt in Übertretung dieses gesetzlichen Verbotes widerrechtlich abtreiben. Ab und zu wird einer dieser Kollegen vom Staatsanwalt gefaßt und

bestraft. Er wird so zum Märtyrer der andern Ärzte, die weiter abtreiben, ohne gefaßt zu werden. Diese unwürdige Ungerechtigkeit muß verschwinden. Wir Ärzte, die wir mit bestem innern Gewissen aus sozialen, eugenischen und mitmenschlichen Gründen gegen das Gesetz verstoßen haben, müssen uns zusammentun und uns gemeinsam dem Staatsanwalt zur Bestrafung anzeigen.

2. Wir müssen dazu aber jeder mindestens eine Patientin finden, die uns erlaubt, ihren Fall öffentlich mit anzugeben, da wir ja unsre Schweigepflicht nicht brechen dürfen, und andrerseits ohne spezielle Angaben das Strafverfahren wahrscheinlich nicht eröffnet würde. Nun ist es mir gelungen, von fünf Frauen, — denen ich im letzten Jahr gegen den § 218 geholfen habe — zwei zu gewinnen, die mir gern erlaubt haben, sie zu nennen, falls eine solche idealistische Aktion zur Durchführung käme. Ich habe mich über den Mut dieser Frauen gefreut (N.B. Herr Staatsanwalt! ich bin vorsichtig im Interesse dieser Frauen: meine Notizen darüber sind weder in meinen ärztlichen Akten noch in meinem Hause!). Was mir gelungen ist — in einem merkwürdig hohen Prozentsatz —, wird auch andern Kollegen möglich sein, die von der Schädlichkeit des § 218 überzeugt und bereit sind, mit ihrer ganzen Person und ihrer wirtschaftlichen Existenz für die Abschaffung dieser veralteten und dazu im Sinne einer Eindämmung der Abtreibungsseuche völlig ohnmächtigen gesetzlichen Bestimmung einzutreten.

3. aber genügt es nicht, daß sich Ärzte freiwillig dem Richter stellen. Vor allem müssen die Frauen an die Front. Der Schandparagraph geht sie vor allem an: Zehntausend Frauen sitzen in Gefängnis und Zuchthaus, aber mindestens fünf Millionen laufen frei herum, die in den letzten zehn Jahren gegen das Gesetz abgetrieben haben. Gegen diese schreiende Ungerechtigkeit müssen sich alle Frauen erheben. Darum fordere ich auf, daß sich Frauen, die innerhalb der letzten zehn Jahre abgetrieben haben, in großer Zahl melden. Zunächst soll es aber nur ein Vortrupp von etwa fünfzig prominenten Frauen seien! Es dürfen nicht wieder die Frauen und Mädchen aus Arbeiter- und Angestelltenkreisen leiden; sie allein stellen ja bis jetzt schon die Märtyrerinnen des § 218 in Gefängnissen und Zuchthäusern. Nein! jetzt sollen die Frauen Mut zeigen, die wohlhabend und unabhängig sind — vor allem aber solche Frauen, die im öffentlichen Leben eine Rolle spielen und Lieblinge des Volkes sind: große Schauspielerinnen und Filmstars, andre Künstlerinnen, Abgeordnete, Beamtinnen und Frauen einflußreicher Männer; unter ihnen allen gibt es Tausende, die abgetrieben haben, also Gegnerinnen des unsinnigen § 218 sind. Sollten sich unter ihnen nicht fünfzig finden, die zusammen mit etwa der gleichen Zahl ehrlicher Ärzte vor den Staatsanwalt treten und sagen: Bitte bestraft uns alle, denn wir wollen es nicht besser haben als die zehntausend ärmster und törichtester Mädchen und Frauen, die jetzt für das ganze Volk in Gefängnis oder Zuchthaus zu leiden haben; denn die gesamte Bevölkerung mit geringen Ausnahmen übertritt diesen § 218. Es gibt kaum eine

Familie, die nicht mindestens durch Mitwissen oder Beihilfe schuldig ist gegen diesen Schandparagraphen. Diese Heuchelei und dieses Pharisäertum muß durchbrochen werden.

*

Darum Ärzte und Frauen an die Front! Wenn dieser Stoßtrupp der ersten Hundert auch nicht gleich den Paragraphen stürzt, so wird doch diese idealistische Aktion soviel Staub aufwirbeln, daß die Luft nicht eher wieder rein wird, als bis die verpestende Ursache, nämlich der Abtreibungsparagraph, verschwunden und durch vernünftige, ehrliche und wirksame eugenische Gesetzesbestimmungen ersetzt sein wird.

Denn der Vorstoß, den wir wollen, ist nur der Anfang der Aktion. Darauf folgt dann die Massenmeldung Zehntausender Frauen bei den Gerichten, so daß die Juristen selber bitten werden, den Paragraphen abzusetzen. Und dann ist auch die Zeit reif für eine eugenische Neuregelung des gesamten, jetzt so verrotteten Sexual-„Rechts".

Denn auch wir revolutionären Ärzte sind selbstverständlich Gegner der Abtreibung — die auch bei fachgemäßester Ausführung physiologisch und psychologisch gefährlich bleibt. Wir müssen eine sozial, eugenisch, hygienisch, psychologisch und erotisch einwandfreie Geburtenregelung und Fortpflanzungspolitik systematisch und energisch durchsetzen und dadurch die Abtreibungsseuche beseitigen.

Nun zurück zu unsrer Aktion:

Ärzte und prominente Frauen, die Ihr gegen den § 218 verstoßen habt, meldet Euch bei mir oder bei Erwin Piscator. (Ihre Zustimmung — Piscator — haben Sie mir schon mündlich gegeben!) Seid vorsichtig bei schriftlichen Mitteilungen, damit der Staatsanwalt nicht einzelne herausgreift; das würde die Aktion schwächen. Wir gehen erst vor, wenn mindestens fünfzig namhafte Personen zusammen sind. Die Zahlen derer, die sich gemeldet haben, werden laufend veröffentlicht werden. Es genügt in der schriftlichen Mitteilung zunächst eine Sympathieerklärung für diese Aktion; das weitere wird dann persönlich vereinbart. Berliner und Berlinerinnen setzen sich am besten telephonisch mit uns in Verbindung.

Nun aber — Erwin Piscator — noch eine weitere vorbereitende Veranstaltung, für die ich Ihre Regie-Mitarbeit erbitte: Wir wollen eine öffentliche Versammlung ansetzen, in der Beschluß gefaßt wird über die oben skizzierte Aktion. Hier sollen Einwände öffentlich besprochen und geprüft werden. Am besten würden wir beginnen mit einem improvisierten Zwiegespräch über den § 218 zwischen zwei redegewandten wichtigen Vertretern des Für und Gegen den Paragraphen, etwa Kaplan Fahsel contra Magnus Hirschfeld. (Eine Parallelaktion im Rundfunk durchzusetzen, wäre eine Großtat der Volksaufklärung im Geiste der Ehrlichkeit und Gerechtigkeit.)

Diesem Zwiegespräch hätte ein ausführlicher und begründender Aufruf zu der von mir vorgeschlagenen Aktion zu folgen. Nach ihm würden Einwände in Form von Fragen durch das Publikum zu stellen und durch die Aktionsleiter zu beantworten sein. Zum Schluß müßte eine Abstimmung erfolgen

über die Durchführung der Aktion. Außerdem müßten jedem Billett ein Umschlag und eine Karte mit folgenden zwei Fragen beigefügt werden:

1. Haben Sie gegen den § 218 verstoßen?
2. Wären Sie bereit, sich bei einer Massenselbstanzeige (von mindestens Zwanzigtausend) zu beteiligen?

Diese Karten sind nicht mit Namen zu unterzeichnen — wären also anonym, also gefahrlos. Sie sollen nur dazu dienen, den Prozentsatz der „Schuldigen" und Idealisten unter den Besuchern zu ermitteln. Sie wären am Schluß der Vorführung in Urnen zu sammeln. Das Ergebnis würde durch die Presse bekanntgegeben.

Vielleicht wäre es propagandistisch günstig, dieses Meeting mit einem Film oder einer kurzen Aufführung Ihres Kollektivs zu verbinden.

Soweit meine Vorschläge und Anregungen.

Panait Istrati von Otto Rombach

Das Gesamtbild des greco-rumänischen Erzählers Panait Istrati wird zumeist durch das Spektrum der diversen Internationalen belichtet, was weder seinen Büchern noch seiner Geltung zum Vorteil gereicht. Das scheint unvermeidlich zu sein, wenn man einen seiner Erzählungsbände zur Hand nimmt, etwa „Die Disteln des Baragan" oder „Die Haiduken", in denen eine so starke Menschlichkeit zum Niederschlag gelangt, daß die Verquickung mit revolutionären Menschheitsideen unumgänglich ist.

Hier, im Falle dieses Mannes aus Braila an der rumänischen Donau, der Bäckerlehrling, fliegender Obsthändler, Schiffsknecht, Teppichverkäufer, Landstreicher und sonst alles mögliche war, bis ihn der Menschenfischer Romain Rolland mit halb durchschnittener Kehle entdeckte, im Falle dieses Panait Istrati ist ein Mann von der Schwelle zweier Kulturen zu uns gekommen. Ein Europäer aus dem Europa, wo es am sonnigsten und am finstersten ist. Mit einer Brüderlichkeit im Herzen, wie sie unter heutigen Dichtern selten wurde, ist dieser Mann zum Landbeschreiber seiner Heimat geworden, obwohl er fast nichts berichtet als sein eignes Schicksal und die Lebensläufe einiger Leute aus der Verwandtschaft und Nachbarschaft. Mehr nicht. Das „Wie" ist es wohl, aber das Gegenständliche wäre schon Grund genug, einen Bestseller-Kandidaten vorzustellen. Ja, wenn es sich herümgesprochen hätte, daß es in allen diesen Büchern unerhört toll und unbefangen zugeht, wüßte jeder, um wen und was es geht. Aber es spricht sich nicht herum, weil hier die offene Behandlung heikler Dinge mit dem gleichen Pinselstrich hingesetzt wird wie eine Scheußlichkeit, die ebenso natürlich ist. Die Wahrheitsliebe dieses Mannes ist das Wertmaß seiner Kunst. Mit seinen Büchern sind alle Reisebücher über Rumänien überflüssig geworden.

Gewiß, der Balkan ist kein Reiseziel für Lustreisen. Aber wer wirklich von uns in die kahlen Balkanberge hineinkommt, vielleicht auf Autotrips durch unsichere Landschaften mit ver-

wahrlosten Dörfern, wer hinter Belgrad über die Donau hinunterfährt, der wird wohl das Volk in seinen erbärmlichen Hütten sehen, seinen Schmutz, die Verlotterung, die Hungergesichter seiner Kinder, die Stummheit seines Elends. Hier ist der peinlichste Winkel von Europa. Wo Städte sind, werden Hotels, Kaffeehäuser und französisch erzogene Frauen sein; aber die Unendlichkeit des flachen Landes, die ausgeglühten Bergtäler mit ihrem stumpfen, ohnmächtigen Volk schöpft niemand aus, macht niemand lebendig, niemand gleich. Dort ist der Mensch nichts als Bevölkerung. Eine Bevölkerung, die leiden, dulden und schuften muß, um kärglich ihr Leben zu fristen und Abgaben aufzubringen, die sich des Jammerlebens nicht bewußt ist, das sie führt.

Für dieses Volk wird Panait Istrati zum brüderlichen Sprecher und Chronisten, selbst ein Zertretener, selbst ein Vertriebener. Er verschweigt nichts. Er könnte in Deutschland ein Sprecher für die Weber geworden sein. Er müßte, wenn er in Deutschland leben würde, zum Sprecher jener Ackersklaven werden, die in Ostpreußen und Mecklenburg namenlos in den Schnitterkasernen kampieren, kein Skowronnek, sondern einer von diesen Kerlen selbst, einer, der äußerlich nicht mehr ist und innerlich nicht mehr sein kann. Einer, den das Leben hat und den das Leben plötzlich freigibt, damit er reden und schreiben kann. Nach vierzig Jahren eines heillos wechselreichen Menschenlebens hat er angefangen, seine Jugend aufzuzeichnen und seine Heimat zu porträtieren. Deswegen sind seine Farben so leuchtend und dauerhaft.

Ein Gestrandeter hat wieder Mut gefaßt. Diese Schicksalsgebundenheit Istratis hebt seine dichterische Mission heraus, exponiert und rechtfertigt sie, gibt ihr die tiefen Untergründe. Ein van Gogh unsrer Zeit; seine „Borinage" waren die Komorofka von Braila, das Armeleuteviertel, die Keitschen der abgeschundenen, hungernden Gütler, die Hafengassen am Mittelmeer, die Lasterstraßen und Gefängnisse des Balkans. Er wurde ein Dichter, wie Deutschland einer fehlt, wie aber nur der Balkan einen hervorbringen konnte, weil diese Umwelt noch nicht abgebraucht ist, weil dieser Mann nicht Rumäne blieb, sondern in der Welt herumkam, aber nun doch jener sein kann, als der er aufwuchs.

In großer Überschau gesehen, sind nicht nur „Die Geschichten des Adrian Zograffi" (wie die drei Bücher „Kyra Kyralina", „Onkel Angiel" und „Die Haiduken" im Sammeltitel heißen) ein unerhört verflochtenes Epos, auch die andern Bücher „Kodin" (wie der Sammelband bei Rütten & Loening, Frankfurt am Main) und „Nerrantsoula" und „Die Disteln des Baragan (beide im Gebrüder Enoch-Verlag, Hamburg) hängen damit organisch zusammen.

In jedem einzelnen dieser Bücher zeigt sich diese beinahe artistische Verflechtung, die eine epische Szenologie von phantastischer Buntheit hervorbringt. Der Erzähler berichtet nicht im breiten Wortstrom, sondern eher sparsam, knapp umreißend und scharf im Blick. Er heftet dafür Szene an Szene und legt auf diese Weise ein Mosaik zusammen, das nicht nur Oberflächen-Farbigkeit, sondern auch die Erlebnis-

tiefe ihres Kompositeurs widerspiegelt. Hier wird wohl sachlich berichtet, aber mit einer fast orientalischen Sorgfalt. Wenn plötzlich ein Gedanke mitkommt, der aus der Sache wächst, wenn ein andres Schicksal die Erzählung überschneidet, so müssen sie berichtet werden. Hier sind sie Angelpunkte der Dramatik, die man Spannung nennt. Aber das ist das Merkwürdige: daß nicht zuerst die äußere Handlung, weil sie oft in ihrer direkten Triebkraft unterbrochen wird, daß nicht die innere Entwicklung, sondern vor allem die Erzählung als solche zum Motor wird. Das ist die Sparsamkeit der Mittel, die einen Phantasieraum für den Leser schafft, die ihn mit fertigen Personen miterleben läßt, ihm Stimmung und Milieu vor Augen stellt. Die Sparsamkeit wird Plastik.

Angefangen bei „Kyralina", das in den tollen Eros des Balkans und Kleinasiens hineinleuchtet, bis zu den „Disteln des Baragan", den zwölftausend Bauern gewidmet, die bei einem Hungerkrawall niederkartätscht wurden, wird überall die Primitivität und die Direktion des Erzählers zur zwingenden Gewalt. Die Geschichte vom „Onkel Angiel", einem grüblerischen Landstraßenwirt, ist wie die Ausbreitung einer fatalistischen unendlich erschütternden Lebensbilanz, die zeugnisgebend für abertausend Landstraßenwirte, Bauern, Hirten und Menschen des Balkans sein kann. Das ist so niederdrückend wie die Niederschlagung der Bauern am Berge Baragan. Aber da sind gestalterische Höhepunkte, die unübertrefflich sind. Da wird berichtet, wie der im Schmutz verfaulende, sieche Kneipenwirt bei lebendigem Leibe von Würmern aufgefressen wird, da ist im zweiten Abschnitt „Cosma" eine Szene, die Befreiung des Jerema aus der Burg des Archonten, wie sie pakkender und phantastischer nicht geschrieben werden kann. Was bei „Cosma" (im „Onkel Angiel") Kontur ist, wird im Schicksal dieses seltsamen Onkels zum psychologischen Interieur. Hier läuft ein wirtschaftliches Außenleben, ein äußerer Ruin als Gegenströmung einer innern Kristallisation ab und führt zur unerhörten Gelassenheit und Schicksalseinsicht. Aber da ist noch „Kodin", ein Sträfling mit der Seele eines Kindes, ein bärenhaftes Untier aus der Komorofka, Freund und Kreuzbruder dieses Adrian, wiederholter Mörder. Wie hier von halben Blicken an der Mensch am andern Menschen in die Höhe wächst, das ist feinste Zeichnung, feinste Seelenforschung. Nicht weit von diesem Buche stehen „Die Haiduken", formal zerbröckelt durch die Gliederung in Monologe, aber geschlossen durch die soziologische Idee. Dieses Buch könnte eine Folge von Monologen genannt werden: jeder eine Räubergeschichte, jeder eine Rechtfertigung des Haidukentums, dieses Freischärlertums der Gerechtigkeit. Hier spricht der ehemalige Flößer der Maritza, der entlaufene Mönch, aus allen Kreisen kommen sie und ziehen in die Berge, hier spricht die Kurtisane der reichen Herren von Bukarest und Konstantinopel, die Haidukin, die ihre Schar von idealen Helden anführt. Einer von ihnen könnte Istrati sein. Er ist es mit der Feder. Er ist der lauterste von ihnen. Sein Mühen um Gerechtigkeit im Lande, sein Mühen um die richtige Anwendung der Zivilisation und der westlichen Gesetze, die formell gültig

sind, sein Mühen um die sittliche Unterstützung des armen Mannes und um die hygienische, rechtliche, allgemein wirtschaftliche und kulturelle Hebung ist nicht so sehr ein politisches Programm, wie es die einfachste Menschlichkeit und primitivste Heimatliebe ist. Hier wird er zum Fanatiker. In dieser Auslegung gesehen sind seine einfachen Lebensberichte bittere Anklagen. Aber grade hier begegnet ihm die Verkennung. Aus dieser Gefahr gibt es den Ausweg, mehr zu lesen. Wer einmal richtig in die farbige Welt dieses großen Erzählers hineingefunden hat, der wird ihn schätzen und lieben lernen wie einen Gastgeber, der nicht nur wundervolle Plauderecken zeigt, sondern auch zu sagen wagt, daß in dem guten, alten Vaterhaus die Balken etwas faul geworden sind.

Nur von Theobald Tiger

Dies singt eine Dame im Dreiviertel-Takt

Manchmal auf Bällen und Festen
tritt in den Saal ein freundlicher Mann,
an Geist und Kultur von den Besten ...
und macht sich an die Frauen heran.
Doch schon nach wenigen Minuten
ist alles zersprungen wie Glas —
Von Geist keine Spur,
nichts mehr von Kultur:
Nur — nur — das.

Berühmtheit ist ja kein Einwand
gegen Männer, die in den Filmen stehn.
Ich lüpfte neulich die Leinwand,
ich wollt mal einen näher sehn.
Ach, war das eine Enttäuschung!
Ich bekam einen kältenden Haß —
Von Herz keine Spur,
eine Karikatur ...
Und
nur — nur — das.

Ich nehm den Tee und den Kuchen
in Berlin und Frohnau und mal hier und mal dort.
Nun, dacht ich, willst mal versuchen
eine Freundschaft mit einem Herrn vom Sport.
Der bricht das eigne Training —
auf wen ist denn heut noch Verlaß ...?
Von Hirn keine Spur,
eine hübsche Figur —
aber sonst
nur — nur — das.

Wie kann man Frauen so verkennen?
Mein Gott, sie sind ja gar nicht so!
Gewiß, es will jede entbrennen ...
aber doch nicht stets und irgendwo!
Auf Harfen kann jedermann klimpern,
es fragt sich nur: Wer spielt — und was ...
Und spielt er dann nur
nach unsrer Natur —:
Dann gern
auch das.

Kolumbus von Klaus Pringsheim

„Alles Credit und Credo bei dieser Geschichte", bemerkt der Chor. Das Beste in dieser sogenannten Oper, nicht nur über sie, hat der Chor zu sagen — obgleich er darin, nach Claudels Wort, ungefähr dieselbe Rolle spielt wie die Presse in der Welt. „Wie die Presse von einem Ende der Welt her zum andern, wenn ein großes Ereignis, eine Entdeckung, die Rede eines Staatsmanns zu verzeichnen war und nun die Meinungen aufschäumen, Erörterungen, Reden, Erwiderungen."

Also, dieser bald aufschäumende, bald erörternde oder erwidernde, abwechselnd redende und singende Chor ist Zentralorgan, Seele und Hauptperson. Er spielt mit, in seiner Funktion des Opernchors; er sitzt dabei, hört zu, greift ein, treibt an, als anonymer Raisoneur und Zwischenrufer; tönt einher, als chorus mysticus; und spielt sich selbst, den Opernchor — der er bleibt, mag er Publikum vorstellen oder Theater, das für jenes gemacht wird. Das ist freilich uralt, solches Changieren zwischen Schein und Sein, dieser Verwandlungstrick des Gauklers, der aus seiner Rolle schlüpft und sie, als wärs kein Stück von ihm, kritisch mustert, dieses abgekartete Spiel von Schein des Komödienspiels und Sein des Komödienspielers — der abgegriffene Trick wirkt ein bißchen peinlich in der literarisch-feierlichen Aufmachung; und ein bißchen naiv ist es, zu meinen, mit solchen und ähnlichen Mittelchen werde eine grundlegende Neuordnung der Beziehungen zwischen Publikum und Opernbühne bewirkt. Zuschauer denken nicht daran, sich mit jenen zu verwechseln, die auf der Szene „Zuschauer" agieren; mit Claudels Opernchor so wenig wie mit Shakespeares Kesselflicker. Dem allbeliebten Ziel — Entillusionierung des Opernspiels — kommen wir um nichts näher, wenn man an Stelle der alten Fiktionen eine neue setzt.

Der Ort dieser Oper, die keine sein will, ist zugleich Bühne und Podium; der Raum, in den sie komponiert ist, beginnt als Theater und endet als Kirche. In gleicher Richtung entwickelt sich der Hergang; von der dramatischen zur sakralen Handlung. Nicht: vom Drama. Der Erzähler im Vordergrund, der Film im Hintergrund, beide manifestieren — im übrigen entbehrlich alle beide —, daß das Figurenspiel, das sich in der Bühnenmitte begibt, nicht Drama sein soll; sondern dramatisierter, in Bild, Wort, Bewegung umgesetzter Bericht. Gegen Kolumbus ist die ungläubige Welt; für ihn, mit ihm die hochkatholische Königin Isabella. Am Schluß des ersten Teils entdeckt Kolumbus Amerika; am Schluß des zweiten Teils kommt Isabella in den Himmel. So verläuft die Kurve. Beide Ereignisse, beide Personen verknüpft das Symbol der Taube, von dem der Dichter Paul Claudel, vielerfahren in der Technik des Mysteriums, ergiebigsten Gebrauch zu machen weiß. Die Taube, nach der angeblich Kolumbus heißt (auf Deutsch: Tauber), — es ist, nebenbei bemerkt, das selbe Tier, das aus der Kuppel der Gralsburg auf Parsifals gottge-

fälliges Werk herniederschwebt. Auch dem Erlöser Kolumbus wird schließlich Erlösung. Zur Vollendung des Bühnenweihfestspiels hat dem Dichter nur noch der Musiker gefehlt.

Im ersten Teil dominiert die Aktivität des von seiner Entdeckermission Besessenen; den zweiten lähmt und belastet auf etwas fatale Art der Fatalismus passiver Gläubigkeit, die aus dem Herzen der Königin dringt und allzu planmäßig das ganze Theater überflutet. Im ersten Teil herrscht noch Dramatik; im zweiten religiöse Mystik, ekstatische Frömmelei. Hier könnte nur Musik helfen. Doch wo der Musiker Darius Milhaud Atmosphäre schaffen müßte, da versagt, nichts für ungut, seine Inspiration; versagt in katastrophalem Maß. Im ersten Teil beschränkt er sich darauf, mit rhythmischen und koloristischen Mitteln hauptsächlich illustrative, begleitende, mitgehende Musik zu geben, gewissermaßen für das Theater hinzugetane Musik, und das kann er; wie er denn vieles kann. Keine Rede davon, daß seine Musik eigentlich dramatisch wäre. (Was wir bei Wagner oder Verdi oder Bizet oder Mozart oder Gluck so nannten.) Denn Musik darf heute in der Oper — wo sonst darf sie es? — bekanntlich nicht dramatisch sein: in der episch gewordenen Oper. Aber das ist eine jener Thesen, von denen wir nun endlich genug haben. Mag sie noch so schneidig vertreten werden. Im Ton des forschen Avantgardeleutnants läßt die Erneuerung des Operntheaters, die Überwindung seiner Krise sich nicht kommandieren.

Und nicht etwa, daß diese Musik dem Hörer angenehm wäre. Wo er, von Bild und Wort unbefriedigt, sich ihr ergibt, ist sie ihm, ganz im Gegenteil, höchst unangenehm. Es ist, summarisch gesprochen, Musik von jener Mißtönigkeit, für die „Polytonalität" ein Name ist, — der wiederum mit „Schweinerei" nicht wörtlich, aber treffend zu übersetzen. Daß das moderne Ohr — wem wächst es? — sich mit der chronischen, System und Manier gewordenen Verschmutzung des Klangs befreunden werde, nach dem physiologischen Gesetz etwa, nach dem, beschämenderweise, die Nase sich an schlechte Luft gewöhnt, das war, nach der Erfahrung eines Jahrzehnts läßt es sich feststellen, eine falsche Rechnung. Wäre nicht im Lauf des Abends dem Ohr des Publikums übel geworden, der Respekt vor den Namen der Autoren und vor ihrem Wollen hätte ihr Werk vor einer Ablehnung bewahrt, für die, ausnahmsweise, keinerlei „politische" Motive zu finden sind; ihm den gehofften Erfolg zu bereiten, hat die Aufführung — „Welturaufführung" — der Lindenoper, unter Hörth und Kleiber, das Äußerste getan.

Die Unentwegten haben wieder einmal einen Triumph gefeiert; einen ideellen Sieg — nicht nur der Neuen Oper sondern des Neuen Theaters schlechthin. Ihre Siegesfreude wird nicht wesentlich beeinträchtigt durch den gottgewollten Mißerfolg des neuen Theaterstücks „Christoph Kolumbus". Aber es ist in der Kunst halt wie in der Politik: Der Wert eines Systems ist an seinen Leistungen zu ermessen.

Neger-Steuer von Morus

„Bedrängt sie, bis sie Kopfsteuer geben und gedemütigt werden."

Der Koran.

Die Bürgerabgabe

Auf dem Wege zur Verrohung und Rückwärtsrevidierung des Steuersystems sind wir nunmehr, mit Allahs und der Volkspartei Hilfe, im Reiche des Kalifen angelangt. Die Gläubigen des Koran, das heißt: die herrschende Klasse, haben ein Fünftel der Beute abzugeben, die Ungläubigen aber sind, wie das Vieh, stückweise zu versteuern.

Immerhin sind gewisse Unterschiede nicht zu verkennen. Die Eintreibung der Beuteabgabe macht im Abendlande größere Schwierigkeiten, denn woher soll die Kapitalbildung kommen. Dafür aber sind unsre Gläubigen bereit, sich an der Kopfsteuer zu beteiligen, die von jeher eine Sklavensteuer und des freien Mannes unwürdig war. Die freien Männer haben nämlich herausgefunden, daß sie doch nur wenige Köpfe sind und deshalb bei einer rohen Kopfsteuer besser fahren als bei einer prozentualen Beuteabgabe. So wollen sie denn die Kopfsteuer demokratisch aufmöbeln und als „Bürgerabgabe" vor den Reichstag bringen.

Damit wäre allerdings wohl ein Tiefpunkt erreicht, unter den man selbst in einer Diktatur Stinnes' oder Schachts nicht leicht hätte herabsinken können. Es ist das Primitivste vom Primitiven und das Unsozialste vom Unsozialen. Daran ändert nichts, daß in Hilferdings Pumpjahr die Sozialdemokraten, von den Manichäern der Behrenstraße bedroht, bereits an eine ähnliche Ungeheuerlichkeit gedacht haben und unter Berufung auf ein übles süddeutsches Vorbild eine allgemeine Verwaltungsabgabe einführen wollten. Die Kopfsteuer, die man uns jetzt als Bürgerabgabe präsentieren will, ist eine Negersteuer, eine typische Kolonialsteuer. Auf Java, wo sie sich am längsten erhalten hatte, hat man sie vor ein paar Jahren abgeschafft, in Deutschland will man sie wieder einführen. Es ist eine finanzpolitische Barbarei, die verhindert werden muß. Und wenn das nicht gelingt, muß die Negersteuer zum Kampfruf gegen diese Regierung werden.

Versicherungsbeiträge für Alle

Man wird sich auch nicht irremachen lassen dürfen, wenn die Bürgerabgabe etwa als Notsteuer zur Stützung der Arbeitslosenversicherung aufgezogen werden sollte. Ein bißchen spät hat man ja jetzt auch im Reichsfinanzministerium entdeckt, daß die anhaltende Arbeitslosigkeit den papiernen Etat aus der Balance bringen muß, wenn man die Erwerbslosen nicht verhungern lassen will. Aber die Frage rückt sowieso näher, ob die Sozialversicherung, das Glanzstück des bismarckisch-wilhelminischen Kaiserreichs, noch lange in der bisherigen Form

aufrechterhalten werden kann, ob es nicht vielmehr angezeigt ist, die Versicherungsbeiträge durch eine allgemeine, gestaffelte Sozialabgabe zu ersetzen.

Die zweifellos sehr großen hygienischen Vorteile, die die Sozialversicherung im Laufe eines halben Jahrhunderts der Bevölkerung gebracht hat, dürfen nicht darüber täuschen, daß die Sozialversicherung doch nur eine scheinsoziale Einrichtung ist. Denn die Versicherungsgesetzgebung bismarckischer Observanz, die ja in ihren Grundzügen auch in der Arbeitslosenversicherung beibehalten worden ist, bedeutet keinen Ausgleich zwischen arm und reich, sondern eine einseitige Belastung der Unbemittelten. Die traditionellen, caritativen Verpflichtungen der Reichen, den Armen im Fall der ärgsten Not, bei Krankheit, Invalidität und nun bei Hunger zu helfen, wurden nicht dadurch legalisiert, daß man aus der freiwilligen Unterstützung eine gesetzliche Verpflichtung machte, sondern indem man die Reichen völlig außer Obligo setzte. Nicht der Arme, aber die Armen müssen für sich selbst sorgen. Das ist der eigentliche Sinn und Widersinn der Sozialversicherung. Durch die Einbeziehung immer weiterer Arbeitnehmerkreise hat man den reinen Klassencharakter ein wenig gemildert. Außer der untersten Proletarierschicht darf nun auch die Stehkragenproles mit kleinerm Mittelstandseinkommen sich an der Genossenschaft der Armen beteiligen. Aber im Kern ist es dasselbe geblieben: die Oberschicht ist nach wie vor von jeder sozialen Belastung frei.

Man wende nicht ein, daß doch die Arbeitgeber einen Teil der Versicherungskosten zu zahlen haben. Die Versicherungsbeiträge der Arbeitgeber sind längst in allen Unternehmungen zu einem festen Bestandteil der Gestehungskosten geworden, die in den Preis einkalkuliert werden und die Ware entsprechend verteuern. Eben deshalb ist es auch nur eine sozialpolitische Verschlimmbesserung, wenn man fortwährend die Beiträge zur Sozialversicherung erhöht. Für die Arbeitnehmer bedeutet das eine Lohnkürzung und gleichzeitig eine Erhöhung der Verbrauchssteuern, denn da der Arbeitgeberbeitrag abgewälzt wird, sind die Wirkungen nicht viel anders als bei der Umsatzsteuer.

Auch mit dem bisherigen System der irregulären Reichszuschüsse wird man nicht weiterkommen und die aus den Fugen geratene Arbeitslosenversicherung nicht reparieren können. Die Leistungen der Sozialversicherung lassen sich auf die Dauer nur dadurch bewerkstelligen, daß man aus der Armenversicherung eine Volksversicherung macht, an der alle teilhaben, aber zu der auch alle, entsprechend ihrem Einkommen, beitragen müssen. Arbeitslosen Generaldirektoren soll die Höchstunterstützung von hundert Mark im Monat nicht vorenthalten werden, und blasse Millionärstöchterchen mögen sich, wenn sie wollen, dann ruhig auf einen Krankenkassenschein ein Eisenpräparat holen. Die Versicherungen brauchen vor dieser Mehrbelastung nicht zurückzuschrecken. Der Andrang wird nicht so groß sein.

Biersteuer ohne den Wirt

Daß sich eine grundlegende Änderung der Sozialversicherung nicht von heute auf morgen durchführen läßt, ist diesseits bekannt. Für die nächste Zeit wird man also auf andre Weise Abhilfe schaffen und die Arbeitslosenversicherung vor dem Zusammenbruch bewahren müssen. Der Weg dazu ist gegeben; und zwar durch einen schweren Kunstfehler, den das Reichsfinanzministerium bei den letzten Steuervorlagen begangen hat. Die Herabsetzung der Biersteuererhöhung von 75 auf 46 Prozent war ein politischer Akt, den die Bayern im Reichstag erzwungen haben. Aber auch der Vorschlag von 75 Prozent war ein schiefer Bureaukratismus, der die Dinge vom Schreibtisch, nicht vom Biertisch aus ansah. Die Biersteuer ist in Deutschland eine Fabrikatssteuer, die die Brauereien auf die hergestellte Menge Bier an die Finanzbehörden abzuführen haben. Das Maß, nach dem der Brauer und dementsprechend auch der Steuereinnehmer mißt, ist der Hektoliter. Also wurde, als das Reich mehr Geld brauchte, die Biersteuer pro Hektoliter erhöht und den Brauereien vorsorglich durch Gesetz aufgetragen, den Hektoliterpreis nicht über die Steuererhöhung hinaus nach oben abzurunden; was denn auch in den meisten Gegenden eingehalten wurde.

Aber leider konsumieren auch die trinkfestesten Germanen das Bier nicht gleich hektoliterweise sondern in Gläsern oder in Krügen. Für die Gastwirte aber gibt es keine gesetzliche Vorschrift, um wieviel sie, aus Anlaß der Steuererhöhung, den Bierpreis pro Glas heraufsetzen dürfen. In Bayern, wo auf der Bierbank die Pfennigrechnung üblich ist und die Gäste leicht etwas ungemütlich werden, hielt man sich an den wirklichen Steueraufschlag. In Norddeutschland aber rundeten die Mehrzahl der Wirte, und namentlich Großbetriebe wie Aschinger, den Bierpreis nach oben ab und nahmen, beispielsweise, für ein $^{3}/_{10}$-Liter-Glas statt 22 Pfennig, wie es durch die höhere Steuer bedingt gewesen wäre, 25 Pfennig. Bei den Unmengen Bier, die auch außerhalb Bayerns in Deutschland vertilgt werden, machen diese netten kleinen Aufschläge für die Gastwirte aber mindestens 200 Millionen Mark im Jahr aus, während das Reich aus der Steuererhöhung allenfalls 150 Millionen bekommen wird.

Nun haben zweifellos die Wirte recht, wenn sie erklären, die Gäste ließen sich doch nicht Kupferpfennige herausgeben und die Differenz käme, wenn sie selbst sie nicht abschöpften, nur den Kellnern zugute. Aber ebenso recht hätte das Reich, wenn es diesen Steuergewinn den Wirten wieder abknöpfte und durch eine Zusatzsteuer die 200 Millionen mit Beschlag belegte, die jetzt die Gastwirte von den Gästen einkassieren. Mit diesem Trinkgeld könnten 400 000 Arbeitslose den Sommer über durchgeschleppt werden.

Bemerkungen

Sprecherlaubnis

Nachdruck gestattet, Radio-, Hörspiel- und Tonfilmrechte vorbehalten!

Wissen Sie schon, daß es in Berlin, im Zentrum Berlins, ein Zimmerchen gibt, wohin Sie kommen können, um einen Freund zu besuchen, aber Sie sind nicht allein mit Ihrem Freund in diesem Zimmerchen, sondern außer Ihnen sind noch andre Besucher in dem Zimmerchen, und außer Ihrem Freund sind noch andre Freunde in dem Zimmerchen.

Und zwischen den Besuchern und den Besuchten ist ein dichtvergitterter, aber leerer Käfig — zwei engmaschig verdrahtete Wände, zwischen denen nichts ist als ein Abstand.

Und Sie müssen laut sprechen, damit Ihr Freund Sie durch dieses dichtvergitterte Vakuum hört, aber da Sie laut sprechen, damit Ihr Freund Sie durch das dichtvergitterte Vakuum hört, müssen die Andern, die mit ihren Freunden durch das dichtvergitterte Vakuum sprechen wollen, noch lauter sprechen, damit ihre Freunde sie durch das dichtvergitterte Vakuum hören, und auch Ihr Freund und die Freunde der Andern sprechen laut durch das dichtvergitterte Vakuum, — je lauter die Einen, desto lauter die Andern. Und so ist alsbald das Zimmerchen in Berlin, im Zentrum Berlins, von tierischem Gebrüll erfüllt.

Warum duldet das die Behörde? Wo ist die Polizei?

Die Polizei ist in ihrem Hause, und das Zimmerchen ist auch in ihrem Hause, im Polizeipräsidium am Alexanderplatz.

Es ist das Besuchszimmer. Wenn jemand wegen eines Polizeivergehens oder im Verdacht eines Polizeivergehens, zum Beispiel wegen Vernachlässigung einer Paßvorschrift, in Haft genommen wird, so können Sie ihn besuchen. Aber dann werden Sie brüllen.

Vor kurzem wurde in einem Buch über das Paradies Amerika empört darauf hingewiesen, daß im new yorker Stadtgefängnis, den berüchtigten Tombs, jeder Besucher in einer vergitterten Loge sitzt und der Besuchte in einer vergitterten Loge ihm gegenüber. Die Empörung über diese Einrichtung sei hiermit zurückgenommen. Paradies Alexanderplatz ist schlimmer. Paradies Alexanderplatz hat keine Logen. Kaum drei Meter ist das Zimmerchen breit, aber da der leere Käfig, der Trennungsraum, in der Mitte steht, so bleiben eigentlich nur zwei Wände. An der Wand drüben sind die Gefangenen und eine Tafel „Amtsgericht Berlin-Mitte, Vorzimmer des Vernehmungsrichters", an der Wand hüben verläuft eine Bank, auf der man sitzen kann, bevor die Gefangenen hereingeführt werden. Auch auf der Gefangenenseite ist eine Bank, aber die Gefangenen sitzen in ihren Zellen, hier sitzen sie nicht, sondern stehen und pressen sich ans Gitter, wie die Besucher. Man preßt sich ans Gitter, um die Schalldistanz abzukürzen, man spricht laut, dann etwas lauter, noch etwas lauter, noch und noch lauter, bis der Höllenlärm losgeht.

Jeder sieht jeden durchs Gitter, aber hüben weiß niemand, welche Schuld den Gefangenen gefangen hat, ob eine Übertretung der Fahrordnung oder ein Massenmord oder gar eine politische Gesinnung, während natürlich die von drüben die Gattinnen ihrer Mitgefangenen als Gattinnen von Massenmördern oder gar als Gattinnen von Kommunisten zeitlebens im Gedächtnis behalten werden. Gute Chancen für Spitzel und Erpresser. Wo bleibt die Polizei?

Die Polizei bleibt bei diesem Zimmerchen, und ihr Vertreter, ein Schupo, steht mit gegrätschten Beinen vor dem Käfig. Ist er zum Lauschen bestellt? Wie bestellt steht er da... Aber er muß doch abgeholt werden, sonst wird er taub und kann nicht mehr lauschen.

Diesen Lärm, diese Massenansammlung, dieses Gedränge hält ja kein Aas aus. Sie würden gucken, wie die Polizei mit Gummiknüppeln hineinfahren würde, wenn sich das alles anderswo ereignete.

Und gegen die Veranstalter einer solchen Radaudemonstration würde mit Revolvern, mit Zuchthaus, mit Schutzgesetz, ja sogar mit Recht vorgegangen werden, wären die Veranstalter nicht identisch mit der Polizei.

Egon Erwin Kisch

Mancher lernts nie

Zu dir kommt kein Geld — zu dir nicht.

Erstens kommt Geld überhaupt nur dahin, wo schon etwas ist, Geld kommt zu Geld; in den Dalles fallen nur manchmal die Lotteriegewinne, bei deren Eintrudelung die armen, alten Zeitungsabonnentinnen die mürben Hände über dem Kopf zusammenschlagen und vor Fassungslosigkeit zu weinen anfangen. (Fettdruck.) Darauf geloben sie, sich eine Nähmaschine und eine Gurkenfabrik zu kaufen und fürderhin ein andres Leben zu führen. Das sind so Märchen...

Zweitens kommt zu dir kein Geld, weil du es nicht zündend genug liebst. Na ja, du möchtest es gern haben... aber damit ist es nicht getan. Gern haben? Du sollst nicht nur begehren deines Nächsten Bankkonto — du mußt Geld inbrünstig lieben, dich darauf herumsielen, es in die Körperhöhlungen klemmen, na, lassen wir das. Vor allem aber kommt es nicht zu dir, weil es sieht, wie du es ausgibst. Du gibst es falsch aus.

Nicht verschwenderisch... das ist wieder eine andre Sache. Nein, du gibst es aus, so —: „Bitte, was bin ich Ihnen schuldig? Hier..." Ganz falsch.

Solange du nicht weißt, was Geldauszahlen bedeutet, solange wirst du kein Geld haben. Zahlen ist himmlische Gnade, Barmherzigkeit, Manna, Segen und unendliche Herablassung. Die wird nicht so leicht ausgeteilt, mein Lieber.

Zu dir kommt das Geld nicht, weil du immer noch nicht gelernt hast: Wenn man von dir Geld haben will, so mußt du zunächst einmal das sagen, was jeder normale Mensch sagt, wenn man etwas von ihm haben will: Nein. Der, der von dir Geld haben will, sei dein Gegner, der

Gottseibeiuns, dein Todfeind. So mußt du ihn behandeln.

Das will gekonnt sein. Nun komme mir ja nicht und erzähle: Ja, aber der andre hat doch für mich etwas geliefert, gearbeitet, getan... Du Hammel. Als obs darauf ankäme! Er ist der Feind, hör doch.

Sag erst einmal zu ihm: Nein. Dann: „Zeigen Sie mal her. Wieso drei Mark vierzig? Sie sind wohl verrückt?" — Und dann nimm einen Bleistift und streiche an der Rechnung herum. Und dann handele ihm die Hälfte ab. Und dann hol die Brieftasche heraus. Und leg die Rechnung hinein. Und zahle nicht. Und laß den andern warten. Wer zahlt dir? Also.

Und wenn du + + + einmal zahlst, so nach langer, langer Zeit und nach Abzug eines Skontos, den du dir am besten nach dem Diskont in Liberia bei 54 Grad im Schatten ausrechnest —: dann mußt du den, der das Geld von dir zu bekommen hat, ordentlich demütigen. Das kannst du doch für dein Geld verlangen, daß er dasteht und Gott dankt und gewissermaßen den Hut in den Händen dreht. „Na...", mußt du dann sagen; „Na... da! Fang auf! Is jut." So zahlt man. Früher haben einem die Kerle wenigstens die Hände geküßt; heute geben sie einem eine Quittung... verdammte Zeit. Gibs ihm, wenn dus ihm gibst!

Siehst du: das mußt du wissen, für den Fall, daß du einmal in die ärgerliche Lage kommen solltest, etwas zahlen zu müssen. Zahlen ist: Gnade mit einem Fußtritt. Und besonders für den, der sich nicht wehren kann.

Aber du hörst ja nicht. Und daher kommt zu dir kein Geld — zu dir nicht. Mancher lernts eben nie.

Peter Panter

Die Flottenkonferenz

„Meine Herren", sagte der Vorsitzende, „der erhabene Zweck unsrer Konferenz ist, durch eine großzügige Flottenabrüstung der Welt unsern ehrlichen Friedenswillen zu beweisen. Wenn ich gut unterrichtet bin, sind Eroberungskriege von niemand mehr zu erwarten. Oder hat vielleicht doch jemand die Absicht?"

Die Delegierten schlugen sich an die Brust und wünschten auf der Stelle in die Erde zu sinken, wenn auch nur die leiseste Eroberungslust in ihrem Herzen schlummere. Infolgedessen wurde die Sitzung für einige Augenblicke unterbrochen. Saaldiener schritten durch die Reihen, um festzustellen, ob jemand in die Erde gesunken sei. Sie konstatierten unter dem Jubel der Teilnehmer deren Vollzähligkeit. Worauf der Vorsitzende ohne Umschweife vorschlug, zunächst den Teil der Flotte abzurüsten, der Eroberungszwecken dient. Die Staatsmänner überlegten, welchen Teil er damit meinte. Und weil sie darüber nicht klar wurden, fragten sie:

„Was soll das heißen?"

„Das ist ganz einfach", erklärte er, „da bekanntlich der Geist der Versöhnung über den Was-

sern schwebt, brauchen wir in Zukunft nur noch eine Küstenverteidigung."

Die Staatsmänner klatschten spontan in die Hände. Nur einer konnte nicht umhin, ein betrübtes Gesicht zu machen. Es bekümmerte ihn, daß sein Land ohnehin nur die zur Küstenverteidigung nötige Flotte besaß. Zum Glück befanden sich seine Nachbarn in derselben Situation. Sie meinten beruhigend:

„Trösten Sie sich. Auch wir haben es immer grundsätzlich vermieden, unsre Flotte offensiv zu gestalten."

„Schade, daß unsereiner nun gar nichts abzurüsten hat", sagten sie mit umflorter Stimme.

Bloß der Vorsitzende schien einer reichlich aggressiven Nation anzugehören. Denn er markierte den Zufriedenen und tat, als ob er seine Flotte mindestens auf die Hälfte herabsetzen würde. Wenn man ihm aber hätte in die Seele blicken können, würde man bemerkt haben, daß auch sein Land nur eine reine Küstenflotte besaß. Dennoch setzte er seine hochherzigen Bestrebungen fort. Er hatte nämlich das Bedürfnis, auch bezüglich der Tragweite der Geschütze eine Mindestgrenze herbeizuführen.

„Meine Herren", sagte er, „wir dürfen nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Die Welt erwartet von uns ganze Arbeit. Deshalb frage ich Sie: glauben Sie, ob 38-Zentimeter-Rohre ein übertriebenes Kaliber für die bloße Küstenverteidigung sind?"

Die Herren glaubten es, offen gestanden, nicht. Vielmehr glaubten sie aus reiner Überzeugung, daß 38 Zentimeter das mindeste waren, was man zum Schutz grasbewachsener Ufer benötigt.

„Der Ansicht bin ich nämlich auch", behauptete er. Denn er war wirklich der Meinung, daß auch zu Verteidigungszwecken abgeschossene Granaten wenigstens zwanzig Kilometer weit fliegen müssen. Überdies stand fest, daß von allen Geschossen, die einen Menschen treffen können, 38-Zentimeter-Granaten am humansten sind. Sie verwundeten nicht. Sie töteten auf der Stelle und verhinderten also in wohltuender Weise, daß die Getroffenen ihr Leben lang als Krüppel herumzulaufen haben. Das sahen die Staatsmänner aller Länder ohne weiteres ein. Mit Ausnahme eines einzigen, dessen Gesicht ziemlich lang geworden war. Er erlaubte sich die Frage, ob es denn unbedingt nötig sei, 38-Zentimeter-Rohre zu besitzen. Ob nicht 24-Zentimeter-Rohre unter Umständen auch genügen. Zumal man doch keine Gelegenheit mehr hat, sie auf jemand zu richten. Kurz gesagt, er benahm sich so, daß man glauben mußte, er sei kein wahrer Friedensfreund. Weshalb die Teilnehmer ohne Ausnahme über diesen Menschen verstimmt und beleidigt waren. Einige Minuten schien es, als sei die ganze Abrüstung ernsthaft in Frage gestellt.

Doch schon nach einer Weile ergab sich, daß der Mensch ein Land vertrat, das im Höchstfalle 24-Zentimeter-Rohre besaß. Er wollte nur wissen, ob man ihm

wegen der fehlenden vierzehn Zentimeter etwas anhaben könne. Der Vorsitzende erhob sich zu einer prinzipiellen Bemerkung.

„Natürlich können wir das nicht zulassen", sagte er. „Denn da es auch der Zweck dieser Konferenz ist, eine Gleichheit der Waffen herbeizuführen, werden Sie wohl nicht umhin können, Ihre Rohre entsprechend zu vergrößern. Ausnahmen können, so leid es mir tut, weder nach der einen, noch nach der andern Seite geduldet werden. Oder denken die Herren etwa anders darüber?"

Als kein Widerspruch erfolgte, meinte der Vorsitzende endgültig:

„Bitte schön, da haben Sie es!"

Worauf der Delegierte sich glückselig die Hände rieb. Denn die Tatsache, von der Abrüstungskonferenz mit einem Rüstungsplan nach Hause zu kommen, schien ihm erfreulich. Er wußte, daß er von seiner Regierung feierlich empfangen und daß man ihn für seine Verdienste um das Vaterland mit einem hohen Orden schmücken würde.

Als die Konferenz zu Ende war, gab der Vorsitzende seiner Genugtuung darüber Ausdruck, daß sie positive Erfolge gezeitigt habe.

„Wir gehen mit dem erhebenden Gefühl nach Hause", schloß er, „einen gewaltigen Schritt zum ewigen Frieden vollbracht zu haben."

Dann wurde auf allgemeinen Wunsch „Nun danket alle Gott" gesungen.

Bruno Manuel

Oberammergau

Mir san dö Oberammergauer schlauen Bauersleit —
Drum san mir a so weltberühmt bei Christ und Jud und Heid!
Tean insre Sprüch mir brülln,
Muaß glei an jedes fühln,
Ins hot da Himmi ausersehgen zum Thiaterspülln!
Solang die Berge stehn auf ihrem Grundä,
Solangs no Radi gibt und boarisch Bier,
Solang no gesuffa wird aus vollem Mundä,
Tean mir Thiaterspülln zum Danke hier!
Weil der Herrgott uns erlöst
Von der schlimmen, schlimmen Pest!
Hosiannah!

Mir san dö Oberammergauer schlauen Bauersleit!
Mir ham a Kinschtlertolln und koanen Kropf! Ja, dös war gfeit!
Und spieln mir insre Rolln,
Na reden ma a bisserl gschwolln
Na woaß an jed's glei, daß mirn Herrgott vorstelln solln!
Solang dö Sunn aufsteigt no in der Fruah,
Solang no g'suffa wird a boarisch Bier,
Solangs no Jungfraun gibt für die Maria,
Tean mir Thiaterspülln zum Danke hier,
Weil der Herrgott uns erlöst
Von der schlimmen, schlimmen Pest!
Hosiannah!

Mir san dö Oberammergauer schlauen Bauersleit
Mir loassn Himmi für uns sorgn heint und olle Zeit!
Und wann Du aufidrahst
Und oan Billjöttn hast,
No bist zum Mittag Du a glei beim Herren Jesus Gast!
Solang der Almrausch blüaht auf insra Wiesen,
Solang no gsuffa wird a boarisch Bier,
Solang das Geld no reicht zu Schmalzlerpriesen,
Tean mir Thiaterspülln zum Danke hier,
Weil der Herrgott uns erlöst
Von der schlimmen, schlimmen Pest!
Hosiannah!

Mir san dö Oberammergauer schlauen Bauersleit!
Mir san dö frömmsten Menschen von da goanzen Christenheit!
Drum schickt da Herrgott a
Die Leit von fern und nah,
Und jedes zoahlt oan Stange Geld ins für dö Maschkera!
Solang wir noch a Schnaderhüpferl singen,
Solang den Christus spielt der Anton Lang,
Solang der Cook no zahlt in Silberlingen,
Tean mir Thiaterspülln dem Herrn zum Dank,

Weil der Herrgott uns erlöst
Von der schlimmen, schlimmen Pest!
Hosiannah!

Mir san dö Oberammergauer schlauen Bauersleit
Und übern Winter ziahgn ma wieder o das zimpftig Kleid!
Und gibt's a Rafferei,
Und wanns da Herrgott sei —
No renn'n ma eahm das Messer eppas in den Ranzn nei!
Solang die Wolken noch am Himmel ziahgn,
Solang im Preise steigt da Litter Bier,
Solang die Jungfraun noch an Bamsen kriagen,
Tean mir Thiaterspülln zum Danke hier,
Weil der Hergott uns erlöst
Von der schlimmen, schlimmen Pest!
Hosiannah!

Walter Mehring
(*Aus den Gedichten, Liedern und Chansons, S. Fischer Verlag*)

*

Das ist, bei allem geschäftlichen Beiwerk, an dem viel Ortsfremde beteiligt sind, eben doch nur zu verstehen aus dem Geständnis eines Christusdarstellers wie Anton Lang, des diesjährigen Prologsprechers, der nach schwerem Spiel — die Kreuzigung allein dauert zwanzig Minuten — einmal ergreifend versicherte: „Für mich ist die Darstellung meiner Rolle Gottesdienst, Erfüllung einer hohen, der höchsten Mission" ...

Oberammergau mit seinen 2181 Einwohnern und den 5226 Sitzplätzen des erweiterten Passionstheaters hat sich auf rund fünfeinhalbtausend Betten umgestellt.

‚B. Z. a. M.'

Rätselecke

Wenn:
eine lettische Sängerin (Frau Brechmann-Stengel ist ihr Name) aus Rußland heimgekehrt, sich von einem Interviewer ausfragen läßt und ihm — wohl mit Rücksicht auf ihre Erfolge — durchaus Freundliches, Dankbares über Land und Leute sagt, die sie verließ; wenn daraufhin bei ihrem ersten Wiederauftreten in der Heimat „eine große Zahl jüngerer Leute, darunter viele Studenten, sich in der Oper einfindet" und „kaum, daß Frau Brechmann-Stengel zu singen beginnt, ein ungeheures Geheul, Pfeifen und Zischen erhebt", ja den „Lärm so mächtig anschwellen läßt, daß die Vorstellung unterbrochen werden muß" — —
wie lautet dann in der ‚D.A.Z.' die Überschrift zu dieser Meldung?

(Bürgerliche Selbstbesinnung.)

Hinweise der Redaktion

Berlin

Internationale juristische Vereinigung, deutsche Landesgruppe: Dienstag, den 13. Mai, 8 Uhr abends Pschorrhaus, Tauentzienstraße 13 Saal 3, Referat des Herrn Justizrats Dr. Johannes Werthauer über Presse und Gesetzgebung. Gäste willkommen.

Weltbühnenleser. Regina Ruben: über Palästina oder Biro-Bidjan? Café Adler, Mittwoch 8 Uhr.

Mannheim

Weltbühnenleser in Mannheim, Ludwigshafen, Heidelberg, Weinheim und Umgebung. Wer Interesse an zwanglosen Zusammenkünften der Weltbühnenleser hat, teile Peter Paul Gindele, Mannheim A. 3. 4. seine Adresse mit.

Bücher

Masaryk: Staatsmann und Denker. Orbis, Prag.
Schalom Asch: Die Mutter. Paul Zsolnay, Zürich.
Max Dauthendey: Gesammelte Schriften. A. Langen, München.
Romain Rolland: Mahatma Gandhi. Mahatma Gandhi: Jung Indien, Ein Wegweiser zur Gesundheit, Gandhis Leidenszeit, Gandhi in Südamerika. Rotapfel Verlag, Zürich.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 17.45: Das Gesicht der Zeitschrift. — Königswusterhausen 17.55: Lebendiges Bauen, Dr. Paul Zucker. — **Mittwoch.** Berlin 17.50: Provinztheater und Berlin, Bernhard Diebold. — **Donnerstag.** Berlin 18.00: Rudolf Forster liest. — **Freitag.** Breslau 16.30: Französische Musik von heute. (Schallplattenkonzert.) — Berlin 20.45: Frank Wedekind: Musik. — **Sonnabend.** Berlin 17.55: Die Erzählung der Woche, Emil Faktor. — Köln 19.40: Das Judentum, Martin Buber. — Königswusterhausen 20.00: Grotesken von David Luschnat.

Antworten

Hermann Schirrmeister. Sie schreiben zu dem Konflikt der Volksbühne mit ihren Sonderabteilungen: „In den letzten Wochen erschienen in der Tagespresse Artikel über eine beabsichtigte Spaltung in der Volksbühne. Durch die Art der Darstellung mußte der Eindruck erweckt werden, als handle es sich um eine parteipolitische Aktion des sogenannten radikalen Flügels der Sonderabteilungen. Die Leitung der Volksbühne hat durch ihre Informationen diesen Eindruck verstärkt. In Wirklichkeit verursachte der Vorstand der Volksbühne die Differenzen durch Ablehnung von Forderungen, die er 1927 anläßlich des Konfliktes bei ‚Gewitter über Gottland' anerkennen mußte und die zur Bildung der Sonderabteilungen führten. Der Arbeitsausschuß verlangte in einer Entschließung für das kommende Spieljahr Einbeziehung der Piscatorbühne in das Programm der Sonderabteilungen, nachdem eine von Karlheinz Martin ausgehende Anregung der Hinzupachtung eines kleinen Theaters als für die Volksbühne untragbar zurückgewiesen wurde. In den entscheidenden Sitzungen hat sich Martin dieses Projektes nicht mehr erinnern können. In öffentlicher Entgegnung (‚B. Z.' vom 2. Mai 1930) versucht Martin seine Haltung zu rechtfertigen. Die Gereiztheit des Tones zeigt gekränkten Ehrgeiz. Martin blieb die Kritik des Arbeitsausschusses über seine Inszenierung des ‚Gerüchts' unverständlich; diese Verärgerung machte ihn für Verhandlungen mit dem Arbeitsausschuß unzugänglich. Martin hatte für seine Schwierigkeiten innerhalb der Volksbühne das weitgehende Verständnis der Mitglieder; nicht zu verstehen aber war es, wenn er politische und künstlerische Eingriffe in seine Arbeit duldete. Nicht zu verstehen war ferner sein Schweigen, als der Vorstand gegen die Forderungen der Sonderabteilungen Attacke ritt und nicht zu verstehen sind seine Ausführungen in der ‚B. Z.'. Nie haben die Sonderabteilungen ihre Stärke in dem Maße überschätzt, daß sie glaubten, Piscator an die Spitze der Volksbühne setzen zu können. Der Kampf ging um die Idee und nicht um die Person. Die Sonderabteilungen schenkten dem künstlerischen Leiter der Volksbühne ihr Vertrauen im Glauben an die Aufrichtigkeit seines Wortes: ‚Die Junge Volksbühne soll mit mir marschieren.' — ‚Verschwommene Vorstellungen!' — Jene aber, denen die Volksbühne vorwiegend Existenzfrage ist, haben plötzlich ihr Gewissen als unnützen Ballast über Bord geworfen. Die Mitglieder, die sich um die Volksbühne in jahrelanger Kleinarbeit verdient machten, sind verantwortungslose Radikalinskis. Die gelegentliche Anerkennung der Arbeit des politischen Gegners ist vergessen. — Der Arbeitsausschuß wünschte Mitarbeit an den für die Sonderabteilungen vorgesehenen Stücken. Die Antwort war, er möge sich um den Vorstellungsbesuch durch die Mitglieder kümmern. Das allein sei seine Aufgabe. Der Arbeitsausschuß forderte eine Inszenierung von Piscator. Ablehnung unter allen Umständen. Die ‚unmöglichen Forderungen' waren ein Vorwand, ein Schein des Rechts zur Bekämpfung und zur Beseitigung einer unbequemen Opposition. Die ‚einseitige' Zusammensetzung des Arbeitsausschusses, seine unerwünschte Taktik werden korrigiert. Der Arbeitsausschuß ist wegen Schädigung der Gesamtinteressen des Vereins abgesetzt. Gegen dieses Fehlurteil gibt es keine Berufung. Was die hinter dem ‚Vorwärts' stehenden Jugendorganisationen mit der Volksbühnendemokratie nie erreichten, brachte eine Handbewegung des Vorstandes zustande. Diktatur in Liliput."

Sozialist. Die Zeiten, wo deine Freunde mit der Kirche schlecht standen, sind lange vorbei. Heute sehen sie in einem Konkordat mit dem Heiligen Stuhl schon eine große staatsmännische Leistung und tun sehr erstaunt, wenn die Zentrumsleute damit noch nicht zufrieden sind. Es ist sehr interessant, in der katholischen Zeitschrift ‚Schönere

Zukunft' ein Zitat aus einem Artikel eines P. Yves de la Brière zu finden, der ursprünglich in einem französischen Blatt erschienen ist. Der französische Kleriker sagt mit schöner Offenheit, daß die Kirche seit langem nicht so erfolgreich gewesen sei wie jetzt. Seit 1922 sind zehn Konkordate abgeschlossen worden — mit Lettland, Bayern, Polen, Frankreich, Litauen, Tschechoslowakei, Portugal, Italien, Rumänien, Preußen —, Konkordate, die durchweg günstiger sind als die der Vorkriegszeit. Dann heißt es weiter: „Auch hinsichtlich der Ehe- und Schulfragen konnten in den Nachkriegskonkordaten verhältnismäßig größere Zugeständnisse an die Kirche erzielt werden als früher. Vor zwanzig Jahren wären solche Konkordate noch kaum denkbar gewesen. Ständen die laizistischen Vorkämpfer des neunzehnten und Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts heute aus ihren Gräbern auf, so würden sie ihren eignen Augen und Ohren nicht trauen, wenn man ihnen den Inhalt der neuen Konkordate mitteilte." Die Staatsmänner des achtzehnten Jahrhunderts, die die Jesuiten vertrieben und die Macht der Kirche eingeengt haben, waren aufgeklärte Aristokraten, die Kulturkämpfer des vergangenen Jahrhunderts entweder rechtsliberale Großbürger oder Beamte reaktionär-militaristischer Staaten. Jetzt sind endlich die gelernten Pfaffenfresser dran, Demokraten und Sozialisten, Atheisten und Freimaurer, und jetzt geht es der Kirche wieder glänzend. So witzig kann die Geschichte sein.

Welltbühnenleser in Mainz werden um Angabe ihrer Adresse an Albert Manz, Stadttheater, gebeten. Am Montag, den 19. Mai, spricht für die Freunde der ‚Weltbühne' Beigeordneter Doktor Krauß über „Kommunale Wohlfahrtspflege" im Weißen Bierhaus (Waigel), Rosengasse 17, I. Stock.

Junger Buchhändler. Die Werbestelle deines Börsenvereins hat die schlechtere Fassung gewählt. Das von ihr hergestellte Packpapier trägt den Aufdruck: „Schenket, Kaufet, Leset Bücher" — was grauslich ist. Es muß natürlich heißen: Schenkt, Kauft, Lest. Man wird immer wieder finden, daß jene Gruppen, die sich für die äußere Form des Deutschtums schier umbringen, die deutsche Sprache nicht sehr gut beherrschen. Denn diese Herrschaft kann nur ausgeübt werden, wenn man die Sprache liebt. Lernt deutsch!

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Heereshaushalt 1930 von Centurio Veteranus

Alljährlich, wenn im Haushaltsausschuß des Reichstages der Heeresetat durchberaten wird, erscheinen dort Regierungsvertreter, die nicht die Spur Ähnlichkeit mit den „wohlbeleibten Männern, mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen" besitzen, die der weiland Reichswehrminister Caesar so schätzte. Es ist just die andre Kategorie — schlanke, glattgesichtige Herren, die die Muskeln ihres Gesichts sehr in der Gewalt haben und bei den Verhandlungen immer einen sehr großen Ernst zur Schau tragen. Sobald ein Ausschußmitglied irgend einen Einwand gegen eine Position des Heeresetats vorbringt, erhebt sich einer dieser Herren und dann muß man dran denken, daß der große Caesar ihn biographisch beschrieben hat:

„Er lächelt selten und auf solche Weise
als spott er sein, verachtet er den Geist
den irgendwas zum lächeln bringen könnte.
Und solche Männer haben nimmer Ruh
solang sie jemand größer sehn als sich.
Das ist es, was sie so gefährlich macht!"

Und dieser Mann erklärt dann jedesmal: „Wenn der Reichstag diese Position streicht — oder kürzt —, können wir nicht für die Sicherheit der Landesverteidigung einstehen!" Dann schauen sich die Ausschußmitglieder bedeutsam an, hie und da nickt bestätigend ein nationaler Kopf, hie und da hört man ein Räuspern, ein „Soso!", ein „Aha!", ein „Hmhm", und dann ist die Position wieder einmal bewilligt. Man hat noch nie gehört, daß einem dieser Regierungsvertreter die Gegenfrage gestellt worden wäre: „Und wenn die Forderung bewilligt wird, — stehen Sie dann etwa für die Sicherheit der Landesverteidigung ein? — und wie machen Sie das mit hunderttausend Mann?"

Sehen wir uns zunächst einmal diese hunderttausend Mann an: Im Jahre 1912, dem letzten Normaljahr des alten preußischen Heeres, besaß dieses eine Kopfzahl von 486 979 Mann, aus denen die Gesamtzahl von Fußtruppen, Kavallerie und Artillerie 460 349 betrug. Vergleicht man nun einmal die Verteilung der Mannschaft auf die Hauptwaffengattungen, so ergibt sich folgendes merkwürdige Bild:

Tabelle I

Preußisches Heer 1912	Kopfzahl	%	Reichswehr 1930	Kopfzahl	%
Infanterie, Jäger, MG-Abteilungen, Pioniere	327 660	100	Infanterie, Minenwerferkompagnien, Pioniere	55 699	100
Kavallerie	56 648	17,3	Kavallerie	16 095	28,9
Feldartillerie	53 656	16,3	Artillerie	10 036	18,0
Fußartillerie	22 385	7,4			

Daß das Verhältnis zwischen der Kopfzahl der Fußtruppen und der Spezialtruppen sich geändert hat, ist ohne weiteres mit den Fortschritten der Technik zu erklären. Daß aber die kostspielige und, wie die Erfahrung bewiesen hat, — daran ändert auch das langatmige Kapitel in Herrn von Seeckts „Gedanken eines Soldaten" nichts — fast unbrauchbare Kavallerie von 17,3 auf 28,9 : 100 im Verhältnis zur Fußtruppe gestiegen ist, erscheint militärisch unbegreiflich. Daß die Gesamtartillerie nur noch 18 : 100 beträgt, ist durch den Versailler Vertrag auferlegter Zwang. Das ist bedauerlich, aber nicht zu ändern. Die Kavallerie dagegen, die Kampfwert überhaupt nicht mehr besitzt, hat als Aufklärungstruppe nur einen sehr bedingten Wert, und auch den nur in allerkleinsten Formationen. Als Verfolgungstruppe aus der Staffelreserve ist ihr Wert mehr als problematisch. Was also soll diese Vermehrung, die doch lediglich außerordentlich viel Geld kostet?

Man kann über die Notwendigkeit stehender Heere sehr geteilter Ansicht sein. Es gibt heutzutage genug Leute, die sie aus Prinzip ablehnen. Aber wenn — mit oder ohne Vergnügen — die Gelder der Steuerzahler ausgegeben werden, muß man in jedem Falle verlangen, daß damit wenigstens das Bestmöglichste geschaffen wird. Wem die Erfahrungen des Weltkrieges nicht genügen, der mag auf die von Ladysmith und Bloomfontain, auf den russisch-japanischen Krieg, auf die Tschataldschalinie der Balkankriege zurückgreifen, um festzustellen, daß Kavallerie schon damals kaum noch Wert besaß. Daß in den letzten Jahren einmal der russische Reiterführer Budjenny mit einer Kavalleriedivision Erfolge erzielte, ist doch kein Maßstab, den man generell anlegen darf. Budjenny kämpfte in einem weiten Steppenland ohne jede Verkehrseinrichtung, selbst ohne Straßen, wo Kavallerie in infanteristisch auseinandergezogener Formation — nicht in kavalleristischer, sondern in der ausgesprochen entgegengesetzten Weise —, eingesetzt werden mußte. Die Romantik von Marslatour ist vorbei, und für derartige romantische Experimente, die nur dazu dienen, alten Kavallerieoffizieren ihre Jugend frisch zu halten, haben wir kein Geld.

Aber Geld ist ein Gegenstand, mit dem unsre Reichswehr einmal nicht umzugehen versteht. Und diese Reichswehrkavallerie ist nur ein Sympfom unter zahlreichen andern. Die ganze preußische Armee des Jahres 1912 kostete 645,14 Millionen Mark, die Reichswehr von 1930 kostet deren 515,2; also knapp 130 Millionen weniger; und wenn man die Verschiebung der Besoldungsverhältnisse berücksichtigt und lediglich die Sachausgabe in Betracht zieht, ist das Verhältnis 451,61 : 287,7, also eine Differenz von zirka 164 Millionen, während das Kopfverhältnis sich wie 5 : 1 verhält. Es ist außerordentlich lehrreich, die in der folgenden Tabelle II dargestellte Entwicklung zu verfolgen:

Einige Bemerkungen müssen dazu notwendigerweise aber vorausgeschickt werden. Um ein vergleichsfähiges Bild zu schaffen, war es notwendig, die ursprünglich anders eingeteilten Positionen des alten Heereshaushalts von 1912 nach den

Verwendungszwecken umzurechnen. Die Aufgaben der heutigen Armee sind bei weitem weniger umfangreich, als die des alten Heeres, deshalb muß man sich vor Augen halten, daß bei diesem Vergleich die Reichswehr überaus günstig abschneidet. In den Zahlen von 1912 sind Generalstab und Landesvermessungswesen mit enthalten, Ersatz- und Reservemannschaften, in den Übungs- und Manövergeldern, außer den Kosten für das stehende 500000-Mann-Heer, die für die Reservemannschaft, die Ausbildung der Ersatzreservisten etcetera. Ferner der Zuschuß zur Militärwitwenkasse, die Kosten des Militärgefängniswesens u. a. m. Grade aber weil die Aufgaben der Reichswehr umsoviel geringer sind, als die des Heeres von 1912, weil dieses, ihr gegenüber diese große reservatio mentalis besitzt, ist der Vergleich um so interessanter.

Tabelle II

Die Sachausgaben des Heereshaushalts 1926—1930
Verglichen mit denen des preußischen Heeres von 1912.

in Millionen RM.	1930	1929	1928	1927	1926	1912
1 **Minister** (einschl. Dispositionsfonds)	1,0	1,0	1,0	1,0	1,0	0,3
2 **Heer**						
a) Heeresleitung	1 6	1,6	1,6	0,6	0,5	1,1 (für beide Zeilen)
Persönl. Ausgaben, Geschäftsbedarf, Abnahme von Waffen, technische Ausbildung	2,7	2,7	2,9	2,9	3,4	
b) Kommandobehörden u. Truppen: Löhnung, Geschäftsbedürfnisse, Ausgaben für Schießen, Übungen einschl. Unterkunft, Flurbeschädigung usw.	17,8	13,9	19,2	17,9	19,3	10,8
c) Bildungswesen (einschl. Waffenschulen, militärberufl. u. zivilberuflicher Unterricht, Leibesübungen), sonstige Fürsorge .	10,8	12,0	13,4	13,6	17,2	11,3
d) Gesamtkosten der Verwaltung in der Reichswehr durch Beamte und Angestellte, außer Heeresleitung	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,8
e) Verpflegung (Beköstigungs- u. Futterkosten)	23,1	22,0	39,9	54,9	55,2	155,7
f) Bekleidung (Kleidergeld, Beschaffung, Verbrauch, Instandsetzung)	26,5	28,1	28,0	26,9	26,4	37,9
g) Unterbringung (Unterhaltung der Geräte und Gebäude, Schießplätze usw. Bewirtschaftung, Mieten)	35,2	32,5	33,4	33,1	32,7	67,1
dazu einmalig (Bauten usw.)	*10,9*	*9,0*	*17,4*	*14,9*	*10,4*	*18,2*
Zu übertragen:	129,7	122,9	156,9	165,9	166,2	303,2

In Millionen RM.	1930	1929	1928	1927	1926	1912
Uebertrag:	129,7	122,9	156,9	165,9	166,2	303,2
h) Heeresbauverwaltung	0,03	0,1	0,1	0,0	0,0	0,1
i) Reise- und Beförderungskosten	4,9	4,6	4,8	5,1	4,9	12,2
k) Seelsorge	0,2	0,2	0,2	0,2	0,1	0.01
l) Rechtspflege	0,01	0,01	0,0	0,0	0,1	0,6
m) Sanitätswesen	5,9	5,2	6,4	6,6	5,5	11,7
n) Veterinärwesen und Pferdeersatz	11,2	10,5	11,5	14,1	14,2	18,4
o) **Waffen, Munition, Heeresgerät**	68,5	65,0	84,4	86,4	81,8	53,9
dazu einmalig	*11,7*	*7,9*	*28,2*	*32,9*	*38,3*	*26,3*
p) Verwaltung der Zeugämter . .	14,7	13,3	13,4	12,8	12,6	3,8
q) Pionierwesen, Befestigungen .	15,1	12,9	15,6	16,2	18,0	16,7
r) Kraftfahrwesen	15,6	14,2	14,5	14,5	11,5	1,2
s) Nachrichtenwesen	9,3	8,1	10,4	13,0	11,8	
t) Verschiedene Ausgaben . .	1,9	2,5	1,6	1,5	1,5	3.5
Summe der Sachausgaben . .	287,7	265,4	347,8	370,5	368,6	451,61
Davon einmalig	*30,5*	*21,5*	*59,3*	*67,3*	*75,5*	*57,82*
Laufende Sachausgabe	257,2	243,9	288,5	303,2	293,1	393,79
Dazu persönliche Kosten . . .	227,56	225,56	206,16	169,16	149,66	193,53
Gesamtausgabe	515,2	490,9	553,9	539,6	518,2	645,14
Davon ab Einnahme	14,5	13,6	16,1	11,2	10,5	
Bleibt Zuschußbedarf . .	500,7	477,3	537,3	528,4	507,7	

Die erste Unstimmigkeit, die man bei der Durchsicht der Tabelle entdeckt, die Differenz zwischen den Jahren 1926 bis 1928 und 1929/30 beim Kapitel Verpflegung ist nur eine buchmäßige. Die 1926/28 als Naturallohn verbuchte Mund- und Brotverpflegung, deren Kosten aus Besoldungsabzug bestritten wurden, ist einfach auf das Besoldungskonto übertragen und wird durch den in der Spalte „persönliche Kosten", die allerdings auch durch die erfolgte Besoldungserhöhung angeschwollen ist, ersichtlichen Ausgleich aufgehoben. Unter den übrigen Endzahlen aber fallen zwei Positionen ganz besonders auf: Die Ausgaben unter „b", für die 1912 ganze 10,8 und nun 1930 volle sieben Millionen mehr verlangt werden und die Ausgaben für „Waffen, Munition, Heeresgerät" und „Zeugämter" für die die Differenz noch evidenter ist. 1912 betragen diese Ausgaben für ein 500 000-Mann-Heer, das im Sommer und Herbst zahlreiche Reservisten etcetera außerdem unter den Fahnen stehen hat 84 Millionen, jetzt 94,4 Millionen. Andrerseits muß man die gestiegenen Kosten für Kraftfahrwesen und Nachrichtenwesen tolerieren, die mit den Fortschritten der Technik zu erklären sind.

Betrachtet man die Gesamtausgabe, so ergibt sich, daß das im vergangenen Jahre erfreulich vermerkte Zurückgehen

der Ausgaben gestoppt ist, und daß von der Differenz von 63 Millionen nun bereits 25 wieder unerfreulich zur Erscheinung kommen. Im Vergleich mit 1912 ist das Verhältnis allerdings noch unerfreulicher. Die Reichswehr mit 100 000 Mann verbraucht 515 Millionen, während die um 400 000 Mann stärkere, im Sommer wahrscheinlich um 500 000 Mann stärkere alte Armee nur ganze 130 Millionen mehr verbraucht hat. Wie sich das aber erklärt, das ist nur zu erfahren, wenn man die einzelnen Titel der Kapitel vergleichend untersucht.

Das Kapitel 2 des Haushaltes 1930 beginnt gleich mit einer Position, die erstaunlich ist, so erstaunlich, daß man die Wortlaute der entsprechenden aus den beiden Vergleichshaushalten gegenüberstellen muß:

1930: Kapitel 2/31		1912: Kapitel 24/17	
Beschaffung und Instandhaltung des Scheibenmaterials zu den Schießübungen und der Zielgeräte, zur Ausführung von Schreiner- und Stellmacherarbeiten für den Truppenbedarf, zur Herstellung und Instandhaltung von Schutzvorrichtungen für Zielübungen und zur Gewährung von Preisen für Bestleistungen auf allen Gebieten der Truppenausbildung — ausschließlich Leibesübungen	1 185 600.—	Instandhaltung des Übungsmaterials, der Fecht-, Turn- und Schwimmgeräte usw., sowie des Scheibenmaterials zu den Schießübungen	602 047.—
davon Preise	135 000.—	dasselbe 1913:	688.668.—

Der Verfasser ist zwar manches Jahr Soldat gewesen. Er kann sich aber nicht erinnern, daß je neue Schießscheiben oder dergleichen angeschafft worden wären, und wenn man schließlich welche brauchte, nachdem gar zu viele Löcher überklebt und zugekleistert waren, dann machte das der Bataillonsstellmacher, ohne daß die Kompagniekasse damit wesentlich belastet worden wäre.

Erregt diese Position Kopfschütteln, so erscheinen die beiden nächsten gradezu als erstaunliche Dinge. Man hat deshalb für die vorige das „Erstaunen" auf „Kopfschütteln" zu reduzieren. Die beiden nächsten Positionen umfassen die Übungsgelder:

1930: Kapitel 2/32 u. 34		1912. Kapitel 24/20—25	
Gefechts- und Geländeschießübungen und sonstige Übungen aller Waffen einschl. der Herbstübungen	13 780 000.—	Übungen am Festungs-MG., dem Militärreitinstitut zu verschied. Ausgaben, der Offiziers-Reitschule Paderborn desgl., der Artillerie-Schießschule zur Beförderung von Offizieren und Mannschaften nach dem Schießplatz, dem reitenden Feldjägerkorps zur Deckung aller den Dienst und die Ausbildung des Korps betr. Ausgaben	156 873.—
Übungsreisen, Übungsritte, Kriegsspiele, Offiziersgeländebesprechungen und Kommandierung von Offizieren zu andern Waffen und innerhalb ihrer Waffe sowie zur Vorbereitung und Ablegung der Wehrkreisprüfung und ferner zur Unterrichtung in Wirtschafts-, Verwaltungs- usw. Angelegenheiten	1 300 000.—	Gefechts- und Schießübungen im Gelände und besondere Übungen	1912: 2 128 860.— 1913: 3 306 397.—

Angriffsübungen
1912: 175 518.—
1913: 252 468.—

Landungsübungen
1912: 40 000.—
1913: 40 000.—

Aufklärungsübungen der Kavallerie, soweit sie nicht innerhalb der Regimenter oder gelegentlich der Herbstübungen der Kav.-Div. abgehalten werden
1912: 45 000.—
1913: 50 300.—

Sächliche Ausgaben für Ausbildung der Kavallerie und Übungen im Feldpionierdienst, Schwimmübungen der Kavallerie, der reitenden Artillerie und der MG.-Abteilungen
1912: 49 400.—
1913: 49 700.—

dazu treten aus andern Kapiteln:

15/32
Fachtechnische Übungen der Infanterie-, Kavallerie- und Artillerie - Truppenteile, sowie Schießüb.- Gelder der Artillerie und der Minenwerfer:
Handwaffen: Fachtechn. Übungen 319 000.—
Artl. Schießübungsgelder und fachtechn. Übungen 1 867 500.—
Minenwerfer desgl. 121 700.—

15/33
Übungen der Fahrtruppen 263 000.—
/34 Fahrräder-Fechtübungen 3 300.—

17/31
Übungsgelder für waffentechn. Ausbildung der Pioniere 551 300.—
Mehrkosten anl. d. Übungen 402 830.—

17/32
Sächliche Ausgaben aus Anlaß d. Übungen 122 530.—

17/34
Beschaffung und Unterhaltung des Übungsbedarfs an Spreng- und Zündmitteln 296 400.—

18/34
Betriebsstoffmehrverbrauch bei Übungen 344 709.—
Übungen 27 700.—

19/31
Übungsgelder für Nachrichtendienst 531 800.—

39/12
Übungs- und Unterrichtsfonds des Ingenieur- und Pionierkorps 906 185.—

37/13
Übungen der Truppen im Feldpionierdienst 66 805.—

39/15
Übungs- und Unterrichtsfonds d. Verkehrstruppen 2 317 916.—

22/6
Reisegebührnisse und Transportkosten, Kommandogeld, Löhnungszuschüsse und vermischte Ausgaben bei den Rekognoszierungsreisen der Generalstabsoffiziere und denjenigen Übungsreisen, die unter Leitung des Chefs des Generalstabs d. A. oder auf Anordnung der Kom. Generale unter Leitung des Chefs des Generalstabs des betr. Armeekorps stattfinden, sowie für Reisen und Übungsritte, die von Generalstabsoffizieren im ausschl. Interesse des Generalstabs liegenden Zweck ausgeführt werden 159 084.—

3/31
Belehrungs- und Übungsreisen
140 380.—

Reitübungen im Gelände, Jagdreiten, sonstige prakt. Übungen, Schwimmübungen der Pferde der Kavallerieschule 15 000.—

Summe aller Übungsgelder 1930: 20 087 149.—

27/
Manöverkosten: Wärme- und Kochholz, Lagerstroh für Biwaks, Vergütung für Flurbeschädigung usw. 2 239 880.—

Summe aller Übungsgelder 1912: 8 285 521.—

Es würde entschieden zu weit führen, den gesamten Haushalt des Heeres, so, wie das vorstehende Beispiel es zeigt, durchzuprüfen. Man darf aber überzeugt sein, daß die übrige Prüfung nicht weniger gewissenhaft erfolgt ist, und die ausführliche Anführung der Titelinhalte wird im folgenden nur aus Raumrücksichten eingeschränkt. Am wichtigsten erscheint das Kapitel „Waffen, Munition und Heeresgerät":

1930:

15/31
Unterhaltung der im Besitz der Truppen befindlichen Waffen, des Waffengeräts, der Vorratsteile u. opt. Instrumente, Auffrischung bei den Zeugämtern, Instandhaltungsgeld 21 314 450.—

15/33
Unterhaltung und Auffrischung d. im Besitz der Truppe befindlichen Heeresgeräts 12 013 500.—

16/31
Instandsetzung, Lagerung, Erhaltung des bei den Zeugämtern lagernden Heeresgeräts usw.
6 117 000.—

33
Reinigungsstoffe und Schmiermittel für Waffen usw. 991 750.—

17/31
Unterhaltung und Auffrischung d. im Besitz der Pioniere befindlichen Waffengeräts 5 413 500.—

17/32
Unterhaltung und Auffrischung des im Besitz der anderen Truppen befindlichen Pioniergeräts
645 000.—

16/32
Beschaffung und Unterhaltung d. Munition und Munitionsgeräte
32 104 150.—

1912:

24/16
Waffen- und Geschützinstandhaltungsgeld 2 252 904.—

15
Allgemeine Unkosten für Instandhaltung der Kriegsbestände
1 470 910.—

37/12
Kriegsmäßige Instandhaltung der Geschütze, Ersatz unbrauchbar gewordenen Artilleriegeräts usw.
2 254 031.—

37/11
Instandsetzung und Erhaltung der in den Artilleriedepots lagernden Handwaffen, MG.'s usw., Beschaffung von Materialien zum Reinigen und Einfetten der im Gebrauch der Mannschaft befindlichen Waffen 2 170 643.—

30/6
Unterhaltung des Übungsmaterials für den Train, regelmäßige Auffrischung des Feldgeräts desselben, der höhern Stäbe und der Truppen (exkl. Art., Pion. und Verkehrstruppen 1 101 484.—

39/11
Unterhaltung des Pioniergeräts
246 168.—

37/13
Beschaffung, Anfertigung und Erhaltung der gesamten Munition
38 177 922.—

So könnte man seitenlang fortfahren, immer Positionen aus 1930 mit solchen aus 1912 gegenüberzustellen, und zu einem andern Resultat käme man doch nicht, als zu dem, festzustellen, daß zwischen den Bedürfnissen dieser beiden Haushalte, des einen für ein Heer von 100 000 Mann, des andern für eine

Armee von einer halben Million, ein unerklärliches Mißverhältnis besteht. Dinge, die einst kleine nebensächliche Erwähnungen in andern Titeln fanden, sind selber zu umfangreichen Hauptpositionen angeschwollen. Ausführungen der durch technische Fortschritte bedingten Veränderungen des Geräts, zum Beispiel, wurden früher selbstverständlich so nebenbei mitbezahlt wie in 37/11 an den Handwaffen, 37/12 an sämtlichen Geschützen, heute gibt es dafür umfangreiche Spezial-Positionen im E-21er Kapitel, dem der einmaligen Ausgaben. Und es ist „alles so teuer geworden"! Im Jahre 1912 brauchte man 114 958 Mark für Kriegskarten, heute (allerdings mit Lichtbildern, sowie Lichtbildgerät für den Anschauungsunterricht) 904 900 Mark. Im Kapitel „Bekleidung" braucht man für Unterhaltung und Ergänzung der Maschinen heute 50 000 Mark, wo man 1912 einen ganzen Hundertmark-Schein einsetzte. Hufbeschlag und Pferdearzneigeld kostete 1912 volle 661 573 Mark, heute 1 932 900! — wobei zu bedenken ist, daß die Pferdezahl mehr als doppelt so hoch war wie heute.

Dafür gibt es an andern Stellen wieder eine Menge amüsanter Dinge. So möchte man gern wissen, wieviel Soldaten mit — künstlichen Gliedern die Reichswehr zählt, welche Tatsache 12/36 berichtet wird. Für die Kosten von „Untersuchung und Abnahme von Waffen, Gerät und Munition" braucht man 2 636 000 Reichsmark; die alte Armee erledigte das so nebenbei, und kosten tats bestimmt nicht viel. Aber es scheint, als müsse man heute den Lieferanten kulant entgegenkommen. Es dürfte doch eigentlich deren Sache sein, nachzuweisen, daß sie geliefert haben, was die Reichswehr bestellt hat. Dann gibt es heute Zivilbeamte, „die an Reitkursen teilnehmen oder auf Grund besonderer Anordnung in besondern Fällen Uniform tragen müssen", die dafür 7000 Reichsmark Bekleidungsentschädigung erhalten; und überrascht erfährt man, daß diese Zivilbeamten auch an Übungen teilnehmen, weshalb man weiter den Bekleidungsfond um 8000 Mark erhöhen mußte. Neben den Zivilbeamten gibt es Zivilwächter, durch die die „umfangreichen Anlagen der (Heeres-) Schulen bewacht werden müssen", was 875 450 Mark kostet; bei den Zeugämtern kostet dasselbe weitere 614 200 Mark, auf dem Truppenübungsplatz Kummersdorf allein nochmals 15 000 Mark, „an Stelle der bisher unzulänglichen Bewachung durch Soldatenpatrouillen", und bei den Pionieren gibt es gleichfalls Zivilwächter, ohne daß dort ausgerechnet wäre, wieviel sie kosten. Warum die Reichswehr ihren Wachtdienst nicht selber erledigt, wie das bei allen andern Armeen der Welt üblich ist, bleibt ein ungelöstes Rätsel. Andrerseits läßt sich nicht leugnen, daß in der Reichswehr viel Gewissenhaftigkeit herrscht. Denn in welchem andern Heereshaushalt der Welt als dem unseren dürfte die Position zu finden sein: „Der Taubendünger" — nämlich der der Heeresbrieftauben, „wird den Truppen zur Selbstverwertung überlassen"?

Aber für soviel Gewissenhaftigkeit sind auch viel Leute da, die Verantwortung tragen. Das Reichswehrministerium besitzt nicht weniger als 957 Köpfe. Das alte Preußische Kriegsministerium zusammen mit dem Generalstab der Armee

besaß nur 928! Und etwas müssen die Leute doch zu tun haben. Das Kriegsministerium besaß 6 Ärzte, 1 Veterinär, das Reichswehrministerium hat 7 und 5. Das Kriegsministerium besaß 32 Zivilräte, das Reichswehrministerium hat 74.

Von den Mitteln des diesjährigen Haushaltungsplans sind 287,7 Millionen Sachausgaben, von denen nicht weniger als 60 Positionen mit insgesamt 154 693 000 Reichsmark „übertragbar" sind. Was das bedeutet, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Wie unter solchen Umständen eine Rechnungsprüfung überhaupt möglich ist, das möge sich der Hauptausschuß des Reichstags gelegentlich einmal von den Herren Regierungsvertretern erklären lassen.

Was ist nun noch zu diesem Heere zu sagen? — Es besitzt keinen Generalstab, keine schwere Artillerie, zuviel Kavallerie, keine Flugwaffe, es ist durch den Versailler Vertrag an einen unzulänglichen übrigen Waffenbestand gebunden. Es ist ein Söldnerheer mit zwölfjähriger Dienstzeit. Lohnt denn das alles die Aufwendungen? Nimmt man als Beispiel etwa das „Bildungswesen". Die alte Armee besaß eine Inspektion, eine Oberprüfungskommission, zwei Hochschulen, Kriegsakademie und kriegstechnische Akademie, 10 Kriegsschulen, 8 Kadettenanstalten, eine Turnanstalt, 14 Unteroffizierschulen und Vorschulen, eine Veterinärakademie, 6 Lehrschmieden, eine medizinische Hochschule und vieles andre! Und alles das kostete zusammen 11,3 Millionen. Heute gibt es ein paar Waffenschulen, „zivilberuflichen Unterricht" und „Leibesübungen", — die in der alten Armee, abgesehen von den Kosten der Turnanstalt, nichts kosteten — und dieses, am ehemaligen gemessen, minderwertige „Bildungswesen" kostet 10 671 500 Reichsmark! Die alte Armee besaß Leute wie den alten Moltke, Colmar Goltz, Schlieffen, Bernhardi, Freytagh-Lovringhoven, einen Schjerning — alles Leute, die weit über ihre Berufsgrenzen hinaus auf der Bildungs- und Wissenshöhe ihrer Zeit standen. In der Reichswehr hat man zwei Bücher vom Chef der Heeresleitung, von denen eines sehr, sehr umstritten ist, und zwei von dem Minister selber zu sehen bekommen. Das war alles. Das aber lohnt nicht die Kosten für ein solches Bildungswesen.

Es gibt Phantasten, die immer etwas von einem „Scharnhorst" munkeln. Im Jahre 1930, im Zeitalter von Eisenbahn, Auto und Flugzeug, von Fernsprecher und Radio scharnhorstet es sich nicht mehr so leicht wie einst. Wer diese Armee sieht, mit ihrer geringen Kopfzahl, in ihrer verfehlten Zusammensetzung, mit ihrer unzulänglichen Bewaffnung, in ihrer unglaublichen Garnisonierungszersplitterung, wer diesen unwahrscheinlichen Haushaltsplan liest, bei dem eigentlich das Schlimmste, was geschehen könnte, wäre, daß die Mittel tatsächlich so verwendet würden, wie es dort angegeben ist, der muß zu der Überzeugung kommen, daß die Mittel, die der Reichstag zu diesem Zwecke bewilligt, hinausgeworfenes Geld sind. Das Wort „Haushaltsplan" kommt vom Verbum „haushalten", das aber geschieht hier bestimmt nicht. Es gibt tausend Argumente gegen diese Armee. Mögen sie politischer, sozialer, wirtschaftlicher oder welcher Natur immer sein: Ein

so beweiskräftiges wie dieser Haushaltsplan es ist, wird man vergeblich unter allen andern suchen. Eine Armee, die soviel Geld kostet, müßte anders aussehen. Da sie so aussieht, darf sie bei weitem nicht soviel kosten. Aber wer soll an die Ernsthaftigkeit dieses Haushaltsplans glauben, wenn er einen Posten findet „Maßnahmen zur Verbesserung der Landesbefestigung", für den der Überschlag 30 000 000 Reichsmark beträgt, von denen ein erster Teilbetrag von sage und schreibe 2 250 000 Reichsmark angefordert wird. Wer die Länge unsrer Grenzen kennt, der fragt sich vergebens nach einer befriedigenden Antwort auf die Frage: Was kann man mit diesem Überschlagsbetrag anfangen, was gar erst mit diesem Teilbetrag?". Hier ist einmal der umgekehrte Fall. Hier ist zu wenig verlangt, ein „Zuwenig", das stutzig macht, denn es ist viel zu viel, um es — zu verpulvern. Und mehr kann man damit nicht anfangen. Es gibt Leute, für die dieser Haushaltsplan für 1930 ein tragisches Dokument ist, es wird andre geben, die ihn für ein erheiterndes halten. Wohlgemerkt! Es ist vom Entwurf die Rede, denn mehr ist es noch nicht. Jetzt liegt es beim Haushaltsausschuß, aus diesem Entwurf ein vernünftiges Dokument zu machen. Und hier liegt die Coincidentia oppositorum. Da gibt es wieder Leute, die es als tragisches Moment empfinden, daß ausgerechnet dieser Haushaltsausschuß die Entscheidung in der Hand hält, und es gibt andre, die bei dem Gedanken, daß diesem Haushaltsausschuß von irgendwelchen Leuten das Vertrauen entgegengebracht wird, er werde mit Sachkenntnis, Fleiß und gutem Willen aus Unvernunft Vernunft machen, ihre Heiterkeit nur schwer verbergen können.

---

50 % Bürgerkrieg von Theobald Tiger

Wenn der Stahlhelm anrückt, wenn die Nazis schrein:
„Heil!"
dann steckt die Polizei den Gummiknüppel ein
und denkt sich still ihr Teil.
Denn auf Deutsche schießen, in ein deutsches Angesicht:
Das geht doch nicht!
Das kann man doch nicht!

Wenn die Arbeiter marschieren, wenn die Arbeitslosen schrein:
„Hunger!"
dann schlägt die Polizei mit dem Gummiknüppel drein —
Hunger —?
Dir wern wa! Weitergehn! Schluß mit dem Geschrei!
Straße frei!

Wenn Deutschland einmal seufzt unter einer Diktatur,
wenn auf dem Lande lasten Spitzel und Zensur,
ein Faschismus mit Sauerkohl, ein Mussolini mit Bier . . .
wenn ihr gut genug seid für Militärspalier —:
dann erinnert euch voll Dankbarkeit für Uniformenpracht
an jene, die das erst möglich gemacht.
An manchen Innenminister. Und ein Bureaugesicht . . .
Es ging nun mal nicht anders.
Sie konnten es nicht.

„Fahnenflucht“ — ein Anachronismus

von Kurt Hiller

Legislatur rangiert vor Judikatur; ohne Zweifel. Der Strafrechtsausschuß des Reichstags, mit einer Gesetzgebung befaßt, die womöglich für den Rest des Jahrhunderts reichen soll, stach unter dem ungestümen jungen Kapitän Kahl mit Volldampf in die Zweite Lesung; da vergeht so manchem kriminalistischen Dockarbeiter die Lust, die Lecks der gegenwärtigen Rechtsprechung auszubessern. Immerhin wird dieser morsche Kasten uns noch eine schöne Zeit tragen müssen, und Interesselosigkeit scheint daher unangebracht.

Die Periode hanebüchner Landesverratsprozesse ist ja wohl vorbei, wenn auch kaum endgültig. Über die Niederträchtigkeit, Schriftsteller wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu verknacken, weil sie gewisse Kontemplationen angestellt und Lenin zitiert haben, wurde hier anläßlich des Falles Jurr geschrieben. Inzwischen erlebten wir das Gefängnisurteil gegen den Reichstagsabgeordneten Hans Kollwitz wegen öffentlichen Ausrufens der Worte „Rot Front"; in Köln. Auf dieses Urteil gibt es nur eine Antwort: Alle nichtkommunistischen Linksgruppen erheben „Rot Front!" zu ihrer Grußformel — für den internen Gebrauch und namentlich für den öffentlichen.

Aber ein besonders aufreizender Rechtsbruch sind die Verurteilungen wegen „Fahnenflucht". Ich finde, wir sollten uns nicht gefallen lassen, daß die deutsche Strafjustiz ungestraft auf dem Vertrag von Versailles herumtrampelt. Bürgerlicher und revolutionärer Pazifismus müßten hier zusammenstehn.

Artikel 173 des Versailler Vertrags lautet:

> Die allgemeine militärische Dienstpflicht wird in Deutschland abgeschafft. Die deutsche Armee darf nur durch freiwillige Verpflichtung gebildet und ergänzt werden.

„Freiwillige Verpflichtung" — dies der springende Punkt. Anerkannt durch das Reichswehrgesetz vom 23 März 1921. Wer in die Reichswehr eintritt, schließt mit dem Reich einen Vertrag; genau wie, wer in die Schupo eintritt, mit dem Staat einen Vertrag schließt. Hat man schon mal gehört, daß ein Polizeibeamter, der vorzeitig und unter Vertragsbruch aus dem Dienst schied, deswegen ins Gefängnis gesteckt worden ist? Kommen Angestellte, die rechtswidrig von ihrer Stelle fortlaufen, Privatangestellte oder Staatsangestellte, deswegen ins Kittchen? Aber dauernd lesen wir, daß Reichswehrsoldaten wegen „Fahnenflucht" zu erheblichen Freiheitsstrafen verurteilt werden. Unlängst wollten dreie (Alter: 21 bis 23 Jahre) nach Niederländisch-Indien durchbrennen, um in die holländische Kolonialarmee einzutreten; zwei von ihnen stiebitzten zu diesem Behuf andern Kameraden ihre Koffer; sie wurden, wegen gemeinsamer Fahnenflucht und Diebstahls, zu zwölf und fünfzehn Monaten Gefängnis verdonnert; der Dritte im Bunde: wegen „einfacher" Fahnenflucht zu sieben

Wochen Gefängnis. Ahnt der Leser, auf Grund welchen Gesetzes? Ich fürchte, er ahnt es nicht. Die drei jungen Indo-Romantiker sind, anno 1930, verurteilt worden auf Grund des Militärstrafgesetzbuchs vom 20. Juni 1872: welches, in übrigens strenger und vorzüglicher Gesetzestechnik, aufgebaut ist auf dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht.

Dieses Gesetz sieht bei Fahnenflucht im wiederholten Rückfalle Zuchthaus bis zu zehn Jahren vor; bei Fahnenflucht im Felde unter Umständen Todesstrafe.

Jeder weiß das; und jeder weiß, daß diese Strafbestimmungen rechtsgrundlos geworden sind, null und nichtig, in dem Augenblick, als die allgemeine Wehrpflicht fiel. Sie sind zwar nicht aufgehoben worden, aber sie sind aufgehoben. Genau, wie jene Hochverratsbestimmungen des Reichsstrafgesetzbuchs, die vom Kaiser, von den Bundesfürsten, von der Thronfolge handeln, oder wie der Majestätsbeleidigungsparagraph vermöge der Revolution von 1918 automatisch annulliert waren. Nicht durch Akt, aber durch Fakt. Auch der § 140 des Reichsstrafgesetzbuchs, welcher von der „Verletzung der Wehrpflicht" handelt und, beispielsweise, einem Wehrpflichtigen Strafe androht, der in der Absicht, sich dem Eintritt in den Dienst des stehenden Heeres oder der Flotte zu entziehen, ohne Erlaubnis das Bundesgebiet verläßt... auch dieser Paragraph ist nach Abschaffung der Wehrpflicht nicht etwa durch Gesetz eigens aufgehoben worden; aber er ist faktisch aufgehoben; selbst die reaktionärsten Richter würden nicht wagen, zu behaupten, daß er noch gilt. Und warum würden sie das nicht wagen? Weil die Wörter „Wehrpflicht", „Wehrpflichtiger" darin vorkommen. Es gibt keine Wehrpflicht, keine Wehrpflichtigen mehr; folglich kann auch kein Wehrpflichtiger eine strafbare Handlung begehen. Es gibt keine Majestät mehr; folglich kann keine beleidigt werden — förmliche Aufhebung der Paragraphen erübrigt sich.

Aber, meine Herren, daß in den Fahnenfluchtparagraphen des Militärstrafgesetzbuchs das Wort „Wehrpflicht" fehlt (und fehlen muß, weil dieser Begriff gleichsam das Vorzeichen des ganzen Gesetzbuchs ist): diese stilistische Tatsache darf doch nicht dazu führen, daß Menschen, die eine Verpflichtung freiwillig übernommen haben, wegen des Bruchs dieser Verpflichtung nach einem Gesetze bestraft werden, das auf diametral entgegengesetzter staatsrechtlicher Grundlage fußt, nämlich auf dem gesetzlichen Zwange zum Militärdienst! Ein Soldat der kaiserlichen Armee, der desertierte, verletzte eine Norm des öffentlichen Rechts, brach eine Rechtspflicht, die ihm auferlegt war, mochte sie seinem Willen entsprechen oder widersprechen; ein Reichswehrsoldat, der sich aus dem Staube macht, verletzt einen erst aus Übereinkommen entstandenen Anspruch des Reichs, bricht einen Vertrag. (Einen auf zwölf Jahre — der also besonders schwer innezuhalten ist.) Der dritte Abschnitt des Bismarckschen Militärstrafgesetzbuchs: „Unerlaubte Entfernung und Fahnenflucht", zielt nicht auf Vertragsbrüche, sondern auf Verbrechen ab, will sagen auf Fälle des Bruchs einer Verpflichtung, deren Übernahme der Staat

von damals jedem seiner Bürger anbefahl. Da der Staat von heute in diesem Punkte gottseidank hat verzichten müssen, ist jener Abschnitt — und nicht er nur — hinfällig geworden. Wenn irgendwo, dann gilt hier die „clausula rebus sic stantibus". Es gibt, im Rechtssinn, keine Fahnenflucht mehr. Die Verurteilungen wegen Fahnenflucht seit 1919 sind von Rechts wegen zu kassieren. Gegen Reichswehrsoldaten, die vertragsbrüchig werden, kann der Staat nicht strafrechtlich, sondern das Reich allenfalls disziplinarisch einschreiten — genau wie gegen Beamte, die sich plötzlich, ohne Urlaub, weigern, ihren Dienst fortzusetzen. Der Soldat der Wehrzwangarmee war an die Galeere gekettet; der Soldat eines Freiwilligenheeres ist kein Sklave. Die allgemeine Wehrpflicht, die Staatssklaverei, bleibt abgeschafft. Der Freie, der einen Vertrag bricht, soll materiellen Schaden erleiden dürfen; seiner persönlichen Freiheit darf die Republik ihn nicht berauben, nicht einmal dann, wenn sie selbst die Vertragspartnerin ist.

Die Weißen von Johannes Bückler

Staatsrat Orloff

Vorläufig sind die Prozeßakten über Orloff und Genossen geschlossen. Die Berufungsinstanz hat das Urteil der ersten bestätigt: vier Monate Gefängnis für die beiden Angeklagten Orloff und Pawlonowski wegen Betrugs und Urkundenfälschung. Die guten Verbindungen Orloffs mit verschiedenen deutschen Behörden haben ihn vor einer ärgern Strafe bewahrt, aber außenpolitische Gründe — nämlich unsre Beziehungen zu Amerika und Sowjetrußland — ließen keinen kompletten Freispruch zu. Der Staatsanwalt meinte: „Es handelt sich doch hier um einen mächtigen befreundeten Staat und um einen Nachbarn im Osten, zu dem auch korrekte Beziehungen bestehen."

Wir haben das in einem Artikel der ‚Weltbühne' vom 9. April 1929 vorausgesagt, auch daß die Hintergründe dieser dunkeln Geschichte niemals beleuchtet werden würden. Das ist auch ängstlich vermieden worden. Zum Beispiel, als Regierungsrat Bartels eidlich vernommen wurde und begeistert erklärte, daß Orloff dem Deutschen Reich unschätzbare Dienste geleistet habe, wofür er nie einen Pfennig Geld bekommen hätte, warf der Verteidiger Pawlonowskis die Frage ein: „Und wie war das mit den viertausend Rubeln?" Herr Bartels konnte sich nicht erinnern, Herr Orloff wußte aber sofort, daß er sie für „Reisespesen" bekommen habe. Für den Beweis, den der Verteidiger Pawlonowskis durch den Zeugen Siewert antreten wollte, interessierte sich das Gericht nicht.

Inzwischen hat aber der Staatsrat Orloff selbst über sich und sein Tun gesprochen. In seinem Buch „Mörder, Fälscher, Provokateure" rühmt er sich ungeniert so vieler politischer Untaten, daß an seiner Gestalt nichts mehr zu raten übrig bleibt. Unter dem Zarismus verfolgt er die freiheitliche Bewegung und liefert als Untersuchungsrichter Dutzende von

Menschen dem Tode und der Verschickung nach Sibirien aus. In der Frühzeit des Bolschewismus betätigte er sich als Spion der weißen Regierungen und stellte falsche Ausweise dutzendweise her. Seit 1921 wirkte er im Auftrage Wrangels als Spion in Berlin. Als Staatsanwalt und Untersuchungsrichter hat er sich alles an Akten, Stempeln und Briefköpfen zugelegt, was er für seine spätere Tätigkeit brauchte. Es ist deshalb auch nicht von der Hand zu weisen, daß die während des Prozesses aufgetauchten merkwürdigen Mystifikationen, die letzten Endes durch prompt erfolgende Dementis nur Orloff genützt haben, von ihm selbst stammen. Es ist nämlich durch das hartnäckige Schweigen der Sowjets über diese Dinge unmöglich, die absolute Wahrheit zu erfahren. Trotzdem weiß man einiges. Da ist zum Beispiel in der letzten Fälschung die Rede von der Tragödie des Obersten Mjassejedow und sechs Mitangeklagten, die durch Orloffs Schuld 1916 unschuldig zum Tode verurteilt und erschossen wurden. Orloff selbst schreibt darüber ausführlich in seinem Buch. Nun war schon im alten zaristischen Rußland der Fall Mjassejedow und seiner angeblichen Helfer als ein schlimmer Schulfall zaristischer Willkür berüchtigt. Die Sieben sind alle auf Grund gefälschter Dokumente unschuldig hingerichtet worden. Und es war eine der ersten Aufgaben des Justizministeriums nach dem Sturz der Monarchie, die Akten aufzurollen und die Ehre der durch die Justiz Gemeuchelten wieder herzustellen. Ob es stimmt, daß Orloff von den Sowjets unter anderm auch wegen Sittlichkeitsverbrechen, begangen an Minderjährigen, verurteilt worden ist, war nicht festzustellen. Jedenfalls ist er ein großer Don Juan. Bei der Haussuchung fand man nämlich, wie es sich für einen ordentlichen Statistiker gehört, eine Kartothek von Briefumschlägen mit Adressen von Damen, und in jedem Umschlag lag fein säuberlich eine Trophäe früherer Erfolge: ein Büschel Haare, blonde und braune, schwarze und rote, glatte und krause.

Das Vorwort zu Orloffs Buch hat sein Verteidiger, Rechtsanwalt Doktor Jaffé geschrieben. Darin heißt es: „Das angebliche Delikt Orloffs ist erst durch den amerikanischen Journalisten Knickerbocker provoziert worden." Wahr ist, daß der amerikanische Journalist Hubert N. Knickerbocker sich bemüht hat, Fälschungen aufzuklären, die sich auf seinen Landsmann, den Senator Borah bezogen, und dabei auf Herrn Orloff gestoßen ist. Es ist kein Wunder, daß sich Knickerbocker die Bezichtigungen des übereifrigen Anwalts nicht gefallen lassen will: er hat gegen ihn die Beleidigungs- und Verleumdungsklage erhoben. Man wird also demnächst wieder von Orloff hören. Aber er selbst wird wohl auch nicht müßig sein. Er schreibt zurzeit an einem Buch über Kutjepoff. Er hat eng mit ihm zusammengearbeitet und wird die Legenden über diesen Fall gewiß um eine neue Variation bereichern. Und überhaupt wird ein Mann, der nach eignem Zeugnis sein ganzes Leben mit „Mördern, Fälschern und Provokateuren" zugebracht hat, schon bald wieder in Affären von Mördern, Fälschern und Provokateuren verwickelt sein.

Kutjep Pascha

Bei dem großen Skandal um das Verschwinden des Generals Kutjepoff, bei den Sensationsmeldungen pariser Blätter wegen eines Offiziers, von dem die Öffentlichkeit bis zu seinem bedauerlichen Abhandenkommen herzlich wenig gewußt hat, mußte sich immer wieder die Frage aufdrängen, ob dieser Mann überhaupt jemals existiert hat, ob er nicht eine Fabelgestalt ist wie der Centaur oder der Wilde Jäger. Nein, der General ist keine Erfindung unbedenklicher Reporter zum Zwecke einer internationalen Sowjethetze, es gibt sogar literarische Zeugnisse über seine Vergangenheit. Er war während des russischen Bürgerkriegs 1918 bis 1921 der Generalstabschef Wrangels und leitete im November 1920 die Überführung der geschlagenen weißen Armee nach Gallipoli. Die nähern Umstände dieser Ereignisse sind in einem schon 1928 in Paris erschienenen Buch festgehalten: „Les chevaliers mendiants" von Georges Oudard und Dmitri Nowik (Edition Plon). Das Buch ist ganz im Geiste weißgardistischer Tendenzen gehalten, ohne Konzessionen an objektive Geschichtsdarstellung. Desto auffallender ist es, daß der General Kutjepoff darin als halbverrückter Gamaschenknopf, als Leuteschinder und Don Quichote figuriert. Angesichst der tollen Geschichten über den Mann wird es nötig, einige Partien wörtlich zu zitieren:

Dieser Reiter, der in Schmutz und Nebel näherkommt, ist der General Kutjepoff, der Befehlshaber der russischen Truppen, die sich bei der türkischen Halbinsel Gallipoli auszuschiffen beginnen.

Wie recht hatte er, sich schon als Kind zu einem unbeugsamen Willen zu zwingen. Damals stand er nachts auf, um in Kadettenuniform stundenlang im Parademarsch durch das Zimmer zu marschieren, um gegen Schlaf und Ermüdung anzukämpfen.

Als einfacher Offizier im Preobraschenskiregiment zog er in den Krieg und wurde Regimentskommandeur. Er gehörte auch zu den Helden des Bürgerkriegs und wurde, nachdem er mit allen russischen Militärorden dekoriert war, von Wrangel zum Befehlshaber des 1. Armeekorps der alten Armee ernannt.

Kutjepoff stieg vom Pferd und näherte sich dieser kraft- und willenlosen Masse, die nichts Militärisches, ja nichts Menschliches mehr an sich hatte. Ein schon dem Tode naher Offizier sah ihn stumpf an. Er ging grade auf ihn zu. Und dann, oh Schrecken, heulte er mit seiner herrschsüchtigen Stimme los:

„Seit wann werden Generäle nicht mehr gegrüßt? Seid ihr eine Flüchtlingsbande oder eine Soldatentruppe? Und Sie da, sehen Sie nicht, daß Ihre Achselklappe zerrissen ist? Nähen Sie sie gefälligst sofort, Herr Leutnant."

Welch alberner Befehl! Eine Mischung von Ironie und Haß sprang aus den Augen eines Hauptmanns.

„Zu welcher Truppe gehören Sie? Nehmen Sie doch eine vorschriftsmäßige Haltung ein. Nehmen Sie mal zuerst die Hand aus der Tasche. Und dann sagen Sie „Euer Exzellenz", wenn ich bitten darf. Sie haben fünf Tage Arrest."

Arrest! Und dabei wußte niemand, wo er heute Nacht schlafen sollte!

Sobald Kutjepoff sich entfernt hatte, durchdrang ein dumpfes, heimliches, tiefes Grollen diese elenden Massen.

„Der ist wohl verrückt geworden! Den hat wohl die Tarantel gestochen! Daß er nur niemand ansteckt! Als ob wir nicht genug getan hätten, damit man uns in Frieden läßt."

Nachdem die Männer endlich untergebracht waren, hofften sie, etwas Ruhe zu bekommen. Der schreckliche Kutjepoff gönnte ihnen keine. Jetzt verlangte er, daß die Straßen zwischen den Zelten ordentlich mit Sand bestreut wurden und daß schnellstens die alte russische Sitte wieder eingeführt wurde, die verlangt, daß in Sommerlagern die Fahne in einem besondern mit Laub und Blumen geschmückten Pavillon aufgestellt wird, vor dem Tag und Nacht eine Schildwache steht.

Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Löhnung auf zwei türkische Pfund reduziert war, verlangte Kutjepoff, daß die Uniformen aufgebessert würden. Er wollte Fetzen und beschädigte Stücke nicht mehr sehen; wie in Friedenszeiten sollte alles aussehn, niemand durfte sich anders als in sauberer, vorschriftsmäßiger Uniform zeigen.

Dieser neue, lächerliche Befehl verursachte allgemeinen Schrecken. Für die armseligen Groschen wollte man sich Lebensmittel kaufen, da die von der Intendanz gelieferten von den Ärzten als Hungerrationen bezeichnet wurden. Auch andre kleine, unerläßliche Dinge wollte man sich beschaffen. Wenn man wenigstens hätte arbeiten können! Kutjepoff hatte zwar nichts dagegen, ja, aber erst, wenn der Dienst beendet war.

Offiziere, die kein Geld mehr hatten, verkauften alte Uniformgegenstände im Basar. Kutjepoff ließ sie festnehmen und ins Gefängnis abführen. Überall traf man den hartherzigen General. Er überwachte das Ausladen der Lebensmittel an den Kais; er wog sie in den Lagerräumen der Intendanz selber nach; jeden Augenblick griff er irgendwo ein, um Einzelheiten zu regeln, tausend Dinge zu entscheiden und zu strafen. Das Gefängnis, in dem die Offiziere ihre Haft absaßen, wurde nie leer. Ein allgemeines Grollen war stets um ihn.

„Er ist verrückt. Er will noch immer Soldat spielen. Was für ein Elend! Kann er sich nicht endlich um ernstere Dinge bekümmern? Er wiegt die Lebensmittel nach, er sollte lieber die Rationen verdoppeln. Es scheint ihm Spaß zu machen, tadellose Skelette zu kommandieren!"

Wenn sie ihn nur sahen, wurden die Soldaten schon schlecht gelaunt. Ein General sollte doch außerdem ein Mensch sein! Wie kann er sich einem solchem Unglück gegenüber jedem Mitleid verschließen? Er war doch einmal beliebt gewesen; im Bürgerkrieg war er sogar volkstümlich. Welche Veränderung! Man gehorchte noch, weil man dazu gezwungen war und Angst vor ihm hatte, aber man verachtete ihn und betrachtete ihn als eine Gottesgeißel. Schließlich gab man ihm einen Spitznamen, der prachtvoll zu seiner Satrapenart paßte: untereinander nannte man ihn von jetzt an nur noch Kutjep Pascha.

Dann folgt eine längere Schilderung, wie dieser Befehlshaber unseliger Armeetrümmer drauflos zu organisieren beginnt. Er versuchte, ohne Material, eine Pferdeeisenbahn zu bauen und wollte die Wiederherstellung der Kanalisation von Gallipoli in Angriff nehmen, wofür er ein eignes System erfunden hatte. Es muß bemerkt werden, daß diese Kanalisation aus einigen Ruinen von der Römerzeit her bestand, die seit dem Jahre 220 nach Christi Geburt unbenutzt herumlagen. Schließlich beglückt er seine verhungerte Truppe mit der Wiedereinführung von Instruktionsstunden. Geben wir den Verfassern wieder das Wort:

Von jetzt an schien jede Heilung vollkommen ausgeschlossen. Kutjep Pascha war wirklich und wahrhaftig komplett verrückt geworden. Niemand zweifelte daran. Jahrelang hatte man sich geschlagen, ohne an solche Kinkerlitzchen zu denken, und jetzt, wo der Krieg zu Ende war und man Ruhe dringend brauchte, sollte man wieder Griffe kloppen und andre überflüssige Übungen abhalten.

... jetzt sah Gallipoli etwas, was es nie zuvor gesehen hatte. Fiebernde Bettler standen im Regen und übten wie auf dem Kasernenhof. Regimenter schossen nach Scheiben; andre übten Angriff, rannten, legten sich hin, standen wieder auf, legten sich hin, standen wieder auf und griffen einen imaginären Feind an. Maschinengewehrschützen folgten im Schmutz den Anweisungen eines Offiziers, der mit Kreide geometrische Figuren auf eine Mauer malte. Artilleristen luden todernst Holzkanonen mit Holzgranaten; Kavalleristen ritten zu Fuß Hippodrom, während Flieger ohne Flugzeuge, Automobilisten ohne Wagen und Tankführer ohne Tanks die alten verrosteten Teile einer türkischen Maschine unbestimmbaren Alters auseinandernahmen und wieder zusammensetzten.

In der Stadt wurden die Aspirantenkurse wieder aufgenommen. Zuerst wollte man mit Sprachunterricht beginnen. Kutjepoff verlangte aber, daß die militärischen Fächer vorgingen. Als man ihn bescheiden darauf aufmerksam machte, daß weder Bücher, noch Hefte, noch Bleistifte, noch Unterrichtsräume da wären und auch Lehrer fehlten, verbot er solchen Pessimisten kurzerhand den Mund:

„Schluß mit dem Gejammere! Ich habe einen Befehl erteilt. Man führe ihn aus!"

Und er wurde ausgeführt.

In der Tekemoschee lagen die Aspiranten auf dem eiskalten Boden und hörten ergeben dem Unterricht zu, die Augen auf die Schiefertafel gerichtet, die eine weißbemalte Fläche war, auf die mit Kohle geschrieben wurde. Der Raum war durch ein einziges Nachtlicht beleuchtet ...

Es versteht sich von selbst, daß der verrückte Militarist mit der Religion gut stand: sieben Kirchen hatte er im Lager einrichten lassen, weitere sieben in der Stadt. Seine Organisationswut, seine Bemühungen um den Instruktionsunterricht, die von ihm befohlenen frommen Prozessionen, die fortwährend die Stadt bevölkerten, wurden zu einem Gegenstand bitterster Satire, die sich in den primitiven Lagerzeitungen auslebte. Im Dezember 1921 wurde die unglückliche Bettlerarmee aufgelöst, und Kutjep Pascha ging nach Frankreich. Seine „Affäre" ist noch immer unaufgeklärt, und niemand weiß, ob sie jemals eine restlose Deutung finden wird. Den Mythen, die sich an das Verschwinden Kutjepoffs geknüpft haben, muß jedenfalls das Zeugnis dieser beiden weißgardistischen Autoren entgegengehalten werden. Schon vor bald zehn Jahren galt der General als ein excentrischer, an der Grenze des Wahnsinns taumelnder Mensch. Welche traurigen Möglichkeiten können sich nicht aus einer solchen seelischen Verfassung ergeben? Und kann nicht auch einer der Geschundenen von damals an seinem alten Kommandeur eine private Vendetta verübt haben —?

Ein zweiter Aufsatz folgt

Gottes Stimme in Berlin von Carl v. Ossietzky

In den sozialpolitischen Debatten unsrer Tage, namentlich in denen zur Arbeitslosenversicherung, tobt sich viel Blindheit und Rückständigkeit aus. Es gibt Publikationen von Arbeitgeberverbänden, die wenig „Wirtschaftsdemokratisches" an sich haben und an die Urzeiten des finstersten Unternehmerdespotismus erinnern. Und doch würde heute jeder mit höllischem Gelächter heimgeschickt werden, der in einer Diskussion über das großstädtische Wohnungselend sich also auslassen wollte: „Jeder Mensch ist zuerst sich selbst verantwortlich für sein Tun; so elend ist keiner, daß er im engen Kämmerlein die Stimme seines Gottes nicht vernehmen könnte." Es ist so viel Cant, so viel puritanische Tartüfferie in dieser Auslassung, daß man annehmen möchte, das habe ein Baumwoll-Lord von Lancashire gesagt, und zwar in jener Flegelzeit des Frühkapitalismus, die Friedrich Engels in seiner berühmten Studie über das Elend der englischen Industriearbeiter beschrieben hat. Weit gefehlt, dieser Satz ist vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert in Berlin niedergeschrieben worden und soll für berliner Verhältnisse gelten. Sein Autor ist Heinrich von Treitschke, der Tambourmajor des großpreußischen Gedankens und Vater jenes Geistes, der das kaiserliche Deutschland ruiniert hat.

Dies denkwürdige Treitschkezitat und noch einige mehr sind zu finden in dem soeben erschienenen umfangreichen Werk von Werner Hegemann „Das steinerne Berlin" (Kiepenheuer). Es ist ein großes, von Hegner schöngedrucktes, reich mit Bildern versehenes Buch. Es ist kein exklusiv artistisches Buch, keine stilkritische Betrachtung, es enthält keine Fassadenschwelgerei, obgleich viel Kluges und Bedeutsames über die berliner Baumeister von Schlüter bis zu den Modernen darin gesagt wird. Es erfüllt eine viel wichtigere Aufgabe: es ist eine Geschichte der berliner Mietskaserne, die gewissenhafte Chronik jener steinernen, von Schmutz und Elend behausten Trostlosigkeit, die zu überwinden auch unsre Zeit weder Mittel noch Unternehmungsgeist gefunden hat. Zwiefach legitimiert ging Hegemann an seine Arbeit: als Verfasser des „Fridericus", dieser unerbittlichen Zerrupfung eines Jahrhunderts preußischer Geschichtsklitterung, und als Baumeister mit deutscher und amerikanischer Praxis; in Fachkreisen geschätzt als Herausgeber der ‚Zeitschrift für Städtebau'.

Wir kennen alle die berliner Mietskaserne. Wir verwünschen sie und nehmen sie wie eine Schickung hin. Vor ein paar Jahren, in der ärgsten Hungerperiode der Inflation, bildete sich hier ein „Komitee Kinderhölle", das gutmeinende, hilfsbereite Menschen in die Jammerquartiere des Nordens und Ostens sandte, wo unglückliche, in feuchte und verwahrloste Kammern gepferchte Familien die Stimme ihres Gottes zu vernehmen suchen. Damals ging ein Schrei des Entsetzens durch die Stadt, Vergessenes und Übersehenes wurde plötzlich fürchterlich greifbar; die Zeitungen brachten große Bilder. Aber in die journalistische Auswertung spielte bald ein unzulässiges

und falsch angebrachtes politisches Moment hinein. Schließlich war an allem der Versailler Vertrag schuld oder der „Feindbund", der nicht mit sich reden lassen wollte.

Nun hat der „Feindbund" zwar einiges auf dem Kerbholz, aber die berliner Mietskaserne gehört nicht dazu. Die ist eine Erfindung der ärgsten Feinde, die das deutsche Volk jemals gehabt hat, nämlich der preußischen Soldatenkönige, die die gesunde Entwicklung ihrer Hauptstadt gehemmt und sie gewissenlos dem schändlichsten Bodenwucher ausgeliefert haben, nur um ihren militärischen Zwecken zu dienen oder um Mittel für ihre martialischen Spielereien zu erhalten. Besonders charakterisierend ist das hier vor einiger Zeit abgedruckte Kapitel über die friderizianische Bodenpolitik. Friedrich hatte den Ehrgeiz, seiner Hauptstadt ein großstädtisches Ansehen zu geben. Er hatte auch hier, wie überall, sein Schema, und alle Fassadenentwürfe bedurften der königlichen Genehmigung. So wurden in den letzten siebzehn Jahren seiner Regierung beinahe vierhundert Häuser mit drei oder vier Geschossen gebaut. Bei alledem folgte der König nur seinen Launen und seinem Geldbedürfnis. Er hatte keine eignen produktiven Einfälle und war auch stets ohne Kenntnis nützlicher Beispiele. Er war jeder Stadterweiterung feind, er preßte die werdende große Stadt eng zusammen, um die Untertanen hübsch in der Reichweite des königlichen Krückstocks zu haben, und führte dazu eine Hypothekenordnung ein, die das Grundstück- und Bau-Wesen den Hyänen auslieferte. Von nun an wird hoch, aber eng gebaut werden, die heutige Innenstadt ohne Licht und Luft entsteht. Die Stadt Berlin hat für Jahrhunderte ihre schmalbrüstige Gestalt erhalten. In den abscheulichen, menschenunwürdigen Mietskasernen hat sich Fridericus Rex sein trauriges Denkmal errichtet.

Hundert Jahre später ist das berliner Bauwesen noch hinter den meisten großen Städten Europas zurück. Noch immer gilt die Bauordnung von 1641, ergänzt 1763. Endlich um 1860 kommt doch der große Bebauungsplan, nachdem der alte Stadtring unter dem Druck ungeheurer Menschenanhäufung zu springen droht. Es muß also etwas geschehen, und deshalb erhält das Polizeipräsidium den Auftrag, einen Bebauungsplan zu liefern. Zu diesem Zweck engagiert es einen jungen Baubeamten, der sich mit seinem Lineal und scharf gespitzten Bleistiften an den Zeichentisch setzt, eine Anzahl sehr akkurater grader Linien zieht, und seine Arbeit nachher hochbefriedigt abliefert. Dieser „Bebauungsplan" wird ebenso sorgfältig ausgeführt, und es entstehen lange, übermäßig breite boulevardartige Straßen mit hohen, stattlichen Häusern, und damit entstehen auch die dunklen, engen Hinterhöfe, die bald zum Signum Berlins werden und das Wohnungselend stabilisieren. Doch der junge Mann, der so fleißig gezeichnet hat, preist Jahre später, zum Baurat avanciert, seine Erfindung:

In einer englischen Stadt finden wir im Westend oder irgendwo anders, aber zusammenliegend, die Villen und einzelnen Häuser der wohlhabenden Klasse, in den andern Stadtteilen die Häuser der ärmern Bevölkerung ... Wer möchte nun bezweifeln, daß die reservierte Lage der je wohlhabendern Klassen und Häuser Annehm-

lichkeiten genug bietet, aber — wer kann auch sein Auge der Tatsache verschließen, daß die ärmere Klasse vieler Wohltaten verlustig geht, die ein Durcheinanderwohnen gewährt. Nicht „Abschließung" sondern „Durchdringung" scheint mir aus sittlichen und darum aus staatlichen Rücksichten das Gebotene zu sein. In der Mietskaserne gehen die Kinder aus den Kellerwohnungen in die Freischule über denselben Hausflur wie diejenigen des Rats oder Kaufmanns auf dem Wege nach dem Gymnasium. Schusters Wilhelm aus der Mansarde und die alte bettlägerige Frau Schulz im Hinterhause, deren Tochter durch Nähen oder Putzarbeiten den notdürftigen Lebensunterhalt besorgt, werden in dem I. Stockwerk bekannte Persönlichkeiten. Hier ist ein Teller Suppe zur Stärkung bei Krankheit, da ein Kleidungsstück, dort eine wirksame Hilfe zur Erlangung freien Unterrichts oder dergleichen, und alles das, was sich als das Resultat der gemütlichen Beziehungen zwischen den gleichgearteten und wenn auch noch so verschieden situierten Bewohnern herausgestellt, eine Hilfe, welche ihren veredelnden Einfluß auf den Geber ausübt.

Auch dieser gemütreiche Moralist hat also die Stimme Gottes deutlich gehört. Für Millionen hat sich aber seitdem dieser Gott als Gott der Rache offenbart, der Kind und Kindeskind mit Krankheit und Verkommenheit schlägt — ein Kannibalengott. Werner Hegemann hat mit ungeheurer Quellenkenntnis das kläglichste Kapitel der Geschichte einer Weltstadt geschrieben. Wenn Berlin den Schrecken und die Unkosten der jetzt enthüllten Busch-Kleppereien überwunden hat und endlich wieder Wohnhäuser zu bauen beginnt, dann wird die Stunde für die Wirkung seines Buches da sein. Dann wird es zum tönenden „Ecrasez l'infâme" werden gegen die Mietskaserne, die Verderberin von vielen Generationen.

Hamburger Theater von Heinz Liepmann

Der etwas vermickerte Stiefbruder der drei Trustgeschwister Industrie, Bank und Kirche: die Kunst, versucht, sich durch Syndikalisierung ein wenig zu behaupten. Kleine politische Methoden wie die demokratischen Schlagworte: „Der Dichter ist der Prophet der Entwicklung" oder: „Durch Darstellung wird ein Zustand überwunden" machen nur noch Eindruck auf die, die sich dadurch in irgend einen Vordergrund schieben wollen, oder die Dummen, die das zulassen. Die Kunstunternehmer vertrusten sich, die Maler zu Kunstvereinen und Sezessionen, die Architekten zum B.D.A., die Dichter zum Penclub oder Schutzverband, die Theater zur Abonnentengemeinschaft. Und alle zusammen zentralisieren sich in der Reichshauptstadt.

Aber was macht die Provinz? Nun, ich sitze in Hamburg, und Ihr sollt wissen, wie hier die Kunst frisiert ist. Diese Frisur ist eine Perücke, die eine Glatze verbirgt.

Es gibt in Hamburg acht Theater; eines, das traditionsreichste, schwankt zwischen Sittenposse, Pleite und dem „ernsten Kunstwillen", mit dem jedes halbe Jahr ein neuer Direktor laut Zeitungsinserat dieses, das Carl-Schulze-Theater, eröffnet. Neben einer prachtvollen plattdeutschen Schmiere, dem Ernst-Drucker-Theater, gibt es noch zwei Bühnen, die in St. Pauli liegen und dies nicht verleugnen: die Volksoper und das

Operettenhaus. In der Volksoper wechseln einander ab: drittklassige Sittengemälde, Gastspiele Kortners und der Werbezirk, Tanzabende des Granowsky-Ensembles und der Argentina, Opernaufführungen mit Blechmusik, kleinen Preisen, gewendeten Dekorationen und oft vorzüglichen Darstellern. Die Direktion Richter, die dieses Haus seit einigen Jahren führt, gibt es nun angeblich wegen zu hoher Lustbarkeitssteuer, auf. Das zweite Theater der Direktion Richter, das Operettenhaus, ist eine großartige Geschäftskomödiantenangelegenheit, in der Operettenserien heruntergespielt werden. Hier herrscht der gewisse Pferde- und Komödiantenduft der begabten Schmiere. Jedes Couplet wird zehnmal zurückgeklatscht, jeder schmale alte Witz minutenlang donnernd belacht. Dabei ein durchaus ordentliches Ensemble. Das Haus ist immer voll, denn hier herrscht die gottgewollte Mediokrität. Aber auch dieses Theater wird, wie man hört, wegen Unrentabilität demnächst in andre Hände übergehen.

Die vier übrigen Bühnen Hamburgs, das staatlich subventionierte Stadttheater, eine Opernbühne, und die beiden Sprechbühnen Thalia-Theater und Schauspielhaus, sind unter einer gemeinsamen Direktion, während die Kammerspiele Erich Ziegels ihr Heim am Besenbinderhof verlassen mußten und mitten in der Stadt, in einem ehemaligen Kabarett mit 330 Plätzen, Zeittheater spielen.

Das Stadttheater, ein Verkehrshindernis, untersteht künstlerisch dem stets besorgten jüdischen Intendanten Sachse — eine gewagte Personalpolitik für Hamburg! — der, wie sein dafür in der Deutschen Volkspartei populärer Dramaturg, durch Hamburgs sozialdemokratischen Kultusminister Krause gestützt wird. Dies Stadttheater pflegt, wie jedes, die klassische Oper. Das Ensemble hat ausgezeichnete Solisten aber kein Ensemble.

Die (der Bank Gebrüder Hardy nahestehende) Finanzgruppe, der das Thalia-Theater gehört, hat vor anderthalb Jahren durch einen Staatsstreich mit amerikanischen Aktienmajoritäten auch das Deutsche Schauspielhaus erworben und dem tüchtigen Thalia-Theaterleiter, Röbbeling, einem Sachsen, überantwortet. (Theaterleute, die aus Hamburg stammen, gibt es in Hamburg nicht; die sind fast alle prominent und deshalb in Berlin. Die Massary und auch die kleine Dolly Haas sind in Hamburg durchgefallen.) Herr Röbbeling wurde, obgleich Angestellter, Generaldirektor und hing — man sagt: eigenhändig — sein lebensgroßes Bild in den hierfür umgebauten Konversationsraum des Schauspielhauses, wo es bald darauf zertrümmert wurde. Herr Röbbeling scheint ein sehr geschäftstüchtiger, vorsichtiger Kaufmann zu sein. Er arrangierte im Theater Bierabende für die Presse, wozu die gesamte Presse eingeladen wurde und, mit Ausnahme der linksstehenden Blätter, kam und kommt; er dämpfte die „Verbrecher" durch „Husarenfieber"; er uraufführte Sudermanns „Hasenfellhändler" nach dem Tode des Autors und veränderte den Schluß in eine Gartenlaubeparodie wider Willen. Der Spielplan der Theater umfaßt berliner Erfolge und miß-

glückte Uraufführungen vorwiegend ausländischer Stücke, weiterhin pathetische Klassikerinszenierungen. Für diese ist aber nicht Herr Röbbeling sondern der merkwürdig konservative Kunstdilettantismus des hansischen Publikums verantwortlich. Richtung, Zweck und irgend welche Gesinnung fehlen hier, wie in fast jedem Provinztheater, ohne daß dies bemerkt würde. Das Abonnentenpublikum guckt gar nicht mehr hin und geht nicht zum Vergnügen ins Theater sondern weil Großvater und Vater schon abonniert waren.

Selbstverständlich hat es hier ein Theaterleiter nicht leicht, zumal wenn man ihn für geschäftig hält, was unbedingt Mißtrauen gegen seine gesellschaftlichen und künstlerischen Fähigkeiten erwecken muß. Außerdem ist das Deutsche Schauspielhaus mit einer derartig steifen und unbeweglichen Tradition belastet, daß der Versuch, Leben und Stil in das Repertoire zu bringen, das Abonnement töten würde. Man sollte dieses Riesentheater von über zweitausend Plätzen unschädlich machen, und es werden in maßgebenden Kreisen seit langem zwei Pläne diskutiert, die beide ausgezeichnet zu sein scheinen. Der eine besteht darin, das gegenüber dem Hauptbahnhof liegende Gebäude in ein Hotel umzuwandeln und es dadurch zu rechtfertigen; es haben in dieser Richtung auch schon Verhandlungen und Besprechungen stattgefunden, denn die Finanzgruppe, der das Theater gehört, will Dividenden sehen und keine vertrockneten Lorbeerkränze. Der zweite Plan besteht im Ankauf des Hauses durch die gelind fortschrittliche Abonnentengemeinschaft der Volksbühne. Aber dieses Experiment dürfte den maßgebenden Herren, die übrigens zugleich Mitglieder der Regierungspartei sind, mit Recht als gewagt erscheinen, obgleich das Altonaer Stadttheater ebenfalls derart subventioniert wird und mit derartigem Erfolg, daß die Stadt plant, ein zweites Theatergebäude in Altona anzukaufen, um Plätze für ihre Mitglieder zu bekommen. In Hamburg ist das Wagnis größer. Hat sich doch vor zwei Jahren der Kritiker des Bismarckblattes, der ‚Hamburger Nachrichten', erlauben können, in der Öffentlichkeit durch Geistliche und öffentliche Diskussion gegen Erich Ziegel anzukämpfen, der zwei Jahre lang vergeblich versuchte, das Schauspielhaus etwas zu entmodern.

Anders steht es mit dem Thalia-Theater, einem hübschen, modernen Tausend-Plätze-Bau, in dem Komödien wie Possen und Schauspiele wie Klassiker aufgeführt werden und ihr Publikum, das sich kennt, rühren und begeistern. Dies ist das Theater der christlichen Haute volée, aber die schwankende Geschäftstheaterpolitik mit meist unter-mittelmäßigen Stars hat diesem Haus im letzten Jahr einen Besucherrückgang von fünfzehn bis zwanzig Prozent gebracht. Es ist merkwürdig, daß die Theaterdirektionen nichts daraus lernen wollen, daß die Statistik besagt, jeder Hamburger sei durchschnittlich 2,6mal ins Theater und 14,6mal ins Kino gegangen. Das Interesse des Publikums für das Pathos ist eben unwiederbringlich dahin. Das liegt an den mehr als gleichgültigen Inszenierungen.

Dies erkennt in einem gewissen Maße Erich Ziegel, dessen großer Ruf sich erstaunlicherweise — denn die Ungunst aller

Verhältnisse ist mit ihm — bewährt hat. Die primitive Bühne, auf der er mit zwanzig Schauspielern vor dreihundertdreißig Sitzen Theater spielt, beherrscht er als künstlerischer und geschäftlicher Leiter und als sein erster Dramaturg, Regisseur und Schauspieler. Es ist eigentlich nicht möglich, in dieser winzigen Bude Illusionen zu erwecken, das heißt Theater zu spielen. Wenn Ziegel es doch tut und es ihm oft auch gelingt, so hat nicht zum wenigsten eine leidenschaftliche Gemeinde, die den Premieren Atmosphäre gibt, daran Anteil. Es wurde übrigens vor einiger Zeit eine „Gesellschaft der Freunde der hamburger Kammerspiele" gegründet, die das Geld für ein neues großes Kammerspieltheater auf einem vom Staat zu schenkenden Grundstück aufbrachte. Man wartet nur noch auf die Bestätigung der Schenkung durch die Bürgerschaft, nachdem das Projekt in mehreren Instanzen, gegen viele Widerstände, bereits durchgesetzt worden ist. Es wird höchste Zeit. Selbst ein großer Künstler wie Erich Ziegel ist nicht imstande, ewig durchzuhalten.

Die eigenartige Situation, die Hamburg vor der übrigen Provinz voraus hat, daß nämlich kaum eine oder gar keine Änderung in der geistigen Struktur der Bevölkerung eintritt, sichert Ziegels Publikum die revolutionäre Geste, die nur am Maßstab des hansischen Konservativismus gemessen revolutionär ist, in Wirklichkeit aber bequem wie jede bürgerliche Gemütsbewegungs-Maschinerie. Ziegel hat es mit seinem Spielplan sehr schwer, denn die Theaterverlage geben ihm (330 Plätze) nur diejenigen Stücke, die Röbbeling (3000 Plätze) abgelehnt hat. Ziegel wird dadurch — ob freudig oder nicht — gezwungen, Zeit- und oft Parteitheater zu spielen. Bei ihm ist es also meistens interessant, denn es ist immer leichter, gegen etwas Sympathien zu erwecken als für etwas. Dies kommt auch dem sehr unterschiedlichen Ensemble zugute.

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Eins, zwei, drei, vier, fünf... da fehlt doch ein Buch! Wenn so viel auf dem Nachttisch liegt — warum soll nicht auch einmal etwas unter dem Nachttisch liegen? Richtig: es ist heruntergefallen. (Hinunter, herunter... wie heißt das? „Hin" zeigt die Richtung an — ich weiß schon. Aber die Sprache macht das nicht mit, sie kugelt alles bunt durcheinander.) Da liegts. Da darfs nicht liegen. Denn das Buch verdient einen Ehrenplatz auf dem Nachttisch. Und den soll es auch gleich haben.

Von den vielen Arten, die Schande des Krieges zu betrachten, ist eine wohl am wirkungsvollsten: das ist die des still leidenden, nicht zornmütigen Menschen. Alfred Polgar hat sie gewählt. („Hinterland"; erschienen bei Ernst Rowohlt, Berlin.) Nein, er hat diese Art nicht gewählt — es ist die seine. Er gehört nicht zu jenen, die da aufstehen und Zetermordio gegen eine organisierte Schweinerei rufen — es ekelt ihn. Weil aber im Grunde seines Herzens der Humor glüht, so ist ein bittersüßes Getränk aus dem geworden, was er uns da gekocht hat.

Ein Teil dieser Geschichten ist im Kriege geschrieben und merkwürdigerweise auch gedruckt worden. Ein Berliner wird aus Oesterreich niemals ganz klug; welche Mischung von Roheit, Schlamperei,

Dummheit, Gewitztheit, Raffinement! (Liebe Mitschriftsteller, das Wort „Raffinesse" gibt es nicht, das ist eine schreckliche und krebsartige Neubildung!) Wir andern verstehen Oesterreich niemals ganz — wir erleben nur schaudernd in diesem Buche, wie es gewesen ist.

Was den Stil der Polgarschen Prosa angeht, so kann er etwas, worum ich ihn unendlich beneide. Alle seine Sätze, alle ohne Ausnahme, sind zu Ende formuliert. Die Fassung scheint endgültig. (Ihm scheint sie bestimmt nicht so; wer so schreibt, quält sich.) Es sind ganze Abschnitte darin, die durchaus klassisch anmuten — hätten wir pazifistische Schulbücher und nicht dieses wüste Gehetz zum nächsten Krieg, so verdienten diese Kapitel, dort aufgenommen zu werden. „Wer roh, brutal und stumpfsinnig ist, erträgt die Greuel des Krieges, jene, die ihm selbst, wie gewiß jene, die nicht ihm selbst widerfahren. Die andern schwanken zwischen Irrsinn und Verzweiflung." Wie zementiert war dieser Boden, Stein, Stein, Stein. Aber es gab da Fugen und Ritzen, und aus denen wuchsen diesem großen Schriftsteller zarte Gräser der Ironie. Diese Pflanzen haben dann später geholfen, die Steindecke zu sprengen.

Ich frage mich, was wohl unsere Enkel, wenn sie dieses Buch in die Hände bekommen (Polgar würde sagen: bekämen), dazu sagten. Werden sie das verstehen? Dieser Hohn, der zum Beispiel in dem bezaubernden „Interview" aufklingt; dort wird die Wartefrau eines öffentlichen „HIER" interviewt, mit ernsten politischen Fragen wird die treue Schaffnerin behelligt, die dort die Wasserspülung beaufsichtigt, und sie antwortet auf alles. Aber diese Antworten sind so merkwürdig ... Bis sich denn ergibt: „Das Amt der guten Frau bringt es mit sich, daß sie nur mit alten Zeitungen zu tun hat. Vom Sommer 1916 ist das neuste Quartal datiert, das sie erworben hat. Und auch das nicht zur Lektüre. Was für eine verständige Frau!"

Und werden die Enkel die Sehnsucht verstehn, die damals in den Herzen aufflammte: einmal aus diesem vaterländischen Modder hinauszukommen, hinaus in andre Länder, in denen es noch vernünftige Menschen gab, keine Musterungskommissionen, sorglose Frauen, still arbeitende Männer, „echten" Bindfaden und „echtes" Leder und Butter ...! Es war nicht auszudenken. Dieser Sehnsucht gibt Polgar hinreißenden Ausdruck. Und von den verbrecherischen Ärzten ist die Rede, die mit faradischen Strömen die Proletarier gequält haben ... ach, ich weiß. Ich weiß, daß man mit diesen sehr schmerzhaften Strömungen manchmal, manches Mal, auch Heilungen erzielen kann — aber es ist doch widerwärtig, wie diese uniformierten Schinder das niemals an ihrer gut zahlenden Kundschaft, sondern immer nur an wehrlosen Soldaten ausprobiert haben. Manche rühmen sich dessen noch heute. Und niemand hat sie zur Verantwortung gezogen.

Die Verantwortung ... Das ist das schönste Kapitel dieses Buches, und das gehört nun wirklich in alle Schullesebücher. Seite 73. „Die leitenden Staatsmänner und Generale übernehmen die ‚Verantwortung' für das Schicksal, das sie den Völkern auferlegen." Und was dann kommt, das müßt ihr selber nachlesen — es ist jene Verantwortung, nämlich vor der „Geschichte", und das ist eine schöne Geschichte.

Das ist ein Buch! Die famosen Glossen über Berlin, in liebevoller Ironie; die Schilderungen aus dem verfallenden Wien; eine himmlische Satire über den Umsturz in Ungarn ... auch für die, die einen Teil dieser Arbeit schon in der ‚Weltbühne' gelesen haben, ein nimmer endendes Vergnügen. Und das wimmelt von klugen Bemerkungen, das funkelt und strahlt und blitzt — und nie, niemals ist die Formulierung Selbstzweck; der Stil ist gebändigt von einem großen Meister der deutschen Sprache. Hut ab.

Die Satire Polgars über Budapest ist lustig und bös. Blutig ist sie nicht. Ungarn aber ist blutig gewesen, blutig wie rohes Fleisch ...

Davon steht zu lesen in einem kleinen Band „Die Kerker von Budapest", von Sandor Kémeri, mit einem Vorwort von Henri Barbusse (erschienen im Buchverlag Kaden & Co., Dresden). Nicht gut für die Nachtruhe — sehr gut für die Schärfung des Gewissens.

Sandor Kémeri ist das Pseudonym einer Frau, der Gattin eines ungarischen Journalisten, von Bölöni. Der Mann ist niemals Kommunist gewesen, die Frau auch nicht. Das Ehepaar floh vor Horthy aus Ungarn, weil der Terror unerträglich war — alle hatten zu fürchten, alle, außer den Uniformierten. Dann kehrte die Frau in einem gradezu fahrlässigen Vertrauen auf die Anständigkeit der ungarischen Regierung zurück, um nach ihrer beschlagnahmten Wohnung und nach ihren Sachen zu sehen... Sie wurde natürlich verhaftet. Man behielt sie wochenlang im Militärgefängnis; ihr selbst geschah zwar nichts — aber was sie dort gesehen hat, das hat sie aufgezeichnet. Und das muß man lesen.

Es ist viehisch.

Es ist so gemein, daß ich diese Einzelheiten nicht noch einmal abschreiben mag — ich habe neulich bereits aus einem Buch von Barbusse Proben gegeben. Wie sie auf Menschenfleisch (meist Judenfleisch) herumgehackt haben! Wie sich ein irrer Sadismus noch an Sterbenden austobte — einem, der in den letzten Zügen lag, hat ein Soldat in den Mund gespuckt; wie sie schlugen, messerten, peitschten, brüllten, Stöcke in die Zähne wirbelten, auf Winselnden mit Füßen umhertraten... das Zeugnis dieser Frau ist um so beachtlicher, als sie keiner Partei angehört, keine politischen Schlußfolgerungen aus ihren entsetzlichen Beobachtungen zieht — es ist nichts von Klassenkampf in dem Buch. Es ist einfach eine anständige Bürgersfrau, die zu zittern anfängt, wenn sie an das denkt, was sie da gesehen hat. Es ist grauenvoll.

Vergeltung? Es hat keine Vergeltung gegeben. Die Juden beten schon wieder für Horthy, der seinerseits „gar nicht mehr so schlimm ist"... es hat keine Vergeltung gegeben. Nun, ich halte befriedigte Rache für etwas grauenvoll Lächerliches; wenn der Feind zerprügelt am Boden liegt, schämt man sich, wenn man Nerven hat — was soll das? Was nützt uns das da?

Aber doch... es ist nicht gut, daß Gottes Mühlen so langsam mahlen. Es ist nicht gut, weil in Ungarn (wie in Deutschland) Tausende von Menschen herumlaufen, die sich an Blutfusel sattgesoffen haben, die einmal ihre sadistischen Triebe haben frei auslaufen lassen können. Sind sie wirklich satt? Ja, sie mögen wohl gesättigt sein. Aber es ist nicht gut. Solch ein Gesindel ist vergiftet Zeit seines Lebens. Verroht, vertiert, Verzeihung: vermenscht... wer das einmal fertig bekommen hat, wer so schrankenlos hat zuschlagen dürfen, wer aus Menschen Objekte gemacht hat und sich benommen hat, als befinde er sich in einem blutigen Bordell —: der bleibt eine sittliche Gefahr für sein Land. Ungarn wimmelt von solchen Bestien. Sie sind alle noch da. Gepäckträger sind sie nun, kleine Zigarrenhändler, Schutzleute, Feldwebel... und haben den lieben Gott geprellt, der es ihnen im Jenseits vergelten... wie?

Kein Wunder, wenn auf der andern Seite die Flamme glüht und schwelt.

Wenn jemand in Deutschland Tendenz macht, dann werfen ihm die Kunstrichter zunächst vor, daß er es tut, und wenn sie der andern Richtung angehören, dann jammern sie: der Mann kann ja nichts. Ich bin für Tendenz — feste, gib ihm.

Das „Volksbuch 1930" (erschienen im Neuen Deutschen Verlag) gibt ihm.

Es ist eine Anthologie aus Bild und Text — ich bin auch vertreten. Der Querschnitt durch das Jahr ist voll gelungen; das Bildmaterial ist gut. Es ist anständige Literatur, und so ausgewählt, daß

sie jeder Proletarier, jeder Angestellte, der auch nur ein wenig geistige Interessen hat, ohne weiteres versteht. Tendenz, nicht die einer Partei, durchtränkt jede Zeile, so daß sie nicht noch nötig hat, zu kollern. Dichterisch am stärksten sind ein paar Zeilen aus einem Gedicht Emil Ginkels („Wir haben die billigsten Hände, die billigsten Hände der Welt") und von der ersten bis zur letzten Zeile voll gelungen ein Gedicht Walter Mehrings aus dem „Kaufmann von Berlin": „Das Lied vom trocknen Brot". Man sollte übrigens dieses Drama nach dem Piscatorkrach nicht ad acta legen — es ist nicht nur sprachlich eines der besten Dokumente aus der Inflation.

„Montiert" hat das Buch John Heartfield, der ja bahnbrechend auf diesem Gebiet ist. Mir erscheint diese Technik ausbildungsfähig. Ich habe mit Heartfield zusammen in meinem „Deutschland, Deutschland über alles" versucht, eine neue Technik der Bildunterschrift zu geben, eine Technik, der ich jetzt häufig, auch in illustrierten Blättern, begegne. Aber es sind Äußerlichkeiten, die man uns abgeguckt hat. Es kommt darauf an, die Photographie — und nur diese — noch ganz anders zu verwenden: als Unterstreichung des Textes, als witzige Gegenüberstellung, als Ornament, als Bekräftigung — das Bild soll nicht mehr Selbstzweck sein. Man lehre den Leser, mit unsern Augen zu sehen, und das Photo wird nicht nur sprechen: es wird schreien.

Das „Volksbuch" enthält auch ein Gedicht „Ich geh mit meiner Kleinen stempeln". Viel stärker — wenn auch ohne Zusatz propagandistisch nicht brauchbar — ist ein kleines Gedicht mit demselben Thema „Ick jeh stempeln", das Erich Carow aufsagt. Ich habe es leider niemals von ihm gehört. Die einfachen Verse stehen in dem Band „Erich Carow, Karriere eines berliner Volkskomikers" (erschienen im Eden-Verlag zu Berlin). Es lohnt sich wohl, da einmal einen Blick hineinzutun. Nicht nur, weil dieser Carow ein großer Schauspieler ist — sondern auch, weil mancherlei Aufschlüsse über Berlinertum in diesem Buch zu finden sind. Wir, die Schriftsteller, sind im Buch in der Majorität — schade, ich hätte gern gelesen, was Carows Publikum vom Weinbergsweg über ihn sagt. Im übrigen:

Ick jeh stempeln, ick jeh stempeln,
denn ick habe nischt zu pempeln.
Ick bin klamm un ausjemist,
Ick wees nich mehr, wat Arbeet is.
Ick sehne mir ooch nich danach,
der Jeist is willich, det Fleesch is schwach,
Ick kann bloß nachn Nachweis tempeln —
Ick stehn jeh stempeln, ick jeh stempeln, ick jeh stempeln.

Nun ist nur noch ein Buch übrig geblieben. Wenn ich von dem erzählen soll, laßt mich erst einmal Atem holen.

A. T. Wassiljew „Ochrana" (erschienen im Amalthea-Verlag in Wien). Dieser Wassiljew war Polizeidirektor bei der russischen Ochrana, und von der berichtet er.

Der Mann ist überzeugter Zarist; man wird also nicht erwarten, daß er die Ochrana, die ihm Brot, Ehre und Lebensinhalt gegeben hat, hinterher beschimpft. Nein, das erwartet man nicht. Auch nicht, daß er so ziemlich alles zugibt, was man der Ochrana vorwirft — er ist so dumm, daß ers noch zugibt, während er es bestreitet, und das Buch ist voll der infamsten Beschimpfungen der russischen Intellektuellen, des Sozialismus, von gänzlichem Unverständnis vom Wesen einer Revolution... soweit ist das alles Sache des Herrn Wassiljew. Es ist, wie wenn jemand das Lallen eines besoffenen russischen Gendarmerieobersten ins Deutsche übersetzt hätte.

Vieles wirkt, wie wenn es ein böser Satiriker geschrieben hätte. Spitzel? Aus den Kreisen der Revolutionäre? Nein... Nur: „Hatte die Ochrana eine Gruppe von Revolutionären ausgehoben, dann suchte

sich der Chef der moskauer Ochrana Subatow eine jene Personen unter ihnen aus, die am ehesten beeinflußbar erschienen, lud sie in sein Privatzimmer und begann ihnen im freundlichen Plauderton die Verwerflichkeit der revolutionären Bestrebungen und die Gerechtigkeit des von der Regierung geführten Verteidigungskampfs auseinanderzusetzen." Ist das nicht idyllisch? Er gibt Provokationen zu — die wurden aber scharf geahndet. Zum Beispiel so: Die russische Polizei stellt ein revolutionäres Flugblatt her, um ein paar Leute gehörig einzuseifen. Das kommt heraus. „Der Ochrana-Kommandant darf nicht länger in seinem Amt verbleiben; seine Absetzung ist dem Korpskommandanten unverzüglich zu melden." Unverzüglich! So streng ging es im zaristischen Rußland her... Er gibt zu, daß man die Post Tolstois heimlich geöffnet hat, aber: „Der redliche wahre Russe hat die starke Macht immer geachtet, sich vor ihr gebeugt, ohne zu fragen und ohne darüber nachzudenken, welches die Gründe für jene Befehle seien, die oft nicht leicht zu erfüllen und zu ertragen waren. Das kam daher, daß der Russe in der Tiefe seiner Seele wußte und verstand, wie doch die vom Kaiser eingesetzten Behörden nur dazu da seien, als treue Diener des Zaren das Wohl Rußlands mit allen Mitteln zu fördern."

Und dann die fassungslose Verwunderung, wie ihn die Revolutionäre nun beim Kanthaken nehmen — wie denn? er soll (siehe bei Polgar) nun auch noch die Verantwortung für das tragen, was er gemacht hat? Nein...! Denn diese Kerle haben ja, wenns schief geht, zwei Ausreden, die sie durch die ganze Weltgeschichte begleiten: entweder sie haben nur Befehle ausgeführt oder sie haben nur Befehle erteilt. Und dafür trägt man doch keine Verantwortung! Ja, mit dem Maul...

Man wird von mir nicht verlangen, daß ich mich ernsthaft mit einem Buch auseinandersetze, das die „Protokolle der Weisen von Zion" ernst nimmt; das über die russische Judenfrage gradezu groteske Ansichten entwickelt; das die Maßnahmen der russischen Revolutionäre durch ein Monokel bespöttelt... zum Glück ist das Buch unverhältnismäßig teuer und wird nicht viel Schaden anrichten. Auch das Skatspiel: Ochrana—G.P.U. wollen wir nicht mitspielen. Nicht deshalb zeige ich das Buch an — Herr Wassiljew ist kein Gegner.

Was aber einmal gesagt und gefragt werden muß, ist dies:

Wer ist der Amalthea-Verlag?

Willy Haas hat neulich in der ‚Literarischen Welt' einen höchst instruktiven und guten Aufsatz über die Verleger Wiens veröffentlicht, wie immer von der besten Gesinnung getragen.' Darin wird auch des Amalthea-Verlages Erwähnung getan, und er wird ernst genommen. Ich bedaure, Haas ausnahmsweise hier nicht folgen zu können.

Daß ein Verlag antibolschewistische Bücher druckt, ist sein gutes Recht. Daß diese Bücher, besonders die Fülöp-Millers, einen, wie soll ich sagen, leicht anrüchigen Eindruck machen, mag an meiner Nase liegen. Ich kann Millern nichts „beweisen" und will es auch gar nicht. Daß der Verlag gegen Rußland hetzt, muß man ihm zugestehn — er ist frei. Dagegen wäre nichts einzuwenden.

Doch hat alles seine Grenzen, und ein Verlag ist für seine Autoren verantwortlich.

Und wenn ein Verlag wagt, ein Buch zu drucken, das diesen Anwurf hier enthält:

> Hierauf trat Lenin durch einen jüdischen Vermittler namens Helfmann, genannt Parvus, mit der deutschen Regierung in Verhandlungen und übernahm gegen eine hohe Belohnung die Aufgabe, in Rußland Unordnungen und Streiks hervorzurufen und überhaupt mit allen Mitteln Erfolge der russischen Kriegsführung zu verhindern —

so scheidet damit der Amalthea-Verlag aus den Reihen der ernst zu nehmenden Verlage ein für alle Male aus.

Es hat alles seine Grenzen. Man kann Hindenburg politisch bekämpfen, und das mit den schärfsten Mitteln; man darf sagen, daß seine militärische Bedeutung überschätzt wird, man darf gegen seine politische Haltung polemisieren — aber man hat anständig zu bleiben. Und wenn sich heute ein deutscher Verlag einfallen ließe, drucken zu lassen: „Herr von Hindenburg hat von England Geld erhalten, um nicht alle Möglichkeiten der Kriegführung zur Entfaltung kommen zu lassen" — so würde der Verlag mit Recht von der öffentlichen Meinung fortgefegt werden.

Und genau denselben Respekt nehmen wir für Lenin in Anspruch.

Bekämpft ihn. Sagt, er habe nichts als Unheil angerichtet. Schreibt, er sei überschätztes Mittelmaß. Sagt alles, was ihr wollt. Wer aber die persönliche Ehrenhaftigkeit dieses Revolutionärs in Zweifel zieht, der ist ein Schuft.

Ich nehme den Gendarm, der das Zeug geschrieben hat, nicht ernst. Ich habe nur den Amalthea-Verlag in Wien bis heute für einen ernsten Verlag gehalten. Ich tue das nicht mehr. Die Publikationen dieses Verlags verdienen keinerlei Erwähnung. Das Buch des echten Russen gehört dahin, wo vorhin Polgars Buch versehentlich hingeraten ist: unter den Nachttisch.

Die Reblaus von Morus

Unter der gottesfürchtigen Regierung Brüning ist eine seltsame Revolte ausgebrochen. Es geht um die Reblaus.

Die Winzer in der Pfalz haben die schwarzen Fahnen der Bauernrevolution entrollt. Sie wollen nicht wie die schwarzen Fahnenträger in Schleswig-Holstein mit Dynamitbomben und Handgranaten die Juden-Republik ausräuchern und statt dessen den Oesterreicher Adolf Hitler zum Friesenkönig ausrufen. Sie wollen nicht einmal, wie ihre Berufsgenossen im Rheinland, den Finanzämtern aufs Dach steigen, denn das erübrigt sich. Die Winzer zahlen mit Genehmigung der Finanzämter längst keine Steuern mehr. Die Weinbauern in der Südpfalz haben politisch viel harmlosere Wünsche. Sie verlangen, daß man ihnen auch künftig erlaubt, eine ergiebige amerikanische Rebenart, die Hybriden, zu pflanzen. Drüben im Badischen dürfen es die Winzer, aber die bayrische Verwaltung nimmt es mit ihren unechten pfälzischen Landsleuten besonders streng und will keine Hybriden mehr hereinlassen. Die Hybriden tragen nämlich nicht nur große Trauben, sondern auch besonders reichlich Rebläuse. Und die Bayern halten nicht bloß ihr Bier heilig, sie wollen sich auch ihre linksrheinischen Weinberge nicht verlausen lassen.

Zum Unglück für die bayrischen Belange kann man diesmal den Berlinern nicht einmal einen Vorwurf machen. Das Reich hat getan, was es tun konnte. Es hat gleich einen Sechsjahresplan aufgestellt, um die Hybridenpflanzungen auf die gesündern amerikanischen Unterlagsreben umzustellen, und hat dafür allein im Etat 1930 eine Million Mark ausgesetzt. Ja, das Reichsernährungsministerium hat an alles gedacht. Es hat extra 1800 Mark mitveranschlagt „für Reisen der Beamten

der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft zur Herstellung und Erhaltung der Einheit in der Reblausbekämpfung". Man sieht, die badischen Rebläuse sollen es nicht besser haben als die pfälzer. Aber, was hilfts? Die pfälzischen Reblausbauern sind schließlich keine Kommunisten. Sie dürfen demonstrieren, auch wenn es von der Polizei verboten ist; und die Landbundabgeordneten dürfen die Winzer auf öffentlichem Marktplatz aufputschen, ohne daß sie in flagranti verhaftet werden. Dafür leben wir in einem Rechtsstaat.

Bisher haben die Weinbauern noch immer aus der Reichskasse eine Zulage bekommen, so oft sie Krach machten, und so wird es auch diesmal sein. Die Winzer-Subventionen sind eines der kuriosesten Kapitel aus der Finanz- und Wirtschaftsgeschichte der letzten Jahre. 1924 und 1925 kriegen sie vom Reich an Krediten 30 Millionen Mark zugesteckt. Dazu kommen ihnen 25 Millionen aus der Weinsteuer und alle möglichen andern Tarif- und Steuervergünstigungen zugute, so daß sie — nach einer Berechnung der Industrie- und Handelskammer Essen — im Winter 1925 bereits bei 120 Millionen Mark Reichssubventionen halten.

Im folgenden Jahr wird eine ganz große Winzer-Aktion eingeleitet. Die Weinsteuer, die bis dahin dem Reich 80 bis 90 Millionen Mark jährlich einbrachte, wird vollkommen aufgehoben, und dazu bekommen die Winzer 20 Millionen Notstandskredite. 1927 ist für den Weinbau ein mageres Subventionsjahr. Er muß sich, Schimpf und Schande für eine Rechtsregierung, mit 5 Millionen Mark begnügen. 1928 betragen die unmittelbaren Staatszuschüsse nur 2 Millionen, aber dafür übernimmt das Reich auf Nimmerwiedersehen eine Kreditgarantie in Höhe von 30 Millionen Mark. 1929 werden unter der Hand noch die letzten Reste aus der Weinsteuer den Winzern zugeführt. Dafür sinkt die offizielle Subvention auf, sage und schreibe, 1,2 Millionen Mark. Im Januar 1930 findet in Bullay an der Mosel eine große Winzerdemonstration statt. Unter Assistenz von vier deutschnationalen und Zentrumsabgeordneten werden zum ersten Mal seit langer Zeit wieder schwarze Fahnen vorangetragen; und prompt werden denn auch im neuen Etat wenigstens wieder 2¼ Millionen Mark für den Weinbau ausgeworfen.

In diesen Summen sind aber noch nicht die Steuerstreichungen und die Subventionen enthalten, die den Winzern aus dem Fonds für die besetzten Gebiete zufließen. Alles in allem hat das Reich also den Winzern seit der Stabilisierung mindestens ¼ Milliarde Mark geschenkt. Und da die Aufhebung der Weinsteuer ja auch nichts andres ist als eine indirekte Begünstigung, kann man noch einmal ¼ Milliarde zurechnen. Eine halbe Milliarde — und dafür schwarze Sturmfahnen: das nenne ich Charakter.

Nicht alle Berufe haben es so gut wie die Weinbauern, denn nicht alle sind so stramme Zentrums- und Landbundwähler. Immerhin muß man es dem Reiche lassen, daß es sich auch anderweitig trotz seinen dauernden Geldnöten in hervor-

ragender Weise als Großbankier betätigt. Nach einer Übersicht, die die Regierung vor kurzem dem Haushaltsausschuß des Reichstags vorgelegt hat, sind zurzeit 1½ Milliarden Mark aus Reichsmitteln ausgeliehen. Zum überwiegenden Teil sind das zwar Kredite an die Arbeitslosenversicherung und für den Wohnungsbau, doch bleiben auch noch 149 Millionen für die Landwirtschaft, 47 Millionen für Industrie, Handel und Gewerbe, 51 Millionen für die Schiffahrt, 10 Millionen für Landverkehr und Luffahrt, 75 Millionen dazu noch für das besetzte Gebiet und 43 Millionen unter der ominösen Bezeichnung „Sonstiges".

Diese unmittelbaren Kreditsubventionen bilden aber nur einen Teil der Darlehnsgeschäfte. Daneben hat das Reich noch 548 Millionen Kreditgarantie übernommen. Zwar ist die Garantiesumme gegenüber dem vorigen Jahr kleiner geworden, aber der effektive Rückgang erklärt sich im wesentlichen daraus, daß die vom Reich garantierten Russenkredite von 138 auf 36 Millionen Mark zusammengeschmolzen sind. Die gefährlichen Sowjetbrüder haben bisher noch jeden ihrer Wechsel pünktlich eingelöst. Weniger exakt hat sich die deutsche Kundschaft der Wilhelm-Straße benommen. Bisher sind 48 Millionen Mark auf Verlust abgebucht. Die Spitze halten unumstritten die Winzer mit der schwarzen Fahne. Von den 30 Millionen, für die das Reich gutgesagt hatte, haben sie — wir wollen es nicht verhehlen — 49 000 Mark aus Eignem zurückgezahlt. Den Rest darf sich das Reichsfinanzministerium in den Schornstein schreiben. Unter den Industriellen haben die Brüder Mannesmann die Führung, die das Reich bisher mit genau 9½ Millionen haben aufsitzen lassen. Schichau steht auf der Verlustliste vorläufig mit 3½ Millionen, doch das liegt wohl nur an der eigenartigen Buchführung des Reichs, aus der man, trotz allen Bemühungen einzelner Abgeordneter, noch immer nicht ersehen kann, wieviel an die einzelnen Geschäftsfreunde geflossen ist.

Die bisherigen Verluste und die noch zu erwartenden Ausfälle haben das Finanzministerium zu einem bewegten Klageruf veranlaßt, wie denn auch sonst der Etat unter der Schriftleitung Moldenhauers eine gewisse lyrisch-psalmistische Note bekommen hat. So heißt es in der Einleitung zum Haushaltsplan, helfen kann nur „die Erkenntnis aller Schichten der Bevölkerung, daß die von ihnen verlangte Sparsamkeit in der öffentlichen Verwaltung nicht damit erreicht werden kann, daß nach dem Spruche: ‚Du lieber heiliger Florian, verschon mein Haus, zünd andre an!' die Ersparnis immer nur bei den andern eintreten sollen, sondern daß die für das Allgemeinwohl erforderliche Ausgabeneinschränkung auch an ihnen selbst nicht vorübergehen kann und ertragen werden muß."

Unter Beherzigung dieser Parole wollen wir jetzt, mit ausdrücklicher Genehmigung unsres Reichsgesundbeters, 500 Millionen für Ostpreußen ausgeben. Begießet nur eifrig eure Weinberge, die Reblaus der Subventionen wird sie schon kahl fressen.

Bemerkungen

Frithjof Nansen

Durch zehn Jahre ging in Genf zwischen fahlen Politikergesichtern und ältlichen Diplomaten mit rosigem Spanferkelteint ein großer knochiger Mann mit weißem herabhängendem Schnurrbart und freundlich nachdenklichen Augen. Das war Frithjof Nansen, der Vertreter Norwegens, der mehr für die Mitwelt getan hat als der ganze Völkerbund in zehn Jahren und der einer jener großen Soldaten der Menschheit gewesen ist, die Leben retten und nicht zertrampeln. Wir liebten von der Jungenszeit her dies Gesicht mit dem verwilderten Bartwuchs zwischen der Bärenfellkapuze. Es war so viel Abenteuer und Romantik daran. Alles das hätte genügt, ein Leben zu füllen.

Doch das große Abenteuer kam erst in den letzten zehn Lebensjahren des Mannes, als er lange der Arktis entsagt hatte. Da wurde er das praktische Genie der Humanität in den ersten schlimmsten Nachkriegsjahren. Er holte die Kriegsgefangenen aus allen Zonen heim, er mobilisierte die Hilfe für die russischen Hungerprovinzen, er warf den großen Herren vom Völkerbund in flammenden Worten ihre Geistesroheit und Herzensträgheit vor. Was wäre in den verrückten Jahren von Neunzehn bis Dreiundzwanzig ohne ihn aus Millionen von Europäern geworden? Diesem zum Kosmopoliten gewordenen Norweger, der schließlich dem ganzen Erdenrund gehörte, ist der Nansenpaß für die Unsterblichkeit sicher.

Humanität steht heute nicht hoch im Kurs. Daß sie noch immer wirken kann, wenn sie aus einer machtvollen Persönlichkeit dringt, die keine doppelte ethische Buchführung kennt und keine nationalen Reservate, zeigt das Beispiel Frithjof Nansens, der, aus seiner soliden nordischen Bürgerlichkeit wachsend, groß genug wurde, um durch das Medium der Güte Allerfremdestes zu verstehen, selbst an die Zukunft Rußlands zu glauben, als der Bürgerkrieg durch die Steppe raste und Moskau am Erliegen war. Wer ihn einmal reden gehört hat, wird niemals diese hohe chevalereske Gestalt vergessen, niemals den höflichen Klang seiner Stimme. Der Menschenfreund Nansen war weder weichlich und sentimental noch Fanatiker. Er hatte nicht nur ein gutes Herz sondern auch viel Verstand. Das war das Geheimnis seiner Erfolge. Das unterschied ihn von den vielen wirkungslosen Menschenfreunden, die alle Welt umarmen möchten aber dem Verstand gram sind.

C. v. O.

Bahnpolizei

„Herr Rechtsanwalt, wenn ich Ihnen uff die Hühneraugen trete, daß das Blut spritzt, so ist das noch lange keine Körperverletzung." — „Wenn er nicht so anständig gewesen wäre, so hätte er nicht nur den einen Schlag mit dem Gummiknüppel bekommen!" — Zörgiebels Mannen? Beinah.

Es sind Äußerungen von magdeburger Bahnpolizeibeamten, die nicht etwa ihres Benehmens wegen vor Gericht standen sondern die, wie das hierorts üblich

ist, als Zeugen gegen einen auftraten, den sie verhauen hatten. Aussage stand gegen Aussage — also wurde der „Zivilist" verknackt.

Der bodenlose Unfug, der darin besteht, daß sich jede deutsche Behörde am liebsten eine eigne Polizei halten möchte, um ihre Autorität zu bezeugen, um darzutun, daß ihr die normale Exekutive nicht genüge, um sich aufzublähen, führt zu diesen beschämenden Vorkommnissen. In Magdeburg ist es eine betrunkene Geschichte gewesen ... Wie sich aber in solchen Fällen die Beamten mit dem Gericht in schöner Gemeinschaft benehmen, zeigt auf, daß jenes Element, das unter dem Kaiser eine schmerzliche Scham gewesen ist, noch vorhanden ist.

Die Bahnpolizeibeamten sind angestellte Kleinbürger. Ein strenges Beamtenrecht verbietet ihnen, ihre Energie auf die Durchführung des Klassenkampfes zu verwenden; zum Teil wollen sie den auch gar nicht. Ihre Energie liegt also brach. Das kann kein Mensch ertragen, und so machen sich diese Leute im Dienst wichtig. Bestärkt werden sie darin durch zwei Instanzen.

Die akademischen Schreiber ihrer vorgesetzten Behörde verzeihen zwar niemals, daß ihnen die gehörige Achtung versagt wird — denn die stellt einen Teil ihres Gehalts dar. Bei Übergriffen gegen die „nichtbeamtete Bevölkerung", wie ein Ministerialrat das einmal so schön genannt hat, stehen sie noch für das gröbste Unrecht ein. Das wissen die untern Beamten sehr gut.

Sie wissen aber auch, daß der Autoritätsfimmel am stärksten bei den Richtern ausgebildet ist. Die Unabsetzbaren geben in allen deutschen Strafprozessen zunächst einmal der Autorität recht; wieviel Zivilisteneide eigentlich nötig sind, um einen Beamteneid zu entkräften, ist statistisch noch nicht erfaßt. Einem solchen Prozeß beizuwohnen ist ein schönes, fast sexuelles Vergnügen: Lustempfindungen andrer Menschen haben etwas Bizarr-Aufregendes. Diese Richter fühlen sich mit jedem prügelnden Polizeibeamten solidarisch; dem Volk soll die Autorität erhalten bleiben. Und so kommen diese triumphierenden Freisprüche zustande.

Gegen die viel zu wenig protestiert wird.

Der Deutsche wittert in der fremden Autorität die eigne, die im Bureau, in der Familie, in der Fabrik — und rührt man an die fremde, so fühlt er unmittelbar sich selber bedroht. Immerhin gibt es denn doch eine starke Schicht Menschen, die dergleichen als ekelhaft empfindet. In Magdeburg, wo die Mannen des dortigen Polizei-Präsidenten, des Herrn Baerensprung, munter herumprügeln, regt sich eine sanfte Opposition.

Polizeibeamte sind keine von Gott eingesetzten Autoritäten. Sie haben sich den allgemeinen Gesetzen zu fügen wie du und ich; sie haben die Bahn zu schützen — herumzubrüllen und zu schlagen haben sie nicht. Man leiste bei illegalen Behördenübergriffen ihnen, ihrem System und ihren Richtern Widerstand, wo immer man kann.

Ignaz Wrobel

Erlebnis eines Kellners

Früher einmal war der Kellner Karl ein breiter, großer Bursche gewesen, ein rechter Herauswerfer und Hausknecht zu Askalon. Aber viele Ereignisse in seinem Leben hatten ihn allmählich mürbe und nachgiebig gemacht gegen seine natürlichen Feinde, die Gäste. Dann verlor er im Krieg seinen Sohn. Er wurde alt und milde und neigte dazu, den von ihm Bedienten ihr oft zweifelhaftes Benehmen nachzusehen. Er war ein Pazifist seines Berufs geworden.

Übrigens hatte er vor ein paar Jahren eine Geschichte gelesen, in der ein Kellner die Hauptrolle spielte. Der stellte sich an die Spitze eines Volksaufruhrs gegen Krieg und Gewalt und alle Bosheit der Macht. Diese schöne Geschichte stand in einem Buch, das damals von Vielen gelesen wurde, und den beglückenden Titel führte: „Der Mensch ist gut". Es geht natürlich nicht an, zu behaupten, daß der Kellner Karl durch dieses Buch unmittelbar beeinflußt wurde. Aber jedenfalls dachte er auch später noch manchmal an die schöne Geschichte, als er immer älter und milder wurde und weiter keinen Wunsch mehr hatte, als ein guter Mensch zu sein und nicht kujoniert zu werden. Elf Jahre nach dem Kriege, in diesem letzten Winter, war er im berliner Kabarett „Die Katakombe" bedienstet.

*

Eines Abends fuhr der sehr berühmt gewordene Dichter in seinem wunderschönen, großen Wagen vor. Er betrat die „Katakombe", ging durch die engen Reihen und setzte sich an einen Tisch ganz vorn an der Rampe. Einen Zettel, durch den der Platz als vorausbestellt bezeichnet war, schob er mit dem Ärmel beiseite.

Der Kellner Karl trat hinzu und bat, den Platz frei zu machen. Der berühmte Dichter aber sah, mit der eisernen Miene des geborenen Herrenmenschen, an dem höflich sich verneigenden Kellner vorbei ins Leere und schwieg. Darauf wurde die Bitte ein wenig dringender wiederholt. Langsam drehte der Dichter sein repräsentatives Antlitz dem Sprechenden zu, richtete einen vernichtenden Blick auf ihn und sagte: „Wenn Sie mich hier forthaben wollen, müssen Sie schon das Überfallkommando holen." Und nach einer wirkungsvollen Pause, nachdem die Zerknirschung des Bedienenden sich genügend ausgewirkt haben mochte, fügte er lässig hinzu: „Bringen Sie mir lieber die Weinkarte".

Der Kellner Karl schloß einen Moment die Augen. Eine böse Entgegnung lag ihm auf der Zunge. Zehn Jahre früher hätte er sie vielleicht noch ausgesprochen. So aber schluckte er sie herunter und sagte mit leiser, beinahe bedauernder Stimme: „Es tut mir leid, aber unter diesen Umständen kann ich Sie nicht bedienen."

Der alte Kellner Karl wußte nicht, daß er ungefähr dasselbe tat, was im gleichen Augenblick der Inder Gandhi und viele Tausende seines Volkes mit den Engländern machten. Während freilich der Erfolg jener großen Non-Violence-Action noch dahinsteht, konnte der Kellner Karl einen unmittelbaren Erfolg seiner Non-Cooperation gleich darauf fest-

stellen. Der berühmte Dichter erhob sich, aber nicht etwa, um sich zu beschweren, sondern um mit eigner Hand sich vom Büfett ein Getränk zu holen. Als er auf dem Rückwege dicht an Karl vorbeikam, mit bemüht gleichgültigem Gesicht, tat er dem alten Kellner beinahe leid. Vielleicht, so dachte der, ist das doch auch im Grunde ein guter Mensch. Und er nahm sich vor, ihn im Laufe des Abends gelegentlich doch nach seinen Wünschen zu fragen.

Freilich las er niemals illustrierte Blätter. Darum wußte er nicht, wen er vor sich hatte.

Axel Eggebrecht

Nicht einmal

Frau-Wirtin-Verse! Wir warnten schon einmal vor den von einem Versandhaus in Berlin-Charlottenburg angebotenen Frau-Wirtin-Versen. Diese Verse, die die Kleinigkeit von 3,95 Mark kosten und illustriert sein sollen, sind derartig minderwertig hergestellt, daß das Geld einfach weggeworfen ist. Denen, die nicht alle werden, soll auch noch gesagt sein, daß die angeblichen Illustrationen wie auch die Verse nicht nur langweilig, sondern nicht einmal unanständig sind. Das Versandhaus geht also lediglich auf allergewöhnlichsten Bauernfang aus.

Fridericus

Demokrat

Das ‚Reichsbanner' vom 3. Mai zum Republik-Schutzgesetz:

> Von der radikalen Opposition rechts und links ist auch das neue Gesetz aufs schärfste bekämpft worden. Mit Leidenschaft wandte man sich gegen dieses neue „Ausnahmegesetz", nannte es ein „Zuchthausgesetz" und stellte es besonders gern in Vergleich mit dem Sozialistengesetz unseligen Angedenkens. Demgegenüber muß mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß dieser Vergleich völlig abwegig ist. Das Republik-Schutzgesetz dient nicht der Unterdrückung einer bestimmten politischen Ansicht oder Richtung. Das Sozialistengesetz stellte jedes Eintreten für den Sozialismus unter Strafe. Das Republik-Schutzgesetz aber trifft niemanden, der mit sachlichen Mitteln den politischen Kampf führt, selbst wenn dieser Kampf sich gegen das bestehende System und seine Einrichtungen richtet. Und ebenso unsinnig ist es, von einem Ausnahmegesetz zu reden; denn das Gesetz trifft jeden gleichmäßig, welcher politischen Richtung er auch angehören mag, der im politischen Kampf den Boden der Sachlichkeit verläßt.

§ 4 des Gesetzes Absatz 1:

> Mit Gefängnis nicht unter drei Monaten wird, soweit nicht andre Vorschriften eine schwerere Strafe androhen, bestraft:
>
> 1. wer an einer geheimen oder staatsfeindlichen Verbindung (§§ 128, 129 des Strafgesetzbuchs), die die Bestrebung verfolgt, die verfassungsmäßig festgestellte republikanische Staatsform des Reichs oder eines Landes zu untergraben, teilnimmt oder wer eine solche Verbindung unterstützt.

Das Gesetz wird von rechts mißbraucht und gegen links angewandt. Das Reichsbanner aber darf (wenn das Zentrum nichts dagegen hat) die Republik hochleben lassen.

Der Ausbau

In einem Gesetzentwurf verlangt die preußische Regierung die Bewilligung von 3,3 Millionen Mark zum Ausbau des staatlichen Bades Pyrmont. Von diesen 3,3 Millionen entfallen auf die Errichtung eines Kongreß- und Konzertsaalgebäudes rund 3,1 Millionen, auf die weitere Erbohrung einer Thermalquelle 200 000 Mark.

Liebe Weltbühne

In Berlin haben sie neulich eine „Reichspropagandawoche für Schleie und Karpfen" gemacht. Die künstlerische Oberleitung suchte nach einem schlagkräftigen Motto. Meine Freundin Grete Walfisch schlug vor:

Laßt Fische sprechen!

Aber das haben sie nicht gemögt.

Hinweise der Redaktion

Frankfurt a. Main

Bund für Mutterschutz. Dr. Kurt Hiller: Reform des Sexualstrafrechts. Volksbildungsheim, Saal V. Donnerstag 8¼ Uhr.

Ulm a. d. Donau.

Gruppe revolutionärer Pazifisten. Zwei Vorträge Dr. Kurt Hiller: Genf, Moskau und der revolutionäre Pazifismus; Sonnabend 8 Uhr.

Das neue Sexualstrafrecht und die Schwarze Gefahr; Montag 8 Uhr. Beides: „Goldener Hecht", Olgastraße.

Berlin

Staatsoper Unter den Linden: Lauri Volpi singt am 24. und 26. Mai.

Bücher

Max Dauthendey: Mich ruft dein Bild. A. Langen, München.
W. J. Lenin: Der Kampf um die bolschewistische Partei: 1902—1903. Verlag für Literatur und Politik, Berlin.
Panait Istrati: Die Wahrheit über Rußland. R. Piper & Co., München.
E. E. Kisch: „Schreib das auf, Kisch". E. Reiß, Berlin.
Jean Cocteau: Enfants terribles. Gustav Kiepenheuer, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Köln 16.05: Gedichte, Ernst Toller. — Berlin 17.00: Dichten oder berichten, Georg Fröschel, und Leo Lania. 17.55: Dichtungen, Johannes R. Becher. — Frankfurt 18.05: Gedichte von Henri Guilbeaux, Max Koninski. — Königswusterhausen 19.05: Marx und Engels, Dr. Hans Speier. 20.00: The Hampton Institute Chor. — Berlin 20.00: Können Dichter die Welt ändern?, Gottfried Benn und Otto Distler. — **Mittwoch.** Berlin 18.30: Staatsanwalt und Verteidiger, B. Köhler und Dr. Apfel. — Königswusterhausen 20.00: Um den § 218, Prof. Julius Wolf und Prof. Hermann Muckermann. — **Donnerstag.** Berlin 18.15: Wozu Kunstkritik?, Paul Westheim. — Leipzig 19.00: Wandlungen der russischen Landwirtschaft, Engelbert Graf. — **Freitag.** Berlin 21.00: Ludwig Hardt liest. — **Sonnabend.** Breslau 17.45: Dem Gedächtnis Max Dauthendeys.

Antworten

Deutsche Zeitung. Dein Opernreferent, Herr Zschorlich, erhebt über den „Columbus" von Milhaud ein großes Geschrei. Ob Herr Zschorlich etwas von Musik versteht, weiß ich nicht, aber er ist ein guter Beobachter: „Mehr und mehr bricht der Beifall zusammen, selbst das leuchtende Beispiel des preußischen Ministerialrats Kestenberg, der sich für den Franzosen Milhaud aufopfert und mit rührender Ausdauer in die Hände klatscht, zieht nicht mehr." Das hat Zschorlich gut gemacht, sonst ist allerdings nicht viel los mit ihm. Zwar weiß er noch, daß Milhaud „provenzalischer Jude" ist (— eine besonders odiose Gattung?), aber schon über Paul Claudel schreibt er: „Claudel ist französischer Botschafter in Washington und, so viel ich weiß, unbelastet." Dein Musikreferent weiß gar nichts. Er weiß nicht einmal, daß Paul Claudel einer der wildesten Deutschenfresser gewesen ist, einer der unangenehmsten Chauvinisten übrigens, weil er so furchtbar nach Weihrauch duftet. Einer von denen, die erst lange nach dem Kriege daran dachten, den Tomahawk in den Schirmständer zu tun. Schäme dich, ‚Deutsche Zeitung', daß dein Mann das nicht weiß und von der ‚Weltbühne' belehrt werden muß. Herr Zschorlich hat ohne Zweifel den besten schlechten Willen, seine denunziatorische Sehschärfe ist kaum zu unterschätzen. Er kann das alles nur nicht so recht sagen, und vergeßlich ist er auch. Schick ihn ein Vierteljahr zu Hussong.

W. Reymer, Köln. Sie schreiben: „Wrobel nennt die Marxisten Idealisten, die — weil sie den Menschen für eindeutig gut und nur durch die Einrichtung des privaten Eigentums in seiner Natur verdorben hielten — glaubten, daß der Klassenkampf das Paradies auf Erden bringen werde; nach Freud sei aber die grausame biologische Veranlagung ein „unzerstörbarer Zug der menschlichen Natur." Ja — sagen denn nicht grade die Marxisten, die Wrobel Idealisten nennt, daß es nach ihrer dialektisch-materialistischen Auffassung solche unzerstörbaren Züge der menschlichen Natur, wie es sowohl tiefer Grausamkeitsdrang als auch eindeutige Güte wären, nicht gibt? Für die materialistische Dialektik ist auch die so oder so geartete, biologische Veranlagung nichts Unveränderliches, sondern, wie die ökonomische und soziale Grundlage, im steten Fluß der Entwicklung. Derselbe Lenin, den Wrobel gegen den Marxismus zitiert, schreibt in seinem ‚Materialismus und Empiriokritizismus' über das ‚unveränderliche Wesen der Dinge: „Unveränderlich ist vom Engelsschen Standpunkt (und den macht sich Lenin zu eigen) nur eines: die Widerspiegelung im menschlichen Bewußtsein (wenn menschliches Bewußtsein schon existiert) der unabhängig von ihm existierenden, sich entwickelnden äußern Welt. Irgendeine andre ‚Unveränderlichkeit' irgendeine andre ‚Wesenheit', irgendeine andre ‚absolute Substanz' in dem Sinne, in dem sich die müßige professorale Philosophie diese Dinge ausmalte, existiert für Marx und Engels nicht." In der Tat — der Streit zwischen Psychoanalyse und Marxismus geht gar nicht um das Paradies (das hat der Marxismus niemals versprochen, aber er will dem Proletarier, dem ‚entmenschten Menschen', wie Marx ihn nennt, ein menschenwürdiges Dasein schaffen) — der Streit geht um: mechanisch-starre oder dialektisch-revolutionäre Weltauffassung. Wrobel bezeichnet die dialektisch-revolutionäre Weltauffassung als einen, auf Selbsttäuschung beruhenden und aus Illusionen zusammengesetzten ideologischen Überbau des Marxismus — aber in der Praxis hat sich diese Auffassung als die bewegende Kraft der Geschichte bewährt und hat in der Menschheit im Kampfe mit den Hindernissen der Entwicklung immer wieder den Kollektivgeist hervorgerufen und gefördert. Dagegen endet die mechanisch-starre Weltanschauung bei einer ‚tiefen Skepsis', beim ‚Unbehagen in der Kultur' und beim ‚Todestrieb'."

Landjäger. Damit du für höhere theoretische und praktische Aufgaben die nötige Perfektion erhältst, haben deine Vorgesetzten dir die Lektüre der ‚Kriminalistischen Monatshefte' verordnet, die an dreitausend Landjägerposten geliefert werden. Da schreibt ein Professor Birnbaum eine von stupender Gelehrsamkeit erfüllte Abhandlung über „Die Psychologie der Rauschsüchtigen", damit du weißt, wie du mit Besoffenen umzugehen hast, während sich ein Assessor Maier über „Die Bekämpfung des internationalen Verbrechertums im Rahmen des Auslieferungsgesetzes" lichtvoll verbreitet; denn vielleicht fährt dir mal ein ganz großer Hecht ins Netz. Und diese ganze Erbauung verdankst du dem Herausgeber dieses in weitesten Fachkreisen unbeachteten Blättchens, dem Herrn Polizeivizepräsidenten Doktor Weiß, und dem Staat, der so kulant ist, die Kosten dafür zu übernehmen, daß Wissen und Bildung in dreitausend vereinsamte Landjägerposten gelangen. A propos, wann gründet der Genosse Z. sein eignes Organ?

Universitätslehrer. Herzliche Gratulation zu Ihrem neuen Kollegen, dem Rassenforscher Günther. Lieber Herr Professor, warum bleiben Sie so ruhig? Wenn sonst durch ein Kultusministerium ein Außenseiter eine Lehrkanzel erhält, dann schreit doch die Fakultät zum Steinerweichen. Wenn ein Gläubiger der Wasserheilkunde Medizin lehren soll, dann brüllen die Mediziner. Wenn ein Anhänger des Freirechts in die juristische Fakultät eintritt, dann können sich die Juristen nicht fassen. Mit gleichem Fug, mit dem Herr Günther einen Lehrauftrag erhält, könnte auch Wunderdoktor Zeileis über innere Medizin lesen oder der Prophet Weißenberg über Theologie (Glaubensgeschichte und Homiletik). Wenn der neue Herr Professor nun in der Tat loslegen will, dann soll er sich als Demonstrationsobjekt unsern Goebbeles vornehmen, der so aussieht, als hätten alle Stämme Israels sich zusammengetan, um für den Fall des Falles ein Originalgesicht zu hinterlassen.

Arthur Hellmer, Frankfurt a. M. Sie schreiben zu Felix Stößingers Bemerkung in der ‚Weltbühne' vom 15. April: „Es ist unrichtig, daß die berliner Bühnen korporativ ‚Das Grabmal des unbekannten Soldaten' abgelehnt haben und daß es ihnen später aufgezwungen worden sei. Ich habe bereits im Herbst 1925 als damaliger Direktor des Lessing- und Kleinen Theaters das Stück nach dem französischen Manuskript für Berlin und Frankfurt erworben, noch ehe die deutsche Übersetzung gemacht wurde. (Mit nähern Daten könnte ich Ihnen dienen, die interessieren aber wohl hier nicht.) Es ist also wohl ausgeschlossen, daß die andern berliner Direktoren das Stück vorher abgelehnt haben. Die Uraufführung fand im März 1926 im Kleinen Theater statt. Im übrigen: ich glaube nicht, daß irgend ein wertvolles Stück der dramatischen in- und ausländischen Literatur unaufgeführt bleibt. Dafür gibt es denn doch zuviel verantwortungsvolle Direktoren und Dramaturgen." Darauf antwortet Felix Stößinger: „Hellmer hat Recht und Unrecht. Tatsächlich haben nicht die Theater, sondern die Bühnen- und Buchverleger dem ‚Grabmal' mißtraut. Mehr als fünfzig Verleger haben die deutsche Buchausgabe abgelehnt, die schließlich in — Frankreich erscheinen mußte und mehrere Auflagen erreicht hat. Das ist viel für Deutschland, das keine Dramen liest, übrigens im Gegensatz zu Frankreich, wo ungekürzte Dramen, von Euripides bis Guitry, in Massenauflagen als Beilage zur ‚Illustration' erscheinen oder in Zeitungen wie Fortsetzungsromane gedruckt werden. Hellmer hat das ‚Grabmal' angenommen. Aber wie ging es nun weiter? Am Ende einer Saison, deren Mißerfolge ihn nach Frankfurt zurücktrieben, spielte er das Stück im Kleinen Theater — viermal. Hätte er das Stück nicht nur angenommen, sondern auch richtig herausgebracht, würde er wahrscheinlich noch heute Direktor seiner berliner Theater sein. In

Wirklichkeit hat er sich und das Glück durch falsche Placierung umgebracht, das ‚Grabmal' war sein Grabmal. Und (nun beginnt meine Darstellung wieder ‚richtig' zu werden), jetzt erst kam das Stück an die Volksbühne, die es am Schiffbauerdamm mehr als 200mal spielte. So bleibt das ‚Grabmal' das bekannteste Beispiel dafür, daß ein Theaterdirektor den großen Erfolg in der Hand hat, ihn aber nicht zu schaffen versteht. Gewiß wird an, sagen wir: einigen Theatern viel gelesen. Aber leider kommt es nicht auf den Fleiß der Dramaturgen, ja nicht einmal auf die Annahme der Stücke durch die Direktoren an. Glück und Unglück kommen erst nachher.' Erleben wir es nicht jedes Jahr von neuem, daß die Theater dutzendweise Stücke annehmen, und wenn das 1. Stück mißrät, nicht das 2. bis 12. spielen, sondern sich irgendwoher vom Himmel den Erfolg zu verschreiben suchen. Noch wichtiger als das richtige Urteil wäre der Mut, sich zu seinen Eindrücken zu bekennen. Aber hier liegt die Wurzel der Theaterkrise. Wir haben keine Krise der Autoren, Regisseure, Schauspieler und Kritiker sondern nur eine Krise der Direktoren; keine Krise des Talents sondern, wie fast überall, eine Krise des Charakters. Der Direktor, der als erster wieder, wie Brahm und Mahler bis zum Tode und wie einst der junge Reinhardt, nicht das spielen werden, was von unverantwortlichen Nebenberatern gekiebitzt wird, sondern nur das, was er will und er für richtig hält, wird den Thespiskarren aus dem Morast herausziehen. Die Willensstärke, die dazu gehört, wird dafür bürgen, daß sie identisch ist mit der Stärke der Begabung."

Franz Blei. Klopfen Sie Ihrem Verlag von Kindt & Bucher auf die Finger. Der zeigt Ihr neues Buch über die „Göttliche Garbo" mit einem schauerlichen Fehler der deutschen Sprache an. Da haben die Herren wohl einmal etwas davon gehört, daß Henny Porten bei einer ihrer Premieren „persönlich" erscheine — also nicht als Geist und nicht i. V. und nicht vertreten durch einen jungen Herrn mit Handelsvollmacht... Und dein Verlag läßt drucken: „Die Göttliche Garbo. Mit fünfzig seltenen Photographien und einem persönlichen Nachwort von Greta Garbo." Da muß ich aber persönlich sagen: Und wenn die deutsche Grammatik persönlich käme, dies ist höchst unpersönlich und schlicht sachlich ein sprachlicher Unfug. Klopf ihm auf die Finger.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Coudenhove und Briand von Carl v. Ossietzky

Nicht jede Bewegung, die einstweilen noch in den Katakomben rumort, braucht deswegen schon bestimmt zu sein, den neuen Messias hervorzubringen. Aber was soll man von einer Bewegung halten, die die Massen ignoriert und ausschließlich in Grandhotels und exklusiven Konzertsälen zur Erscheinung kommt? Coudenhove-Kalergi ist ein guter Europäer aber ein noch viel besserer Oesterreicher. Er hat den rührenden Kinderglauben des Oesterreichers an die praktische Bedeutung der „einflußreichen Leute", an die Suggestivkraft von notablen Namen, an die Allgewalt von Konnektionen. Die paneuropäische Oberregie, die ja ganz in den Händen der weiblichen Linie liegt, ist auf ihre Weise vollendet, aber sie übersieht, daß eine politische Idee nicht ausschließlich auf einer zahlenmäßig kleinen, reichlich versnobten Gesellschaftsschicht ruhen kann, die ein wohlgelungenes Frühstück schon als große historische Leistung vermerkt. Es gibt genug ehrgeizige kosmopolitanische Dudelsackpfeifer, die sich auf einem Paneuropa-Kongreß talentvoll produzieren, ohne darüber die Wehrhaftigkeit der eignen Nation zu vergessen, und die halbwegs aufgeklärte Bourgeoisie applaudiert gern einem unverbindlichen Fortschrittsoptimismus und ist dankbar, wenn die soziale Frage nicht in zerlumpter Aufdringlichkeit wie sonst sondern sauber gewaschen und in anständiger kunstseidener Unterwäsche serviert wird. Coudenhove-Kalergi hat eine entwicklungsfähige Idee gehabt, und er hat sie ruiniert, indem er sie zu einer Angelegenheit der Salons werden ließ. Seine Anhängerschaft wirkt abschreckend und kompromittiert die Sache. Niemand kann leugnen, daß Coudenhove in seinen Anfängen ein echter und begeisterter Utopist gewesen ist, aber — o du mein Oesterreich! — in Wien werden Propheten nicht verbrannt sondern eingeladen. Wären Herodes und Pilatus Oesterreicher gewesen, sie hätten den schicksalsvollsten aller Utopisten einfach zur Jause gebeten und mit den weiblichen Familienmitgliedern bekannt gemacht und der Menschheit damit zweitausend Jahre Metaphysik erspart.

Coudenhove will den Europäischen Staatenbund (Etats Fédérés de l'Europe). Ein herrlicher Gedanke, für den im Laufe eines Jahrhunderts Unzählige geschwärmt und gelitten haben. Das aber ist der große Irrtum in Coudenhoves Projekt, daß es den gegenwärtigen sozialen Zustand Europas als selbstverständlich hinnimmt und deshalb nur aus dem europäischen Völkerkrieg in den europäischen Klassenkrieg führen kann. Der Gedanke der Vereinigten Staaten von Europa ist national- und sozial-revolutionären Ursprungs. Wer ihm diese Grundlage nimmt, der bewirkt nur die Auferstehung der Heiligen Allianz und der Karlsbader Beschlüsse. Mit dem dreifachen Hoch auf das „republikanische konföderierte Europa" wurde das Hambacher Fest beschlossen — und es war ein andres Europa gemeint als das Metternichs. Denn auch der große Bakelschwinger in Wien

hatte seine klare Vorstellung von einem befriedeten Europa, aber seine Friedensliebe war die des Menageriewärters, der gelegentlich mit dem Eisenhaken durchs Gitter langt, um ein knurrendes Exemplar zur Ruhe zu bringen. Coudenhoves Plan würde nicht zu einer Vereinigung der Völker führen sondern zu einem Pakt der kapitalistischen Regierungen gegen ihre Völker, zu einer Zusammenwerfung aller staatlichen Machtmittel, um die soziale Revolution, oder was dafür gehalten wird, zu verhindern. Da hätten wir also wieder die vormärzliche Kirchhofsruhe, die von Bajonetten und Kanonen prästabilierte soziale Harmonie. Hundert Jahre nach der Julirevolution preist ein liebenswürdiger Amateur das als Fortschritt an.

Es ist kein großes Wunder, daß ein solches Projekt auch dort Anhängerschaft gefunden hat, wo man sonst nicht sehr für Internationalität zu haben ist; daß Herr Loucheur, der Propagandist für schwerkapitalistische Riesenkartelle ebenso viel für Paneuropa übrig hat wie Herr Seipel mit seinen Jesuiten. Denn ein so aufgebauter Staatenbund könnte wohl innerkontinentale Kriege verhindern, aber er müßte in jedem andern Staat, der auf einem andern sozialen System ruht, seinen Todfeind sehen, und müßte deshalb folgerichtig zum Heiligen Krieg gegen Moskau aufrufen. Coudenhove selbst ist unpolitisch genug, in seinen Reden und Artikeln immer wieder zu betonen, daß es Europa vor dem Bolschewismus zu retten gelte. Niemand, der auf sich hält, sollte den Namen des Bolschewismus unnütz im Munde führen. Denn Bolschewismus ist eine herzlich vieldeutige Sache. Bolschewismus ist für den jungen Mann, der das Ableben seiner Tante abwartet, eine Erhöhung der Erbschaftssteuer; Bolschewismus ist in München, zum Beispiel, eine Jeßner-Inszenierung; Bolschewismus ist in allen Industriekontoren der Welt die Ankündigung von Tarifkämpfen. Ein bequemes Schreckgespenst, das sich leicht herbeizaubern läßt; und ebenso leicht läßt sich gegen die große außerhalb des paneuropäischen Paradieses gehaltene sozialistische Macht die Bezichtigung erheben, sie sei die Anstifterin aller nur denkbaren Unannehmlichkeiten.

Man kann neugierig sein, wie sich der Prophet Paneuropas etwa die aus der Kolonialfrage erwachsenden Reibungen denkt. Offen gestanden, er denkt sich nicht viel. Artikel 13 seines Paktentwurfs lautet: „Alle europäischen Bürger genießen in den tropischen Kolonien europäischer Bruderstaaten in Afrika wirtschaftliche Gleichberechtigung. In den übrigen Kolonien der Bundesstaaten genießen sie mindestens Meistbegünstigung gegenüber Bürgern von Staaten, die dem Bunde nicht angehören." Und was genießen nun eigentlich die Eingeborenen? Sie werden nicht mitgezählt, sie sind von ihren bösen Tiergöttern und von dem sanften Ethiker Coudenhouve ausersehen, die alte Tyrannei weiter zu ertragen. Europäisch sein, das hieß früher antiimperialistisch sein, hieß Verzicht auf die Ausbeutung fremder, primitiverer Rassen. Europäer nannten wir früher die Bekämpfer kolonialer Greuel, einen Europäer nannten wir Eduard Douwes Dekker, der als Multatuli seine leidenschaftliche Stimme gegen die Versklavung Indonesiens erhob. Coudenhoves Europa jedoch proklamiert für sich das Recht, den-

jenigen Teil der Menschheit, der noch nicht gelernt hat, sich zu wehren, zu unterdrücken und zu plündern. Weiß Coudenhove nicht, daß es schon lange eine Bewegung gibt: „Afrika den Afrikanern"? Es gilt heute, die Blutschuld Europas an der tropischen Welt zu tilgen, den Kolonialimperialismus abzubauen, nicht einen erschütterten, innerlich faulen Zustand für sakrosankt zu erklären, bis der Tag des Gerichtes kommt, wo Kontinent gegen Kontinent steht.

Paneuropa ist nicht der Friede, sondern nur ein neuer und etwas umständlicher Weg zum nächsten Weltkrieg. Man muß Coudenhove eine gute Portion Naivität zubilligen, aber auf die Dauer wirkt es ärgerlich, wenn eine grundreaktionäre Konzeption mit einem Aufwand vorgetragen wird, als ginge es um die Revolution, wenn die Sache Metternichs mit der Sprache Mazzinis verteidigt wird.

Aristide Briands Europa-Memorandum ist nicht ohne weiteres mit den Projekten Coudenhoves zu identifizieren. Die Bewunderer Coudenhoves erblicken in ihm zwar den Inspirator Briands, aber der geniale Schlaufuchs versteht es meisterlich, beflissene Dilettanten, die zudem noch repräsentativ wirken, als Galopins zu benutzen, ohne daß sie es merken, und er ist zu sehr Franzose, also zu höflich, um sie die Wahrheit ahnen zu lassen. Der alte Staatsmann blickt in die Zukunft seines Landes, und er sieht sie umwölkt. Er sieht sein Frankreich in liebenswürdiger Rückständigkeit mitten zwischen groben ökonomischen Tendenzen, die Länder und Völker in einen schrecklichen Konkurrenzkampf reißen, und möchte für eine Zeit, wo neue Kräfte entscheiden werden, seiner Nation wenigstens einen Abglanz ihrer einstigen Präponderanz sichern.

Es steckt viel Verschmitztheit in Briands Vorschlag, aber man muß auch zugeben, daß der Wunsch, die überlieferte Vormacht einer Nation zu erhalten, sich niemals sympathischer maskiert hat. Poincaré schreit in einem solchen Fall „La victoire" und schwingt die Friedensverträge. Briand ist viel weiser als der lothringische Fanfaron, er glaubt nicht an den ewig gleichen Kurs feierlich untersiegelter Papiere, die beschrieben worden sind, weil es dem Gott der Schlachten so gefiel. Man sollte, in Berlin und anderswo, über Briands Vorschläge indessen nicht hochmütig lächeln. Wenn man bedenkt, wie oft Frankreich seinen Nachbarn napoleonisch gekommen ist, wird man in seiner Geste sehr viel Resignation finden. Frankreich erklärt einem Europa, in dem es durcheinander amerikanisch, mussolinisch und sowjetistisch zugeht, mitten in einer Verwirrung, die seiner lateinischen Klarheit nicht wohltut, daß seine Arme nicht mehr viel taugen, daß aber sein Kopf noch sehr gut zu gebrauchen ist, und diesen klugen alten Kopf stellt es Europa zur Verfügung. Lächelnder Abschied von einer turbulenten Vergangenheit. Die Sonne von Austerlitz weicht einem mildern Licht. Der Mann im Invalidendom erhebt sich, um seine nächtliche Heerschar zu mustern. Aber er findet keinen mehr vor, denn der Letzte von der alten Garde ist davongehumpelt und steht als Portier vor dem Haus der europäischen Einheit.

Show Oberammergau von Lina Goldschmidt

In allen Reisebureaus, Hotelvestibülen und Bahnhofshallen der Welt winken dem Globetrotter von 1930 Plakate mit blauleuchtendem Kreuz die Aufforderung zu:

Passion Oberammergau
Get your ticket! Voici les billets! Karten hier!

Als vor zweihundertachtundneunzig Jahren die bäuerlichen Vorfahren der oberbayrischen Gebirgsdörfler von Oberammergau bei Erlöschen der damals wütenden Pest das vielbesprochene Gelübde taten, alle zehn Jahre die Passion aus „eignen Mitteln und eigner Kraft" darzustellen, ahnten sie nicht, daß sie damit ihren Nachfahren im Jahre des Heils 1930 die Verpflichtung auferlegten, zur Einhaltung dieses Schwurs eine Millionenschuldenlast (man spricht von zehn Millionen Mark) auf sich zu nehmen. Oder sollte das eine nicht eine absolut notwendige Auswirkung des andern sein?

Außer den vielen Stimmen, die mit Emphase den nur religiösen Charakter des frommen Spiels betonen, müssen auch solche gehört werden, die unverblümt erklären, Oberammergau sei eins der heikelsten Probleme Bayerns. „Man übergeht eigentlich zu Unrecht mit allen Mitteln die geschäftliche Seite der gewaltigen Schau. Den Charakter als inniges Spiel frommer Dörfler hat es längst verloren. Es ist ein internationales Millionenunternehmen geworden."

Lassen wir uns bei einem Gang durch den Ort von den Ziffern belehren.

Wo der „Kofel" seine freche Nase aus der Alpenkette reckt, liegt Oberammergau als eine Ansammlung von vierhundert Häusern, auf deren Wände einst der „Lüftlmaler" Zwink seine barocken Einfälle gepinselt hat. Es ist den breit behäbigen Häusern nicht anzusehen, daß sie vielhundertjährige Patina auf dem Buckel haben. Sie prangen heute aufgestockt, verbreitert und funkelnagelneu lackiert in frisch holzduftender Texasherrlichkeit. Die Oberammergauer sind zum großen Teil ehrsame Holzschnitzer, deren Handwerk in der heutigen maschinellen Zeit kaum noch goldenen Boden hat. Da ist ein solches Haus ein ganz netter Zuschuß, auch wenn man, um es festspielslockend zu machen, erst einmal Schulden darauf aufnehmen mußte. Vierhundert Häuser mit durchschnittlich je zehntausend Mark Schulden bedeuten immerhin für ein kleines Dorf die nicht zu unterschätzende Summe von vier Millionen Mark. Rechnet man hierzu die Kosten des neuen großen Festspielhauses und die Ausgaben für Wegverbesserungen, Garagenbau und sonstige Neuerungen für dieses Festspieljahr, so reichen weitere drei Millionen Mark schwerlich aus, und die anfänglich genannte Summe von zehn Millionen Mark gewinnt immer mehr an Wahrscheinlichkeit.

Wie sieht die Gegenrechnung aus?

Die Spieldauer des einzelnen Passionsspieles ist auf acht bis zwölf Uhr morgens und zwei bis sechs Uhr nachmittags festgesetzt. Das bedeutet, da es morgens keine Zugverbindung

von München nach Oberammergau gibt, den Übernachtungszwang für die Besucher, für welchen Zweck ja auch 5700 Betten gerüstet stehen. Die Besucher, gestaffelt in vier Stufen, 1 a, 1, 2, 3, haben für die Reise ab München, Kost, Logis und Eintrittspreis für das Spiel die Durchschnittssumme von ungefähr 85 Mark pro Person für den einen Tag zu zahlen. Das Theater, das 5200 Plätze faßt und eine Durchschnittseinnahme von 12,50 Mark auf den Platz rechnet, bringt bei jeder Vorstellung 65 000 Mark, was, da bis Ende September insgesamt dreiunddreißig Vorstellungen angesetzt sind, die Gesamtziffer von 2 145 000 Mark ergibt, eine Summe, die sicher auf drei Millionen Mark abgerundet werden wird, da die Vorstellungen bis Ende August bereits ausverkauft und Wiederholungen vorgesehen sind. Die tüchtigen Manager aber, Cook, Lloyds und wie sie heißen, haben das größte Interesse, die Besucherzahl ständig wachsen zu lassen. Da sie acht Mark Provision pro Kopf verdienen, bedeutet das an einem Festspieltag allein die Summe von 41 600 Mark. Das macht, mit dreiunddreißig multipliziert, 1 372 800 Mark Zwischeneinnahme. Das Ganze ist also ein großes Geschäft geworden, Passion mit Silberlingen.

Zu den Haupteinnahmen kommen recht hübsche Nebeneinnahmen, denn an allen Ecken und Enden sind Läden, Kioske und Buden aufgemacht, in denen außer den oberammergauer Schnitzereien und Reiseandenken alles zu kaufen ist, von der Grapefruit bis zu Artikeln der letzten Mode. Dafür gibt es auch sehr bemerkenswerte Zugaben zur Herzerquickung der Passionierten. Beispielsweise hat Herr Alois Lang, der diesjährige Christusdarsteller, in seinem mit 150 000 Mark Aufwand geheiligtem Haus ein gekacheltes Bad mit dem symbolischen Fisch, so daß er und seine Gäste keinen Augenblick ohne Weihestimmung zu sein brauchen. Wenn die Mrs. Green und Miß Brown aus Ohio und Milwaukee zu ihm kommen und ihm zuflüstern: „It is the happiest day of my life", dann haben sie wenigstens was für ihr Geld.

Man spreche nicht von Profanierung. Kreuz oder Dollar, das ist hier die Frage. Die Oberammergauer selbst machen kein Hehl daraus, und ich wiederhole nichts als Erzählungen ernsthafter dort ansässiger Leute. Die Passion hat das Dorf und sein Gemeindeleben zerstört. Die lebenslängliche Beschäftigung mit dem Spiel hat nicht etwa die Charaktere auf die biblisch-einfache Linie gebracht, sie hat im Gegenteil den natürlichen Dörfler kompliziert. Neid, Haß, Eifersucht, Intrigen, alle Erscheinungen städtischen Theaterbetriebes, haben ihren Einzug in das Dorf gehalten, und wenn nach der Darstellerwahl, an der die ganze Gemeinde teilnimmt, die Rollenbesetzung anders ausgefallen ist als Hoffnungsvolle erwarteten, sollen die hysterischen Ausbrüche in nichts den im weltlichen Kulissenbetrieb gewohnten nachstehen.

Die wirklich volkstümlich homogene Kunst, einst aus der Beschäftigung mit dem Schnitzhandwerk erwachsen, ist verlorengegangen. So wie es keine Lehrlinge mehr gibt, das Kunsthandwerk fortzusetzen, weil sie alle in die mechanischen Werkstätten abwandern, hat auch die Passion ihren volkstümlichen

Untergrund verloren. Gewiß sind die meisten der Darsteller Dilettanten, die schlecht und recht daherreden im heimischen Dialekt, aber dazwischen gibt es auch Halb- und Ganzausgebildete, hineingestellt in stilisierte Kulissen und modernste Theatermaschinerie. Das Proszenium mit dem Bayreuth imitierenden Chor, Männer- und Frauenstimmen mit durchaus opernhafter Schulung, umspielt von haydnisch-hüpfenden Melodien, lebende Bilder, wie nach Gemälden der Pinakotheken gestellt, Volksmengen mit naturalistischem Rhabarbergemurmel, dahinter der Aspekt der lebenden Berge, ein Stilkuddelmuddel, das — wie die moderne Show — alle Register spielen läßt. Gewiß, manche Einzelleistung und Erscheinung einprägsam und gut durchgeführt, aber selbst das Symbol der Auferstehung vergröbert durch den Knalleffekt modernster Theatermache.

Passionsspiele und religiöse Festspieldarstellungen gibt es überall auf der Welt. Ich sah eine prachtvolle in Guadalupe bei Mexiko-Stadt, wo alljährlich am 12. Dezember die wunderbare Erscheinung der braunen Volks-Madonna mit Tanz und Jubel begangen wird. Aber kein Cook, kein Baedeker prangert dieses Datum an, wenigstens bis jetzt noch nicht. Und doch wandern und wallen Abertausende dahin, Gläubige und Neugierige, um die nächtlichen Tänze und Spiele der flitter- und maskengeschmückten Indios zu sehen, die in der braunen Madonna die Auferstehung der fruchtbaren Mutter Erde feiern. Volksfest und Jahrmarkt, dazwischen zelebrieren Priester die Messe. Der Weg von Mexiko nach Guadalupe, sonst in einer Viertelstunde zurückgelegt, dauert an diesem Tage fünf Stunden und länger. Unkosten erstehen niemand daraus, es seien denn die üblichen eines gewöhnlichen Sonntagsausfluges.

Wir wissen es und erfahren es täglich neu, daß unsre Zeit trotz Einstein, Lindbergh und Arco weltgeschichtlich einmal das Mittelalter beschließen wird. Oberammergau ist nur einer von vielen Beweisen, ein Puppenspiel, dessen Drahtzieher im Hintergrund bleiben. Bereits wird lebhaft diskutiert, ob angesichts des Riesenapparats und Kostenaufwands der alte Vorwand der Zehnjahrstradition noch Berechtigung hat, oder ob das Passionsspiel nicht zu einer ständigen Theatereinrichtung gemacht werden soll. Heute ist Oberammergau eine Show. Geht es so weiter, wird bald ein „Spektakel" Oberammergau daraus werden.

Die Weißen von Johannes Bückler

II.

Die bettelnden Ritter

Das Buch „Les chevaliers mendiants" von Nowik und Oudard, aus dem wir im vorigen Heft etwas über die Vergangenheit des Generals Kutjepoff zitierten, gibt an andrer Stelle eine Aufzählung des Schicksals der Weißen, die nach der Niederlage ihrer Generale in alle vier Winde zerstreut worden sind. Die Aufstellung ist sehr merkwürdig, denn sie zeigt, daß

die Angehörigen der alten Kampfkadres nach Möglichkeit zusammenzubleiben versuchten.

Die Männer mit den schwarz-roten Mützen vom Sturmregiment „Kornilow", die zuerst in Bulgarien in den Bergwerken von Pernik gearbeitet haben, sind jetzt Arbeiter in den Automobilwerken von Renault. Sie wohnen gruppenweise in verschiedenen Häusern von Billancourt. Die Offiziere des Stabs haben in der Nähe von Nizza ein Gut gepachtet und züchten als Spezialität Primeurs.

Die Männer mit den weiß-schwarzen Mützen vom 1. Offiziersregiment „Markow" treiben die Erinnerung so weit, daß sie „in ewiger Trauer um ihren toten Chef" niemals Feste arrangieren wie die andern Regimenter. Sie arbeiten in landwirtschaftlichen Betrieben in Bulgarien. Einige Offiziere haben ein Weingut bei Marseille.

Die Männer mit den weiß-himbeerfarbenen Mützen vom 2. Offiziersregiment „Drosdowsky" sind wegen ihrer Lustigkeit bekannt. Die Offiziere sind entweder Taxichauffeure in Paris und Berlin oder arbeiten in bulgarischen Steinbrüchen. Der Kommandeur unterhält einen Zeitungskiosk in Sofia.

Die Artillerie ist in den Geschützfabriken von Schneider-Creusot und den Automobilwerken von Renault angestellt. Ein Artillerieoffizier hat in Paris eine Schuhfabrik. Seine Angestellten sind lauter alte Regimentskameraden.

Die Kavallerie des Generals Barbowitsch war zwei Jahre lang in den jugoslavischen Grenzwachdienst eingereiht. Dann bauten sie die Straße von Kraljewo nach Raschka. Jetzt sind sie über die ganze Welt verstreut. Aber sie halten fest zusammen und haben überall Klubs gegründet. Viele davon sind Taxichauffeure in Paris, Lyon und Nizza.

Als das 1. Armeekorps sich 1920 in Gallipoli in Gefangenschaft begab, wurden die Donkosaken nach Tschtaltscha geschickt und die Kubankosaken nach Lemnos. Die Kubankosaken bauten jahrelang Straßen bei Belgrad, in Ormoi-Lutomer und Wranje. Die Hauptstraße, eine prachtvolle Gebirgsstraße, wurde 1926 fertig und heißt offiziell die „Russenstraße".

Die letzten Überlebenden des Kosakengarderegiments arbeiten auf einem pariser Güterbahnhof. Die Unverheirateten leben in geschlossenen Verbänden zusammen. Die Organisation ist noch die gleiche wie in Gallipoli. Auch die alte Regimentsfahne weht über dem Lager.

Die technischen Truppen, Flieger, Tankführer und Automobilisten, haben zuerst ebenfalls Eisenbahnen in Serbien gebaut. Infolge ihrer besondern Fähigkeiten sind einige von ihnen heute Ingenieure und sogar Fabrikleiter. Der Kommandeur der Panzerzüge ist aber nur Nachtwächter in einer pariser Bank.

Die Militärschulen, die 1921 ebenfalls von Gallipoli fortmußten, haben noch ein Jahr weiterbestanden. Dann wurden die Aspiranten zu Leutnants ernannt und ihren Regimentern in Pernik, Belgradschik und Wranje zugeteilt. Einige haben in Paris, Belgrad und Prag studiert, andre die Kadettenschule

von Saint-Cyr besucht und dann in der Fremdenlegion gedient und fungierten in Marokko als Kanonenfutter. Drei Kadettenschulen existieren noch in Jugoslavien. Die Schüler können serbische Offiziere werden. Die Aspiranten der ehemaligen Kornilowschule dagegen schuften heute in Frankreich in den Fabriken von Joeuf-Homecourt.

Schwerkriegsbeschädigte sind in einem Krankenhaus bei Belgrad untergebracht, außerdem in drei Sanatorien in Weliki-Tyrnow und Kniajewo. Das notwendige Geld zu ihrem Unterhalt hat die Witwe des Generals Wrangel auf drei amerikanischen Vortragstourneen beschafft.

Es gibt eine „Vereinigung ehemaliger russischer Offiziere" und etliche Regimentsvereine. Die „Vereinigung von Gallipoli", der alle ehemaligen Offiziere und Mannschaften des 1. Armeekorps angehören, hat ihren Sitz in Grenelle, wo eine Kirche, eine Bibliothek, ein Restaurant und Unterrichtskurse einen starken Zusammenhalt bilden.

Von den Offizierszirkeln muß besonders der Klub des Preobraschenskiregiments erwähnt werden, der unter den Emigranten eine gewisse Rolle spielt. Filialen bestehen in der ganzen Welt.

Das sind die Männer der Weißen Armeen, die Mitkämpfer Wrangels, die dieser einmal den „Orden der bettelnden Ritter" genannt hat. Als Mutterhaus betrachten sie die russische Kirche in Belgrad. Dort sind einhundertfünfzig Fahnen alter russischer Regimenter niedergelegt. Jeden Tag marschiert hier eine Ehrenwache auf, in alter, verschlissener Uniform und mit sämtlichen Orden.

Von den einst berühmten Führern sind viele nicht mehr am Leben. Krasnow schlägt sich als Romanschreiber durch, Denikin hat ein Buch über den Bürgerkrieg verfaßt. An die Hunderttausend solcher Bürgerkriegsveteranen leben heute noch in geschlossenen Verbänden und warten noch immer auf „ihre Stunde".

Ein Wort von Theobald Tiger

Es geht ein Wort durchs ganze Land,
durch hunderttausend Leben.
Das Wort hat ewigen Bestand,
du kannst nicht widerstreben.
Der Vater sagts,
die Mutter sagts,
der Bürger sagts,
der Bauer sagts,
die Juden und die Arier;
der Richter sagts,
der Lehrer sagts,
die Zeitung sagts,
der Pfarrer sagts,
die Chefs und die Proletarier —
Du hörst sie alle Tage schrein:
„Lassassein —!"

Es mault das Baby, das man aufgeweckt:
,Lassassein!'
es schilt die Amme, wenn sichs vollgekäckt:
,Lassassein!'
es schallt durchs kinderreiche Haus:
,Lassassein!'
manche Erziehung besteht nur aus
Lassassein!
Papa schimpft mit Fritzchen — früh Rauchen macht krank:
,Lassassein!'
Es schlängelt das Mädchen sich auf der Bank:
„Nicht doch ... lassassein ...!"
Es rät der Freund dem Freunde gut:
„Mensch, lassassein!"
und der hat dann doch zum Heiraten Mut
und läßts nicht sein.
Wird ein Richter vernünftig, bringt ihn Leipzig auf den Trab: ...
Lassassein!
zeigt die SPD Mut, wiegelt der Vorstand sie ab: ...
Lassassein!
Demonstrieren die Arbeiter, dann brüllt die Polizei:
,Lassassein!',
bei den Nazis steht sie lächelnd dabei:
„Lassassein ... Nein? Nein."
In juristischen Wälzern steht nur ein Wort:
Lassassein!
Hundert Schilder verunzieren jeden Ort:
Lassassein!
George Grosz soll nicht malen. Die Kirche brüllt sich wund:
,Lassassein!'
Pitigrilli soll nicht dichten. Es verbietet Schmutz und Schund:
,Lassassein!'
Das Auto soll nicht fahren. Es droht die Markierung:
LASSASSEIN!
Der Student soll nicht links sein. Es droht die Relegierung:
Lassassein!
Treibt die arme Frau ihre Leibesfrucht ab?
Lassassein!
Und noch auf dem Friedhof ... „Keine Reden am Grab!"
Lassassein —!

So sagt jeder, was man nicht tun soll,
und verbietet dem andern die Hucke voll.
Denn das deutsche Volk kann nur ruhig schlafen
hinter einer Hecke von § § §.
Jeder hackt auf jedem. Jeder will untersagen.
Keiner gönnt keinem was. Sieh, wie sich sie sich plagen!
Denn die Bremse ist das Wichtigste an einem deutschen Wagen.
Im Verbieten sind sie groß. Im Gewähren sind sie klein.
Lassassein!
Lassassein!
Lassassein —!

Reporter im Kohlenpott von Erik Reger

Zur Zeit der Cuno-Inflation lebte ein witziger, genießerischer und beleibter Herr als Bürgermeister einer Stadt des rheinisch-westfälischen Kohlenreviers. Dieser, ein Mann von echtem Schrot und Korn, wie es so packend in unsern Heimatromanen heißt, hatte für die Lebensmittelbeschaffung zu sorgen, und das war dank jener Politik, der die Leiden des besetzten Ruhrgebiets aus Propagandagründen nicht schwer genug sein konnten, ein saures Amt.

Aber der tapfere Bürgermeister schreckte vor keinem Akt der Verzweiflung zurück. Eines Tages beschlagnahmte er auf dem Güterbahnhof kurzerhand einen Waggon Kartoffeln, der für Hamburg bestimmt war, und ließ ihn in seiner darbenden Stadt verkaufen. Die Sache kommt heraus, Hamburg beschwert sich in Berlin, und Berlin entsendet einen Aufklärungskommissar. Zufällig trifft dieser Emissär um die Mittagszeit auf dem Rathaus ein. Während er trocken und sachlich den Zweck seiner Sendung auseinandersetzt, sieht ihn der Bürgermeister an: „Trinken Sie 'n Likör?" „Nein", stammelt beunruhigt aber korrekt der Mann aus Berlin. „Rauchen Sie 'ne Zigarre?" „Nein, danke, wirklich nicht." „Ja, — nu fehlt bloß noch, daß Sie auch nicht mit mir zu Mittag essen wollen." Nein, das wäre in der Tat nicht seine Absicht. „Das tut mir aber leid, ich hab' nämlich grad Tischzeit. Mahlzeit!" Da sitzt der Berliner auf seinen Akten. Sprachlos. Und studiert den Fahrplan, denn er hat noch unangenehme Missionen in einem Nachbarort.

Nachmittags ruft von dort der befreundete Kollege des Bürgermeisters an: was er machen solle, da sei ein Regierungsmann aus Berlin, der wolle keinen Kaffee mittrinken. „Schmeißen Sie'n doch raus", lautet der Rat. Eine Woche später wird der Bürgermeister nach Berlin zitiert. Er gibt eine Depesche auf: „Pflichten eines Bürgermeisters im besetzten Gebiet lassen Reisen jetzt nicht zu." Hierauf entspinnt sich auf dem Wege über den Regierungspräsidenten ein ausgedehnter, aber durchaus einseitiger Schriftverkehr: der Bürgermeister sitzt wie eine Schnecke unter ihrem Haus und reagiert auf keine Reizung. Schließlich, als die Korrespondenz auf seinem Bock sich anhäuft, sagt er zum Bureaudiener: „Johann, schmeißen Se das Zeug da mal in'n Ofen." In Berlin notiert unterdessen ein Beamter von Monat zu Monat: Wiedervorlegen am ... Vielleicht notiert er heute noch.

Diese Geschichte, die keine Anekdote ist, zeugt einerseits für das Souveränitätsgefühl der Bewohner des schwerindustriellen Herzogtums, andrerseits für ihre Neigung zu gastronomischen Genüssen. Der eingeborene Ruhrländer trägt den Kopf hoch und den Bauch tief. Will man also auf den Kopf Eindruck machen, so muß man mit dem Bauch sympathisieren. Hätte jener Berliner mit dem Bürgermeister zu Mittag gegessen, hätte er sich durch müheloses Vertilgen großer Portionen und durch tüchtiges Prosten Respekt verschafft, so wäre es ihm leicht gefallen, den Frondeur einzuschüchtern und

zur Ordnung zu rufen. An diesem Punkt scheitern fast alle Auswärtigen, die mit großen Hoffnungen, erfüllt von ihrer Mission, hier ankommen und gewöhnlich wie begossene Pudel wieder abziehen müssen, Theaterintendanten, Geschäftsführer, Kommunalreformer. Die Wertschätzung richtet sich hier nicht nach der Leistung, sondern nach der Zugehörigkeit zum Stammtisch. Der neue Regisseur taugt nichts, sagt die Garderobenfrau am Theater, der alte, das war ein Mann, der arbeitete und konnte etwas, der hat am Schluß der Saison, als die Büfettfrau räumte, von morgens bis abends mitgetrunken. Wer „sein Gläschen heben" kann, erreicht alles, was er erreichen will. Wer nur nippt und immer mit demselben Glas Prosit macht, ist unmöglich. Da hat es sogar der Abstinenzler besser: „Zwar ist nichts los mit ihm", sagen sie, „zwar ist er unbrauchbar, aber er hat wenigstens Charakter."

Es gibt einen hohen Beamten im Revier, der immer eine gute Lokalpresse hat —: alle paar Wochen veranstaltet er einen Bierabend, um die Zeitungsleute „zurechtzusaufen". Dergleichen geschieht auch anderswo, natürlich; aber dort schmeckt es nach Korruption, hier schmeckt es nach Urwüchsigkeit. Anderwärts mag man die Einladung zum Mittagessen als gesellschaftliche Höflichkeitsformel auffassen; hier jedoch ist sie ein Ausdruck der geistigen Gesinnung. Man kann über dieses Gebiet nicht urteilen, ja man kann nicht einmal etwas davon sehen, wenn man nicht weiß, daß hier nichts riskieren darf, wer die Stammtische verschmäht.

Aber es wird geurteilt, es wird gesehen. Mit Brillen und Scheuklappen — im übrigen voraussetzungslos. Der rheinisch-westfälische Kohlenpott ist nämlich neuerdings ein beliebtes Ausflugsziel der Reporter geworden. Sie wittern hier eine Gelegenheit zu scharfsinnigen, wenngleich unzutreffenden Beobachtungen. Vieles, wofür sie die sonderbarsten Begründungen erfinden, erklärt sich ganz einfach aus jenem deftigen Gemüt, das zwischen Koteletts, Schinkenbroten, Stielmus und Dortmunder Aktienbier die Interessen des gesunden Westens gegen die Infektion durch Berlin verteidigt. Es heißt gewöhnlich, daß der Verbrauch an Seife das Kulturniveau eines Volkes bestimme. Hier aber heißt es: „Gute Gaststätten sind das Kulturbarometer einer Stadt." Die Wirtshäuser inserieren es in den Zeitungen. Die Gaststättenbesitzer bekräftigen es, indem sie sich an der Erzeugung der lyrischen Landesprodukte beteiligen. Alles Unmögliche haben die Reporter schon entdeckt, aber die interessante Tatsache, daß in diesem merkwürdigen Land die Literaturfabrikation sich durchaus an die Schichtung der Bevölkerung hält, ist ihnen entgangen. In dieser Bevölkerung sind Arbeiterschaft und Gastwirteschaft die typischen Gruppen. Demgemäß zerfällt die Literatur in Arbeiterdichtung und Gastwirtedichtung. Der Unterschied besteht darin, daß die Gastwirte auch als Lyriker Gastwirte bleiben und nur solche Verse verzapfen, die mit ihrem Bierausschank vereinbar sind, während die Arbeiter, indem sie dichten, zu Landesarbeitsräten avancieren und eine metaphysische Handelskammer errichten. So singt der Gastwirtedichter Hohlmann:

Seh' Paare wandeln ganz in sich versunken,
Von Liebe wie von süßem Weine trunken.
Sie gehn vorbei, im Glücksrausch lohn die Herzen,
Ich steh allein, die alten Wunden schmerzen!'

Und der Arbeiterdichter Wieprecht:

Hei — mein Hammer! Schlag auf Schlag
Brech' ich doch des Schicksals Tücke;
Durch des Lebens Dornenhag
Schlag ich eine Wunderbrücke.

So hellhörig die Reporter sind —: diese Klänge vernehmen sie nicht. Sie lassen sich von einem industriellen Bärenführer etwas Technisches zeigen und sind benommen von der Großartigkeit eines Vorgangs wie des Blechwalzengießens. Aber nicht die technische Präzision bestimmt den Charakter dieses Landes, sondern jener nebulose geistige Typus, den die Gastwirte- und Arbeiterlyrik repräsentiert. Die Schwierigkeiten entstehen hier viel weniger aus dem natürlichen Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit als aus dem unnatürlichen Gegensatz zwischen technischer und geistiger Haltung. Die Reporter sehen es nicht. Laien, die sie sind, werden sie von der Neuheit der technischen Eindrücke vollkommen überwältigt. In bezug auf die wirkliche ökonomische, soziale, kulturelle und landschaftliche Struktur unterliegen sie dann den groteskesten Täuschungen. Aus kleinen Ausschnitten konstruieren sie ein verwaschenes, oberflächenhaftes Gesamtbild, das sich zur Realität verhält wie eine Linse mit sphärischer Aberration zu dem optischen System einer scharfen, kollinearen Abbildung.

Die Ruhr ist jung und unbekannt, ein sonderbares Land, wo alles ein Anfang ist und ein scheinbar planloses, achsenloses, zielloses Durcheinander; eine naive Ansammlung barbarischer Gegensätze, ein von hundert widerspruchsvollen Fluchtlinienfestsetzungen ineinandergeschachteltes Straßendickicht, ein von hundert widerspruchsvollen Ideologien überschwemmtes und von den Heuschreckenschwärmen sogenannter Kulturträger heimgesuchtes Menschenmaterial. Viele sprechen davon, wenige haben es gesehen, keiner hat es durchschaut. Die Veröffentlichungen der Handelskammern, der Wirtschaftsverbände, der Städte sind parteiisch und haben höchstens statistischen Wert. Der Handelsteil der Zeitungen spiegelt nur die börsenmäßig greifbaren Vorgänge, der politische Teil nur die Vorpostengefechte der Interessengegner. Der Ruhrkohlenpott ist für die Vorstellungswelt des deutschen Bürgers, was der Mist für seinen Garten ist: eine zum Gedeihen notwendige Nährgabe, aber unangenehm von Aussehen und Geruch. Man zieht den Nutzen daraus, doch man sieht nicht gern hin. Im allgemeinen behilft man sich, je nach den persönlichen Idiosynkrasien, mit ein paar handfesten Metaphern, wie: Wirtschaftliches Herz Deutschlands, Industriekapitäne, Heimat des Proletariats, Schlotbarone, Knochenmühle, Schmiede, Vulkans, Schwarzes Revier.

Wenn man also in einem so ungeheuer vieldeutigen Landstrich auf Reisen geht, so kann man hinterher gewiß viel erzählen, aber von dem wahren Wesen bekommt man keine Ahnung. Die Reporter sind natürlich nicht solche Dummköpfe,

daß sie das nicht selber wüßten. Aber sie gestehen es nicht nur nicht ein, sondern sie genieren sich auch nicht, der Öffentlichkeit ihre mangelhafte Anschauung als ernsthafte Abbildung anzubieten. Es liegt mir fern, ihre subjektive Gewissenhaftigkeit anzuzweifeln; ich möchte betonen, daß ich keinerlei Grund dazu habe. Aber das Verfahren ist objektiv gewissenlos und muß trotz aller aufgewandten Sorgfalt zu falschen und gefährlichen Resultaten führen. Es ist vielleicht gleichgültig, welche Meinung man über die Zahl der Kirchtürme in Fulda verbreitet; es ist vielleicht angebracht, in Afrika mit Blitzlicht und Büchse und sämtlichen Entdeckerallüren unerforschtes Gelände zu rekognoszieren; aber wer das Industriegebiet, das offene oder geheime Zentrum aller wirtschaftlichen und sozialen Auseinandersetzungen, darstellen will, muß die Verantwortung einer Patrouille haben und darf den unscheinbarsten Punkt nicht verfehlen. Eine Patrouille mit irreführenden Meldungen hat bösartigere Folgen als die Unterlassung der Erkundung. Wenn sie über die Beschaffenheit der Kampfstellungen und über die Kräfteverhältnisse täuscht, so täuscht sie auch über die Kampfaussichten und verleitet zu einer falschen Taktik.

Reporter sind im allgemeinen Leute, die ihre Augen zu gebrauchen wissen. Reporter im Kohlenpott allerdings sind Leute, die von ihren Augen zu ungewissen Klettertouren verführt werden, wobei sie den Boden verlieren. Sie müssen plötzlich einen Halt suchen und sind aufs Anseilen angewiesen: die städtischen Verkehrsdezernenten, die Industrieprokuristen und Parteifunktionäre bestätigen oder widerlegen ihnen ihre vorgefaßten Meinungen. Die Verkehrsdezernenten, auch Pressechefs genannt, klären sie darüber auf, was im Sinne der Verwaltung liegt, und was, zum Donnerwetter, nicht im Sinne der Verwaltung liegt. Die Prokuristen weisen sie auf ein sehr interessantes, aber sehr gleichgültiges Röhrensystem in der Fabrik hin, das sogar photographiert werden darf — und so entstehen jene berühmten Bilder, die gigantisch aussehen und einen Dreck darstellen, womöglich mit schrägen Perspektiven. „Der Gigant an der Ruhr": ein Schornstein, den der Kameramann von unten, auf dem Rücken liegend, photographiert hat. Interessantheit der Aufnahmetechnik statt Interessantheit des Gegenstandes. Persönliche Demonstrationen statt sachlicher Abbildungen.

Die Parteifunktionäre führen den Reporter in die Wohnungen der gleichfalls beamteten Genossen und entwickeln ihm ein Bild „des" Arbeiters, das bestenfalls den Wert eines unbewiesenen Manifestes hat. Genau wie die Unternehmer nur die Paradesiedlungen zeigen und nicht die Kolonien mit den Hühnerleitern vor verwanzten Holzbaracken, genau so zeigen die Gewerkschaftsleute keine naiven, sondern dressierte, entweder auf Intellekt oder auf Stumpfheit dressierte Arbeiter. Welcher Reporter erfährt, daß in den Großbetrieben an der Ruhr noch nicht ein Drittel der Belegschaft organisiert ist? Welcher Reporter vermag den örtlichen Ursachen nachzugehen? Allgemeine politische Gleichgültigkeit, Arbeitslosig-

keit, Dintabestrebungen, Werkszeitungen, das Wohlfahrtssystem — aber sind das eigentlich Ursachen, sind es nicht vielmehr schon Wirkungen?

„Die alte deutsche Gemütlichkeit kommt wieder, wenn wir halblange Pfeife rauchen" — dieses Schild hängt hier in Tabakläden, die von Arbeitern frequentiert werden. Ich behaupte, daß diesem Schild eine politische Bedeutung zukommt. Es ist nicht bloß eine geschäftliche, sondern auch eine klassenkämpferische Maßnahme, wie es die Werkszeitungen sind. Wie diese steht es auf dem Boden der Tatsachen, wie diese verdankt es seinen Ursprung der sichern Beobachtung, daß achtzig Prozent der Arbeiter in Rheinland-Westfalen von der großväterlichen Überlieferung leben und bissig werden, wenn mehr von ihnen verlangt wird. Sie lesen die Zeitung, die der Großvater gelesen hat. Sie gehen in die Kneipe, in die der Großvater gegangen ist, auch wenn sich hundert bessere und billigere daneben auftun. Sie wohnen, sie essen, sie trinken, sie schlafen, sie zeugen Kinder, wie der Großvater gewohnt, gegessen, getrunken, geschlafen, gezeugt hat. Sie wollen die Gemütlichkeit, die der Großvater für ein paar Groschen gehabt hat: eine vollgepfropfte Stube mit Faulenzern, Vertiko, künstlichen Palmen, bronzierten Vasen und Nippsachen. Nur wenn daran etwas fehlt, sind sie wirklich unzufrieden. Gibt man ihnen das Wenige, so mucksen sie nicht. Warum ist die Arbeiterbewegung spurlos daran vorbeigegangen? Weil sie diesen Realitäten, die mit Idealen und Gefühlen nichts zu tun haben, nicht nachgespürt hat; weil sie, wie jetzt manche Reporter, von der These ausgegangen ist: ja, erst müßte man den Arbeiter mal in saubere Wohnungen bringen, mit Gärtchen und Zubehör. Kluge Unternehmer haben das längst bedacht und getan: ihre Berechnung stimmte, ihre Arbeiter sind endgültig verspießbürgert, ein gefährlicher Schwebezustand ist durch Verankerung neutralisiert, die Fürsorge hat die Entlohnung ersetzt. Diese Fürsorge beruht nämlich auf dem Prinzip, den Menschen Dinge in die Hand zu geben, ohne sie ihren Gebrauch zu lehren.

Da steht also nun der Reporter mit seinen Leitfäden. Da zieht er nun, auf bestechende Formulierungen erpicht, auf Entdeckungen aus, hält jede zufällige Erscheinung für charakteristisch, erblickt in jedem Bauzaun ein Symptom, in jeder Rotznase eine soziale Affäre, und füllt die Lücken in seinen Beobachtungen mit Geist, der nicht das Land, sondern den Betrachter spiegelt — ein ratloses Gesicht mit einer ungeordneten, verwirrenden und bedrückenden Fülle von fremdartigen Eindrücken; einen gewandten Journalisten, der ein ungelöstes Geheimnis mit einem zweiten ungelösten Geheimnis zu enthüllen gelernt hat, den der Erkundungstrieb dazu verleitet, einem vulgären Gegenstand eine spezifische Unterschrift zu geben.

Deshalb darf man zukünftigen Reportern raten, mit der Lektüre von Zeitungen dieses Gebiets zu beginnen. Sie werden sich dann über die Voraussetzungen ihrer Tätigkeit einigermaßen klarwerden. Wenn es einen Reporter-Baedeker

für den Kohlenpott gäbe, so müßte darin nicht Krupp, nicht Thyssen, nicht das essener Segerothviertel mit zwei Sternchen stehn, sondern folgender Lokalbericht:

Haus Hindenburg in Essen-Rüttenscheid ist der repräsentable Mittelpunkt des gutbürgerlichen Gasthauslebens in diesem Stadtteil. Der Besitzer des Hauses, Herr Noel, hat bewiesen, obwohl es nicht in sein handwerksmeisterliches Fach schlug, daß er auch als Gastrat seinen Mann stand. Ziemlich bei Jahren gekommen, hat er jetzt sein Haus Hindenburg an die Würzburger Kronenbrauerei verpachtet, und die Brauerei hat sich als Pächter Herrn Fritz Engelmeier aus Essen ausgesucht. Damit hat sie keinen schlechten Griff getan, denn Fritz Engelmeier und Frau Finchen sind als Gastwirtsleute weit über die Grenzen Essens bekannt. Am Eröffnungsabend war nicht hineinzukommen in das Haus Hindenburg, da anscheinend weite Kreise der Rüttenscheider Bürgerschaft das Lokal mit Beschlag belegt hatten. Etwa 500 Zuspätkommende fanden Unterkunft in den benachbarten Gaststätten. Beim Frühschoppen am nächsten Tage ergab sich, daß Haus Hindenburg ein ungemein gemütliches Lokal mit zeitgemäßen Preisen ist: Essen, die billigste Stadt! Die Wände sind ausgemalt mit Motiven aus Essen und Würzburg: Hügel-Bootshaus und würzburger Mainbrücke. An der Nordwand in Lebensgröße Vater Hindenburg, an der Südwand das wunderbare Ruhrland-Triptychon des vor einigen Tagen hier verstorbenen Kunstmalers Hubert Cramer-Berke. Das Vereinszimmer ziert jetzt Rehgehörn, gezeichnet mit Fritz Engelmeiers Jägerlatein. Ein Stammtischgenosse begann schon nach dem dritten Würzburger ein neues literarisches Werk im Stile Oswald Spenglers: Der Untergang des Abendschoppens.

Reportern im Kohlenpott sei das Studium dieser „Lokal"-Farbe dringend empfohlen. Im Anfang ist der Stammtisch. Einer heißt Goethegesellschaft, wo der kleine Buchhändler und der ehrgeizige Studienrat den Ton angeben, ein andrer heißt Gewerbeverein, wo der Bergassesor die kulturellen Belange aufrechterhält. Von hier aus werden die richtigen Perspektiven aufzufinden sein. Glück auf den Weg!

Die neue Zeitschrift von Rudolf Arnheim

Auf Sie haben wir gewartet!
Anton Kuh

Die Zeitungskioske sind mit Zeitschriften überlastet. Die bunten Blätter wuchern an den Wänden empor wie Efeu, und es sind ihrer so viele, daß der Platz nicht ausreicht, damit alle nebeneinander hängen und so ihre volle Breitseite auf das Auge des Käufers abschießen können, sondern schuppenartig überdecken sie sich, kämpfen um jeden Zentimeter. Der Verkäufer lugt unter diesen Bergen notdürftig mit dem Kopf hervor wie ein Autofahrer unter den Trümmern seines Wagens, den er eben gegen einen Baum gesteuert hat. Es gibt zu viel Zeitschriften.

Aber es gibt andrerseits auch hin und wieder einen Schriftsteller, der seinen Beruf nur ehrenamtlich ausübt; seine Arbeiten werden gar nicht oder sehr selten bezahlt, denn sie werden gar nicht oder sehr selten gedruckt. Dieser Mann ist mit der Welt nicht zufrieden. Er ist der eisernen Überzeugung, daß die Redakteure in ihrem Verein beschlossen haben, alle Manuskripte begabter Schriftsteller, soweit sie noch nicht prominent sind, sofort und ungelesen und mit einem gedruckten Antwortschreiben zurückzuschik-

ken, sei es, weil ihnen ihr eignes Geschreibe besser gefällt, sei es, weil heutzutage nur der Name gilt, oder endlich, weil sie eine Unzahl minderbegabter Günstlinge und Verwandter um sich haben, deren Werke vorgehen. Der Schriftsteller sieht ein, daß es nur ein einziges Mittel gibt, um sich von der Tyrannis der Redakteure unabhängig zu machen, und das ist: selbst Redakteur zu werden.

Hat er kein Geld, so geht dieser Einfall an Unterernährung zugrunde. Hat er aber einen reichen Vater oder sonst einen Geldmann in der Hinterhand, so gründet er eine neue Zeitschrift. Und nun wird alles anders! Nun werden alle die jungen Talente ans Licht kommen, die bisher gegen die Bosheit und Gleichgültigkeit satter Redaktionsgreise nicht ankonnten. „An wen hattest du denn so gedacht?" O, die werden sich zu Haufen melden, wenn sie von der Gründung hören! Neue Einfälle! Frisches Blut! Und eine originelle typographische Gestaltung — der Leitartikel kommt an den Schluß! O, die werden Augen machen. Und trauen muß man sich. Die trauen sich ja alle nicht. Enthüllungen! Und die Bilder muß man viel mehr ausnutzen. Was es da für Möglichkeiten gibt! Zum Beispiel nebeneinander, ganz ohne Kommentar: Hindenburg als Feldmarschall und in Zivil. „Was soll das bedeuten?" Das mußt du schwarz auf weiß sehen, das kannst du dir nicht so vorstellen! Und einen guten jungen Zeichner. Da bringen wir eine Karikaturenreihe von den berliner Verkehrsschutzleuten — das wird ein Schlager. „Und ich mache die Theaterkritik! Da sollt ihr sehen, da gibt es Krach. Aber Freikarten muß ich bekommen!" Ja, es wird eine Ausweiskarte gedruckt werden, eine mit Lichtbild, und die zeigt man einfach an der Kasse vor. Nun noch einen guten Titel. ‚Der Balken im Auge', ‚Der Kaktus', ‚Die Weltbirne', ‚Die Tageburg', ‚Der literarische Wald' und schließlich einigt man sich auf ‚Die Hochfrequenzröhre'. Das ist kochend aktuell, wegen Zeileis, und hat eine wundervolle Bildkraft: Funken sollen sprühen, wenn unser Blatt und der Bauch des Spießers miteinander in Berührung kommen.

Aber mit Funken ist es nicht getan. Für die erste Nummer braucht man Namen. Anreizende Namen. Thomas Mann, Sinclair Lewis, Edgar Wallace. Man braucht für die erste Nummer eine Betrachtung von Polgar, eine Polemik von Wrobel, ein ernstes Gedicht von Max Hermann in Klammern Neiße und ein heiteres von Kästner, eine Reisebeschreibung von Kerr, eine Jugenderinnerung von Zuckmayer, etwas über die Liebe von Max Brod oder Franz Blei und, wenn möglich, den Grafen Coudenhove. Auch ein Mann der Praxis muß zu Worte kommen, etwa Zörgiebel. Was die unbekannten Talente anlangt, so melden sich hauptsächlich Leute, die nur die erste Bedingung erfüllen, nämlich unbekannt sind. Die fallen also aus.

Auch berühmten und gesuchten Schriftstellern bleibt zuweilen eine Arbeit ungedruckt in der Schublade liegen. Dort ruht sie, bis wieder einmal eine neue Zeitschrift gegründet wird. Der Herausgeber der ‚Hochfrequenzröhre' begibt sich zu dem bekannten Schriftsteller. „Würden Sie sich nicht einmal auf ein ganz andres Gebiet wagen wollen, Herr Doktor? Einen politischen Leitartikel ..." Der Arbeitstag des Schriftstellers ist hinreichend besetzt. Er hat seine festen Abnehmer, er hat weder Zeit noch Lust ... „Ausgezeichnet", sagt er, „ausgezeichnet. Aber vielleicht sollte man doch nicht allzusehr ins Aktuell-Politische gehen. Schließlich eine Halbmonatsschrift —! Was meinen Sie zu einem etwas allgemeineren Thema, etwa: die Kriegsbücher!" Er kramt und reicht schließlich, ein klein wenig verschämt, dem Herausgeber ein Manuskript. Es entpuppt sich als eine Besprechung des Buches von Remarque, die seinerzeit im Ansturm der Konkurrenz unter den Schlitten geraten ist und nun als jungfräulicher Erstdruck noch der Honorierung harrt. Fast als

Erstdruck, denn im ‚Teplitzer Tagblatt' ist sie denn doch bereits erschienen. Die ‚Hochfrequenzröhre' zahlt pränumerando ein abenteuerlich hohes Honorar.

Die erste Nummer erscheint. Mit dem Untertitel „Ein pikantes Heft für kulturelle Gestaltung". Das pikante Heft hat dieselben Mitarbeiter wie andre Zeitschriften auch, nur daß sich die Beiträge durch eine verdächtige Überzeitlichkeit auszeichnen. Man hätte das ebenso in zwei Jahren lesen können. Respektive vor zwei Jahren. An unbekannten Namen enthält das Heft Arbeiten des Herausgebers sowie die Theaterkritiken des Freundes. In diesen ist zu lesen, daß Käthe Dorsch eine erschütternde Leistung bot, daß gegen Lhermans letzte Mitternachtspremiere manches einzuwenden wäre und daß der „Kaiser von Amerika" zweifellos eine beachtliche Bereicherung der Weltliteratur darstellt. Der Herausgeber hat drei komplizierte und umfangreiche Prosaaufsätze beigesteuert, die von den Grundlagen des menschlichen Lebens handeln, sowie einen massigen Strauß von Liebesgedichten und eine erbitterte und sehr ins Einzelne gehende Polemik gegen einen dem großen Publikum unbekannten Musikkritiker. An Abbildungen bemerkt man eine ganzseitige Tafel: Hindenburg in Krieg und Frieden, ohne Kommentar. Der Karikaturenzeichner hat, statt der Verkehrspolizisten, aus alten Beständen ein gelungenes Porträt von Bruno Kastner und eins von Aman Ullah geliefert. Die Aufteilung des Satzspiegels ist — nach dem Grundsatz, daß man den Feind mit seinen eignen Waffen schlagen muß — peinlich genau den Konkurrenzblättern abgelauscht. Der Inseratenakquisiteur, der sich seiner intimen Beziehungen zu den I. G. Farben, General Motors und Karstadt gerühmt hatte, hat für die erste Nummer vorwiegend Gratisinserate gebracht — „damit man den Leuten erst mal was zeigen kann".

‚Die Hochfrequenzröhre' erscheint in einer Auflage von zwanzigtausend Stück. Ein paar Ärzte kaufen am Kiosk, in der Meinung, es handle sich um ein neues Fachblatt. Tausend Exemplare werden unberechnet an berühmte Leute verschickt. Der Rest flutet zum Altpapierhändler. Die Druckerei ist bezahlt, die Honorare sind bezahlt — nun ist das Geld alle. Nummer zwei kann nicht mehr erscheinen. Aber die Arbeiten des Herausgebers sind wenigstens standesgemäß gedruckt worden. Der Gerechtigkeit ist Genüge getan.

Schnitzel von Peter Panter

Ein bekannter Modezeichner ging einst zum Chef der Zeitung, für die er arbeitete, und bat um Gehaltserhöhung. Die schlechten Zeiten ... und die teuren Preise ... Und der Chef entgegnete: „Die teuren Preise ... und die schlechten Zeiten ..." — „Da wird nichts andres übrig bleiben", sagte der Modezeichner, „als daß wir beide reich heiraten —!"

*

Das Äußerste, was ich jemals an Perversität gehört habe, hat mir meine Freundin Grete Walfisch erzählt. Die hat in ihrer Jugend einen alten Hofhund abgerichtet: wenn der einem Menschen schmeicheln sollte, dann mußte er knurren.

*

Die Balten sind die Apotheker Europas — sie haben durchweg einen Sparren. In Ascona wohnte einer, der hatte nie eine Uhr im Haus. In einem Dörfchen, vier Kilometer davon, war eine Turmuhr, die konnte man mit bloßem Auge kaum erkennen. Da kaufte sich der Balte für teures Geld ein Fernrohr und las die Zeit ab.

*

Er ist ebenso dumm, wie er ehrlich ist. Und er ist der ehrlichste Mensch, den ich jemals gesehen habe.

*

Vom Mitleid. Da war ein Mann, der war ganz gelähmt und lag im Bett. Sprechen konnte er nicht mehr; er hatte eine kleine Buchstabiertafel, auf der fuhr er schwach mit dem Finger herum. Jeden Nachmittag besuchte ihn seine Schwester und erzählte ihm die Neuigkeiten der Welt, auf daß er sich zerstreue. „Denke dir", sagte sie eines Nachmittags, „der Rudolf! Da hat er doch erst neulich das Pech mit seiner Frau gehabt, und jetzt ist sein kleiner Junge die Treppe heruntergefallen und hat sich das ganze Gesicht zerschlagen!" — Da nahm der Kranke seine Tafel und buchstabierte: „n—e—b—b—i—c—h—!"

*

Von der Eifersucht. Ich sagte zu Germaine: „Heute nacht habe ich von dir geträumt — aber wie!" Sie zog die Stirn kraus. „Alors, tu m'as trompée avec moi!" sagte sie.

*

Von der Verliebtheit. Von ihr nichts zu bekommen, ist immer noch hübscher, als mit einer andern zu schlafen.

*

Es gibt Schriftsteller, die rasen sehr exakt. Sie schreiben aus dem Reinen ins Unreine.

*

Manche Zeitschriften halten sich nur durch die Freiabonnenten.

*

Der Kerl versteht nichts von Frauen. Den feinen Damen bietet er Geld an, und auf die Huren macht er Gedichte. Und damit hat er auch noch Erfolg!

*

Wenn man einen Menschen richtig beurteilen will, so frage man sich: „Möchtest du den zum Vorgesetzten haben —?"

*

(Aus den Sprüchen des Pfarrers Otto): „Die Frauen sind die Holzwolle in der Glaskiste des Lebens."

*

Die Deutschen haben zwar nicht das Pulver erfunden, wohl aber die Philosophie des Pulvers.

*

Bei der Premiere des Brechtschen „Happy-end" rief in die Schlußfanfare einer Schauspielerin eine hohe Frauenstimme von der Galerie: „Lassen Sie sich von einer Kollegin sagen: Was Sie da unten machen, ist Scheibe —!"

*

Der schwedische Zeichner Albert Engström hat von einer seiner Figuren gesagt: Er schielte so, daß er Mittwochs beide Sonntage zu gleicher Zeit sah.

*

(Zum Mann, der in der Nase bohrt): „Suchen Sie was Bestimmtes?"

*

Karlchen ist derartig hinter den Mädchen her! Er hat den Coitus tremens.

*

Der Mensch ist ein Wesen, das klopft, schlechte Musik macht und seinen Hund bellen läßt. Manchmal gibt er auch Ruhe — aber dann ist er tot.

Charlie im Speisewagen von Hans Natonek

Aus einem kleinen Chaplin-Drehbuch

Charlie war schon zu einigem Besitz gekommen und noch immer so schüchtern und unsicher, als wäre er jemandem etwas schuldig. Je bürgerlicher seine Lebensform wurde, je mehr sich seine Existenz festigte, um so spürbarer wurde seine innere Fessellosigkeit. Es drängte sich etwas vor, das immer wieder versteckt sein wollte. Wie durch ein glänzig gewordenes, fadenscheiniges Tuch schimmerte die bloße Haut. Aus diesem Widerspruch: verbergen zu müssen, was sich mit unwiderstehlicher Kraft meldete und da sein wollte, erklärt sich sein merkwürdiges Betragen, ein Zucken um den Mund, ein unfaßbares Schweben zwischen Ernst und Lächerlichkeit, das Edith, seiner Frau, viel zu schaffen machte und sie bis zur Verzweiflung erbosen konnte. Immer häufiger geschah es, daß sie ihm zuflüstern mußte: „Charlie, benimm dich!" Aber Charlie machte seine undurchdringlichen Unschuldsaugen, lächelte süß, wie sein eignes Hochzeitsbild und kopierte die Haltung eines Musterschülers. „Faxen" nannte es Edith.

Nein, Edith hatte es, wenn man gerecht sein will, wirklich nicht leicht mit ihm. Das Beunruhigende war weniger das, was er tat, als eine geladene Wolke von Unberechenbarkeit, aus der jeden Augenblick der Blitz des Närrischen hervorzucken konnte. Und das gehemmt Närrische bekam leicht etwas Drohendes, wie alles Verhaltene, Verstockte, das nach innen schlägt.

Es war aber auch in dem viel Umhergeworfenen ein beständiger Sturm von Erinnerungen, wovon Edith oder sonst ein Außenstehender nichts ahnte. So muß einem geborenen Seefahrer, der lebenslang auf allen Meeren kreuzte, zumute sein, wenn ihn ein lächerliches Schicksal zu einem Bootsmann auf einem Gondelteich macht...

Wo er auch hinkam und was er auch tat —: aus seinem übervollen Herzen stieß ihm eine tragikomische Reminiszenz auf, und sein vergangenes gestaltenreiches Leben wandelte ihn an. Du lieber Gott — schwer, im Speisewagen die vorgeschriebene Würde des Gastes zu wahren, wenn man sieht, wie Edith mit feierlicher Gespreiztheit ihre Forelle zerlegt. Genau so eine feine Dame war es nämlich, die er damals vor acht Jahren in genau so einem Speisewagen mit Bratensauce übergossen hatte, als er mit der Sauciere unter dem Ruf „Sauce gefällig" durch die Tischreihe balancierte. Es war eine denkwürdige Kurve. Die feine Dame kreischte und machte Krach, der für drei ordinäre Weiber ausgereicht hätte. Charlie brachte heißes Wasser und unterzog die lärmende Frau einer Reinigung. Er kniete nieder, wie ein Liebhaber auf der Bühne mit großen Beteuerungsgesten, rieb, kratzte sich hinter dem Ohr, holte Eau de Cologne, besprengte das befleckte Kleid von oben bis unten, wie ein Wäschestück, das unter die Rolle kommt, er benahm sich wie ein Wäscher, der er auch schon gewesen war, einmal — was war er nicht —

und die Kollegen mußten ihn gewaltsam davon abhalten, die Notbremse zu ziehen. Trotz seinem hingebenden Eifer hatte Charlie während der ganzen Prozedur den Mann der schimpfenden Dame beobachtet, die den verlegenen Gatten aufstachelte, doch auch Krach zu machen, das Beschwerdebuch zu verlangen, den Chef zu holen, Schadenersatz zu fordern, den Zug zum Stehen zu bringen. Aber der Gatte blieb still, er wurde, wenn möglich, immer noch stiller, er schämte sich, er kroch ganz tief in seine hilflose Verlegenheit hinein.

Das wäre jetzt, dachte Charlie, der die Suppe unberührt ließ, meine Situation, wenn, Gott behüte, der junge Kellner Edith mit Bratensoße bekleckern würde. Immer gibt es einen solchen Ehegatten, immer einen solchen Kellner, der bleich und mit der Angst des Neulings durch den im 90-Kilometer-Tempo schütternden Speisewagen schwankt, die Schüsseln balancierend, ein Rastelli des täglichen Lebens, ein dummer August der Wirklichkeit, und immer gibt es eine Frau, die etwas Sauce abbekommt und dann ein furchtbares Geschrei erhebt. Alles wiederholt sich, gestern ein armer Speisewagen-Kellner, der einer feinen Dame Tunke ins Dekolleté gießt, heute der betretene Gatte jener bekleckerten Dame.

Wie gebannt starrt Charlie in diesen geträumten Wandel und Kreislauf der Dinge. Wenn man mit so einem feinen F-D-Zug gradeaus fährt, immer gradaus, kommt man an den Punkt zurück, den man schon passiert hat, und wenn man ewig lebt, lebt man einmal die gleiche Gestalt und das gleiche Schicksal wieder, durch die man bereits hindurchgegangen ... Charlie wundert sich selbst, daß er so philosophische Gedanken denkt. In seinem Kopf ist immer ein solcher Wirbel von Bildern, die sich zu etwas Allgemeinem niederschlagen möchten.

Charlie bekommt einen strafenden Blick, weil er nicht gehört hat, wie Edith die Salatschüssel verlangte. Denn Charlie ist im Geiste wieder Speisewagen-Kellner. Er hat soeben die Speisewagenkellner-Prüfung bestanden, und nun soll er zum ersten Male servieren. Aber der Prüfungswagen fuhr nicht so schnell, wie dann der richtige Wagen; den Lokomotivführer reitet der Teufel, ein so höllisches Tempo anzuschlagen, wo er, Charlie, heute doch zum ersten Male serviert. Wie das schleudert! Charlie bewegt sich, als hätte er nicht einen wenn auch schütternden, so doch immerhin festen Boden unter den Füßen, sondern unmittelbar die rollenden Räder, ihr Rasen ist in seinen Beinen, er läuft, als bewegte er sich auf rotierenden Kugeln. Hoch das linke Bein, um den gigantischen Stoß, der ihm von rechts eins versetzt, Widerpart zu halten. Hoch das rechte Bein, hoch das linke, das rechte, das linke, hoch rechts — hoch links — hoch rechts ... Der Speisewagen feixt, lacht, wiehert. Der Ober, ein riesiger, stoßgewohnter Speisewagen-Mensch, stellt ihn mit einem harten Griff wieder auf beide Beine. Jetzt sucht er wie in einem schleudernden Straßenbahnwagen Halt an einer Lederschlinge, die von der Decke herabhängt, und erwischt den Griff eines im Gepäcknetz befindlichen Damenköfferchens, das herunter-

saust und seinen Toiletteninhalt: Wässer, Spiegel, Bürsten, Puder, Kamm auf einen Glatzkopf entlädt. Schon ist er Friseur — auch diese Profession hat er einst ausgeübt, welche nicht — und massiert den Kopf mit dem Haarwasser, steckt sich den herausgefallenen Kamm in die schwarze Tolle und fragt, ob Puder gefällig. Der markige Ober bringt ihn ins Gegenwärtige zurück. Und dann war jenes Malheur mit der Sauce geschehen...

Das alles durchlebt Charlie jetzt in innerer Rückschau gesteigert noch einmal und sieht nicht die wütenden Blicke seiner Frau, die zum zweitenmal die Salatschüssel verlangt. Schwer ist der Beruf eines Speisewagenkellners, denkt er, wenn man kein Geschick dazu hat. „Noch etwas Braten gefällig, der Herr?", fragt der junge Kellner, in der linken Hand die Platte und in der andern die Sauciere. Charlie, ganz versunken, abwesend, traumhaft wie unter einem Zwang, nimmt dem verdutzten Burschen die Platte aus der Hand. „Charlie, benimm dich!", flüstert Edith noch rasch, erbleichend. Da aber hat sich Charlie schon erhoben und balanciert die Bratenschüssel durch den rasenden Gang des Speisewagens, läuft wie auf Rollschuhen, rechtes Bein hoch, linkes Bein hoch, genau wie damals, verklärt und lächelnd, im Genuß seiner geschickten Ungeschicklichkeit...

Der junge Kellner, dessen Nerven solchem unerhörten Zwischenfall nicht gewachsen sind, läßt offenen Mundes und starren Auges die Saucenschüssel in der schlappen, bewußtlosen Hand sich derart neigen, daß der braune Inhalt sich über Ediths helles Kostüm ergießt. Ein kreischender Aufschrei, eine Flut von Schimpf, der junge Kellner, verstört und bleich, ruft nach heißem Wasser, kniet, reibt, wischt — Charlie sitzt wieder artig da, stumm, schuldbewußt, unbewegt, nur sein Mund zuckt, und er hat das Gefühl, durch die Ewigkeit zu sausen....

The Great Gabbo von Harry Kahn

Der Große Gabbo ist zuerst ein ganz kleiner Gabbo: Bauchredner in Vorstadt-Variétés. Wie er zur Majuskel des Ruhms und auf den Broadway der Prominenz, vom Petroleumkocher zur Stargage und aus der Roulotte in den Rolls Royce gelangt, wird nicht gezeigt. Die Überblendung ersetzt die Entwicklung. Nun, wir wollen es wieder einmal konzedieren, daß das Talent allein und der fanatische Glaube an sich selbst seinen Träger auf die Höhen des Lebens führt. In diesem Fall wird es ja dem skeptischen Europäer schon dadurch erleichtert, sich jenes oberste Axiom des amerikanischen Opportunismus für eine Stunde zu eigen zu machen, daß sein Träger Erich von Stroheim heißt. Denn dieser Name verbürgt ipso facto eine Genialität, die nicht bloß eine Vorschrift des Drehbuchs ist, und einen Fanatismus, der nicht aus dem Schminkkasten und der Jupiterlampe stammt.

Schiller hat einmal geäußert, die für die Tragödie verwendbaren Stoffe seien an den Fingern einer Hand herzuzählen. Vermutlich gilt das genau so für den Tonfilm oder besser: — um endlich diesem, Manuskriptschreiber, Produzenten, Verleiher und Publikum gleich verwirrenden Terminus den Garaus zu machen — für den Sprechfilm. Die beiden einzigen produktiven Genies, die der Film bisher auf seinem jungen, aber von Menschen- und Ideenumsatz nicht grade armen Konto hat, die beiden Leute, die spätern Zeiten allein einmal als die Vorläufer des heute bereits so heftig ersehnten Shakespeares des Films erscheinen werden, Chaplin und Stroheim haben sofort, als auch an sie die Frage der Einstellung zum und der Umstellung auf den Sprechfilm herantrat, mit dem sichern Griff der Genialität die beiden Themata gepackt, die sich aus dem Formprinzip der neuen Apparatur selbst ergaben und die ihrem individuellen Können ein Höchstmaß an Gestaltungsmöglichkeit boten. Es ist bekannt, daß Chaplin beabsichtigt, einen Film zu drehen, in dem er als einziger Stummer innerhalb einer sprechenden Welt auftritt; und Stroheim hat den vielleicht nicht einzigen, aber den wirkungsvollsten, bildhaftesten, den symbolträchtigsten, mit einem Wort (und in jeder seiner Bedeutungen) sprechendsten Fall von Sprachverdoppelung eines stimmbegabten Individuums aufgegriffen. Es kommt etwas zustande, was man als Schizologie bezeichnen und einordnen könnte. Rede und Gegenrede von Mensch und Puppe, von Mund und Bauch geben auf unmittelbarstem Wege das Sicht- und Hörbild einer Bewußtseinsspaltung, die nicht bloß als klinischer Einzelfall interessiert, sondern weit darüber hinaus als Sinnbild des ewigen Widerstreits in der Menschenseele erschüttert: des Himmels und der Hölle in der eignen Brust, unübertrefflich in seiner aus Sentimentalität und Ironie, aus Gewissensnot und Gott- (wie Teufel-) losigkeit gemischten Zeitgemäßheit.

Es ist ein Einwand weder gegen den Sprechfilm noch gegen Stroheim, daß aus diesem in zwiefachem Sinn unerhörten Einfall, der weit mehr ist als ein Einfall, nämlich ein Aufschrei, der Aufschrei eines von den Qualen des Kampfs mit und in sich selbst zerrissenen Menschenlebens, daß daraus eine mesquine, stellenweise höchst banale „Picture" geworden ist. Bei Gelegenheit des „Hochzeitsmarsches" wurde hier gesagt, man müsse Hollywood manches abbitten, weil es Geschäftsleute zwischen seinen Rabitzmauern und Sperrholzwänden habe, die es über sich bringen, einmal die Busineßaugen zuzudrücken um eines Stroheim willen. Von dieser Abbitte muß jetzt wieder Einiges abgestrichen werden. Zwischen „Wedding March" und „Great Gabbo" richtet sich sichtbarlich die Hand des Verleihers mit einem energischen „Stop!" hoch. „Einen Sprechfilm wollen Sie machen, Mister Von? Gern! Aber einen verkäuflichen, wenn ich bitten darf! Sehen Sie sich den Success von Mr. Jolson an, der den Pleitegeier von Warner Brothers in einen Goldfasan verwandelt hat!" Hat man Stroheim einen Durchschnitts-Producer vor die Nase gesetzt oder hat er selbst, for

the sake of his soul and his name, einen sozusagen Sitzregisseur engagiert? Gleichviel: Tatsache ist, daß die, sei es nun effektive oder fiktive, Regie von James Cruze ein Werk deckt, dessen Stilspaltung einem empfindlicher ins Gesicht schlägt als die Bewußtseinsspaltung seines Helden in Herz und Hirn. Denn der Stoff ist, statt sich aus Eignem — wozu er wahrlich die Anlage hatte — zu weiten und gleichzeitig nach innen zu vertiefen, bis zur Unkenntlichkeit eingekapselt in eine dicke dumme Magazine-Story, und das menschliche Schicksal ist bis zur Unauffindbarkeit verfilzt in ein Drum und Dran und Drunter und Drüber von Revuezauber, der an Dimension und Eleganz allerdings alles bisher Dagewesene überwächst, aber grade darum noch mehr zum Auswachsen ist. Der herrische Marschbefehl des Sale-Department oder der sklavische Schielblick zu ihm hin ist zweifellos daran schuld, daß die Möglichkeit zum ersten geistig bedeutsamen, künstlerisch vollendeten Dokument des „Talkie" vertan und der „Great Gabbo" nicht viel anders wurde als ein „Ventriloquizing Fool", eine bauchredende Doublette des „Singenden Narren". Es ist ein Jammer um den Stoff und um Stroheim.

Nicht zuletzt um die schauspielerische Leistung dieses geborenen Nicht-Schauspielers, ja: Anti-Schauspielers, die an das Phänomen des Darstellers Wedekind erinnert. Da ist keine Umsetzung in Rolle und Schein, da ist das Sein und das Blut eines wüsten, wilden Mannskerls; da lebt sich ein von Eitelkeit und Ehrsucht Zerfressener (wie charakteristisch die vielen Orden und die höfischen Kniehosen), ein von haßgepeitschtem Geltungsbedürfnis Umgetriebener, ein von der exhibitionistischen Raserei gegen das Tier in sich Zerrütteter aus, ein luziferischer Mensch, dessen Schicksal es ist, daß er, nach Paul Ernsts tiefem Wort über Dostojewskij, ein schlechter Mensch ist, der aber weiß, zu seinem Verhängnis wissen muß, was das Gute ist. In diesem kalten, harten Gesicht erfriert, verholzt gleichsam jede noch so warm und weich vom Herzen aufquellende Regung; an diesem massiven, gedrungenen Körper verliert jede Liebkosung ihre Zartheit: ein Streicheln wird ein Griff, ein Griff ist wie ein Schlag; aus dieser rauhen Kehle klingt Stöhnen wie Röcheln, Gefühlsentladung wie Raubtiergebrüll. Felix Basch, der die Synchronisierung leitete und, in den Grenzen des Möglichen, viel, wenn auch nicht Letztes an zeitlicher und tonlicher Parallelisierung leistete, hat Recht daran getan, für die kurze Spanne der letzten Wahnsinnsszene die Originalfassung zu Wort, zum schäumend unartikulierten englischen Wort kommen zu lassen: Wenn die Tigerstimme dieses unseligen Stroheim daherfaucht, erkennt man mit niederschmetterndem Entsetzen, aus welchen Gründen, Abgründen, dieses Werk geboren, aber auch mit erhebender Genugtuung, was aus dem Sprechfilm als solchem zu machen ist, wenn geistig schaffende Hirne und groß fühlende Herzen zu einer Kunstform entwickeln, was heute noch immer so gut wie nichts ist als ein technischer Apparat in den Händen einer Industrie, die Geld verdienen will und muß.

Parker Gilberts Abschied von Morus

Parker Gilbert, der nun nach fünfjähriger Tätigkeit den Fronvogteiplatz in der Luisenstraße verläßt, hat zum Schluß eine ungewöhnliche Ovation empfangen. Die Regierung hat im Reichstag angekündigt, daß die Berichte, die bisher der Reparationsagent alle halbe Jahr über den Stand der deutschen Finanzen vorlegte, künftig durch eine Kommission im Reichsfinanzministerium fortgesetzt werden sollten; worauf ein Parteigenosse des Reichsfinanzministers, der Volksparteiler Doktor Cremer, munter erklärte: eine derartige Kommission sei nicht objektiv genug, aber vielleicht gelinge es noch der Regierung, Parker Gilbert auf Privatdienstvertrag für diese Aufgabe zu verpflichten. Das Hohe Haus hat die freundliche Anregung, wie es im amtlichen Bericht heißt, mit „großer Heiterkeit" aufgenommen, kein Goebbels und kein Hugenberg rief „Landesverrat!", und die meisten dachten wohl: Eigentlich hat der Cremer recht.

Herrn Parker Gilbert wird die witzige Offerte keine schlaflose Nacht bereitet haben. Er wird sich deshalb weder die Chance, Mitinhaber von Morgan, noch die Aussicht, in kurzem Schatzsekretär der Vereinigten Staaten zu werden, entgehen lassen. Aber das sowas im Reichstag vorgebracht werden konnte, zeigt, wie gut Parker Gilbert seine Sache gemacht hat. Man muß sich daran erinnern, was für ein Sprühregen von Unflätigkeiten niederging, als die Gläubigerstaaten wagten, einen Zweiunddreißigjährigen zum Aufpassen nach Deutschland zu schicken. Tatsächlich war dem Reparationsagenten solche Machtfülle gegeben, daß er heillosen Unfug hätte anrichten können. Parker Gilbert hat von seinen Befugnissen nur sehr leise und sehr vorsichtig Gebrauch gemacht. Er hat auch auf die schmalzig herablassenden Gesten verzichtet, in denen sich die amerikanische Nachkriegs-Diplomatie in den europäischen Hauptstädten gefällt. Er hat sich nicht würdiger und nicht pathetischer gegeben, als er ist, und hat sich nicht von dem geschwollenen Generaldirektorenton infizieren lassen, der in den Chefkabinetts deutscher Banken herrscht.

Man stelle sich einmal vor, wie sich ein deutscher Geheimrat — und Parker Gilbert war mit Ende Zwanzig bereits Unterstaatssekretär im washingtoner Schatzamt — benommen hätte, der, mit etlichen Hunderttausenden und mit solchen Vollmachten ausgerüstet, ins Ausland entsandt worden wäre. Er hätte vor Kraft nicht gehen können. Kein Portal wäre hoch und kein Schreibtisch wäre breit genug gewesen, um für soviel Selbstbewußtsein die nötige Folie zu schaffen. Man kennt diese Herren: wie sie in einem Prunksessel dasitzen, den ihnen offenbar der letzte der Medici persönlich vermacht hat, den Kopf zurückgelehnt, mit feierlichem Ernst, jeder Zug ein Feldherr, der ununterbrochen letzte Entscheidungen trifft, immer im-

stande, Endgültiges zu sagen, auch wenn die höhere Staatskunst ihnen leider nur gestattet, belanglose Redensarten zu machen. Vor ihnen ein riesiger, vollkommen leerer Tisch. Nur keine Akte, nur kein Stück Papier: das ist das Zeichen der Subalternen. Der große Mann hat alles in seinem Kopf, gestrafft, geordnet, geklärt. Wenn er etwas braucht, wird auf die Klingel gedrückt, und schon schwirrt dienstbeflissen, in militärischer Haltung, ein betreßter Diener herbei oder ein verängstigtes Bureaufräulein und bringt die Unterlagen für die Thronrede. So regiert ein wahrhafter Regent.

Bei Parker Gilbert ging es sehr viel legerer zu. Das grauenhafte Haus in der Luisenstraße, das man ihm eingeräumt hatte, außen wilhelminische Prachtfassade, innen schlimmsten Kasernenstil, war hergerichtet wie das simpelste Handelsbureau. Parker Gilbert selbst hauste darin wie ein Student, der zum Examen büffelt. Tisch und Stühle in seinem Arbeitszimmer waren bis zum Bersten mit Bänden und Papieren bepackt, an den Wänden halbvolle Bücherschränke, der Privatsekretär hatte keinen schlechtern Platz als Gilbert selbst. Dazu dieser lange, schlacksige junge Mensch, in einem Anzug, der scheinbar noch aufs Hineinwachsen berechnet war, salopp und ohne Gene, wie ein Primaner vor den Tanzstunden. Ein frischer, freundlicher College-Boy, der viel lacht und gern lacht und zwischendurch, ebenso ungezwungen, sehr kluge Sachen sagt. Kulturelle Fragen interessieren ihn nicht sonderlich, und die Alt-Heidelberg-Romantik liegt ihm auch nicht, aber Parker Gilbert gehört sicherlich auch nicht zu den smarten Business-Amerikanern, mit denen sich der Europäer, zur Erhöhung des eignen Bildungsdünkels, seine Vorstellungswelt tapeziert. Er ist kein Genie, auch kein Finanzgenie, aber ein sehr gescheiter Bursch. Und das ist inmitten von mäßigen Geschäftemachern und aufgeblasenen Hohlköpfen viel.

Es lag quasi im Geschäftsgang, daß Parker Gilbert in Deutschland zunächst unter die Führung von Schacht geriet. Zwar unterstand die Reichsbank ebenso wie die Reichsfinanzierung der Oberkontrolle des Reparationsagenten. Aber da die Reichsbank zugleich als Reparationsbank fungierte, ergab sich zwischen dem Generalagenten und dem Reichsbankpräsidenten ein engeres Vertrauensverhältnis. Schacht erschien, gerade weil er häufig als Opponent der Reichsregierung auftrat, Parker Gilbert als ein neutraler Beurteiler, auf dessen Ansichten er sich stützen konnte. Schacht selbst aber sah schlauerweise in dem Reparationsagenten den Hebel, mit dem er so oft, wie es ihm beliebte, die Regierungspolitik umkippen konnte. So entstand der Gemeinschaftsk npf Parker Gilberts und Schachts gegen die öffentliche Hand, die Strangulierung der Städte, die Diktatur der Beratungsstelle für Auslandsanleihen. Schacht berief sich auf den amerikanischen Kontrolleur, und

Parker Gilbert berief sich auf den deutschen Reichsbankpräsidenten: es war ein liebliches Wechselspiel.

Erst seit der Pariser Konferenz erkannte Parker Gilbert klar, wo Schacht hinauswollte, wieviel es diesem, vom politischen Ehrgeiz besessenen Banker auf die Mehrung der Hausmacht ankam und wie wenig man auf einen so sprunghaften Ich-Politiker geben konnte. Von da ab trat denn auch eine merkliche Abkühlung zwischen dem Reparationsagenten und dem Reichsbankpräsidenten ein, die intern noch weit stärker war, als es nach außen zur Erscheinung kam. Das hinderte nicht, daß sie sich gelegentlich noch zusammenfanden, so in dem Vorstoß gegen die Dillon Read-Anleihe, wodurch faktisch Morgan der deutsche Staatsbankier wurde.

Zweifellos stimmte Parker Gilbert auch innerlich mit Schacht in manchem überein. Aber der Kampf gegen die Staats- und Kommunalwirtschaft entsprang doch verschiedenen Motiven. Für Schacht war es ein Machtkampf; er wollte einen schwachen Staat und eine starke Privatwirtschaft, an deren Spitze die Reichsbank, das heißt: er selbst stehen sollte — wenn sich schon nicht Staatsgewalt und Reichsbankpräsidium offiziell durch Personalunion verbinden ließen. Für Parker Gilbert war es eine Bilanzfrage. Er fühlte sich in Berlin als Buchprüfer, als der Leiter einer Treuhandgesellschaft, der darauf zu achten hatte, daß das Hauptbuch des Deutschen Reiches stimmte. Als guter Rechner fand er, früher als die Finanzminister, daß die Bilanz unmöglich stimmen konnte, wenn man fortgesetzt mehr ausgab, als man einnahm. Ob die Ausgaben volkswirtschaftlich geboten waren, interessierte ihn nicht, da er seine Aufgabe durchaus unpolitisch auffaßte. Er kümmerte sich nur um das, was unter dem Strich stand, und aus diesem etwas spitzen Gesichtswinkel kam seine Kritik.

Da er sich im Grunde nicht in die deutsche Finanzpolitik einmischen wollte, blieb seine Kritik ziemlich negativ und schemenhaft. Er sagte nicht, wie man es besser machen sollte. Aber weil er es schlecht fand, hatte er alle diejenigen auf seiner Seite, die den Staat als soziale Ausgleichsstelle bekämpften. So bildete sich der groteske Zustand heraus, daß die gewerbsmäßigen Kettenbrecher, die enragiertesten Vorkämpfer gegen Tributplan und Frondienst, jedesmal vor Vergnügen heulten, wenn der Fronvogt warnend den Finger erhob und der Regierung einen Mahnzettel zuteil werden ließ.

Mit diesem bequemen Propellersystem Schacht — Gilbert ist es nun vorbei. Die Herrschaften werden sich wieder allein ihren Wind machen müssen. Man muß künftig andre Wege einschlagen, wenn man gegen eine öffentliche Anleihe in Amerika intrigieren oder sonstwie dem Staat eines auswischen will. Aber deshalb braucht man der Aera Parker Gilbert keine Träne nachzuweinen. Man wirds auch ohne ihn schon schaffen.

Ballade vom Börsenjahr 1929 von Anton Schnack

In den Monaten Januar, Februar und November kam in den Montblancglanz der Haussen
Plötzlich gierig, zerstörend der Krallenspuk einer schwarzen Baisse geschossen.

Die Kurse waren über 300 und 400 Punkte hinaufgeklettert.
Sie fielen nun ins Bodenlose, darunter Farben, Salzdethfurt, Bemberg, zerschlagen, zerwettert.

Das berührte den Mann, der am zischenden Fabrikkessel stand, nicht viel,
Für ihn blieb die Weißglut im Ofen gleich, gleich der Schaufel vergriffener Stiel.

Doch der Mann von der Bank erschrak gewaltig bei diesen furchtbaren Baissen;
Denn es kostete ihn ... zigtausend Mark, kostete ihn Autos, Reisen, Maitressen.

Und er sprach es öffentlich aus: das ist kein Wind von oben, von Gott;
Das ist ein bolschewistisches oder nationalsozialistisches Unterwühlungskomplott.

Denn er hatte Kali-Aschersleben, Mannesmann, Electro und Zeitzer Maschinen
Und saß als saugende Drohne auf diesen papiernen, fleißigen Bienen.

Unter diesen Drohnen wühlten die Männer zwischen Kohlen, Dämpfen und Stahl,
In ihre Lungen fraß sich das Gift und ihre Haut verbrannte ganz fahl.

In der Sonne spielten Kinder mit Reifen. Es lächelten unter Häubchen die Nursen.
Der Mann von der Börse aber sprach nur von Krediten, Pfandbriefen, Konkursen.

Der Wald wuchs weiter, das Meer überströmte Florida und machte aus Gärten Sumpf und See.
Ein Erdbeben rollte darunter und die Bibelforscher sprachen vom untergehenden Weltreich Ninive.

Sturm schien alle Papiere zu verwehen wie der Herbstwind das bleichende Laub,
Über Telephone spannen sich Spinnennetze und auf die Schreibtische rieselte atmosphärischer Staub.

Der Vogelflug begann und überkreuzte Europa mit rauschenden Flügelgeschwadern
Und die Börsenleute rannten wie Besessene, mit Schlaganfallköpfen, herum unter den wankenden Quadern:

„Die Welt geht unter! Die Nacht fällt herein! Europa ist pleite!"
Aber ihre Frauen und Töchter hingen goldglitzernde Arme über Logenbrüstungen und rauschten in Seide.

Einige Makler waren darunter, die gingen verzweifelt in einen düsteren Wald,
Hielten den Revolver ans Herz und sie wurden kalt und wie der Wald so alt.

Der Bauer grub weiter im Acker und der Bergmann verhutzelte weiter zum Gnom
Und der Papst saß heilig und weiß wie Eis im unerreichbaren Rom.

Bemerkungen

Die Informierten

Zur Zeit wird etwas reichlich auf Rußland herumgehackt; es vergeht wohl keine Morgen- und keine Abendausgabe der bürgerlichen Provinzpresse, in der nicht diesem wenig inserierenden Lande eins ausgewischt wird. Zum Beispiel — im nürnberger ‚8-Uhr-Blatt' — so:

„Stalin von seinen Kollegen verprügelt.

Es wurden Rufe wie „Verräter! Betrüger" usw. laut: Stalin sprach nun die Unzufriedenen an, die auf ihn dann mit den Fäusten losgingen und ihn verprügelten. Nur ein intimer Freund und Landsmann Stalins, Ordonikidse, rettete ihn vor Schlimmerem. Dieser bat, sich an das Schicksal eines Robespierre und Termidore zu erinnern, der Skandal und die Unzufriedenheit innerhalb der Parteileitung dürfe nicht in die Außenwelt dringen."

Genau so. Wahr ist vielmehr:

„Am 9. Danton, dem bekannten Revolutionsmonat, hat Stalin, der übrigens in Wahrheit an Lenins Stelle in Moskau einbalsamiert worden ist, die Sozialisierung aller russischen Frauen verfügt. Davon sind insbesondere die katholischen Priester schwer betroffen worden; Trotzki, der Erfinder der Guillotine, hat seine Stellung als bayrischer Gesandter in Peking daraufhin niedergelegt. Alle Kinder in Rußland sind verhungert, der Rest wurde in Uniformen eingekleidet und muß Militärdienst tun. Kulak, der Führer der aufständischen Kulaken, hat mit Bolschew ein Bündnis geschlossen: Stalin wurde von den blutgierigen Agenten der U.A.W.G. (der russischen Geheimpolizei) verurteilt, allabendlich das nürnberger ‚8-Uhr-Blatt' zu lesen. An seinem Aufkommen wird gezweifelt. Die Lage in Rußland ist trostlos; es ist dort fünf Minuten vor acht."

Der Wunsch ist der Vater der Telegramme. Und es ist ein Doppelwunsch: es soll Rußland schlecht gehen, damit es den heimischen Arbeitern nicht zu gut gehe.

Ignaz Wrobel

Calmette

In Lübeck hält der Tod seit vierzehn Tagen reiche Ernte unter Säuglingen, die in einem Kinderhospital mit dem sogenannten Calmette-Schutzstoff geimpft worden sind. Mehr als zwanzig der Kleinen sind bereits gestorben, die andern schweben in unmittelbarer Lebensgefahr. Als Ursache der Todesfälle wird angegeben, daß auf bisher ungeklärte Weise Tuberkelbazillen in den Schutzstoff geraten seien.

Was tun in Deutschland verantwortliche Stellen, wenn die Öffentlichkeit sie zur Verantwortung ziehen will? Sie wälzen diese ab. Der glückliche Zufall, daß die Original-Kultur, wie überhaupt das ganze Verfahren, aus Paris stammt, gibt dem lübecker Gesundheitsamt die erwünschte Gelegenheit, den Verdacht auf die pariser Hersteller zu lenken. Daß die pariser Presse, besonders die chauvinistische, nicht grade zart reagiert, können ihr Die, die am lautesten schreien, am wenigsten verargen. Bei Hugenbergs würde der Geifer meilenweit spritzen, sollten es einmal französische Ärzte wagen, im umgekehrten Falle etwa das Robert-Koch-Institut verantwortlich zu machen. Bleiben wir vorläufig hübsch im Lande und suchen wir den Fehler erst einmal bei uns.

Es steht fest, daß „Die medizinische Welt" in ihrer Nummer vom 18. Mai 1929 anläßlich zahlreicher pariser Todesfälle vor der Behandlung mit dem Calmette-Verfahren gewarnt hat. Es steht weiter fest, daß zwei bekannte wiener Kinderärzte, die Professoren Pirquet und Nobel, die Impfung mit dem Mittel ablehnten, da das Serum Tuberkulose hervorrufe. Wußte man das in Lübeck nicht? Und wenn ja, warum impfte man dann weiter?

Jetzt braucht man einen Sündenbock und glaubt, ihn in den pariser Herstellern gefunden zu haben. Damit wollen wir uns aber nicht zufrieden geben. Wir verlangen, daß die Herren Sachverständigen die Öffentlichkeit auf dem Laufenden über die Ergebnisse ihrer Untersuchungen halten. Die lübecker Berichterstatter meinten zwar, es könne noch Wochen bis zur endgültigen Aufklärung dauern, vorläufig könne man noch nichts Bestimmtes sagen; wir wollen uns aber nicht hinhalten lassen, bis vielleicht Gras über die Gräber der Kinder gewachsen ist, wir verlangen, daß jede einzelne Phase der Untersuchung bekanntgegeben wird und die Schuldigen nicht geschont werden. Mit Berichten, die anmuten wie die Dementis des Reichswehrministeriums, ist uns nicht gedient.

Auch der Medizin nicht. Ist nicht dieser Fall gradezu wie geschaffen, den Kurpfuschern, dem gallspacher Wunderdoktor und seinen Ablegern im Reich, den Weißenbergs und sonstigen Heilaposteln die Kassen zu füllen? Werden nicht wieder Tausende an der so oft und so vernehmlich laut gepriesenen medizinischen Wissenschaft Deutschlands zu zweifeln beginnen und bei Zeileis, bei seinen Vorläufern und Nachahmern ihr Heil suchen?

Die deutsche Medizin hat einen Puff bekommen, sie sieht ein wenig ramponiert aus. Bessern Sie sie auf, meine Herrn; aber ernsthaft. Dadurch, daß sie uns erzählen wollen, Paris sei schuld, machen Sie sich bei uns nur lächerlich, an der Seine aber verhaßt. Sie haben das Wort: aber bitte ein bißchen plötzlich, sonst muß man in Gallspach nächstens Wolkenkratzer bauen.

Walther Karsch

Für Meyerhold

Was war die Absicht Schillers mit der Anklage durch den Mund des Kammerdieners in „Kabale und Liebe"? Unrecht zu züchtigen, bestehende Zustände zu ändern. Was ist seine Absicht mit der Forderung nach Gedankenfreiheit im „Don Carlos"? Bestehende Zustände zu ändern. Was kann der künstlerisch-ethische Zweck des frühern Gerhart Hauptmann mit den „Webern" und „Florian Geyer" gewesen sein? Bestehende Zustände zu ändern.

In Wirklichkeit haben aber die besten Aufführungen großer revolutionärer Stücke nie etwas an den bestehenden Zuständen geändert.

Man geht ins Theater, unterhält sich, läßt sich sogar erschüttern. Aber wenn der eiserne Vorhang gefallen, der letzte Applaus verklungen ist, ist alles aus. Die „Ewigkeitswerte" der Dichtung bleiben für die Ewigkeit konserviert, bewirken gar nichts.

So muß man doch wohl andre Wege gehen, um den Dichter zu besserer Wirkung zu bringen. Man muß also wohl eine Form der Inszenierung finden, die des Dichters Absichten stärker unterstreicht. Das ist keine Frage alten oder neuen Stils, es kommt nur darauf an, ob der Stil eindringlich genug ist.

Meyerhold geht, unbekümmert um Erfolg oder Mißerfolg, seinen eignen Weg. Seine Wirkung ist nachhaltig, und mit dem Fallen des eisernen Vorhangs noch lange nicht vorüber.

Meyerhold packt alles ganz anders an: Am Schluß seiner Inszenierung des „Revisors" sieht man eine Gesellschaft der Korruption, der Bestechlichkeit, der Kriecherei im wahren Sinne des Wortes zu hölzernen Marionetten erstarren. Diese Gesellschaft wird als das gezeigt, was sie ist: als Holz. Gefühllos, ohne eignes Leben, von Übergeordneten an Drähten gezogen, ohne eigne Meinung, jedem falschen Gerücht, jeder falschen Autorität, jedem falschen Erfolg, jeder falschen Macht nachlaufend: eine Gesellschaft also, die keinen Bestand haben kann, die man der vollkommenen Marionettisierung, der endgültigen Verhölzerung ausliefern muß. Das ist

der innere Sinn der Gestaltung Meyerholds: die Gesellschaft vollkommen entpersönlicht, nur noch Stimme und erstarrtes Bild, mit Hoffmannscher Dämonik zum Automatenschreck verurteilt.

Das ist Meyerholds, aber auch Gogols Revisor. Der große Satiriker wollte nicht nur ein Publikum für einen Abend amüsieren und dann zur Tagesordnung übergehen. Die Absicht des ethischen Satirikers war zweifellos zu bessern, zu ändern, mit dem Abgestorbenen endgültig aufzuräumen, um Platz für eine neue Gesellschaft zu machen, für eine Gesellschaft, die auf wirklichen Werten baut. Grade durch die Übersteigerung ins Marionettenhafte erreicht Meyerhold nachhaltige Wirkungen, indem er aus der Realität ins Symbolhafte dringt.

Und dann die köstliche Uniform-Orgie im ersten Bild: Autorität wird aufgerichtet, Allmacht aufgeputzt, aufgebürstet, aufgebügelt, aufgepustet. Es ist gleichgültig, wer in der Uniform steckt.

In dieser Uniform darf sich Chlestakoff alles erlauben, er darf sich wie ein Kretin gebärden und verliert die Achtung der kleinen Tyrannen nicht. Im Gegenteil, je wahnwitziger er sich beträgt, desto devoter werden die Bureaukraten, desto gottähnlicher wird er in ihren Augen. Es braucht kein Mensch in der Uniform zu stecken, es genügt eine verblödete Marionette. So rücksichtslos ist die Allmacht der hohlen Uniform noch niemals dem Hohngelächter preisgegeben worden.

Nicht besser kommt die Eitelkeit der Gesellschaftsdame fort. Ein monumentaler, gigantischer Kleiderschrank beherrscht die ganze Bühne. Die Frau des allmächtigen Stadttyrannen wohnt, lebt in diesem Kleiderschrank; sie wird vom Schrank vollkommen verschlungen, wenn sie sich mit ihren Kleidern beschäftigt. Aus diesem Schrank steigen die Gestalten ihrer Wunschträume, die versteckt gewesenen Liebhaber, die geschniegelten Offiziere der Serenade. Der verzückte Traum der tonangebenden Provinzdame, die ihre Phantasie mit Hintertreppenromanen nährt. Die Szene bleibt unvergeßlich in der Gestaltung der großen Schauspielerin Sinaïda Reich.

Die herrlichen Inszenierungen Reinhardts, Stanislawskys, Tairows, Granowskys gehören zu meinen kostbarsten künstlerischen Eindrücken. Aber für die Bereicherung durch die „Revisor"-Inszenierung bin ich Meyerhold ehrlich dankbar. Man wird auf diese Inszenierung, so stark sie auch umstritten wurde, noch oft zurückkommen. Sie hat mehr Anregungen hinterlassen als die Ablehnenden wahrhaben möchten.

Meinhart Maur

„Heeresbericht"

Auf Lampels „Jungen in Not" und Credés „Frauen in Not" folgt Edlef Köppens „Heeresbericht" (Horen-Verlag, Berlin), der „Mensch in Not" heißen könnte. Und wenn nach der Hochflut der Kriegsromane dieser „Heeresbericht" als notwendig empfunden wird, so ist diese Feststellung gleichzeitig ein Alibi der Erwünschtheit.

Köppens Buch geht von einem dialektischen Prinzip aus: dem

der Konfrontierung. Ein Bericht der Tageszeitung ist der Wirklichkeit gegenübergestellt und den Gedanken, Empfindungen, Wallungen, die in Menschen dieser Wirklichkeit vor sich gingen. Was der Kaiser und sein Kanzler kundgetan, wird illustriert — durch wahre Begebenheiten des Krieges. Inserate, Speisekarten, Leitartikel, das ganze Arrangement für die zu belügende Öffentlichkeit und dahinter — die Wahrheit des Kriegsalltages. Dieser äußern Konfrontierung entspricht eine innere. Auf jeden Schwulst der Siegartikler und Durchhaltetrompeter, der mit Recht wilhelminisch genannt wurde, folgt eine schlichte Darstellung der Wirklichkeit, die menschlich genannt zu werden verdient: einfach in den stilistischen Mitteln, zart im Kolorit, manchmal besinnlich, manchmal frisch wie ein Stenogramm des Alltags. Und so wächst organisch aus offizieller Lüge und dem glaubhaften Bericht eines Teilnehmers das grauenhafte Bild des Krieges. Mobilisierung, Vormarsch, Stellungskrieg, langsames Versacken, der Zusammenbruch: Auf zwei übereinanderliegenden Bühnen wird „Die Große Zeit" gespielt.

Manchmal ist die Konfrontierung nicht restlos gelungen. Da ist ein Bericht, der nicht zu der Schilderung paßt, infolgedessen „demagogisch", jedenfalls nicht überzeugend wirkt. Manchmal scheint mir der Stil aus besinnlicher Schlichtheit abzugleiten in die journalistische Trockenheit. Dafür wachsen einige Stellen in die Bezirke gestalteter Dichtung. Ein Kavallerieangriff wird geschildert, wie Pferde und Menschen und Menschen und Pferde hingemäht werden, und ein Rückzug der Deutschen vor anrollenden Tanks: hier ist die Weltangst der Kreatur großartig dargestellt.

Das Ganze ist gehalten von einer lautern Gesinnung. Und das scheint mir der stärkste Vorzug dieses vorzüglichen Buches zu sein. Denn Gesinnung ist ja keine Antithese zur modisch gefragten „Objektivität", vielmehr — ein Motor zur Zeitüberwindung. Der zwanzigjährige Kriegsfreiwillige Reisiger, Chronist auf der untern Bühne des Kriegsalltages, nimmt die Ereignisse auf, schaut und verarbeitet und erlebt mit der Skala privaten Aufstieges: Gefreiter, Unteroffizier, Feldwebel, Leutnant, die der seelischen Befreiung: Gehorsam, Besinnlichkeit, Erschütterung, Rebellion — bis eine Tobzelle ihn umschließt. Und dort bewahrt er die durch Empirie gehärtete Gesinnung: „Es ist ja immer noch Krieg . . ." Götz von Berlichingen!

Mit diesem großen Protest des Individuums gegen kollektiven Wahnsinn schließt Edlef Köppens „Heeresbericht", dem viele Leser zu wünschen sind. Denn „la guerre — ce sont nos parents", und niemand soll doch bekanntlich seine Eltern vergessen. *Gerhart Pohl*

Hörspiele

John D. erobert die Welt

Das Hörspiel Friedrich Wolffs gab eine in Hörfolgen aufgeteilte Biographie John D. Rockefellers. John D. 4000 Dollar schwer, John D. 70 000 Dollar

schwer, John D. 1000 Millionen Dollar schwer. Der Weg vom smarten, jungen Kaufmann bis zum alten Golfspieler, gesehen aus der Perspektive des deutschen Möchtegerngroßkaufmanns, der wagt und gewinnt. Eine Mischung von Bauernschlauheit und Draufgängertum mit den Praktiken eines kleinen Bankiers.

Erwartet hatten wir vom Verfasser des „Cyankali": John D. als Vollstrecker der Gesetze der kapitalistischen Wirtschaft. Ein so gewichtiger Stoff, wie es die Taten des größten aller kapitalistischen Unternehmer sind, hätte verpflichtet, das Wesentliche manifest zu machen. Das Wesentliche aber ist: Aufdecken der transpersonalen, objektiven Mächte, die John D. gezwungen haben, so und nicht anders zu handeln. Das Wesentliche ist Aufzeigen der Struktur der kapitalistischen Wirtschaft durch das konkrete Phänomen der Konkurrenz. Das Bezwingen des Gegners, um nicht bezwungen zu werden. Der Stoff gab Gelegenheit, das zu zeigen, hatte Möglichkeiten genug, die Hintergründe aufzudecken, auf dem sich dieses Leben abspielt. Grade weil es ein Hörspiel war, das keine optischen Bindungen hat, hätte es abstrakte Begriffe wie Konkurrenz, Kapital, Arbeitskraft etcetera lehrhaft konkret machen können. Ein wenig Bestechung, ein bißchen Kaufen eines Verwaltungsapparates einer Justiz, einer Presse, einer Universität, das ist John D., wie ihn die Wunschträume eines Chefaspiranten sehen, nicht wie er existient ist.

Die letzte ganz ausgezeichnet gedachte Szene zum Beispiel, in der John D. der sozialistische Journalist John Reed gegenübersitzt, hätte das Aufeinanderprallen der großen Mächte Sozialismus und Kapitalismus zeigen müssen. Beide realpolitisch, beide entidealisiert, beide gewohnt, mit Fakten zu rechnen. Zwei harte und konzessionslose Formen, die Welt zu begreifen, zu organisieren von der Idee her, das hätte dem Hörer gesagt werden müssen. Die Unbestechlichkeit John Reeds kann nur John D. verwundern. Der Dialog drehte sich viel zu sehr um personale Dinge, die privat und uninteressant sind. Daß aber John Reed nichts Andres als kleine sozialpolitische Forderungen zu stellen hat, und John D. sentimental mit der Frage des alternden Mannes das Stück beschließt: sollte das wirklich mit meiner Welt zu Ende sein? war die größte Enttäuschung. Ein schöner Stoff ward schmählich hier vertan.

Und wir haben nichts dagegen getan

Die Aufführung des mutigen Hörspiels der beiden Amerikaner Anderson und Hickerson war ein Verdienst. Das Stück ist der Versuch, den aus Zeitungen und dem Boston Buch Upton Sinclairs bekannten Justizmord an Sacco und Vanzetti zu dramatisieren. Zwei Unschuldige werden gemeinen Mordes angeklagt und auf Grund eines völlig unzulänglich konstruierten Indizienbeweises zum Tode durch den elektrischen Stuhl verurteilt. Ihre einzige Schuld war:

eine politische Meinung zu haben, die sich gegen die bestehende Ordnung stellte. Diese erschütternde, aufrüttelnde Ermordung vird Anlaß zur Aufdeckung der korrupten amerikanischen Justiz und ihrer Un-Rechtsprechung. Ohne Sentimentalität, mit echtem Radikalismus gibt die Hörfolge die Stadien der Verhaftung, des Prozesses und der Hinrichtung wieder. Ein Beispiel des verzweifelten politischen Machtkampfes in dem die herrschende Klasse den Namen des Rechts mißbraucht. Kein noch so unwürdiges Mittel, dessen man sich nicht bedient: Zeugenbestechung, Unterdrückung von Aussagen, Spitzelwirtschaft und erzwungene Falscheide. Die sture, vergewaltigende Dialektik der Juristen, die beweisen, was sie beweisen wollen, preßt soviel Material heraus, trägt soviel Indizien zusammen, bis es ausreicht zum elektrischen Stuhl. Es wird gezeigt: Macht ist Macht und will mißbraucht werden, und wer sich widersetzt, wird beseitigt. Die Meinung des hohen Richters von Staat, Gott und Gesellschaft ist ewig, wer anders denkt, wird unschädlich gemacht.

Die Bedeutung solcher Sendung, die in die private Sphäre von Hunderttausenden dringt, ist nicht hoch genug einzuschätzen. Ausgezeichnete Wortregie führte Max Bing. Die lange Gerichtsszene kam durch die rhythmischen Unterbrechungen zu großer Wirkung. Sie bewies zugleich, daß es auch ohne Geräuschkulisse geht, wenn man das Wort zu behandeln weiß. Die entschuldigenden Einleitungsworte, die Fred Hildenbrandt sprach, konnten das eminent Politische des Stückes nicht wegdiskutieren.

Kurt Hirschfeld

Neandertaler

Man sollte es nicht für möglich halten: einem Antisemiten ist eine wissenschaftliche Entdeckung gelungen!

Der Neandertaler wurde 1856 im Neandertal bei Düsseldorf in einer diluvialen Lehmschicht gefunden: ein leidlich erhaltenes Skelett aus uralten Zeiten, das eine Mittelstellung zwischen dem höchststehenden Affen und dem Menschen einnimmt. Die Wissenschaft hat sich unendlich viel damit beschäftigt, aber nur feststellen können, daß das Skelett eine Anzahl von Merkmalen aufweist, die keine der jetzt lebenden oder uns als ausgestorben bekannten Menschenarten besitzt.

Nun aber kommt im ‚Hammer' des alten Antisemiten Theodor Fritsch ein allerdings in wissenschaftlichen Kreisen bisher nicht bekannter Herr Ernst Bublitz und schreibt in einem Artikel über den „Kreuzzug wider die Bolschewiken": „Der Bolschewismus findet bei uns gefühlsmäßigen Widerhall nur in der Schicht des Untermenschentums, das vom Neandertaler und ähnlichen Urbevölkerungen her in unsrer Mitte im Verbrechertum fortlebt."

Heureka! Der Hammer hats geschafft. Jetzt wissen wir wenigstens, woher die deutschen Kommunisten stammen. Sie sind Nachkommen des seligen Affenmenschen aus dem Neandertal. Eine verdammt zähe Rasse, diese Kommunisten. Sie kommen aus dem Diluvium und haben die Eiszeit

glücklich überstanden, wo doch sonst alle Lebewesen zum Teufel gingen. Nun können wir uns auch dank Herrn Ernst Bublitz endlich vorstellen, warum die Kommunisten so schwer auszurotten sind. Wenn ihren Ahnen nicht einmal die Eiszeit etwas anhaben konnte!

Helmut v. Gerlach

Zauber der Nacht

Es hetzt den Mond wie ein verloren Lamm
Ein Wolf mit breitem Maul: Die Lichtreklame.
Persil bleibt stets Persil. Es klingt so stramm.
Mark ist gleich Mark. Und Dame ist gleich Dame.

Ein Schutzmann regelt segnend den Verkehr.
Die Sterne flüchten, da sie niemand achtet.
Es wird gebuddelt und es riecht nach Teer.
Für einen Filmpalast wird ausgeschachtet.

Ein Invalide bietet seinen Stumpf
Und außerdem noch Waren an, diskrete
Der Gentleman trägt nur den Schuh „Triumph"
Koks gibts trotz Razzia im Tearoom „Lethe".

Ein Schieber, der Herrn Menjou ähnlich sieht,
Saugt einen Cocktail und bedenkt die Pleiten.
Wie kommt der Pickel an sein Augenlid?
Er träumt von Stinnes. Ach, das waren Zeiten.

Ein minderjährig Paar erstürmt den Bus.
Wohin, ihr Kinder, wird die Fahrt euch führen?
Das Vaterland besteuert den Genuß,
Und nur wer Geld hat, der darf Liebe spüren.

Was soll uns Mond und Traum und Liebesspiel?
Was kann geschehn? Mags brechen oder biegen.
Geschrieben steht: Persil bleibt stets Persil.
In diesem Zeichen wird die Menschheit siegen.

Paul Mayer

Die leicht spießerhafte Mittelschicht oder Die Zensur als Lachreizmotiv

Berlin, 26. April

Die erfreuliche Entscheidung der Lampe-Kommission über den künstlerischen Wert der Oswald-Tonfilmposse „Wien, du Stadt der Lieder" wird erklärt durch folgendes Schreiben, das uns von der Richard Oswald-Produktion freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurde.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Zur Ausstellung der Bescheinigung für den Bildstreifen „Wien, du Stadt der Lieder" als künstlerisch bedürfen wir der Zulassungskarte der Filmprüfstelle Berlin, und bitten um schleunige Übersendung.

Wir möchten bei dieser Gelegenheit Ihnen nochmals schriftlich zur Weitergabe an die Firma mitteilen, daß die Anerkennung des Bildwerkes insofern nicht ganz ohne Bedenken erfolgt war, als die Gattung der Filmposse an sich genau so wenig wie eine Bühnenposse Anspruch auf Kunstwerte erhebt, sondern ganz der Unterhaltung und Zerstreuung als mehr oder minder zum Lachen reizendes Spielwerk angehört. Es ist jedoch durchaus denkbar, daß sich ein einzelnes Werk dieser Gattung über sie erhebt und, ohne den Gattungscharakter zu verlieren, doch den Wesenszug eines ideenreichen, künstlerisch gestaltenden Werkes annimmt. Man kann bei dem vorliegenden Bildstreifen kaum behaupten, daß sich das Manuskript von gelegentlichen Banalitäten freihält, und daß malerisch der Film sich über andre Spielfilme hinaus in das Gebiet des Künstlerischen steigert. Wirklich gut ist das Ensemble-Spiel und eine gewisse Treffsicherheit in der Charakteristik des Wienertums, einer leicht spießerhaften Mittelschicht. Wertvoll Neues bringt der Bildstreifen freilich kaum; doch versteht es die Regie, altbekannte Possensituationen und Lachreizmotive durch gefällige Zusammenstellung und neue Gesichtspunkte zu angenehmer Wirkung zu bringen. In Anbetracht, daß es bisher Filmpossen noch kaum gegeben hat, Tonfilmpossen überhaupt noch nicht, daß also auch ein rechter Maßstab zur Beurteilung mit gleichartigen Erzeugnissen noch fehlt, hat der Gutachterausschuß die Anerkennung als künstlerisch ausgesprochen in dem Zutrauen, daß die Industrie durch diese Anerkennung ermutigt werde, ähnliche saubere und fesselnde Werke der heiteren Kunst in noch höherer Vollendung zu schaffen. Einen Prä-

zedenzfall soll diese Anerkennung nicht in sich schließen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Die Bildstelle. gez. F. Lampe.

Film-Kurier

Die Kriegspraxis

Ernst Kretschmer, „Medizinische Psychologie":

„Im Kriege, wo wir große Erfahrungen mit erfolgreicher Wachsuggestivtherapie selbst gegen die verzweifeltsten Widerstände sammeln konnten, hat sich für schwerere Fälle besonders folgendes methodische Schema bewährt, das aber ganz nach Bedarf zu modifizieren ist: ... B. Suggestivszene im Operationsraum: ehe der Arzt kommt, ist alles fertig vorbereitet, Patient liegt entkleidet oder jedenfalls nach Freimachung der betroffenen Körperteile schon auf dem Operationstische; man spricht wenige ermunternde Worte und beginnt mit einer raschen zielsicheren Sachlichkeit sofort die Behandlung, und zwar 1. Elektrisieren mit schwachem oder schmerzhaftem faradischen Strom, je nach dem psychischen Habitus des Patienten, 1 bis 2 Minuten. 2. Üben nach straffem Kommando 2 bis 5 Minuten. 3. Ruhepause 2 bis 5 Minuten. Dann Wiederholung des Turnus bis zum vollen Erfolg.

Das geschilderte Behandlungsschema wurde im Kriege hauptsächlich von Kauffmann und von Kehrer ausgebildet. Als Kauffmannsche Behandlung bezeichnete man speziell den Modus, der durch starke und sehr schmerzhafte faradische Ströme zugleich eine gewisse elementare Schockwirkung zur psychophysischen Gesamtumstellung des Patienten verwendet. Bei den allermeisten Fällen hat sich aber dieses rigorose Vorgehen nicht als unumgänglich gezeigt, und besonders in der Friedenspraxis wird man fast ganz auf starke Ströme verzichten können."

Können ...? Warum wohl —?

Liebe Weltbühne

Der berühmte Verteidiger erscheint vor irgendeiner thüringischen Strafkammer.

Der Vorsitzende, nach Eröffnung der Sitzung: „Und wer vertritt den Angeklagten —?"

Der berühmte Verteidiger mit herablassendem Kopfnicken sich vorstellend: „Doktor Alsberg".

Der Vorsitzende nervös: Ach, Verzeihung, ich habe nicht verstanden ... Wie war der Name, bitte?"

Der berühmte Verteidiger mit leicht gerundeten Augen und unheildrohender Akzentuierung: „Doktor ... Als — berg ..."

Der Vorsitzende: „Verzeihung, Herr Rechtsanwalt, ich kann Sie wirklich nicht verstehen. Würden Sie so freundlich sein und buchstabieren?"

Das Plaidoyer verlief lustlos.

Hinweise der Redaktion

Berlin

Dienstag und Mittwoch: Toscanini dirigiert in der Philharmonie. Sonnabend: Pirandello, Heute wird aus dem Stegreif gespielt, Lessing-Theater.

Bücher

Die große Politik der Mächte im Weltkrieg. C. Reißner & Co., Dresden.
Max Reinhardt: 25 Jahre Deutsches Theater. R. Piper & Co., München.
Ernst Weiß: Tiere in Ketten. Propyläen Verlag, Berlin.
Edvard Welle Strand: Moewenjunge. Eigenbrödler Verlag, Berlin.
Egon Erwin Kisch: Der rasende Reporter. Mk. 2,85. Sieben Stäbe Verlag, Berlin.
Jack London: Die Fahrt der Snark. Universitas-Verlag, Berlin.
Ernst Ottwalt: Ruhe und Ordnung. Malik-Verlag, Berlin.
Otto Lehmann-Rußbüldt: Die Reichswehr. 64 Seiten. 1 RM. Verlag „Der Scholle" Berlin-Weißensee.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 21.10: Zeitberichte. — Breslau 21.40: Peter Martin Lampel liest. — Frankfurt 22.10: Karl Kraus und Peter Altenberg. L. Lach. — **Mittwoch.** Berlin 19.30: Rede über den Schauspieler, Max Reinhardt. — 20.00: Toscanini dirigiert. — **Freitag.** Köln 20.30: Ossip Dymow: Nju. — **Sonnabend.** Berlin 16.05: Max Dauthendey, Edith Herrnstadt-Oettingen. — 17,30: Ernst Toller erzählt sein Leben.

Antworten

Germania. In einer Tonart, die man bei schönem Wetter im Stadium der Volltrunkenheit als „Ironie" anzusehen vermag, packst du jenen französischen Beamten an, der das dortige Touristenwesen bearbeitet. Eine echte und rechte „Fremdenverkehrswerbung" hat bekanntlich nur Deutschland, anderswo können sie das nicht so schön... Der Franzose hat nun etwas durchaus Vernünftiges gemacht; er hat nämlich zunächst einmal den französischen Hoteliers auseinandergesetzt, was die Fremden an Frankreich tadeln und was sie loben; er hat also versucht, auf das, was er werbend anpreisen soll, einzuwirken, um so die zu propagierende Ware zu verbessern. Das findest du recht komisch. Nun gibt es aber Ausländer, die finden es wiederum komisch, in welchem Zustand die deutschen Autostraßen sind; wie deutsche Hotelpreise sich zum Gebotenen verhalten; wie in Bayern und in manchen stramm nationalen Badeorten der Fremde aufgenommen wird... und darum kommen sie nicht her. Niemand erwartet von dir gute Witze. Aber einen logischen Ernst könntest du schon aufbringen.

Neuer Deutscher Verlag. Sie übermitteln uns ein Verzeichnis Ihrer Verlagswerke und Ihrer Pläne für die nächste Zeit. Wir registrieren aus den bereits erschienenen Büchern: Illustrierte Geschichte der russischen Revolution. Illustrierte Geschichte des Bürgerkriegs in Rußland. Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution. Max Beer: Allgemeine Geschichte des Sozialismus. Kurt Kersten: Bismarck und seine Zeit. Lyon: Sacco und Vanzetti. Willi Münzenberg: Die dritte Front. Larissa Reißner: Oktober. Henri Barbusse: Tatsachen. Otto Heller: Sibirien, ein anderes Amerika. Otto Katz: Neun Männer im Eis. Fedin: Die Brüder. Newerow: Taschkent, die brotreiche Stadt. Sserafimowitsch: Der eiserne Strom. Albert Hotopp: Fischkutter H. F. 13. Kurt Tucholsky: Deutschland, Deutschland über alles. Von Ihren Plänen seien genannt: Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats von Otto Rühle. Illustrierte Geschichte der französischen Revolution. Kurt Kersten: Die Revolution der Bürger. Henri Barbusse: 150 Millionen bauen eine neue Welt. Tarassow-Rodionow: Schwere Schritte. Boris Pilnjak: Die Wolga fällt ins Kaspische Meer. Maria Leitner: Hotel Amerika.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Einer von der Infanterie von Carl v. Ossietzky

Vor ein paar Tagen konstatierte eines von jenen Rechtsblättern, die man irrtümlicherweise für gemäßigt hält, weil sie sich dem Pantoffeldespotismus des Geheimrats Hugenberg nicht fügen, daß sich um die gegenwärtige Reichsregierung ein immer ärgeres Mißbehagen bemerkbar mache. Man kann nicht höflicher über einen bittern Notstand aussagen. Was ist aus den Mordskerlen geworden, die sich vor wenigen Wochen noch mit Herkuleslenden in ihre Ministerstühle warfen? Was aus dem Herrn Reichskanzler selbst, der das Parlament zunächst nur leicht mit der Stiefelspitze berührte, um anzudeuten, daß er es bald den Absätzen gröber beschuhter Leute überlassen würde? Die Herren von Rechts, die sich entschlossen haben, das zweifelhafte Risiko der „staatsbürgerlichen Mitte" zu teilen, sind mit Recht enttäuscht und ergrimmt. Sie haben eine Niete gezogen, und diese Niete heißt Heinrich Brüning. Sie haben erwartet, daß sich der Mann ihres Vertrauens mit einem Kranz wetterfester Mitarbeiter umgeben würde. Aber neben den Koryphäen des Kabinetts Brüning nehmen sich Hilferding und Robert Schmidt wie strahlende junge Athleten aus. Nichts geschieht gegen die Finanznot, nichts gegen die Arbeitslosigkeit. Zwar ist die Osthilfe glücklich bewilligt, aber woher soll das Geld genommen werden? Der große Schiele ist ganz still geworden und denkt nicht daran, den Reichspräsidenten, der doch so große Stücke auf ihn hält, etwa zu einem warmherzigen Aufruf an die Kapitalisten zu bewegen, dem notleidenden Osten mit einer freiwilligen Spende wieder auf die Strümpfe zu helfen. Obgleich Herr Schiele kein großes Licht ist, so ist er doch klug genug, um zu wissen, daß die Macht des Herrn Reichspräsidenten zwar auslangt, um ein paar sozialistische Minister zu verscheuchen, daß sie aber vor den Geldschränken von Kommerz und Industrie ihren Zauber verliert. Und was die engern nationalen Aufgaben angeht, wo jedermann, ob Freund oder nicht, von der Regierung Tatkraft erwartet hatte, so bleibt auch hier nur ein großes Erstaunen über die Hilflosigkeit, mit der die Herren der Abtreibung des Panzerkreuzers B zusehen, ohne über die Schuldigen den § 218 zu verhängen. Das Diktaturgerede ist verstummt; die Fanfaroneure schleichen belämmert in die Fraktionszimmer, um sich Instruktionen oder Verweise zu holen. Alle ins Weite gehenden Pläne sind nichtig geworden. Die gemeine Not dieser Monate stellt konkrete Aufgaben, die Regierung drückt sich mühselig und verlegen in schlechten Improvisationen herum, und was ihre Freunde verteidigend vorbringen, heißt im Grunde nur: „Es wird höflichst gebeten, nach den Herren vom Orchester nicht mit dem Lasso zu werfen. Sie tun ihr Bestes."

Was wir hier erleben, ist mehr als das Versagen von Personen, es ist die blamable Enthüllung einer Phrase. Denn unter welchem Leitmotiv wurde die neue Regierung eingeführt? Die Frontgeneration kommt ans Ruder. Die Schützengraben-

generation schickt ihre Vertreter vor, um es den Etappenschweinen der Demokratie endlich zu zeigen. Das alberne Geschwätz von der Frontgeneration, das die ideologische Grundlage jener alles verheerenden Auffassung bildet, der Streit der Parteien sei dem Krieg vergleichbar und müsse allnächtlich in den Straßen mit Schlagring und Schießeisen ausgetragen werden — dieses lächerliche Geschwätz hat eine Regierung möglich gemacht, deren hauptsächlichste Mitglieder als Empfehlung nicht viel mehr als ihre Militärpapiere vorzuweisen hatten. Fragt außerhalb Deutschlands jemand, ob Herr Baldwin ein Gewehr geladen, Herr Tardieu eine Goulaschkanone geheizt hat? Hier holte man sich Einen, der seine Vorbildung für die Reichskanzlerschaft bei der Infanterie erworben hat: Herrn Heinrich Brüning, der sonst ein guter Katholik ist und die zehn Gebote achtet bis auf das eine, das er als MG.-Offizier zur höhern Ehre des Vaterlandes verletzen mußte. Hinter ihm zog Herr Treviranus her, der sich bei der Marine um die Dezimierung der europäischen Christenheit verdient gemacht hat. Die ältesten parlamentarischen Schmerbäuche suchten ihre vergilbten Landsturmscheine heraus, die plötzlich sakrale Bedeutung gewonnen hatten. Ringsum war des Jubels kein Ende: Gruppe Bosemüller bildet die nationale Regierung! Aufbruch der Nation in Stahlgewittern!

Seitdem ist die Stimmung gründlich umgeschlagen, und die Feldgrauen des Kabinetts Brüning zittern bei dem Gedanken, daß bald der wohlbekannte Ruf zu hören sein wird: Licht aus! Messer raus! Der Einzige, der sich die heitere Ahnungslosigkeit und die stramme Sprache bewahrt hat, ist merkwürdigerweise ein Überbleibsel der vorangegangenen unwürdigen Zivilistenregierung. Herr Peter Moldenhauer reist noch immer im Lande umher, bekränzt sein Defizit mit deutschem Eichenlaub und redet großes von Kavallerieattacken auf den Reichstag. „Vous êtes infatigable, Monsieur Moldenhauer", dieses von Tardieu im Haag an ihn gerichtete Kompliment muß Herrn Moldenhauer in die Krone gefahren sein. Aber es kann sich nur aufs Mundwerk bezogen haben, denn in der Sache ist Herr Moldenhauer ein schlechter, unfähiger Finanzminister, eine würdige Fortsetzung der gefährlichen, unbrauchbaren Finanzminister Hermes, Köhler, Hilferding. Mit einer Corona von Geheimräten den Etat frisieren, das kann Herr Moldenhauer. Ein produktiverer Einfall ist ihm noch nicht beschieden gewesen. Und mutig ist er auch nicht, denn, in der Parlamentsdebatte gestellt, nimmt er seine sprühenden rheinländischen Bravaden kleinmütig zurück.

Im Gegensatz zu seinem Finanzminister zählt der Herr Reichskanzler zu den Schweigsamen. Herr Doktor Brüning gehört zu denjenigen, die tiefsinnig dreinschauen, wenig sagen und wenn sie schon reden, durch ihre Plattheit erschrecken. Herr Brüning kann zu seiner Entschuldigung vorbringen, daß er seine Aufgabe von vornherein nicht als eine rhetorische aufgefaßt hat. Als er sein Amt antrat, war er fest entschlossen, an seiner Stelle den Artikel 48 sprechen zu lassen, eine Kalkulation, die ihm der Reichstag leider nicht durch tatkräftigen

Widerstand sondern durch eben noch rechtzeitiges Einschwenken vereitelt hat. Was sich seitdem begeben hat, ladet Herrn Brüning nicht ein, die Verantwortung für alles auf die eigne Achsel zu nehmen, und auch das Zentrum dürfte kaum Lust haben, für einen Kanzler zahlen zu müssen, dem die vagen konservativen Gedankengänge von Treviranus und Genossen den Kopf verdreht haben. Echt an Herrn Brüning ist ohne Zweifel seine eingefleischte Abneigung gegen alles gesinnungsmäßig Republikanische, er tastet nach der Richtung Seipel, ist nationalistisch und sozialreaktionär. Ihm fehlen jedoch alle Führerqualitäten. Er ist nicht einmal ein Verführer, nicht einmal ein Irreführer. Er hat nicht genug Phantasie, um das von ihm Geplante auch für andre bildkräftig zu machen, und selbst sein unbestreitbares Intrigentalent scheint sich in dem Komplott zur Beseitigung der Müllerregierung einstweilen verausgabt zu haben. Das soll also der Vertreter der Frontgeneration sein? Herr Brüning zeigt weder Entschlossenheit, noch Initiative, noch Verantwortungsfreudigkeit. Er läßt die Dinge einfach treiben und benimmt sich, wie ein kümmerlicher Rekrut, der nicht weiß, was er ohne den Vorgesetzten beginnen soll. Ein trübseliger Duckmäuser, kein Feldsoldat der Politik.

Man kann von dem Leiter der Reichspolitik mit einigem Recht verlangen, daß er sich endlich zu den dringendsten Fragen äußert. Was er bisher gesagt hat, war mehr als spärlich. Es werden von ihm keine rednerischen Glanzstücke gefordert, aber inmitten eines schrecklich absinkenden Konjunkturniveaus muß der Reichskanzler schon verraten, ob die Regierung ein Wirtschaftsprogramm hat oder nicht. Das Massenelend agitiert für die Totschlägergarden Hitlers. Die Unternehmerverbände bereiten die Schlußoffensive gegen die Sozialpolitik vor, und wie lange noch, und die Gewerkschaften werden zu riesenhaften Lohnkämpfen aufrufen, einfach um nicht von den Verhältnissen überrannt zu werden, um ihre Leute bei der Stange zu halten. Eine ausgedehnte Katastrophe bereitet sich vor. Der Infanterist Brüning hat sich in den Unterstand zurückgezogen und schweigt.

Dabei sind die Ansprüche, die jetzt in Deutschland an eine Regierung gestellt werden, herzlich gering. Alle Parteien leiden unter einem in der Folge hoffentlich recht segensreichen Mißtrauen. Was augenblicklich gewünscht wird, ist nur eine Regierung, die ihren Funktionen wenigstens technisch gewachsen ist und sich in wirtschaftlichen Dingen nicht so grob dilettantisch gebärdet wie die gegenwärtige. Man wird von den nächsten Herren doch etwas mehr verlangen müssen als die Militärpässe. Und vielleicht hätte auch Herr Brüning nicht so jämmerlich versagt, wenn man von vornherein mehr an seine zivilistischen Fähigkeiten appelliert und ihm nicht gleich einen Tornister voll von fascistischen Wunschzetteln aufgepackt hätte. Unter dieser Last mußte der brave Soldat Brüning schon nach den ersten Kilometern schlapp machen. Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzet auf sein Grab.

Der Krach mit Thüringen von H. Landgraf

Bisher war es den rechtsradikalen Feinden der Republik zwar gelungen, sich gewisse Hochburgen zu schaffen, in denen sie eine mehr oder weniger gewaltsame Beeinflussung des öffentlichen und geistigen Lebens in ihrem Sinne durchzusetzen versuchten. Diese fascistischen Kulturzellen konnten aber auf die Dauer nicht dazu ausreichen, die romantischen Parteiideale ihrer Erfüllung näher zu bringen, die demokratische Republik zu beseitigen und sie zu ersetzen durch eine sogenannte „autoritäre" Demokratie, einfacher gesagt: durch die Diktatur.

In Bayern hatte man eine schlechte Erfahrung gemacht, man hatte München und glaubte das Land Bayern, den Staat hinter sich zu haben. Bayern war das erste deutsche Land, in dem die völkische Romantik sich austoben konnte. Es war das keine einheimische Romantik, sondern sie war eingeführt und hochgezüchtet von „Ausländern". Die „Saupreißen", die sich unter Ludendorffs Führung ansiedelten und dort wirkten, verbanden sich mit dem Deutschböhmen Hitler, um von München aus Berlin zu erledigen. Den Boden zu dieser Kultursaat hatte die blutige Beendigung der Räteherrschaft durch die Reichswehr bereitet. So kam es, da die Einheimischen mit den „Ausländern" im Hasse gegen Republik und Reichshauptstadt fraternisierten, zum Aufmarsch nach Berlin an der thüringer Grenze und endlich zum Hofbräuputsch in München. Der aber scheiterte; denn ganz zuletzt besannen sich die einheimischen Verantwortlichen. Sie machten nicht mehr mit und warfen die Putschkarre um. Auf Jahre hinaus wurde die Hitlerei durch diese Niederlage zurückgeworfen.

Indessen aber erfüllte sich das Schicksal des armen, aus acht Kleinstaaten neugegründeten Landes Thüringen. Es war dem Reich zu linksradikal geworden. Kommunisten saßen in der Landesregierung. Der Bayernputsch und fortgesetzte Hilferufe aus Thüringen gaben Veranlassung zum Einmarsch der Reichswehr, zur Verhängung des Belagerungszustandes und zur gründlichen „Entradikalisierung" dieses Landes. Auf die linksradikale Aera folgte unter diesem Druck die Entwicklung nach rechts.

Das war eine Gelegenheit, die böse Scharte von München in Thüringen auszuwetzen. Mit allen Mitteln machte sich Hitler sofort an die Arbeit, und nach jahrelanger Mühe ist der Erfolg nicht ausgeblieben. Die rechtsradikale Entwicklung hat einen Höhepunkt erreicht. Die fascistischen Romantiker haben es verstanden, sich in Thüringen einzurichten, sie haben aber dort eine ganz andre Stellung errungen als in Bayern. Sie sind in Thüringen die ausschlaggebende Regierungspartei geworden und schaffen sich dort täglich neue Machtpositionen in der Landespolizei, in den Gemeinden, in den höhern Beamtenstellen, in den Schulen, ja bis hinauf in die hohen Geistesregionen der Landesuniversität. Und einer der ehemaligen münchner Führer von Dreiundzwanzig hat als Kultus- und Innenminister des Landes die wichtigsten und höchsten Staatsämter inne.

Die fascistischen Romantiker haben also doch tatsächlich auf dem 1923 begonnenen Marsche nach Berlin schon Weimar erreicht und vollkommen erobert. Das ist fast keine Romantik mehr. Sie stehen in Thüringen und sind in voller Arbeit, dieses Land zu einer starken Festung für das weitere Vordringen, für den Endkampf gegen die Verfassung auszubauen. Was ihnen auch offensichtlich gelingt. Im Innern können sie diesmal keine nachhaltige und entschiedene Hemmung finden. Sie sitzen ja selbst führend in der Landesregierung. Und in den Reihen ihrer Bundesgenossen werden sich wohl kaum Männer finden wie Kahr und Lossow, die ihnen zuletzt in den Arm fallen. Hinter ihnen liegt Bayern als günstigster Hintergrund, im Osten finden sie einen guten Flankenschutz in Sachsen. Es brauchte jetzt nur noch — woran ja schon lange gearbeitet wird — die Große Koalition in Preußen in die Brüche zu gehen, dann würde die Bahn ganz frei werden...

Die Reichsregierung hat versucht, diese mindestens unbequeme fascistische Tätigkeit in Thüringen einzudämmen. Zuerst Severing mit dem Brotkorb — dies allerdings in einem Moment, wo die Regierung Müller schon wacklig auf den Füßen stand. Eine solche Aktion wäre übrigens auch dann vergeblich gewesen, wenn die alte Regierung geblieben wäre. Jedes Scheitern einer Reichsaktion aber wird in Thüringen als großer Sieg der Romantiker gewertet.

Der neue Reichsinnenminister behilft sich mit freundschaftlichen Briefen und Abmahnungen — und erntet Ablehnung. Er beruft eine Konferenz und sichert sich die Zustimmung der Länder zu einer Sperrung der Reichspolizeizuschüsse für Thüringen für den Fall, daß nationalsozialistische Beamte in leitende Stellen des thüringer Polizeiwesens berufen werden. Ein zielbewußter Gegenspieler wird sich auch dagegen zu helfen wissen. Man kann zum Beispiel in Thüringen entweder auf die betreffenden Polizeistellen oder ihre Besetzung überhaupt verzichten und die „geretteten" Reichsmillionen insoweit auf andre Weise im dortigen Sinne verwenden. Oder man kann an Stelle der nationalsozialistischen Beamten andre „geeignete" Personen ernennen, die formell aus der „Arbeiter"-Partei ausgetreten oder noch nicht in sie eingetreten sind etcetera. In jedem Falle aber bestehen begründete Zweifel, daß die weitere Leitung und Organisierung des thüringischen Polizeiwesens in republikanischem und absolut verfassungstreuem Geiste und Sinne erfolgen wird. Nicht einmal „Polizeigebete" mit der Bitte um Erhaltung der Republik wird man einführen. Umgekehrt besteht dagegen begründeter Verdacht, daß nach wie vor offen und geheim alle Einflüsse dahin geltend gemacht werden, den Fascismus in die Staatsmaschine eines Landes der deutschen demokratischen Republik einzuschalten. Das Reich, das ehedem gegen linksradikale Elemente so stark war, zeigt sich weit schwächer gegen die rechtsradikale Welle, die ganz Thüringen überschwemmt hat. Es fragt sich aber auch, ob die Reichsregierung überhaupt irgendwelche wirksame Handhabe zum erfolgversprechenden Eingreifen hat. Nach der Reichsverfassung jedenfalls nicht.

Diese gibt auch ihren notorischen Gegnern völlige Freiheit, alle Macht an sich zu bringen, wenn sie sich nur formell auf den Boden der Verfassung stellen. Es bleibt immer nur der Artikel 48 übrig. Daß die jetzige Reichsregierung ausgerechnet gegen eine rechtsstehende Landesregierung in Thüringen eine solche ultima ratio anwenden könnte, darf als Utopie erscheinen.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß alle rechtsstehenden Feinde der Republik in Deutschland ihre nunmehr neubelebte Hoffnung auf Thüringen setzen und auf den Minister Frick, daß alle — gleichgültig welcher Partei angehörig — bestrebt sind, die nationalsozialistische Position in Thüringen zu stärken. Dazu gehören Massenzuwanderung zu dieser Partei, Bereitstellung von Geldmitteln durch die Industrie etcetera. Besonders alle diejenigen, die von jeher offen oder geheim den Bürgerkrieg zur Beseitigung der Republik und zur Wiederherstellung der alten Kastenherrschaft propagiert haben, einschließlich aller rechtsstehenden Organisationen mit militärischem Einschlag, sind sich der Bedeutung Thüringens vollständig bewußt. In ihrem Sinne kann dieses Land ein viel beßrer Ausgangspunkt für eine politische und nötigenfalls militärische Aktion werden als etwa Bayern. Damals im Jahre 1923 war Thüringen ein vielleicht schwer zu überwindender Widerstand. Dieser Widerstand ist jetzt gebrochen, man steht in Weimar und hat ein ganzes deutsches Land in der Gewalt. Man fühlt sich schon dicht vor den Toren Berlins.

Bei klarer und nüchterner Beurteilung der ganzen Sachlage ist diese Berechnung gar nicht so romantisch, wie sie auf den ersten Blick aussehen mag. Ein von den geschworenen Feinden der Republik im gegebenen Augenblick beherrschtes Thüringen bietet alle Vorteile, die man nur denken kann. Es sollte im äußersten Falle der bewaffneten Reichsmacht nicht leicht werden, gut ausgerüstete und geführte Rebellenscharen aus den Abschnitten der Saale, des Thüringer Waldes und der Werra zu vertreiben oder auch nur die unterbrochene Verbindung mit Süddeutschland wiederherzustellen. Ganz abgesehen von der Ausdehnung, die eine solche Bewegung nehmen würde. Selbst Bagatellen dürfen nicht als Bagatellen angesehen und behandelt werden, wenn die Möglichkeit besteht, daß sie Fragen von Sein oder Nichtsein in sich bergen. Das müßten alle, die sich verantwortlich fühlen für die Erhaltung von Republik und Verfassung, beherzigen. Wenn der Gegner der Republik seine Position in Thüringen so zielbewußt, so aktionsfreudig und hemmungslos und so erfolgversprechend stärkt, so genügt es für die andre Seite nicht mehr, diese Aktionen oder ihre Führer zu unterschätzen und mit Witzen abzutun. Sondern es wird höchste Zeit, eine Gegenaktion in verbundener Abwehrfront einzuleiten. Es genügt auch nicht, daß man Zuschüsse und Mittel irgendwelcher Art sperrt, so wie ein spießiger Vater dem unartigen Sohn den Wechsel beschneidet oder entzieht. Sonst lachen die Falken, Werwölfe und andre wilden Tiere in Thüringen, die sich schon darauf freuen, nun bald in den republikanischen Schafstall einbrechen zu können.

Indien vor dem Unterhaus von C. Z. Klötzel

Was denkt man eigentlich in England über die Ereignisse in Indien? So zahlreich seit Wochen die Nachrichten über die Stimmung der Inder sind und so genau man — trotz schärfster Zensur — darüber unterrichtet ist, welchen Umfang und welches Ziel die revolutionäre Bewegung hat, so wenig weiß man, wie die Kenntnis all dieser Dinge auf die Geister in England selbst wirkt. Erst eine nicht allzu ausgedehnte Unterhausdebatte am 26. Mai hat hier einige Aufschlüsse gegeben. In der deutschen Presse ist über ihren Verlauf nur sehr kurz berichtet worden; das einzige, was daran zu interessieren schien, war die Frage, ob die Arbeiterregierung etwa über diesen heikelsten Punkt der Imperiumspolitik stürzen würde. Da aber die Angriffe gegen die Indienpolitik MacDonalds nicht von den Konservativen ausgingen, sondern vom linken Flügel seiner eignen Partei, so war leicht vorauszusehen, daß ein besonders blödes Schlagwort der englischen Politik: „Indien darf nicht zur Parteisache gemacht werden!" wieder einmal einen ebenso billigen wie fadenscheinigen Triumph feiern würde. Der Arbeiterregierung ist in der Aussprache über Indien kein Malheur passiert, — es sei denn, daß sie selbst die allzu begeisterten „Cheers", die von den Bänken der Konservativen Herrn Wedgwood Benn, derzeit Staatssekretär für Indien, gezollt wurden, als eine gewisse Blamage empfunden hat.

Wer in aller Welt sollte wohl auch Lust haben, in diesem Augenblick der Arbeiterpartei die Aufgabe abzunehmen, den indischen Hexenkessel vom Feuer zu rücken? Man kann sich zu eklig die Finger dabei verbrennen, und wie man es auch immer machen wird, es wird falsch sein. Indien ist in England wirklich nicht Parteisache: keine Partei hat es zu seiner Sache gemacht. Wären da nicht die Inder selbst mit ihrem schrecklichen Spektakel, der leider nicht mehr zu überhören ist, so würde es gradezu als shocking gelten, von Indien zu sprechen. Da nun aber einmal gepfiffen werden muß, achtet jeder ängstlich darauf, daß der Andre mitpfeift. Weil es den einzelnen Parteien an Mut fehlt, werden die immer dringender werdenden Entschlüsse mit seltener „Einmütigkeit" gefaßt werden. Wenn es alle gewesen sind, so ist das beinahe so wenig belastend, als wenn keiner es war.

Wenn gesinnungstüchtige Leute bei uns über die Haltung der Arbeiterpartei hinsichtlich Indiens die Nase rümpfen, so sollten sie doch nicht ganz vergessen, in welcher Lage sich MacDonald und die Seinen befinden. Es ist gewiß wahr, was sich MacDonald von einem Mitglied seiner eignen Partei sagen lassen mußte, daß nämlich in dieser Debatte Labour gegen die Regierung in England und in Indien Sturm laufen würde, wenn diese Regierung nicht zufällig ihre eigne wäre. Aber angesichts der riesigen englischen Arbeitslosigkeit, die durch den indischen Boykott von Woche zu Woche verschärft wird, ist es schwer, für eine Freiheit Indiens einzutreten, die für Lancashire den Verlust seines Hauptabsatzmarktes bedeuten würde. Gesinnungstüchtigkeit ist eine schöne Sache, aber selbst der

mit Recht auf seine Unabhängigkeit so stolze ‚Manchester Guardian' ist über den Fallstrick Indien in betrüblicher Weise gestolpert. Sünder sind wir allzumal ...

Wenn es für uns in Deutschland ein Trost sein kann, daß die Debatten im „klassischen Lande des Parlamentarismus" auf einem nicht höhern Niveau stehen als die des deutschen Reichstags, dann kann man die Lektüre der Aussprache über Indien als Herzstärkung empfehlen. Da beteten die Herren ihre alte Leier herunter: daß das ganze Unglück von den Bolschies komme, daß es andrerseits damit aber nicht so schlimm sei, denn der Aufruhr sei nur sporadisch und örtlich begrenzt, die Inder wollten übrigens im Grunde gar nichts von dem Narren Gandhi wissen, es sei Englands Pflicht, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten und die Hauptsache sei, daß es dem Vizekönig nicht an den nötigen Machtmitteln fehle. Die Liberalen, vertreten durch Sir Herbert Samuel, der selbst in Palästina mit zweifelhaftem Erfolg versucht hat, Vizekönig zu spielen. erklärten ihre Sympathie mit dem Stolz der Inder als „Freie unter Freien" zu leben und erklärten im übrigen, sie würden jede Maßnahme unbesehen gutheißen, die die Regierung für notwendig erachten würde, um Ruhe und Ordnung in Indien aufrecht zu erhalten. Leider sagte Sir Herbert nicht, ob er auch das Auspeitschen billige, das nach Aussage des Labour-Abgeordneten Fenner Brockway zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung stattgefunden hat. Die Arbeiterpartei schickte zwei Gruppen ins Feld: die Taktiker, die Wedgwood Benn unterstützten und jenen linken Flügel, dem die sozialistischen Prinzipien über Ministersessel gehen und die allein die Debatte auf ein gewisses Niveau hoben. Von dieser Seite fiel die Prophezeiung, daß, wenn es der Regierung nicht bald gelinge, zu vernünftigen Verhandlungen mit den Indern zu kommen, England bald vor Indien ebenso zu Kreuz kriechen müsse, wie es vor Irland zu Kreuz gekrochen sei.

Es wäre ungerecht gegen Wedgwood Benn, wollte man nicht anerkennen, daß er als einziger von allen Rednern der Debatte auf den Kernpunkt der gegenwärtigen Situation eingegangen ist. Er machte, völlig berechtigt, einen Trennungsstrich zwischen der Frage, was jetzt, im Augenblick, in Indien angesichts des Aufruhrs zu geschehen habe, und was Englands zukünftige Politik gegenüber Indien sein soll. Er zeigte, daß die Inder in Indien mit einem Gegner fechten, von dem unmittelbar nichts zu erreichen ist: gegen den Vizekönig und seine Regierung. Ist in Indien heute Krieg, so ist der Vizekönig nichts weiter als der Kommandeur der englischen Streitmächte, er kann Schlachten gewinnen oder Schlachten verlieren, aber Frieden schließen kann nur das Parlament und die Regierung in England. Es ist ein Nachteil für beide Seiten, daß London so hoch oben im Norden liegt; dem „man in the street", bei dem wenigstens formal die letzte Entscheidung als beim Wähler liegt, brennt die Sache nicht genügend auf den Nägeln. Und nicht so sehr die sachlichen Gegensätze verschärfen den Kampf-Dominion-Status, das jahrzehntelange Ziel der indischen Nationalbewegung ist heute auch das Ziel der eng-

lischen Politik — sondern der Schneckengang, mit dem man in England auf die Verwirklichung dieses Ziels zusteuert.

Und hier liegt die große Unterlassungssünde der Regierung MacDonald. Seit Jahr und Tag ist die Simon-Kommission am Werk, ihren Bericht für das Parlament fertigzustellen. In der vergangenen Woche ist das zwei starke Bände umfassende Votum endlich unterzeichnet worden. Es enthält die Zukunft Indiens — wie England sie sich denkt. Seine Veröffentlichung muß mit einem Schlage die Situation ändern, schafft erst den Boden, auf dem man kämpfen oder sich einigen kann. Nichts wäre dringender, als so schnell wie möglich den entscheidenden Teil des Kommissionsberichtes zu veröffentlichen. Aber man erklärt, erst müsse der Bericht gedruckt werden und dann müsse man ihn in genügender Anzahl nach Indien schicken, damit die Veröffentlichung in England und drüben gleichzeitig erfolgen könne und die indische Presse gegenüber der englischen nicht benachteiligt werde. Welch zarte Rücksichtnahme! Man vergißt dabei nur, daß von den vielen hundert Seiten des Berichts in Indien nur die wenigen Zeilen interessieren, wo sich die englische Parlamentskommission darüber ausspricht, ob Indien ein Dominion werden soll wie Kanada und Südafrika, oder ob es vorläufig beim Alten bleibt. Im erstern Fall werden die Inder die Ankunft der dicken Bände mit Ruhe erwarten, im zweiten werden sie damit nur die Feuer heizen, in denen sie englische Baumwollwaren verbrennen. Diese Entscheidung könnte morgen mit einem einfachen Regierungstelegramm nach Delhi herbeigeführt werden. Ob MacDonald dieses Telegramm abschickt oder nicht, wird zum Kennzeichen seinen Indienpolitik werden.

Moskau 1930 von Heinz Pol

Die Menschen und ihre Kleidung

Man hat vorher soviel davon gehört und gelesen, und dennoch erschrickt man bei der Ankunft. Der erste Eindruck ist: Berlin 1919/1920. Das graue, rissige, deprimierende Gesicht der ersten Nachkriegsjahre. Die Menschen, die über die große Terrasse des Bjelorusskij-Bahnhofs eilen, sie sind nicht grade zerlumpt, aber dürftig gekleidet und blaß.

Aber so schnell streift man den alten Adam doch nicht ab. Was will das besagen? denkt man. Die Bahnhöfe aller Weltstädte liegen in den verwahrlosesten Gegenden, am Stettiner Bahnhof sieht es genau so aus. Qui vivra verra.

Also erster Rundgang. Mitten durch die City, die Twerskaja, die Leipziger Straße von Moskau hinunter, im Bogen über den Roten Platz nach dem Opernplatz, zu den großen Hotels für die Fremden. Und schon hat man die erste Belehrung hinter sich: in Moskau gibt es keine guten oder schlechten Gegenden, keine Pracht-Avenuen und keine vernachlässigten Nebenstraßen, keine verschwenderisch und keine ganz armselig dekorierten Läden. Ganz Moskau sieht aus wie die Gegend um den Stettiner Bahnhof.

Zunächst sieht man überhaupt alles nur grau in grau. Auch die Menschen auf den Straßen scheinen undefinierbare Massen zu sein, die Männer ausnahmslos mit englischen Sportmützen, die Frauen mit Kopftüchern. Aber man kann gar keine Gesichter unterscheiden. Es verschwimmt alles.

Das vom dumpfen Grau geblendete Auge des Westeuropäers braucht mindestens drei Tage, bis es sich an die neue Atmosphäre soweit gewöhnt hat, um auch andre Farben zu erkennen. Dann sieht man, daß der erste Eindruck doch nur sehr bedingt richtig war. Freilich: das Gesicht der Straße, die Kleidung der Menschen, so bewegt und bunt sie dem Betrachter dann erscheinen, — die Qualität ist bis zu einem für uns unvorstellbarem Maße standardisiert. Die Menschen gehen verschieden gekleidet, der eine trägt gute Schuhe, der andre einen Mantel aus haltbarem Stoff, dort huscht eine Frau in zierlichen Halbschuhen, Kunstseidenstrümpfen (sie sind ein großer Luxus) und geschminktem Mund durch die Menge — aber die Unterschiede sind doch so geringfügig geworden, daß in Moskau niemand mehr auf den Gedanken käme, jemanden nach seiner Kleidung zu beurteilen. „Ein Herr aus den bessern Ständen", heißt es bei uns, und wir machen uns von einem solchen Herrn sofort ein Bild, von den Kreppschuhsohlen bis zum englischen Haarfilzhut hinauf. In Moskau gibt es keinen bessern Herrn und keine bessere Dame, und wenn du einen etwas sorgfältiger gekleideten Mann erblickst, so denke noch lange nicht, daß er ein übriggebliebener Nepmann oder bürgerlicher Schieber sei. Meist ist es ein Fremder oder ein in Moskau lebender Spezialist oder irgendein Proletarier, der aus irgendwelchen Ursachen — fast immer sind sie zufälliger Natur — einen guten Rock besitzt.

Der Klassenunterschied der Kleidung ist in Moskau aufgehoben. Mir wurde versichert, daß das Niveau schon viel höher gewesen sei, man habe vor ein, zwei Jahren weitaus bessere Stoffe weitaus billiger gehabt und sich deshalb viel anständiger kleiden können. Seit einem halben Jahre sind die Stoff- und Schuhpreise im selben Tempo und annähernd bis zu derselben Höhe gestiegen wie die Lebensmittelpreise. Ein Paar einigermaßen haltbarer Schuhe kostet 40 Rubel, das sind fast 85 Mark.

Aber über die Kleideretikette regt sich niemand mehr in Moskau auf, nicht einmal die ehemaligen Bürgerlichen, die vor dem Krieg die Welt kennengelernt und jahrzehntelang nur pariser oder londoner Modelle bezogen haben. Abends in den Theatern sieht man ein paar besser gekleidete Menschen, hin und wieder ein junges Mädchen in einem schüchternen seidenartigen Fähnchen. Aber schon ihr Begleiter ist ein junger Arbeiter in Werksjoppe, und drunter trägt er ein kragenloses Hemd.

Man gewöhnt sich überraschend schnell an diese Umgebung. Hier wächst eine junge Generation auf, die gewiß den brennenden Wunsch hat, sich möglichst sauber, anständig und komfortabel anzuziehen, wie man ja auch möglichst sauber, anständig und komfortabel wohnen möchte — aber: vorausgesetzt, eines

Tages würden die nötigen Rohstoffe dafür da sein, der Begriff der „Mode" in unserm Sinne würde niemals mehr Einfluß in diesem Lande gewinnen können. Wenn man einem zwanzigjährigen Durchschnitts-Moskauer erzählte, die londoner Herrenschneider verlangten für diesen Sommer das Tragen kleinkarierter blauer Stoffe, und wenn ich weiter erzählte, daß sich nach diesem Diktat ein paar hunderttausend männliche Europäer bewußt und viele Millionen männliche Europäer unbewußt richten, er würde mich für einen Verrückten halten.

Übrigens machte ich selbst eine seltsame Beobachtung. Während der Maiparade der Truppen auf dem Roten Platz gewahrte ich die Diplomatenloge: dicht gedrängt die in Cuts, Gehrocks und steifen Hemdbrüsten gezwängten Gestalten, mit steifen Hüten, ja mit Zylinderhüten, in denen sich die roten Kopftücher der vorbeimarschierenden Mädchensportler oder die grauen Mützen der sechshunderttausend demonstrierenden Arbeiter widerspiegelten. Erst war es ein etwas peinlicher Anblick, dann mußte ich lächeln, und schließlich hatte ich die Lösung für die Ursache meiner gemischten Gefühle. Diese westeuropäische Menscheninsel, vom englischen Botschafter angefangen bis zum polnischen Generalkonsul, dieses Häuflein Offizieller inmitten eines brandenden Heeres stampfender und singender Massen — es war seinem Äußern nach vorgestrig, es gehörte einfach nicht mehr in diese Welt. Der schwarze Klecks der Diplomatenloge während der buntscheckigen Maidemonstration auf dem Roten Platz, ich habe selten etwas gesehen, was gespenstischer wirkte. (Natürlich ist das nur eine Impression, die sich in andrer Umgebung wieder in ihr Gegenteil verkehren kann. Jetzt, in Berlin, greift sich mein Auge wieder mühelos den bessern Herrn mit weißen Gamaschen aus der Masse heraus, und selbst an den Anblick eines Gehrocks gewöhne ich mich nach und nach.)

Die Lebensmittelnot

Man sieht gleich am ersten Tag die Polonaisen vor den Lebensmittelgeschäften. Immerhin sind es längst nicht soviele, als man nach den Meldungen, die man in der Heimat las, angenommen hatte. Es besteht Fleischknappheit, besonders rar ist Butter, aber auch an Eiern, Zitronen, Früchten und so weiter fehlt es.

Sie fehlen? Nein, sie fehlen durchaus nicht, du kannst so viel Butter, Eier, Fleisch, Zitronen kaufen, wie du willst, vorausgesetzt, daß du genug Geld hast. Die Knappheit ist nur relativ, aber in einer sehr unangenehmen Weise relativ: das heißt zu einem für die Bevölkerung erträglichen Preise gibt es nur rationierte Mengen, wer mehr haben will, muß, gleich daneben, Phantasiepreise zahlen.

Im allgemeinen ist die Lage so, daß niemand verhungert, und wohl auch kaum jemand hungert, aber jedermann den größern Teil seines Einkommens dazu verwendet, sich satt zu essen.

Der Lebensmittelhandel ist so ziemlich der einzige Berufszweig, der noch nicht sozialisiert oder kommunisiert worden

ist. Die Gründe sind bekannt. Auch in Rußland hat der Bauer den härtesten Schädel. Deshalb existieren in Moskau eine Reihe freier Märkte. Mitten auf den großen Plätzen. Sie sind schwarz von der kauflustigen Menge, aber nicht alle kaufen, manche drängen sich mit hungrigen Augen von Stand zu Stand. Zögernd fragen sie nach dem Preis. Bauer und Bäuerin sitzen auf ihrer Kiste, ruhig und sorglos blicken sie dem Städter in die Augen und nennen ihren Preis. Der Käufer versucht, ein wenig zu handeln, aber der Bauer schüttelt den Kopf: er kanns erwarten, bitte der nächste! Es finden sich immer welche, die ihm sein Pfund Butter oder seine Gans abkaufen.

Die Lebensmittelpreise auf den freien Märkten sind im Durchschnitt vier- oder fünfmal so hoch wie in Berlin. Ein Pfund Butter kostet acht bis neun Mark.

Es gefiel mir, daß man auch dem Fremden gegenüber durchaus kein Hehl daraus macht, wie miserabel es mit der Lebensmittelversorgung stehe. Wir wohnten in einem Hotel, in dem wir tagelang keine Butter bekamen, sondern etwa zum Frühstück ein Glas Tee und zwei Scheiben schlechter Wurst, dazu trockenes Brot. Aus. Das russische Reisebureau hatte uns dieses Hotel besorgt. Also wenn ich auch sonst vielleicht nur Potemkinsche Dörfer gesehen und gehört habe, gegessen habe ich sie jedenfalls nicht.

Straßen, Geschäfte, Warenhäuser

Bleiben wir auf der Straße, bleiben wir bei den Äußerlichkeiten. Man kann ja immer nur von außen her in den Kern eindringen. Kleiner Wegweiser für Moskaureisende: es ist in der Hauptstadt der Sowjets alles genau so wie in Berlin, mit dem einzigen Unterschiede, daß es ganz anders ist. Dieses komisch klingende Paradox muß wohl ein wenig bewiesen werden.

Nehmen wir zum Beispiel die Geschäfte. Sie sehen aus wie die unsrigen, sie sind dekoriert wie die unsrigen. (Natürlich immer Milieu und Genre der Gegend vom Stettiner Bahnhof.) Jede Branche ist vertreten. Photographengeschäfte, Blumenläden, Weinhandlungen und eine unübersehbare Fülle von Konfektionsgeschäften, was du willst. An vielen Ecken der Innenstadt große Warenhäuser, vor deren Eingängen die Menschen Schlange stehen, mit riesigen Schaufenstern à la Wertheim und Tietz, nicht sehr elegant, aber mit sichtbar individuellem Geschmack dekoriert. Du gehst in so einen Laden, hinter den Ladentischen stehen die Mädchen oder jungen Männer, fragen nach deinen Wünschen, packen dir die Ware ein, reichen dir den Kassenzettel, du zahlst, nimmst das Paket in Empfang und verläßt den Laden.

Muß man dazu nach Moskau fahren? Und auf den Straßendämmen fahren die Taxis und werden überholt von wundervoll geschnittenen, meist ganz neuen amerikanischen Privatwagen, und es sieht eben alles so aus wie bei uns. Nur eine ganze kleine Kleinigkeit ist anders: nämlich alle diese schönen Läden, Geschäfte, Warenhäuser, Taxis, Buicks und Packards gehören nicht etwa Herrn Wendriner, Loeser & Wolff, Karstadt

oder Frau Thyssen, sondern dem russischen Staat, der Stadt Moskau, den Gewerkschaften und den Konsumgenossenschaften. C'est la petite différence qui fait la musique. In Moskau ist jetzt der Handel zu 99 Prozent entprivatisiert, nur in ein paar Nebenstraßen und in Vororten halten sich noch ein paar private Ladenbesitzer, meist Maßschneider, Schuster und so weiter. Im übrigen aber ist der Handel vertrustet. Drei, vier große Kauf- und Verkaufstrusts besitzen vier Fünftel aller Läden und Geschäftshäuser Moskaus, so daß man immerzu dieselben Namen auf den Ladenschildern liest. Der Trust zur Verarbeitung landwirtschaftlicher Produkte („Mosselprom") zum Beispiel besitzt rund fünfhundert Läden in der Stadt, in denen Mehl, Schokolade, Kuchen, Bier, Wodka, Zigaretten und allerhand andre Haushaltungs- und Genußmittel verkauft werden. Die Genossenschaft „Kommunar" dagegen, die über mindestens ebensoviel Läden verfügt, verkauft Anzüge, Stoffe, Schuhe, Wäsche, Hüte und so weiter.

Der Unterschied dieses Verkaufssystems liegt auf der Hand: die Waren sind standardisiert, immerhin ist die Fülle des Angebots verblüffend. Und standardisiert sind natürlich auch die Preise. So daß es nicht nur fürs Auge, sondern auch tatsächlich keine guten und schlechten und vor allem keine teuren und billigen Kaufgegenden mehr gibt. Du bekommst in dem einen Kaufhaus eine viel größere Auswahl an Waren zu sehen als in dem andern, gewiß. Aber du kaufst nicht etwa in der City auch nur um ein paar Kopeken teurer als im Vorort.

Auffällig groß die Zahl der Buchläden. Meist riesige Geschäfte mit zwei, drei Ladenfenstern, die im Gegensatz zu den übrigen ganz modern dekoriert sind. Es mag sein, daß nur deshalb die Leute vor diesen Auslagen sich drängen. Aber Bücher sind wirklich billig in Moskau. Die neue Roman-Serie des Staatsverlages kostet pro Band achtzig Pfennig. Die Mindestauflage dieser Serie beträgt fünfzehntausend.

Was vollkommen fehlt im Straßenbild, was man auch zunächst vermißt, das sind Destillen, Bierhallen, Kognakstuben, Cafés und Konditoreien. Es gibt eine einzige, ganz kleine Konditorei in einer versteckten Seitenstraße der City, ein letzter Überrest der Nepzeit, hier kann man eine Tasse Kaffee trinken und ein Stück Kuchen essen. Sonst gibt es buchstäblich in Moskau kein Café. Und erst recht keine Destille. Denn die Prohibition ist eingeführt. Freilich eine Prohibition von ganz besonderm Format: es ist nur der Ausschank von Alkohol verboten, in den staatlichen Weinhandlungen kannst du soviel Bier, Wein und Wodka kaufen, wie du durstig bist. Du darfst ihn aber dort nicht trinken, auch nicht auf der Straße, überhaupt nicht in der Öffentlichkeit, sondern nur zuhause.

Was ist das Resultat? Ich will mich nicht an die Statistiken halten, nach denen in Moskau und den andern Großstädten der Alkoholkonsum um zwei Drittel zurückgegangen sei. Ich berichte hier nur das, was ich selbst gesehen habe. Nun, ich habe keinen einzigen Betrunkenen in Moskau gesehen, obgleich ich während der beiden Maifeiertage mich fleißig umsah. Viele Hunderttausende von Menschen veranstalteten an diesen

beiden Tagen Umzüge, man ging Arm in Arm, sang, trieb Karnevalsscherz, lief durch die Straßen und über die Plätze bis tief in die Nacht hinein, fiel sich in die Arme, küßte sich — aber betrunken war niemand, denn es hatte niemand auch nur einen Tropfen Alkohol zu kaufen bekommen; wer Durst hatte, begab sich an einen der vielen hundert kleinen Trank-Kioske an den Straßenecken und kaufte sich einen Tee, ein Mineralwasser oder gar eine Himbeerlimonade. Ein toller Anblick; demonstrierende, ihren Feiertag feiernde Arbeiter, eine Bilzbrause hinter die Kehle gießen zu sehen...

Selbstverständlich wird auch in Moskau Alkohol konsumiert. Aber es ist ein verdammt großer Unterschied, ob ich mich in einem „gemütlichen" Lokal langsam vollaufen lassen kann, oder ob ich mir erst für mehrere Rubel in einer Weinhandlung (die überdies um acht Uhr abends schließt) eine ganze Flasche kaufen muß und diese zuhause vor den Augen der Familie austrinken soll...

Aber der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Wir Berliner fanden die Sache mit der Prohibition zwar herrlich; aber abends gegen zehn Uhr bekamen wir ein merkwürdiges Kratzen im Halse, und dann stahlen wir uns ganz heimlich, still und leise in die Bar des Grand-Hotels und bestellten aufatmend ein Glas Bier.

In der Bar des Grand-Hotels darf man nämlich Bier und Wodka trinken, da kann man auch Kaviar essen, da kann man auch Tango und Blues tanzen, da kann man überhaupt alles.

Doch diese merkwürdige Bar, diese hundert Quadratmeter Adlon mitten im Herzen des Proletarierstaates — dieses Ding ist ein besonderes Kapitel wert.

Ein Seher

Jakob Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte:

Einzelnen hochstehenden Familien von Fürsten oder Tyrannen konnte der gemeinsame Tod zur Notwendigkeit werden, wenn sie sich überwältigt sahen, indem namentlich den Mitgliedern von Tyrannenhäusern eine martervolle Ermordung bevorstand. Und auch gegenüber von gelindern Siegern mochte etwa ein ganzes Fürstenhaus nicht weiter leben. Fürst Nikokles von Paphos hatte sich gegenüber von Ptolemäus Lagi heimlich mit Antigonos eingelassen, worauf zwei Vertraute von Ptolemäus ausgesandt wurden, um ihn zu töten. Dieselben ließen sich vom ägyptischen Kommandanten der Insel Mannschaft geben, umstellten die Burg des Nikokles und meldeten ihm, er möge aus dem Leben scheiden. Nach einem kurzen Versuch der Rechtfertigung tötete er sich, worauf seine Gemahlin ihre noch unvermählten Töchter tötete und auch ihre Schwägerinnen, die Schwestern des Nikokles, beredete, sich ebenfalls zu töten, obgleich Ptolemäus allen Frauen des Hauses Sicherheit versprochen hatte. Und als die Burg des Fürsten voll plötzlichen Mordens und Jammer war, schlossen die Brüder des Fürsten die Pforten, zündeten das Gebäude an und töteten sich selbst. **Heute hätten sich, mit Ausnahme des Niklokles, alle pensionieren lassen.**

Zusatz: Auch Nikokles hat sich pensionieren lassen

Die Ortskrankenkasse von Theobald Tiger

Ich komme in eine fremde Stadt
— Kasolz oder Ober-Crammin —
und nehme im Hotel ein Bad,
dann tu ich den Mantel anziehn
und gehe durch den fremden Ort
an Läden und Kirchen vorbei
und gucke hier und da und dort
und seh eine Metzgerei,
das Postamt ... eine Bilderschau ...
und immer, in jeder Stadt,
steht ein großer, prächtiger, neuer Bau,
den man grade errichtet hat.
Und dann frag ich. Und in jeder Stadt,
die einen turnenden Schutzmann hat,
sagt er auf, wie das brave Kind in der Klasse:
„Das? ist die neue Ortskrankenkasse."

So ein großes Haus ...! Sieh mal einer an ...!
Ein riesiger Kasten. Ja, wer so kann!
Das tut jede Verwaltung, die auf sich hält;
die Herren haben wohl sehr viel Geld.
Wenn zwei Deutsche im Hof nämlich Holz zerspalten,
stehn drei andere herum, die das verwalten.
Und ich seh an dem feuchten Neubau hinauf,
und dies steigt vor meinem Auge auf:

Korridore mit vielen Türen,
die alle in kleine Bureauzimmer führen.
In den Zimmern ist nichts Besondres los ...
Und es gibt zweierlei Sorten von Bureaus:
Solche, in denen die Buchhaltungsfritzen,
die gewöhnlichen Schreiber sitzen;
die bebrüten Akten und führen Listen.
Das sind die gemeinen Papier-Infanteristen.
Kino, Kollegenklatsch, etwas Sport ...
wie schnell das Klassenbewußtsein verdorrt!
Für eine Handlungsvollmacht, für einen Posten
tun sie alles, wobei sie die Chefs nichts kosten.
Und es haben die Mädels in den Buchhalterein
einen Wunsch:
Hier raus und geheiratet sein!
Und alle schreiben und schreiben und schreiben
und müssen ewig hinter den Pulten bleiben.
Die schuften ihr ganzes Dasein vergebens.

Doch in den andern Bureaus
hockt dick und groß
das Ideal des Wirtschaftslebens:

Da sitzt der Mann an der Arbeitsstatt,
der ein Sekretariat und ein Vorzimmer hat,
(über jenen, die an ihren Arbeitsstätten
gern ein Sekretariat und ein Vorzimmer hätten).
Hier wird der Deutsche erst richtig heiter:
kein Mensch mehr — nur noch Abteilungsleiter.

Hier regiert er und wirkt und macht und tut...
Das Telephon klirrt, die Gehirntätigkeit ruht —
denn zwischen Arbeiten und Promenieren
gibts noch ein Drittes: Organisieren.

Hier steigen auf die kolossalen
Ressort-Stunks und die Bureau-Kabalen
zwischen wildgewordenen Angestellten,
denn jeder will mehr als der andre gelten.
Hier sägt eine Lokomobile Holz,
mit dem sie geheizt wird.
Und wieviel Stolz,
wieviel Eitelkeit steckt in diesen Puppen!
Sie meinen sich, und sie sprechen von Gruppen,
von Verbandsinteressen und Gemeinschaftsideen
und können nicht bis zur Türe sehn.
Hör zu, mein Kind:
Diese Leute sind
in geschäftiger Faulheit und wackrer Routine
der Leerlauf der deutschen Verwaltungsmaschine.

Es ist ein schwerer Krankheitsfall.
Und das ist über-, überall:
Ob Ortskrankenkasse, ob Filzfabrik;
ob Finanzamt, ob Hochschule für Musik;
ob Stadttheater, ob Magazin,
ob Eisenhütte oder Farbindustrien —:

Stets sitzt auf jedem Unternehmen
— neben jenen, die andern das Brot wegnehmen —
ein Ballon der Verwaltung, dick und breit,
eine Allegorie der Nutzlosigkeit.
Denn dieser ganze Verwaltungstrara
ist nur um seiner selbst willen da.
Sie glauben, daß sie in U.S.A. sind,
und haben vergessen, wozu sie da sind.
Kranke Proleten und deren Interessen...?
Vor lauter Verwaltung total vergessen.
Noch eine neue Kartothek,
noch eine Quittung und noch ein Beleg —
Ingenieure? ein Kumpel? ein Prolet?
Ein Kerl, der an seinem Schraubstock steht?
Muß sein. Das ist ja alles ganz richtig.
Aber wichtig?
Verwaltung ist wichtig.

Für die ist Geld da. Für die neuen
Kästen, die wie die Festungen dräuen.
Forts des Leerlaufs und Depots der Papiere.
Drinnen Juristen... alte Offiziere...
Steh am Schraubstock, du Ochse — laß deine Maschinen
laufen, du Tor — du wirst nichts verdienen.
Verdienen tut der, der verwalten kann:
der ist für die Wirtschaft der richtige Mann.

Und so vegetieren die betrogenen Massen
als Zwangsabonnenten von Ortskrankenkassen.

Antwort an Heinrich Dehmel von Erwin Piscator

Ich nehme Ihren Vorschlag an, trotz meiner jetzt folgenden Bedenken. Hören Sie:

Sie haben mir in der ‚Weltbühne' vom 13. Mai einen offenen Brief geschrieben. Sie haben mich daran erinnert, daß Sie als „mitwirkender Arzt" im Credéschen Stück „§ 218" in Berlin wie in Halle viermal den gleichen praktischen Vorschlag zum „Sturmangriff", wie Sie es nennen, gegen dem Abtreibungsparagraphen vorgebracht haben. Nämlich: daß die Ärzte, die — mit bestem innern Gewissen aus sozialen, eugenischen und mitmenschlichen Gründen — gegen das Gesetz verstoßen haben, sich zusammentun und sich gemeinsam dem Staatsanwalt zur Bestrafung anzeigen. Und daß etwa das Gleiche eine große Anzahl solcher Frauen durchführen soll, die, so schreiben Sie, „wohlhabend und unabhängig sind, vor allem aber solche Frauen, die im öffentlichen Leben eine Rolle spielen und Lieblinge des Volkes sind: große Schauspielerinnen und Filmstars, andre Künstlerinnen, Abgeordnete, Beamtinnen, und Frauen einflußreicher Männer."

Ihr Vorschlag ist im wesentlichen, nämlich in der Aufforderung zur Massen-Selbstanzeige, nicht neu. Dies brauchte an sich aber noch nicht gegen ihn zu sprechen, wenn er sich als undurchführbar erwiese. Bereits in der zweiten Auflage seines Buches „Nieder mit dem Gebärzwang" schrieb Emil Höllein, den Sie ja sicherlich auch kennen, folgendes: ... „Der § 218 soll nach dem Willen der herrschenden Klasse auch im neuen Strafgesetzbuch verewigt werden. Um diesen Plan zu durchkreuzen, könnte man unter Umständen auch folgenden Weg beschreiten. Alle werktätigen Frauen, die sich schon einmal im Sinne des § 218 strafbar gemacht haben ... verabreden sich, an einem bestimmten Tage bei der ... Staatsanwaltschaft Selbstanzeige gegen sich zu erstatten. Das würde viele Millionen von Anzeigen ergeben. Ihre ... Verfolgung ... würde auf Jahre hinaus den ganzen Apparat der Klassenjustiz lahmlegen. Wohl oder übel müßte dann die herrschende Klasse auf ihren Strafanspruch verzichten. Dadurch würde sie zugeben, daß sie ihren Abtreibungsparagraphen nicht aufrechterhalten kann ... Denn die Bourgeoisie kann es nie und nimmer wagen, in einer Zeit allgemeiner Massennot Tausende neuer Gefängnisse zu errichten. Nur um die Millionen von Sünderinnenn gegen den § 218 der Verbüßung ihrer Freiheitsstrafen zuzuführen." Soweit Höllein. Dieser Vorschlag liegt nun schon Jahre zurück und viele Tausende haben ihn gelesen, in sich aufgenommen. Ihr Plan, Doktor Dehmel, ist — wenigstens was seine erhoffte Wirkung anlangt — ganz ähnlich („darauf folgt dann die Massenmeldung zehntausender Frauen bei den Gerichten, so daß die Juristen selber bitten werden, den Paragraphen abzusetzen", schreiben Sie). Nur mit dem Unterschied, daß Sie Ihren Vorstoß bei den Ärzten und bei den Frauen der wohlhabenden, unabhängigen Schichten beginnen wollen. Was die Ärzte betrifft, so bin ich skeptisch in bezug auf deren Neigung zu mannhafter Selbstanzeige, besonders nachdem ich erfahren habe,

daß die übergroße Mehrheit der deutschen Ärzte mindestens stillschweigend die Beschlüsse ihrer offiziellen Standestagungen in Eisenach usw. gebilligt hat, die ausdrücklich für Aufrechterhaltung, ja Verschärfung des Paragraphen und gegen die soziale Unterbrechungs-Indikation gerichtet sind. Und dazu höre ich noch, daß von den vierzigtausend oder mehr Ärzten und Medizinstudenten, den Ärzten von morgen, nur etwa vierhundert im „Verein sozialistischer Ärzte" organisiert sind oder ihm nahestehen. (Die Zahl der revolutionären, kommunistischen Ärzte ist entsprechend noch kleiner.) Übrigens bin ich von ärztlicher Seite dahin informiert worden, daß so mancher Arzt bei der von Ihnen geplanten Massenselbstanzeige nicht nur sich des Verbrechens gegen das keimende Leben an sich bezichtigen müßte, — wozu er ja bereit wäre — sondern daß er, nach Lage der Sache, in vielen Einzelfällen sich und andre Kollegen anklagen müßte, falsche Vorwände und Befunde für seine Operation gebraucht zu haben. Ein Umstand, der nicht wenige abschrecken würde, die — vielleicht — sonst dazu gewillt wären.

Und nun Ihr Appell an die „höhern" Frauen. Ich halte es, wie Sie wissen, auch in diesem Falle, mit den Worten der Internationale: ‚. . . leeres Wort — der Reichen Pflicht.' Ich habe nicht den Eindruck, daß sich eine nur irgendwie nennenswerte Anzahl solcher Bekennerinnen in diesen Kreisen finden wird. Und wenn Sie in Ihrem offenen Brief sagen, das Publikum habe — sowohl in Berlin als auch in Halle — „diesen Vorschlag" mit großem Sonderbeifall aufgenommen, und weiter: „Diesen Beifall dürfen wir als eine kleine Vorabstimmung und volkstümliche Sympathiekundgebung für meinen Vorschlag buchen", so ist das für mich durchaus noch kein Beweis dafür, daß diejenigen Frauenschichten, die wohlhabenden und prominenten, auf die Ihr Plan ja zugeschnitten ist, sich durch jenen Beifall, der überwiegend werktätigen, unbegüterten Hörermenge im geringsten verpflichtet fühlen werden.

Sie schreiben: „Wir (das heißt die Ärzte) müssen eine sozial, eugenisch, hygienisch, psychologisch und erotisch einwandfreie Geburtenregelung und Fortpflanzungspolitik systematisch und energisch durchsetzen und dadurch die Abtreibungsseuche beseitigen." Ich bin der Ansicht, die ich Ihnen hier nicht verschweigen darf, daß dieses wünschenswerte Ziel ganz gewiß nicht durch die Ärzte, auch nicht durch die revolutionären, durchgesetzt werden kann, nicht allein und nicht einmal hauptsächlich durch sie. Sondern daß nur die ungeheure Mehrzahl der werktätigen Frauen und Männer diesen Umschwung durchsetzen kann. Und auch das nur — das muß ich hervorheben — erst nach einer politischen Revolution, das heißt nach einer Machtergreifung und nach einer Regelung des gesamten Wirtschafts- und Kulturlebens durch die hand- und kopfarbeitende Klasse. So, wie das in der Sowjetunion begonnen ist.

Dies mein grundsätzlicher Standpunkt zu Ihrem Vorschlag. Wenn ich mir von ihm also nicht die Auswirkung verspreche wie Sie, so ist dies für mich doch — da ich ihn nicht für schäd-

lich halte — kein Grund, Ihnen nicht zu sagen, daß ich Ihren Versuch in der Ausführung unterstützen will, das er zweifellos das Interesse an der Bekämpfung dieses Schandparagraphen verstärken und verbreiten könnte. Ich bin also bereit, wie Sie das wünschen, schriftliche Mitteilungen von Frauen Ihrem Plan gemäß mit der Sympathieerklärung für Ihre Aktion entgegenzunehmen und an Sie weiterzuleiten.

Das, was Sie als eine „Großtat der Volksaufklärung im Geiste der Ehrlichkeit und Gerechtigkeit" bezeichnen, nämlich ein Rundfunkzwiegespräch zwischen einem Befürworter und einem Gegner des § 218, das hat, wenn diese Zeilen im Druck sind, schon stattgefunden; nämlich zwischen dem Volkswirtschaftler Professor Julius Wolf und dem Pater Muckermann. Sie können sich ja von dem Ausmaß der Wirkung solcher Rundfunkunterhaltung überzeugen.

Selbstverständlich wird unser Kollektiv, die Piscatorbühne, jederzeit alle geeigneten wirklichen Massenversammlungen durch Aufführung des „§ 218" zu unterstützen bereit sein.

Das Kriminalkabinett von Lyon

von Egon Erwin Kisch

Mit kriminalistischem Scharfsinn schließen wir gleich bei unserm Eintritt, daß dieses Relief da, eine plumpe und primitive Skulptur aus der Frühzeit des Menschengeschlechts, wahrscheinlich keine Skulptur aus der Frühzeit des Menschengeschlechts ist. Denn was hätte sie als solche im modernsten Kriminalmuseum der Welt zu suchen?

Und richtig, bei näherm Hinsehen erkennen wir es als Reliefbildnis eines Einbrechers von heute: mit der linken Hand hält er ein Einbruchswerkzeug, in Deutschland „Maulstange", im höflichen Frankreich „Pince-Monseigneur" genannt, mit der rechten einen Revolver, den wir als Browning agnoszieren.

Wozu aber ließ sich der Mann mit den Insignien seines Handwerks modellieren? Es geschah gegen seinen Willen. Bei einem Einbruch in der Nähe von Lyon überrascht, eilte er davon und stolperte über einen Sandhaufen, der Verfolger sah ihn fallen und schoß auf das liegende Ziel, aber schon war der Flüchtige wieder aufgesprungen und im Dunkel der Nacht entkommen... Der Einzige, dessen man habhaft wurde, war der Sandhaufen. Er wurde mit Gips ausgegossen, und man hatte nun in Basrelief den Mann, seine Waffe und sein Werkzeug und sogar die Kugel des Verfolgers, die sich ganz knapp neben der Kontur des Ziels in den Sand gebohrt. Als später irgendwo ein Einbrecher dingfest gemacht wurde, der das Original der lyoner Plastik sein konnte, leugnete er diese Identität. Nicht aber konnte er die Identität seiner teils schadhaften, teils unregelmäßig angenähten Westenknöpfe mit denen des Gipsgusses leugnen.

Gelegentlich dieses Museumsstückes, so es auch einem Zufall sein Entstehen verdanken mag, können wir bereits den Unterschied anmerken zwischen dem verewigten Herrn Bertillon und dem jetzt als Großmeister der Kriminalistik gelten-

den Herrn Edmond Locard. Während das Lebenswerk jenes darin bestand, den rückfälligen Verbrecher immer wieder zu agnoszieren, zielt Locard darauf ab, auf allen Tatorten aller Verbrechen alle Spuren zu sichern, um die Eigenart und dadurch die Person des Täters zu bestimmen, auch wenn er vorher noch nie seine Personalien bei einer Polizeibehörde abgeben mußte.

Und in diese Kategorie der Spurensicherung gehört jenes scheinbar aus der Frühzeit des Menschengeschlechts stammende Relief, von dem wir uns nicht täuschen ließen, da Fundstücke aus der Frühzeit des Menschengeschlechts unmöglich im lyoner Kriminalmuseum einen Platz finden können.

Mais, merde alors, qu'est que cela? Das sind prähistorische Ziegel und Scherben mit prähistorischen Inschriften, sogar ein Idol der Bisexualität.

Zum Glück steht der Fundort über den Museumsstücken, „Glozel", und auf einer vergrößerten Photographie sehen wir Papillarlinien, die wir als vom rechten Daumen des Herrn Claude Fradin stammend, mit unserm kriminalistischen Scharfblick erkennen, da dies unter der daktyloskopischen Aufnahme deutlich genug angegeben ist. Herr Claude Fradin aber war es, der dieses großartige Ruinenfeld entdeckt und auch hergestellt hat, was sich nicht zum letzten durch die vorliegende Fingerspur des vorgeschichtlichen Töpfers erwies, die mit der des Herrn Fradin identisch war.

Zwei literarhistorisch bemerkenswerte Tableaux wollen wir erwähnen: das eine enthält die Fingerspuren eines Affen, den als Fassadenkletterer und Dieb glänzend auszubilden, einem Mann in Lyon gelang. Wer denkt da nicht an Poes „Verbrechen in der Rue Morgue"? Wahrscheinlich der Affenbändiger. Dagegen steht die Bildung des Mannes, dessen Tätowierungen hier photographiert sind, außer Frage: die drei Opfer der Gesellschaft, wie sie sich Lucien Descaves in seinem Unteroffiziersroman „Sous-off" denkt: den Heiland, den Soldaten und die Prostituierte ritzte sich der begeisterte Leser auf Lebenszeit in seine Haut.

Auf dem Rücken eines Verbrechers sieht man eine Guillotine tätowiert mit dem Text „Dernière étape". Ist diese Prophezeiung ausgesprochen, damit sie sich nicht erfülle?

Zwei vergrößerte Daktyloskopien, eine am Tatort vorgefunden und eine dem Verhafteten abgenommen, tragen die Aufschrift: „Die schönste Spur der Welt." Und wirklich, auch ein Laie müßte auf den ersten Blick die Identität der Fingerabdrücke erkennen. Aber der Täter hatte sich keine Mühe gegeben, seine Täterschaft zu verdunkeln, er war im Affekt, und in diesem pflegt man die Folgen nicht zu erwägen. Er hieß Mayor und hatte im lyoner Armenviertel La Guillotière eines der dortigen Mädchen, genannt „Coco la Chérie", zu einer Schäferstunde eingeladen. Sie verlangte dafür 35 Centimes (in deutschem Geld: beinahe sechs Pfennige), er aber, er war nur zu einer Zahlung von 25 Centimes (über vier Pfennige) bereit. Vielleicht hatte er auch nicht mehr! Jedenfalls entspann sich wegen der zehn Centimes ein Streit,

in dessen Verlauf er das Mädchen seiner Wahl buchstäblich zerfleischte: dreißig tödliche Messerstiche und die schönste Fingerspur der Welt fand man auf dem Leib von Coco la Chérie ...

Diese Aufschrift „Le plus belle empreinte du monde" ist natürlich kein Siegesruf, sondern Galgenhumor des Kriminalisten. Der wünscht keine Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt — er ist ein Sportsmann — je schwerer das Weidwerk, desto schöner ists — je gehetzter das Wild, desto froher das Halali... Sehen wir den Fall Pinard de Montélimard. Ein schlauer Bursche, dieser Pinard, kannte er die Schliche der Daktyloskopie aus dem Effeff. Nachdem er die Fensterscheibe ausgehoben hatte, stellte er sie an die Wand, und, mit einer Kerze leuchtend, bepißte er feinsäuberlich alle Stellen, die er berührt haben konnte. Solcherart die Fingerspuren abgewaschen und sein Diebstahlswerk vollendet habend, entfernte er sich. Nichts blieb, als dort, wo er sich zu seiner kriminalistischen Notdurft geleuchtet hatte, ein Stearintropfen der Kerze. Und darauf sein Fingerabdruck. Man verhaftete ihn.

Heutzutage bedarf es nicht einmal eines Kerzentropfens. Durch Handschuhe hindurch lassen sich Fingerabdrücke konstatieren, und dort, wo eine Papillarlinie nicht zu haben ist, genügt die Spur von drei oder vier Poren, um den Täter zu überführen. (S. Edm. Locard: Identification des Criminels par les traces des Orifices sudoripares.) Der Dieb im Bäckerladen, der in einen Kuchen biß, den liefert sein Gebiß der rächenden Nemesis aus, das Kind, das von der Butter naschte, kann nicht mehr leugnen, da es sieht, wie der Abguß seiner Zähne in die Butterlücke paßt. Oh, wir leben in einer gerechten Welt!

Den Wert des Staubs für den Detektiv hat Conan Doyle entdeckt: sein Sherlock Holmes erkennt aus Staubkörnern, welchen Stadtteil Londons der Verdächtige bewohnt. Herr Locard, der auch sonst im Kriminalroman manche fürs Polizeilaboratorium verwertbare Motive findet, schöpfte, wie er uns offen erklärt, auch diesen Trick aus der unwissenschaftlichen Quelle. Der Staubsauger zieht die Wahrheit aus Kleidern und Schuhwerk, du lügst, ausgesaugter Wanderer, nicht im Wald hast du genächtigt, sondern im Steinbruch von Sanary, wo der Totschlag geschah, Moleküle von Kalciumsulphat sind auf deiner Hose. Und dann bist du die Landstraße von Broux gewandert, denn woher sonst käme Bariumoxyd auf deine Sohlen, he? Und Sie, mein Herr, der Sie mit der Herstellung der bei Ihnen gefundenen Münzen nichts zu tun haben wollen, — wie erklären Sie diese Stäubchen von Antimonium und Blei in der Naht Ihrer Rocktasche?

Wir sehen die Präparate, vergrößert und photographiert, und sehen die Resultate chemischer Staubanalysen dargestellt. Graphometrie wird im lyoner Kriminallaboratorium betrieben, und ein besonderes Spezialfach ist die Feststellung von ungenannt sein wollenden Briefschreibern, die Anonymographie. Strichproben verschiedener Sorten und Nummern von Bleistiften hängen an der Wand, darüber und darunter gefälschte Schriftstücke.

Damit sind wir auch schon bei den corpora delicti, von denen wir nur solche notieren wollen, die nicht überall die Wände der Polizeimuseen tapezieren. So ist ein hohler Baumstrunk da, wie ihn die Bauern von Mittelfranken traditionell mit trockenem Kuhmist und Moos ausfüllen und im Wald anzünden, um durch Waldbrand neues Weideland zu gewinnen.

Ein Expriester, vor dem Krieg als Räuberhauptmann im Landbezirk von Lyon tätig, hatte ein eigentümliches Marterwerkzeug, um selbst den hartnäckigsten und geizigsten Bauern zum Verrat des Geldverstecks zu zwingen: er schlug ihm mit diesem bleiernen Rosenkranz auf den Handrücken.

Das harmloseste Raubinstrument aber ist diese Stahlspirale, an deren Ende eine kleine Eisenkugel schwingt. Damit schlägt man dem Mitpassagier im Eisenbahnabteil ganz schwach auf den Kopf, und nachher — er ist sofort leicht betäubt — noch sechs- oder achtmal leise; keine Beule bleibt zurück, und nach fünf Minuten, in denen allerdings der Zug in einer Station gehalten hat, erwacht der Nachbar aus seiner Betäubung und vermißt Koffer und Kofferinhalt.

So reich Lyon an historischen Kriminalfällen ist, im Polizeimuseum ist für Andenken an sie kein Platz. Nichts erinnert an den mächtigsten und charakterlosesten Polizisten der Welt, an Fouché, der einst, in seiner bessern Jugend, nach Lyon gesandt war, um die reaktionäre Verschwörung zu liquidieren, und nichts erinnert an das, von der offiziellen Geschichtsschreibung meist wohlwollend verschwiegene Massaker, das bald darauf, am 16. floréal III. der Monarchist Précy unter den Republikanern Lyons angerichtet. Nichts erinnert hier an General Monton-Duvernel, den die Oesterreicher feig erschossen, weil er sich dem aus Elba kommenden Napoleon angeschlossen hatte. Nichts erinnert an den edlen Feind Richelieus, den Chevalier Cinq-Mars und seinen unschuldigen Freund de Thou, die auf der Place des Terraux von Henkershand starben. Und wenn sich von der Lyoner Vesper kein Andenken finden ließ, — von den Arbeitermorden, die 1831 und 1834 der Herzog von Orléans und Marschall Soult an den lohnfordernden Seidenwebern vollzogen, fand sich erst recht keines.

Dagegen sind Waffen und Geschäftskarte des lyoner Automobilschlossers Bonnot vorrätig, der 1911 nach Paris fuhr, um dort mit seinen Freunden Garnier und Corony als Autobanditen Weltruhm zu erwerben. Von Vacher, dem Hirtenmörder, der an dreißig Knaben und Mädchen der lyoner Umgebung getötet hat, ist ein Bild da, und eines von der schönen Gabriele Bompart, die ihre Liebhaber zu zerstückeln und in Koffern auf dem Bahnhof zu deponieren pflegte.

Und ein Bild Casérios, der am 24. Juni 1894 mit einem im Blumenstrauß versteckten Dolch den Präsidenten der Republik erstach. Casério gab keinen Komplizen an, und doch bin ich im Zusammenhang mit dieser Tat bestraft worden. Denn meine Mutter kam herein, als ich mich mit unserm Makartstraß, darin ein Küchenmesser stak, meinem Bruder näherte, um Carnot und Casério zu spielen.

Das Leben der Autos von Axel Eggebrecht

Der Mensch, der Herr der Erde, hört sein Blut nicht mehr rauschen. Sein Herzschlag verliert sich im zunehmenden Lärm der Maschinen. Immer kurzsichtiger wird sein Blick, der den surrenden Flugzeugen nachstarrt oder den Autos, blitzenden, fauchenden Wesen, die alle Straßen der Welt durcheilen. Ganz besonders verzückt schauen ihnen die Dichter nach. Sie träumen nicht mehr von der blauen Blume, sondern vom Besitz eines Kabriolets, um an den Tankstellen ihren Anteil an der allerheiligsten Salbung mit dem Mobilöl empfangen zu dürfen.

Viele lebenden Schriftsteller glauben, eine hohe Sendung zu erfüllen, wenn sie das Dasein als maschinelle Funktion deuten, wenn sie es erkalten lassen, versachlichen — oder wie immer man diesen furchtbaren Trieb zur Selbstaufgabe des geistigen und gefühlsmäßigen Eigenwillens nennen mag. Das ist ganz simpler Verrat. Ein Dolchstoß in den Rücken der immer dünnern Front, die sich inmitten der materialistischen Vergasung eben noch hält.

Es wird Zeit, daß die Dichter wieder die Verteidigung des Menschen übernehmen. Sie müssen die masochistische Propaganda der Maschinensklaverei aufgeben und die Maschine als das beschreiben, was sie ist: Werkzeug in der Hand des homo sapiens. Taylor, das laufende Band und die amerikanische Reklame haben es fertiggebracht, daß diese ursprüngliche Beziehung beinahe in Vergessenheit geraten ist. Sogar in Rußland wächst schon eine junge Generation in der grauenhaften Vorstellung auf, ihre Nerven und Herzen und Hirne seien zu Hebeln und Schaltgriffen, also zu Maschinenbestandteilen bestimmt.

Inzwischen streiten sich die Dichter um die Rolle, das Wesen und die Aufgabe der Dichtung. Große und unzweifelhaft bedeutsame Geister schalten sich von vornherein aus durch die starre Forderung einer beziehungslosen, überzeitlichen, einen und unveränderlichen Kunst, die sich um die genauen Einzelheiten und Teilprobleme der Zeit nicht zu kümmern habe. Sie vergessen, daß Homer die Takelage der griechischen Schiffe genau so sorgfältig studiert hat, wie die religiösen und weltanschaulichen Fragen seiner Zeit. Auf der andern Seite verlangen die Reporter von uns, daß wir nur ihre eiligen und oberflächlichen Berichte als zeitwürdige Dichtung anerkennen. Sie geben sich kaum die Mühe, ihre journalistische Fixigkeit dichterisch zu frisieren. Das ist, glaube ich, noch viel dümmer und vor allem völlig aussichtslos. Diese Herren statuieren eine Distanz zwischen Leben und Dichtung und senken zunächst einmal das von ihnen theoretisch behauptete Niveau der Dichtung zu dem ebenso theoretisch behaupteten Tiefstand des Lebens herab. Sie versichern uns, daß sie ihre Aufgabe verachten.

Ihnen glauben wir nicht. Aber dem Russen Ilja Ehrenburg glauben wir, weil er den dritten, den vielleicht einzig richtigen Weg gewählt hat, um den Menschen inmitten der Maschinen zu behaupten.

Dieser Russe lebt in Paris. Er ist nicht mehr hundertprozentiger Bolschewik, aber die Franzosen halten ihn zuweilen für einen Agenten der Tscheka. Er sitzt zwischen sämtlichen Stühlen. Diese Stellung macht aufmerksam und scharfsinnig. Ehrenburg erkennt, daß er zwischen zwei Fronten steht, die einander zuweilen verdammt ähnlich sehen.

Er hat gearbeitet. Er ist entschlossen in die Materie eingedrungen, er hat Technik, Industrie, Handel, Börse, Rohstoffmärkte studiert, als gälte es einen wirtschaftlich-politischen Traktat zu schreiben. Und dann entstand das Buch „Das Leben der Autos" (deutsch im Malikverlag). Ein Roman vom Kampf des Menschen mit seinem wildgewordenen Sklaven, der Maschine zur Fortbewegung aus eigner Kraft.

Das ist keine Phantasterei eines Wirrkopfs, der vom Lärm der Kolben berauscht ist. Es ist die Aneinanderreihung sachlich richtiger und genauer Beobachtungen und erarbeiteter Kenntnisse über Entstehung, Verkauf und Gebrauch dieser Maschine Auto, zu dem Zweck, deren Einwirkung auf alle Arten von Menschen, lebenden Wesen mit Blut und Hirn, zu zeigen. Das ist verdichtetes, gedichtetes Leben, solid montiertes Leben. Und zwar kein erfundenes Privatleben, sondern das große Leben der Zeit, der Völker, der Klassen. Das Leben des Geldes vor allem.

Deshalb ist aber das einzelne Schicksal nicht unterdrückt und verleugnet. Es rennen hier keine blassen Schemen gegeneinander, wie in den konstruierten Büchern schlechter marxistischer Romanschreiber. Jedes einzelne Individuum in diesem Buch kämpft, außer gegen die andern Individuen, verzweifelt um seine Selbstbehauptung inmitten des Maschinenwirbels.

Besonders deutlich wird das an der schrecklichen Rolle der Geschwindigkeit. Sie ist ein Element des menschlichen Daseins geworden, dessen Bedeutung in den bisherigen Theorien und Untersuchungen über die gesellschaftliche Entwicklung möglicherweise noch gar nicht genügend gewertet worden ist. Die Maschine Auto lebt von diesem Lebenselement, dieser neuen Nervenreaktion der Welt. Der gehetzte Arbeiter am laufenden Band ist diesem Gesetz unterworfen und auch der Spieler und Trustherr und Sklave der Banken Citroën kann sich ihm nicht entziehen. Er muß hasten, schnell und immer mehr herstellen, ob er will oder nicht.

Alle Beziehungen des Zeitalters, politische, wirtschaftliche, erotische, werden auf den einen Nenner Auto gebracht. Wir fahren mit dieser Maschine durch die Historie der Zeit. Die ersten Phaetons auf pariser Straßen haben ängstliche Polizeiverordnungen zur Folge. Ford gründet sein Werk unter Beschwörung der demokratischen Gottgefälligkeit. Völkerschicksale werden durch die Gewinnung des Kautschuks bestimmt. Erdöl ändert die Weltpolitik. Das Leben eines Arbeiters, der bei einem Streik erschossen wird, und das Leben Sir Henry Deterdings, der Geschichte macht, ziehen vorüber. Ein Juwelenräuber bringt die Leiche des Ermordeten auf genau die gleiche Art beiseite, wie die Leiche des schmählich ermordeten Matteotti beseitigt wird: Zwei rasende Autofahrten

und zwei hastige dilettantische Begräbnisse in abgelegenen Wäldern. Der Mercedes eines smarten leipziger Kaufmanns fährt einen verträumten Gelehrten genau so zu Tode, wie der Ford eines jungen moskauer Syndikatleiters die kleine, hingebende Freundin seines Besitzers niedermäht. Aber der tröstet sich rasch: Den Körper der Frau brauchte er wohl, lieben aber kann er nur seinen Wagen. Und der ist ihm geblieben.

Das sind beinahe schon lyrische, jedenfalls ganz rechtschaffen und ehrlich poetische Wirkungen, zu denen diese Lebensmontage kommt. Ehrenburg ist, alles in allem, der sonderbarste Romantiker dieser Zeit. Er beobachtet und versteht alles. Aber jede Beobachtung wird ihm im Augenblick zu einer romantischen Antithese. Man kann auch sagen, daß er eine natürliche Tendenz des Gefühls hat. Und weil er den Zwiespalt zwischen Seele und Maschine weder leugnet noch verherrlicht, sondern aufs deutlichste und überraschendste klarstellt und aussagt, wird jede einzelne Seite dieses Buches zum gültigen Dokument. Weil er mit unerbittlicher Offenheit die Feindschaft aller Arten von Menschen gegeneinander immer von neuem feststellt, wirkt er aggressiv und zynisch, obwohl er eigentlich den einzelnen Menschen liebt, wie eben Romantiker die Menschen lieben.

Es scheint, daß wir hier ein klassisches Buch unsrer wirren, bösartigen und mit der Geschwindigkeit von, man weiß nicht recht: zweihundert oder zwanzig Stundenkilometern von sich fortstrebenden Zeit vor uns haben.

Der Kaiser von Europa von Celsus

Es ist kein leichtes Vorhaben, in der ‚Weltbühne' über den Jubilar des Deutschen Theaters zu schreiben. Denn hier hat S. J. durch lange Jahre das Schaffen Max Reinhardts kritisierend, beratend, helfend, verteidigend begleitet; immer mitfreuend und mitleidend. In Max Reinhardts Durchbruchsjahren ist die alte ‚Schaubühne' sein beredtester Advokat, oft genug sein Sturmbock gewesen. Aber S. J., der so fanatisch lieben konnte, war kein blinder Liebender. Nach dem ersten Jahrzehnt erscheint er schon distanziert, und schon im „Jahr der Bühne" VII. (1917/18) liest man über den „Fall Reinhardt": „... gemeint ist der chronische Fall, der Zustand, daß Max Reinhardt es seinen Anhängern unendlich schwer macht, ihm Dankbarkeit, Liebe und Treue zu bezeugen." Und weiter: „Der schöne Schein wird über den Geist gestellt, und das muß sich rächen, weil vom schönen Schein das Ballett, die Pantomime, der Zirkusrummel zu leben vermag, aber nicht eine Bühne, die auf die Meisterwerke der Weltdramatik gegründet ist. Die sind ja nun einmal vom Geist erzeugt, und nur der Geist kann sie wieder erzeugen." Kaum Härteres hat S. J. jemals gegen den oft Bewunderten geschrieben, auch später nicht, als er die Idee des Großen Schauspielhauses mit guten Argumenten ablehnte. Nur die Lebensläufe hatten sich getrennt, nur die Entfernung war größer geworden. Max Reinhardt wird zu einer leuchtenden

Erinnerung, und in die ‚Schaubühne' dringt das garstige Lied der Politik.

Vor dreizehn Jahren hat S. J. den Fall Reinhardt chronisch genannt. Er ist chronisch geblieben. Damals war Max Reinhardts eben begonnene Expansion durch den Krieg unterbrochen worden. Inzwischen ist er der berühmteste Theatermann der ganzen Welt geworden. Es gibt heute nirgendwo mehr eine ernste Bühne, die nicht etwas von seinen Anregungen verspürt hätte. Er kann, wo er will, spielen; in jedem Kontinent wird ihn eine gebildete Schicht empfangen, der er mehr als ein bekannter Name ist, die eine deutliche Vorstellung von seiner Kunst hat. Er hat alle Theater der Welt gewonnen und sein eignes in Berlin, sein Deutsches Theater, darüber verloren.

„... daß es Max Reinhardt seinen Anhängern so unendlich schwer macht, ihm Dankbarkeit, Liebe und Treue zu bezeugen." Das Theater der Reichshauptstadt verdankt Max Reinhardt seine Weltgeltung, den Ruf, die erste Theaterstadt der Welt zu sein. Er hat den magischen Bogen über der Szene neu gespannt; ein genialer Mensch berührte Kulissenkram, und der blühte unter seinen Händen in neuen Farben auf. Er hat das Theater aus dem schäbig werdenden Prunk seiner Isolierung herausgeführt, er hat es der bildenden Kunst seiner Zeit wieder vermählt. Er gab ihm die tiefen leuchtenden Hintergründe, das lichte Waldgrün des „Sommernachtstraums", das tiefe Blau des Mittelmeerhimmels, die graue Melancholie der nordischen Abende. Kein Laube und Dingelstedt hat so gründlich Schule gemacht wie Max Reinhardt; ein paar Jahre nach seinem ersten Auftreten sahen die deutschen Theater schon anders aus. Aber die „Hypertrophie der Talente", die S. J. bei Reinhardt vermerkt, führte ihn früh aus festem Kreis nach überall hin, in andre Länder, in ungewohnte Kunstbezirke. Was der Künstler Reinhardt dem berliner Theater auch geschenkt hat, der Unternehmer Reinhardt hat viel davon zurückgenommen. Der Künstler Reinhardt hat das berliner Theater wahrhaft verschwenderisch bedacht, der Unternehmer Reinhardt hat es desorganisiert, ja anarchisiert. Alles was später beklagt wurde: die Ensemblezersplitterung, die große Aufmachung für die Premiere, während zweite Besetzung für spätere Aufführungen vorbehalten bleibt — alles was weiterhin in einer sozial fragwürdig werdenden Zeit durch die Verhältnisse schnell vollendet wurde, das findet sich, wenigstens in der Kontur, schon in der ersten Glanzzeit Reinhardts angedeutet, und spätere Direktoren brauchten zur Rechtfertigung nur auf das illustre Vorbild hinzuweisen.

In dem schönen Jubiläumswerke „25 Jahre Deutsches Theater" (R. Piper & Co.) verteidigt Arthur Kahane Max Reinhardt gegen den Vorwurf „wilhelminisch" zu sein. Nein, „wilhelminisch" — das heißt: schlechte Form aber echte Epauletten; Panoptikum. Das traf niemals auf Max Reinhardt zu. Dessen Stil ist nicht wilhelminisch, wohl aber imperial in einem höhern Sinn; es ist der Stil des großen kunstliebenden Herrn, der aus dem Leben ein ewiges Fest macht, dessen Ein-

zelheiten die feinsten und nobelsten Köpfe ersinnen, die diffizilsten und nervösesten Hände schaffen. Wenn Europäertum heute die vornehme Tradition einer alten Kulturschicht bedeutet, ererbte Fähigkeit, die edelsten Stile der Vergangenheit nachfühlend zu genießen, in dem farbigen Abglanz des Lebens schon das Leben, in ein paar Geigenstrichen Mozarts, in einem Pastorale Watteaus schon Duft und Ton einer Wirklichkeit zu empfinden — wenn das ein Signum des kulturellen Europäertums ist, dann ist Max Reinhardt der unerreichbare Herrscher im Reich des farbigen Abglanzes, dann ist er in Wahrheit der Kaiser von Europa.

Ein großer Erfüller, der dem Theater die Schwere nimmt, das fette Pathos, die geschwollene Geste, und es in einen immerwährenden venetianischen Karneval verwandelt. Bei diesem Festesrausch ist nur eine einzige Person zu schlecht fortgekommen: — das deutsche Drama. Was hat Max Reinhardt für die lebenden Dichter bedeutet? Er hat Wedekind durchgesetzt, Sternheim, Georg Kaiser in seinen Anfängen. Die Neuromantiker haben ihm ein paar Jahre lang Gelegenheit zu glanzvollen Inszenierungen in historischen Stilen oder in freien phantastischen Variationen gegeben. Aber die Neuromantik war eine schnell vorübergehende Mode, und seitdem sind die Beziehungen Reinhardts zu den Schaffenden der Zeit immer karger geworden. Als Max Reinhardt zuerst auftrat, löste er die tristen Armeleutestücke der neunziger Jahre ab, und vielleicht lag das Geheimnis seines Erfolgs grade darin, daß er das Theater wieder festlich und kostbar machte und ihm den Geruch des Alltags nahm. Und heute, auf der höchsten Stufe seines Ruhms, lebt das Armeleutestück rings um ihn wieder auf, da springt die soziale Wirklichkeit wieder auf die Bretter, bewegt sich laut und ungelenk; aber sie ist wieder jugendlich, und sie hat wieder die Leidenschaft der Zuschauer für sich. Es muß also doch Fragen geben, die dauernder sind als das Reinhardtsche Bacchanal. Und während der Jubilar von seinen Freunden gefeiert wird, streiten junge Leute in öden Vorortsälen wieder über den Sinn des Theaters, um den sie noch unklar kämpfen, den sie aber gegenwärtig und lebendig erfassen wollen, wenn sie sich auch Gegenwart und Leben noch nicht ohne politische Verbrämung vorstellen können. Was wissen sie von Max Reinhardt? Und wüßten sie mehr von ihm, würden sie seiner Magie erliegen? So bleibt der Verdacht nahe, daß das Wort Ferdinand Lassalles von dem Kranichflug der Klassiker über das deutsche Volk auch für Max Reinhardt gilt. Sein Flug war immer hoch, und er ist über die Massen dieser arbeitenden und kämpfenden Stadt hinweggegangen. Max Reinhardt hat viele Herzen bezwungen, viele Menschen erobert. aber er hat die Massen dieser Stadt Berlin nicht erobert, weil ihm niemals daran gelegen war. Im Grunde genommen ist sein Theater immer höfisch gewesen, wenn auch der richtige Monarch dazu fehlte. Er brauchte immer das ideale Publikum, das vorbereitet kommt oder seiner Sphäre unterliegt, sobald es nur sein Haus betreten hat. Und wenn er auch einmal für eine Pantomime den japanischen Blumensteg übernommen hat, das war nur eine flüchtige technische Sen-

sation. Als geistiger Leiter vieler Bühnen achtete er sorgfältig auf die unübersteigbare Barriere zwischen Bühne und Zuschauer, zwischen Kunst und Leben. Die Zeit mit ihren scharfen Fragen und naseweisen Antworten war ihm stets das Profane schlechthin und deswegen verbannt. So hat er sich sein europäisches Kaisertum errichtet und darüber vergessen, daß es noch ein andres, ein junges, ein gärendes, ein unzeremoniöses Europa gab, das zu gewinnen war, das er verschmäht hat und das jetzt nachdrängt. Noch währt der alte Zauber, noch strahlt alles wie einst. Aber die Heimkehrer von dem großen Reinhardt-Fest, sie wirken seltsam und fremd, sie kommen wie aus einem Traum in den ganz anders aussehenden Morgen. Wie oft hat er das nicht selbst inszeniert? Wir kennen es aus seinen altenglischen und spanischen Komödien: vermummte Männer kehren schläfrig heim; ein Fackelträger geht voran. Aus der Ferne klingt ein zarter verlöschender Geigenton. Noch einmal bricht der Mond weiß hervor, phantastische Schatten zittern an der Wand. Langsam verlöschen die Lichter.

Sport und Kunst von Ernst Kállai

Die Kunstgemeinschaft hat uns den „Menschen unsrer Zeit" gezeigt. Der Verein Berliner Künstler versucht es mit dem „Sport als Kulturfaktor". Für diese thematisch gerichteten Kunstausstellungen ist es nicht der Stil, der das Kunstwerk bestimmt, sondern das Motiv. Sie sind bezeichnend für die Lage der Kunst, die eine Sammlung der Kräfte im Zeichen bestimmter geistig-formaler Forderungen nur noch auf reaktionärer Seite kennt, während alle neuern Strömungen sich in einem bunten Gemisch leutselig vereinen, um leben und leben zu lassen. Gelegentlich malt doch jeder Maler das eine oder das andre Motiv, auch wenn es ihm so gut wie völlig wesensfremd sein sollte. Es sind zumeist Notstandsarbeiten. Man braucht Geld, spekuliert auf bestimmte Absatzgelegenheiten oder nimmt Aufträge an. Motto: In der Not frißt der Teufel Fliegen. (Nebenbei: er frißt sogar Altarbilder. Das Kapitel „neue religiöse Kunst" gehört vornehmlich hierher, zu den gelegentlichen Notstandsarbeiten unsrer Künstler.) Das war auch früher so, und es wäre kein Wort darüber zu verlieren, wenn man nicht neuerdings wiederholt Ausstellungen zu sehen bekäme, die aus solchen, um bestimmte Themata gruppierten Gelegenheitsarbeiten bestehen. Sie mögen zum Teil auf die Erwägung zurückgehen, daß man das Publikum vielleicht eher aus seiner Kunstmüdigkeit aufrütteln könne mit Ausstellungen, die einen geschickt ausgetiftelten aktuellen motivischen Blickfang haben. „Sport als Kulturfaktor" — der Sport in der Kunst, Sechstagerummel, Autorennen, Fußball, Boxkampf, Schmeling in Bronze etcetera ... das muß doch ziehen. Also werden die Ateliers und die Lagerräume der Kunsthandlungen durchgestöbert und jeder Ladenhüter muß herbei, dem ein sportlicher Titel von ungefähr anzuhängen ist.

Welch ein Brei von gleichgültigen Dingen dabei zustandekommen muß, das ist jetzt im Verein Berliner Künstler zu sehen. Es gibt einen Raum auf dieser Ausstellung mit Bildberichten über Sportereignisse. Es sind Zeichnungen. Insofern hat ihre besondere Unterbringung, getrennt von den Räumen mit Ölgemälden einen Sinn. Aber was Geist und Stil betrifft, so sind auch diese Gemälde nur Reportagen, Illustrationen, flüchtige Impressionen. In einigen Fällen geradezu peinlich auffallend durch die Beziehungslosigkeit zwischen Motiv und persönlichem Stil des Künstlers oder durch übertriebene

äußere Abmessungen, die den dünnen Bildgehalt vollends zunichte strecken, auseinanderziehen. Auf den Flächen aber, die von schmissigem, jähem Temperament erfüllt sind (Prototype Theo Matejko) flimmert oder brodelt immer nur die Erregung des Publikums rings um das Sportereignis: die erhitzte, zuckende, schäumende, eruptierende, verschlingende Atmosphäre. Nicht der Sport selbst gewinnt Gestalt, nicht die auch in größter Vehemenz zielstrebige, klare, beherrschte Bewegung, sondern die Nervensensationslüsternheit des Publikums. Das antike Sportideal edler Körperkultur wird in den grell-trüben Dunst des genießerischen Zuschauerbetriebs en masse herabgezogen. Eine gewiß zeitgemäße, sogar allzu zeitgemäße Angelegenheit. Mit dem Vorbehalt allerdings, daß die Ausdrucksmittel dieser Sportinterieurs und Sportlandschaften fast durchweg in epigonischer Abhängigkeit von Meisterschaften des 19. Jahrhunderts bleiben, um sportlich zu reden. Vor allem des Impressionismus. Naturgemäß trifft man in der Plastik noch eher auf einen Willen zur geschlossenen Körperbildung und linearen Klarheit der Umrisse. Doch es muß gesagt werden, daß zum Beispiel Tuaillons Amazonenstatue alles in den Schatten stellen würde, was die Ausstellung an Bildwerken zu bieten hat. Ein Vergleich, der sich nicht allein deshalb aufdrängt, weil in der Ausstellung ebenfalls etliche Reiterinnen in Bronze zu sehen sind. Sondern vielmehr, weil schlechthin keine Plastik um die Auseinandersetzung mit dem Klassizismus zu kommen vermag, die den sportlich trainierten schönen Körper gestalten will.

Soll der Sport ein Kulturfaktor sein und nicht nur Spezialrekordsucht mit entsprechender spezieller Muskel- oder Maschinenhypertrophie, soll er etwas Befreiendes, Erhebendes, beglückend Harmonisches ins Leben bringen, dann hat er dem antiken Ideal geistig geadelter körperlicher Vollendung zu dienen. Ein Kulturbewußtsein dieser Harmonie ist in der Ausstellung bezeichnenderweise nur an den Photos der weiten kühlen, lichtdurchfluteten modernen Räumlichkeiten der nürnberger Stadionbauten (Architekt Otto Ernst Schweizer) und an dem Plakat der vierten internationalen Meisterschaft der Studenten Darmstadt 1930 von Otto Schneider-Mainz zu erleben. Bezeichnenderweise, denn sowohl die Stadionbauten wie das Plakat fügen sich Formgesetzen äußerster, typisierender Vereinfachung, die ihnen vom Rationalismus streng sachlicher Überlegungen her geboten wurden. Gebrauchszweck und industrietechnische Herstellung haben in beiden Fällen klare, großzügige Dispositionen über Raum, Fläche, Linie, Farbe vorgeschrieben. Eigenschaften, die sich gleichsam von selbst, in natürlichster Weise zu Gebilden geistig erhellter körperlicher Harmonien runden. Freilich dürfte es schwerfallen, selbst aus der gesamten modernen deutschen Malerei und Plastik geistes- und formverwandte Beispiele genügender Zahl herauszufinden, die eine Ausstellung mit dem Namen „Sport als Kulturfaktor" rechtfertigen könnten. Immerhin gibt es grade jetzt unter den Neuerwerbungen des Kronprinzenpalais den Mädchenkopf aus Messing von Rudolf Belling zu sehen, der in seinem Stil mehr sportlichen Geist klarer Linie und Bewegung zum Ausdruck bringt als sämtliche Flieger-, Springer- und Boxerplastiken der Ausstellung zusammengenommen, zu den letztern die Schmelingfigur Bellings hinzugerechnet, die nur eine akademisch gekonnte Modellstudie von Muskelknollen ist. Oder es wären immerhin Bilder von Willi Baumeister zu erlangen gewesen, dem Maler, der schon in der Flächenplanung seiner Bilder lebendigst bewegte Paraphrasen zur Geometrie moderner Sportanlagen zu geben weiß. Aber für die Ausstellung im Verein Berliner Künstler war eben nicht der Stil, sondern das Motiv wichtig. Nicht die Gestaltung, sondern die Illustration. So kam es zum Ergebnis, das eigentlich mehr den Namen „Sport als Kitschfaktor" denn als „Kulturfaktor" verdient.

Das Loch im Osten von Morus

Zwischen Deutschland und Rußland ist peu à peu ein luftleerer Raum entstanden. Der Prozeß entbehrt nicht der innern Logik. Vor etlichen Jahren, nicht lange nach Rapallo, sagte mir ein bekannter deutscher Industriemann: „Solange wir als zerlumpte Bettler zu den reichen Leuten im Westen als Bittsteller gehen müssen, ist es ratsam, den bissigen russischen Köter mitzunehmen." Viele halten jetzt den Zeitpunkt für gekommen, wo man dem Sowjethund einen Tritt geben kann und wenigstens mit dem Knüppel nach ihm werfen soll, wenn er es wagt, zu knurren. Warum auch nicht? Wir sind ja wieder international gleichberechtigte Bürger geworden, tragen, wenn auch auf Abzahlung, einen gut konfektionierten Anzug, und können uns in Genf und selbst in London und Paris bewegen, ohne daß man mit Fingern auf uns zeigt. Diese Linie liegt fest, und wenn morgen Hitler käme, würde er nichts daran ändern. Was soll uns also noch der struppige moskauer Begleiter. Er stört uns bloß. Kann uns nur kompromittieren. Erweckt womöglich draußen den Anschein, als ob es uns mit unsrer Bürgerlichkeit und unserm gesitteten Betragen nicht ernst wäre. Wenn Ruhestörung, dann standesgemäß, diplomatisch, honorig, via Rom. Moskau ist abgemeldet.

Die Mitläufer aus den ästhetischen Regionen, denen es im Grunde genommen Wurst ist, merken es zuerst. Rußland wird nicht mehr getragen. Die Meyerhold-Aufführungen waren nicht nur leer, weil man die Sprache nicht verstand, sondern weil man auch gar kein Interesse daran hatte, sie zu verstehen. Russisches Theater und russischer Film: pö, olle Kamellen, wollen wir nicht mehr wissen. Wir sind gelenkiger, haben inzwischen schon ein halb Dutzend andrer Importen geraucht. Die im Osten sind stehn geblieben. Sowjetistisches deklassiert; und wir wollen rauf, nicht runter.

Von wannen kommt der Umschwung, wer steckt dahinter, wo sitzen die Antriebskräfte? Die moskauer Konstrukteure machen sich gleich einen ganz marxistischen Unterbau zurecht. Der Hauptanführer soll der Farbentrust sein, der für die französische Chemie Handlangerdienste leistet. Die zehnmal größere I. G. Farbenindustrie für die Etablissements Kuhlmann, die dem deutschen Milliardentrust noch nicht bis ans Knie reicht? Oder wer oder was? Der korrekteste und einfallsloseste aller Notenbankpräsidenten, der Gouverneur der Banque de France, Moreau, schmiedet mit den deutschen Großbanken zusammen geheimnisvolle Pläne zur Blockade Sowjetrußlands? Wenn die kaptitalistische Maschine so präzis und so regelmäßig liefe, hätte sie sich wahrscheinlich schon längst totgelaufen. Irgendeiner hätte ihr einen Span zwischen die Räder gesteckt, und das ganze Uhrwerk stände still. Die materialistische Geschichtsauffassung stimmt immer nur im großen; aufs kleine, auf den Einzelfall angewandt, führt sie zu skurrilen Verdrehungen.

Die Aversion oder mindestens die Interesselosigkeit, die gegenwärtig in Berlin gegenüber allem Russischen herrscht, ist veranlaßt durch ein paar Zufälligkeiten und kleinliche Eitelkeiten. Am schwersten wiegt vielleicht noch eine Personalverschiebung, mit der man es einmal sehr gut gemeint hat. Als nach dem Tode Brockdorff-Rantzaus der Botschafterposten in Moskau neu besetzt werden mußte, schickte man den rußlandfreundlichsten Mann hin, der in der Wilhelmstraße aufzutreiben war: den Leiter der Ostabteilung im Auswärtigen Amt, von Dirksen, einen ungemein fleißigen Ressortmenschen, der sich aus Pflichttreue in jedes Arbeitsfeld verliebt hätte, das man ihm zuwies. Nun also war es, wie das Amtskarussell es grade will, Mütterchen Rußland; also liebte er Rußland. Ohne die an Donquichoterie grenzenden Grandseigneur-Allüren seines Vorgängers Brockdorff, der nur im Sonderzug durchs Land fuhr, niemals die Botschaftskanzlei betrat, sich wie ein Monarch Vortrag halten ließ und für seine Extraspäße 216 000 Mark vom Reichstag anstandslos bewilligt bekam. Dirksen dagegen erschreckte vom ersten Tag an das Botschaftspersonal durch frühes, pünktliches Erscheinen, durch emsigstes Aktenstudium und, was unter Diplomaten schon wieder als unnötiger Sport gilt, durch Erlernung der Landessprache. Intuition läßt sich damit nicht ersetzen, aber was Dirksen, trotz wachsender Schwierigkeiten in Moskau zuwege gebracht hat, ist höchst anerkennenswert. Nur reicht es eben nicht, um von Moskau her berliner Ostpolitik zu machen.

In Berlin war auf Dirksens Platz ein Mann gekommen, dessen östliches Blickfeld nicht in Rußland, sondern in China liegt, wie die Karriere es grade mit sich bringt. Rußland blieb fortan im Auswärtigen Amt ein Vakuum, für das sich weder der westlich orientierte Staatssekretär von Schubert, noch der oberste Herr im Hause, Curtius, interessiert. Die Rußlandpolitik geriet dadurch fast vollkommen in die Hände der zuständigen Geheimräte, und da wieder in die Gewalt dessen, der die kräftigsten Ellenbogen hatte; des Generalkonsuls Schlesinger, eines ganz undiplomatischen, derben Kaufmanntyps, wie man ihn jetzt hier und da im deutschen auswärtigen Dienst findet.

Von dieser mit Selbstgefühl geladenen Kraftstation läuft die unmittelbare Verbindung zu dem vielgeschäftigen Herrn Hans Krämer, dem Leiter des Rußlandausschusses der deutschen Wirtschaft. In dem Rußlandausschuß, einer Gründung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, sehen die moskauer Unterweltforscher merkwürdigerweise einen Höllenpfuhl, ein kapitalistisches Verschwörernest, eine Raubritterburg, ein Konsortium feister Milliardäre. Auch Gott, wenn nur ein Teilchen davon wahr wäre. Dieser harmlose Gutachterausschuß unterscheidet sich von den Herren des Auswärtigen Amts nur durch viel größere Ignoranz. Er betrachtet die deutsch-russischen Beziehungen aus der Perspektive des Ladentisches, des kleinen Krämers, der verärgert ist, wenn man seinen Handelsreisenden in Charkow Schwierigkeiten macht, und beglückt ist, wenn er statt 33 Prozent 40 Prozent verdient.

Die vielen kleinen Beschwerden, die so das Jahr über bei dieser Kommission zusammengetragen werden, finden ihre Resonanz wieder in der Abteilung Schlesinger, und aus diesem Wechselspiel entsteht das, was man zurzeit deutsch-russische Politik nennt. Daß die Deutschen, die als Kaufleute, als Techniker, als Facharbeiter nach Rußland gehen, um sich da ein paar Rubel zu machen, häufig ganz unnütz von Sowjetbureaukraten gezwiebelt werden, kann man ohne weiteres als Tatsache unterstellen, und selbstverständlich soll man darauf drängen, daß dieser Unfug endlich aufhört. Aber daß man aus solchen Schikanen, zu denen es übrigens auch in Deutschland mancherlei Gegenstücke gibt, faktisch seine Stellungnahme zu der wichtigsten Ostmacht herleitet, zeugt für einen Mangel an politischer Direktive, wie es sie in Deutschland seit langem nicht mehr gegeben hat.

Man kann mit durchaus plausiblen Gründen, sich politisch einseitig westlich orientieren; man kann mit weit schlechteren Gründen, nämlich nur in der Hoffnung auf einen Gewaltstreich, sich einseitig an Moskau anlehnen, man kann, wie es Stresemann mit Erfolg getan hat, die West-Ost-Balance wahren. Aber was man nicht kann, ohne einen schweren politischen Lapsus zu begehen, das ist: eine Macht wie Rußland einfach ignorieren und so tun, als ob im Osten hinter der Weichsel die Welt aufhört.

Wie fehlerhaft diese passive, sich im Querulieren erschöpfende Unpolitik gegenüber Rußland ist, zeigt sich auf wirtschaftlichem Gebiet schon jetzt. Die Sowjetleute versuchen das deutsch-russische Vakuum planmäßig durch engere Handelsbeziehungen zu England und Amerika auszufüllen. Der englisch-russische Handelsvertrag, der vor einigen Wochen zum Abschluß gelangt ist, die großen Lieferkredite, die die Russen gleichzeitig von dem englischen Chemietrust und von den Associated Electrical Industries erhalten haben, stellen den Draht wieder her, der seit der Arcos-Affäre durchschnitten war. Die Amerikaner, voran Ford, beginnen unter dem Druck der Krise im eignen Lande Rußland als Exportmarkt ernst zu nehmen. Die amerikanische Ausfuhr nach der Sowjet-Union war in den ersten Monaten dieses Jahres mehr als dreimal so groß wie im vorigen Frühjahr. Gewiß hält sich alles noch in den Ausmaßen des Experimentes, und man darf sich nicht vorstellen, daß die Herrschaften von Wallstreet oder der City plötzlich begeisterte Moskowiter geworden sind. Aber Export nach Rußland bedeutet vorwiegend: Installation, und wer da die Vorhand hat, dem sind auch die Nachlieferungen sicher.

Das deutsche Rußlandgeschäft wird wahrscheinlich noch stärker zusammenschrumpfen, wenn im Oktober die letzten Reste des Dreihundert-Millionen-Kredits abgelaufen sind. Solange der Young-Plan nicht unter Dach und Fach war, hat man sich in Deutschland nicht getraut, Rußland neue Waren-Kredite zu geben. Dieses Hemmnis besteht nicht mehr. Wenn man auf den russischen Markt nicht bewußt verzichten will, wird man schon das Rad wieder in Schwung bringen müssen. Vom Beschwerdeführen allein wird es sich nicht drehen.

Bemerkungen

Lesefrucht

Wir verdanken Gustav Meyrink die schöne Geschichte vom „Schöpsoglobin", darin die Affen des Urwaldes mit einer Lösung geimpft werden, die heftigen Patriotismus erzeugt. Die Impfung richtet denn auch schreckliche Verwüstungen unter den Tieren des Waldes an: sie gehen mit markerschütterndem Stumpfsinn hinter einem Riesenaffen her, der sich das Gesäß mit Goldpapier beklebt hat ... man lese das nach.

Was es für Affen unter den Menschen gibt — das ist nicht neu. Aber was es für völkisch empfindende Mannen unter den Affen gibt, das sollte man wohl nicht für möglich halten.

Da steht auf Teneriffa eine Station mit Menschenaffen, an denen die Psychologen sehr fesselnde Intelligenzprüfungen vorgenommen haben. (Von einer Umkehrung dieses Experiments ist vorläufig abgesehen worden.) Es gibt da eine sehr fesselnde Untersuchung des Professors Köhler, „Intelligenzprüfungen an Anthropoiden", erschienen im Verlag der Akademie der Wissenschaften, Berlin. Da erzählt er, wie die Affen gern allerlei Gegenstände mit sich herumschleppen, an ihrem Körper anbringen, sich damit behängen. „Fast täglich sieht man ein Tier mit einem Seil, einem Fetzen Zeug, einer Kraut-Ranke oder einem Zweig auf den Schultern dahergehen. Gibt man Tschego eine Metallkette, so liegt diese sofort um den Nacken des Tieres, Gestrüpp wird mitunter in größern Mengen auf dem ganzen Rücken ausgebreitet getragen. Seil und Zeugfetzen hängen gewöhnlich zu beiden Seiten des Halses über die Schultern zu Boden; Tercera läßt Schnüre auch um den Hinterkopf und über die Ohren laufen, so daß sie zu beiden Seiten des Gesichts herunterbaumeln."

Und Köhler fügt nun eine glänzende Beobachtung hinzu:

„... daß die am Körper hängenden Gegenstände Schmuckfunktion im weitesten Sinne haben. Das Trotten der behängten Tiere sieht nicht nur mutwillig aus, es wirkt auch naivselbstgefällig. Freilich darf man kaum annehmen, daß die Schimpansen sich eine optische Vorstellung von ihrem eignen Aussehen unter dem Einfluß der Toilette machen, und nie habe ich gesehen, daß die äußerst häufige Benutzung spiegelnder Flächen irgend Beziehung auf das Behängen genommen hätte; aber" — — paß auf! — „aber es ist sehr wohl möglich, daß das primitive Schmücken gar nicht auf optische Wirkungen nach außen rechnet — ich traue so etwas dem Schimpansen nicht zu —, sondern ganz auf der merkwürdigen Steigerung des eignen Körpergefühls, Stattlichkeitseindrucks, Selbstgefühls beruht, die auch beim Menschen eintritt, wenn er sich mit einer Schärpe behängt oder lange Troddelquasten an seine Schenkel schlagen. Wir pflegen die Selbstzufriedenheit vor dem Spiegel zu erhöhen, aber der Genuß unsrer Stattlichkeit ist durchaus nicht an den Spiegel, an optische Vorstellungen unsres Aussehens oder an irgend genauere optische Kontrolle überhaupt gebunden; sobald sich so etwas mit unserm Körper mitbewegt, fühlen wir ihn reicher und stattlicher."

Im Urwald fing es an. Am 1. August 1914 hat es sich bewahrheitet. *Ignatz Wrobel*

Der Prozeß Frenzel

In Potsdam halten sie nichts von der Psychologie. Und gar die Psychoanalyse! „Fangen Sie nur damit nicht an. Das ist gut für Berlin. Aber nicht für Potsdam."

In einer solchen Atmosphäre spielte sich dieser Tage der Prozeß gegen den Bezirksschornsteinfegermeister Frenzel ab, der beschuldigt war, sich an seiner Tochter Gertrud vergangen zu haben. Frenzel wurde zu andert-

halb Jahren Zuchthaus verurteilt. An jedem Sexualstrafprozeß interessiert, über die Schuldfrage des Einzelfalles hinaus, die prinzielle Frage der Strafwürdigkeit. So gewiß es ist, daß die Anhänger der strengsten Bestrafung aller „Blutschande" ihre Begründungen aus einer Sexualmoral herleiten, die für die Mehrzahl heute keine Gültigkeit mehr hat, ja deren Anwendung auf das strafrechtliche Gebiet wir immer wieder bekämpfen müssen, so gewiß wäre es töricht, wegen dieser verkehrten Ableitung allein die Strafwürdigkeit zu verneinen. Wo Einigkeit unter uns darüber herrscht, daß der Geschwister- und erst recht der Verschwägerten-Inzest straffrei zu bleiben hat. Liegt Vergewaltigung vor, so ahndet diese ja das Gesetz an einer andern Stelle, ebenso wie den Sexualverkehr mit Jugendlichen. Auch die Kinder wegen des Verkehrs mit den Eltern zu bestrafen, ist eine Rückständigkeit unsres Strafrechts und des neuen Entwurfs. Anders liegt der Fall mit der Bestrafung der Eltern. Auch der leidenschaftlichste Verfechter der Sexualfreiheit wird nicht leugnen können, daß die Kinder vor Mißbräuchen der elterlichen Gewalt unbedingt geschützt werden müssen. Da diese bis zum 21. Jahre reicht, so müßten die Minderjährigen durch das Gesetz vor den Angriffen der Eltern bewahrt werden. Wie sehr diese Frage auch in kulturradikalen Kreisen umstritten ist, beweist der Gegenentwurf des Kartells für Reform des Sexualstrafrechts („Sittlichkeit und Strafrecht", Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin), auf den hinzuweisen, bei dieser Gelegenheit nicht versäumt sei.

Von dieser Problematik abgesehen, hinterläßt der potsdamer Prozeß einen höchst unangenehmen Nachgeschmack. Hildegard widerruft, der Vater leugnet, Gertrud bleibt, in ihrer Haltung sichtlich von den Pfarrersleuten bestärkt, bei ihren belastenden Aussagen, die Sachverständigen, die Verteidigung, der Staatsanwalt und die Richter bezweifeln abwechselnd die Glaubwürdigkeit der Zeugen. Aus dem wüsten Hin und Her wird deutlich, daß Staatsanwalt und Gericht sich mehr auf das fragwürdige Gebilde ihres „gesunden Menschenverstandes" verlassen als auf Psychologie und Psychoanalyse. Wenn Magnus Hirschfeld betonte, daß ein Schürzenjäger, soweit er eben keinen Defekt hat, und den habe Frenzel nicht, grade seine eignen Kinder in Frieden läßt, so spricht er eine alte Erfahrung aus, die nur dem Staatsanwalt und dem Gericht unbekannt war. Woher nimmt das Gericht das Recht, die Unglaubwürdigkeit Hildegards und die Glaubwürdigkeit Gertruds außer Zweifel zu stellen, und darauf, auf dieser Hypothese das Urteil aufzubauen? Spricht nicht eher die ganze Art, wie Hildegard ihre einstigen Aussagen widerrief, für die Annahme, daß ihre frühern Beschuldigungen aus einer Haßliebe gegen den Vater herrühren? Doch in Potsdam gibts so etwas nicht, da entscheidet der „gesunde Menschenverstand" und die Tatsache, daß es eine Pfarrersfamilie ist, die hinter der Belastungzeugin steht. Die Häufung von Unwahrscheinlichkeiten in Gertruds Bekundungen schert dieses Gericht nicht. Jugendliche Phantasie, grade auf sexuellem Gebiet und grade im Pubertätsalter,

existiert für den Staatsanwalt nicht. Die plumpe, undifferenzierende Art der Verhandlungs- und Beweisführung gibt ein erschreckendes Bild von der Ahnungslosigkeit und Rückständigkeit dieses Gerichts und des medizinischen Sachverständigen der Staatsanwaltschaft. Mag der Angeklagte schuldig oder unschuldig sein, dem Gericht ist es nicht gelungen, das Urteil auf einer stichhaltigen Begründung aufzubauen. So unerfreulich der ganze Prozeß war, so unerfreulich ist sein Ausgang. Die Berufungsinstanz wird wenigstens die gröbsten Fehler des Verfahrens wiedergutzumachen haben.

Man fragt sich, ob der Prozeß nicht besser unterblieben wäre. Sein Verlauf läßt diese Frage berechtigt erscheinen. Die Vormundschaftsrichterin, Fräulein Assessor Pauli, bewies, indem sie verzichtete, Anzeige zu erstatten, mehr Menschenkenntnis als der Herr Pastor, dem es sicher ein Leichtes gewesen wäre, Frenzel ins Gewissen zu reden. Traute der Herr Pfarrer, dessen Berufsgenossen sich doch grade auf ihre Menschenkenntnis soviel einbilden, sich nicht zu, die Wahrheit aus dem Schornsteinfegermeister herauszubekommen?

Hätte er, statt in aufgeblähtem Übereifer gleich Krach zu schlagen, in der Stille die Wahrheit zu erforschen versucht, dann hätte er uns wahrscheinlich diesen peinlichen Prozeß, der den eigenartigen Geisteszustand mancher Gerichte so grell beleuchtet, erspart; hätte auch seinem Schützling Gertrud, an dessen Seelenheil ihm doch angeblich so viel liegt, jene widerliche Untersuchung auf dem berüchtigten Stuhl erspart, vor dem selbst erwachsene Frauen berechtigten Abscheu haben.

Das zweifelhafte Ergebnis dieser Untersuchung: Es kann so, es kann aber auch so sein, ist ein Symbol für den ganzen Prozeß: Es kann so, es kann aber auch so sein. Hoffentlich findet Frenzel das zweite Mal einsichtsvollere Richter, denen die moderne Seelenforschung, die österreichische, kein böhmisches Dorf ist. *Walther Karsch*

Lotte Reinigers Film

Bei uns legt man die Leute ein für allemal fest. Ein Parlamentarier darf nichts von französischer Malerei verstehen und ein Botaniker nichts vom Fußballsport. Wer einmal ein gutes Schmetterlingsbuch geschrieben hat, der ist für alle Zeiten auf Schmetterlinge festgelegt und darf es nicht wagen, seine Meinung über Schulreform in der Öffentlichkeit zu äußern. So steht es auch mit dem Fall Lotte Reiniger. Sie hat mehrere ausgezeichnete und gut aufgenommene Scherenschnittfilme gemacht. Ihr Name ist mit diesen Arbeiten in der allgemeinen Anschauung so eng verknüpft, daß es von ihr ein direktes Wagnis war, einmal einen Film zu machen, der nicht nur aus Scherenschnitten bestand. Dieser neue Film, „Die Jagd nach dem Glück", ist aber trotz der verständnislosen Haltung des größten Teils im Publikum so interessant, daß sich wohl darüber mehr sagen läßt als die allgemeine Feststellung, die ja auch vorher bekannt war, daß Lotte Reiniger Schere und Schwarzpapier gut zu handhaben weiß.

Denn es zeigte sich, daß sie alle ihre Erfahrungen mit dem Silhouettenfilm in einer ganz überraschenden Weise auch auf den quasi naturalistischen Spielfilm zu übertragen versteht. Ihre Men-

schen sind wie sonst ihre geschnittenen Figuren von jener kapriziösen Vereinfachung, amüsant zackig in ihren Konturen, die Vorgänge sind von einer ruckartigen lustigen Unverbundenheit und so zweidimensional wie in einem Bänkelsängerlied oder einem Marionettenspiel. Lotte Reiniger braucht nicht die billige Sechserpsychologie, mit der die naturalistischen Filme Seele vortäuschen. Liebe ist eben Liebe, Eifersucht ist Eifersucht und Glück ist eben Glück. Das Schattenspiel, mit dem die jungen verliebten Leute in dem Film trotz aller Schwierigkeiten und Bosheiten ihr Glück machen, sagt genau dasselbe wie der ganze Film. Und es ist nicht zu verstehen, warum ein Publikum, das sich die geistvolle Naivität von schwarzen Puppen lächelnd gefallen läßt, ein ebenso naives und geistvolles Spiel von Menschen ironisch ablehnt.

Ein Vergleich drängt sich unwillkürlich auf, wenn man diesen Film sieht: ein Vergleich mit der Kunst Franz Masereels. Es ist dieselbe erzählende Bilderbogenhaftigkeit, dieselbe seelische Schwarzweißtechnik, wo gut noch gut und schlecht noch schlecht ist. Es ist dieselbe Unbekümmertheit um die Übergänge, dieselbe Lust am Ausmalen von zarten Kleinigkeiten. Auch in ihrer Scherentechnik scheint mir Lotte Reiniger diesen Weg zu gehen. Hatte sie früher vielleicht das Ideal einer möglichst weitgehenden Angleichung der Silhouette an die Natur, so arbeitet sie jetzt viel freier und sorgloser, einzig getragen von dem schlagenden Witz der Situation, vom sentimentalen Humor eines Hinterhofliedes. Die vielleicht wichtigste Rolle, die der glückbringenden Fee — im Film ein wasserstoffblondes Schießbudenfräulein — liegt bei Katherine Heßling. Diese Schauspielerin, die wir aus „Nana" und aus „La petite Lili" kennen, hat großartig verstanden, was Lotte Reiniger wollte. Sie ist alles andre als schön, aber dafür faszinierend geheimnisvoll wie aus einer andern Welt, glitzernd, als trüge sie einen Fischschuppenpanzer, und ihre Bewegungen sind von derselben Reichheit wie ihre schenkende Hilfe, mit der sie alles in Ordnung bringt. Es ist bedauerlich, daß unser Filmpublikum das Weibliche und das Erotische immer nur von mehr oder weniger guten Greta Garbos vorgeführt bekommt, sonst würde es begreifen, daß in Katherine Heßling diese gewiß angenehmen Dinge ein so gigantisches Format angenommen haben, daß man ihrem Spiel folgen muß als sei es klassische Tragödie auf Kothurnen.

Es bleibt leider noch anzumerken, daß die nachträgliche deutsche Synchronisierung der eingestreuten Gesprächsaufnahmen höchst unzulänglich und störend waren. Im übrigen aber auch überflüssig, da die durch die schlechte Aufnahmetechnik unverständlichen Worte zum Ablauf der Handlung nicht nötig waren. Aber davon abgesehen ist der Film ein ebenso überraschender wie amüsanter Vorstoß in ein neues Gebiet, den man gesehen haben muß, um zu wissen, daß die filmischen Möglichkeiten noch lange nicht erschöpft sind.

Wolf Zucker.

Das Leben einer Kaiserfamilie

Das Regierungsorgan der österreichischen Republik, die ‚Reichspost', bringt in gewissen Intervallen rührende Schilderungen vom Leben der österreichischen Kaiserfamilie. Leitmotiv: „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder und lehret die Mädchen und wehret die Knaben." Wenn dann an passender Stelle vom „schneeichten Linnen" gesprochen wird, vergißt der Bericht nicht hinzuzufügen, wer ihn gespendet. Hochverrat, mit humanitärem Alibi.

Trotz aller anregenden Spendenhinweise scheint es aber der hohen Frau vom Hause Bourbon-Parma-Habsburg schlecht zu gehen. Mußte sie doch den schweren Entschluß fassen, „das liebgewordene Heim am Meeresstrand von Lequeito" für längere Zeit mit dem „düstern alten Wasserschloß Ham bei Steenokkerzeel" und damit das „brave Baskenland" mit der „grauen, flämischen Ebene" zu vertauschen. Die arme Kaiserin mußte mit einem, „allen Komfort entbehrenden, Renaissance-Bau" (Spender: Marquis de la Croix) vorlieb nehmen. Dieser hatte darauf Rücksicht genommen, daß der kaiserliche Haushalt mit wenig Personal geführt werden muß, „denn die kaiserliche Kasse" — Achtung Spender! — „ist oft erschreckend leer". „Die Kaiserin muß oft darauf bedacht sein, für sich und ihre acht Kinder neue Geldquellen zu erschließen. So sah sie sich genötigt, Schloß Wartholz als Pension zu verpachten." (Kostenlose Textreklame!)

Das Leben im „alten Wasserschloß" müßte eigentlich in Hexametern geschildert werden. Ein ländliches Idyll, lauter und bieder. Um sechs Uhr ist Tagwache, um halb sieben wird die Messe gelesen, dann rasches Frühstück „und fort gehts". „Otto per Rad zur Universität nach Löwen." Auch alle andern Kinder haben von hohen spanischen Persönlichkeiten Fahrräder zum Geschenk erhalten. Ein Auto ist zwar vorhanden, aber es ist selbstverständlich alt und eng.

Dieser Otto muß einem leid tun. Nicht nur, daß er deutsch, französisch, englisch, latein und griechisch studiert, er muß auch ungarisch und kroatisch lernen, denn auch Kroatien gehört zu den Ländern der heiligen ungarischen Krone, über die zu regieren der liebe Gott den löwener Philosophiestudenten Otto Habsburg auserkoren hat. Spanisch lernt er außerdem noch — denn man kann nicht wissen — vielleicht kommt wieder die Zeit, da die Sonne im Hause Habsburg nicht untergeht. Wie es sich gehört, findet man ihn in den Pausen der Vorlesungen im alten Heeresmuseum „wo ihn die historische Entwicklung der Kriegswaffen aller Jahrhunderte und die herrlichen Rüstungen, besonders aus der Zeit der spanischen Habsburger, sehr interessieren". Er wird, wie man sieht, für seinen spätern Beruf trefflich vorbereitet.

Die übrigen sieben Sprößlinge der Frau Zita sind nicht weniger hoffnungsvoll. Da ist zum Beispiel der Erzherzog Karl Ludwig, der aus dem Jesuitengymnasium Sankt Michel in Brüssel jede Woche die carte d'or als Beweis seines Lernerfolges nach Hause bringt, obwohl man dort, wie der Berichterstatter ganz genau weiß, auf seinen hohen Rang „keinerlei Rücksicht nimmt". Wenn die Kinder von der Schule nach Hause kommen, werden im Salon der Kaiserin die Aufgaben gemacht. Da treten dann die Schreibtischlampen in Aktion, „die eine wiener Dame zu Weihnachten geschenkt hat".

Auch sonst ist alles wie im Lesebuch. Sogar die Hausgehilfinnen sind keine gewöhnlichen Hausgehilfinnen, sondern Oesterreicherinnen, die „ferne der Heimat, in der Weltabgeschiedenheit von Steenockerzeel, freudig ihre Pflichten erfüllen". „Nach dem Abendessen bleibt man noch kurze Zeit im Salon der Kaiserin. Das Grammophon" — Spender? — „bringt liebe Heimatwei-

sen ins fremde Land und die Kinder wünschen sich jetzt sehnlichst ein Radio." Ebenfalls nur, um die Stimme aus der Heimat zu hören. Auch dieser Spendenwunsch wird leichter erfüllt werden als die ihm zugrunde liegende politische Ermahnung.

So schnorrt man sich in diesen schlimmen Zeiten durch das Provisorium eines republikanischen Europas, das ein Weltkrieg zurückgelassen hat, den man zwar reiflich bedacht, aber dennoch nicht gewollt hat. Wie schön haben es eigentlich die andern, denen das Glück zuteil wurde, in einem komfortablen Schützengraben für die Ehre des Hauses Habsburg zu sterben, statt für sie in einem „allen Komfort entbehrenden Renaissance-Bau" leben zu müssen.

Bruno Frei

Kindermund ohne Kind

So manche Rubrik deutscher Zeitungen ist ein Jammer. Aber Schlimmeres als den „Kindermund" gibt es kaum. Da reden Kinder so blöd wie ausgewachsene Idioten oder so schlau wie Erwachsene, die nur aus Versehen klein geblieben sind. Kinder sind aber in diesem Maße weder blöd noch schlau, sondern vernünftig ohne zureichende Erfahrung und — wichtig — ohne Angst. Sie urteilen nach einem gesunden Menschenverstand, der dann im Laufe der Jahrzehnte meistens abhanden kommt. Erwachsene, die einen Kindermund herstellen, stellen ihren Atavismus dar, nicht den wirklichen Mund des wirklichen Kindes.

Der Kindermund der Zeitungen ist kugelrund (naiv! Erstaunen!), hat kirschrote Lippchen (Gesundheit! Reinheit!), darüber ein Stupsnäschen und Klappdeckelaugen. Er gebraucht nie Ausdrücke, die der gesellschaftliche Kodex verbietet (obwohl Kinder mit solcher Andacht sudeln können), er drückt seine Pointe aus, als wenn er sie schon in den Windeln zum Druck bestimmt hätte. Wenn er phonetische Treue vorspiegeln will, gebraucht er eine lachhafte Schablone, die sich durch ihre Vererbung von Generation zu Generation durchaus nicht rechtfertigt. Immer werden die Schokoladenonkels geliebt und die Geiztanten gehaßt, was mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt, da Kinder lange nicht so käuflich sind wie die Erwachsenen es von sich aus glauben. Und Egotismus ist noch lange nicht Egoismus, das sollte doch allmählich gewußt werden.

Ich bin mir klar, daß da nichts zu machen ist (vorläufig wenigstens). Die Zeitungen und Zeitschriften bringen, was die Leser wollen. Und wenn Herr Meier zu seinem Sonntagsnachmittagskaffee einen Kinderwitz schmatzen will, so muß er den sofort und in nötiger Authentizität finden können. Das wirkliche Kind ist die immer nachwachsende Kritik der Erwachsenenwelt, daher im Grunde unangenehm und unerwünscht. Nur der goldige Kindermund der Zeitung liefert das plätschernde, planschende Plaisir, dem alle Beißzähne fehlen.

Werden wir mutiger werden? Man sagt, der Krieg habe unsern Mut gestählt. Ich finde, er hat (im großen und ganzen) unsre Feigheit gestählt. *Gattamelata*

Fremdenverkehrswerbung

Unter den Kriegsandenken sind es nicht nur die bronzierten Ausbläser und die mit viereckigen Hindenburgs bemalten Barttassen, die das Herz erfreuen. Auch nicht jene Bibel, in die der Divisionspfarrer hineinstempeln ließ: Zur freundlichen Erinnerung an den Weltkrieg! ist die Höchstleistung. Die sieht vielmehr so aus:

Die Franzosen ließen — durch Flieger und Patrouillen — kleine rote Zettel in die deutschen Gräben flattern, auf denen stand — in Frakturbuchstaben gedruckt — dieses:

Deutsche Soldaten!

Es ist eine schändliche Lüge, wenn Eure Vorgesetzten behaupten, die Franzosen mißhandeln die deutschen Gefangenen!

Wir sind keine Unmenschen!

Kommt nur getrost zu uns herüber!

Hier findet Ihr rücksichtsvolle Aufnahme, gute Verpflegung und friedliche Unterkunft!

Zoologie im Schlafwagen

„Die Bettplatzvormerkscheine sind Hunde und nicht übertragbar."

„Ausweis kann verlangt werden."

„Handgepäck, das Mitreisenden wegen seiner Größe oder seines Inhalts lästig fallen würde, ferner andre Tiere dürfen in den Schlafwagen nicht mitgenommen werden.

Amtliches Kursbuch Südwest-Deutschland

Deutsche . . .!

Deutsche, eßt deutsche Eier,
Deutsche, kauft Roggenbrot,
wovon die deutsche Scheuer
langsam zu bersten droht!

Deutsche, die Hähne springen
zwanzigmal mehr aufs Huhn,
wenn deutsche Lieder klingen,
preisend des Hahnes Tun!

Deutsche, die Hühner legen
öfter und zielbewußt —
Deutsche, der Roggensegen
schwellt euch die Hühnerbrust!

Deutsche, zahlt deutsche Preise,
ob auch die Roggenklei',
ob auch die Eierspeise
zehnfach verteuert sei!

Deutsche, gebt deutschen Zöllen
Groschen um Groschen ab . . .
Deutsche, streut Immortellen
aufs deutsche Hungergrab!

Weh

Liebe Weltbühne!

In der ‚Frankfurter Zeitung' findet sich folgende Anzeige:

OKASA bleibt OKASA!

Auf der Internationalen Ausstellung in Florenz vom 14. bis 25. November 1929 mit Förderung und Unterstützung der italienischen Regierung unter dem Protektorat des Regierungschefs

BENITO MUSSOLINI

erhielt Okasa das Verdienstkreuz mit der Goldenen Medaille.

Wer hätte das von ihm gedacht?! singt Marcellus Schiffer.

Hinweise der Redaktion

Düsseldorf

Weltbühnenleser: Donnerstag, 20 Uhr, Metallarbeiterheim, Duisburger Straße 51. D. Lubinski: Der Kreuzzug des Papstes gegen Sowjet-Rußland.

Bücher

Liam O'Flaherty: Die Bestie erwacht. S. Fischer, Berlin.
A. M. Frey: Das abenteuerliche Dasein. Gustav Kiepenheuer, Berlin.
Harold Nicolson: Die Verschwörung der Diplomaten. Frankfurter Societäts-Druckerei.
Neue Prosa: Novellen junger Autoren. Joachim Goldstein, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 14.00: Künstler der mailänder Scala (Schallplatten). — 16.05: Das Neueste von gestern, Gerhart Pohl. — **Mittwoch.** Berlin 18.00: Anarchie der Phrase, Herbert Ihering. — Köln 21.00: Satyr lacht. — **Donnerstag.** Berlin: 20.30: Prozeß Gandhi. — **Freitag.** Leipzig 14.30: Schriften zum Sozialismus, Walter Fabian. — Frankfurt 18.10: Bücher: Ludwig Marcuse. — 18.35: Gespräch zwischen Herbert Ihering und Ernst Gläser. — Stuttgart 19.30: Friedrich Wolf: John D. erobert die Welt. — **Sonnabend.** Königswusterhausen 17.55: Kunstgesinnung und Charakter, Hans Baluschek.

Antworten

Hermann Schirrmeister: Sie schreiben: „Das Vorgehen der Volksbühne gegen ihre Sonderabteilungen ist in ein neues, in sein letztes Stadium getreten. Die Mitglieder des Arbeitsausschusses der Sonderabteilungen sind aus der Organisation ausgeschlossen. Funktionen haben die Sonderabteilungen ja in dem riesigen Verwaltungsapparat nie gehabt; die letzte Maßnahme aber bedeutet Tötung jeder oppositionellen Regung. Wie schlimm muß es um eine Organisation stehen, die mit derartigen Gewaltstreichen glaubt Zufriedenheit der Mitglieder zu gewährleisten. Um was ging es in diesem Streit? Um nicht mehr, als um die Einbeziehung der Piscatorbühne in das Programm der Sonderabteilungen. Nicht eine bestimmte Anzahl von Piscator-Vorstellungen wurde verlangt, sondern die Bereitwilligkeit des Vorstandes zur Unterstützung der Bühne in irgendeiner Form. Aber man sah in den Forderungen nichts andres, als eine günstige Handhabe gegen eine Gruppe, über die längst das Urteil gesprochen war. Der übelste Parteigeist feiert Triumphe. Mehr denn 99 Prozent der Volksbühnenmitglieder kümmerte der Verwaltungsstreit nicht das Geringste. Es ist keine Jugend mehr, die sich in die Gefilde erzwungener Zufriedenheit leiten läßt, mag sie an Jahren noch so ‚jung' sein. Jene großartige Protestkundgebung der Sonderabteilungen in den Prachtsälen am Märchenbrunnen vereinte mehr Volksbühnenmitglieder (nicht nur Sonderabteilungsmitglieder) als alle Mitgliederversammlungen der Volksbühne während eines Jahres! Das war der Wille der aktiven Mitgliedschaft! Den Nur-Theaterbesucher ging der Streit nichts an. Das wurde schon einmal gesagt. Es ist Tatsache: Jene Kräfte, die mit Elan, Tatkraft und Opferfreudigkeit der Sache des lebendigen Theaters dienten, sind ausgeschaltet. Bis hierher ging die Entwicklung! Die Trennung ist vollzogen. Es gibt keine Sonderabteilungen mehr. Aber unsre Arbeit beginnt!" Herr Nestriepke und seine Leute haben einstweilen gesiegt. So schlecht sie in öffentlichen Auseinandersetzungen abschneiden, so gewiß siegen sie in ihren Amtszimmern. Ich fürchte, Sie haben einmal zu viel gesiegt.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das III. Vierteljahr 1930

einzuzahlen, da am 10. Juli die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

**Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112**

Der schlummernde Riese von Lothar Persius

Vor sechsundvierzig Jahren war ich zum ersten Mal in Ostasien, genau vor einem Vierteljahrhundert zum letzten Mal. In der Zwischenzeit tat ich verschiedentlich Dienst auf unsern in chinesischen Gewässern stationierten Kriegsschiffen. Besonders als älterer Seeoffizier hat man Gelegenheit, mit allen möglichen Kreisen in Berührung zu treten. Zuweilen wurde mir gesagt: „Sie können als Seeoffizier unter Umständen ein treffenderes Urteil über Land und Leute gewinnen als Jemand, der hier dauernd sitzt, geschweige als ein Globetrotter." So hatte ich mir bisher eingebildet, China und Chinesen ein wenig zu kennen. Nun stellte ich fest, daß das ganz und gar nicht der Fall ist.

Der Durchschnittseuropäer hat völlig falsche Vorstellungen von diesem Reich und seinen Bewohnern. China ist kein Land, kein Reich, es ist eine Welt, eine Welt für sich, in der Hunderte von Millionen Menschen leben, die keinen Zusammenhang haben, gänzlich verschiedene Sprachen sprechen. Wahrscheinlich beträgt ihre Zahl weit über fünfhundert Millionen. So wurde mir auf dem statistischen Amt in Shanghai Auskunft erteilt. In unseren Schulen lernt man vierhundert. Keine Ziffer darf Anspruch erheben, zutreffend zu sein. Volkszählungen gibts ebensowenig wie etwa Schulzwang. „Jeder Chinese — der Höhepunkt in der Kultur — lernt lesen, schreiben, rechnen." So träumt der Europäer. Richtig ist, daß nicht zehn Prozent diese Künste beherrschen, und Rechnen nur, wenn sie das bewährte Rechenbrett in der Hand halten.

An viele Dutzende von Europäer und Chinesen richtete ich die Frage: „wie denken Sie über die Zukunft Chinas, wird es sich konsolidieren, falls ja, in welcher Zeit?" Diametral auseinander gingen die Meinungen, lauteten die Urteile, die Antworten. Die Einen: „nicht in hundert Jahren, nie, niemals", die Andern: „bald, in fünf bis zehn Jahren spätestens." Letztere erklärten als Vorbedingungen: Befreiung von jeder Fremdherrschaft. „Dann", so äußerte ein ehrwürdiger Chinese, „wird die angebliche gelbe Gefahr sich in gelben Segen für Euch Weiße umsetzen." — „Sehr freundlich," erwiderte ich, „aber gestatten Sie eine Frage: „Wie werden die Weißen von den Chinesen genannt?" Er zögerte, worauf ich: „Weiße Teufel." Er schwieg beschämt still.

In China werden menschlicher Voraussicht nach auf unabsehbare Zeit keine geordneten Zustände Platz greifen. Warum? Das Land ist noch in weiten Teilen wenig kultiviert. Unendliche Strecken liegen brach. Die Regierung tut so gut wie nichts für die Besserung der Verhältnisse. Viele Flüsse treten alljährlich im Frühjahr aus ihren Betten. Menschenleben und Güter werden vernichtet. Aufforstungen finden nur ganz vereinzelt statt. China ist erheblich übervölkert. Nur 20 Prozent seiner Bewohner sind in der Lage, auskömmlich den Magen zu füllen. Hunderttausende sterben in

jedem Jahr am Hungertod. (Ich tische keine Ammenmärchen auf, sondern amtliches Material, wie es mir von einwandfreien Quellen, europäischen und chinesischen, die ich zum Vergleich heranzog, wurde.) Trotz allen wirtschaftlichen Nöten vermehrt sich der Chinese, ähnlich wie der Japaner, fabelhaft. An Maßnahmen zur Geburtenbeschränkung ist nicht zu denken, einerseits nicht, weil die Zivilisationsstufe zu niedrig, andrerseits nicht, weil die konfuzianischen Lehren dagegen sprechen, die noch tief, wenn auch vielfach unbewußt, das Denken und Handeln der breiten Volksmassen durchtränken.

Aus dem furchtbaren Elend, von dem sich kein Europäer auch nur eine leise Vorstellung zu machen imstande ist, resultieren Korruption im Superlativ, Räubereien, Plünderungen, ewige Bürgerkriege. Wer immer es kann, betrügt, „squeezt". Die Beamten und Offiziere erhalten jämmerlich niedrige Gehälter, sie sind auf den squeeze angewiesen, alle Angestellten ebenso. Jeder Gouverneur, jedes Stadtoberhaupt, kurz jeder Machthaber versucht sich auf nicht einwandfreie Weise zu bereichern. Das war stets der Fall im weiten Reich der Mitte, ist heut schlimmer als ehedem. Ob es sich um Waffen handelt oder um Maschinen zur friedlichen Arbeit, ob um wissenschaftliche Instrumente, stets verlangt der chinesische Besteller, daß ein höherer Betrag in die Rechnung geschrieben wird als der ursprünglich ausgemachte. Unter fünfundzwanzig Prozent Gewinn für seine Tasche vergibt kein Chinese einen Auftrag. Auch hat er kein Interesse daran, daß die gelieferte Ware gut ist. Im Gegenteil, denn er will wieder Profite einheimsen an den dann bald notwendig werdenden Reparaturen. Amerikanische Kampfflugzeuge wurden jetzt angeschafft, das Stück zu 32 000 Golddollars. Nebenbei: dieser Tage wurden von der Regierung in Nanking auch zweiunddreißig Junkermaschinen gekauft, darunter vierundzwanzig Militärflugzeuge. Als ich mein Erstaunen über den hohen Preis äußerte, wurde mir erwidert: „Aber bedenken Sie doch, wie viele Leute ihren squeeze machen wollen." Die Regel bisher war, daß die Flugzeuge in gutem Zustand abgeliefert wurden, und daß sie auch so lange gebrauchsfähig blieben, als Ausländer sie führten und in Stand hielten. Das war jedoch meistens nur kurze Zeit. Dann bemächtigten sich Chinesen der Apparate, und im Handumdrehen waren die Maschinen unbrauchbar, verrottet.

Mächtige Eisenbahnbrückenkonstruktionen waren aus Europa angekommen. Der mit ihrer Aufstellung beauftragte Ingenieur bezeichnete mir den gezahlten Preis als irrsinnig hoch. Dennoch hätten die chinesischen Auftraggeber ihren Unwillen über den zu niedrigen Preis Ausdruck gegeben. „Ich werde die Herren bald zufriedenstellen. Sehen Sie sich die unsaubere Arbeit an. Wenn die Brücke ein paar Mal von schweren Lokomotiven befahren wird, muß sie ausgebessert werden. Dann werde ich den gehörigen Preis machen. An nichts wird mehr verdient als am Ausbessern, das heißt verdient, meint „squeeze". Sie verstehen doch?" Ich verstand!

Philantropen wollen dem chinesischen Volk helfen, wollen es von der Opium-Seuche befreien. Vergebliches Bemühen. Alle fremden Regierungen, abgesehen von der französischen, arbeiten daran, die Opiumeinfuhr nach China zu unterbinden. Das „french settlement" in Shanghai jedoch ist eine Hochburg für Opiumschmuggler. Darüber klagen nicht nur viele Chinesen, auch — — englische Beamte, die es angeht! Immerhin: ein sehr beträchtlicher Teil des Opiumkonsums stützt sich auf die Erzeugung im eignen Lande. Die Zentralregierung in Nanking hat im Jahr 1916 bereits ein Gesetz gegen den Anbau von poppys (Mohn, Opiumkulturen) und den Verkauf von Opium erlassen, hat drakonische Strafen festgesetzt, ist aber nicht imstande, ihren Willen, das Volk von der Seuche zu befreien, durchzusetzen. Hauptsächlich sind es die aufständischen Generale, die die Opiumkultur fördern, ja sie erzwingen, weil sie aus dem Verkauf Nutzen ziehen, viel Geld machen, das in ihre Privattaschen wandert oder illegalem Waffenankauf dient. Diese Generale erlassen vielfach Verfügungen, die die Bauern verpflichten, poppys zu pflanzen.

Richtig ist, daß der Schmuggel mit Narkotiken, in erster Linie von Japan aus, erheblichen Umfang angenommen hat. Der Konsum von Pillen — Derivaten —, dann auch Einspritzungen, haben sich in letzter Zeit gesteigert. Der arme Kuli kann den hohen Preis des guten Opiums nicht zahlen, hat nicht die Zeit, die Pfeife zu rauchen, auch nicht den dazu notwendigen Raum, das heißt ein Lokal, das hohe Bestechungsgelder an die Polizei zahlen muß, damit seine Besucher ungehindert dem staatlich verbotenen Genuß frönen können.

In Europa wird vielfach die Wirkung des Opiums auf das chinesische Volk überschätzt. Von den Hunderten von Millionen sind dem Genuß noch nicht zehn Prozent ergeben. Der Chinese, soweit ihn die „weiße Zivilisation" beleckt hat, also in den Hafenstädten und ihrer Umgebung, raucht amerikanische Zigaretten, nicht Opium. Die grausigen Nachrichten, die wir in unsrer Presse zuweilen über das schreckliche Gift, das am Mark des chinesischen Volks zehrt, lesen, stammen meist von den Antiopiumvereinen her, die es in China gibt. Sie wünschen, daß ihre an und für sich verdienstvolle Arbeit im Ausland anerkannt, beachtet wird, wünschen, daß die amerikanischen Geldquellen weiter wie bisher reichlich fließen.

Aus Amerika stammen auch viele mildtätige Gaben — zuweilen recht hohe Beträge — die dazu dienen sollen, die Not des chinesischen Volks zu lindern! Vor kurzem hatte eine Dollarprinzessin entdeckt, daß die gestickten seidenen Taschentücher, für die man ihr in Kanton pro Stück einen Dollar (chinesisch, zurzeit etwa eine Mark fünfzig) abgenommen hatte — der Kenner zahlt noch nicht die Hälfte — in New York mit einem Golddollar gehandelt wurden. Sie erkundigte sich, wie viel die Anfertiger solcher Taschentücher Tagelohn erhielten, bekam zur Antwort, bei mindest Ablieferung von einem Dutzend 30 bis 40 Cent (45 bis 60 Pfennige). Das zahlen christliche Institute, die die Sittlichkeit unter jungen Chinesinnen fördern wollen. Die Dollarprinzessin machte einen Ver-

trag: jede chinesische Arbeiterin erhält pro Taschentuch 50 Cent. Der Zwischenhandel wird ausgeschaltet. Der Erfolg? Keine der früher beschäftigten Arbeiterinnen rührte noch eine Hand. Sie waren nun „compradores" — Unternehmer — geworden, hatten junge, arme Mädchen engagiert, denen sie 30 Cent Tagelohn zahlten. Diese Mädchen, von denen es Millionen gibt, waren froh, daß sie weit bösere Arbeit aufgeben konnten, daß ihnen das Hungergespenst ferner gerückt war.

Die Seuche, die riesengewaltig ganz China durchflutet, ist nicht der Opiumkonsum, ist die Korruption. Die Amerikanisierung, die China und die Chinesen jetzt erfaßt hat — gemeint sind immer die wenigen Küstenplätze und die paar Millionen, die sie bewohnen — wird für die Korruption fernerhin trefflichen Boden schaffen. Wer Yankeetum mit Zivilisation verwechselt, mag vom „erwachenden" China reden. Ich konnte nach meinen Beobachtungen nur vom „schlummernden" berichten.

Antonio José Sucre von Alfons Goldschmidt

Am 4. Juni 1830 wurde einer der besten Menschen Latein-Amerikas, Antonio José de Sucre, bei Ventaquemada in Ecuadór ermordet. Man mag ruhiger urteilen als die Hymniker jener Zeit und als die Redner, die in diesen Tagen in ganz Latein-Amerika das Andenken des Mannes feiern, den Lorbeer wird man ihm zuerkennen müssen. Der Peruaner Mariano Cornejo sagt von ihm, er habe Glück wie Cäsar gehabt, soldatischen Mut wie der Marschall Ney und Zivilcourage wie Washington. Liebenswerter an ihm ist die wundervolle Bescheidenheit, die gütige Nachsicht, die milde Berücksichtigung der Not seiner Gegner. Obwohl er Märsche wie Hannibal und Siege wie Napoleon vollbrachte, blieb er ohne Eitelkeit. Niemals hat er seinen ungeheuren Einfluß, seine absolutistischen Machtvollkommenheiten diktatorisch ausgenützt. Er blieb ein großer Diener der Freiheit Südamerikas bis zu seinem Ende. Simon Bolivar, der repräsentativste Unabhängigkeitsheld dieser Länder, diktierte, als er heftigen Widerstand zu spüren bekam. Er schlug um, aber Sucre war bis zum letzten Augenblick nur Helfer.

Als er die Präsidentschaft über Bolivien niederlegte, nach einer vorbildlichen Verwaltungsarbeit, schrieb er an den Kongreß: „Die Verfassung macht mich unverantwortlich, aber ich bitte den Kongreß, mich zum Lohn für meine Dienste von dieser Prärogative zu befreien und mich vor Gericht zu rufen, damit ich mich wegen jeder Verletzung des Gesetzes verantworten kann, deren ich mich während meiner Verwaltung schuldig gemacht habe." Unbestechlich, katonisch, ohne Philistrosität voll großer Gedanken, von einer unzerstörbaren Ruhe, menschlich im Ruhm, biegsam und hart im Unglück, so war dieser Mann.

Sucre stammte wie Bolivar aus Venezuela, das vor hundert Jahren die Quelle der Freiheit Südamerikas war und das heute Petroleumquelle ist und damit Quelle unsagbaren Un-

glücks. Ingenieur von Beruf, Encyklopädist aus Wut gegen den spanischen Kolonialdruck, war Sucre eine Mischung von Mathematik und Flamme. Konstruktiv und impulsiv, Ordner und verwegen bis zur völligen Selbstaufopferung. Ein Soldat der Freiheit also. Er hat mit einigen hundert Menschen gegen das Heer der Königlichen wie Leonidas gefochten. In den Schlachten von Maturin und Cumaná hat er mit fünfhundert Bauern eine ganze Armee niedergerungen. Das war nicht etwa ein Husarenstück, sondern die Wirkung einer außerordentlich seltenen Organisationskraft. Er war Feind jeder Unordnung, alles war vorausbedacht, Verwaltung und Kampf von schachartiger Regelmäßigkeit. Deshalb konnte er mit den geringsten Mitteln Großes erreichen und deshalb verzagte er auch vor Trümmern nicht. Ob er, wie in der Schlacht von Pichincha, himmelhoch kämpfte oder auf faulholzigen Schiffen im Sturm Truppentransporte führte, ob er mit scheinbarer Waghalsigkeit Cordillerenmärsche machte, immer war er der Algebraiker mit den durstigen Augen auf das schöne Ziel. Er war viel mehr als der Befreier von Columbien und Hochperu, als der Sieger von Ayacucho. Sucre war das erste weithin sichtbare Beispiel der Verwaltungsnotwendigkeiten in Südamerika und von einer Sauberkeit, an der sich die guten Kämpfer Latein-Amerikas immer wieder aufgerichtet haben.

Niemals bediente er sich kleinlicher Spitzelei und immer verlangte er Gerechtigkeit auch für seine Feinde. Er verzieh selbst denen, die ihn nachweisbar töten wollten, mindestens verlangte er, daß man ihnen Gelegenheit zur Rechtfertigung gab. Da er für eine freie Verfassung kämpfte, wollte er auch das Recht auf die Verfassung jedem gewahrt wissen. Er wurde Marschall und General, alle Länder Südamerikas dekorierten ihn. Aber vom brillanten Helden ist nichts an dieser Figur zu finden.

Arturo Michelena hat den Marschall Sucre gemalt. Es ist fast das Gesicht eines Träumers. Das schwarze Haar lockig und etwas flatternd, die Stirn hoch und schmal über versonnenen Augen, die Nase stark und gebogen, das Kinn weich, der Mund so freundlich, daß man kein scharfes Wort befürchtet. Er sieht aus auf diesem Bild wie ein sanfter Körner.

Südamerika heute allerdings entspricht nicht mehr den Idealen Sucres und Bolivars. Sie waren Führer der französischen Revolution in Südamerika, das heißt, sie wollten völlige Unabhängigkeit der Nationen und der Arbeitskräfte, der Industrie, des Handels und des Ackers. Aber mit ihnen kämpften schon englische Freischärler, die bewafffneten Pioniere des europäischen Kapitals. Die politische Macht Spaniens zog ab, das Pfund Sterling, der Franc, die Mark und der Dollar rückten nach. Das Feudalregime war zertrümmert, wenn auch noch lange nicht der Feudalacker. Aber nun kam die Einfuhr von allen Seiten, die Investierung auswärtigen Kapitals, die Beeinflussung der Politik Südamerikas durch die mobile Kraft, die Republik mit allen Preßfolgen und Möglichkeiten des Zwischengewinns. Schließlich in einem Teil Südamerikas die Diktatur zugunsten des Pfundes und des Dollars und die Gegenwehr von seiten der Bauern, der Arbeiter und

der rebellischen Intellektuellen. Als Sucre, vierzigjährig erst, ermordet wurde, wehten die Flaggen der jungen Nationen über Südamerika. Mit dem englisch-argentinischen Vertrag von 1825 hatte schon der neue Angriff begonnen. Erst in unsern Tagen schreitet Lateinamerika der wahren Freiheit entgegen.

Ansprache an Millionäre von Erich Kästner

Warum wollt ihr solange warten,
bis sie euren geschminkten Frauen
und euch und den Marmorpuppen im Garten
Eins über den Schädel hauen?

Warum wollt ihr euch denn nicht bessern?
Bald werden sie über die Freitreppen drängen
und euch erstechen mit Küchenmessern
und an die Fenster hängen.

Sie werden euch in die Flüsse jagen.
Sinnlos werden dann Schrei und Gebet sein.
Sie werden euch die Köpfe abschlagen.
Dann wird es zu spät sein.

Dann wird sich der Strahl der Springbrunnen röten.
Dann stellen sie euch an die Gartenmauern.
Sie werden kommen und schweigen und töten.
Niemand wird über euch trauern.

Wie lange wollt ihr euch weiter bereichern?
Wie lange wollt ihr aus Gold und Papieren
Rollen und Bündel und Barren speichern?
Ihr werdet alles verlieren.

Ihr seid die Herrn von Maschinen und Ländern.
Ihr habt das Geld und die Macht genommen.
Warum wollt ihr die Welt nicht ändern,
bevor sie kommen?

Ihr sollt ja gar nicht aus Güte handeln!
Ihr seid nicht gut. Und auch sie sinds nicht.
Nicht euch, aber die Welt zu verwandeln,
ist eure Pflicht!

Der Mensch ist schlecht. Er bleibt es künftig.
Ihr sollt euch keine Flügel anheften.
Ihr sollt nicht gut sein, sondern vernünftig.
Wir sprechen von Geschäften.

Ihr helft, wenn ihr helft, nicht etwa nur ihnen.
Man kann sich, auch wenn man gibt, beschenken.
Die Welt verbessern und dran verdienen —
das lohnt, drüber nachzudenken.

Macht Steppen fruchtbar. Befehlt. Legt Gleise.
Organisiert den Umbau der Welt!
Ach, gäbe es nur ein Dutzend Weise
mit sehr viel Geld ...

Ihr seid nicht klug. Ihr wollt noch warten.
Uns tut es leid. Ihr werdet's bereuen.
Schickt aus dem Himmel paar Ansichtskarten!
Es wird uns freuen.

Massenmörder Kürten? von Hans Hyan

Wie es Menschen gibt, die an Motilitätsstörungen leiden, welche als sogenannte Spasmen — das sind krampfartige Störungen der Blutgefäße — zur Erscheinung kommen, so finden sich auch Individuen, die an seelischen Verkrampfungen laborieren, wenn diese auch keineswegs ein so klares klinisches Bild ergeben und in ihren Ursachen und Erscheinungsformen in gleicher Art nicht eben so leicht nachzuweisen sind. Menschen der hier gemeinten Art sind durchweg seelen-, häufig aber auch geisteskrank. Was sie alle kennzeichnet, ist ihre Unfähigkeit, Wahres und Falsches auseinanderzuhalten, ihr absoluter Hang zur Unwahrheit, zur Entstellung und phantastischen Ausschmückung der Tatsachen. Man nennt solche Geschöpfe Lügner, legt diesem Begriff eine bewußte Absicht zugrunde, die ihm in Wirklichkeit nicht innewohnt; und versteigt sich nur in ganz evidenten Fällen in das Zugeständnis, daß es sich dabei zum Teil um eine seelische Abnormität, um das handelt, was die Wissenschaft als „phantastische (pathologische) Lügner" verzeichnet. Wir finden unter diesen Menschen, die in allen Gesellschaftsklassen gleich häufig anzutreffen sind, bei näherm Zusehen eine große Anzahl von Hysterikern, Erotomanen, Debilen, Imbezillen, überhaupt Psychopathen aller Lager. Sehr viele von ihnen sind erwiesene Epileptiker, andre sind epileptoid, das heißt ihr Leiden äußert sich nicht in offenen Anfällen, sondern tritt nur als häufige und scheinbar grundlose Stimmungsschwankung, Laune und Erregung auf; bis dann plötzlich manchmal doch ein Ausbruch erfolgt und der Kranke einen flagranten Anfall von Epilepsie erleidet. Diese sogenannte larvierte Epilepsie ist unendlich viel häufiger, als man annimmt. Sie ist der Grund aller jener sonst unerklärlichen Katastrophen im Leben der Menschen untereinander, aus ihr springen Totschläge, Selbstmorde, Beleidigungen, Meineide und wer weiß noch welche ins Kriminelle zielenden Aktionen hervor. Die Epilepsie ist begründet in einer kontinuierlichen, wenn auch dem Stärkegrad nach schwankenden Entzündung der grauen Hirnrinde. Die atomistisch zitternde Bewegung dieses wichtigsten Bestandteils jedes menschlichen Körpers löst eben jene Verstimmungen, Unruhen und sich zur Wut steigernden Erregungen aus. Es ist meine feste und durch vielfältige Beobachtungen gestützte Überzeugung, daß die Epilepsie durchaus eine Folge des hereditären Alkoholmißbrauchs ist. Und zwar läßt sich die Probe auf dieses Exempel leicht dadurch machen, daß man konstatieren kann, wie selbst kleinste Gaben von Alkohol auf den auch nur schwach epileptoid veranlagten Menschen, erregend und seine Verstands- und Gefühlstätigkeit irritierend, wirken. Insonderheit jene Abart der Seelenkrankheiten, die man pseudologia phantastica nennt, weist durchweg Epileptiker oder Epileptoide auf, und ich habe noch keinen Fall von diesen Leiden feststellen können, in dem nicht die Vererbung blastophtorischen Blutes von Alkoholmißbrauchern nachweisbar gewesen wäre. Solche Descendenten bedürfen, wie gesagt, nur ganz geringer Quantitäten Alkohol, um sofort ihre

Seelenabnormität mehr oder minder stark anklingen zu lassen. Aber der phantastische Lügner gehört, wie alle seine Leidensgenossen, auch zu der großen Klasse der Manischen, deren Gehirnfunktion zum echten Wahnsinn, zur dementia paranoides, gewöhnlich paranoia genannt, hinneigt oder in sie mündet. In ihrer klaren und abgeschlossenen Form erweist die paranoia allemal Größenwahn oder Verfolgungswahn, oder beide Wahnideen in ihrer Kombination. Wie aber vom Anflug eines Spitzenkatarrhs bis zur tödlich verlaufenden Tuberkulose unendlich viele Phasen und Stationen sind, so hat auch der Gehirnkranke eine lange Leidenszeit vor sich, ehe er als evident wahnsinnig, von den Ärzten als krank erkannt wird. Es laufen Psychopathen aller Formen massenhaft unter uns herum, bilden eine schwere Gefahr für ihre Mitmenschen und können nach den herrschenden Bestimmungen nicht erfaßt und rechtzeitig unschädlich gemacht werden.

Ob Peter Kürten, der am 26. Mai 1883 in Mülheim am Rhein als der Sohn eines schweren Alkoholikers und Erotomanen geboren wurde, ein Wahnsinniger oder nur ein Psychopath ist, kann heute nicht entschieden werden. Wir wissen bisher von seinem Vorleben sehr wenig, und die düsseldorfer Polizei, die es überhaupt nicht liebt, über das, was sie für ihre „Privatangelegenheit" hält, viel zu reden, hat uns noch keine irgendwie erschöpfende Aufklärung über die Person dieses Mannes gegeben. Menschen, die früher zufällig mit ihm in Berührung gekommen sind, erzählten diese oder jene nicht zu kontrollierenden Einzelheiten von ihm; so soll Kürten siebzehnmal vorbestraft sein; er soll im Jahre 1915 wegen Einbruchs in Düsseldorf zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt worden sein; im Jahre 1916 soll er auch wegen Notzucht in Untersuchung gewesen aber freigesprochen worden sein. 1926, heißt es, sei er wegen Heiratsschwindel bestraft worden; 1928 soll er von einer Anklage wegen Notzucht freigesprochen worden sein; hierauf habe seine Frau die Scheidungsklage eingereicht und sich von ihm wenigstens zeitweise getrennt.

Der jetzt in der Mettmanner Straße 71 in einer Dachkammer allein wohnende Kürten ist zweifellos ein großer Frauenjäger gewesen. Schon mit neunzehn Jahren soll er einem Mädchen, das ihm nicht zu Willen war, ein Beil und faustgroße Steine ins Schlafzimmer geworfen, Schüsse auf ihren Vater und später auch auf das Mädchen selbst abgegeben haben. Es entsprach seiner Lieblingsneigung, Mädchen oder junge Frauen anzusprechen — offenbar ist er ein für weibliche Wesen fascinierender Mensch —, sie mit in seine Wohnung zu nehmen und sie dann dort oder irgendwo im Freien, wenn nicht anders, mit Gewalt sich gefügig zu machen. Das soll er in vielen Fällen getan haben. So Mitte Mai, wo er ein Mädchen namens K. kennen lernte, die dann auch bei ihm in der Wohnung war, später mit ihm in den Grafenberger Wald ging und dort, wie sie angibt, von Kürten vergewaltigt wurde. Am 19. Mai erschien diese Hausangestellte K. in der Mettmanner Straße und fragte nach einem Mann namens Peter. Diese Anfrage hatte eine Vorgeschichte. Die K. hatte einer Freundin

ihr Erlebnis mit Kürten brieflich mitgeteilt. Der Brief war in die Hände ihrer Mutter gekommen, und die Frau ging zur Wohlfahrtspolizei, meldete den Vorfall, worauf diese Behörde den Fall weiter an die Kriminalpolizei abgab. Es machte sich nun ein Beamter auf den Weg, fand aber die Wohnung Kürtens nicht. Das Mädchen bat, man möge ihr den Beamten mitgeben, um nochmals zu suchen, was abgelehnt wurde. So ging sie allein und traf Kürten im Hause. Er riß aus und kam nicht mehr in seine Wohnung, sondern mietete nacheinander zwei Zimmer. Nunmehr wollte ihn die Polizei festnehmen und erkundigte sich bei seiner anderswo wohnenden Frau nach der Adresse. Frau Kürten verabredete darauf schriftlich eine Zusammenkunft mit ihrem Mann und sagte den Beamten, der, dem sie die Hand geben werde, sei der Gesuchte. Ein hübscher kleiner Verrat, der den „Massenmörder" in die Gewalt der abgesandten zwanzig Kriminalbeamten brachte.

Und nun brechen wie eine Sturzwelle die Mordgeständnisse Kürtens hervor. Geständnisse sind eine der dubiosesten Erscheinungen auf dem forensischen Gebiet. Kluge und erfahrene Richter begegnen mit Vorsicht den Geständnissen, die vor der Polizei gemacht werden, ebenso wie die objektiv denkenden Kriminalbeamten selbst. Wer die Kriminalgeschichte und die forensische Praxis kennt, weiß, daß Geständnisse leicht wie Flaumfedern wiegen und als Beweismaterial überhaupt nicht angesprochen werden dürften.

Es waren ja in dieser selben düsseldorfer Mordaffäre schon einmal Geständnisse über Geständnisse abgelegt worden, und zwar von Johann Staußberg, einem zwanzigjährigen Imbezillen. Johann Staußberg, der am 13. April 1929 festgenommen wurde, wohnte mit seinem trunkfälligen Vater und der ebenfalls nicht geistesklaren Mutter in der Ulmenstraße 246 in Düsseldorf. Er wurde beschuldigt, am 3. Februar 1929 eine Frau Kühn durch einundzwanzig Messerstiche verletzt, am 12. Februar die Tochter des Bäckermeisters Ohliger, Rosa, durch viele Messerstiche getötet und am 16. Februar den Arbeiter Rudolf Scheer ebenfalls mit dem Messer ermordet zu haben. Am 2. April desselben Jahres hätte er ein Mädchen namens Pennig abends in der Altstadt mit einer Strickschlinge gefangen und gewürgt, und denselben Überfall mit der Schlinge hätte er am 3. April auf eine Frau Flake in Rath ausgeführt und die Frau beinahe erdrosselt. Es dauerte gar nicht lange und Johann Staußberg hatte alles eingestanden. Den Mord an der kleinen Ohliger und an Scheer soll er auch dem Vater und der Mutter eingestanden haben. Der Vater, ein alter Säufer, gab das zu, die Mutter stellte es später mit aller Bestimmtheit in Abrede. Die mit der Schlinge Gefangenen konnten eine Personalbeschreibung, weil der Angriff vom Rücken erfolgt war, nicht geben; aber es traten allerhand Zeugen auf, die den Staußberg nach dem Überfall am Tatort gesehen haben wollen. Ich selbst habe Staußberg in der Anstalt Bedburg-Hau aufgesucht, habe mit ihm gesprochen und habe einen debilen, in der Entwicklung geistig und körperlich zurückgebliebenen Menschen gefunden, der mir gegenüber (Ende des

vorigen Jahres) wütend in Abrede stellte, irgend etwas mit den fünf Verbrechen zu tun zu haben. Ich muß aber gestehen, daß ich durch die Darstellung, die ich von den Polizeibeamten erhielt, und durch die angeblichen Geständnisse des Staußberg, dem derartig irrsinnige Vergehungen wohl zuzutrauen waren, so überzeugt wurde, daß ich mindestens für den doppelten Schlingenfang den Schuldbeweis für gegeben hielt. Staußberg ist am 13. April verhaftet und am 30. August 1929 unter Anwendung des § 51 des RStG. als unzurechnungsfähig freigesprochen worden. Alsdann ist er nach Bedburg-Hau für Lebenszeit überführt worden.

Ich habe diesen Fall in meiner Broschüre „Sexualmörder in Düsseldorf" (Verlag der Neuen Gesellschaft m. b. H, Berlin) eingehend behandelt und bin damals schon zu folgender Feststellung gekommen:

> Damit entfällt allerdings auch der objektive und forensisch brauchbare Wert der Geständnisse überhaupt. Ich für meinen Teil würde sie als Richter nicht in eine Urteilsbegründung einbeziehen. Um so weniger, als bei derart Imbezillen nachweislich polizeiliche und gerichtliche Vorhaltungen — durch welche schon vollzurechnungsfähige und wieviel mehr zum großen Teil unzurechnungsfähige Personen regelmäßig arg verängstigt werden! — vollkommen genügen, um „Geständnisse" hervorzurufen, die nichts andres sind, als das Spiegelbild jener Vorhaltungen.

In der Folge sind mir Tatsachen zur Kenntnis gekommen, die die Schuld des Staußberg in höchstem Maße anzweifelbar erscheinen lassen. So sind nicht drei sondern nur ein einziger Zeuge aufgetreten mit der Behauptung, er habe Staußberg in der Nähe des Ortes, wo Frau Flake mit der Strickschlinge überfallen wurde, getroffen. Er hätte ihn zwar auf sechs Schritt nicht, aber später an seinem Gange auf viel weitere Entfernung genau wiedererkannt. Der Mörder der kleinen Ohliger ferner hatte in drei der Mordstelle naheliegenden Geschäften Petroleum zum Verbrennen der kleinen Leiche gekauft. Übereinstimmend haben damals und später die Ladeninhaber die Größe des Täters mit 1,75 angegeben — Staußberg ist aber nur 1,52 groß. Trotz dieser sehr dubiosen Beweismomente wurde der geistesschwache junge Mensch in das feste Haus der Bedburg-Hauer Anstalt gesteckt und sitzt dort noch heute.

Und nun tritt der Kutscher und alte Kriminelle Peter Kürten auf den Plan und erklärt, daß die Morde an der kleinen Ohliger und an dem Arbeiter Scheer und ebenso auch der Überfall auf Frau Kühn auf sein Konto kämen. Wieder werden kaum verlangte Geständnisse abgelegt, und trotzdem der damals doch voll schuldig Erkannte heute noch dafür im Irrenhause sitzt, ist jedermann jetzt überzeugt, der Kutscher Kürten habe die drei Verbrechen begangen, ebenso wie man damals überzeugt war, Johann Staußberg sei der Täter.

Kürten will nun die kleine Ohliger gegen Abend umgebracht haben, dann nach Hause gegangen und früh um sechs Uhr mit dem Petroleum, das er in seiner Wohnung hatte, zurückgekommen sein, um den armen Leichnam zu verbrennen.

Ich meine, hier liegt die Geständnislüge auf der Hand. Wie wird ein alter gerissener Krimineller, der, wie er selbst andrerseits sagt, unter einem unbezwinglichen Morddrang seine Opfer zerfetzt und tötet, ernüchtert noch einmal an den Tatort gehen, um nun eine so lächerliche, kindische und zwecklose Handlung zu begehen? Kein denkender Mensch glaubt, daß er eine Leiche durch Übergießen mit Petroleum verbrennen kann, und Kürten, der später die ermordete Maria Hahn eine Viertelstunde weit geschleppt haben will, hätte ja doch mit Leichtigkeit das unglückliche Kind forttragen und irgendwo verbergen können. Ebenso auf der Hand liegend ist die Unwahrheit des Geständnisses, das den Mord an dem Arbeiter Scheer betrifft. Hier macht es sich Kürten ganz leicht: er hätte den ihm vollkommen fremden Mann getroffen und zusammengestochen, ohne Grund, ohne Zweck, nur aus Mordlust.

Aber Kürten gesteht noch mehr. Zuerst gesteht er ein, am 26. Oktober 1926 auf dem Hellweg in Düsseldorf eine Frau Meurer angefallen und durch Schläge auf den Kopf verletzt zu haben. Wir haben uns damals den Kopf zerbrochen, welche Art von Instrument der Täter benutzt haben muß. Die Schläge waren wie mit der dünnen, aber breiten Schlagfläche eines Schuster- oder Maurerhammers ausgeführt. Einen so beschaffenen Hammer müßte Peter Kürten doch heute noch aufweisen können. Wo ist er? Frau Meurer hat auch die Gestalt und das Gesicht des Mannes, der doch eine geraume Zeit mit ihr durch den Stadtwald gegangen war, nicht wiedererkannt; wohl aber hat sie aus den Stimmen von zwanzig Leuten sein Organ herausgefunden. Hat Peter Kürten vielleicht eine Kastratenstimme oder redet er in so tiefem Baß, daß man ihn ohne weiteres wiedererkennen kann? Soviel mir bekannt geworden, ist das nicht der Fall; und wie jedermann leicht feststellen kann, ist nichts schwieriger, als eine Menschenstimme, die man vor einem halben Jahr ein einziges Mal und noch dazu unter außerordentlich erregenden Umständen gehört hat, wiederzuerkennen — kann das Frau Meurer?

Die zweite, und zwar eine absolute Tatzeugin, ist Gertrud Schulte, die am 25. August 1929 spät abends in den Rheinwiesen überfallen und von dem Mörder beinahe zu Tode gestochen wurde. A propos: Kürten will sich zu seinen Taten eines Stiletts oder Dolches bedient haben. Jeder, der, wie ich die Photos der Überfallenen und Ermordeten und die Gertrud Schulte persönlich gesehen hat, kann feststellen, daß die den Opfern beigebrachten Wunden (bei den Kindern förmliche Enthauptungen!) keineswegs mit der drei- oder vierkantigen, äußerst schmalen Stilettwaffe, sondern in jedem Fall mit einem, und zwar recht breiten Messer hervorgerufen worden sind. Gertrud Schulte ist überdies vierzehn Tage, nachdem sie ins Krankenhaus eingeliefert worden war, eine drei Zentimeter lange abgebrochene Messerspitze aus dem Rücken nahe der Wirbelsäule herausoperiert worden. Mit Gertrud Schulte habe ich mich wohl eine Stunde unterhalten. Sie hat mir damals, noch recht leidend und somit unter dem vollsten Wahrheitseindruck der Tat, eine gradezu verblüffend

genaue Detailschilderung des Geschehnisses und besonders des Mörders selbst gegeben. Ich setze den wesentlichsten Teil hierher:

Der Mann war mittelgroß, im Unterkiefer fehlten ihm zwei Zähne. Er hatte eine hohe zurückliegende Stirn, blaugraue Augen und einen stechenden Blick. Das Haar des Mannes war blond, sein Gesicht schmal. Er hatte eine ziemlich große, spitze und dabei eingedrückte Nase und schwache Lippen. Eine nicht zu übersehende Merkwürdigkeit des Gesichts bestand darin, daß man zwischen den schmalen Lippen beim Sprechen die Zunge spielen sah...

Ist das Peter Kürten? Aber wie kommt die Frau dazu, heute mit voller Bestimmtheit den Kutscher als ihren Peiniger hinzustellen? Soviel mir bekannt geworden, hat sich die Kriminalpolizei vernünftigerweise dieses Mädchens angenommen, um sie stets als Zeugin zur Hand zu haben. Sie hat ihr auch eine Beschäftigung gegeben, und Gertrud Schulte gehört heute sozusagen zu dieser Behörde. Und trotzdem verbleibt ein Rest von der ganz unmöglichen Rekognoszierung, der nicht aufzuklären ist, Aber Peter Kürten gibt ja die Tat zu! Warum er es getan habe, das könne er nicht sagen, das verstände Gertrud Schulte ebensowenig wie die Polizei. Er habe nicht anders gekonnt, er habe sich an der Menschheit rächen wollen!

Das nächstfolgende Opfer in der Mordreihe ist die Hausangestellte Ida Reuter gewesen. Sie wurde am 9. September 1929 in den Rheinwiesen mittels eines hammerartigen Instruments erschlagen mit vielen Kopfwunden aufgefunden. Ganz in derselben Weise ist auch das Dienstmädchen Maria Hahn getötet worden, die seit dem 11. August 1929 in Düsseldorf vermißt wurde. Peter Kürten bekennt sich ohne weiteres auch zu diesem Morde, und der Gerichtsarzt Professor Berg aus Düsseldorf erklärt, daß die Unzahl von Schädelverletzungen, von denen viele drei bis fünf Zentimeter breit sind, mit einer von den beiden Scheren gemacht wurden, die man in Kürtens Wohnung fand. Dieses „Gutachten" steht vollkommen auf der Höhe jenes andern, das derselbe Arzt gelegentlich des Mordes an der kleinen Ohliger abgab. Er meinte nämlich, die Ohliger sei nach ihrer Ermordung oder vorher auch vergewaltigt worden. Es hätten sich Spermaflecke an den Höschen des Kindes befunden. Die düsseldorfer Kriminalbeamten selbst haben dieses Gutachten für abwegig erklären müssen, da sie feststellten, das Hemdchen und Höschen der kleinen Rosa sei genau so ordentlich und zusammengefaltet bei ihrer Auffindung gewesen, wie das Kind oder dessen Mutter sie angezogen hätte. Mit derartigen Gutachten werden die Geständnisse dieses evident pathologischen Lügners Peter Kürten nicht grade gestützt.

Die eben erwähnte Maria Hahn ist an dem Tage ihres Todes, einem Sonntag, nachmittags in dem Vergnügungslokal Stindtermühle von mehreren Personen, die sie kannten, in Begleitung eines Mannes, der eine Hornbrille trug, gesehen worden. Besonders kommt hier ein Knecht namens Nistroy in Frage, der seinerzeit selbst in den Verdacht der Täterschaft geraten war. Der Knecht und andre Angestellte erkennen

Peter Kürten nicht als Täter wieder. Es war aber an diesem Sonntag ein Mädchen namens Hilde Petrowski mit ihren Verwandten in der Stindtermühle. Die Petrowski hat bei hellem Sonnenlicht ihre Freundin und deren Mörder zweimal an sich vorbeigehen sehen und hat das Paar in kurzer Entfernung längere Zeit beobachtet. Was sagt Hilde Petrowski zu Kürtens Täterschaft, und wie steht es mit der Hornbrille, die Peter Kürten demnach an dem Tage der Ermordung der Maria Hahn getragen haben müßte?

Bei diesen Mädchenmorden sind eine ganze Reihe von Gegenständen geraubt worden. Der Ida Reuter unter anderm eine Handtasche, der Maria Hahn eine Armbanduhr.

Wo ist diese Uhr? Kürten sagt, er habe sie einem seiner zahlreichen Verhältnisse geschenkt. Das Mädchen ist eruiert worden; sie verweist sowohl das Bestehen eines Verhältnisses mit dem ihr allerdings bekannten Kürten ins Reich der Fabel, wie sie auch ganz entschieden in Abrede stellt, eine Uhr oder sonst einen Wertgegenstand von ihm geschenkt bekommen zu haben. Man glaubt nun, daß dieses aus sehr achtbarer Familie stammende ganz unbescholtene Mädchen, das übrigens schon im Anfang der Dreißiger ist, in begreiflicher Scham die Bekanntschaft mit Kürten ableugnet. Aber diese Annahme scheint mir doch reichlich weit hergeholt, nur um Kürtens Erzählungen nicht zu desavouieren.

Kürten wird von manchen Leuten als unheimlicher, gewalttätiger, von andern wieder als ruhiger, ordentlicher Mensch geschildert. Seine in Düsseldorf lebenden Geschwister sagen von ihm, er sei gut, aber er werde zeitweise vom Wahnsinn befallen, der monatelang andaure. Haben das die Geschwister auch schon vor der Ergreifung Kürtens als Massenmörder ausgesprochen?

Noch eine kleine Anfrage: weshalb führte man Kürten in das Polizeizimmer, in dem die Gertrud Schulte saß, mit der Frage: „Na, Kürten, die kennst du doch?" Läßt sich auf solche Art eine einwandfreie Rekognoszierung bewerkstelligen?

Aber die Entlastungszeugen für Peter Kürten sind, das muß zugegeben werden, bisher selten. Nur die eine Sophie K., die zu ihrer Zeit ein Verhältnis mit dem Kutscher gehabt hat, findet ihn auch heute noch trotz seiner mehrfachen recht brutalen Zugriffe lieb und reizend und ist tief überzeugt, Kürten könne der Mörder nicht sein. Die übrige Welt, Polizei, Presse und Publikum, ganz besonders in Düsseldorf, ist so überzeugt von seiner Täterschaft, daß man es wohl kaum wagen dürfte, in der schönen Rheinstadt Zweifel zu äußern.

Die Leitung der Morduntersuchung gegen Kürten liegt in den Händen des Kriminalrats Momberg, den ich persönlich gut kenne. Momberg ist ein ausgesprochen ehrenhafter Mensch, der vollkommen unfähig wäre, gegen seine Überzeugung einen Menschen, und sei es der ärgste Verbrecher, etwa durch fingierte Tatbeweise ins Unrecht zu setzen. Es kann also in

diesem Falle keineswegs von einer Polizeimache gesprochen werden. Aber ich meine, daß die Polizei ebenso wie Presse und Publikum einer rapiden Suggestion unterliegt, die nur noch den Blick auf das eine bestimmte Ziel, den Mörder zu überführen, frei gibt. Inzwischen gesteht Kürten, was man von ihm haben will. Auch die drei Überfälle in der Nacht vom 21. zum 22. August auf Aenne Goldhausen, Frau Mantel und Herrn Kornblum. Und wie man hört, haben auch diese Leute, die ich seinerzeit ebenfalls besuchte, mit denen ich eingehend gesprochen habe und die damals einen absolut andern Typ als den Messerstecher schilderten, heute Kürten als Täter wiedererkannt. Kein Zweifel, der düsseldorfer Bevölkerung, der Polizei und der Presse hat sich eine Art von Psychose, eine Massensuggestion bemächtigt, die alles, was eine sensationelle Phantasie in der Mordsache nur aufbringen kann, für bare Münze nimmt und glaubt. Natürlich reicht diese Psychose weit über die Grenzen Düsseldorfs, ja über das ganze Reich. Nur in Berlin wollen die Zweiflerstimmen nicht ruhig werden. Denn hier übersieht man am besten, wie solche Geständnisse zustande kommen. Die Inquisitionsmethoden der Polizei reichen in die Zeit hinab, in der noch kein öffentliches Gerichtsverfahren bestand, das ja bedauerlicherweise auch heute noch erst von der Hauptverhandlung an wirklich in Kraft tritt. Es ist das größte Unrecht von der Welt, einen Angeschuldigten während der Kriminaluntersuchung ganz ohne Verteidigung zu lassen und die Rechte des Verteidigers auch noch in der Voruntersuchung durch Richter und Staatsanwalt aufs Ärgste zu beschneiden. Das sind zwei Krebsschäden unsrer heutigen Justiz, die eine Strafprozeßreform mit glühendem Eisen ausbrennen muß. Wie geschieht denn eine Kriminaluntersuchung? Peter Kürten zum Beispiel wird etwa acht Stunden täglich verhört. Kein einzelner Mensch kann einen andern acht Stunden ununterbrochen verhören; dazu müssen sich die Beamten mehrfach abwechseln. Es sind in der Tat manchmal ein halbes Dutzend und mehr Beamte im Zimmer. Aber der Angeschuldigte, der muß dieses Verhör aushalten. Nicht selten wird es — wenn auch vielleicht nicht in Düsseldorf — so vorgenommen, daß man den Angeklagten in der Nacht verhört, ihn in einem dunklen Zimmer von einer starken Schirmlampe voll beleuchten läßt, während die Inquisitoren im Schatten um ihn herum sitzen oder stehen. Wo einer dieser Herren nicht weiter kann, da fängt sofort der andre an. Wie müßte ein Mensch beschaffen sein, der solchem Verhör Stunden und Stunden lang erfolgreich Widerpart bietet? Aber diese durchaus nicht unerlaubte Form ändert sich zu Zeiten, wenn Kriminalunterbeamte allein den Angeklagten in Behandlung nehmen. Ich nehme die volle Verantwortung auf mich, wenn ich sage, daß nachweislich angeklagte Schwerverbrecher von deutschen Kriminalpolizisten schwer mißhandelt worden sind. Ich denke nicht daran, zu behaupten, daß der düsseldorfer „Multimörder" Opfer solchen Traktaments wurde, und Peter Kürten als alter Krimineller mag recht gut wissen, daß man in der Voruntersuchung beliebig viele Untaten eingestehen kann und daß

sich später in der Hauptverhandlung immer Gelegenheit findet zu sagen: „Man hat mir so zugesetzt, daß ich alles gestanden habe, was man hören wollte" — immer mit dem schweigenden Vorbehalt: dem Richter wirst du schon die Wahrheit sagen.

Man könnte nun ebenfalls denken: laß doch jetzt die Dinge laufen, wie sie wollen! Vor dem unbestechlichen Richterauge muß sich ja alles aufklären!... Nichts wäre gefährlicher als dieser vollkommene Fehlschluß. Nicht als ob die Richter nicht nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit suchen würden. Aber die Männer im Talar bekommen ein derart überwältigendes Aktenmaterial, solch einen irren Wust von geschriebenen, kombinierten, erlogenen und sich gegenseitig widersprechenden Untersuchungsergebnissen, daß schon ganz außerordentliche Geisteskräfte dazu gehören, um durch diese Wirrnis zur Quelle der Wahrheit vorzudringen. Die Verurteilung des Staußberg, der ich hundert ähnliche Fälle anzugliedern imstande wäre, ist das warnende Menetekel vor diesem neuen Labyrinth von Irrtümern.

Bei dem fleher Mord, dem die fünfjährige Gertrud Hammacher und die vierzehnjährige Luise Lenzen zum Opfer fielen, ist eine Fußspur des fliehenden Täters in der Abform festgehalten worden. Bin ich recht berichtet, so trägt diese Fußspur deutlich das Zeichen eines Continental-Gummihackens, während Kürtens Stiefel solche Gummiabsätze nicht aufweisen. Im Übrigen werden Fuß-Abformen von jedem Kenner hinsichtlich ihrer Größe und Breite solange mit Mißtrauen angesehen, als sich nicht ein ganz besonderes Kennzeichen, etwa wie das der Continental-Gummiabsätze, darauf findet.

Aber Peter Kürten gesteht immer weiter. Er will die kleine Lenzen nach Zigaretten geschickt und währenddem das Kind Hammacher ermordet haben. Luise Lenzen war sehr mißtrauisch und außerordentlich besorgt um ihre kleine Verwandte. Es erscheint ganz unglaubhaft, daß sie sich von dem Mörder, der den Kindern offenbar nachgeschlichen war, hätte wegschicken lassen.

Eines spricht scheinbar für die Täterschaft Kürtens in den ersten drei Mordtaten. Er wohnte sozusagen in unmittelbarer Nähe der Tatorte. Aber wieviele Hunderte und Tausende wohnen außer ihm dort, und weshalb soll und muß der Mörder in der Nähe seiner Opfer wohnen? Bei den spätern fünfzehn Mordtaten kommen ja auch weitabliegende Tatorte in Betracht.

Kürten hat ganz offenbar die düsseldorfer Mordchronik von dem ersten Fall, dem der Frau Kühn, an, mit brennendem Interesse verfolgt. Er hat keine Zeitungsnachricht außer Acht gelassen. („Er stürzte sich morgens förmlich auf die Zeitungen!" sagt seine Frau). So ist er bis ins Detail informiert. Und der inquirierende Beamte, voll Feuereifer bei seinem Werk, braucht es gar nicht wollen, er wird mit der Zeit dem Angeschuldigten die verblüffendsten Geständnisse suggerieren. Kürten sagt jetzt schon, wenn die Beamten gar zu viel wis-

sen wollen: „Na, wir arbeiten doch hier nicht in Akkord!" oder aber: „Was sagen Sie nu, wenn ich alles widerrufe?!"

Nun zu dem Schriftenvergleich, soweit er aus den Publikationen der Zeitungen sichtbar ist. Ich will gern zugeben, daß die Karte „Lebewohl Düsseldorf" und vielleicht noch der eine oder andre der mehr als hundert eingegangenen Briefe von Kürten geschrieben worden sein kann. Aber das bestreite ich entschieden und widerspreche Herrn Doktor Schneikert darin auf das energischste, daß die von Kürten jetzt geschriebenen Briefe oder die erwähnte Karte eine Schrift zeigen, die mit der des nachweisbar echten Mörderbriefes vom 7. November 1929 identisch ist. Dieser Brief war an die Zeitung ‚Die Freiheit' gerichtet. Ihm vorauf ging ein erster, ebenfalls echter Brief des Mörders an die Kriminalpolizei, den diese in ihrer geheimdiplomatischen Manier niemals veröffentlicht hat. Die Schriftzeichen der Karte und der später geschriebenen Briefe verraten einen in der Tiefe seines Nervensystems erschütterten und bei aller Brutalität und körperlichen Kraft seelisch schwachen, das heißt widerstandsunfähigen Menschen. Diese im Faksimile gezeigten, in den Blättern veröffentlichten Schriften haben durchweg etwas Ataktisches. Sie sind auf keinen Fall von demselben Mann geschrieben, der die Skizze gezeichnet hat, durch die die Fundorte der beiden Leichen Albermann und Maria Hahn bekannt wurden.

Aber Kürten hört mit seinen Geständnissen nicht auf. Im Grafenberger Wald will er schon mit sechzehn Jahren eine Dirne ermordet haben. 1924, also vor sechs Jahren, will er ebenfalls eine Prostituierte ermordet haben. Vor anderthalb Jahren soll ihm in Essen ein kleines Mädchen (oder war es ein Junge?), das ihn beim Einbruch überraschte, zum Opfer gefallen sein. Außerdem habe er eine Serie von elf weitern Morden geplant. Dutzende von Einbrüchen, Brandstiftungen und wer weiß was noch habe er begangen. — Wenn das alles zutrifft, dann hat die düsseldorfer Kripo wirklich kein besonderes Lob verdient!... Seine nächste Tat sollte auf einem Sportplatz geschehen, wo er schon zwei Hammer bereit gelegt haben wollte. Diese wurden zwar weder von ihm noch von der Polizei gefunden, aber ein paar kleine Jungens brachten sie bald darauf der Behörde. Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die nur für Privatleute bestimmte Belohnung zwölftausend Mark beträgt. Und ich müßte einen zehnmal so langen Artikel schreiben, um auch nur den Hauptteil der falschen Zeugenaussagen und falschen Geständnisse zu skizzieren, die durch hohe Belohnungen schon hervorgerufen worden sind.

Kürten hat, wenn man seinen Bezichtigungen glauben will, fast alle Mädchen vergewaltigt, mit denen er angebändelt hatte. Daß er sie nicht alle erwürgt oder ermordet hat, wäre nur seiner schwindenden Wahnsinnskraft zuzuschreiben... Es ist sonderbar, daß die düsseldorfer Kriminalpolizei, die ihr Augenmerk, wie sie selbst zugibt, schon vor geraumer Zeit hinsichtlich der Sexualmorde auf Kürten ge-

richtet hatte, auch von diesen immer wiederholten schweren Unzuchtsverbrechen Kürtens nichts in Erfahrung bringen konnte.

Ich will ihr nur wünschen, daß sie das jetzt nachholen darf und daß ihr Peter Kürten keine neue Enttäuschung bereitet.

Scheidungslotterie von Kurt Beck

Kürzlich hatte in der ,Weltbühne' (Nummer 2, Seite 56) Doktor Apfel ein Urteil der 26. Zivilkammer des Landgerichts II Berlin zitiert, in dem das Gericht den Wunsch der Frau, aus besonders schwerwiegenden, sozialen und medizinischen Gründen nur mit empfängnisverhütenden Mitteln zu verkehren, als Scheidungsgrund aus Verschulden der Frau angesehen hatte.

Man kann der Ansicht leider nicht ganz beipflichten, die dieses Urteil als reif fürs Museum bezeichnete. Es könnte ein Trost sein, wenn es so wäre. Leider sind aber bei uns Urteile, die aus einer zeitgemäßen Kenntnis und Erkenntnis von Welt und Menschen und Dingen geschaffen sind, meist museumsreifer als dies.

So erklärt sich, daß ein wahrhaft verständiges Urteil, wie das im gleichen Artikel erwähnte der chemnitzer I. Strafkammer Aufsehen erregen kann, nur weil es feststellt, daß nach der Anschauung des weitaus überwiegenden Teils des Volkes die Anwendung empfängnisverhütender Mittel nicht nur nicht etwas Unsittliches sondern in zahlreichen eugenisch oder wirtschaftlich bedingten Fällen gradezu sittliches Erfordernis sei.

Wer aber nach Chemnitz ziehen sollte in der Erwartung, nun an einem Orte leben zu dürfen, wo er auf eine wahrhaft modernem Denken und Fühlen entspringende Rechtsprechung rechnen kann, der vergesse nicht, sich vorher den Anfangsbuchstaben seines Namens genau anzusehen. Es könnte sonst sein, er erfährt dort zu spät, daß der weitaus größte Teil des Volkes auf dem Boden einer mönchischen alias „christlich-religiösen" Weltanschauung steht, die die „Hurerei" verwirft und den außerehelichen Verkehr, namentlich der Jugend, als etwas Gefährliches und Unsittliches ansieht, Keuschheit als Tugend preist und dementsprechend die Anwendung von Verhütungsmitteln sogar in der Ehe für unerlaubt und unsittlich hält. Wörtlich so lautet nämlich die Begründung eines kürzlich ergangenen Urteils der IV. Strafkammer in Chemnitz.

Gewiß ist jeder Prozeß ein Wagnis, und die Rechtsauffassungen der Richter sind in dem Maße verschieden, wie menschliche Auffassungen überhaupt verschieden sein müssen. Dennoch ist grade in Prozessen, die Schicksale, und nicht nur Portemonnaiefragen, zum Gegenstand haben, ein Zustand der Rechtsprechung, der einer Lotterie verzweifelt ähnlich sieht, auf die Dauer unerträglich. Das gilt besonders dann, wenn

die Verschiedenheit der Urteile nicht nur auf verschiedenen Rechtsauslegungen, sondern nach der Gesinnung des Richters auf reinem Zufall beruht. Wie sehr dies der Fall sein kann, zeigt sich besonders kraß in dem Prozeß, der dem eingangs erwähnten Urteil der 26. Zivilkammer des Landgerichts II Berlin zugrunde liegt. In diesem Prozeß, in dem insgesamt vier Termine stattfanden, wechselte viermal die Besetzung der Kammer. Fast alle Kammern, und innerhalb dieser wieder die Berichterstatter, respektive die Vorsitzenden hatten eine verschiedene geistige Haltung zu den Argumenten der Parteien. Für die Entscheidung war unter diesen Umständen besonders wichtig, daß die Richter einen persönlichen Eindruck von beiden Parteien hatten. Tatsächlich kannte aber die schließlich das Urteil sprechende Kammer in ihrer Besetzung im letzten Termin den Ehemann überhaupt nicht, der früher von einem ganz andern Richter eingehend vernommen war. Damals bestand, grade auf Grund des Eindrucks dieser Vernehmung, nach meiner Auffassung begründete Aussicht, daß den hochtrabenden Ausführungen des Mannes, der angeblich „rein" in die Ehe gegangen war und es mit seinen hohen sittlichen Moralbegriffen nicht wollte vereinigen können, wenn die Frau Schutzmittel gebrauchte, vom Gericht nicht gefolgt würde. Die einfachste psychologische Einsicht ließ damals nämlich erkennen, daß es dem Mann in Wahrheit auf ganz andre Dinge ankam als auf Wahrung seiner „Moral". Es hat sich nämlich in der Berufungsinstanz herausgestellt, daß er mit einer andern Frau, die er als seine eigne Ehefrau ausgab, in auswärtigen Hotels abzusteigen pflegte. Im übrigen saßen in der ersten Besetzung jüngere Richter mit natürlichem Empfinden für die körperlichen und seelischen Nöte der besonders sympathischen jungen Frau, die nur ihr Menschenrecht vertrat und sich nicht von einem verantwortungslosen Mann, der kein Einkommen hatte, als Gebärmaschine nach bereits frühern lebensgefährlichen Geburten mißbrauchen lassen wollte. Wäre es bei dieser Besetzung geblieben, so kann fast mit Sicherheit angenommen werden, daß das Urteil völlig anders ausgefallen wäre. So wurde die Frau durch einen zufälligen Richterwechsel ein Opfer der Scheidungslotterie.

Inzwischen hat nun das Kammergericht in einer andern gleichliegenden Sache entschieden: „Es entspricht in der Tat der Ansicht breitester Kreise, daß es das Gegenteil von Unmoral ist, wenn der Ehegatte sich weigert, Kinder in die Welt zu setzen, weil er sie nicht menschenwürdig aufziehen kann." Je nachdem der Berufungssenat sich dieser Ansicht anschließen wird oder nicht, wird sich auch das Schicksal der Frau im vorliegenden Falle entscheiden.

Wie sehr bei Ehescheidungen die Beurteilung der Sachlage durch das Gericht ganz allgemein Glückssache ist, mögen einige Beispiele aus der Praxis der berliner Gerichte zeigen. Indem ich vom Standpunkt des die Scheidung begehrenden Teiles ausgehe, bezeichne ich der Kürze halber die Kammern als Glückskammer respektive Unglückskammer.

Glückskammer:	*Unglückskammer:*
Lokalbesuch, untergefaßt mit einer andern Frau, begründet ehewidriges Verhalten und Scheidung.	Der Vorsitzende erklärt, er würde sich im gleichen Fall für seine Person ganz entschieden verbitten, ehewidriger Beziehungen beschuldigt zu werden. Dementsprechend kein Scheidungsgrund.
Laut Zeugenaussage hat sich die Ehefrau in Gegenwart Dritter bei einem Zechgelage von einem andern Mann küssen lassen. Das Küssen in Gegenwart Dritter deutet auf besondere Würdelosigkeit. Daher Scheidung.	Das Gericht ist der Auffassung, daß Derartiges in froher Laune durchaus vorkommen kann. Die Gegenwart Dritter läßt den Fall besonders harmlos erscheinen. Keine Scheidung.
Bitte um Verzeihung, Austausch von Zärtlichkeiten genügt nicht, um tatsächlich Verzeihung voraufgegangener Ehewidrigkeiten anzunehmen, sondern nur „ehelicher Verkehr".	„Ehelicher Verkehr" bedeutet keineswegs ohne weiteres Verzeihung, wenn nicht andre Umstände, wie Austausch von Zärtlichkeiten und besondere Bitte um Verzeihung, darauf hindeuten, daß der Ehegatte tatsächlich hat verzeihen wollen. Scheidung abgelehnt.
Verweigerung des ehelichen Verkehrs, weil der Mann der Frau aus den verschiedensten Gründen widerwärtig geworden war. Nach Ansicht der Kammer hat die Frau, solange sie verheiratet ist, unter allen Umständen die ehelichen Pflichten zu erfüllen. Also Scheidungsgrund.	Nach Auffassung der Kammer besteht kein Grund, sogleich auseinanderzulaufen, wie sich das Gericht wörtlich ausdrückte, vielmehr muß erst sehr geraume Zeit abgewartet werden, ob die Widerwärtigkeit als Dauerzustand bestehen bleibt.

Diese Entscheidungen verschiedener Kammern, teilweise bei den gleichen Gerichten, stellen natürlich nur eine kleine Auswahl dar. Sie zeigen besser als langwierige Erörterungen die dringende Notwendigkeit einer Ehescheidungsreform überhaupt. Bis dahin bedarf es vor allen Dingen der Schaffung einer einheitlichen Rechtsprechung, damit nicht Lebensschicksale ausschließlich vom einzelnen Richter abhängig bleiben. Grade bei den Richtern der Ehescheidungskammern zeigt sich besonders stark der Gegensatz: Lebensnähe — Weltenferne, oder, kurz gefaßt: Jung und Alt in weitestem Sinne.

In Berlin kann der erfahrne Scheidungsanwalt, der die Besetzung der Kammern kennt, tatsächlich das Risiko einer Klageabweisung erheblich vermindern, indem er ja auf Grund seiner Personalkenntnis bei übereinstimmendem Wunsch nach Scheidung dem Manne rät, sich nach dem Bezirk polizeilich abzumelden, wo von drei Landgerichten die einsichtsvollsten Richter die zuständige Ehescheidungskammer bilden. Zu solchen, sauber und anständig empfindenden Anwälten und Parteien gleich unsympathischen Mitteln muß man vielfach grei-

fen, um sonst unabwendbares Unglück wenigstens einigermaßen lindern zu können. Alles dies wird und kann erst anders werden, wenn eine gründliche Gesetzesreform die Vorurteile weltfremder Richter nach Möglichkeit ausschaltet. Voraussetzung hierfür ist aber, daß die Gesetzgeber selbst sich dem modernen Volksempfinden näher verbunden fühlen.

Was sich in absehbarer Zeit verwirklichen läßt, ist das Prinzip, grade Ehescheidungskammern mit frischen, möglichst jugendlichen Kräften des richterlichen Nachwuchses zu besetzen. Es läßt sich nicht leugnen, daß diesem Prinzip bei Besetzung der berliner Ehescheidungskammern bereits vielfach Rechnung getragen wird. Dafür liegen aber in der Provinz die Dinge fast durchweg um so schlimmer, und ungezählte Schicksale zerbrechen hier an der Untrennbarkeit einer oft in Wahrheit längst nicht mehr bestehenden Ehe, nur weil die Richter, die helfen wollen und können, und deren es bestimmt viele gibt, an den falschen Stellen sitzen.

Welch ein Feld eröffnet sich hier für einen wirklich weisen Justizminister, zu zeigen, daß selbst schlechte Gesetze, von humanen Richtern gut angewandt, aus einem Fluch noch zu einem Segen für die werden können, die diesen Gesetzen unterworfen sind.

Allein von Peter Panter

Wenn das Stubenmädchen Wasser und Handtücher gebracht hat, sagt es: „Brauchen Sie noch etwas?" Das ist eine rhetorische Frage, und dann zieht es die Tür hinter sich zu. Nun bin ich allein.

In einem fremden Hotelzimmer öffnet man das Fenster und macht es wieder zu und geht hin und her. Die Bilder an den Wänden sind töricht, natürlich. Wenn man sich gewaschen hat, kann man pfeifen. Dann lege ich den Kopf an die Scheiben und mache ein dummes Gesicht. Die Nägel könnte ich mir auch mal schneiden.

Was tue ich eigentlich hier —?

Jetzt wäre schön, bei Gauclair in Paris mit einer runden, bequemen Dame zu sitzen, mit einer, die weder Hemmungen noch Probleme geliefert haben will, sie sagt: „Iß nicht so schnell — mein Gott, ich nehms dir doch nicht weg —!" Ja, Paris.

Die Pyrenäen gehn mich überhaupt nichts an. Da treibe ich mich nun schon seit zwei Monaten umher, laufe und fahre von einem Ort in den andern, wozu, was soll das. Für morgen steht im Notizbuch eine besonders schwierige und mühselige Sache, und zwei ältere Bücher darüber muß ich auch noch lesen, vielleicht hat sie die Bibliothèque Nationale . . . das ist ja alles lächerlich. Wie kalt die Fensterscheibe ist —

Jetzt schnurren die Gedanken in affenhafter Geschwindigkeit, die kleinlichsten Geschichten kommen wieder angetrabt, kein blutiger Schatten — viel schlimmer: Dummheiten.

Herein! Es hat wohl nur einer die Wand geklopft. Was sind das für ...

Alles kommt wieder. Es plagen und zwicken mich die verpaßten Gelegenheiten, die Antworten, die ich nicht gegeben habe, die kleinen Demütigungen, eingesteckt und bitter heruntergeschluckt, aber ein Nachgeschmack bleibt. Da stehe ich nun im Hotelzimmer und sage mir alles vor, was ich einstmals hätte sagen sollen, aber versäumt habe, zu sagen — aus Torheit, aus Mangel an Geistesgegenwart, aus Furcht ... Jetzt hole ich es alles nach. Ich sage:

„Achttausend Mark, zahlbar am ersten Januar. Etwas andres kommt gar nicht in Frage." — Ich sage: „Unmöglich? Tun Sie nur erst Ihr Mögliches, Herr — das Weitere wird sich finden!" — Ich sage: „Deinen Ring, Lisa." — Ich sage: „Hier liegt wohl ein Mißverständnis vor, ich habe Sie um eine sachliche Angabe, nicht um private Meinungsäußerungen gebeten." Da war ein Brief ... den habe ich nicht geschrieben, ich schreibe ihn jetzt. Ich gebe es allen ordentlich — sie fragen so recht dummdreist, und meine Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen.

Wie dunkel es ist und wie kalt. Sie könnten hier wirklich heizen, das schadete gar nichts. Aber dieser Repräsentationskamin da ... pah! Ich mag morgen gar nicht aufstehen. Soll ich krank werden? Ich werde einfach sagen: ich bin krank. Dem Führer mit seinen Pferden wird das übrigens gleich sein, denn er ist bestellt, und ich muß ihn bezahlen. Und hier im Hotel macht das Kranksein auch keinen rechten Spaß. Aber ich gehe ganz früh zu Bett, das sage ich dir. Wem ...? Das sage ich dir.

Wenn sie guten Rotwein haben, werde ich mir fürchterlich einen ansaufen. Vielleicht gibt es Vieux Marc, aber nicht in diesen kleinen Gläsern.

Jetzt ist es blaudunkel.

Wenn jetzt einer hereinkäme und mich fragte: „Sagen Sie mal, was machen Sie eigentlich hier —?" ich müßte antworten:

„Ich vertreibe mir so mein Leben."

Ein Kapitel aus dem Reisewerk „Ein Pyrenäenbuch", das in einer Neuausgabe bei Ernst Rowohlt in Berlin erschienen ist.

Hans Henny Jahnn von Heinz Liepmann

Hans Henny Jahnns Roman „Perrudja", dessen erstes Buch (zwei Bände, 868 Großoktavseiten) kürzlich im Auftrag der hamburger Lichtwarkstiftung vom Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin, herausgegeben wurde, scheint mir das Werk zwischen Belletristik und Philosophie zu sein, welches seit Nietzsche und der Eigenart dieses Vielgesichtlers das problematischste ist. Die Höhe des Verkaufspreises (48 Mark) sollte weder reiche Leute noch Volksbibliotheken abhalten, es zu kaufen, denn wird es erst von den Snobs entdeckt — und das wird nicht lange mehr dauern — wird Jahnn von der-

selben Mode, durch die (ohne Werturteil) Dostojewskij, Haeckel, Weininger, Spengler, Joyce banalisiert wurden, in ein Nichts zerpflückt, in Partei, Ressentiment und Mentalität aufgelöst werden. Und wie man sich auch zu der Idee und der Komposition des „Perrudja" stellen mag, — auch ich als sein Verkünder in diesem Aufsatz werde an Vielem zweifeln müssen, und diese Zweifel sind nicht nur schuld meiner persönlichen Weltbetrachtungsmethode und einseitigen Intelligenz — dieses Buch muß diskutiert, geliebt und gehaßt werden; es ist Literatur, die über den Begriff des Litera in die Speichen des natürlichen Geschehens greift, und es wäre schmählich, behielten auch in diesem Falle die besten Deutschen: Hölderlin, Nietzsche und wer noch alle, recht, die am Instinkt ihres Volkes verzweifelten: eine polnische Stimme von Gewicht hat sich bereits erhoben und für Jahnn einen Nobelpreis verlangt.

Jahnn, heute ein Dreißiger, sieht zehn Jahre jünger aus; er erhielt für ein Erstlingsdrama den Kleistpreis und verlieh ihn vor zwei Jahren weiter an Anna Seghers. Vier Dramen sind bei S. Fischer und im Horenverlag erschienen: „Pastor Ephraim Magnus", — „Die Krönung Richard III.", — „Der Arzt, sein Weib, sein Sohn", — „Medea". Jedes dieser Dramen hat auf seine Art zeitgestaltend, zersetzend gewirkt, obgleich nichts Jahnn ferner steht als der Alltag. Er wurde als Kommissar des Deutschen Reichs für Orgelbau — (und obgleich sein Verdienst eine Renaissance des Orgelbauwesens nach verloren gegangenen Methoden der großen Orgelbauer war) — von der Synode der Kirchen Schleswig-Holsteins aus ihren Kirchen gewiesen. Er sei ein unsittlicher Charakter, eine Diagnose, die dann stimmte, bedeutete unsittlich das gleiche wie amoralisch.

Jahnn lebt ununterbrochen in abstrakten Spannungen; er begründete in der Lüneburger Heide die Ugrino-Gemeinde, eine religiöse Gemeinschaft, die irgendwo in der Heide einen Tempel zu bauen beabsichtigte. Hier streift der Bericht über die Daten Jahnns Leben, seine geistige Entwicklung, die Deutung führt vom Baumeister, dem Mathematiker, zum Konstrukteur, Orgelbauer, Klangbeherrscher, Sprachschöpfer. Eine unheimlich logische Einseitigkeit, weil eine ökonomische Umgrenzung der Begabung. Jahnn, nordischen Geblüts und romanischer Gesinnung, baut Tempel, Dramen, Gedanken, indem er den kompakten Klotz des Bestehenden aushöhlt, nicht Stein auf Stein setzt, sondern von innen nach außen dringt. Dieses Romans „Perrudja" erster Teil wurde in vier Jahren geschrieben und ist eine fast theologische Belletristik, vergleichbar im Gesamtvolumen vielleicht mit Menschen und Werken wie Joyce, dem ersten Teil des Zarathustra, vielleicht aber auch mit den beiden Teilen des „Faust" oder dem viel zu verschollenen „Candide". Es gibt allerdings Menschen, die nur eine Brücke, nämlich zu Homer finden, und viele andere klare und gesinnungsmäßig ruhige Menschen sagen verächtlich: Ressentiment, vorchristliche Barbarei, Ideologie.

Versucht man die Anekdote des Romans auf eine einfache Formel zu bringen, sie könnte folgendermaßen lauten: Perrudja, ein Wald- und Feldbesitzer im abgelegensten Teil Nor-

wegens, zwischen stummen, harten Bauern, gewaltigen Einöden und kargen Frauen, setzt sich mit seinen privaten Gefühlen auseinander; das heißt sie setzen sich mit ihm auseinander, denn das Prinzip des Werkes ist: Perrudja, der Unheldische, der gelebt wird. Perrudja tut also seltsame Dinge: wohlverstanden, die Dinge tun Seltsames mit ihm. Ereignisse: Schneestürme, Liebesgeschichten, Träume, Freundschaften zu Mensch und Tier, alles dies unendlich intensiver und wichtiger als es im allgemeinen möglich ist, es darzustellen, werden durchlebt. Plötzlich stellt es sich heraus, daß Perrudja der Kronprinz der Aktienmajorität der beiden mächtigsten Finanzgruppen der Welt ist, der reichste Mann der Erde. Perrudja zieht in die Städte, er lernt die Allegorien von Geld, Genuß, Macht, weißen Yachten, Flugzeugen, Motoren kennen und geschniegelte Hirne, Bergwerksunglücke, Alltag.

Und hier bricht der erste Teil des Romans ab, und es ist fraglich, ob der zweite geschrieben werden kann, denn Jahnn braucht zur Vollendung dreitausend Mark, und es scheint für ihn keine Möglichkeit zu geben, sie zu bekommen.

Die Deutung des Werkes ist unendlich schwierig. Ebenso wie der Held des 20. Jahrhunderts der unheldische, der geistige ist, derjenige, der sich an Abstracta verliert, die außerhalb seines Selbst stehen — (Beispiel: die kommunistische Partei-Ideologie, sich selbst den Bedürfnissen der Allgemeinheit unterzuordnen, steht im Gegensatz zum Jahrtausende alten Prinzip des Instinkts der Selbstverteidigung) — so ist Perrudja der weiße Hintergrund, auf dem sich die schwarzen Schatten der menschlichen Erlebnismöglichkeiten abheben. Es ist erklärlich, daß diese Tendenz, falls sie nicht Anlaß einer fachphilosophischen Betrachtung ist, eine Handlung erfordert, die das Thema über den Einzelfall hinaus bedeutsam macht. Dies ist Jahnn gelungen, und zwar in einem Maße, das nur dem erregend herrlich aufgehen kann, der das Buch kennt. Das Volumen der Sprache übertrifft zweifellos das der Tendenz. Es ist so, wie Jahnn im ersten Teil zu schreiben fähig ist, seit Nietzsche nicht mehr in Deutschland geschrieben worden: Wollust an der Sprache, Brunst am Wort. Der Sprachbildner Jahnn hat den Deutschen wieder einmal seit fünfzig Jahren gezeigt, zu welch ungeheurem Pathos, zu welchem Klang, zu welcher Erhabenheit und Größe die mediokre deutsche Sprache fähig ist. Es gelingt mir bei aller Phantasie nicht, zu glauben, daß irgend eine horizontale Sprache außer der deutschen dieser plastischen Möglichkeiten fähig sei. Und ich bekenne offen, daß diese Sprachwölbung über dem Planeten der Weltanschauung mir das Wichtigste an Jahnns Werk scheint; bestimmt ist es das Eindeutigste, das Unbestreitbare.

Im Rahmen eines Aufsatzes ist es unmöglich, die Einzelheiten dieses Buches aufzuzeichnen, die Hinweise (für Lesepublikum und Autor) verlangen. Es ist zuviel. Keine Idee ist nicht gedacht, keine Handlung ist nicht versucht, keine — auch romanhafte — Spannung vergessen. Es gibt Handlungen, Spannungsmomente, die unerträglich erregen, Darstellungen von Naturzuständen oder Geschehen (ein Steckenpferd Jahnns),

und es gibt bedenkliche Tendenzen, in denen Mitleid die Gesinnung ersetzt, allzu phantastische Menschenschwächen, Komprimierung von Diskussionen und Charakteren bis zur Verzerrung.

Aber diesmal, übereinstimmend mit meinem Privatgeschmack, zwingt mich das künstlerische und menschliche Gewissen, mit der dringenden Aufforderung an die zu schließen, denen an einer Renaissance und Oekonomie des Geistes und der Literatur liegt, dieses Buch zu lesen: dann wird es Jedem zum Zwang werden und zur Verpflichtung, Jahnn die Weiterarbeit zu ermöglichen. Hier handelt es sich um nationale Kultur und darum um den Fortschritt der Menschheit.

Karl Scheffler und das Kronprinzenpalais

von Adolf Behne

Im letzten Heft von ‚Kunst und Künstler' veröffentlicht Karl Scheffler eine Kritik der Justischen Neuerwerbungen. Karl Scheffler ist ein Mann von Verdienst, Redakteur unsrer repräsentativsten Kunstzeitschrift. Daß er ablehnt, was ich schätze, würde mich nicht veranlassen können, gegen ihn zu schreiben, weil ich weiß, daß, was er ablehnt, sich trotzdem durchsetzen wird und sich schon durchgesetzt hat. Es ist keineswegs notwendig, sich dieser Künstler gegen Karl Scheffler anzunehmen. Aber es scheint notwendig, sich Karl Schefflers gegen ihn selbst anzunehmen. Denn es ist peinlich, zu sehen, wie hier ein Kritiker nicht geringen Formats, ein Schriftsteller von ungewöhnlichem Talent, ein Mensch von idealistischem und ethischem Gefühl sich von persönlichen Ressentiments zur Negation aller seiner Vorzüge und Tugenden wegreißen läßt. Da ich mich mehrfach zu der Ankaufspolitik Justis entschieden kritisch geäußert habe, halte ich es für meine Pflicht, mich gegen diesen Schefflerschen Abwürgungsversuch auf die Seite Justis zu stellen. Karl Scheffler, nahezu betäubt vor Groll, fällt hier in eine Tonart, die man kaum noch anders als hetzerisch bezeichnen kann, ja er fällt in den schlimmsten Fehler, in den ein Kritiker überhaupt fallen kann: daß er nicht mehr denkt, was er sieht, sondern sieht, was er denkt. Ich habe in dem Nolde-Raum schon sehr viele Menschen beobachtet, aber einen „vor Verzweiflung fast weinenden Gymnasiasten" habe ich dort noch nicht gesehen. Doch wenn ich lese, was Karl Scheffler weiterhin über Nolde schreibt, muß ich ihm seine Worte als Charakteristik seines eignen Zustandes wohl glauben.

Es stimmt irgend etwas bei Schefflers Stellungnahme nicht, was sehr deutlich wird, wenn man seine Kritik der Neuerwerbungen des Kupferstichkabinetts mit seiner Kritik der Justischen Neuerwerbungen vergleicht. Das Kupferstichkabinett ist persona grata und wird belobt ... obwohl seine Erwerbungen sich so weitgehend mit denen Justis decken, daß man getrost an einen Mann in der Leitung beider Stellen denken könnte. Nur einen Rüffel erhält das Kupferstichkabinett: Nolde.

Als Max J. Friedländer 1922 im „Kunst und Künstler"-Verlag seine ‚Lithographie' erscheinen ließ, da war von Nolde mit keiner Silbe die Rede. Das waren noch gute Zeiten. Heute vermag sich selbst das Kupferstichkabinett der Bedeutung Noldes nicht mehr zu verschließen. Es erfüllt seine ganz selbstverständliche Pflicht, wenn es ihn sammelt. Karl Scheffler ist andrer Meinung; aber wie verhältnismäßig noch wohlwollend und väterlich kritisiert er den An-

kauf Noldes, wenn es sich um das Kupferstichkabinett handelt. Da „ist des Guten mit neuerworbenen Holzschnitten und Radierungen von Nolde zu viel getan". Scheffler sieht in dem Entschluß des Kupferstichkabinetts, Nolde... oder richtiger: seiner Aufgabe gegenüber seine einfache Pflicht zu tun, zunächst nur die Entgleisung eines sonst braven Instituts, das mit neuen Radierungen von Liebermann und Slevogt und mit Holzschnitten von Oberländer den Bestand bereichert.

Aber dann mit gesträubter Mähne gegen Justi... warum? Wohl weil es Justi war, der Nolde in Berlin galeriewürdig gemacht und als erster das Liebermann-Monopol verletzt hat. Die ganz andre Tonart Schefflers ist verräterisch deutlich. Man vergleiche:

Beide Stellen erwarben Kirchner. Dem Kupferstichkabinett wird bescheinigt, daß es „mit Gefühl für Qualität wählte". Justi wird vorgeworfen, er „habe mit dem Kirchner nur nach dem grade Aktuellen gegriffen". (Ich weiß wirklich nicht, was an Kirchners frühem Gruppenbild der Brücke-Leute „grade aktuell" sein könnte.)

Beide Stellen erwarben Feininger. Im Falle Kupferstichkabinett heißt es ziemlich milde: „die Pflege dieser Kunst rechtfertige sich nicht". Im Fall Justi schroff: „falsche Münze".

Beide Stellen erwarben Slevogt. Im Falle Kupferstichkabinett bereichert Slevogt den Bestand. Im Falle Justi „könnte man vielleicht akzeptieren". Nebenbei reicht keine der neuerworbenen Slevogt-Arbeiten im Kupferstichkabinett an das frühe Porträt bei Justi heran.

Beide Stellen erwarben Munch. Im Falle Kupferstichkabinett „vervollständigt der Farbenholzschnitt eine ausgezeichnete Sammlung". Im Falle Justi: „ganz gut, aber ungeeignet".

Beide Stellen erwarben Picasso. Im Falle Kupferstichkabinett verraten die Erwerbungen „den Geist, fast möchte man sagen die List dieses experimentierfrohen Talents". Im Falle Justi „schwingt nichts", sagt das Bild „wenig über Picasso aus". Um so mehr sagen diese Gegenüberstellungen Schefflerscher Urteile aus über „den Geist, fast möchte man sagen die List" dieses Kritikers.

Wie peinlich Schefflers Vorgehen ist, beweist, daß er die als Geschenk eines frankfurter Kunstfreundes erworbene Studie van Goghs, deren Wert kein ruhiger und verständiger Kritiker leugnen wird, und deren Einzug in die Galerie doch wahrlich als ein kaum noch zu erhoffender Glücksfall gelten darf, als „kurios" abtut! Allzu deutlich wird das Prinzip, an keiner Erwerbung Justis etwas Gutes zu lassen. Völlig blind vor Ärger versteigt sich Scheffler vor dem großartigen „Ecce homo" zu einer Herabwürdigung des späten Corinth, die man nur mit Widerwillen lesen kann, weil man allzudeutlich empfindet, daß der späte Corinth ebenso wie der frühe van Gogh hier nur deshalb verrissen wird, weil es Justi ist, der ihn erwirbt. „Bilder", so sagt Scheffler zu diesem Ecce homo, „sind nicht dazu da, um menschliches Mitleid zu wecken". Hier ist es freilich mehr der Kritiker, der unser Mitleid weckt.

Die höchste Steigerung der Wut Schefflers erregt natürlich der neuerworbene Nolde. Wir begnügen uns, diese Sätze niedriger zu hängen: Das Bild „ist das Produkt eines mystagogischen Dekorationsmalermeisters, einer unerfreulichen Sensationskoloristik. Alles darin ist Absicht, alles ist künstlich forciert, alles ist unecht... Kunst dieser Art wirkt objektiv landverderbend".

Karl Scheffler trifft sich da mit Paul Schultze-Naumburg. Schultze-Naumburg stellt in seiner Hakenkreuz-Aesthetik „Kunst und Rasse" gegen den „Pornographen" Nolde die Boucher, Guido Reni und Prudhon. Karl Scheffler, um in dem einen Kunst- und Künstler-Heft zu bleiben, die Julius Pascin und Moisé Kisling.

Lohnabbau-Psychose von Goedeke Michels

Nur etwa die Hälfte der deutschen Bevölkerung ist arbeitsfähig und erwerbstätig. Sie ernährt die andre Hälfte, die aus Kindern, Greisen, Kranken und nicht verdienenden Frauen besteht. Im großen Durchschnitt muß also jeder arbeitende Mensch einen zweiten erhalten, muß jeder mit einem andern teilen. Ob es nun Rittergutsbesitzer oder Landarbeiter sind, Schwerindustrielle oder Tagelöhner, Direktoren, Beamte, Kaufleute oder kleine Angestellte, überall ist das Verhältnis der erwerbstätigen jungen und alten Männer und Frauen zu den Erwerbsunfähigen ungefähr dasselbe: eins zu eins. Und jede Gruppe der Bevölkerung — vor allem die immer noch kinderreichere Arbeiterklasse — muß in ihrem Durchschnitt so viel verdienen, daß nicht nur die Arbeitenden selbst, sondern noch einmal soviel Menschen, die von ihnen abhängig sind, zum Leben genug haben. Das darf man nicht übersehen, wenn man rechnend und argumentierend vom durchschnittlichen Wochenlohn des Arbeiters spricht. Zwei Menschen leben davon! Zwei sollen und müssen mindestens davon leben können!

Der Lohn ist ein wirtschaftlicher Kostenfaktor, und die Herstellungskosten einer Maschine zum Beispiel bestehen in Deutschland heute zu einem Drittel aus Lohn für Arbeiter und kleine Angestellte. Vom Lohn hängt es also zu einem Drittel ab, ob Maschinen billig oder teuer produziert werden können; ob sie im Lande selbst wie im Ausland ihre Käufer finden; ob die Unternehmer mehr oder weniger an ihrem Betrieb verdienen.

Aber der Lohn ist mehr, ist noch etwas Grundandres als ein buchhalterischer Kostenfaktor, als ein nüchternes Konjunkturmoment. Er ist die Existenzgrundlage des größten Teiles der Bevölkerung, er entscheidet über gesundes, menschenwürdiges Auskommen oder verzweifeltes Elend, über kulturellen Hochstand oder siechenden Tiefstand eines Volkes. Er ist zwar der Preis einer Ware, aber die Ware heißt Mensch! Dies die zweite Selbstverständlichkeit, die man nicht vergessen darf, wenn man vom Lohn spricht.

Der Anteil des Lohnes an den Produktionskosten ist gewiß wichtig, aber wichtiger ist der Lohn in seiner absoluten Höhe als Einkommen und als materielle Lebensgrundlage von mehr als vierzig unter sechzig Millionen Deutschen.

Wie hoch ist das durchschnittliche Arbeitseinkommen pro Kopf und Woche? Diese Frage läßt sich aus unsrer mangelhaften Statistik nur ungefähr, aber doch eindeutig genug beantworten, um ein Bild zu geben. Nach den Ziffern des Statistischen Reichsamts — die allerdings nur in zwölf Industriegruppen, und darunter in denjenigen mit den höchsten Löhnen, die Vollarbeiter der höchsten tarifmäßigen Altersstufe umfassen — betrug im April 1930 der Tariflohn für den gelernten Arbeiter 54,12 Mark pro Woche, für den Ungelern-

ten 41,80 Mark. Die Tariflöhne werden nun durch Akkordvereinbarungen und andre Abmachungen in den meisten Industrien erheblich überschritten; im großen Durchschnitt der ganzen deutschen Wirtschaft, wie man nach vielfachem Abbau der übertarifmäßigen Sätze annehmen darf, zurzeit um etwa 9 Prozent. Der tatsächliche Wochenverdienst der Vollarbeiter über 21 Jahre würde also etwa 59 Mark für Gelernte und 45,50 Mark für Ungelernte betragen, oder, da das Verhältnis der Gelernten zu den Ungelernten in Deutschland etwa zwei zu drei ist, im großen Durchschnitt aller über 21jährigen Arbeiter 50,90 Mark. Wohlgemerkt, bei voller Beschäftigung! Denjenigen, die überhaupt beschäftigt sind, gehen aber in ihrer Gesamtheit mindestens vier Prozent durch erzwungene „Kurzarbeit" (Feierschicht am Sonnabend usw.) verloren; so daß sich der durchschnittliche deutsche Wochenverdienst durch diesen Ausfall auf 48,54 Mark senkt. Etwa elf Prozent des Lohnbetrages werden schließlich bei seiner Auszahlung für Steuern (2½ bis 4½ Prozent) sowie für Sozialversicherungsbeiträge abgezogen.

Es bleiben pro Kopf des beschäftigten Arbeiters über 21 Jahre als wirkliches verbrauchsfähiges Einkommen etwa 43 Mark pro Woche. Da aber fast ein Viertel der Arbeiterschaft unter 21 Jahre alt ist, und da die Löhne der Jugendlichen um etwa 30 Prozent unter denen der Vollarbeiter liegen, so kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der Durchschnitt des Einkommens aller beschäftigten Arbeiter eher unter als über 40 Mark pro Woche liegt! Die ungefähre Richtigkeit dieser Berechnung wird bestätigt durch frühere Erhebungen des Reichsverbandes der deutschen Industrie.

Höchstens 40 Mark durchschnittlicher Wochenverdienst — für den Bedarf von mindestens zwei Menschen!

Wer wagt hier zu sagen, das sei zuviel? Wer sieht angesichts solcher Ziffern nicht die Notwendigkeit ein, vor der Erhebung genereller Forderungen nach niedrigern Löhnen — und möge der Lohn als Kostenfaktor noch so drückend sein — einmal etwas über ihre absolute Höhe nachzudenken, einmal vierzig Mark an den notwendigen Quanten von Brot und Schmalz, von Kartoffeln und Milch, an Wohnungs- und Bekleidungskosten und allem Sonstigen zu messen, was zwei Menschen in der Woche brauchen?

Das Statistische Reichsamt hat solche Messungen vorgenommen. Nehmen wir seine Ziffern für den Durchschnitt eines typischen „gutsituierten" Arbeiterhaushalts von drei Personen, bei dem die Gesamteinnahmen fast 3300 Mark im Jahr betragen — ein überdurchschnittlich hohes Niveau, wenn die Frau nicht tüchtig mitverdient. Wir sehen, daß 10 Prozent davon für die Wohnung fortgehen; ein Minimum, schlecht genug, das nicht zu ermäßigen ist. Mehr noch, 11,9 Prozent, beanspruchen Steuern und Beiträge zur Kranken-, Invaliden- und Arbeitslosenversicherung; Ausgaben, die der Arbeiter nicht senken kann. Nun noch die Kosten für die Fahrt zur Arbeitsstelle, und schon ist ein volles Viertel des Einkommens fort. Fast 40 Prozent werden für Ernährung gebraucht,

und ist sie üppig bei den folgenden Ausgaben? Pro Tag und Person für Milch, Butter und Käse 21 Pfennig; für Eier und Fette 10 Pfennig; für Fleisch und Fleischwaren 29 Pfennig; für Brot und Backwaren 15 Pfennig. Ist sie üppig, wenn pro Kopf je 5 Pfennig für Kartoffeln und Gemüse, 9 Pfennig für Zucker und Obst und für die ganze Ernährung nicht viel mehr als 1 (eine) Reichsmark pro Kopf und Tag ausgewiesen wird?

Wäre weitere „Ersparnis" hier nicht Gesundheitsschädigung? Oder soll bei den „sonstigen Lebensbedürfnissen" die eine Mark wöchentlich für Körper- und Gesundheitspflege von drei Personen gestrichen werden? Soll für „Bildung, Vergnügen und Erholung" noch weniger ausgegeben werden als eine Mark pro Kopf und Woche? Oder sind die sogenannten Ersparnisse, die die amtliche Statistik so schön „Kapitalanlage" nennt — 17 Mark und 57 Pfennig pro Jahr und Familie — vielleicht zu hoch? Und bei alledem sind diese Haushalte noch ganz besonders gut daran, mit nur einem Kinde, mit relativ hohem Einkommen, und ohne eine einzige Woche Arbeitslosigkeit in dem ganzen Jahr, auf das sich die amtliche Statistik bezieht.

Gewiß, die Löhne sind seit der Stabilisierung, sind bis zum vorigen Jahre fortdauernd gestiegen. Sie waren früher noch wesentlich niedriger. Aber 1924 war doch gewiß kein normales Jahr. Der Hungerriemen war damals aus der Inflationszeit noch fest zugeschnallt, nicht nur in der Arbeiterschaft, und überall hat das Leben ihn aufgesprengt. Alle die Lohnerhöhungen der letzten Jahre waren nichts andres als ein Versuch, zu einer allmählichen „Normalisierung" des Lohnes zu gelangen; zu einem Zustand, von dem zwar vielleicht nicht diese oder jene Einzelgruppe der „Arbeiteraristokratie", wohl aber die Gesamtheit der Arbeiterschaft in ihrem Durchschnitt noch immer so schmerzlich weit entfernt ist.

Will man die natürliche Entwicklung bewußt — und unbesorgt um gesundheitliche, kulturelle, wirtschaftliche, politische Folgen — zurückschrauben? Zurückschrauben, während Reklame, Reklame und noch einmal Reklame für alle Produkte des menschlichen Bedarfs zu erhöhtem Verbrauch auffordert, berechtigte Unzufriedenheiten mit der mangelnden Versorgung der Haushalte und der Individuen erregt, und während eine allgemeine Forcierung des Abzahlungsgeschäfts — der Verbrauchsdeckung auf Vorschuß — gewissermaßen die Bereitschaft des Wirtschaftssystems verkündet, den Lohnaufstieg zum Normalen nicht aufzuhalten, die Löhne zum mindesten stabil zu halten? Sind denn schon alle andern Qellen vergrößerter Produktivität, niedrigerer Erzeugungskosten und billigerer Verkaufspreise erschöpft? Muß man, muß man tatsächlich zu dem Verzweiflungsmittel des generellen Lohnabbaus greifen, um die Wirtschaft zu „retten"? Nein, man muß es nicht. Und die Theorien, die zur Lohnabbau-Psychose geführt haben, sind falsch. Das erste muß auf jeden Fall sein, daß man sich, wie es hier versucht wurde, die Höhe der Löhne vor Augen führt, von deren Abbau angeblich das Heil kommen soll.

Bemerkungen

Zapfstellen

Zu Beginn dieses Jahres begann in einem Teil der deutschen Presse ein ausgedehntes Treiben gegen die „Derop" (Deutsche Vertriebsgesellschaft für russische Ölprodukte). Die Vorwürfe gingen dahin, daß die KPD in russischem Auftrage in den öffentlichen Zapfstellen organisierte kommunistische Arbeiter unterbringe. „Im preußischen Staatsgebiet allein," schrieb die ‚Kölnische Zeitung', „unterhält die Gesellschaft 138 Zapfstellen. Selbst wenn man für jede dieser Stellen nur drei Arbeiter in Ansatz bringt, ergibt sich für das preußische Staatsgebiet allein inerhalb der ‚Derop' ein zuverlässiger Kerntrupp von 414 Kommunisten. Vorsichtige Schätzungen errechnen für das ganze Deutsche Reich rund viertausend derartige Vertrauensleute der Kommunistischen Partei."

Zu einer Berichtigung der ‚Derop' schrieb die ‚Kölnische Zeitung': „Diese Berichtigung kann an dem Kernstück unsrer Mitteilungen nichts ändern ... als ob die räterussische Handelsvertretung nicht eine Organisation der Kommunistischen Partei in Rußland wäre. Wir überlassen dem Leser das Urteil."

Wenn das schon in einem klug geleiteten Blatt wie der ‚Kölnischen Zeitung' möglich war, so braucht man sich über das nicht zu wundern, was von schlechtern journalistischen Zapfstellen verbreitet wurde. Es muß auch noch vermerkt werden, daß überall an den „Derop"-Tankstellen Flugblätter auftauchten, in denen behauptet wurde, diese wären Stützpunkte kommunistischer Propaganda.

Um das deutsche Vaterland vor diesem neuen Moskowiterkomplott zu retten, unternahm die preußische Polizei umständliche Recherchen. Sie ging gewissenhaft Einzelfällen nach und prüfte mehrere tausend Zuschriften. Das Ergebnis bildete ein kürzlich an die „Derop" gerichtetes Schreiben des preußischen Innenministeriums, I. V. gez. Dr. Abegg: „Auf das Schreiben vom 28. April 1930 erwidere ich ergebenst, daß die polizeilichen Ermittlungen den Verdacht einer agitatorischen politischen Betätigung der Angestellten an den Zapfstellen Ihrer Gesellschaft nicht bestätigt haben." Damit wäre es also wieder nichts.

Morus hat hier im vorigen Heft beherzigenswerte Worte über die Trübung des deutsch-russischen Verhältnisses durch personale Bagatellen und törichte Quertreibereien gesagt. Den Schaden davon hat die deutsche Geschäftswelt, die, konsequenter als die englische und amerikanische, ihre Abneigung gegen den Bolschewismus, auch praktisch betätigt. Die Distanz zwischen dem einzigen sozialistischen Staat der Welt und seinen kapitalistischen Nachbarn ist schon ohnehin groß genug. Das liegt in der Natur der Dinge. Man sollte in Deutschland endlich auf einen vergiftenden Heckenkrieg verzichten und sich wieder erinnern, daß man hier bei uns seinerzeit zuerst die kindliche Furcht vor dem Bolschewismus überwunden hat und sich deswegen damals sehr überlegen vorkam.

C. v. O.

Zweimal Külz

In Herrn Reichsinnenminister a. D. Doktor Külz lebt anscheinend eine so starke Persönlichkeit, daß der Rahmen einer eindeutigen Haltung zu eng ist für die in ihr aufgespeicherte Gedankenfülle. Was Herr Doktor Külz an politischen Ideen faßt, davon können, legt man den normalen Politiker zugrunde, die Vertreter der mannigfaltigsten Richtungen zehren. Ja selbst das Antagonistische findet in seiner Seele eine Stätte. Herr Doktor Külz ist schwarzrotgold; er hat aber auch dafür gesorgt,

daß unsre Auslandsvertretungen schwarzweißrot hissen. Herr Doktor Külz ist Demokrat; die nationalen Strickstrumpfkränzchen finden bei ihren Forderungen nach Wiedereroberung unsrer Kolonien aber niemanden, der sie mit seinen Festreden so hinreißt, wie Herr Doktor Külz. Ein besonders markantes Beispiel aber dafür, wie Herr Külz für seine Gedanken eine Spannweite benötigt, die von den Demokraten bis zu den Deutschnationalen geht, bietet ein Vergleich zweier Ausführungen zur Panzerkreuzerfrage. Herr Doktor Külz führte aus:

(im Reichstag, 22. Mai:)

Bei der Marine muß ein Ersatzbauprogramm eine grundsätzliche Entscheidung bringen; die jetzige Rate lehnt die Demokratische Partei glatt ab.

(in der von ihm herausgegebenen ‚Sächsischen Demokratischen Korrespondenz', 8. Mai:)

Die Ereignisse beim Kriegsbeginn 1914 haben gezeigt, daß bis weit in die Kreise der Sozialdemokratie hinein das natürliche Empfinden wach ist: ich bin ein erbärmlicher Kerl, wenn ich als deutscher Mann mich nicht mit allen Kräften wehre, falls gegen meine Familie oder gegen mein Volk ein Angriff droht... Man stelle sich die Rolle unsrer Handelsmarine im Weltverkehr vor oder auch nur unsre Rolle im Binnenverkehr ohne den Prestigeschutz der Kriegsflotte! Der fascistische Gruß an unsre in italienischen Häfen erscheinenden Kriegsschiffe ist nicht nur für die Einstellung des gegenwärtigen Regimes in Italien und für das dort erwachende Bestreben nach historischer Gerechtigkeit kennzeichnend, sondern er zeigt neben Hunderten von ähnlichen Beispielen, daß eine territorial an das Meer grenzende und wirtschaftlich auf den Seeverkehr angewiesene Macht in der Vorstellung der andern Völker ohne Kriegsflotte nicht denkbar ist.

Das eine Mal lehnt Herr Külz den Panzerkreuzer „glatt ab". Das andre Mal geht er bis zu Mussolini, um sich von dort Argumente für den Bau des Panzerkreuzers herzuholen! Weil sich die italienischen Fascisten ein neues Deutschland ohne imperialistische Flottenpolitik nicht denken können, deshalb — lehnt Herr Külz, der sich für solche Gedankengänge baß begeistert, glatt ab! Das verstehe, wer kann! Zweimal Külz...! Aber ein Doppeltes ergibt noch nicht immer eine Einheit, zum Beispiel, einen Mann!

Willibald Meier

Babbitt leidet an Europa

Sinclair Lewis hat, um in seinem lustigen Stil zu reden, den größten Erfolg erlebt, den jemals ein amerikanischer Schriftsteller in den Staaten zu verzeichnen hatte. Die Babbitts schreiben sich mit kleinem b. So verliebt sind die Babbitts in die babbitts. Nehmen wir an, ein deutscher Romancier, der so schreibt wie George Grosz zeichnet, also einer, der leider nicht existiert, schreibt einen Roman: Der Boche. Genau so talentiert, genau so komisch wie Lewis. Wird Boche jemals in Deutschland ein Kosewort werden wie drüben babbitt? Niemals; das ist der Unterschied. Lewis trifft die Babbitts nicht ins Herz sondern ins Zwerchfell. Man ist als babbitt auf ihn nicht böse, sondern man liebt ihn. Er ist nicht der Heine sondern der Wilhelm Busch der babbitts (lange nicht so gut). Lewis' Art, Satire zu schreiben, hat die Eigenschaft, den Schreiber vor Gott und Menschen reich und angenehm zu machen. Lewis ist den babbitts sogar mehr als angenehm: sie lieben ihn. Sie sind seiner vollkommen sicher. Nie wird er zum Beispiel schonungslos erzählen, wie die babbitts eigentlich den Abend des 22. August verbracht haben. An diesem Abend haben nämlich die babbitts unter Zustimmung aller babbitts zwei vollkommen unschuldige Männer als

Denkzettel für zwanzig Millionen andre unschuldige Männer und Europa zum Trotz elektrisch verbrannt. Was taten die babbitts an diesem Abend, an dem Sacco und Vanzetti sterben „mußten"? Darauf möchte ich gern eine Antwort von Sinclair Lewis bekommen. In der Zwischenzeit lese ich aber den glänzenden Reporterroman „Der 22. August" von Nathan Asch (Rowohlt), in dem erschütternd genau, ganz kalt aufgezeichnet steht, was die babbitts in dieser Nacht getan haben: Sie haben nichts getan, aber ein Nichts, über das man eine Rougon - Macquartserie schreiben könnte. Einige Ausländer haben die Faust in der Tasche geballt, — aber nur in der Tasche. Offen wäre es nicht so gefährlich gewesen als lächerlich, sich für eine so aussichtslose Sache zu engagieren. Ja, so sind die Babbitts. Man soll sich in Europa hüten, sie allzu komisch lächerlich zu finden. Ihr Humor schmeckt nach Öl und Blut.

Aber nehmen wir nun einmal die babbitts so liebenswürdig harmlos, wie sie sie Lewis zeichnet. Ähnelt ihr Bild dem Amerikaner, wie es der Deutsche sieht? Die Touristen, die Cook in den europäischen Häfen ausladet, erregen in Frankreich Verwunderung durch ihr lautes Benehmen, während sich der Engländer bei Lewis dieser etwas zurückgebliebenen Verwandten schämt. Nur in Berlin hält man jeden einzelnen babbitt für einen Gralsboten, den deutsche Historiker und Philosophen mythisch analysieren. Lewis zeigt, daß der Hochmut der babbitts untereinander die Kehrseite einer masochistischen Bescheidenheit vor jedem selbstbewußten Europäer ist. Im Grunde ihrer Seele ist erstaunlicherweise grade das Vertrauen auf ihre wirklichen Werte und Leistungen den echten europäischen gegenüber ganz gering. Sie fühlen, das, was sie sind, mag schon etwas sein, aber dort, wo sie auf europäische Überlegenheit zu stoßen fürchten, und sei es auch nur auf die formale eines Kellners oder eines Grafengigolos, werden sie sofort klein und linkisch. Das alles ist natürlich satirische Übertreibung, aber sie läßt eine viel tiefere Wahrheit durchscheinen: die Degeneration des amerikanischen Mannes der ältern Generation unter der Herrschaft der Frau, durch die die Frau selbst wieder neurotisch wird. Sam Dodsworth, der Titelheld des neuesten Lewis, ist bei aller babbittischer Albernheit ein sehr tüchtiger Kerl. Er hat vor dreißig Jahren an das Auto geglaubt und Geld und Arbeit hineingesteckt, als seine Freunde noch sagten: In drei Jahren redet kein Mensch mehr von Autos. Er kommt in Europa zuletzt nicht auf das europäische, sondern auf das amerikanische Wesen, plant neue große Siedlungen in einem neuen amerikanischen Stil — aber außerhalb seiner Berufstüchtigkeit und Originalität ist er ein in seinen Instinkten verschreckter Spießer, der an jeder Straßenecke erwartet, daß ein Schutzmann im Namen Gottes (der den besten Cut trägt, der jemals in Zenith hergestellt worden ist), sein Leben ihm als eine Schuld präsentieren wird, zahlbar cash down. Sam und seine Frau ziehen nach Europa, um hier endlich das wahre, höhere Leben kennen zu lernen, aber hier erleben sie, daß sie für das Kennen-

lernen der wirklichen Dinge längst verloren sind und stets nur Karikaturen der Äußerlichkeit suchen, die sie zuletzt sein werden. Diese Angst vor dem Historischen, dieser Respekt vor den bessern Manieren, diese Scheu vor dem Dämonischen zeitigt eine bezaubernde Fülle von Humor und Komik des Wortes. Es ist das hilflos Komische der Papageien, die auf einem Parkettboden herumwatscheln, aber dabei ahnen lassen, wie schön und frei sie sind, wenn sie sich ungeniert in ihren Räumen bewegen können. Dann sind sie erst echte, schöne babbitts, was wir dummen Europäer verlachen mögen, was aber für die Amerikaner eben doch etwas sehr Sympathisches ist.

Lewis erzählt diesen Roman mit der ganzen Freiheit eines an viel Arbeit geschulten Romancierreporters „erstklassigen" Stils. Den Urbabbitt erreicht er nicht und wird er nie wieder erreichen, da er sich ja im Grunde in jedem Werk wiederholt. Aber amüsant ist er immer. Er erfindet nicht die Komik sondern er schreibt sie ab, so daß jedes Buch ein Baedeker durch die Seele des amerikanischen Spießers ist.

Felix Stössinger

Du?

Kein Autor kann bezeichnender heißen. Flammenhaft zuckt der Rhythmus seines früheren Romans „Ich?" (S. Fischer). Wie eine Stichflamme schießt die Hauptgestalt dieses neuen Romans aus dem Glutkessel des Buchs. Ein hamburger Senatorssohn, lebendampfend wie ein Stier, springt aus. Er tut, wozu es uns alle unablässig reißt: er läßt das Urtier in sich los. Als Kellner, Spion, Schiffsheizer, Boxer, Zuchthäusler fegt es ihn durch Zeit und Weltteile. Nicht zufällig, sondern in, für das Gefühl deutlich vorhandener, magischer Verbundenheit jagt im gleichen Tempo das äußere Schicksal mit ihm daher: Explosion, Kraterausbruch. Fern ist hier auch nur die Ahnung einer Idylle. Das scharfe Erlebnis des Films hat bei der Formung mitgewirkt, befruchtend, grade eine Sekunde vor dem Verderb Halt machend. Mit einer Fülle von Talent, mit einem staunenswerten Können wird hier erzählt. Aber das würde nichts sagen, wenn nicht der Sinn des Buches anderswo hinginge. Der geheimnisvolle Geist menschlichen Fortschritts triumphiert. Der Ausspringer, der Abenteurer, der hinter seinem Du herhetzt, findet endlich sein Ich. Als Kämpfer für Menschenrecht geht er seinen Weg weiter. Er reiht sich ein. Nicht sein Ich kann Ziel seines Lebens sein, sondern Ziel ist: sich zu vereinen mit den Tausend Millionen Du, die in die Zeit vorschreiten. Er reiht sich ein.

In diesem Buch (erschienen bei Zsolnay, Wien) hat Peter Flamm wieder um einen Grad mehr die Bändigung gewonnen, auf die allein es ankommt. Er wird fertig mit seinem Buch. Fast könnte man sagen, mit dieser Zeit — wenn das nicht für jeden von uns zu viel wäre. Er macht Acker aus dem Chaos. Er erreicht die Fruchtbarmachung des Schrek-

kens. Das notwendigste und ersehnteste Schauspiel unsrer Tage; das flackernde und ichselige Gesicht des Jünglings, das zum Gesicht des Mannes in der Zeit sich durchwühlt — der Autor und seine Gestalt, einer wächst am andern. Ein ebenso erregendes wie im Sinngebenden schon beherrschtes Buch. Die Menschen haben noch das ergreifend Wehende aller Flammschen Menschen an sich. Man wünscht ihnen hier und da ein Stillhalten, damit man ihnen deutlicher ins Gesicht sehen kann.

Wilhelm Schmidtbonn

Verschwundene Filme

Vor einem Jahr kam ein Filmverleih auf die gute Idee, einige sehr alte Produkte aus der diluvialen Zeit der Filmindustrie laufen zu lassen. Die Sache machte dem Publikum Spaß, alle lachten über die schrecklichen Moritaten und dachten: Wie herrlich weit haben wir es doch gebracht! Der Erfolg ermunterte zu weiteren Experimenten, eine Reihe interessanter Filme aus der Frühzeit folgten, besonders Jugendsünden heute avancierter Stars waren gefragt. Die Qualitätsfrage spielte bei diesen Reprisen eine geringere Rolle, viel Abfall wurde gezeigt, aber auch manches Schöne. Schließlich war ein Disponent sogar so mutig, den uralten und erstaunlich jungen Chaplin auszugraben und siehe da, es wurde ein Erfolg.

Während aber in regelmäßigen Abständen bis tief in die Provinz hinein (und vor allem da!) die „Rote Rosen"-Epidemie wütet, bleibt der wertvolle Bestand älterer Filme unangetastet. Filme, über die man sich noch heute freuen kann, auch wenn sie vor zehn Jahren gedreht wurden, die nicht veralten, deren Technik sogar vieles Sehenswerte enthält: solche Filme kommen nur durch Zufall wieder auf den Spielplan, denn die Instinktlosigkeit der Verleiher wird nur noch überboten durch ihre Angst vor dem Publikumsgeschmack. Jener berühmte Aufkäufer ist durchaus keine Sagengestalt, von dem die Anekdote erzählt, er nähme bei Probeaufführungen seinen Chauffeur und seine Köchin mit, um nach eingehender Sachberatung mit diesen Getreuen aus dem Volke den Abschluß zu tätigen. Vielleicht bringt ein kleiner Streifzug durch die Filmgeschichte diese schönen alten Filme wieder zum Rollen; auch die ersten Reprisenvorführungen waren durch die Presse angeregt worden.

Für wenig Geld kann man sich einen der packendsten deutschen Filme verschaffen: Die freudlose Gasse. Dieser unter Regie von G. W. Pabst gedrehte Inflationsfilm arbeitet mit einer erlauchten Galerie von Stars: Werner Krauß, Asta Nielsen, Greta Garbo, Niels Asther u. a. Ein Privatmann, der einen eignen Vorführapparat besitzt, bekommt für wenige Mark eine Kopie des Films von dem Filmkartell „Weltfilm" (Berlin SW 48, Hedemannstraße 21) geliehen. Schlimmer ist es mit den verschollenen Amerikanern. Warum bringt niemand die allerersten Buster Keaton-Filme (Buster Keaton als Sherlock Holmes, eine herrliche Kriminalparodie) heraus? Und die sanftkecke Norma Talmagde

als Revuemädel Kiki? (Ihre tränenreiche „Kameliendame" ist öfter gespielt worden). Mary Pickford hat sehr unterschiedliche Ware geliefert, aber ihre Kinderrolle in „Die Sperlinge Gottes", jene ergreifende Geschichte von den verwahrlosten Großstadtkindern, dürfte auch heute noch das sentimentale Publikum zu Tränen rühren. Auch gibt es von drüben einen grandiosen Nationalfilm, genannt „Die Karawane", der die Eroberung des Landes durch die europäischen Einwanderer schildert, ein spannendes Epos kühnen Wagemuts, prachtvolle Landschaftsbilder, herrliche Tieraufnahmen (eine riesige Büffelherde, die durch einen reißenden Strom schwimmt, ist mir noch in Erinnerung) und mittendrin einen köstlichen sommersprossigen Jungen, der leider aus der Filmbranche verschwunden zu sein scheint. Der schönste Märchenfilm heißt „Der Dieb von Bagdad", Douglas Fairbanks spielt die Hauptrolle. Und völlig vergessen wurde Gloria Swanson, die gefährliche schöne Katze, deren hinreißende „Zaza" einmal eine Revolution bedeutete. Ich war damals, acht Jahre wird es wohl her sein, noch ein kleiner Tertianer, ich habe den Film vielleicht ein Dutzend Mal gesehn, ich würde morgen wieder hinsausen, wenn „Zaza" irgendwo gegeben werden sollte. Eine holde, sanfte, fröhliche Erinnerung habe ich an einen andern Amerikaner, ebenso verschollen wie die große Gloria Swanson, er heißt Raymond Griffith und drehte Kriminallustspiele, in denen er selbst einen sehr angenehmen konzilianten Gentlemandieb spielte, leise, gewandt und sehr lustig. Seine Filme waren aus einem Guß, man amüsierte sich köstlich. In bester Erinnerung ist mir „Das verschwundene Perlenkollier", wenn ich mich recht entsinne mit Betty Compson. Von unsren deutschen Filmahnen möchte man, außer der unvergleichlichen Asta Nielsen („Was ich bin und was ich kann, verdanke ich nicht dem Filmatelier, sondern dem Leben des Volkes", hat sie einmal gesagt), immer wieder „Die Hose" sehen, jene brillante Spießer-Persiflage mit Werner Krauß, und aus der deutsch-französischen Gemeinschaftsproduktion die erregende Verfilmung der „Therese Raquin" unter Jaques Feyders Regie mit Wolfgang Zilzer in der Hauptrolle. Vieles ist aus der Erinnerung gelöscht, andre mögen ergänzen. Ein großer Wunsch sei aber noch erwähnt. Wer kennt den alten Russenfilm „Sühne"? Wahrscheinlich wenige. Er spielt in Alaska unter vier Goldgräbern und schildert einen grausigen Fall von Selbstjustiz. „Sühne" ist wohl das atemraubendste, wahnwitzigste Filmdokument, ein Grenzfall, schaurig, unwahrscheinlich und unvergeßlich.

Spielt Reprisen. Aber gute!

Rudolf Braune

Die gehobene Stellung

Der erste Schritt zur gehobenen Stellung eines Kaufmanns ist die Postvollmacht. Für Söhne aus gutem Hause und bei mäßigem Umsatz der Firma kann eine solche Vertrauensauszeichnung schon während der Lehrlingszeit eintreten. Damit trägt

der Stift den Marschallstab im Tornister, die Anwartschaft auf den Goldfüllfederhalter des Generaldirektors. Übrigens kann der Marschallstab etwas gekürzt werden, indem der Chef die Postvollmacht nur für eingeschriebene, aber nicht für Wertbriefe gelten läßt. Mit zunehmendem Alter, bei Zulage einer Frau und eines Bauchs, kann der Marschallaspirant es bis zur Prokura bringen. Auch dieser heilige Akt wird durch den Reiz einiger pikanten Symbole in seiner Wirkung geschwächt und gesteigert. Darum erfand der liebe Chef die Kollektivprokura. Er teilt also sein unbegrenztes Vertrauen, das er zu seinem „guten, treuen Lehmann" besitzt, durch das unbegrenzte Vertrauen, das sein ‚treuer, guter Müller" genießt, und gewährt damit beiden den Vorzug gegenseitiger Kontrolle und unbegrenzten Mißtrauens gegeneinander. Er spannt damit zwei scharfe Wachhunde an den Wagen der Verantwortung und freut sich über seine siamesischen Zwillinge. Beiden vertraut er die Schlüssel zum Kassenschrank an, aber keinem Menschen die Einzelprokura. Die Übergabe der Kassenschrankschlüssel hat sich im kaufmännischen Leben als ein Ritus erhalten, etwa wie der Neujahrsempfang der Diplomaten oder die Übergabe der Beglaubigungsschreiben. Dabei enthalten im Zeitalter der Bankkonten und der Safes die Kassenschränke der großen Firmen Bargeld nur auf Stunden, etwa beim Zahltag. Die Kassenschränke sind also nichts Besseres als Garderobehalter.

*

Der so geschilderte Kaufmann gilt in seiner Familie und in seinem Bekanntenkreis als ein Halbgott. Er erfreut sich dessen, was man ein geachtetes Ansehen nennt. Er hat eine bedeutungsvolle Herablassung zu ungehobenen Stellungsmenschen, der Portier reißt vor ihm die Mütze herunter und die Tür auf, der Lehrling hält ihn für einen General. Er hat Kinder und einen Stammtisch. Seine Frau ist davon überzeugt, daß ohne ihn die Firma nicht existieren kann. Auch der liebe Chef flößt ihm gerne diese hohe Meinung ein und zieht sie vom Gehalt ab. Nach dem Abzug läßt der liebe Chef seinem Kollektivbeamten dann wieder einigemal fühlen, wie wenig er eigentlich ist. Für den Fall seines Ablebens steht in den meisten Fällen ein in vorrätiger Wärme gehaltener Nachruf von nie vergessenen Diensten und ein gemischter Chor bereit, in selteneren Fällen eine Rente. Zu Lebzeiten hält der gehobene Stellungssoldat des Kontors sehr wenig von sich. Aber das gesteht er niemanden ein, selbst sich kaum.

*

Für den lieben Chef ist die „gehobene Stellung" jene Grenze, womit vorwitzigen Begabungen die Spitze abgebrochen wird. Der liebe Chef wäre ja trostlos, wenn es lauter geniale Köpfe gäbe, die in keinen Tarif hineinpaßten. Er benötigt brave Atrappen, reguläre und nicht allzuscharf denkende Angestellte in gehobener Stellung, die jene Arbeiten ausführen, zu denen die Maschinen trotz aller technischen Fortschritte bisher noch nicht abgerichtet werden konnten.

Friedrich Raff

Dickhäuter

Nach der Suppe erhob sich Stadtrat Pfeiffer und begrüßte mit zündenden Worten die Gäste, sprach den Ehrengästen den Dank des Vereins für ihr Erscheinen aus, gab dann einen kurzen Rückblick über die Geschichte und das Entstehen des Vereins, der sich niemals auf die Hilfe der Gesetze verlassen habe... Dann hebt er hervor, daß beim 10jährigen Stiftungsfest des Vereins man noch unter dem Eindruck des Verlustes Kaiser Wilhelms und Kaiser Friedrichs gestanden, und daß Kaiser Wilhelm II. damals gerade seine so segensreiche Regierung begon-

nen, die für Handel und Gewerbe so wohltätige Folgen gehabt. Er gedenkt aber auch des treuen Verbündeten des Kaisers, Königs Friedrich August, der gerade auch der in Leipzig beheimateten Pelzindustrie sein stetes Interesse gewidmet, und schließt mit einem Hoch auf den Kaiser, den König von Sachsen und das gesamte deutsche Vaterland.

'Neue Pelzwaren- und Kürschner-Zeitung'.

Was ist ein Sozialist?

Dies geschah, als ich jüngst auf der Zimmersuche an einer Wohnung läutete, die im Grunewald lag, wo es am muffigsten ist. Die Dame des Hauses, sichtlich mit Traditionen beschwert und einer gedörrten Pflaume nicht unähnlich, schrak zurück, als sie hörte, daß ich Redakteur sei. „Welcher politischen Richtung?", fragte sie, auf das Schlimmste gefaßt. Ich antwortete verärgert, daß ich nicht gewohnt sei, beim Mieten eines möblierten Zimmers ein politisches Examen zu bestehen. „Es ist nur", sagte sie, „weil ich doch einen Kommunisten selbstverständlich nicht in mein Haus nehmen kann." — „Und wie halten Sie es mit einem Sozialisten?", fragte ich mehr der Kuriosität des Gesprächs wegen als aus Sachinteresse.

Sprachlose Verwirrtheit. Lange Pause. Endlich langsames Dämmern: „Sozialist? — Ach so, Sie wollen Damenbesuch empfangen! — Das gibts bei mir nicht!"

Bruno Frei

Kein Tag darf gezögert werden!

„Wir schlagen vor: Auf dem schnellsten, allerschnellsten Wege, ehe andre Städte uns zuvorkommen, ein Hindenburg-Museum. Kein Tag darf mehr gezögert werden, uns diesen Anziehungspunkt zu verschaffen. Noch ist Zeit da, die Erinnerungsstücke, die irgendwie mit dem Feldmarschall und mit dem Kriege zusammenhängen, hier an einer Stelle zu sammeln, ehe sie in alle Winde verstreut werden."

„Hindenburgs Haus, etwa als Gegenstück zum Goethehaus in Weimar, als Museum wäre einzig."

'Hannoverscher Kurier'

Liebe Weltbühne!

Als vor ein paar Jahren historische Filme wieder Mode wurden, suchte auch Richard Eichberg einen entsprechenden Stoff. Man empfahl ihm „Die Weißen Götter" von Stucken: Eroberung Mexikos durch Cortez, Bekehrung der Azteken zum Katholizismus. Eine Woche drauf ruft Eichberg seinen Ratgeber an: „Mensch, 'n jroßartijer Stoff! Morjen fahre ick nach Rom, lasse mir beim Papst melden und schlage ihm vor: den Film machen wer fifty-fifty."

Hinweise der Redaktion

Mainz, Wiesbaden u. Umgebung

Weltbühnenleser: Montag, 16. Juni Café Fürstenhof, 20.15 Uhr, Medizinaldirektor Dr. Rosenhaupt: Kommunale Gesundheitspflege.

Bücher

Richard Huelsenbeck: China frißt Menschen. Orell Füßli, Zürich.
Joseph Conrad: Die Freibeuter. S. Fischer, Berlin.
Hans Reimann: Die Gaffeganne. Paul Stegemann, Berlin.
Walther Borgius: Die Schule. Radikaler Geist, Berlin-Wendenschloß.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 15.40: Ich wohne am Potsdamer Platz, Felix Stössinger. — Köln 18.30: Die Europäisierung der Wirtschaft in den Vereinigten Staaten, Fritz Sternberg. — **Mittwoch.** Königsberg 20.50: Friedrich Wolf: John D. erobert die Welt. — **Donnerstag.** Hamburg 17.00: Die Globetrotterin, Lina Goldschmidt. — Berlin 18.40: Gibt es einen proletarischen Roman?, Kurt Hirschfeld und F. C. Weiskopf. — **Freitag.** Berlin 18.00: Für und gegen die Bewährungsfrist, Dr. Arthur Brandt und Dr. Alfred Unger. — 21.00: Hörspiele auf Tonfilmen. — München 21.10: Otto Zarek liest. — **Sonnabend.** Berlin 19.05: Die Erzählung der Woche, Peter Flamm. — Breslau 19.30: Kurt Großmann: Die Staatenlosen. — Frankfurt 20.30: Hans Reimann.

Antworten

J. M., Berlin. Sie finden die Bemühungen des guten Herrn Frick sehr unvollständig, gemessen an dem, was dessen rumänische Gesinnungsfreunde vorhaben. Deren Organ, ‚Stralucitorul' (das ist zu Deutsch: ‚Das Licht'), herausgegeben von dem Universitätsprofessor A. C. Cuza, einem bewährten Progromanstifter, veröffentlicht sein offizielles „großes Programm", das recht lesenswert ist: „§ 1. Die Juden sind niederzumetzeln. Synagogen, jüdische Schulen und Rabbinerseminare sind niederzureißen. § 2. Den ausländischen Christen wird eine Frist von sechs Monaten anberaumt: während dieser Zeit müssen sie sich entschließen, ob sie rumänische Staatsbürger sein wollen oder nicht. § 3. Die Mohammedaner werden getauft, die Armenier in Bausch und Bogen aus dem Lande gewiesen. § 4. Die Kneipen und die Apotheken werden verstaatlicht. § 5. Die Soldaten können nicht mehr brutalisiert werden, indem man sie zu Offiziersdienern macht. Subalterne Offiziere erhalten ein Monatsgehalt von 15 000 Lei (ungefähr 375 Mark), Offiziere mittlern Ranges 30 000 Lei und Stabsoffiziere 45 000 Lei. § 6. Das Gesetz über die Kautionsheirat der Offiziere wird nunmehr außer Kraft gesetzt; weder sie noch die sonstigen Staatsbeamten dürfen eine Heirat mit Mitgift schließen, da sie Diener des herrlichen Volkes sind, das ihnen Geld, Macht, Ansehen und Wohnungen zuteil werden läßt. In diesem Zusammenhange werden aus patriotischer und moralischer Erwägung heraus alle Klubs, Kabaretts, Variétés, Gesang- und Tanzlokale geschlossen. § 7. Das Neue Tetament wird von dem mit Lügen und Unzüchtigkeiten durchtränkten Alten Testaments getrennt. Die Orden und Klöster werden aufgelöst. Die Kirchen sind auf dem Lande durch die Bauern, in den Städten durch das Industrieproletariat zu erhalten. § 8. In den Schulen ist der Anfangs- und mittlere Unterricht obligat und unentgeltlich für alle rumänischen Kinder. Die Fremden werden als Verräter aus allen Schulen vollkommen ausgeschlossen, bis zur vollständigen Verwirklichung des ersten Paragraphen." Wann wird Herr Professor Cuza nach Jena berufen?

Gustav Kiepenheuer. Man sollte endlich aufhören, den fünfzigsten Geburtstag eines Menschen so zu feiern als wärs der hundertste. Aber vielleicht ist die Welt heute schwerer zu ertragen, und wer die Fünfzig heil erreicht hat, ist ein Wundertier. Nehmen Sie diese Einleitung nicht für ungut. Alle Böllerschüsse, Festreden, Torten, die für Sie am 10. Juni fällig werden, haben Sie reichlich verdient. Sie haben fünfundzwanzig Jahre im deutschen Verlagsbuchhandel gestritten; Sie haben gute und schlimme Zeiten erlebt und sich doch immer in der Spitzengruppe gehalten. Sie sind ein lebendiger Mensch geblieben, waren niemals auch nur einen Zoll der Herr Generaldirektor. Die ‚Weltbühne' spricht Ihnen ihre besten Wünsche aus.

Alma mater, München. Du drückst Deinen Studenten bei der Immatrikulation ein Flugblatt in die Hand, durch das Du sie vor den Gefahren der Geschlechtskrankheiten behüten möchtest. Bravo für dieses löbliche Vorgehen! Aber sag mal, warum kannst Du nicht einmal bei dieser ernsten Gelegenheit sachlich bleiben? Warum läßt Du Deinen Nationalismus auch hier so üppig ins Kraut schießen? Da wehklagst Du spaltenlang über das ach so schmählich zu Boden geschlagene Deutschland und kommst uns gar mit Goethe-Zitaten. Du tust beinahe so, als hätte Euch der böse Feind die Syphilis ins züchtige Isar-Athen getragen. Du drohst Denen, die sich nicht behandeln lassen, mit Strafe. Bravo! Aber — wie gehts weiter: „Doch nicht die Furcht vor Strafe leitet den Freien bei seinem Handeln — sie re-

giert den Knecht; den Freien leitet sein Gewissen, und dieses sagt ihm in unserm Falle, daß, wer so handelt, nichtswürdig handelt." Puste Dich nicht gleich so auf, alte Dame. Du nimmst Dich wie ein vollbärtiger Pastor aus, wenn Du Deinen anscheinend sehr liebebedürftigen Schützlingen zurufst: „Leider wird der Trieb nur allzuoft stärker als Gewissen und Vernunft, wenn man ihn nicht im Zügel hält! Übt daher straffste Selbstzucht, Kommilitonen, wie groß die Versuchung auch sein möge!" Deine Kommilitonen scheinens allerdings verdammt nötig zu haben. Da weht uns ein ganz besonders günstiger Wind einen Brief auf den Redaktionstisch, den einer Deiner Waffenstudenten an seinen Freund, einen siebzehnjährigen Sekundaner, gerichtet hat. Er nennt seinen Brief das „Bekenntnis einer schönen Seele". Was bildet den Lebensinhalt dieser schönen Seele: „Blut, Knochensplitter, Bier, Weiber, Schulden". Daß Deine Verbindungsstudenten saufen (bei der Damenkneipe „ein ganz klein wenig weniger", „damit man seiner Dame nicht aufs Hemd kotzt"), daß sie sich die Visage verzieren, daß sie Schulden machen, daß sie huren, war uns bekannt. Neu ist uns nur die zynisch-offene Art, mit der Dein treudeutscher Kommilitone hier das Thema Weib aufrollt: „Das schlimmste Kapitel ist hier das Weib. Ob es daran liegt, daß München näher dem Süden gelegen ist, oder ob es der bayrischen Art entspricht, jedenfalls sind hier die Weiber ungleich schärfer, als ich es anderswo bemerkt habe. Schon am zweiten Tage meines Hierseins hatte ich die noch nicht 16 Jahre alte filia hospitalis am Halse, die zwar nicht hübsch, aber äußerst gut entwickelt ist. Ich habe sie aber nur einmal, und zwar an diesem Tage, benutzt. Später lernte ich durch meine Bundesbrüder gradezu fabelhafte Weiber kennen. Der Bund hat (was natürlich öffentlich nicht bekannt ist) etwa 20 bis 25 Mädchen an der Hand, die er seinen (liebe-) bedürftigen Bundesbrüdern abgibt. Es sind hervorragende Mädchen darunter (sogar aus erstklassigen Familien), die alles mit sich geschehen lassen, die alles aus Liebe tun, nur aus Liebe. Vor einigen Wochen etwa habe ich mein unstetes Leben aufgegeben und mit einem süßen Kind ein „Paukverhältnis" geschlossen. Dies herzige Mädchen verschönt mir jeden Mittwoch und Sonnabend die Nacht. Sie ist erste Tippeuse auf einer Bank, achtzehn Jahre, pechschwarzer Bubikopf, klassische Beine, ein blendend weißer, wohlproportionierter Körper, wohnt fünf Häuser weiter auf meiner Straße und verschwindet jeden Donnerstag und Sonntag früh um ½7 Uhr nach durchküßter Nacht aus meiner Bude. Etwa 70 Prozent aller Studiker haben hier solch ein ‚festes' Paukverhältnis... Bevor ich das Verhältnis hatte, bin ich oft mit Bundesbrüdern durch Münchens nächtliche Gassen gezogen und wir haben dort unsre beste Kraft vergeudet, aber wenn man den wahren Lebensinhalt recht erfaßt hat, gibt man es auf. Nur wenn ich vollkommen betrunken bin, schwelge ich mal wieder in den Armen irgend eines Lustmädchens." Siehst Du, das ist der „wahre Lebensinhalt" Deiner schwarzweißroten Kneipbrüder, auf die Du gewiß sehr stolz bist. Dieses Mitglied einer „trefflichen Korporation" wird sich sicher einmal die Aussicht auf die glänzende Staatsanwaltskarriere damit eröffnen, daß er ein Proletariermädchen wegen Verstoß gegen den § 218 einsperren lassen wird. Wir gratulieren Dir zu dieser „schönen Seele", die Deinen bombastischen Mahnruf so sinnig illustriert.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Champions von Carl v. Ossietzky

König Gigolo

Bei uns sind die Hohenzollern abgemeldet, aber der nach der Walachei verschlagene Zweig blüht noch und macht von sich reden. Es ist zwar nicht die scheniale Linie der Hohenzollern, die sich in Bukarest niedergelassen hat, dafür aber haben sich die sigmaringer Verwandten dort so gut akklimatisiert, daß sie von alten gelernten Balkaniern nicht zu unterscheiden sind. In einer dicken Patchouliwolke von Depraviertheit und Zigeunererotik thront die Dynastie; sie lebt mehr der Sittengeschichte als der großen Historie. Immer gibt es was neues für die Skandalsucht, und alle Bettangelegenheiten werden auf öffentlichem Markt ausgekämpft. Es ist auch ein zu günstiges Vorurteil, wenn man in deutschen Darstellungen immer wieder lesen muß, die Donauhohenzollern hätten in ein verelendetes, der Türkenverlotterung verfallenes Land den ersten Hauch westlicher Zivilisation gebracht. Der wirkliche Befreier Rumäniens ist der Bojar Alexander Kuza, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts diktatorisch regierte, die Bauern aus der alten Fron erlöste, ihnen Land gab und die Prärogative der Kirche beseitigte. Schon 1866 mußte der Diktator einer reaktionären Verschwörung weichen, Karl Hohenzollern kam ins Land, der Fortschritt versackte, die Politik trat ganz in den Dienst des Großgrundbesitzes; durch ein halbes Jahrhundert hören Judenpogrome und Bauernmetzeleien nicht auf. „Rumänische Wahlen" werden sprichwörtlich; unter einer dünnen Lackschicht von westeuropäischem Konstitutionalismus hält sich die alte Barbarei. Die Bratianus lösen die Paschas der Hohen Pforte ab.

Die Dynastien von Heute haben es nicht leicht. Zwischen ihnen und demVolke steht entweder ein Parlament mit dem ertrotzten Redemonopol oder irgend ein großer oder kleiner Mussolini. Die rumänischen Hohenzollern der zweiten Generation hatten es schon völlig aufgegeben, politische Macht durch persönliche Qualitäten zu ersetzen, dafür beschenkten sie die Welt mit Affären. Der selige Ferdinand war zwar ein richtiger roi fainéant, ein König Schlafmütze; das Boudoir der Königin wurde das Zentrum aller royalistischen Energien, hier mischten sich Politik und Börse mit liebenswürdigeren Elementen. Als Prinz Carol, der älteste Sohn der Königin Maria, einen Konkurrenzbetrieb eröffnete, kam es zum Zerwürfnis. Vergeblich versuchten gute Menschen, die in einer prinzlichen Ausschweifung immer etwas Sublimes sehen, so etwas wie die schöne Selbstvergessenheit eines gutgelaunten Gottes, dem jungen Herrn Genie anzuhängen. Wahr ist, daß Prinz Carol mancherlei Tüchtigkeiten bewiesen hat, aber Genie — nein, das wäre zu viel gesagt.

Jetzt ist er als Carol II. in Bukarest eingezogen. „Sir John, dein zartes Lamm ist König nun." Zurück kehrt ein

plötzlich zu politischem Ehrgeiz erwachter, nicht mehr ganz frischer Lebemann, ein Gigolo mit abgestoßenen Hörnern, der die Eintänzerideale seiner bewegten Jugend auf ein gefährlicheres Parkett übertragen möchte. Im Grunde genommen waren die Ambitionen der Königin Maria weit harmloser, nicht viel mehr als die Sensationssucht einer vorurteilsfreien Gesellschaftsdame, die vor persönlicher Exhibition nicht zurückschreckte und in einem für gutes Dollarhonorar geschriebenen Buche die kindlich neugierigen Amerikaner mit dem Völkerbund ihrer Günstlinge vertraut machte. Carol jedoch bringt bösere Prinzipien nach Rumänien. Er bringt in ein Land, das eben die ersten Ansätze zu schwachen demokratischen Fortschritten gemacht hat, den Fascismus, das heute gültigste Prinzip, sie schnell wieder zunichte zu machen. Carol ist immer der Liebling jener Offizierscliquen gewesen, die für die schändlichsten Judenmassakers der letzten zehn Jahre verantwortlich sind. Die moskauer Presse behauptet zwar, Carol käme als Exponent der französischen Politik nach Rumänien zurück, mit der Verpflichtung, an der Abschnürung Rußlands aktiv teilzunehmen, aber man darf mit mehr Berechtigung vermuten, daß auch Mussolini sich seine Garantien hat geben lassen, denn auf dem Balkan geschieht heute nichts ohne den Willen der Consulta. Wie es damit auch sei, der starke Appell an die Armee in der Thronrede zeigt deutlich, daß der neue König die konstitutionellen Bemühungen des Kabinetts Maniu zwar benutzen wird, um seine Stellung zu festigen und die ihm feindlich gesinnte Bratianupartei zu zerreiben, daß er aber willens ist, mit militärischen Kräften einzugreifen, falls das bißchen Oberflächenliberalismus in die von der Mehrheit der Nation gewollte Bauerndemokratie ausarten sollte.

Ein Rätsel bleibt das Verhalten Julius Manius. Dieser hochbegabte siebenbürgische Politiker, der im alten ungarischen Parlament der Wortführer der rumänischen Minorität gewesen ist, hat als erster in das verrottete Staatswesen europäische Begriffe gebracht. Und wenn er auch nicht immer Linie halten konnte und dem vorgefundenen Verwaltungsapparat allzu große Konzessionen machte, so durfte man ihm doch die Energie zutrauen, das alte Bojarentum wenigstens so weit zurückzudrängen, daß es nicht mehr viel Schaden anrichtete, und es kaltzustellen, bis die ökonomische Entwicklung selbst es in die Versenkung stoßen würde. Warum hat Maniu nicht damals, als der Bauernzug von Alba Julia ihn im Triumph in die Hauptstadt trug, die Republik proklamiert und die der allgemeinen Verachtung verfallene Königsfamilie in die Wüste geschickt? Damals begnügte Maniu sich mit einem Kompromiß, das zwar geeignet war, die gutmütigen unerfahrenen Agrarheloten in ihre Dörfer zurückzuschicken, das dafür aber die großen Konflikte unbereinigt in die Zukunft schob.

In Julius Maniu wiederholt sich die Tragödie aller Radikalen, denen im Augenblick der Machtergreifung vor den radikalen Lösungen bangt. Maniu paktierte, wo er hätte ausbrennen müssen. Er konservierte die, die er hätte zum Teufel jagen müssen. Aus dem volksbeliebten Bauerncromwell, dem

auch die intellektuelle Jugend zujubelte, wurde der Premierminister des Regentschaftsrates, ein loyaler Premierminister, der die landfremde, aufgepfropfte Dynastie als schweren Traditionsposten in seine demokratisch-fortschrittliche Kalkulation einbezog. Als dann der Königspalast gegen ihn zu intrigieren begann, da mag es ihm satanisch schlau vorgekommen sein, diesen Treibereien plötzlich den verstoßenen Thronfolger entgegenzusetzen. Aber so klug und so schrecklich für den Machthunger der Königin Maria diese Berechnung auch gewesen sein mag, es war die Berechnung eines Höflings, nicht die eines Volksmannes, den eine revolutionäre Woge emporgetragen hat. Im Sinne einer rein höfischen oder selbst parlamentarisch-konstitutionellen Betrachtung hat Maniu gewiß meisterhaft operiert: er hat nicht nur die lästige und kompromittierende Boudoir- und Hintertreppenpolitik der Regentschaft beseitigt sondern auch der Liberalen Partei Vintila Bratianus, dem ärgsten Hemmschuh aller bessern Entwicklung, einen Echec bereitet, der sie aufs Härteste mitnimmt und sie vielleicht ganz ruinieren wird. Aber er hat andrerseits auch einen minderjährigen König, der nicht zählte, durch einen erwachsenen ersetzt, der sich auf die feste Organisation der Armee stützen kann und der einmal zum Hort aller werden muß, denen der moderne Kurs zu wild erscheint. Maniu, der Mandant der rebellierenden Bauernmassen und die Hoffnung aller Bürger, die die im Bojarentum festgefrorenen Reste alter Türkenschlamperei fortschaffen wollen, um die Kräfte der Nation frei zu machen, hat sich die Gegenwart durch die Preisgabe der Zukunft erkauft. Hat Maniu das Schicksal des bulgarischen Bauernführers Stambuliski so ganz und gar vergessen? Damals, in Sofia, spielten die Herren von der Garde das Prävenire, als es geglückt war, kam der König und gab seinen Segen dazu.

Dem Staate Rumänien wird ebensowenig wie Bulgarien und Jugoslawien die Agrarrevolution erspart bleiben. Riesige landhungrige Bauernscharen, die in unbeschreiblichem Elend leben, ihnen gegenüber eine kleine Schar von Bodenbesitzern, und kein erwerbstätiges Bürgertum sondern nur eine dünne Parasitärschicht von Händlern und frühern Beamten, die sich am Staat und seinen Geschäften vollgesogen haben — das ist eine unmögliche ökonomische Struktur. Es fehlt an Industrie und Industriearbeitern, überganglos stehen sich die Elemente gegenüber; Verwaltung und Justiz sind von den Interessen der schwachen herrschenden Klasse verschmutzt, und sie wären lange weggefegt ohne den hiebfesten Machtblock der Armee. In Sofia und in Belgrad regieren Offizierscliquen, und wenn auch der römische Fascismus ein paar volkstümliche Parolen beigesteuert hat, es ist das doch nur die alte vormärzliche Bajonettdiktatur, um die „Begehrlichkeit" der Untertanen niederzuhalten und einen abscheulich ungerechten und praktisch lange überholten Gesellschaftsvertrag gegen die Geister der Umwälzung zu verteidigen. In diesen letzten Jahren war die rumänische Armee ohne zentrale Gestalt — der früher einflußreiche General Averescu hatte seine Zugkraft eingebüßt — jetzt aber erhält sie in der Person eines von romantischen Ge-

schichten umwobenen Monarchen einen legitimen Mittelpunkt. Die tapfern Pogromoffiziere, die vor wehrlosen Judenmädchen besser abgeschnitten haben als im Felde, begrüßen ihren alten Kameraden wieder und verfügen über einen König, dessen exzessereiche Vergangenheit volkstümliche Irrtümer erleichtert. Und was wäre für ein reaktionäres Regiment auch günstiger als ein „guter König", den die Frauen gern haben, dessen ungebundener Lebensstil auch auf einen politischen Liberalismus zu schließen verleitet und dessen weltmännische Haltung vergessen macht, daß er dem Bauern jeden Sonntag sein Huhn aus dem Topfe holt.

Julius Maniu hat seinem Volke die Revolution erparen wollen, aber er hat sie nur aufgeschoben. Und er glaubte ganz sicher zu gehen, indem er für seine Pläne eine wirkungsvolle Königskulisse schaffen wollte. Maniu, und mit ihm Rumänien, wird den Irrtum schrecklich bezahlen müssen, denn diese Kulisse wird sich bald als die Mauer erweisen, an der er sich die Stirn einrennen wird. Welcher der Großmächte König Carol für seine Thronbesteigung besonders verpflichtet ist, wird bald durch die außenpolitische Linie klar zutage kommen, aber man braucht kein großer Astrolog zu sein, um die Konstellation für dieses Ereignis zu erraten. Als Carol vor vier Jahren von Rumänien fortmachte, geschah es im Zeichen der Venus, doch jetzt, bei seiner Rückkunft, wird auf dem Mars illuminiert.

* * *

Endlich ein Sieger!

Zunächst: — keep smiling! Lieber deutscher Landsmann, bewahren Sie Ihre Haltung, Ihr Lächeln. Ihr letztes bißchen Verstand, soweit es Ihnen nicht Adolf Hitler fortgepustet hat. Nein, es ist übertrieben, daß in New York der deutsche Gott, die deutsche Kraft und noch einiges andre Deutsche mehr gesiegt hat, daß in Max Schmelings Boxhandschuhen die Geister Luthers, Kants und Goethes gesteckt haben, um einem Sohn Deutschlands zum Siege über die Mächte der Finsternis zu führen. Wahr ist nur, daß zwei zu diesem Zwecke hochbezahlte Schlächtergesellen übereinander hergefallen sind und sich mit fürchterlichen Argumenten bearbeitet haben. Die Fäuste der beiden Herren in allen Ehren, aber, gesetzt den Fall, die beiden hätten sich nicht im Ring getroffen, sondern irgendwo auf der Straße, so wären nicht gleich die Botschafter der betroffenen Nationen herbeigeeilt, die Zuschauer dagegen entsetzt und angewidert davongelaufen, und ein paar Schutzleute hätten dem Ereignis ein schnelles Ende bereitet, ohne die technischen Finessen der Prügelei fachmännisch zu begutachten. Doch solche unheroischen Erwägungen stören die deutsche Seele nicht, und so ist die Einheitsfront um Max Schmeling perfekt. Wir lieben vereint, wir hassen vereint, wir kennen alle nur einen Feind: — Jack Sharkey.

Selbstverständlich ist die Schwellung der deutschen patriotischen Hochgefühle nicht unbegreiflich. Wir haben endlich mal wieder einen Sieger. Von Ludendorff bis Schacht gab es nach jedem großen Aufschwung am Ende immer wieder

eine ausgedehnte Pleite. Und wie herrlich einfach ist dieser Sieg durch Disqualifikation des Gegners, dieser Sieg nur aus dem Grunde, weil der Andre nicht commentmäßig gedroschen hat. So hätte es von Rechts wegen 1918 sein müssen, als die Franzosen mit den verwerflichsten Mitteln zu siegen anfingen und der berühmte Tiefschlag von hinten ihre schoflen und unsportlichen Erfolge vollendete. Da hätte der Ringrichter eingreifen, den Marschall Foch vor ein Kriegsgericht schicken und den Deutschen den verdienten Sieg zusprechen müssen. Das wäre nur gerecht und sportlich gewesen. Dieser Sieg, weil der Feind regelwidrig geschlagen hat und dem Zusammengehauenen trotzdem der Titel zuerkannt wird, das ist der deutsche Wunschtraum seit zehn Jahren. Doch hat sich noch kein Ringrichter gefunden, der den Versailler Vertrag außer Kraft gesetzt, die Franzosen aus Straßburg, die Polen aus dem Korridor und, als köstliche Zugabe, die Juden auch noch aus Deutschland verjagt hätte. Es ist die kleine Komik des Zufalls, daß dieser Wunschtraum weder in einem Politiker noch einem Militär in Erfüllung gegangen ist, sondern in einem langen schlacksigen Gladiator von negroidem Einschlag, um auch für die Anhänger des Herrn Günther gemeinverständlich zu reden.

Bei Licht besehen ist es allerdings auch mit diesem Siege nicht so herrlich bestellt. Die deutsche Presse hatte, um ganz sicher zu gehen, im vorhinein die amerikanischen Ringrichter beleidigt, indem sie generell deren Objektivität bezweifelte. Nun haben die Amerikaner sich musterhaft verhalten. Der Ringrichter ist ungewöhnlich rigoros vorgegangen: er hat für einen unerlaubten Schlag den Landsmann disqualifiziert und Schmeling als Sieger ausgerufen. Es ist da die merkwürdige Unstimmigkeit, daß der Besiegte auf seinen eignen Beinen fortging, während der Sieger, dem es auch in den vier Runden nicht gut gegangen war, halb ohnmächtig auf der Bahre abgeschleppt werden mußte. Auch den Freunden des Boxsports dürfte das auffallen, wenn sie sich erst die Schlagzeilen der ‚B. Z.' aus den Augen gewischt haben. Vielleicht wäre es sogar eine wirksame Geste gewesen, wenn Schmelings Freunde ihm geraten hätten, unter diesen nicht sehr rühmlichen Umständen auf den hochtrabenden Titel zu verzichten. Auf diese naheliegende Idee ist keiner gekommen. Schmeling genug! würde Pallenberg sagen.

Wir fühlen uns weder interessiert noch sachkundig genug, um die Frage zu beantworten, ob es bei diesem weltgeschichtlichen Treffen Schiebung gegeben hat. Boxen ist nicht nur eine etwas rüde Kunst, sondern auch ein sehr rüdes Geldgeschäft. Wie solche Schiebungen gemacht werden, erzählt mit soliden Spezialkenntnissen der junge amerikanische Schriftsteller Hemingway in einem Stück seines ausgezeichneten Novellenbandes „Männer" (deutsch bei Ernst Rowohlt); das ist eine wirklich klassische Gaunergeschichte, wie der irische Weltmeister, der sich nicht mehr ganz sicher fühlt, eine Viertelmillion auf seinen Gegner setzt und diesen durch einen fürchterlichen Schlag in den Unterleib „foul" macht, wofür er zwar den Titel verliert aber das Geld gewinnt. Aber so etwas gehört zu den

Geheimnissen der Branche, und wir wollen gern annehmen, daß im amerikanischen Ring zu New York die deutsche Treue, flankiert von zwei jüdischen Managern, auf gradem Wege gesiegt hat. Wir möchten auch bescheidentlich darauf aufmerksam machen, daß es zurzeit noch Dringenderes gibt als den Radau um Schmeling. Wenn in der französischen Kammer während der letzten Kriegsphase allzu überflüssiges Zeug geredet wurde, pflegte Clemenceau dazwischenzurufen: „Die Deutschen stehen vor Compiègne!" Das deutsche Weckwort unsrer Tage müßte heißen: „Wir haben drei Millionen Arbeitslose!" Ja, wir haben drei Millionen Arbeitslose, und wir haben kein Geld für Spiele, nicht einmal für Brot. Dagegen sind wir gegenwärtig, was die Abwehr der bittersten sozialen Übel anlangt, an Trägheit und Ideenlosigkeit andern Nationen weit voraus, überhaupt auf dem günstigsten Wege, auch auf diesem traurigen Gebiet die Championschaft zu erringen.

Habsburg und Horthy von Béla Menczer

In Frohnsdorf in Oesterreich hatten sich einst die beiden Zweige des Hauses Frankreich, der ältere, den der Enkel Karls X., der von seinen Anhängern Heinrich V. genannte Graf Chambord, und der jüngere, den der Enkel des Bürgerkönigs, der Graf von Paris vertrat, miteinander versöhnt. Nun hatte auch Habsburg sein Frohnsdorf und dieses Frohnsdorf heißt Steenkockzeel in Flandern, wo der fascistisch-nationale Kandidat für Ungarns Thron, Erzherzog Albrecht dem legitimen Prätendenten Otto vor kurzem den Treueid geleistet hat. Der jüngere Zweig der Bourbonen roch nach Barrikaden, der jüngere Zweig Habsburgs ist mit dem Fascismus verknüpft, deshalb ist Habsburgs Frohnsdorf zugleich des Fascismus zweiter Kanossagang. 1928 kapitulierte der römische Diktator vor dem Nachfolger Petri und verwarf damit alles, was seiner Partei von dem freidenkerisch-revolutionären Pathos der Anfangszeit übriggeblieben war. 1930 kapituliert der Prätendent der ungarischen Filiale des Fascismus vor dem Prinzip der Legitimität, verkörpert in dem Erben der weltlichen Häupter der Christenheit und wirft dadurch alles über Bord, was in der ungarischen Konterrevolution an Überlieferung einstiger Freiheitskämpfe fortlebte. Zum zweiten Mal entpuppt sich der Fascismus als reinste Reaktion, und er provoziert, wohl nicht zum letzten Mal, das neue Staatensystem Europas. Es ist schwer, auf dies ungarische Königreich ohne König, auf dessen Thron auch schon des Zeitungskönigs Rothermeres Sohn sein Augenmerk gerichtet hatte, keine Parodie zu schreiben, versuchen wir aber dennoch, vor diesem Phänomen historisch und politisch zu bleiben. Die Sache ist ernst, und die Vertreter der europäischen Demokratie täten besser, die Provokation ernst zu nehmen, anstatt den nächsten Verbrüderungsrummel in der Hauptstadt des Mörders und Geldfälschers Horthy einzuberufen, wo noch vor einigen Wochen die Stahl-

helmdeputation unter Führung eines Prinzen von Preußen und des Herzogs Karl Eduard von Koburg vor dem Reichsverweser paradierte. Die Sache ist ernst, da auch das rumänische Beispiel ermuntert.

Es regiert in Ungarn seit dem Sturze Béla Kuns der Admiral Nikolaus von Horthy, ein ehemaliger k. u. k. Offizier magyarischer Zunge. Er war zum Wegbereiter der Habsburger auserwählt und hat sich als echt habsburgischer Henker bewährt, als Meister jener Methoden, die Habsburg gegen seine eignen Ahnen anzuwenden pflegte, nach niedergeworfenen Kämpfen für protestantische Glaubens- und ungarische Adelsfreiheit. Horthy steht als einziger Ungar in der dunklen spanisch-deutsch-italienisch-slavischen Reihe habsburgischer Henker, er hat das Recht auf einen geschichtlichen Platz neben Alba, Caraffa, Liechtenstein und Haynau. Als aber endlich der letzte Habsburger zurückkam, um die Macht aus der Hand seines treuen Dieners zu übernehmen, ließ der schwarzgelbe Offizier auf seinen apostolischen König schießen. Horthy trug Habsburgs Leopold-Orden, er bekam noch von dem verbannten Habsburg den Titel eines Fürsten von Otranto (der kleine Karl hat diesen Titel dem Verräter Horthy verliehen wie der große Napoleon dem Verräter Fouché) — er ließ aber bei Budaörs schießen. Dank an Haus Oesterreich...

Warum mußte es aber dazu kommen? Weil die Kapitäne der Gegenrevolution ihren Platz der alten Generalität, weil die Bureaukratenclique am Hofe des Regenten ihren Platz nicht den Herren vom Goldenen Vließ räumen wollten. Die von Rumäniens Gnaden mächtig gewordenen Söldner waren nicht geneigt, sich auf den Dank vom Hause Oesterreich zu verlassen, und das führte sie dazu, ihr ungarisches Herz und ihre freiheitliche Tradition zu entdecken. Sie wurden Anhänger einer nationalen Monarchie und ließen für die heilige Stephanskrone den Erzherzog Albrecht kandidieren. Dieser Albrecht ist der Sohn jenes Anekdoten-Generalissimus Friedrich, der im Kino des Hauptquartiers beim Fallen der Soldaten „Bumsti!" ausrief. Friedrich war nicht nur der höchste Feldherr sondern als Meiereibesitzer, neben seinem Vetter Salvator, auch der größte Heereslieferant Oesterreichs. Sein Sohn verfügt auch darüber, was ein andrer österreichischer Feldherr, Graf Montecucoli, die Voraussetzung jedes Krieges nannte, nämlich über Geld. Neben diesem wichtigen Mittel zur Gewinnung weißungarischer Herzen, hat Albrecht mütterlicherseits einen Stammbaum, der auf die Arpaden, die alte nationale Dynastie Ungarns, zurückgeht.

So wurde er der Prätendent der mit Rom und München verbündeten bewaffneten Legionen des Hauptmann Gömbös.

Er hatte gegen sich die Herren vom Goldenen Vließ, die alte Generalität und die legitimistisch gesinnte jüdische Bourgeoisie, die für ihre Emanzipation Habsburg Dankbarkeit bewahrt hat. Auch die siebenbürgische Magnatenclique, mit Rücksicht auf ihre Optantenbesitzungen rumänisch orientiert, war dem Erzherzog ungünstig gestimmt. Die Legionen des Herrn Gömbös waren aber zuverlässig. Ende 1925 hielt Mussolini

kriegerische Reden, Albrechts Vertreter fuhr zu ihm nach Rom und der Erzherzog wurde schon in Debrecen mit dem Ruf: „Hoch König Béla V.!" empfangen. Da kam aber ein kleiner Zwischenfall. Die holländische Polizei entdeckte, daß ein ungarischer Diplomat falsche Tausendfrancscheine in der Kuriertasche hatte, und die Welt erfuhr nicht ohne Staunen, daß Albrechtisten und Legitimisten zusammen französisches und tschechisches Geld fälschten, um sich an der feindlichen Valuta zu rächen. Statt der Krönung kam es zu einer Gerichtsverhandlung, in der Albrechtisten und Legitimisten vice versa ritterlich für die patriotischen Motive der andern eintraten. Obwohl sie gegenseitig versuchten, einander womöglich noch mehr zu kompromittieren.

Seitdem hat sich aber manches in Ungarn geändert. Die Siebenbürger bekamen im Haag eine ganz nette, übrigens von Ungarn zu zahlende Entschädigung. Großgrundbesitz und Banken spielen seit der großen Wirtschaftskrise nicht mehr die alte Rolle. Der Legionshauptmann Gömbös ist General und Bethlens Kriegsminister geworden. Es gibt in Ungarn nur eine wirklich herrschende Klasse, die vom Staat und von den Geschäften des Staates lebende Clique. Die alt-türkisch-balkanische Pascha- und Gospodaren-Regierung dieser Clique bewahrt aber die Formen des westlichen Parlamentarismus und führt national-romantisches Pathos in ihren Zeremonien. Bethlen nennt das nationale Konsolidation, seine temperamentvollen Bewunderer nennen es nationale Renaissance. Ungarn wäre schon für einen König reif. Nachdem aber zur Zeit auch in Oesterreich etwas viel konsolidiert wird, glaubt man im vlämischen Schloß Steenkockzeel die Zeit für gekommen, nicht nur von der apostolischen Nationalmonarchie in Ungarn sondern von Oesterreich-Ungarn zu sprechen. Für die Doppelmonarchie kommt aber nur der legitime Erbe Otto in Frage, und Albrecht mußte aus dem Weg. Der Sohn des Bumsti-Generalissimus leistete den Treueid, und Schwarz-gelbe und Weiße in Wien und Budapest wenden schon zum dritten Hoch das Blatt um. Dieses Hoch kann aber nur von Mussolini kommen, der sich noch hütet, es mit dem gegen die Habsburgerrestauration vertragsmäßig engagierten Europa auf einen Bruch ankommen zu lassen. Vielleicht, in einigen Jahren, wenn der nun achtzehnjährige Otto eine italienische Prinzessin heiratet und damit das Andenken dieser Kleinigkeit von elf Isonzo- und zwei Piaveschlachten aus der Welt schafft. Dann wird sich der Fascismus mit Hilfe der dynastischen Politik ans Werk machen. Was können die Nachfolgestaaten sagen, wenn Italien den Anti-Habsburg-Pakt, seine eigne Leistung, das Erbe des Grafen Sforza, abschafft? Gar nichts, und wenn sie sich immerhin dagegen wehren, wird Mussolini durch fascistische Staatsstreiche sie schon zur Raison bringen und die Überbleibsel der mitteleuropäischen Revolution von 1918 aus dem Weg räumen. Der Fascismus befestigt die Throne, Dynastien sollen ihm den Weg bahnen. Der Henker für den König, der König für den Henker! Auf zur Restauration, auf zur Union Rom-Wien-Budapest!

Ein kompliziertes Problem von M. K. Gandhi

Mahatma Gandhis von gewissen Europäern plakatierter „absoluter" Pazifismus erweist sich dem, der ihn studiert, als ein durchaus relativer. Gandhi, kein Religionsmann, sondern ein nationaler Realisierungspolitiker, lehrt die Gewaltlosigkeit nicht aus Tolstoijanismus, nicht aus rigoroser Moraldoktrin, vielmehr aus „opportunistischen", nämlich technischen und psychologischen Gründen; er glaubt, diese Methode sei im Befreiungskampf der Inder erstens die wirksamere, zweitens schaffe sie der indischen Nation in der Welt Prestige. Gandhi ist vor allem Nationalist — freilich keiner von der sturen Europasorte. Seine Haltung 1914 bis 1918 gegenüber den Briten war nicht antimilitaristisch, sondern loyal: aus national-indischen Gründen. Heute lehnt Gandhi für ein etwa befreites Indien unbedingt Eroberungs-, nicht unbedingt antiimperialistische Verteidigungskriege ab. Auf einen offnen Brief, den, dieser Dinge wegen, der holländische Anarchist und Antimilitarist Barthélémy de Ligt an ihn richtete, antwortete Gandhi mit einem Aufsatz, den jetzt ‚Évolution' veröffentlicht, jene von Victor Margueritte gegründete, von F. Gouttenoire de Toury ausgezeichnet geleitete linkspazifistische (dabei nicht pazi-enge) pariser Monatsschrift, auf deren wertvolle Wirksamkeit hinzuweisen um so erforderlicher scheint, je beflissener sie bei uns von Kreisen verschwiegen wird, die die deutsch-französische Verständigung gepachtet zu haben meinen. Gandhis Aufsatz folgt hier. *Der Übersetzer.*

Nicht ohne Zögern wende ich mich der Frage zu, die, in seinem offenen Brief an mich wegen meiner Stellung zum Kriege, B. de Ligt aufgeworfen hat. Schweigen, auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, wäre für mich das bequemste Mittel, mich aus der Affäre zu ziehn. Noch leichter wärs, zu erklären: wenn ich in den fraglichen Fällen am Kriege teilnahm, so beging ich damit einen Irrtum. Aber es würde wenig freundschaftlich von mir sein, auf Fragen nicht zu antworten, die mir in freundschaftlichster Form gestellt sind. Und ich will nicht von Reue sprechen, wenn ich keine empfinde.

Mein Wunsch, eine Diskussion über diesen Punkt zu vermeiden, entstammt keinem Mangel an Überzeugung, sondern der Furcht, es könnte mir mißlingen, mich dem Leser völlig verständlich zu machen, und ich würde ihm infolgedessen ein Bild meiner Stellung zum Kriege geben, das nicht dem entspricht, das ich ihm geben möchte. Ich muß oft feststellen, daß die Sprache ein recht elendes Mittel ist, wesentliche Empfindungen auszudrücken. Ich möchte also Herrn de Ligt und andre Dienstverweigererkollegen bitten, meine mangelhafte oder unvollständige Argumentation nicht zu buchstäblich zu nehmen und keinerlei Bedeutung meiner Teilnahme am Kriege beizumessen, welche sie mit meinen Erklärungen zum Kriege nur schwer in Einklang bringen könnten. Mögen sie wissen, daß ich, ohne Einschränkung, gegen jeden Krieg bin. Können sie meine Argumentation nicht würdigen, dann mögen sie meine Teilnahme einer unbewußten Schwäche zuschreiben. Denn ich wäre äußerst bekümmert, müßte ich entdecken, daß meine Handlungsweise irgendwem erlaubt hätte, den Krieg unter gewissen Bedingungen zu rechtfertigen.

Aber nachdem ich dies ausgesprochen, muß ich nun doch der Haltung treu bleiben, die ich in jenem von Herrn de Ligt zum Gegenstand seines offnen Briefs gemachten Artikel eingenommen habe. Die europäischen Dienstverweigerer müssen erkennen, daß zwischen ihnen und mir ein fundamentaler Unterschied besteht. Sie vertreten keine ausgebeuteten Nationen; ich vertrete die ausgebeutetste Nation der Erde. Einen wenig schmeichelhaften Vergleich zu gebrauchen: sie vertreten die Katze und ich die Maus. Neigt die Maus ausschließlich zur Gewaltlosigkeit? Lebt nicht in ihr das instinktive Verlangen, sich gewaltsam und erfolgreich zu verteidigen, noch bevor man ihr hat beibringen können, die Tugend, die Größe, die Überlegenheit des Gesetzes der Gewaltlosigkeit — Ahimsa — zu schätzen? Besteht nicht vielleicht die Notwendigkeit für mich, als Vertreter der Gattung Maus, an ihrem Verlangen nach gewaltsamer Zerstörung teilzunehmen, eben zu dem Zwecke, sie die Überlegenheit der Nichtzerstörung zu lehren?

Hier hört der Vergleich mit Katze und Maus auf. Die Maus ist außerstande, ihre Natur zu ändern. Jedes, auch das niederste menschliche Wesen trägt noch in sich die Möglichkeit, sich zu den höchsten Gipfeln zu erheben, die jemals von einem menschlichen Wesen, einerlei welcher Rasse oder Farbe, erklommen worden sind. Soweit ich deshalb mit meinen Landsleuten in ihrem Bestreben, sich auf den Krieg vorzubereiten, auch ginge — ich würde es in der Zuversicht tun, sie von ihm entwöhnen und sie eines Tages von seiner vollkommenen Wertlosigkeit überzeugen zu können. Man bedenke doch, daß grade in dem Augenblick, wo ich mich Kriegszielen hinzugeben scheine, ich das größte geschichtliche Experiment eines Massen-Nichtwiderstands unternehme. Möglich, daß es aus Mangel an Geschick mißglückt; aber der europäische Dienstverweigerer sollte mit der ganzen Kraft seiner Seele das Ereignis, das sich in Indien vor ihm abspielt, zu begreifen und zu würdigen suchen, das Ereignis eines Menschen, der das kühne Experiment der Gewaltlosigkeit wagt, indem er sich mit denen verbündet, die den Krieg vorbereiten möchten.

Daß ich die Gefühle meiner Landsleute teile, wenn ich sie je zur Gewaltlosigkeit zu führen soll hoffen dürfen, eben das bildet einen Bestandteil des Plans der Gewaltlosigkeit. Eine frappante Tatsache: in Indien ist jeder, auch der Fachpolitiker, nolens volens zu der Überzeugung gelangt, daß allein die Gewaltlosigkeit die Massen von der Sklaverei der Jahrhunderte befreien wird. Gewiß, nicht alle sind der Idee der Gewaltlosigkeit bis in ihre letzten logischen Konsequenzen gefolgt; wer kann das? Obwohl ich mich rühmen darf, um die echte Gewaltlosigkeit zu wissen, und mein Möglichstes tue, sie anzuwenden, überkommt mich oft die Regung, die logischen Folgerungen der Lehre nicht bis zu Ende zu ziehen. Die Arbeit der Natur im Herzen des Menschen ist geheimnisvoll und spottet aller Deutung.

Ich weiß etwas, nämlich: daß Indien, wenn es sich seine Freiheit mittels Gewaltlosigkeit gewinnt, niemals ein mächtiges Heer, eine große Kriegsflotte, eine noch größere Luftflotte

wird unterhalten wollen. Wenn Indien bewußt hoch genug steigt, um in seinem Befreiungskampf einen unblutigen Sieg zu erringen, dann wird sich in den Wertungen der Welt ein Wandel vollziehen, und der größte Teil der Kriegsrüstung wird dann als unnütz erkannt werden. Sich ein solches Indien vorstellen, das ist vielleicht eine Phantasterei, ein kindlicher Traum. Aber zur Voraussetzung hat er ohne Zweifel ein durch Gewaltlosigkeit befreites Indien.

Wenn die Befreiung kommen wird — falls sie überhaupt je kommt —, dann wird sie dank einer freundschaftlichen Verständigung mit Großbritannien kommen. Aber das wird kein imperialistisches und hochmütiges, auf seine Weltherrschaft pochendes Großbritannien mehr sein, sondern ein Großbritannien, das sich in Demut bemüht, den gemeinsamen Zielen der Menschheit zu dienen. Indien wird dann nicht mehr, wie bisher, in britische Eroberungskriege hineingezerrt werden, ohne dagegen anzukönnen; sondern seine Stimme wird die eines mächtigen Volkes sein, und es wird sie erheben, um alle Gewaltkräfte der Welt in Respekt zu halten.

Mögen diese Träume sich verwirklichen oder nicht: meine Linie ist mir vorgezeichnet. Ich vermag unter gar keinen Umständen mehr an britischen Kriegen teilzunehmen. Und, ich habe es schon in ‚Young India' ausgesprochen: Wenn Indien sich befreit (was ich ‚sich befreien' nenne), aber mittels Gewalt, dann werde ich aufhören, auf mein Vaterland stolz zu sein; sollte dieser Augenblick eintreten, so wäre das mein bürgerlicher Tod. Es kann also keine Rede sein von meiner direkten oder indirekten Beteiligung an irgend einem von Indien unternommenen Eroberungskrieg.

Aber ich habe bereits früher hier ausgeführt, daß meine antimilitaristischen Kollegen aus dem Okzident sogar in Friedenszeiten am Kriege teilnehmen — insofern sie seine Vorbereitung bezahlen und noch andre Maßnahmen jener Regierungen unterstützen, deren Hauptbeschäftigung ist, ihn vorzubereiten.

Ich wiederhole, daß jede Aktion, dem Kriege ein Ende zu setzen, vergeblich sein wird, solange man nicht die Ursachen des Krieges begriffen und ihnen die Stirn geboten hat. Besteht nicht die Hauptursache der modernen Kriege in dem unmenschlichen Wettstreit um die Ausbeutung aller sogenannt niederen Rassen der Erde?

Deutsch von Kurt Hiller

Kardinal Bertram exkommuniziert

von Werner Baumann

In Breslau rief jüngst Herr Bertram, Kardinal und Fürstbischof der Diözese, seine Schäflein in Poelzigs Jahrhunderthalle, „nicht für es gebaut", um die bekannte Jeremiade vom unterdrückten und vergewaltigten Christentum wieder einmal aufzuführen. Derweil ist ein üppiges Konkordat eben unter Dach gebracht und fünf allerchristlichste Minister zieren die Reichsregierung.

Bei der letzten Gemeindewahl in Oberschlesien, dieser preußischen Hochburg des Katholizismus, erlitt das Zentrum ein paar empfindliche Niederlagen. Einige Gemeinden, seit Jahren schwarz vom Scheitel bis zur Sohle, legten plötzlich Frühlingsgewänder an. Hübsch rosa drapiert verließen sie das Turnier. Sie hatten SPD gewählt, und zwar so gründlich, daß auch noch einige Bürgermeisterposten dem Zentrum verloren gingen. Man kann verstehen, daß die allerchristlichste Partei von sanfter Hysterie befallen ward. Statt nun ihre eigne Politik auf Fehlerhaftigkeit zu durchleuchten und Wege zu suchen, die nicht in neue Niederlagen münden, holte das Zentrum wirksame Verstärkung herbei: die Kirche und ihre Exekutivgewalt.

Man hatte nämlich rasch erfahren, daß einige vierzig jüngere Lehrer, der Religion nach gläubige Katholiken, sich zusammengefunden hatten, um die reaktionäre Zentrumsherrschaft einzudämmen. Sie gingen dabei von der These aus, die zuweilen auch die Kirche heuchlerisch verbreitet, die Tagespolitik des Zentrums habe mit der katholischen Religion gar nichts, mit der katholischen Kirche nur bedingt zu tun. Nun hat das oberschlesische Zentrum die Interessen seiner Arbeiterwähler tatsächlich nie vertreten, also erklärten die Lehrer ihren Gemeinden, es sei Zeit, sich geeignetere Vertreter zu küren und erreichten so die Wahlerfolge der SPD. Nun mischte sich der Kardinal in den politischen Tageskampf, von dem er sich in Wort und Schrift sonst vornehm zu distanzieren pflegt. Er entzog den vierzig Lehrern die „missa canonica", das heißt das Recht, Religionsunterricht zu erteilen. Ein feiner Schachzug — bei dieser kirchengläubigen Bevölkerung, ein wenig ungesetzlich und sehr unmoralisch, dafür aber — wirkungsvoll. Einige Lehrer kapitulierten. Die andern waren Oberschlesier starken Geblüts, dickschädlig und kampfentschlossen. Sie überließen also dem Pfarrer die Religionsstunden und bewahrten ihre Haltung, kamen ihren beruflichen und kirchlichen Pflichten nach und — arbeiteten politisch weiter — gegen das Zentrum und für die Sozialisten. Jetzt packte die Hysterie den Kardinal. Denn wie anders soll man es erklären, daß ein Kirchenfürst es wagt, gegen gläubige Katholiken die „Exkommunikation", also die Ausschließung aus der Gemeinschaft der Gläubigen, zu verfügen? Nach einer Drohung, die der Pfarrer dem Lehrer — geschmackvoller Weise während der Schulstunde — überbrachte, wurde Ernst gemacht. Einige Lehrer sind bereits coram publico, also vor versammelter Sonntagsgemeinde, „exkommuniziert" worden.

Besonders massiv kam die Kirchenbehörde dem Lehrer Viktor Kaluza. Ein einfacher und starker Mensch ist dieser Kaluza, Antimilitarist und aktiver Gegner des Kapitalismus, zudem ein Dichter hohen Ranges, der 1929 den Eichendorff-Preis erhielt. Seiner unermüdlichen Arbeit verdankt Oberschlesien ein viel gerühmtes deutsches Waldtheater und seine Gemeinde den Sieg moderner Lebensauffassungen — in dieser Zwingburg des Zentrums. Nur wer Oberschlesien kennt, wird erfassen können, welche Bedeutung so geartete Pionierarbeit für menschliche Werte und nicht zuletzt für — deutsche Art hat.

Kaluza ist inzwischen — dank der völligen Zentrumsniederlage in seiner Gemeinde — Bürgermeister geworden. Doch das beendet die Verfolgung nicht. Denn die Behörde hat seine Bestätigung abgelehnt und will ihn, da er Lehrer ist, entgegen dem Willen seiner Gemeinde, versetzen. Für Oberschlesien scheint die Reichsverfassung durch das katholische Exerzitienbuch ersetzt worden zu sein.

Die Entziehung der „missa canonica", die Fälle Kaluza und Wittig — im Grunde gleich gelagert, leuchten tief in die vermorschte geistige Struktur des deutschen Katholizismus. Drei Millionen Gläubige haben seit 1918 dieser Kirche den Rücken zugekehrt, weitere Millionen werden folgen. Denn die großen Städte sind restlos verlorenes Terrain, und 63 Prozent der deutschen Bevölkerung leben heute in großen Städten. Vielleicht ist auch Hybris die Quelle fürstbischöflicher Inquisition, die politische Tageserfolge für historische Entscheidungen hält.

Ob Hybris oder Hysterie — wo ist eigentlich der Doktor Grimme, dessen erfolgreiche literarische Sentenz nunmehr durch Taten erhärtet werden kann? Als „Exponent einer Machtgruppe", die ihre Macht selten genug erprobt, ist ihm jetzt Gelegenheit geboten, einen hysterischen oder hybriden Kardinal in die Schranken seiner Befugnisse zurückzurufen. Was haben Sie, Herr Kultusminister, bis heute unternommen, um produktive Kulturarbeit in Ihrem Bezirke vor unverständiger Zerstörungswut zu schützen? U. A. w. g.

Moskau 1930 von Heinz Pol

Das Grand-Hotel und die Mondänen

Ganz harmlos trittst du ein, noch die letzten drei Takte der Internationale im Ohre, die eine über den Roten Platz marschierende Militärkapelle spielte, ganz harmlos summst du das vor dich hin, während du, um also endlich mal ein Glas Bier zu trinken, die Treppe des Grand-Hotels heraufsteigst — bis du wie angewurzelt stehenbleibst, denn plötzlich betäuben ganz andre Klänge dein Ohr, bekannte Klänge, allzu bekannte... Das ist doch „Tea for two", der große amerikanische Foxtrottschlager von 1926/27! Und das sind doch die Töne einer richtigen Jazzband! Und alles das hier mitten in Moskau? Und dann trittst du noch näher, zögernd schreiten deine Füße über alte, aber immer noch dicke echte Teppiche, schon hörst du außer der Jazzmusik das Klingen der Gläser und Bestecke, ein leichtes Stimmengewirr, und dann kommt die Bar des Grand-Hotels. Das Dorado aller Fremden von Moskau. Der letzte Rest europäischer „Kultur" in der ach so asiatischen Hauptstadt der Sowjets.

Drinnen aber ist es gar nicht schön, sondern geisterhaft. Man muß sich das vorstellen, bitte: das Grand-Hotel ist ein riesiger Kasten aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, durchaus nicht unähnlich dem Zentral-Hotel in Berlin. Jeder Balken eine korinthische Säule, jede Ecke eine

Stuckfigur. Bis zum Jahre 1917 mag das so ganz gut gegangen sein. Die hohe zweistöckige Restaurant-Bar mit den riesigen Fenstern, von denen aus man den Eingang zum Roten Platz erblicken kann, war das Vergnügungszentrum der moskauer Offiziere. Es soll dort bei Sekt und Kaviar toll zugegangen sein, beinah so toll wie in den Russenfilmen der Ufa.

Nach der Revolution nun wurden sämtliche Hotels kommunalisiert, und da man schließlich für die fremden Besucher und Delegationen und nicht in letzter Linie für die ausländischen Geschäftsleute einige gute Unterkünfte brauchte, so hat man das Interieur des Grand-Hotels sowie noch einiger andrer genau so gelassen, wie man es übernommen hatte.

Nun sitzst du also in der Restaurant-Bar des Grand-Hotels vor herrlich weiß gedeckten Tischen, rechts und links vom Teller das silberne Besteck von anno dazumal, und die Kellner in einem frackähnlichen Gewande fragen dich auf deutsch, englisch, französisch oder gar russisch nach deinen Befehlen. Dennoch ist alles so wie in einem Pudowkin-Film, wenn etwa die verfaulende Welt der Bourgeoisie glossiert werden soll. Daran ist nicht nur der schon etwas bröckelnde Stuck schuld oder die unechte Palme, die elektrisch beleuchtet auf deinem Tisch steht. Auch die Jazzband-Kapelle spielt das Tempo ihrer Tänze viel zu langsam, die wenigen Paare, die danach tanzen, hören bald wieder auf, es geht doch nicht so recht: der Ton klingt verzerrt.

Die Menschen, die hier sitzen und sich leiser als gewöhnlich miteinander unterhalten, die Kellner, die hier auf silbernen Platten ausgezeichnete Speisen reichen, die Musik, die Teppiche, das Parkett — alles das macht nicht den Eindruck von etwas Lebendigem. Hier stirbt etwas ab. Diesen Eindruck haben wohl alle, die sich in diesen merkwürdigen Räumen aufhalten. Ich sprach einige von ihnen, meist Deutsche, die ihre Nachmittage in der Bar des Grand-Hotel verbringen. „Hier ist es nicht ganz so fremdartig," sagten sie, „wie draußen, aber man wird melancholisch, wenn man hier sitzen muß."

Ja, das ist es wohl: die Bar des Grand-Hotels in Moskau ist die traurigste Bar, die ich je gesehn habe, selbst das Licht brennt nur halbhell. Und es soll doch hier einst so furchtbar toll zugegangen sein.

Im Grand-Hotel kann man also alles an Essen und Trinken haben, was man will, vorausgesetzt, daß man vorher beim Überschreiten der russischen Grenze genügend Reichsmark in Tscherwonzen umgewechselt hat. Wenn man einigermaßen satt werden will im Grand-Hotel, so wird man es unter zwanzig Mark nicht machen können. Kaum billiger ist es in den drei, vier andern Restaurants der Stadt, die westeuropäischen Charakter tragen.

Übrigens sieht man nicht nur Ausländer in diesen künstlich am Scheinleben erhaltenen Oasen. Auch die letzten Überreste der Nep-Bourgeoisie oder ein paar ganz gerissene illegale Lebensmittelhändler verzehren und vertrinken hier einen Teil ihres Einkommens, bevor es ihnen der Staat zwangsweise fort-

steuert. Etwas ängstlich sitzen sie auf ihren Stühlen: sie wissen ganz genau, daß sie bewacht werden, etwa von den Kellnern, die zum Teil im Dienste der G.P.U. stehen sollen. Aber sie dürfen schlemmen, soviel sie wollen. Wenigstens das erstemal, so versicherte man mir. Erst wenn sie die Schlemmereien wiederholen, erscheint meist am nächsten Morgen ein Steuerbeamter und revidiert.

Die Restaurants und das Trinkgeld

Der Durchschnitts-Moskauer, soweit er sich überhaupt außerhalb seiner Wohnung verpflegen muß, ißt in irgendeiner der zahllosen neuen Restaurants, die alle nur „Stoloweija" heißen. Diese Gaststättenbetriebe sind, wie alle übrigen Geschäfte in der Stadt, in der Hand des Staates, der Stadt oder der Konsumgenossenschaften. Die Preise sind in fast allen Stoloweijas gleich, die Qualität der Speisen ebenfalls. (Jedoch geht hier die Standardisierung nicht ganz so weit wie in den übrigen Geschäften.) Die Preise sind billig, sie sind sogar, gemessen an allem übrigen, besonders billig; man kann sich für 75 Kopeken durchaus satt essen. Dafür bekommt man Suppen, Fisch- und Fleischgerichte, auch Süßspeisen und alkoholfreie Getränke. Das alles bestellt man nach einer Karte, auf der die Speisen mit einer Zahl davor verzeichnet sind, so daß man dem Kellner nur die Zahl zuruft.

In gewissem Sinne ähneln die Stoloweijas unsern Aschingerbetrieben, allerdings sind sie in der Aufmachung viel, viel primitiver. Aber daran stößt sich der Moskauer nicht. Er ißt zwar viel und gern, aber er ißt auch unheimlich schnell. Da die Bedienung ausgezeichnet ist, braucht man sich, um sein Mittagessen zu vertilgen, nicht länger als fünf bis sechs Minuten in einer Stoloweija aufzuhalten. Mitunter stehen schon die neuen Gäste um deinen Tisch herum und brennen darauf, daß dein Stuhl frei wird. Amerikanisches Tempo: ein Hauptmerkmal Moskaus.

Ich sagte, daß die Bedienung in den Restaurants ausgezeichnet sei. Sie ist mehr als das, sie ist vorbildlich. Man „bedient" dich nämlich nicht in Moskau, sondern der Genosse A hat die Funktion, dem Genossen B die Speisen zu reichen. Der Unterschied ist geringfügig und riesengroß. Der Kellner scharwenzelt nicht vor dir herum, er rät dir auch nicht, die teuersten Speisen zu wählen; — es ist ihm vollkommen schnuppe, wer du bist, was du ißt und wieviel du ißt: denn das Trinkgeld ist abgeschafft. Er bekommt für seinen achtstündigen Dienst seinen Tariflohn wie jeder andre arbeitende Moskauer, und damit basta. Stell dir vor, du hast zuhause Gäste, aber dein Dienstmädchen ist ausgegangen, und nun holst du die Speisen aus der Küche und setzt sie deinen Leuten auf den Tisch. So ungefähr wirst du in Moskau bedient. Weder kriecherisch noch überheblich, ja nicht einmal besonders freundlich, sondern einfach und sachlich. Wenn du gezahlt hast, nimmt er das Geld und dreht sich um. Und wartet nicht etwa nach berliner Manier mit einer halben Wendung darauf,

daß du doch noch etwas extra gibst. Er sagt dir nicht einmal „Auf Wiedersehn", denn er ist dir wirtschaftlich und sozial völlig gleichgestellt, und du deinerseits denkst doch gar nicht daran, ihm „Auf Wiedersehen" zu sagen.

Der abgeschaffte Sonntag

Warum sieht man eigentlich soviele Menschen auf der Straße? Warum wälzen sich schon vom frühen Morgen an dicke schwarze Knäuel über die schon im Frühjahr entsetzlich staubigen Boulevards der City? Und warum sieht man vor allem soviele offenbar ganz beschäftigungslose Männer spazierengehn, herumstehen oder Einkäufe machen?

Irgend etwas kann doch da nicht stimmen. Auf der Hinreise hatte mir ein begeisterter Bolschewist erzählt, in Moskau gäbe es keine Arbeitslosigkeit, ich würde mich ja selbst davon überzeugen können. Nun, da haben wir also das erste Potemkinsche Dorf: man braucht ja nur über die Straße zu gehn, zu irgendeiner Stunde irgendeines beliebigen Wochentags, und schon erblickt man das Heer arbeitsloser Menschen.

Aber man muß noch einmal umlernen. Ich sagte ja schon, daß nichts in Moskau so sehr täuschen kann wie der erste Eindruck. Auch der zweite Eindruck ist meistens noch falsch. Denn ganz selbstverständlich gehen wir von Voraussetzungen aus, die in Moskau für Absurditäten gehalten werden (mitunter ist es auch umgekehrt!).

Das Potemkinsche Dorf scheinbarer Arbeitslosigkeit stellt sich, schlicht und rund gesagt, als die hervorragendste, den unvorbereiteten Westeuropäer glatt umwerfende, auf Anhieb überzeugende Tat des zur Macht gekommenen Sozialismus dar: die Moskauer, die jeden Vormittag zu Zehntausenden spazierengehn und Einkäufe machen, sind keine Arbeitslosen, sondern Menschen am Sonntag. Jeden Tag hat ein Fünftel der moskauer Bevölkerung seinen Sonntag.

Was das bedeuten soll? Nun, diese Einrichtung ist eine Folge der sogenannten „Fünftagewoche", die wiederum eine Folge des „ununterbrochnen Produktionsjahrs" ist, das am 26. August 1929 in Kraft trat. Seit diesem Tage wird in allen Betrieben und Bureaus Moskaus sowie der gesamten Sowjetunion das ganze Jahr hindurch gearbeitet, mit Ausnahme von fünf gesetzlichen Feiertagen, die die gesamte Bevölkerung festlich begeht. Es sind dies die beiden Maifeiertage, die beiden Revolutionsfeiertage im Oktober und der Todestag Lenins im Januar. An allen übrigen Tagen wird gearbeitet, also auch an den Sonntagen, so daß das Arbeitsjahr nicht wie in allen übrigen Ländern der Welt dreihundert Tage umfaßt, sondern dreihundertsechzig.

Der Sonntag ist also abgeschafft, aber er ist auch nicht abgeschafft sondern er hat sich im Gegenteil vermehrt. In allen übrigen Ländern der Welt arbeitet man sechs Tage, am siebenten darf man sich ausruhn. In Moskau arbeitet man nur vier Tage und darf schon am fünften tun, was man will.

Die Belegschaft einer Fabrik oder das Personal eines Bureaus ist in fünf Gruppen eingeteilt, jede dieser fünf Grup-

pen hat an einem andern Tag, nach einem vorher festgelegten Turnus, seinen Sonntag. Wenn man also den Personalbestand irgendeines Betriebes in Deutschland mit 100 Prozent annimmt, so beträgt nach Einführung der Fünftagewoche in Moskau der Personalbestand durchschnittlich 125 Prozent. Die Folge war, daß die ohnehin nie sehr große Zahl der Arbeitslosen auf Null sank, denn man brauchte und braucht ja überall Ersatzkräfte.

Vielleicht hat nichts das Gesicht Moskaus so von Grund auf zu ändern vermocht wie die Einführung des sonntaglosen Jahres. Die Stadt ist ruhelos geworden: nie stehen hier die Räder still. Jeder Tag gleicht dem andern, denn jeden Tag sind die Geschäfte von morgens bis abends geöffnet, jeden Tag fährt dieselbe Zahl von Autobussen und Elektrischen. Es ist immer Alltag — für vier Fünftel; und es ist immer Sonntag — für ein Fünftel. Es gibt keinen Weekend-Rummel, es gibt keine Runs auf die Geschäfte am Sonnabend nachmittag, denn es ist ja jeden Tag Sonnabend nachmittag. Die Theater sind jeden Abend voll und die Kinos nicht minder.

Selbstverständlich fragt man sofort, ob die Fünftagewoche nicht das Familienleben auf das empfindlichste störe. Es sind über diese Frage ellenlange theoretische Erörterungen geführt worden, aber schließlich hat die Praxis alles aufs Vortrefflichste geregelt: man nimmt auf die Familie die größte Rücksicht. Wenn Mann und Frau es wünschen, bekommen sie den gleichen freien Tag. Es hat sich jedoch, wie mir erzählt wurde, herausgestellt, daß sehr häufig Ehepaare besondern Wert darauf legen, nicht an ein und demselben Tag ihren Sonntag zu feiern.

An nichts hat sich die Bevölkerung schneller und vollkommener gewöhnt als an diesen neuen Kalender. Man wird in Moskau als Deutscher häufig im Autobus oder in der Straßenbahn von ältern ehemaligen Bürgern und Bürgerinnen angesprochen. Sie fragen nach Berlin und wie es in Deutschland aussehe, und sie seufzen, wenn man sie nach Rußland fragt — aber selbst die, die nicht nur seufzen sondern wehklagen über die neuen Verhältnisse, die Fünftagewoche loben sie in den höchsten Tönen, und sie verstehn nicht, daß man sie nicht auch in der übrigen Welt einführt.

Alles übrige in Moskau mag Tünche sein, vieles Autosuggestion, manches Illusion: die Fünftagewoche ist nicht wegzudiskutieren. Wenn die neuen Herren nicht mehr geleistet hätten als die Abschaffung des Sonntags und die Einführung der ununterbrochenen Arbeitswoche zur Hebung der Prosperität ihres Landes — dieses Phänomen allein müßte genügen, um unsre dummdreisten Ignoranten mundtot zu machen, die uns für bestochen oder mindest für „voreingenommen" halten, weil wir in Moskau nicht sahen, wie Stalin sich zum Frühstück ein Beefsteak aus einer Kinderlende briet und dazu drei Patriarchen und zwei Rabbiner auf die Gabel spießte.

Aber es gibt eben noch mehr Dinge in Moskau, die auch dem simpelsten Touristen beweisen, daß hier neben manchem Rückständigen und Falschen wirklich etwas Neues, etwas Zukünftiges heranwächst. Darüber wird noch zu reden sein.

Achtung, heilige Gefühle! von Ludwig Marcuse

In einer berliner proletarischen Kunstausstellung wird George Grosz' berühmter Christus mit Stahlhelm und Gasmaske gezeigt. Zwei Beauftragte der Kriminalpolizei, die in Begleitung von zehn Schutzpolizeibeamten erschienen, beschlagnahmten dies Bild. Schon wieder! Im Dezember 1928 war Grosz wegen Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen verurteilt worden. Im April 1929 hatte ihn dann Landgerichtsdirektor Siegert freigesprochen. Jetzt hat das Reichsgericht den Freispruch aufgehoben und den Fall an die Vorinstanz zurückverwiesen.

Wichtiger als alles Juristische — ob Gotteslästerung nur durch Worte oder auch durch bildliche Darstellungen möglich ist; ob es auf die Gesinnung des Lästerers ankommt oder auf die Frage: ist der Lästerer den Anhängern der Kirche zu nahegetreten; ob nur die religiösen Gefühle des Durchschnittsgläubigen zu schützen sind oder noch des Ahnungslosesten der Herde — wichtiger als alle diese untergeordneten Probleme ist das Zentralproblem: hat der Staatsbürger überhaupt einen Anspruch auf Anstoßnehmen? Kann es sinnvoll überhaupt so etwas geben wie staatlicher Schutz irgendwelcher Gefühle? Und wenn man prinzipiell einen solchen Schutz fordern sollte: welche Ideen und Gefühle sind dann zu schützen und welche nicht?

Die Begründung des Urteils, das im vorigen Jahr den Angeklagten Grosz freisprach, deutete Bild und Künstler richtig: „So wenig Gasmaske und Soldatenstiefel zum Christusbild passen, genau so wenig paßt die Lehre der kriegshetzenden Vertreter der Kirche zur eigentlichen christlichen Lehre. Er will zeigen: das habt ihr, die ihr den Krieg predigt, aus Christus gemacht; so sieht der Christus aus, in dessen Namen ihr den Krieg unterstützt". Gut! Ist aber mit dieser treffenden Interpretation wirklich schon die Attacke abgeschlagen? Ist die Verletzung eines Gefühls wirklich dadurch aufgehoben, daß der Verletzer in guter Gesinnung verletzt hat? Wenn die Verletzung heiliger Gefühle eine strafbare Handlung ist, wenn der Staat die Aufgabe hat, heilige Gefühle zu schützen: so sind die Motive des Frevlers von untergeordneter Bedeutung. Man muß also dem Reichsanwalt, der das freisprechende Urteil jetzt aufgehoben hat, zugeben: die ethische Absicht des George Grosz kann nicht entscheidend sein für seinen Freispruch — denn sie hebt die Tatsache nicht auf, daß Menschen in ihren heiligsten Gefühlen verletzt worden sind. Wer für Grosz' Freispruch plädiert (und es handelt sich natürlich nicht nur um Grosz!), muß ein schlagenderes Argument finden. Es liegt in der Neufundamentierung des Begriffs Toleranz.

Tolerieren heißt duldsam sein. Toleranz heißt nicht: bei niemand anstoßen; heißt nicht: heilige Symbole als Deckmantel unheiliger Tatbestände respektieren — Toleranz heißt: sich nicht aufs grüne Sofa setzen und übel nehmen. Toleranz heißt nicht: auf den Kampf verzichten, weil dabei die gesegneten gegnerischen Fahnen zerfetzt werden können — Toleranz heißt: aus den heiligen Gefühlen, die man besitzt, nicht

Fesseln machen für den Nebenmenschen, der andre heilige Gefühle hat. Aber grade die Menschen und Gruppen, die ewig mit dem Plakat „Achtung, heilige Gefühle!" herumlaufen, haben nur ein sehr unausgebildetes Empfinden für die heiligen Gefühle ihrer anders gearteten Nebenmenschen. Sicherlich deshalb: weil diese Nebenmenschen von ihren heiligen Gefühlen weniger öffentlichen Gebrauch machen. Es scheint aber tatsächlich nur ein einziges Heilmittel zu geben, um endlich einmal die weisen Anstoßnehmer zu kurieren: ein universales Anstoßnehmen. Werden nicht die Pazifisten in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, wenn blutige Gemüter den Krieg verherrlichen? Werden nicht die Atheisten in ihren heiligsten gottlosen Gefühlen verletzt, wenn Gott gegen sie aufgerufen wird? Werden nicht die Verehrer des russischen Heroismus in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, wenn „Bolschewismus" als gemeinstes Schimpfwort verwendet wird? In einer Demokratie, deren offizielles Prinzip doch „gleiches Recht für alle" heißt, muß es auch ein gleiches Recht im Anstoßnehmen geben. Hat die Kirche ein Recht, an einem Christus mit Gasmaske Anstoß zu nehmen — so hat auch Grosz ein Recht, an der Fabrizierung von Giftgas Anstoß zu nehmen. Die Privilegien im Anstoßnehmen müssen endlich aufhören! Jeder Mensch sollte öffentlich Anstoß nehmen an dem, was seine heiligsten Gefühle verletzt: also die Impressionisten sollten Anstoß nehmen an den Expressionisten; die Positivisten an den Kantianern; die vom kurzen Rock an denen vom langen Rock. Kurz: alle, welche heilige Gefühle haben, die nicht respektiert werden, sollten einmal Skandal schlagen. Das wäre dann das turbulente Ende der Anstoßskandale.

Als vor einiger Zeit ein „Kultur-Kampf" über Hasenclevers „Ehen werden im Himmel geschlossen" zu entbrennen drohte, schrieb ein großes demokratisches Blatt: „Toleranz ist schließlich eine Sache der Bildung, der Herzensbildung. Zu ihr gehört es aber, daß man Dinge und Vorstellungen, die einem Kreise von Mitbürgern heilig sind, auch dann respektiere, wenn man ihre Ansicht nicht teilt." Nur daß leider das Leben sehr wenig „Herzensbildung" besitzt: es kränkt dauernd die Hungernden, indem es die Übersatten neben sie gesetzt hat; es kränkt dauernd die Klugen, indem es die Dummen neben sie gesetzt hat; es kränkt dauernd die Humanen, indem es die Rohen neben sie gesetzt hat. Jeder Mensch erleidet täglich Verletzungen: durch die Existenz von Menschen; durch Handlungen von Menschen; durch Institutionen. Soll jeder jedesmal Anstoß nehmen?

Nicht zu verletzen — ist leider nicht möglich. Nicht verletzt zu werden — ist leider nicht möglich. Aber es ist wenigstens möglich: nicht Anstoß zu nehmen. Toleranz kann nur eins heißen: Disziplin in der Reaktion auf Verletzungen. Bisher aber hieß Toleranz meistens: es ist einigen Gruppen gestattet, die Äußerungen andrer Gruppen zu beschränken — indem man einen bestimmten Komplex von Ideen und Gefühlen für tabu erklärte. Dagegen muß einmal deutlich bekannt werden: auch die heiligsten Gefühle eines Menschen können

nicht verbindlich sein für die Äußerungsfreiheit des Nebenmenschen. Toleranz heißt: seine heiligen Gefühle nicht profanieren zu einer Bevormundung des Nebenmenschen. Man zweifelt doch sehr an der Heiligkeit von Gefühlen, die sich weniger in einer Sicherheit, in einem beseligenden Glauben äußern als im Haß gegen die Manifestationen der Ungläubigen — im Wittern von Frevlern.

Legaler Kampf — gut! Aber das Anstoßnehmen ist kein legaler Kampf: sondern ein Inanspruchnehmen des Staates für bestimmte Gruppen. Wenn man aber bewußt den Staats-Schutz ausdehnen will auf heilige Gefühle: dann soll man doch einmal klipp und klar erklären, welche Gefühle heilig sind (also unter staatlichem Protektorat stehen) und welche Gefühle ohne Risiko verletzt werden dürfen, weil ihnen das Prädikat heilig nicht verliehen wird. Soll Toleranz nicht die Maske sein für jene eigenartigen heiligen Gefühle, welche die Macht hinter sich haben, weil sie der Macht dienen — so gibt es in diesem Leben nur eine wirkliche Toleranz: Verzicht auf jeden Anspruch, Anstoß zu nehmen. Verzicht darauf: den legalen Kampf aufzuheben zugunsten von Scheiterhaufen, deren moderne Scheiter Paragraphen sind.

Filmproduktion und normales Schamgefühl

von Friedrich Raff

Vorbemerkung: Beratende Korrektur eines Normalsprechfilmmanuskripts unter Ausschaltung jeglichen künstlerischen Ehrgeizes, aber unter strengster Befolgung der Rechtsprechung der Filmoberprüfstelle im Sinne des Ministerialrats Dr. Seeger. Man beachte als Filmdichter Seegers Normalschamgefühl-Vorschriften sowie seine Fußnoten über entsittlichende und verrohende Wirkung.

Hauptitel des Films: Susanne im Familienbad.

Anmerkung in Klammern:

Natürlich wäre der richtige Titel am besten „Susanne im Bade" geblieben. Dadurch würde aber in dem Leser des Kinoinserats das Bild der von ein paar alten Juden in ihrer Nacktheit beim Bade obergeprüften Susanna hervorgerufen. Hat der Dichter etwa an eine ins moderne Zeitalter verlegte parallele Szene gedacht, so kennt er nicht die Gefahren, die dem deutschen Volke drohen und die das Kammerurteil vom 18. Februar 1927 Nr. 187 so drastisch schildert. 187 beanstandet nämlich: „daß die Badende im Hemd, das die Konturen ihres Körpers durchscheinen läßt, und beim Ausziehen dieses, ihres letzten Bekleidungsstücks dargestellt wird." Wenn also der Dichter, solange die Textilindustrie „diese ihre letzten Bekleidungsstücke" nicht undurchsichtig fabriziert, eine Susanne im Hemd und im Bad nicht zeigen darf, so kann er auch laut Urteil vom 14. Oktober 1922 Nr. 95 „keinen Haupttitel verwenden, der anreizend auf die Bevölkerung zum Besuch der Vorführung wirkt, weil er irreführend auf gröblich erotischen Inhalt hinweist." Auf gut deutsch: Wenn der Autor bei Susanna das Hemd fallen lassen muß, darf er auch im voraus nicht versprechen, was nachher nicht kommt. Auf den Einwand, daß der Titel „Susanne

im Bade" im Grunde genommen nur die unbekleidete Badende in Aussicht stelle, schlage man die Akten der Seegerwerke nach und lese: „Die Darstellung des Nackten schlechthin ist nicht entsittlichend." Also, Dichter, denke schlechthin, schlechter, aber nicht schlecht.

Bild 1 des Films:

Boudoir von Frau Susi Killer, Gattin des Staatsanwalts gleichen Namens.

Gesamt — Susi liegt auf der Chaiselongue, lauscht, ob es still in der Wohnung bleibt und

Nahe — telefoniert dann.

„Bist Du's Oskar? — Nein, mein Mann verdonnert eben ein paar Radaubrüder. — Ja, er meint, er bringt sie in's Zuchthaus."

Anmerkung in Klammern:

Es dürfte sich empfehlen, den Staatsanwalt nicht Killer zu heißen, weil sich die Zensur immer etwas dabei denkt. Man sollte ihn besser Miller heißen. Auch wäre es gut, alle Sätze zu streichen. Zwar wird die gehässige Haltung der Frau Staatsanwalt gegenüber ihrem Gatten in der ersten Minute erschöpfend gekennzeichnet, aber der Wegfall dieser ersten Sätze wäre nur eine rein künstlerische Sorge und die Zensur hat andre Sorgen. Sie würde es vorschlagsweise begrüßen, wenn Killer-Miller nicht Staatsanwalt, sondern etwa Abführmittelfabrikant wäre. Denn laut den Urteilen 1075 und 1231 „darf in dem nicht rechtskundigen Beschauer nicht den Eindruck erweckt werden, als urteilten die Gerichte leichtfertig und oberflächlich oder gar parteiisch". Ich würde Susi sagen lassen.

„Bist Du es, teurer Freund unsres Hauses? Nein, mein Gatte ist nicht anwesend. Die strenge Pflicht läßt ihn seines Amtes walten."

Bild 2 des Films

Möbliertes Zimmer. Pikante Bilder an den Wänden.

Nahe — Oskar, Eintänzer, fabelhaft elegant vom gepflegten Scheitel bis zur Berufssohle. Hängt am Draht. Er sagt dabei:

„Zuckerschatz. Also um 11 Uhr. Aber vergiß ja die 100 Emm nicht!"

Anmerkung in Klammern:

Vor allem Vorsicht vor den pikanten Bildern. Das Auge des Gesetzes wacht. Ferner wäre es angebracht, Oskar etwa sagen zu lassen:

„Das Herz blutet mir. Ich gehe moralisch zugrunde, wenn Du mir nicht ein einziges gutes Wörtchen schenkst."

Denn laut Urteil vom 22. November 1927 Nummer 1095 muß „der Ehebetrug innerlich motiviert sein und darf nicht lediglich der Leichtfertigkeit und Frivolität entspringen."

Bild 3 des Films

Im Innern des Reichstags.

Gesamt: — Unter allgemeiner Erregung, von der Rechten von Beifallssalven empfangen, von der Linken mit Hohngelächter und Pfui-Rufen überschüttet, tritt Doktor Erwin

Nahe: — Killer, der Bruder des Staatsanwalts gleichen Namens, an das Rednerpult. Seine ersten Worte gehen im Tumult unter.

Anmerkung in Klammern:

Die Szene ist filmisch gut gedacht. Besonders tonlich eignen sich Worte, die im Tumult untergehen, hervorragend. Auch die Pfuirufe sind ein akustisch dankbarer Effekt. Aber das Kinopublikum wird nicht gern an den Reichstag erinnert. Und die Zensur hat am 18. Februar 1927 „wegen Gefährdung des deutschen Ansehens im Ausland" eine Darstellung des Reichstags verboten, weil „der Eindruck einer Versammlung zappelnder und wild gestikulierender Personen erweckt sei, der den tatsächlichen Verhältnissen nicht gerecht wird".

Bild 4 des Films

Der Salon der Madame Bordellaise, der Kürze halber in den folgenden Bildern Puff genannt.

Gesamt: Ilonka, Baissie, Gina und andre Frauenzimmer unterhalten sich fröhlich plaudernd mit den Ehrengästen des Hauses. Oskar erscheint in seinem Stammlokal und ist sofort von den Dirnen umringt. Er verteilt Süßigkeiten, Ilonka und Baissie setzen sich auf seinen Schoß.

Nahe: Ilonka sagt:

„Wie glücklich bin ich!"

Anmerkung in Klammern:

Diese Szene mag ja sehr lebensecht sein, verstößt aber gegen § 1 Absatz 2 Urteil 780 und 791. „Wird das Dirnenleben als etwas gegebenes, angenehmes und einfach abzuwerfendes dargestellt, ohne daß ein solches Leben als verwerflich gezeigt wird, so kann darin nur ein Verzicht auf Moral gesehen werden, dem eine entsittlichende Wirkung beizumessen ist." Ich empfehle daher, was gewiß leicht ist, aus den Huren höhere Töchter und aus dem Puff ein Mädchenpensionat zu machen.

Bild 5 des Films

Polizeiwachtstube.

Gesamt: Eine Streife kehrt ergebnislos zurück.

Anmerkung in Klammern:

Schon faul. Total streichen! „Verächtlichmachung der Polizei bedeutet Sicherheitsgefährdung. Für ein Verbot genügt es im allgemeinen schon, daß die Polizei sich bei der Verfolgung des Verbrechers täppisch und ungeschickt benimmt." Es wäre zu überlegen, ob man aus den Polizisten Privatdetektive machen soll, denn die Dummheit der Zivilisten gefährdet die Sicherheit Deutschlands nicht.

Bild 6 des Films

Großmutters Badezimmer.

Nahe: Großmütterchen kraxelt unbekleidet in die Wanne.

Anmerkung in Klammern:

Diese Szene kann ohne Furcht gedreht werden, denn gemäß Urteil 446 ist „Nacktheit ohne Betonung des Geschlechtlichen nach dem Thema entsprechenden Gesichtspunkten zur Anwendung gebracht und insoweit nicht zu beanstanden. Für den normal empfindenden erwachsenen Beschauer ist bei unbefangener Betrachtung des Bildstreifens ein Anreiz in geschlechtlicher Hinsicht nicht gegeben".

Auch sonst verstößt die nackte Omama nicht gegen das Lichtspielgesetz. Sie gefährdet weder das Ansehen Deutschlands im Ausland, noch unsre auswärtigen Beziehungen zu China, noch die öffentliche Ordnung. Auch verletzt Großmütterchen nicht das religiöse Empfinden. Höchstens könnte die Nahaufnahme „eine verrohende Wirkung" ausüben.

Städte von Arthur Rimbaud

Uebertragen von Alfred Wolfenstein

I

Das sind Städte! Ein Volk, für das sich diese Alleghanyberge und Libanons aus Traum aufgetürmt haben! Almhütten aus Kristall und Holz bewegen sich auf unsichtbaren Schienen und Rollen. Die alten Krater, mit einem Gürtel von kupfernen Ungetümen und Palmenbäumen, brüllen melodisch im Feuer. Liebesfeste musizieren in den hängenden Kanälen hinter den Villen. Der Lauf der Glockenspiele jagt schreiend durch die Schluchten. Vereine von riesenhaften Sängern nahen in greller Kleidung, mit Oriflammenfahnen, glühend wie abendliche Gipfel. Auf den Plattformen, inmitten der Schlünde trompeten die Rolande ihren Heldenmut aus. Es bewimpeln sich alle Masten mit Himmelsglut, auf den Stegen, die über die Abgründe führen, und auf den Wirtshausdächern.

Der Zusammenbruch sämtlicher alten Vergötterungen erreicht endlich auch die obersten Lagen, wo engelhafte Zentaurinnen zwischen den Lawinen umhersprengen. Über den höchsten Graten wogt ein Meer, erregt von der ewigen Geburt der Venus, bedeckt mit orphischen Flotten. Mitten im Perlenrauschen kostbarer Muscheln verfinstern manchmal tödliche Ausbrüche das Meer. An den Hängen der Stadt brausen Erntefelder von Blumen, von Gewächsen groß wie Wappen und Pokale. Feenzüge steigen in rötlichen, in opalenen Kleidern die Felsen hinan. Oben, mit den Füßen im Wasserfall und Dorngestrüp, säugen Hirsche das Mädchen Diana. Die Bacchanten der Bannmeile schluchzen, der Mond brennt und heult. In die Höhlen der Schmiede und der Einsiedler tritt jetzt die Liebesgöttin. Von den allenthalben gruppierten Warten herab verkündet man die Gedanken der Völker. Großartige Bauten aus Gebein lassen eine noch unbekannte Musik in die Welt hinausgehen. Da regen sich alle Legenden, Begeisterung dringt bis in die Marktflecken. Das Paradies der Orkane stürzt ein. Ohne Pause tanzen die Wilden das Fest der Nacht.

Und ich bin zur Stunde hinabgestiegen ins Getümmel eines Boulevards von Bagdad, woselbst die Körperschaften der Einwohner den freudigen Vormarsch der neuen Arbeit sangen, in bedrückender Luft. Trotzdem erloschen nicht die märchenhaften Erscheinungen der Gipfel, an denen man sich wiederfinden konnte.

Welch guter Arm, welche schöne Stunde gibt mir diese Stätte zurück, der mein Schlummer und meine geringsten Regungen entstammen?

II

Von der Indigo-Meerenge bis zu den Ozeanen Ossians, auf dem rosigen und orangenen und vom weinroten Himmel ge-

waschenen Sande, steigen einander kreuzend kristallene Boulevards empor. Sie werden unverzüglich von jungen, armen Familien besiedelt, die sich ihre Lebensmittel nur bei Fruchthändlern holen. Nirgends Reichtum. Die Stadt.

Aus der Erdpechwüste flüchten, zusammen mit den am Himmel gestaffelten Dunstschwaden, mit den schrecklich zerfetzten Trupps der Nebel (während der Himmel weicht, sich krümmt und herabfällt als düsterster Rauch, den ein Ozean in Trauer hervorbringt): flüchten aufgelöste Scharen dahin, Helme, Räder, Pferdekruppen. Die Schlacht.

Licht der Laterne, die der Nachtfrost peitscht. Unbeholfene Nixe in rauschendem Kleid unten am Fluß. Leuchtende Schädel zwischen den Erbsenpflanzen. Mit viel andern Blendwerken. Das Land.

Straßen, gesäumt mit Mauern und Gittern, die kaum ihr Buschwerk zurückhalten, und die grausamen Blumen, die man Herzen und Kerzen nennen könnte. Verdammender Damast der Mattigkeit. Feenhafte Adelsbesitzungen, überrheinisch oder japanisch, noch imstande, die Musik der Alten aufzunehmen. Dann Herbergen, die sich schon nicht mehr auftun, niemals mehr. Auch Prinzessinnen, und, wenn du nicht zu bedrückt bist, Sternenstudien. Der Himmel.

Der Morgen, an dem du mit ihr strittest, zwischen Schneefällen, grünen Lippen, Spiegeln, schwarzen Fahnen, blauen Strahlen und den Purpurdüften der Sonne an den Polen. Deine Kraft.

III

Ich bin der gar nicht unzufriedene Eintagsbürger der allgemein für vorbildlich modern gehaltenen Hauptstadt. Hier ist jeglicher schon bekannte Stil vermieden worden, im Äußern der Häuser wie in der Einrichtung der Wohnungen und in der Anlage des Ganzen. Ihr könnt uns keine Spur von Bauwerken in der Art irgendeines bisherigen Aberglaubens nachweisen —! Sitte und Sprache sind auf den einfachsten Ausdruck gebracht, endlich! Diese Millionen Leute, die einander nicht zu kennen wünschen, betreiben das Erziehen, das Arbeiten im Beruf und das Altern so gleichartig, daß ihr Lebenslauf gewiß um etliches kürzer ist als die verrückte Statistik gewöhnlich für die Völker des Kontinents errechnet. Da sehe ich vor meinen Fensterscheiben die neuen Gespenster hinschleichen durch dicken ewigen Kohlenstaub; das ist nun unser Waldschatten, unsere Sommernacht. Neue Furien vor meinem Cottage, das mein Vaterland sei und mein ganzes Herz. Denn alles hienieden gleicht diesem hier: der Tod ohne Tränen, unsre werktätige Tochter und Dienstmagd, die verzweifelte Liebesgottheit und ein hübsches Verbrechen, alles plärrt im Straßenkot.

Aus einer Übertragung der Verse, Prosa und Briefe Rimbauds von Alfred Wolfenstein, die, mit einer Erzählung seines Lebens, soeben im Verlag Internationale Bibliothek Berlin erschienen ist.

Das Hörspiel von Wolf Zucker

Die zeitgenössischen Philosophen versichern uns, daß die atolistische und mechanistische Naturauffassung des neunzehnten Jahrhunderts nunmehr endgültig überwunden sei. In der Philosophie mag das stimmen, aber in den beiden neuen Kunstarten, die sich durch die wissenschaftliche Leistung des neunzehnten Jahrhunderts vollkommen überraschend und ohne Vorbild erschlossen haben, der Film und das Radio, scheint man an jener Überwindung noch tüchtig zu knabbern zu haben. Bei den meisten Film- und Funkleuten herrscht, wenn sie sich an die künstlerische Bewältigung der gegebenen Natur heranmachen, die Anschauung vor, daß die Welt sich sozusagen aus mehreren von einander unabhängigen Schichten aufbaue, etwa aus einer optischen, einer akustischen, einer taktilen und so weiter. Für den Film kommt so angeblich nur der sichtbare Teil, für den Funk nur der hörbare Teil der Welt in Betracht. Das Ideal dieser Vorstellung wäre ein ähnliches Verfahren wie der Mehrfarbendruck: ein Übereinanderkopieren der optischen und akustischen Schicht, bis sich jene „wirkliche" Natur ergibt, die der naive Tonfilm heute noch zu erstreben scheint.

Dabei hat zumindest der Film schon bewiesen, daß eine künstlerische Totalität auch durchaus bei Beschränkung auf ein Ausdrucksmittel — im Film also das Optische — zu erreichen ist, ja, daß man das, was sonst hörbar in der Welt ist, mit den Mitteln des stummen Films sichtbar machen kann, ohne sich der Verlegenheitslösung der Zwischentexte allzuoft bedienen zu müssen. Psychologisch bedeutet das, daß jeder einzelne unsrer Sinne jeweils nicht nur einen bestimmten Sektor der Welt zu erfassen vermag, sondern im Medium der Kunst ihre Ganzheit. Allerdings kommt es eben auf die Mittel an, die in der künstlerischen Ebene des Sinnengebrauchs zur Verwendung kommen. Wenn Pudowkin etwa einmal jene Spannung zeigt, die unter den Besatzungssoldaten des Winterpalais vor dem ersten Kanonenschuß herrscht, und dann plötzlich in einer Nahaufnahme einen Kristallkronleuchter, der in glitzernde zitternde Bewegung gerät, so ist hier die Umsetzung des Akustischen ins Optische vollkommen geglückt. Nicht etwa, daß durch Reflektion aus der Bewegung des Kronleuchters auf das Geräusch des Abschusses geschlossen werden müsse, sondern unmittelbar gelingt die Gleichung des Sichtbaren mit dem Hörbaren. Aber wieviel Pudowkins gibt es schon im Film, geschweige denn beim Funk, der die technischen Schwierigkeiten zwar heute zum größten Teil überwunden hat, aber für künstlerische Zwecke mit seinem Können nur zu wenig anzufangen weiß.

Die Bedeutung des Funks für Zwecke der Bildung, der Nachrichtenübermittlung, der aktuellen Reportage, der Erziehung etcetera ist heute längst erkannt, und es ist zweifellos, daß die Gestaltung solcher Darbietungen den speziellen Mit-

teln, die der Funk bietet, in immer vollkommnerem Maße gerecht wird. Anders liegt es mit dem Funk als eigne Kunstart, wenn anders er so etwas überhaupt sein kann. Wie der Film beweisen mußte, daß man mit den Augen auch hören kann, so wird der Funk beweisen müssen, daß man mit den Ohren sehen kann. Hoffentlich braucht er dazu weniger Zeit als der Film. In den musikalischen Darbietungen des Rundfunks ist man dem Ziele einer eignen künstlerischen Ausdrucksform bereits sehr viel näher als bei den literarischen. Komponisten wie Toch, Schreker, Reznicek haben Stücke für kleines Orchester geschrieben, deren Instrumentation sie den Möglichkeiten des Rundfunks besonders anpaßten. Spezifische Klangveränderungen, die in der ersten Zeit der Konzertübertragungen durch den Funk als arge Störungen empfunden wurden, werden jetzt bewußt verwandt. Etwas Analoges fehlt auf der literarischen Seite der Rundfunkkunst fast völlig. Ebenso wie früher beim Film wurde beim Funk der Fehler gemacht, daß man als Vorbild das Theater nahm und auf alle mögliche Weise den Mangel der Unsichtbarkeit zu überbrücken versuchte. Daraus entwickelte sich — wieder analog zur ersten Zeit des Films — ein Quasi-Naturalismus, der künstlerische Entwicklung von vornherein ausschloß. Es war gelungen, die menschliche Stimme technisch einwandfrei zu übertragen, nun ging man daran, alles nur irgend Hörbare vor das Mikrophon zu bringen, ja, sogar mit einer Art Illusionstechnik naturalistische Geräusche künstlich zu erzeugen: Rattern von Eisenbahnzügen, Stampfen der Schiffsmaschinen, Glockenläuten, Donnerrollen. Und voller Stolz, daß eine annähernd naturgetreue Wiedergabe solcher Geräusche gelang, zimmerte man nun Hörspiele zurecht, in denen man die Geräuschrequisiten möglichst vollzählig zur Geltung bringen konnte. Wenn in einer Szene jemand ein Zimmer betrat, so mußte man die Tür quietschen und zuschlagen hören, mußte, da man ihn nicht gehen sehen konnte, seine Schritte hörbar machen, wenn er sich zum Fenster hinausbeugen sollte, so mußten von ferne Autohupen tönen, in Szenen auf einem Schiff plätscherte das Wasser, im Laboratorium summten alle Apparate. Man nannte das Verwendung der Geräuschkulisse, und man verwandte auf ihre Herausarbeitung mehr Mühe als etwa auf die funkmäßige Gestaltung des Dialogs, auf funkmäßigen Satzbau oder überhaupt auf den Inhalt. Hinzukam, daß man im Funk anscheinend vorwiegend eine Bastlerangelegenheit sah und infolgedessen mehr oder weniger phantastische technische Probleme zum Inhalt wählte. Diese Zeit ist bei den meisten Sendern vorbei. Aber damit wird das Fehlen von wirklichen Hörspielen immer schmerzlicher. Am mutigsten, wenn auch nicht immer erfolgreich, experimentiert Breslau. F. W. Bischof, der Leiter des breslauer Senders, hat meines Wissens als erster die Geräuschkulisse in einer sinnvollern Weise verwandt: es kam nicht mehr darauf an, das fehlende Bild durch Häufung von Klangeffekten zu ersetzen, sondern immer mehr wurden die Geräusche Hintergrundmalerei, die zur jeweiligen Sprache der Schauspieler in einem zumindest musikalisch sinnvollen Zu-

sammenhang stehen mußten. Die technische Voraussetzung dazu war, daß es gelang, einen akustischen Raum zu schaffen, in dem Vordergrund und Hintergrund erkennbare Valeurunterschiede aufweisen. Durch Regulierung der Lautstärken und Vereinigung von Aufnahmen aus verschiedenen Räumen erreichte man schließlich die Beherrschung eines wichtigen Kunstmittels des Funks: die akustische Überblendung. Die Einheit der künstlerischen Funkdarbietung beruht nicht wie die des Dramas auf der Einheit des Ortes oder der Handlung sondern auf der Lückenlosigkeit des dramatischen Ablaufs. Es gab in den frühern Hörspielversuchen keine peinlicheren Momente, als wenn beim Szenenwechsel nach den letzten Worten der vorhergehenden Szene ein geheimnisvolles Rumoren oder gar eine abgrundtiefe Stille im Lautsprecher eintrat, bis unmotiviert die folgende Szene mit neuen Worten begann. Es bedurfte dann immer einiger plumper Mitteilungen der agierenden Personen, um den Hörer wissen zu lassen, daß man sich jetzt nicht mehr in einem Zimmer sondern am Rande eines Baches befände. Jetzt blendet man die neue Szene bereits auf, wenn die vorhergehende noch andauert. Man vermeidet dadurch Löcher und ist gleichzeitig gezwungen, akustisch sinnvolle Übergänge zu machen.

Aber solche Dinge sind im Grunde doch nur technische Mittel, Voraussetzungen für künftige Hörspiele, die man eben bis jetzt wohl noch nicht hatte. Die Auswahl der Stoffe, die man als mikrophongeeignet empfand, zeigt den Mangel aufs deutlichste. Nachdem man erkannt hatte, daß die meisten Theaterstücke völlig umgearbeitet werden mußten, bevor sie als Hörspiele gebracht werden konnten, setzte man sich hin, um eigne Rundfunkspiele auszudenken. Das Ergebnis war nicht sehr ermutigend. Man glaubte besonders funkgerecht zu sein, wenn man aktuelle technische Probleme mit dürftigen Dialogen frisierte und sie vors Mikrophon brachte. Man dramatisierte, nicht grade mit besonderer Pietät gegen die Originale, klassische Novellenstoffe, — es mißlang, und man versuchte es nun mit etwas krampfhaften Hörmontagen, die in ihrer aufgedonnerten Maschinenpathetik peinlich wie der Reklameexpressionismus einer rührigen Provinzstadt wirkten. Breslau verwandelt die Montagen in Hörfolgen, Aneinanderreihungen von Songs, spitzen Feuilletons und Gedichten. Die Verbindungen waren nicht immer sehr geschickt. Irgendeine der Hörspielfiguren, die stets blaß und gleichgültig blieben, hatte ein Stichwort zu liefern, auf das eine andre Figur mit einem Gedicht antwortete. Auch Sprechchöre machten die Sache nicht besser. Der Zusammenhalt war nicht durch ein spezifisches Funkmoment, sondern durch eine literarische Leitidee gegeben, „Zeitkritik" oder „Negerstadt" oder andres. Breslau experimentierte mutig weiter. Man brachte eine Hörfolge von Kästner, die wie eine musikalische Symphonie in mehrere Sätze gegliedert war, in der Themen angeschlagen, durchgeführt, wiederholt und variiert wurden. Aber doch blieb es bei der, wenn auch jetzt nicht mehr willkürlichen Aneinanderreihung von Gedichten und Chansons, die ur-

sprünglich getrennt entstanden, für den Funk lediglich arrangiert worden waren: Sehr viel weiter scheint man auch heute nicht gekommen zu sein.

Noch liegt ja die Hauptschwierigkeit der Einführung von Hörspielpersonen in ihrer Unsichtbarkeit. Betritt die Theaterbühne ein dicker, altmodisch angezogener Herr mit gehäkelter Reisetasche und Knotenstock, so weiß das Publikum ohne Erklärung, welcher Typ gemeint worden ist. Er braucht nicht, wie das in Hörspielen geschieht, zu erklären, daß er grade aus der Provinz angekommen sei und sich an die Großstadt nicht gewöhnen könne. Er spielt, und was er redet, muß im Theater schon die Handlung vorwärts tragen. Wenn dies im Hörspiel nicht unmittelbar möglich ist, sollte man auf solche Personen, die in Form von Monologen ihre literarischen Pässe erst vorzeigen müssen, verzichten. Sinnvoller wäre ein Zurückgreifen auf die ältesten Formen des Theaters, etwa auf die comedia dell'arte. Man sollte mit festen, ein für allemal bekannten Figuren arbeiten: die lustige Person, der Raisonneur, der Schulmeister, die Naive, der Polizist usw. Diese Figuren, deren einfache Struktur keiner Erklärung bedarf, hätten stets aufs neue zusammenzutreten, und gleichsam improvisierend, aber doch nach festem einfachen Plan miteinander zu spielen. Der Schulmeister will der lustigen Figur die Gründe der schlechten wirtschaftlichen Lage erklären, findet wenig Verständnis, Feindschaft dagegen beim Raisonneur, während die Naive die Szene noch verwickelt. Die comedia dell' arte, die aus den Schwierigkeiten des Rundfunks seine Stärke machen könnte, die durch die Primitivität ihrer Figuren alle langweiligen Expositionen hinfällig machen würde, könnte ihre reichen Möglichkeiten zum stets aktuellen und spannenden Spiel im Durcheinander und Miteinander der Figuren, im Rundfunk zu neuer Geltung bringen. Es ergäben sich reizvolle Aufgaben für eine Spitzung des Rundfunksdialogs, für die polyphone musikalische Untermalung, für ein hübsches Spiel zwischen Singspiel und aktueller Revue.

Dies ist nur ein Vorschlag, um zu zeigen, daß im Wesen des Rundfunks durchaus Möglichkeiten liegen, die man nur sehen muß, um aus ihnen zugleich aktuelle wie unterhaltsame und vor allem spezifisch funkische Hörspiele zu machen. Zunächst wird es ja, wie auch die Entwicklung des Hörspiels gehen wird, darauf ankommen, es von allen falschen Vorbildern zu befreien. Es kann nicht Theater sein, darum soll man keinen falschen Ehrgeiz in dieser Richtung daran wenden. Es soll gehört und nicht gelesen werden, darum bedarf es einer besondern sprachlichen Form. Schließlich kann es nicht gesehen werden, darum sollte man alles ausscheiden, was nach Sichtbarkeit verlangt. Damit sind die Grenzen, vielleicht aber auch die künftigen Möglichkeiten des Hörspiels festgelegt.

Studenten von Joachim Joesten

Es ist an dieser Stelle bereits in einem frühern Artikel gesagt worden, daß nach Gesinnung und Aufbau unüberbrückbare Unterschiede zwischen der deutschen Studentenschaft und den entsprechenden Organisationen des Auslandes bestehen. Dieselbe Verschiedenheit zeigt sich, wenn man nicht die Organisationen, sondern den einzelnen Studenten betrachtet. Den deutschen Kommilitonen erkennt man im Gewühl der fremden Universitätsstadt unter Tausenden wieder. Selbst wenn ihm gewisse typische aber immerhin nicht allgemein gültige Merkmale wie glattgeschorener Hinterkopf, Stiernacken und Schmisse im Gesicht fehlen, bleiben zwei unfehlbare Kennzeichen: er trägt den ganzen Tag eine Mappe und reißt sich, wenn er Kameraden grüßt, den Hut vom Kopf — beides im Ausland schlechthin unbekannte Dinge. So wenig es irgendwo außerhalb des deutschen Kulturkreises „Akademiker" in dem kastenmäßigen Sinne unsres Wortes gibt, so wenig kennt man Dinge wie akademisches Bürgerrecht, akademische Ausdrucksweise, studentischer Ehrencodex, Komment. Und man sagt nicht: „Magnifizenz" und „Herr Kommilitone" und „gnädiges Fräulein".

In fast allen außerdeutschen Ländern ist der Kontakt zwischen Dozent und Student stärker, das Vertrauensverhältnis enger als bei uns. Noch auffallender ist der Unterschied im Verkehr der Studenten untereinander. In Frankreich sind sie „des copins", in England „pals", bei uns aber sind es die „Herren Kommilitonen". Spanische Studenten grüßen einander, indem sie sich vergnügt und kameradschaftlich auf die Schultern klopfen und — auf Deutsche wirkt das sehr komisch — Arm in Arm weitergehen. Unsre schlagen die Hacken zusammen, reißen Hut oder Mütze vom Kopf, stehen kerzengrade da und unterhalten sich gemessen und würdig. Wenn man im Ausland deutsche Studenten oft mit einer gewissen Zurückhaltung empfängt, so kommt das nicht so sehr aus einer gewohnheitsmäßigen Reserve oder aus Kriegsreminiszenzen als vielmehr aus dem Bewußtsein, daß die deutschen Besucher, von denen jeder sein eigner Botschaftsrat zu sein pflegt, nicht nur Ausländer sondern eben Menschen von völlig andrer Lebensart sind.

Der deutsche Student nimmt alles ernst und hat an allem etwas auszusetzen. In Frankreich läßt man sich gewiß auch nicht alles gefallen, aber wenn einem etwas nicht paßt, so bedient man sich nicht der schulmeisterlichen Miene und des Nörgeltons sondern gibt dem Mißfallen einen viel jugendlicheren Ausdruck. Die französischen Studenten schimpfen, machen Krach, poltern, lärmen und lachen mit einer kindischen Freude am „chahut". Sie reihen sich zum Protest im Gänsemarsch, traben durch die Universität und singen: „Il est cocu le chef de

gare". Ähnlich in England, Spanien. In Berlin aber demonstriert man mit Lautsprechern und Transparenten unter Gebrüll und Gegröhle. Donnerstimmen verteidigen die akademische Freiheit, Polizei und Presse sind mobilisiert.

Fast überall im Ausland gleiten Mittel- und Hochschule ineinander über. Die eine gilt als Fortsetzung der andern, so daß in England, Frankreich, Spanien, Amerika noch auf den Universitäten ein wenn auch gemilderter Schulbetrieb herrscht und unter den Studenten Reste von Schülermanieren vorhanden sind, während bei uns der tiefe Trennungsgraben der „akademischen Freiheit" Gymnasium und Universität voneinander scheidet. Verschieden sind auch die Prüfungssysteme; wir haben in Deutschland statt der sonst überall üblichen jährlichen Abschlußprüfungen das einmalige Staatsexamen am Ende des Studiums. So kommt es, daß hierzulande die meisten Studenten erst im letzten Jahre vor dem Staatsexamen zu arbeiten anfangen, während man in England, Frankreich, Spanien nur die ersten neun Monate jedes Jahres faulenzt und wenigstens während der letzten fieberhaft für die Prüfung paukt.

Da die akademische Freizügigkeit im Ausland viel ungebräuchlicher ist als bei uns, haben sich dort der semesterweise Wechsel der Universität, lokale Traditionen und Eigenheiten viel stärker entwickelt, besonders in England und Amerika. Während wir die Studenten in Korporierte und Nichtkorporierte einteilen, scheiden sich die Engländer in Oxfordmen, Cambridgemen, armselige Londoner. Wie in Deutschland die Korps auf die Burschenschaften herabsehen und diese den C. V. verächtlich betrachten, der wieder turmhoch über dem K. V. zu stehen glaubt, versuchen in England alle Cambridge-Leute gemeinsam der Oxforder Plebs auf den Kopf zu spucken und umgekehrt, und beide teilen sich die gänzliche Mißachtung Londons und der kleinren Universitäten, wo man zwar arbeitet und etwas leistet, aber nur über geringe Wechsel verfügt, während an den alten aristokratischen Universitäten fast jeder dritte Student sein eignes Auto hat. In Oxford gab mir einmal ein Student auf die Frage, was er von Londons Hochschulen halte, die klassische Antwort: „I never heard of it." Und es kann allerlei passieren, wenn sich ein Harvardman mit Kommilitonen aus Yale oder Princeton über die Rangordnung der amerikanischen Universitäten unterhält. In Frankreich hat Paris durch sein altes Quartier Latin und die moderne Cité Universitaire eine Art Bildungsmonopol an sich gerissen, obgleich man besonders als Ausländer das typische französische Studentenleben besser an einem der kleinern Hochschulorte der Provinz, wo der Anschluß an die Bevölkerung leichter gelingt, beobachten kann.

Die Lebensweise der Studenten weicht in den meisten Ländern sehr von der der deutschen ab. Häufiger als in einer

„Bude" wohnt man in einer Pension, einem Studentenhaus oder in einem College. Daneben kommt es auch viel häufiger vor, daß der Student ganz in der Familie bleibt, da die fehlende akademische Freizügigkeit ihn nicht fortlockt. Und nirgends im Ausland gibt es den bewunderungswerten Typus unsres „Werkstudenten". Der Durchschnittswechsel liegt außerhalb Deutschlands bedeutend höher, so daß sogar 250 Mark im Monat — den meisten Studenten hierzulande unerreichbare Summe — einem Spanier als Hungergeld erscheinen würde. Selten nur findet man in Frankreich oder England junge Leute, die sich ihr Studium ganz selbst erarbeiten, in Spanien gibt es das überhaupt nicht.

Sehr charakteristisch für den Vergleich ist das Sexualleben der Studenten in den verschiedenen Ländern. Auch hier nimmt der deutsche Student im allgemeinen die Sache ernster als seine ausländischen Kollegen. Liebesverhältnisse gelten nicht mehr wie früher als bloße „Jugendstreiche", sie werden auch gar nicht mehr ängstlich verborgen und nehmen mehr und mehr die Formen unbescheinigter Ehen an. In Frankreich dagegen herrscht in sexueller Hinsicht eine Unüberlegtheit und Zügellosigkeit, die zu erschreckenden statistischen Ergebnissen führt. Man wechselt dort seine „petite amie" wie ein Kleidungsstück und tauscht sie auch gelegentlich so aus. Sehr hoch ist infolge dieser Wahllosigkeit der Prozentsatz der geschlechtskranken Studenten, für die zudem keine Krankenkassen und nur vereinzelt billige Arzthilfe zur Verfügung stehen. Ebenso ist es in Spanien, allerdings mit dem Unterschied, daß dort infolge der ganz anders gearteten Moralauffassung an die Stelle der Freundin fast ausnahmslos die Nutte tritt. Die blinde Intoleranz, mit der die öffentliche Meinung in Spanien die illegitime Liebe verwirft, wirkt in der Praxis gradezu als Erziehung zum Bordellbesuch. Tatsächlich sind denn auch alle spanischen Studenten — profesionales und confesionales sind sich in dieser Hinsicht durchaus gleich — vollständig verhurt. Mit größerer Selbstverständlichkeit als in die Vorlesungen gehen sie zusammen ins Bordell, laden einander dazu ein. Dagegen kommt die in Deutschland so häufige Form des Liebesverhältnisses zwischen Student und Studentin dort fast nie vor. London bietet den Studierenden so viele Möglichkeiten des gesellschaftlichen Näherkommens, daß dort die „freie Liebe" sehr verbreitet ist, ohne daß sie so deutlich nach außen zur Erscheinung käme wie bei uns. Das College-Life der alten Universitäten schließt dagegen diese Möglichkeiten nahezu ganz aus. Man hilft sich durch nächtliches Ausbleiben, gelegentliches Durchbrennen nach London oder entschädigt sich durch die üblichen Pensionatsgewohnheiten. Die meisten englischen Studenten verstehen es, einen undurchdringlichen Schleier über ihr „Privatleben" zu ziehen.

Kleines Operettenlied von Theobald Tiger

Mit ihm schlafen ja, aber keine Intimitäten

Sei nicht böse, wenn ich dich, du liebe Inge,
hier leis besinge —
hör mich mal an:
In dem weiten Reich der schwärmerischen Dinge
knüpft eine Schlinge
dir jeder Mann.

Doch die Nacht ist keineswegs des Werkes Krönung.
Sieh, erst nachher da beginnt das wahre Spiel;
denn das Schlimmste an der Liebe ist Gewöhnung ...
ein Mal ist kein Mal, aber acht Mal sind sehr viel.

Laß die Liebe aus dem Spiel, wenn du liebst.
Weil du dir dabei zu viel
vergibst.
Höre nicht auf Schmeichelein!
Mußt du stets die Dumme sein?
Wenn du ehrlich bist, dann fällst du rein!
Das Geschäft ist faul: er nimmt, und du gibst ...
Laß die Liebe aus dem Spiel, wenn du liebst!
Steht nach Küssen dir der Sinn,
na, dann geh nur ruhig hin —
Doch von Liebe, doch von Liebe steht nichts drin!

Und ich weiß, wie das mal wird, du liebe Inge,
wenn ich einst hinge
an deiner Brust:
Um die Augen hast du dunkelblaue Ringe,
doch ach! ich bringe
dich nicht zur Lust.

Warum kommts, daß wir uns so verlieren müssen?
Wer mehr liebt, der leidet noch und noch.
Und du siehst an mir vorbei, wenn wir uns küssen,
und du hast Furcht. Und liebst ja doch ...

Laß die Liebe aus dem Spiel, wenn du liebst.
Weil du dir dabei zu viel
vergibst.
Erst schenkst du dein schönes Bein,
und du sagst: „Mehr solls nicht sein!"
Und das Herz, das folgt dann hinterdrein ...
Und ich rate dir vergebens, wenn du gibst:
Laß die Liebe aus dem Spiel, wenn du liebst!
Frau und Mann sind niemals frei.
Stets ist ein Gefühl dabei.
Und die Dummen sind gewöhnlich alle zwei!

Bemerkungen

Reichsschandmal

Kürzlich wurde mal wieder vom Reichsehrenmal für die deutschen Gefallenen des Weltkriegs gesprochen, eine Frage ähnlich der Abrüstung: mal von reden, aber nie dran denken. Daß es sich nur um ein Gedenk-, keineswegs aber um ein Mahnmal handeln solle, scheint schon aus der Verlautbarung des Ausschusses für das Reichsehrenmal hervorzugehen, die den Vorschlag der Frontverbände, auf den sie sich mit der Heiligen Schrift in evangelischer, katholischer und mosaischer Uniform geeinigt hatten, als „unheroisch" ablehnte.

Nun ist es ja eine olle Kamelle, zu jeder Reichsehrenmal-Zeit darauf hinzuweisen, daß man lieber den noch lebenden Kriegsopfern ihre Reichsehrenmahlzeit garantieren solle. Jedoch ist der Hinweis auf die Kriegsbeschädigten und -hinterbliebenen angezeigt zu einer Zeit, in der die zuständige Dezernentin des Reichsarbeitsministeriums Leuten, die private charitative Bestrebungen auch auf Kriegsopfer ausdehnen wollten, antwortete, die hätten es schon so gut, daß alle Mädchen sich darum rissen, einen Schwerbeschädigten zu heiraten: dann seien auch sie versorgt.

Der Dank des Vaterlandes ist aber nicht nur den Kriegsopfern ein interessantes Rätsel. Er sah nämlich schon 1922 folgendermaßen aus (Urteil des Landgerichts I Berlin vom 23. November 1922 (A. S. 43):

> Die Gesetzgebung hat die Zustimmung der Hauptfürsorgestellen für erforderlich gehalten, um die Beschäftigung der Schwerbeschädigten zu sichern, die heute nur ungern in einem Betriebe angestellt werden . . .

Dieser Satz umschließt in dürrem Justizdeutsch die ganze Tragödie der Schwerbeschädigten. Dies „heute nur ungern" ist sozusagen unser Reichsschandmal, errichtet im Jahre 1922.

1930 nun, wo der Krieg endgültig liquidiert werden soll, scheint man ebenfalls auf dem Standpunkt zu stehn, daß, wenn der Krieg nun mal liquidiert werden soll, man mit der Versorgung der Kriegsopfer, diesem voraussichtlich noch einige Jährchen wirkenden unangenehmsten, weil fühlbarsten, Denkzettel aus großer Zeit den Anfang machen müsse. Darum: Finanzreform! Steuersenkung! So tönt es aus den „Kreisen der Wirtschaft", denen ihre Güter damals so heilig waren, daß zu ihrer Wahrung sich die Kerls tot und zu Krüppeln schießen lassen durften — und heute sieht das so aus:

> Die Demokraten wünschen, daß an der Bestimmung festgehalten werde, im Jahre 1931 Steuersenkungen durchzuführen,

und

> Die Steuern sollen um mindestens 600 Millionen Mark gesenkt werden

Wie kaum bekannt sein dürfte, hat das Reichsarbeitsministerium schon im August 1929 Nachuntersuchungen aller Versorgungsberechtigten angeordnet, und, da sich unter den Versorgungsärzten durch keine Spezialkenntnisse beschwerte Gesundbeter großen Stils befinden, so steht zu hoffen, daß nun endlich der Kreis der Rente beziehenden Kriegsopfer kleiner werde.

Eine andre Sparmaßnahme konnte natürlich ebenfalls nicht auffallen zu einer Zeit, die nur noch in Milliarden denkt, soweit ihr Tempo überhaupt diese Betätigung zuläßt: man hat im Februar die „Einkommensgrenze", die noch eine Zuerteilung von Kohlenkarten gestattet, neu festgesetzt. Diese Kohlenkarten — sie berechtigen zum kostenlosen Bezug von einem Zentner Braunkohlenbriketts im Monat — wurden bisher allen Kriegsbeschädigten von den örtlichen Fürsorgestellen gewährt. Vom Februar an lauten für diese Vergünstigung folgende Höchsteinkommen:

monatlich	108 M.
für Verheiratete ohne Kind	162 M.
für Verheiratete mit 1 Kind	192 M.
usw.	

Ferner sollen in Zukunft Schwerkriegsbeschädigte bei Er-

laß der Hauszinssteuer nicht mehr bevorzugt werden.

Warum hat aber die Reichsregierung heute noch kein Pensionskürzungsgesetz vorgelegt, wozu sie schon vor einem Jahr vom Reichstag beauftragt wurde? Es ließen sich nämlich durch Kürzung nicht nur der hohen Pensionen sehr erhebliche Einsparungen machen. Grade die niedrigen Pensionen könnten in vielen Fällen schwinden: Wenn, zum Beispiel, ein während und wegen des Krieges als Fahnenjunker eingetretener Schüler heute Leutnants- oder gar Oberleutnantspension bezieht, während die gleichaltrigen ehemaligen Reserveoffiziere ebenso wie alle andern Rentenempfänger unter Sparmaßnahmen zu leiden haben, weil für Versorgungszwecke nicht genügend Geld zur Verfügung steht, so ist das lachhaft.

Sind aber die Mittel zu einer leidlich anständigen Versorgung knapp, so soll man sie von denen beitreiben, die sie einst avisierten, von jenem dankbaren Vaterland, dessen Dank uns gewiß und ihm ein schlechtes Ruhekissen sein sollte. Diesen Herrschaften, die Schwerkriegsbeschädigte „heute nur ungern" in ihren Betrieben einstellen und nach Senkung der Besitzsteuern zetern, sollte mal klargemacht werden, daß der Krieg, der jetzt liquidiert werden soll, nicht unser, sondern ihr Krieg war. Durch tarifmäßige höhere Entlohnung der Kriegsbeschädigten könnte schon ein Teil der Versorgungslasten vom Staat auf das „dankbare Vaterland" abgewälzt werden, dem dadurch deutlicher als durch vieldeutigen Steuerdruck bedeutet würde, wie das „Erfüllen einer Ehrenpflicht" aussieht, von der zu reden es nicht müde wird.

Von den 14 Millionen Deutschen, die während des Weltkrieges mobilisiert waren, sind 1930 800 000 versorgungsberechtigt. Dazu kommen 600 000 Kriegerhinterbliebene, so daß rund 45 Leute immer ein Kriegsopfer zu versorgen haben. Die jährlichen Kosten der Versorgung betrugen 1929 1300 Millionen, die oben erwähnten 45 haben also jährlich 900 M. aufzubringen, wovon übrigens nur 500 M. die tatsächliche durchschnittliche jährliche Rente ausmachen, also etwas mehr als der Betrag, den der Staat monatlich für einen Polizeihund ausgibt.

Zum Kriegführen gehört Geld; Geld ist aber auch das wirksamste Mittel, Kriege zu verhindern. Darum spart an der richtigen Stelle!

Kurt Ruhemann

Georg Caspari

Er war, mit seinem schönen Schauspielerkopf, ein rechter Liebhaber des Lebens, einer, dem die Liebe zur Kunst im Blute saß. „Il l'avait dans la peau". Unter der Haut saß diese Liebe — die war nicht angeflogen. Jemand, der Cézanne so liebte, daß er seinen ältesten Sohn Paul nannte, hatte wirklich eine innere Beziehung zu den Dingen, mit denen er „handelte". Und der Kunsthändler Georg Caspari, der durch einen tragischen Automobilunfall sein Leben lassen mußte, hatte an dieser einen Liebe nie genug.

Dem unvergeßlichen S. J. verbunden — der ‚Schaubühne' und

dann der ‚Weltbühne' nicht weniger treu — schrieb er aus München oft genug neben Briefen über feinste Einzelheiten Theaterberichte von seltenem Verständnis und gründlichster Sachkenntnis.

Bilder konnten ihm nicht genügen. Er mußte den Zauber des Lebendigen verspüren. Spiel und Widerspiel des Lebens, Fäden aus der Vergangenheit in die Gegenwart spinnen, und die Gestaltung galt ihm auf der Bühne oder in der Musik fast noch mehr als auf der Leinwand. Er hatte die Liebenswürdigkeit der Seele: Charme, Mut zu seinem Geschmack und Verständnis für den der andern. Namentlich in den letzten Jahren waren sein Haus, seine Gattin und er, eine Oase im verlorenen München.

Theater, Musik, Literatur — ja, auch der Kunsthandel — und alle, die damit zu tun haben, betrauern einen Freund, einen viel zu früh Geschiedenen.

Hans Jacob

Der Buchstabe G

Es gibt bekanntlich dumm-saugrobe und pikfeine Antibolschewisten. Für die erste Sorte ist der Fall mit den Vokabeln Verbrecher, Mörder, Juden, Banditen erledigt. Die pikfeinen aber führen umständliche Beweise. Lenin habe nichts mit Marx zu tun. Sowjetdiktatur sei überhaupt Reaktion. Natürlich gäbe es ein paar ganz tolle Kerle da drüben. Aber die veranstalteten gewaltsam ein hoffnungsloses Experiment. So auf die Art. Und dazu zucken sie in heuchlerischem Bedauern die Achseln.

Gegenargumente gibt es für diese Leute nicht. Das bunte, reiche russische Theater steht auf unleugbarer Höhe? Das sind nur Reste einer noch viel bunteren, reicheren Vergangenheit, von den geschickten Usurpatoren als Fremdenreklame mühsam aufrechterhalten. Der russische Film ist maßgebend, ist geradezu klassisch geworden? Aber, mein Gott, das kommt doch nur durch die staatlichen Subventionen.

Wer annimmt, das Entstehen einer ganzen Generation von großen Regisseuren sei von oben her anbefohlen und die Montage des Films sei auf Kommando zu eigner Kunstgesetzlichkeit entwickelt worden, der wird vielleicht auch durch die Kenntnis der gegenwärtigen russischen Literatur nicht bekehrt werden. Immerhin ist es recht schwer, die Kraft und Vielfalt dieser wachsenden und wuchernden Fülle zu bestreiten. Es genügt die Lektüre der ins Deutsche übertragenen Schriftsteller, um einzusehen, wie töricht die Verleumdung ist, es handele sich da durchweg um kommandierte, platte Tendenzschreibe.

Ganz Unbelehrbare sollten einmal die Erzählungen des Wsewolod Iwanow zur Hand nehmen: „Der Buchstabe G", in der vortrefflichen Übersetzung von Erwin Honig im Malikverlag erschienen.

Iwanow ist ein maßgebender Mann, der in der Schriftstellergewerkschaft Rußlands eine führende Rolle spielt. Kein opponierender Außenseiter also, sondern ein Repräsentativer. Die-

ser Iwanow nun, im übrigen unehelicher Enkel eines zaristischen Generals, als Prolet aufgewachsen, einst Drucker, Goldgräber, Vagabund, Fakir in Wandertruppen, genauer Kenner Asiens, schreibt sich da allerlei Geschichten vom Herzen, die schicksalhaft, bunt, heroisch verlaufen; in denen die Revolution oft mittelbar deutlich wird, aber nie zum alleinseligmachenden Sujet erhoben; oft ironisch gegen die Bureaukratie; phantastisch in der eindringlichen Darstellung mongolischer, turkestanischer Sonderlinge, und schließlich sogar, man denke, geradezu märchenhaft, träumerisch, gleichsam im Wodkadusel entstanden. Es wehen um alle diese Gestalten „Farbige Winde", — so hieß ein früheres Buch dieses verhaltenen, kräftigen Dichters neuer, alter, unumwundener Gefühle.

Es könnten nämlich Literaturtheoretiker an seinem Beispiel umständlich nachweisen, daß nunmehr denn also auch wohl in Rußland eine neue Periode der Herzlichkeit eingetreten sei, daß man, trotz Stalin, wieder Herz trage. Für uns Andere aber ist dieser Iwanow das beglückende und bestätigende Erlebnis, daß nicht alle Sowjetliteratur offiziöse Hymne sein muß. Da in diesen Erzählungen eines kommunistischen Prominenten Schnaps, Gott, Eifersucht und andere private Sorgen von Bauern und Arbeitern auf die denkbar legitimste Art behandelt werden, sollten doch unsere pikfeinen und schulterzuckenden Antisowjetisten damit aufhören, das alles da drüben immer noch für eine bloße, unmenschliche Konstruktion zu halten. Es ist, wie natürlich ist das doch, Fleisch und Blut von unsrem Fleisch und Blut. Wir können das gar nicht gründlich genug einsehen. Und Iwanow ist einer der besten Helfer dazu.

Axel Eggebrecht

Deutsches Literaturlexikon

Nun liegt, bis auf Ergänzungen und Register, die fleißige Arbeit von Merker und Stammler abgeschlossen vor. Das Werk ist, auch an dieser Stelle, so oft und begeistert gelobt worden, daß jetzt wohl einige Einwendungen erlaubt sind.

Man weiß, was — vom politischen ganz abgesehen — heute an unsern Universitäten gelehrt wird und gelehrt werden kann. Die Einzelwissenschaft, soweit sie auf exakte Tatsachen gegründet ist und nicht grade mit der Wirklichkeit in Konflikt kommt, steht auf höchster Höhe, die Geisteswissenschaften sind schon darüber hinaus und geraten langsam auf den toten Ast, Cissarz ist nicht mehr dasselbe wie Gundolf, von Dilthey ganz zu schweigen, die Spenglerei macht auch hier unerfreuliche Fortschritte: das ist auch leider in diesem Werk, das es nicht nötig hätte, zu spüren. Dagegen ist zum Beispiel die systematische Theaterkunde eine junge Wissenschaft, die sich noch ihre Sporen zu verdienen hat; von ihr hat der Berliner Knudsen alles Notwendige mit bemerkenswertem Fleiß beigetragen, so daß auch der Theaterkritiker dieses Werk mit Nutzen gebrauchen kann. Grundsätzlich, wie fast alle Literaturgeschichte versagt auch diese Quelle bei der Beurteilung der letzten dreißig Jahre der deut-

schen Literatur: hier kommt man, scheint es, an unsern Universitäten nicht über Gemeinplätze hinaus. Aber das weiß man, und — Hand aufs Herz — wo wäre es, von ein paar Außenseitern abgesehen, grundsätzlich besser?

Jedoch geht die Sage, daß wir seit längerem akademische Institute für Zeitungskunde besitzen. Ihre Tätigkeit macht sich in diesen drei starken Bänden leider nicht allzu angenehm bemerkbar. Der Artikel „Zeitung" — „Zeitschrift" fehlt erstaunlicherweise ganz — behandelt auf vier Spalten flüchtig das Historische bis zum achtzehnten Jahrhundert, auf weitern drei die Entwicklung der modernen Zeitung und schließt, nach einer in keinem Verhältnis zum sonstigen Umfang stehenden Polemik (die an und für sich nicht in ein Lexikon gehört), apodiktisch mit der Feststellung, daß die Forderung der Abtrennung des Inseratenteils vom redaktionellen „die heutige Presse auf den Zustand des achtzehnten Jahrhunderts zurückschrauben wolle" — sieh mal einer an! Bei diesem Artikel, wie bei dem des gleichen Verfassers über „Zensur" ist sogar die, sonst durchgehends vorzügliche Bibliographie ganz unzureichend: unter Zeitung fehlt unter anderm Cunow, unter Zensur H. H. Houben. Dagegen ist der Artikel „Vaterländische Dichtung" mit sechsundzwanzig Spalten bedacht. Genau so sieht es, leider, an unsern Universitäten aus. Von Walther de Gruyter, unserm größten und modernsten wissenschaftlichem Verlage, sind wir eigentlich Besseres gewöhnt, und die Tatsache eines, als Ganzes genommen, so kouragierten Versuchs, wie das vorliegende Werk und die zahlreichen weitern enzyklopädischen Unternehmungen des Verlags es darstellen — von denen nur seiner Neuheit und Einzigartigkeit halber der großartige „Deutsche Kulturatlas" genannt sei —, kann nicht ganz über das Mißvergnügen an den Schönheitsfehlern hinwegtrösten.

J. M. Lange

Helden

Ein Hjalmar Kotzleb berichtet im ‚Tag' vom 14. Mai 1930 eine „Begebenheit aus dem Weltkrieg". Empörender, beschämender als der geschilderte Vorfall ist der Geist der Zeitung und ihrer Leser. Zwölf Jahre nach dem Kriege wagt der ‚Tag', einem Kreis von Menschen, die sich für sehr anständig und gebildet halten, eine ekelhafte Brutalität als deutsche Heldentat zu servieren.

Ein abgeschossner amerikanischer Flieger muß landen. Deutsche Soldaten, Eisenbahner und Schnitter-Soldaten eilen hinzu:

„Alle waren sie von einem dumpfen Haß ergriffen auf diese Aasvögel ... und nun vollends auf diese Amerikaner, die herüberkamen, einem Volke, das ihnen nie das geringste zuleide getan, im tötlichen Kampfe mit der Übermacht gefahrlos den Nickfang zu geben. An dem Anblick des einen Herabgeholten wollte man sich weiden ... Der Amerikaner war ein hagerer Jüngling, tadellos rasiert und seine Kleidung ohne Flecken und Flicken. Um seinem Mund saß ein roher Zug.

Als er die finstern Mienen der andringenden Deutschen, ihre verschmutzten, zerschlissenen und blutbesudelten Waffenröcke unterscheiden konnte, schien er sich zu wundern und leicht zu erschrecken. Er suchte nach irgend einem Geeigneten in dem Schwarm, dem er sich förmlich ergeben könnte, und wurde auch eines Offiziers gewahr, kenntlich an den Rangabzeichen, von dessen Kopfe ein frischer Verband nur die Augen, die blutbeschmierte Nase und den Mund frei ließ. Auf diesen also trat der Flieger zu, grüßte und begann in reinem Deutsch:

‚Herr Kamerad, ich habe die Ehre. Ich bin Deutschamerikaner. Meine Eltern stammen aus Baden — Auf gute Kameradschaft!' Er schien sich sein Sprüchlein so zurechtgelegt zu haben und streckte nun die Rechte dem Offizier zum Handschlage

hin. Alle Mannschaften hatten gehört, was der Deutschamerikaner gesprochen hatte, allen saß die Wut wie ein Klumpen trockenes Brot in der Kehle, alle warteten und starrten den Offizier mit dem Kopfverbande an. Der sah dem andern ins Gesicht und schien etwas erwidern zu wollen, aber seine Wunde verhinderte ihn wohl, wenn es nicht etwas andres war. Jedenfalls sahen es alle, daß er zwar den Mund auftat, aber, statt dem Amerikaner zu antworten, ihm in die dargereichte Rechte spuckte, sich rasch umkehrte und durch den geöffneten Ring der Mannschaften davonschritt.

Fassungslos verwundert starrte der Deutsche von der andern Front ihm nach und stotterte, sich an die Leute wenden: ‚Aber ich bin doch ein Landsmann.' Da traf ihn ein Schnitter-Soldat, es war einer mit einem gutmütigen, ältlichen Bauerngesicht, mit der Faust mitten in die Zähne. Er hörte noch den brüllenden Ruf des Mannes: ‚Ebe deswege, du Hund! Ich bin au aus Bade. Ebe deswege!'"

Woraus klar und deutlich hervorgeht

erstens, daß der Wehrlose nicht auf den Mund seines Feindes hätte zutreten sollen;

zweitens, wie das gute Beispiel des Vorgesetzten prompt auf den Gemeinen wirken mußte;

drittens, weshalb der Amerikaner einen rohen Zug und der Badenser ein gutmütiges Gesicht hatte.

Werner Ackermann

Sittliche Reinigung

Ernst Schlenker: Vom Verhalten der Geschlechter zueinander vor und nach der Verlobung. 2., durchgesehene und verbesserte Auflage. 1. Auflage unter dem Titel: Der Verkehr der Geschlechter untereinander vor und nach der Verlobung.

Und das alles für vierzig Pfennige!

Liebe Weltbühne!

Zwei Juden fahren in der Eisenbahn. Sagt der eine zum andern: „Ach, entschuldigen Sie, sind Sie nicht Jakob Wassermann?" „Na, wenn Sie mich erkannt haben, ja." „Ich bin nämlich ein großer Verehrer Ihrer Werke. Wissen Sie, das Schönste an Ihren Romanen ist, daß man immer genau weiß, wer gemeint ist. Aber, sagen Sie mal, an wen haben Sie denn beim Columbus gedacht?"

Hinweise der Redaktion

Berlin

Verein Sozialistischer Aerzte. 19. Pschorr-Haus, Tauentzienstraße 13, abends 8 Uhr, Dr. Felix Boenheim: „Arzt und Kurpfuscher".

Bücher

Jean-Arthur Rimbaud: Leben, Werk, Briefe, Internationale Bibliothek, Berlin.
Franz Blei: Männer und Masken, Ernst Rowohlt, Berlin.
Magnus Hirschfeld: Sittengeschichte des Weltkriegs. Verlag für Sexualwissenschaft Schneider & Co., Wien und Leipzig.

Rundfunk

Dienstag. Königswusterhausen 17.30: Aus Hamsuns „Viktoria", Gerda von Bremen. — München 19.30: Gespräch mit Mary Wigwam. — Königsberg 21.30: Carl Ebert liest. — **Mittwoch.** Berlin 17.40: Sport und Literatur, Axel Eggebrecht und W. Kaul. — 19.30: Generationskampf? Walter von Molo und Erich Reinhardt. — **Donnerstag.** Berlin 15.20: Die russische Revolutionärin, Dr. J. Steinberg. — München 19.00: Gedichte von Anton Schnack, Karl Ferber. — Berlin 19.30: Fränze Roloff liest Fritz Pick. — **Freitag.** Berlin 18.30: Die Erzählung der Woche, Hans Reimann. — Leipzig 21.00: Sonderlinge als Erzähler, Josef Krahé. — **Sonnabend.** Berlin 17.00: Dramaturgie des politischen Theaters, Erwin Piscator und Felix Gasbara.

Antworten

Schriftsteller. Slang hat aus dem Gefängnis Moabit an den Vorsitzenden deines Schutzverbandes das folgende Schreiben gerichtet: „Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf folgende Tatsachen lenken: Ich habe im Mai und Dezember des vorigen und im Januar dieses Jahres als verantwortlicher Redakteur für ‚Die Rote Fahne' gezeichnet. Während ich mich Anfang Februar auf einer Reise befand, erfuhr ich, daß gegen mich ein Haftbefehl erlassen worden sei. Ich meldete mich am 7. Februar auf dem berliner Polizeipräsidium und wurde, da meine Akten nicht zur Hand seien, für den nächsten Tag wiederbestellt. Ich ging am nächsten Tag wieder auf das Polizeipräsidium, wurde verhaftet und nach Leipzig in Untersuchungshaft gebracht. Die Verhaftung wurde mit ‚Fluchtverdacht und Verdunkelungsgefahr' begründet. Am 12. April wurde ich wegen Vorbereitung zum Hochverrat — dieses Verbrechen wurde in 27 Artikeln erblickt — als Überzeugungstäter zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt. In letzter Minute wurde noch ein 28. Artikel, in dem versuchter Landesverrat erblickt wurde — es handelt sich um einen Artikel, der sich mit den Beziehungen des Reichswehrgenerals v. Kressenstein zu dem Tscherwonzenfälscher Karumidse beschäftigt — in die Anklageschrift aufgenommen. Dieser Punkt wurde jedoch während der Verhandlung fallen gelassen. Mein Antrag auf Haftenlassung wurde abgelehnt. Die Verdunkelungsgefahr — die nie bestand, da es sich ja in allen Fällen um inhaltlich und formell feststehende Zeitungsartikel handelte — sei zwar durch meine Verurteilung behoben. Nicht aber der Fluchtverdacht, da ich nach wie vor nicht verheiratet sei. Ich trat also nach dem Buchstaben des Gesetzes meine Festungsstrafe sofort an. Mir wurde von der Reichsanwaltschaft versichert, daß ich noch vor Ostern — also spätestens in einer Woche — auf die Festung gebracht würde. Trotz dieser Versicherung wurde ich jedoch weiter in Leipzig inhaftiert und als Untersuchungsgefangener behandelt. Auf meine Beschwerde wurde mir mitgeteilt, man habe in den leipziger Gefängnissen keine Einrichtungen für Festungsgefangene. So vergingen vier Wochen. Alle Anfragen bei der Reichsanwaltschaft wurden in dem Sinne beantwortet, daß ich „in nächster Zeit" Bescheid bekäme. Ich trat in den Hungerstreik, da es nach meiner Erfahrung wohl möglich war, mich auch in einem Strafgefängnis als Festungshäftling zu behandeln. (Aufhebung der Briefkontrolle, täglich 5 Stunden Freizeit.) Die Gefängnisleitung erklärte mir, daß ich gefesselt und durch die Nase gewaltsam ernährt werden würde, im Gefängnis sei noch niemand verhungert. Schließlich wurde mir die Aufhebung der Briefkontrolle zugestanden, da ich ja Festungsgefangener sei. Diese „Vergünstigung" dauerte grade einen halben Tag. Am Abend dieses Tages erhielt ich die Mitteilung, der Untersuchungsrichter beim Reichsgericht, Herr Landgerichtsdirektor Brauner, Berlin, habe ein Verfahren wegen Landesverrats gegen mich eröffnet und gegen mich — wiederum wegen Fluchtverdacht und Verdunkelungsgefahr — einen Haftbefehl erlassen. Hieraus ergab sich die mir bis dahin unbekannte Tatsache, daß man einen Festungsgefangenen, den man aus Mangel an Einrichtungen in Untersuchungshaft behält, noch einmal verhaften und in Untersuchungshaft nehmen kann. Als Begründung für den Fluchtverdacht wurde wieder angegeben, daß ich nicht verheiratet sei. Am 9. Mai wurde ich in das Untersuchungsgefängnis Moabit gebracht. Ich verbüße hier zwei Strafen: Meine Festungshaft, die ich am 12. April angetreten habe, und gleichzeitig eine Untersuchungshaft. Da diese die weitergehende Form des Strafvollzugs ist, werde ich auch hier ausschließlich als Untersuchungshäftling behandelt. Ich habe dem Untersuchungsrichter (Herrn Doktor Braune) erklärt, daß dieses Verfahren die Vernichtung meiner wirtschaftlichen Existenz bedeutet. Ich bin seit dem 1. April nicht

mehr Redakteur der ‚Roten Fahne', da es für die kommunistische Presse unmöglich ist, den verhafteten Redakteuren — es sind bis jetzt vierzig — weiter Gehalt zu zahlen. Ich bin also auf freie schriftstellerische Tätigkeit angewiesen. Das wird mir durch die bestehende Zensur unmöglich gemacht. Der Untersuchungsrichter erklärte mir, er kenne meine Art zu schreiben und würde keinen Artikel durchgehen lassen, der bestehende staatliche Einrichtungen satirisch behandle. Da ich seit nunmehr acht Jahren fast ausschließlich politische Satiren schreibe, bedeutet die Zensur die völlige Unterbindung meiner schriftstellerischen Tätigkeit. Eine ‚Umstellung' auf unpolitische Jahreszeitgedichte ist mir unmöglich. Ich unterstütze von meinem Einkommen meine Eltern. Als ich darauf hinwies, wurde mir von dem Untersuchungsrichter gesagt, ich hätte ja die Rote Hilfe, die würde mich schon nicht im Stiche lassen. Ein Beauftragter der Roten Hilfe, der mir ein Paket überbringen wollte, wurde jedoch von dem gleichen Herrn Untersuchungsrichter Braune abgewiesen. Meine Doppelhaft besteht fort. Da ich immer noch nicht verheiratet bin, ist der Fluchtverdacht nicht ‚behoben'. Eine Anklageschrift in dem Landesverratsverfahren habe ich noch nicht erhalten, ein Termin ist noch nicht festgesetzt. So kann es kommen, daß ein Schriftsteller, der als Überzeugungstäter zu Festungshaft verurteilt ist, seine sogenannte Ehrenstrafe als krimineller Häftling verbüßen muß, ein Fall, der auch über meinen Spezialfall hinaus Ihr Interesse erregen dürfte. Ich bitte Sie, sich meiner Sache anzunehmen und diese Beschwerde zu unterstützen. Fritz Hampel (Slang)."

Paul Westheim. Sie sagen und schreiben: „Der Kunstkritiker hat Kämpfer für eine künstlerische Idee, eine künstlerische Weltanschauung, Kämpfer für eine bestimmte Richtung, meinetwegen sogar für eine Partei zu sein. Anwalt sein heißt aber, Stellung nehmen. Stellung für und wider, heißt nicht nur kämpfen, sondern auch bekämpfen, was einem im Widerspruch zu stehen scheint zu der eignen künstlerischen Weltanschauung. Und schlimm sind nur die, die zu allem, was gemacht wird und was geschieht, Ja und Amen sagen. Das ist sinnlos, weil es jede Wirkung selbst wieder aufhebt, ist ungefähr so, wie der Anwalt, der sich einfallen ließe, beide Parteien vertreten zu wollen. Das ist die läßliche Sünde, die, wie mir scheinen will, heute am allermeisten begangen wird. Die nicht zum wenigsten beiträgt, aus der Kunstkritik eine so unfruchtbare Betätigung zu machen." Jedes Wort ein Volltreffer. Alle Achtung vor Ihrer Theorie. Aber wie steht es um Ihre Praxis? Sie werden doch nicht Ihr gutes Kunstblattherz verleugnen wollen, das für Wunderwald wie für Kandinsky, für Wedewer wie für Paul Klee, für Peter Röhl wie für Pablo Picasso, für verspäteten Impressionismus wie für Surrealismus, für neue Sachlichkeit wie für neue Herzlichkeit schlägt. Allerdings sind das nicht zwei Parteien, sondern sechs und noch mehr. Eine blühende Anwaltspraxis.

Internationale juristische Vereinigung. Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld spricht am 1. Juli, 20½ Uhr, im Ernst-Haeckel-Saal des Instituts für Sexualwissenschaften, In den Zelten 10, über: „Vergleichendes und zukünftiges Sexualstrafrecht".

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Der Pabst von Carl v. Ossietzky

Der Pabst lebte herrlich in Oesterreich, zuerst incognito in Tirol, später im vollen Glanze seines Heldennamens abwechselnd in Innsbruck und Wien — ein Wallenstein des innern Krieges. Dennoch hätte er auch auf der Höhe der Macht nicht den verhängnisvollen Abschluß der Karriere seines großen Vorgängers vergessen sollen. Als im Weltkrieg der General Auffenberg unter dem Verdacht des Hochverrats verhaftet wurde, weil er einen Sieg über die Russen errungen hatte, sagte er zu seinem entsetzten Stabe: „Beruhigen Sie sich, meine Herren, meinem Kollegen Wallenstein ist es noch viel schlimmer ergangen." Dieser heitere Einblick in die Tücke der österreichischen Staatsseele fehlte dem evangelischen Preußen Waldemar Pabst, deshalb mußte ihn seine jähe Abschiebung wie ein Donnerschlag treffen; diese Abschiebung, die aus Ernst und Komödie so seltsam gemischt ist.

Zwei Kräftegruppen sind es, die bis heute erbittert um die Herrschaft über die Heimwehr gerungen haben. Die Christlich-Sozialen, denen dabei nur der Gedanke einer Parteitruppe vorschwebt, einer Bürger- und Bauern-Miliz, vom Klerus für den Klassenkampf gegen die Roten einexerziert. Ein bescheidenes kleinbürgerliches und kleinstaatliches Ideal, dessen Verwirklichung Oesterreich aus den Händeln der Welt zieht: innigster Wunsch eines arm gewordenen Landes, dem das Schicksal alle verwegenen Träume schrecklich ausgeklopft hat. Und eine zweite kleinere Partei, die, von den reichsdeutschen Wehrverbänden und Nationalsozialisten angesteckt, die große Politik pflegt, und in Oesterreich nicht viel mehr sieht als den Saumpfad über die Berge zwischen Italien und Ungarn. Es sind in der Mehrzahl, wie Major Pabst, deutsche Flüchtlinge, die von Neunzehn bis Dreiundzwanzig Konterrevolution gespielt haben, überall dabei gewesen sind und jetzt, bald Mussolini, bald Horthy verdingt, ein wurzelloses Condottierendasein führen. Denn der Pabst ist nicht allein gekommen sondern hat auch seine Vettern mitgebracht. Über ganz Oesterreich verteilt, wirtschaften Matadore aus dem Baltikum, aus Döberitz und dem Sennelager. Überall stoßen wir in der Heimwehrbewegung auf frühere deutsche Offiziere, die mit der Aera der Putsche und politischen Morde engstens verknüpft sind. Sie haben ihre Pöstchen gefunden, sie organisieren wieder Bürgerkrieg. Über die Alpine Montan fließt aus der Ruhrindustrie der nötige Zaster in die Kriegskasse. Die soziale Frage ist für die nächste Zeit gelöst. Man hat Geld, man kann sich mit dem Hahnenschwanz am Hut aufspielen, und man hat endlich wieder einen Feind. Der Pabst lebte herrlich in Oesterreich, und die freigebige deutsche Republik führte an den flüchtigen Hochverräter pünktlich jeden Monat seine Pension als Peterspfennig ab.

Ganz reibungslos ging es zwischen den Exilierten nicht immer her. Die alten Gegensätze unter den Führern, die schon

früher das Gelingen größerer Aktionen unmöglich gemacht hatten, lebten auf fremdem Boden und unter ganz veränderten Verhältnissen gespenstisch weiter. Diese Rivalitäten sollen der österreichischen Regierung das schnelle Vorgehen gegen Pabst sehr erleichtert haben.

Der und seine Landstörzer haben den Heimwehren Gestalt gegeben. Sie haben sie nicht nur gedrillt sondern ihnen auch ihren bösen, rachsüchtigen Geist eingeflößt. Ohne diese Fremden wären die Heimwehren wahrscheinlich nur ein Bündel disziplinloser, von Cantönli-Interessen hin- und hergezerrter Kriegervereine geblieben, die für die gut organisierte Arbeiterschaft der roten Hauptstadt wenig Gefahr bedeutet hätten. Der tiroler Landeshauptmann Stumpf hatte schon einen vorzüglichen Griff gemacht, als er vor zehn Jahren den geflohenen Kappisten beherbergte und seinen ländlichen Knüppelgarden als Instruktor vorsetzte. Aber seitdem ist der Instruktor zum Generalstabschef geworden, der den großsprecherischen, aber ganz und gar initiativelosen Führer Steidle an seinen Drähten hielt und schließlich nur noch als Agent der italienischen Politik arbeitete.

In manchen Stücken erinnert die Art, wie Pabst abgeschafft wurde, an den berühmten Handstreich Kahrs gegen Hitler und Ludendorff. Gestern noch Verbrüderung und heute Verhaftsbefehle und Kartätschen. Es mag eine gewisse Beruhigung gewähren, daß die Regierung Schober—Schumy—Vaugoin dem Rechtsradikalismus nicht das Feld überlassen will, aber zugleich beweist die Überrumpelung des Generalstabschef der Konterrevolution doch, wie sicher diese schon in den Staatskörper eingebaut ist — so sicher, daß der Arrangeur entbehrt werden kann. Solange Wallenstein im Namen seines Kaisers Länder verwüstete und Ketzer ausrottete, war er der allmächtige Favorit. Doch als er mit eigner Zielsetzung zu arbeiten begann, mußte er gefällt werden. Jetzt wissen alle um Pabstens Anrüchigkeit und seufzen erleichtert auf. Keiner der guten Katholiken hat in langen Jahren Anstoß genommen, daß dieser Mann immer dringend verdächtig gewesen war, den Meuchelmord an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg inszeniert zu haben, daß er selbst mit der Ermordung Erzbergers und Rathenaus in Verbindung gebracht worden war, daß seine Hände rot von Bruderblut waren.

Es schien ein Bürgerkrieg werden zu wollen und hat doch mit einer simplen Polizeiaktion geendet. Erstaunlich ist die Ruhe, mit der in Oesterreich die gewaltsame Entfernung des Condottiere hingenommen worden ist, erstaunlicher noch, daß selbst der gewaltige Steidle nur einen herzlich matten Angriff geführt hat. Dämmert es in den harten Schädeln der Provinzialen, daß dieser Mann sie zu einem gefährlichen Spiel hatte verleiten wollen? Ihnen genügte ja eine Waffe, deren bloßes Vorhandensein schon die Sozialisten in Schach hielt und die Überlegenheit der Bourgeoisie sicherstellte — aber vor der blutigen Anwendung hatten sie doch Angst. Oder hat es die Schoberregierung den Kapitänen der Hahnenschwänzler mühsam eingepaukt, daß dieser Eine — wenigstens vorübergehend — fortmüsse, weil sonst die Mächte auf Oesterreich böse sein

und ihm keinen Kredit mehr geben würden —? Schober hat im Nationalrat mit schöner Offenheit ausgeplaudert, daß ein der Rechtsdiktatur anheimgefallenes Oesterreich mit einer Intervention zu rechnen habe und daß diese Drohung allein ihn zwinge, für eine halbwegs liberale Fassade zu sorgen. Dieser bittern Tatsache mußte ein Opfer gebracht werden. Da aber auch Herr Schober gar nicht daran denkt, den Heimwehren ernsthaft an den Kragen zu gehen, so wurde wenigstens ihr allzu sichtbarer und draußen Ärgernis erregender preußischer Helmbusch in die Ecke geworfen. Der Pabst flog ab, ohne daß sich ein Arm für ihn erhoben hätte. Er ist der einzige Geprellte bei diesem schwierigen Intrigenstück, denn der Gewinn seiner Arbeit fällt nicht ihm und seiner Sache sondern den Hofräten und der Klerisei zu. Der Mann, der eben noch Oesterreichs heimlicher Herrscher war, kann heute in Italien als Supernumerar des Fascismus neu anfangen. Der Mörder Matteottis hat für solche Leute Verwendung.

*

Welches auch immer die Motive der österreichischen Regierung gewesen sein mögen, den Pabst an die Luft zu setzen, die Tat selbst hat gezeigt, wie auch ein nicht sehr starkes Regiment sich in Respekt zu setzen vermag, wenn es nur seine Autorität zu gebrauchen wagt. Das macht den Fall beispielhaft. Warum hat eigentlich noch keine deutsche Regierung daran gedacht, Herrn Adolf Hitler aus Braunau (Tschechoslowakei) endlich des Landes zu verweisen? Herr Hitler ist ja nicht Oesterreicher, das Anschlußsentiment kommt also nicht in Frage. Wie hart können die Behörden nicht sonst gegen Ausländer sein, wenn es sich um kleine Paßvergehen oder um bescheidene politische Betätigung handelt. Nur der große Adolf darf seit zehn Jahren unbehindert Aufruhr und Hochverrat predigen und praktisch ausüben und die Losungen ausgeben für die Bluttaten, die sich tagtäglich auf der Straße und in Versammlungen wiederholen. Der Russe Eugen Léviné ist kurzerhand vor die Gewehre gestellt worden, und wäre Max Hölz auch nur ein paar Schritte jenseits einer Grenze beheimatet, die Zugehörigkeit zum deutschen Sprachstamm hätte ihn nicht vor einer rauhen Austreibung geschützt. Hitler selbst versucht ja seit Jahren mit den verschiedensten Mitteln seine Einbürgerung durchzusetzen, es ist ihm immer wieder mißlungen, und selbst sein Freund Frick hat es nicht schaffen können. Die Regierungen drücken sich davor, Herrn Hitler zum deutschen Staatsbürger zu machen, was ihn erst zur politischen Betätigung qualifizieren würde. Eine wenig tapfere Halbheit. Man wagt ihn weder auf Schub zu bringen noch als Mitbürger anzuerkennen; man läßt den Landfremden ungestört herumtoben und für sich und seine Komitatschis Ansprüche auf Alleinherrschaft proklamieren. Das Gesetz ist nur gegen Schwache schrecklich. Hat Einer seine Prügelgarden hinter sich und eine große nationale Schnauze, so ist er gegen das gemeine Schicksal gefeit. Übrigens würde es gar nicht so schlimm werden. Auch der Hinauswurf Pabstens kostet Schober nicht den Kopf.

Befreiungsamnestie von Erich Mühsam

In den deutschen Zuchthäusern läuft seit Monaten ein Gerücht um: Wenn die Franzosen und Engländer ihren letzten Mann vom linken Rheinufer abmarschieren lassen, gibt es endlich einmal eine große Amnestie! Amnestie — von unsern Gesetzmachern ahnt keiner, was dieses Wort für die Tausende und Zehntausende in sich schließt, deren Leben jahraus, jahrein als eine einzige Trostlosigkeit verläuft; Amnestie — das ist die letzte Hoffnung der Verzweifelten, und jedes neue Ereignis im politischen Leben wirkt wie eine Kampferspritze auf die fast toten Herzen der langjährigen Gefangenen. Geht das Ereignis dann vorüber, und an die zur Strafe lebendig Begrabenen hat wieder niemand gedacht oder wieder ist nur eine Handvoll Erlesener frei geworden, dann sinken von neuem viele, viele unglückliche Menschen seelisch in sich zusammen, nicht so sehr im Gefühl, vergessen zu sein als in der Vorstellung: neu verurteilt, für unabsehbare Zeit um jede Aussicht auf Rettung betrogen zu sein. Als man im vorigen Jahre das zehnjährige Geburtsfest der Weimarer Verfassung mit Reden und Trompeten, Fahnenschwenken und Gelöbnissen zu allem Guten beging, da waren in den Strafanstalten zugleich alle Nerven bis zum Zerreißen angespannt; niemand glaubte, konnte, mochte glauben, daß der Tag vorübergehen werde ohne eine große Geste der Republik, ohne einen kräftigen Strich durch eine schlimme Vergangenheit, deren kriminelle Opfer nicht minder bedauernswert erkannt werden würden als alle andern, die unter die Räder der Zeit geraten waren. Und doch geschah nichts dergleichen, nicht einmal ein so schwacher Ansatz zu einer Amnestie wurde beliebt, wie er vor Erlaß jener Verfassung Jahr für Jahr zu Kaisers Geburtstag üblich war. Man kann doch nicht fortwährend Amnestien machen, war damals, ist immer der Einwand derer, die die Rechtsordnung des Staates nicht durch die Vorstellung gefährden lassen mögen, daß an einmal ergangenen Gerichtssprüchen außer durch individuelle und an Bedingungen geknüpfte „Gnadenerweise" noch generell etwas berichtigt werden dürfe.

Nun ist freilich wahr, daß vor zwei Jahren, im Juli 1928, ein Reichsamnestiegesetz erlassen wurde, durch das tatsächlich eine ziemlich große Zahl politischer Gefangener frei wurde. Dieses Gesetz wurde beschlossen, weil sich durch die Fememordprozesse auf der rechten Seite der politischen Arena das Bedürfnis geltend machte, die Ungewißheit vom Schicksal der beteiligten völkischen Herren zu nehmen, die wenigstens den Schriftsätzen nach lebenslänglich im Zuchthaus bleiben oder gar in neuen Prozessen dem Tode überliefert werden konnten. Das Gesetz sah — nachdem die günstigere Fassung, die es unter der Regierung Marx-Hergt bekommen sollte, nach Amtsantritt der Müllerschen abgeändert war — die Auslöschung aller politischen Strafen vor, mit Ausnahme derer, die wegen Verbrechen gegen das Leben verhängt waren; bei ihnen wurde das Strafmaß auf die Hälfte herabgesetzt, bei lebenslanger Einker-

kerung auf siebeneinhalb Jahre, und, wo Zuchthausstrafe zu verbüßen war, wurde sie in Gefängnis umgewandelt bei Fortfall der Neben- und Ehrenstrafen. Außer den Femetätern, die zum größten Teil sofort freigelassen, zum kleinern Teil, wie einzelne noch vom Rathenaumord her Inhaftierte, ins Gefängnis überführt wurden, wurden auch etliche Dutzend kommunistische und sonstige proletarisch-revolutionäre Verurteilte ganz oder teilweise amnestiert. Aber bei ihnen setzte sich auch gleich die Schwäche des Gesetzes in Erscheinung, da der gar nicht näher bezeichnete Begriff der politischen Straftat der tendenziösen Deutung und damit der parteiischen Auslegung des Gesetzes alle Tore öffnete. Zwar kam man nicht mehr darum herum, die revolutionären Expropriationsgruppen als politischen Charakters anzuerkennen, die sich nach der Niederschlagung des mitteldeutschen Aufstandes gebildet hatten, um nach dem Beispiel der russischen Sozialrevolutionäre von 1905 bis 1908 durch Überfälle auf Banken, öffentliche Kassen, Geldtransporte zugleich die Bourgeoisie im Gefühl der Unsicherheit zu erhalten wie die Finanzierung der Bewegung, die Unterstützung der Gefangenen und ihrer Angehörigen und den eignen Unterhalt in der Illegalität zu sichern. Aber bei der Anwendung der Amnestie verfuhr man mit der größten Engherzigkeit und wendete gradezu Kniffe an, um einzelne Mitglieder dieser Kolonnen, die sich an die in Karl Plättners Schrift „Der organisierte rote Schrecken" niedergelegten Grundsätze hielten, um ihre Freilassung zu prellen. Die Anhänger der Kommunistischen Arbeiterpartei (der ersten linken Abspaltung der KPD.) Peters, Kobitsch-Meyer und Nachtigall wurden deshalb nicht als Politische anerkannt, weil unter den zahlreichen Enteignungen, die sie im Dienste ihrer Sache gemeinschaftlich oder einzeln im Bunde mit andern Genossen ausgeführt hatten und die als revolutionär motiviert anerkannt und amnestiert wurden, einige waren, die von ihnen abgeleugnet wurden, infolgedessen auch nicht in ihren politischen Beweggründen aufgezeigt worden waren. An diese Ausflucht hält sich heute noch die Justizbehörde, und der zu fünfzehn Jahren verurteilte Karl Nachtigall und der lebenslänglich eingekerkerte Karl Peters werden vielleicht auch jetzt wieder die Räumungsamnestie im Zuchthaus überdauern müssen, das ihr Genosse Herbert Kobitsch-Meyer allerdings am 1. Januar dieses Jahres verlassen hat. Er war in der Gefangenschaft schwindsüchtig geworden, man verweigerte ihm die Heilung außerhalb der Anstalt (für Proletarier ist der Begriff der sklarekschen Haftunfähigkeit ja nicht eingeführt worden) und trug den tapfern Revolutionär schließlich mit den Füßen vorneweg aus dem Hause der Rache. Er wurde, trotz der Etikette eines „gemeinen Verbrechers" von uns, seinen Freunden, unter roten Fahnen nach Friedrichsfelde begleitet. Ein andrer Fall: Die Reichswehrsoldaten Mehlhorn und Burkhardt hatten in politisch bewegten Zeiten der KPD. Waffen überlassen. Sie wurden wegen Hochverrates zu je zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Amnestie von 1928 aber ging an ihnen vorbei, und man begründete die bemerkenswerte Auffassung, daß das Delikt des Hochverrates nicht immer ein

politisches zu sein brauche, mit dem Eigennutz der Verurteilten, die für ihre andauernde unterirdische Tätigkeit und für die ausgelieferten Gewehre zusammen die Summe von zweiundzwanzig Reichsmark „Gewinn" gemacht haben sollen. Jetzt, vor wenigen Wochen, hat man die beiden endlich aus der Strafanstalt entlassen, nicht unter nachträglicher Anwendung der Amnestie, sondern auf Bewährungsfrist und offenbar nur, um beim Inkrafttreten der bevorstehenden Amnestie neuen Angriffen wegen des krassen Falles aus dem Wege zu gehn.

Soweit die Absichten der Reichsregierung bis jetzt erkennbar sind, soll die „Befreiungsamnestie" nichts weiter bewirken als die Freilassung auch derjenigen politischen Verurteilten, die wegen Verbrechens gegen das Leben verurteilt, respektive verfolgt sind, mit der Einschränkung jedoch, daß nur vor dem 1. Dezember 1924 begangene Straftaten berücksichtigt werden sollen. Stimmt das, so muß man sagen, daß die neue Amnestie den Rekord an parteilicher Tendenz unter allen schon erlebten Straffreiheitsgesetzen der Republik schlagen wird, was allerhand bedeuten will. Die Begrenzung, durch die alles, was in den letzten fünfeinhalb Jahren geschehen ist, übergangen werden soll, zeigt an, wie wörtlich und ausschließlich die Forderung des Herrn Doktor Bredt erfüllt wird, der die völlige Liquidierung der Fememorde durch eine Amnestie als unumgänglich bezeichnet hat. Die letzte der ausgeführten Femeordtaten, die zur Aburteilung gelangt ist, betraf den grevesmühlener Fall Holtz; sie geschah nach Gumbels „Verräter verfallen der Feme" Ende Dezember 1923. Für die Möglichkeit, daß sich spätere Morde noch herausstellen könnten, wird also ein Jahr Frist gesetzt. Die Ausdehnung der Amnestie vom Juli 1928 auf Mordfälle wird demnach sämtliche noch gefährdeten Beteiligten an der Selbstjustiz der Schwarzen Reichswehr außer Verfolgung bringen. Der bislang immer wieder verzögerte Fahlbusch-Prozeß braucht nicht stattzufinden; von der linken Seite aber wird man nur wenige Gefangene mit herausschlüpfen lassen müssen. Eine Erklärung, was der Begriff „politisch" umfaßt, wird auch dieses Mal nicht beliebt, und die Linkskommunisten Peters und Nachtigall kann man mit den fadenscheinigen Gründen von ehedem wieder übergehen. Nicht nur sie werden neu verurteilt. Man hört auch nichts davon, daß die tolle Konzession an den verstiegensten Geßler-Nationalismus beseitigt werden soll, wodurch in der letzten Amnestie das Verbrechen des Landesverrates von der Straffreiheit nicht erfaßt werden sollte. Der mit neunzig Prozent Wahrscheinlichkeit zu Unrecht verurteilte Walter Bullerjahn hätte also ebenfalls weiter zu sitzen. Was ihm Herr von Gontard, ein Mitglied der blutigen Internationale der Rüstungsindustrie, vorwarf, ist für die Republik schlimmer als Meuchelmord und Gontards Behauptung allein, die sich auf einen Ungenannten zu stützen vorgab, genügte als Beweis.

Hier schlägt unsern Gesetzmachern nicht das Gewissen. Es schlägt ihnen auch nicht eingedenk der zahllosen armen Menschen, die noch von Kriegszeiten her sitzen und die die so-

genannte Volksbeauftragten-Amnestie vom Dezember 1918 schimpflicherweise im Gegensatz zu Herrn Bernhard Jürgens im Kerker ließ. Meistens waren sie Deserteure, und weil sie in dieser Zeit sich nicht zum Bezug von Brotkarten einschreiben lassen konnten, aber doch leben mußten, taten sie, was sie im Kriege gelernt hatten; sie requirierten, was sie brauchten. In Sonnenburg sitzt ein früherer Matrose seit August 1918, verurteilt wegen Fahnenflucht und tätlichen Angriffs auf einen Vorgesetzten. Er hatte nämlich im Juli 1918 bei der Festnahme einen Feldgendarmen leicht verletzt. Auf der Flucht hatte er natürlich Einbrüche begehen müssen. Daher Urteil: für „Mordversuch" fünfzehn Jahre, für Einbrüche zwölf Jahre Zuchthaus, für Fahnenflucht fünf Jahre Gefängnis, zusammen 15 Jahre Zuchthaus. Gesuche jeder Art werden — heute noch! — von der Justizbehörde an den Chef der Reichsmarineleitung weitergegeben. 1929 wurde zum ersten Mal ein Abstrich von der Strafe gemacht; da hat nämlich das Landgericht Magdeburg die Fahnenfluchtstrafe von fünf Jahren Gefängnis umgewandelt — in drei Jahre vier Monate Zuchthaus! Daher wurde die Gesamtstrafe um zwanzig Monate reduziert und seitdem werden alle Gesuche zurückgewiesen, da „Gnadenerweis schon erlassen". Hier eine Amnestie eingreifen zu lassen, um hunderte und aberhunderte ehemalige Soldaten endlich wieder an die Sonne zu bringen, das würde bekanntlich „das Rechtsempfinden des Volkes erschüttern".

Die Befreiungsamnestie aus Anlaß der Rheinräumung wird alles dies nicht gelten lassen. Was „Politische" sind, entscheiden diejenigen, die bei der Urteilsfällung schon entschieden haben, daß Kriegs- und Hungerwirkungen nichts mit der Politik zu tun haben. Ich behalte mir vor, an dieser Stelle und anderswo intensiv für eine Amnestie Stimmung zu machen, die Not und Mißwirtschaft und jeglichen Übelstand, der im kapitalistischen Raubsystem wurzelt, für die Armen in Betracht zieht, die die ihnen aufgepackte Schuldlast ins Zuchthaus haben schleppen müssen. Mit Petitionen an den Reichstag ist da allerdings nichts getan. Nur mit dem Appell an die Arbeiterklasse ist die notwendige Amnestie herbeizuführen, der sich die anständigen Menschen aus allen Lagern wenigstens hierbei solidarisieren mögen. Schluß mit den „politischen" Amnestien, die nichts sind als parteiische Opportunitätsmaßnahmen ohne den leisesten Anhauch von Rechtswillen und Gewissenspflicht. Erkämpft — erkämpft, nicht erbettelt! — muß werden eine Amnestie der Brüderlichkeit, die anerkennt, daß jede Tat, die geboren ist aus Not und Verzweiflung, jeden angeht, der selber von Not und Verzweiflung weiß. Die Brüder Sklarek sind alle draußen; wir wollen diejenigen draußen haben, die die Opfer solcher Großgauner waren. Wenn die Franzosen das Rheinland räumen und deshalb ein paar völkische Hurraschreier die auf dem Papier stehende Strafe gestrichen kriegen, so mags geschehen. Wir wollen eine Befreiungsamnestie, bei der die Opfer des Kapitalismus die Zuchthäuser räumen.

Die Grüne Front von Jan Bargenhusen

XII.

Der Roggen-Diktator

Organisare necesse est — vivere non

Die Stunde ist da: Ostelbien wird im Schmelztiegel der Agrarkrise umgeschmolzen.

Von den zwölftausend Großbetrieben, die wirtschaftlich sozial und politisch das Bild des platten Landes in den preußischen Ostprovinzen (mit Ausnahme Oberschlesiens) und in den beiden Mecklenburg bestimmen, wird, allem menschlichen Ermessen nach, nur etwa ein Drittel die nächsten fünf oder sechs Jahre ohne Einbuße an Flächenbestand überleben — und auch dieses Drittel wird, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur auf den Krücken einer staatlichen Kredithilfe seine gesicherte Existenz zurückgewinnen können. Von den übrigen achttausend Betrieben wird ein großer Teil, sagen wir, wieder rund ein Drittel — überhaupt verschwinden; die Bauernsiedlung wird ihren Raum einnehmen. Der ganze große Rest mag, durch staatliche Kredite gestützt, vorerst in einem Schwebezustand bleiben. Hier bleibt die Möglichkeit, bei bester Wirtschaftsführung, und nach dem Abverkauf eines Teils des Bodens an bäuerliche Nachbarn, die endgültige Sanierung zu erreichen. Falls das nicht gelingt, muß der Besitz in andre Hände übergehen, wobei der Domänenfiskus und die Siedlungsgesellschaften auf lange hinaus die größten Käufer sein werden. In diesem Gesamtprozeß, der durch die Maßnahmen der Osthilfe nicht abgebogen, sondern nur retardiert und normalisiert werden kann, muß die ökonomische und soziologische Struktur des flachen Landes im Osten eine entscheidende Wandlung erfahren: Ostelbien, mit seinem Großagrariertum, versinkt — ein neues Ostdeutschland, mit einer Mischung von Bauernland und Großgrundbesitz, kommt herauf.

Diese Entwicklung, wirtschaftlich bedingt durch das Versagen der meisten Gutsherren, gegenüber veränderten ökonomischen Verhältnissen, politisch bedingt durch den Fortfall der Privilegien des Großagrarier-Standes — diese Entwicklung, mit all ihren weit über den Rayon der Wirtschaft hinausreichenden Folgen, ist zwangsläufig. Und sie ist unabänderlich, falls nicht ganz neue ökonomische oder politische Kräfte sichtbar und wirksam werden. Daß die von dieser Entwicklung zuerst und zunächst Betroffenen noch an eine Wendung der Dinge glauben, erscheint nur verständlich. Ihre Hoffnung, daß dem Großagrariertum in letzter Stunde noch ein Retter entsteht, klammert sich heute an zwei Namen: Schiele und Baade — an ein Faktum: an die Roggenpreis-Stützungsaktion.

*

Zweihundertdreißig Reichsmark für die Tonne Roggen, also elf und eine halbe Mark für den Zentner, statt heute etwa acht — das ist der Preis, den Schieles Vorgänger als Reichsernährungsminister, der Dietrich aus Baden, unter dem Ein-

fluß seines sozialdemokratischen Beraters, Doktor Baade, als „Richtpreis" im Gesetz „verankert" hat. Und Schiele hat sein Wort dafür verpfändet, daß dieser Preis effektiv werden soll!

Der Roggen ist zwar das klassische Produkt der ostdeutschen Großlandwirtschaft, aber seine wirtschaftliche Bedeutung für die Großbetriebe, in deren Budget die Einnahmen aus dem Roggenverkauf nur mit etwa fünfzehn Prozent der Gesamteinnahmen figurieren, wird zumeist maßlos überschätzt. Macht nichts! Der Kampf geht, wie fast jeder äußere Kampf, nicht um die Fakten, sondern um das, was die menschliche Einbildung aus ihnen macht. „Roggen" ist längst ein Symbol; ein Preis von 230 Mark bedeutet den Sieg, die Rettung des großagrarischen Besitzes aus der Krise — ein Preis von 160 oder 180 Mark ist das Debacle, heißt Besiegelung der Niederlage und Verfall, ist das Ende.

Doktor Baade, der sozialdemokratische Agrartheoretiker, in dessen Hand das Anfang November 1929 geschaffene Reichskommissariat für die Roggenwirtschaft liegt, pflegt zwar zu sagen, daß der „Richtpreis" von 230 Mark eine Chimäre darstellt, und daß der Preis, der wirtschaftlich zu rechtfertigen und in der Preisstützungsaktion zu halten sei, weit unter dieser Marke liege. Diese späte Einsicht des Reichskommissars, die das Reich mit der Dreingabe von rund 30 Millionen Mark für die Roggen-Valorisierung erkaufen mußte, ändert aber nichts an dem Faktum, daß er es war, der erst der „Grünen Front" das Stichwort für ihren Roggenkampf gegeben hat. Er hat, an weit sichtbarer Stelle sprechend, das Wort geprägt (und das wäscht kein Regen von ihm ab!): „Wir sind bereit, dem Landwirt den gerechten Preis, der seine Gestehungskosten deckt, zu garantieren."

*

Selten ist in einem so kurzen Satz ein solches Maß von theoretischem, wirtschaftspolitischem und politischem Unsinn gesagt worden, wie in diesem. Der „gerechte Preis" — das ist ein Requisit aus jener Periode der Scholastik, als noch die Wirtschaftstheorie die Magd der Theologie war, ein Requisit, dessen sich heute nur noch gedankenlose Schwätzer und Demagogen bedienen. Die „Gestehungskosten" — nun, Aereboe, der erste Betriebswirtschaftler unsrer Zeit, hat die Arbeit eines Menschenalters darauf verwandt, den Landwirten zu zeigen, daß die Gestehungskosten für ein bestimmtes Produkt im einzelnen Betrieb nicht exakt zu ermitteln sind, geschweige denn mit allgemeingültigen Durchschnittssätzen; für Doktor Baade und seine Gesinnungsgenossen, die ihre agrarwirtschaftlichen Kenntnisse Aereboe, und nur ihm allein, verdanken, ist seine Arbeit umsonst gewesen. Und nun endlich das Versprechen, daß dem Produzenten ein bestimmter Preis „garantiert" werden solle! Das ist, man mag es drehen und wenden, wie man will, man mag die Möglichkeit einer Preisstabilisierung für eine einzelne Ware (die noch dazu in ihrer Erzeugung, nach Menge und Qualität, vom Wetter abhängig ist!) bejahen oder, was nach der nationalökonomischen Theorie allein vertretbar ist, verneinen — im Munde eines Sozialisten

ist dies Versprechen eine Ungeheuerlichkeit. Es bedeutet: dem Produzenten einer einzelnen Ware wird von Staats wegen eine Rente zugesprochen! Es bedeutet: der Großagrarier — denn dies ist der Roggenproduzent par excellence — erhält eine ewige Existenzsicherung! Es bedeutet, daß die wirtschaftspolitische und politische Führerstellung des Großgrundbesitzes gegenüber dem Bauerntum neu fundiert und für dauernd stabilisiert wird — weil nämlich der Bauer, dessen natürliche Interessen bei fortschrittlicher Wirtschaftsführung niedrige Futtergetreidepreise verlangen, vom Großagrarier sehr leicht in die falsche Kampffront, für hohe Roggenpreise (und das bedingt: hohe Futtergetreidepreise) hineingezogen werden kann. Der Endeffekt ist, daß der Bauernstand in einer falsch verstandenen Solidarität seine Haut für den Großagrarier mit zu Markte trägt, und daß er, wirtschaftlich geschwächt, seine historische Aufgabe, die Erbschaft des abgewirtschafteten Großbesitzes zu übernehmen, nur unvollkommen erfüllen kann.

*

Die Parteibureaukratie der SPD. war, wieder einmal, von allen guten Geistern verlassen, als sie einen verbohrten Doktrinär zum offiziellen Wortführer der Partei in agrarpolitischen Dingen bestimmte, und ihm gestattete, den Roggen zum Objekt eines Experiments der sozialistischen Planwirtschaft zu machen. Die Erkenntnis, daß eine einzelne Ware gar nicht „sozialisiert" werden kann, und daß planwirtschaftliche „Inseln" inmitten der kapitalistischen Wirtschaft von den antisozialistischen Kräften über kurz oder lang politisch okkupiert und zu Stützpunkten gegen den Sozialismus ausgebaut werden, scheint noch nicht recht durchgedrungen zu sein. Dieselben Bonzen, die, Hilferding an der Spitze, seit 1918 jede Möglichkeit prompt verabsäumt haben, dort Fuß zu fassen, wo der Staat die entscheidende Machtposition über die privatkapitalistische Wirtschaft besitzt: nämlich in der Zwingburg der Reichsbank — dieselben Leute haben den Doktor Baade gewähren lassen, als er bei der Propaganda für sein Getreide-Monopol den Großagrariern als Köder das Versprechen einer staatlich garantierten Rente des Getreideanbaus hinwarf. Und sie haben auch, ahnungslos oder ohnmächtig, mit angesehen, wie das „Finanzkapital", in Gestalt der privaten Großbanken, auf Kosten des Reichs (und unter dem freundschaftlichen Protektorat der Preußenkasse!) risikolose Gewinne aus der Finanzierung der von Baade durchgeführten Preisstützungsaktion ziehen konnte.

Doktor Baade ist auch der geistige Vater jenes Geschäfts, das später unter dem Namen „Scheuer-Transaktion" berühmt wurde. Klepper, der Präsident der Preußenkasse, der auf Baades Drängen hin endlich den Kauf perfekt machte, wollte ursprünglich mit dem Mann, der, wie er meinte, „keine fortune" hätte, nichts Gemeinsames unternehmen. Sein Urteil über den Pechvogel Baade, mit dem er später noch so eng zusammenarbeiten sollte, war nicht ganz ungerechtfertigt. Baade, unstreitig ein fleißiger Arbeiter und ein anschlägiger Kopf (wenn ihm auch der entscheidende Funke

der praktischen Klugheit fehlt), hat durch Jahre hindurch nie recht reüssiert. Das mag zum Teil an den wenig gewinnenden Formen gelegen haben, in denen er sich gefiel; auch sein Äußeres — wenig gepflegt, hartes, verschlossenes Gesicht, Stupsnase, der lange braune Haarschopf à la SPD-Intellektueller glatt zurückgestrichen — war seiner Karriere nicht günstig. Und dann wußte man, daß er, vom Ehrgeiz zerfressen, zu viel und zu vieles für sich verlangte...

*

Der junge Mann aus Göttingen, der gerade mit dem Medizinstudium begonnen hatte, als der Krieg ausbrach, hat im November 1918 seine „große Zeit" erlebt. Er betreute damals, als Sanitätsunteroffizier, eine der Flakbatterien, die Essen vor feindlichen Luftangriffen schützen sollten. Die Revolution kam — er blieb, als Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrats; und er war, in der Übergangszeit, einer der mächtigsten Leute der Stadt. Während des Sozialisierungs-Rummels verhandelte er mit dem damaligen Oberbürgermeister von Essen, Doktor Hans Luther, der mit großem Interesse auf diese Pläne einging, über die zu schaffende gemeinwirtschaftliche Organisation im Kohlenbergbau, für die er ein fabelhaftes Schema — bester Reißbrett-Sozialismus — ausgeklügelt hatte.

In der Sozialisierungskommission wurden auch diese Träume begraben. Aber Fritz Baade gab die Sache der Sozialisierung noch nicht auf. An der Medizin hatte er keine Freude mehr; er warf sich auf das Studium der Nationalökonomie, zu dem ihn Robert Wilbrandt ermutigt hatte, und er spezialisierte sich auf agrarwirtschaftliche Fragen. Sozialisierung der Landwirtschaft — das war die leitende Idee. In der Folgezeit stieg er, dank unendlichen Fleißes, allmählich, ganz allmählich zum anerkannten Landwirtschafts-Experten der SPD. auf, bis er dann, gemeinsam mit Hans Krüger, dem jetzigen Staatssekretär im Preußischen Landwirtschaftsministerium, das Kieler Agrarprogramm der Partei ausarbeitete.

Hilferding holte ihn nach Berlin, wo er, im Jahre 1925, mit der Partei vergeblich gegen die Wiedereinführung der Getreidezölle kämpfte. Die damals geschaffene „Forschungsstelle für Wirtschaftspolitik" blieb seine nächste Station. Ein Versuch, in die akademische Laufbahn einzudringen, mißlang; die Habilitationsschrift, über die Spirituswirtschaft, fand eine böse Kritik. Die Arbeit im Enquêteausschuß, in dem er als Experte der Partei saß, ergab mancherlei Verdruß, da ihm mehrfach einseitige Kommentierungen von Enquête-Berichten und auch gewisse Indiskretionen vorgeworfen wurden. Das Reichstagsmandat, das ihm bei den Maiwahlen 1928 sicher schien, blieb aus. Als die neue Regierung zustandekam, hoffte er darauf, unter Dietrich als Staatssekretär im Reichsernährungsministerium einziehen zu können — aber der Zentrumsmann Heukamp rückte auf, und für ihn blieb noch nicht einmal ein Ministerialdirektor-Posten übrig. Die schlimmste Niederlage

kam im Sommer 1929, als Baades Plan, ein deutsches Getreidemonopol zu schaffen, in einem Sachverständigen-Ausschuß beim Reichstag jämmerlich scheiterte.

*

Als Pflaster auf diese Wunde verschaffte ihm die Hilferding-Clique die leitende Stelle in der beim Reichsernährungsministerium neu eingerichteten „Forschungsstelle für landwirtschaftliches Marktwesen". Dietrichs Plan, den unbequemen Monopol-Monomanen dort mit der „Anfertigung von Denkschriften" zu beschäftigen, erwies sich leider als undurchführbar. Die Verhältnisse in der Roggenwirtschaft, wo die Aktionen der Scheuer-Gruppe, der G.J.C., ständig die Politik der staatlichen Preisstützungskäufe bedrohten, verlangten ein energisches Eingreifen. Baade wurde aus dem Aufsichtsrat der G.J.C. abberufen und als Reichskommissar für die Roggenwirtschaft, mit besondern Vollmachten gegenüber der G.J.C., eingesetzt.

Er begann seine Tätigkeit mit einer Wiederholung des von ihm früher kritisierten Versuchs, durch Stützungskäufe am Roggenmarkt einen „künstlichen" Preis für Roggen zu schaffen. Nach drei Monaten, im März 1930, erfolgte der erste große Zusammenbruch der Stützungsaktion. Der Versuch, den Roggen-Export gemeinsam mit der polnischen Regierung zu regulieren, brachte einen vollen Mißerfolg. Dietrich ging, Schiele kam — Baade blieb; neue Millionen wurden bewilligt, um die Roggenpreisstützung noch einmal zu versuchen. Wieder sind Millionen an Reichsgeldern verloren gegangen, wieder droht, aus Mangel an Mitteln, der Zusammenbruch der in der letzten Zeit immer willkürlicher in den Markt eingreifenden Stützungsaktion; der Roggenverkauf ist zur Lotterie geworden, niemand weiß, ob sein Angebot zu den höhern Stützungspreisen oder zu den niedrigern Preisen des freien Marktes erworben wird.

*

Die Aussicht, in diesem Jahre noch den versprochenen Preis von 230 Mark zu erreichen, schwindet von Tag zu Tag mehr. Aber Schiele und Baade, Landbündler und Sozialdemokrat — seltsame Bettgenossen! —, glauben an den Erfolg ihrer Arbeit, müssen an ihn glauben. Was kümmern Baade, den Mann mit dem robusten Gewissen, die verlorenen Millionen des Reichs! Er „organisiert" den Roggenmarkt; organisieren, das ist sein Lebenselement. Und Schiele? Gern möchte er die Verbindung zu dem sozialistischen Doktrinär lösen. Aber er glaubt selbst nicht mehr an ein glückliches Ende der Preisstützung, und er scheut die Verantwortung, die Aktion auf eigne Faust zu liquidieren, ohne Baades Hilfe, ohne den Mann, in dessen Hand alle Fäden zusammenlaufen. So ist der Eine an den Andern gekettet: der verantwortliche Politiker an den Fachmann, weil dieser über die Kenntnis der technischen Details verfügt — und der in seine planwirtschaftlichen Ideen verrannte Sozialdemokrat an den deutschnationalen Vertrauensmann der Großagrarier, weil der ihn frei gewähren läßt. Mit Schiele und Baade höhere Roggenpreise! Das ist die letzte Hoffnung Ostelbiens.

Vom Inventar des Kleinbürgers von Axel Eggebrecht

Da ist also das deutsche Volk, diese Masse von fünfundsechzig oder siebzig Millionen. Hat es ein gemeinsames Antlitz? Und wie sieht das eigentlich aus?

Jeden Morgen und jeden Nachmittag, für je eine halbe Stunde, füllt die zur Arbeit hastende oder müde heimkehrende Kolonne des Proletariats die Straßen. Die dünn gewordene Schicht der wirklich herrschenden Bourgeoisie flitzt in Autos vorüber. Fünfzehn Stunden aber des Tages und Abends gehören Straße, Autobus, Eisenbahn, Restaurant, Theater, Vergnügungslokal der ameisenhaft umherwirrenden Menge der Kleinbürger. Überall siehst du die gleichen bald würdevollen, bald jovialen, bald muffigen Gesichter, den schlechten Teint, die smarte Intelligenz der Angestellten, die angestrengte Damenhaftigkeit stets übermüdeter Mädels, Hornbrillen der Jungen, nachlässige Kneifer der Alten. Das Gesicht Deutschlands ist kleinbürgerlich.

Eigentlich ist ja diese Bezeichnung Kleinbürger nur ein Hilfsbegriff gewesen. Eine unentschiedene und verhältnismäßig unwichtige Schicht wurde vom alten Marxismus so genannt. Die ungeheure und noch ständig wachsende Bedeutung, die sie seit dem Kriege gewinnen konnte, ist überaus bezeichnend. Eine Statistik, ausgezählt aus Artikeln nicht nur der Roten Fahne, sondern auch bürgerlicher Blätter, würde einen von Jahr zu Jahr erstaunlich wachsenden Verbrauch der Vokabel Kleinbürger ergeben.

Diese halbe, undeutliche, sozusagen vorläufige Schicht wird vom organisierten Proletariat bald umworben, bald geschmäht. Sie müsse sich, so heißt es, zwangsläufig proletarisieren. Indessen deuten zahlreiche Erscheinungen darauf hin, daß eher große Teile des Proletariats von der stillen oder offenen Sehnsucht erfüllt sind, kleinbürgerlich zu werden. Das Proletarische ist für weite Schichten der Sozialdemokratie heute lediglich eine stehengebliebene Fassade. Der ausgesprochen kleinbürgerliche Nationalsozialismus verdankt einen großen Teil seiner Erfolge dieser allgemein herrschenden Lauheit. Kein Wunder, daß bei den Radikalen jede Abweichung vom Dogma nicht mehr bürgerlich, sondern kleinbürgerlich gescholten wird.

Gegenüber diesem fortwährenden Zuwachs aus dem Proletariat spielt der sogenannte proletarisierte Mittelstand, die ins Kleinbürgertum abgerutschte Bürgerschicht, eine untergeordnete Rolle.

Die Scharen des Kleinbürgertums nun haben sich, ein seltsames Kriegsbild, in dem breiten Niemandsland zwischen Kapital und Arbeit eingegraben. Sie verhindern den direkten Zusammenstoß. Sie erleichtern dem Kapital die Abwehr, erschweren dem Proletariat den Angriff. Sie wirken vorläufig als die Alles aufhaltenden Puffer.

Das bezeichnende Kriterium des Kleinbürgertums ist etwas Negatives: Es will vor allem nicht proletarisch sein, will um Gottes willen nicht mit dem Proleten verwechselt werden. Diese Haltung wird von der Durchschnitts-Soziologie als „Zug nach oben" erläutert. Sie hat etwas Verführerisches vor allem für die Frauen. Sie macht jede Bundesgenossenschaft zwischen Proletariat und Kleinbürgertum von vornherein unmöglich.

Kleinbürgertum ist der Hang zum kleinen Glück, zum Motorrad, zum eignen Kleingarten. Seine hervorragende Attraktion ist die vielgerühmte Gemütlichkeit. Wer auf seinem Zahlabend ein Prosit der Gemütlichkeit ausbringt, ist für das Proletariat verloren. Man ist auf gemütliche Art politisch, man arbeitet möglichst heiter, wenns auch schwerfällt. Die Psychologie etwa des Verkäufer- oder Reisendenberufs basiert auf dieser penetranten Gemütlichkeit. Man kann natürlich auch auf sehr gemütliche Art gemein sein, jeder Kenner der kleinen, bösartigen Beamtenherrlichkeit wird es bestätigen.

Über die Bedeutung und Struktur dieses Standes oder vielmehr dieses Gewimmels von Ständchen gibt es noch wenig Untersuchungen, wie etwa Kracauers Angestellten-Buch. Zu sehr sind die beiden ursprünglichen Gegner noch in der Illusion befangen, sie könnten diese formlose Masse einfangen.

Aber es gibt leicht zugängliche Kompendien der kleinbürgerlichen Seelenbedürfnisse. Eins davon liegt vor mir. Es heißt „Ratgeber für Sommerfeste" und ist in diesem Jahr in 36. Auflage von einem mitteldeutschen Versandhaus herausgegeben worden. Die klassische Organisation, ja beinahe die Kirche des Kleinbürgers ist, Peter Panter hat das immer wieder gesagt, der Verein. Sein heiliger Ritus ist das Statut. Und dieser Religion dient besagte Broschüre.

Wer das nicht gesehn hat, glaubts nicht. Bei jeder einzelnen Seite faßt man sich an den Kopf: Ja, gibts denn das noch? Der Gesamteindruck ist durchaus: Liegengebliebener Ramsch von 1890.

Da gibts Kinderfestzüge: Aus dem Reich der Blumen. Im deutschen Märchenwalde. Für 1,80 pro Dutzend können Mädels als Zigeunerinnen oder Spanierinnen oder was weiß ich für Exotinnen ihre romantischen Gelüste stillen. Immer noch machen Zylinderhüte fein. Die braven Eltern inzwischen kostümieren sich als Winzer oder gar mit den Emblemen der innig respektierten Burschenherrlichkeit.

Es ist erschütternd, was für eine Vielfalt und Emsigkeit in der Organisierung jeglichen Vereinskrams herrscht. Der Geltungstrieb verfällt da auf die wildesten Dinge. Hinterm Schild „Comitee" sitzen Vorsitzende, Schriftführer, „Cassier", nicht nur in der Orthographie, auch in ihren Abzeichen unverändert seit 1850. Die Diplome, die man bei besondern Anlässen verleiht, werden seit dem ersten Jahrgang dieses Ratgebers modern genannt. Und so sind sie denn auch. Was da den Musik-, Sänger-, Radfahrer-, Turnerbünden, aber auch Sportlern und Schwimmern geboten, also offenbar von ihnen ver-

langt wird, das steigt auf alle Pappelbäume. Gloriose Engel winden sich zum höhern Ruhm fünfundzwanzigjähriger Mitgliedschaft. Blumen ranken sich gar herzig. Und eine beglückend dokumentenhafte Heraldik beseligt das arme Herz kleiner Festbesoldeter. Kegelorden werden gottlob auch in der Republik noch fleißig verliehen. Selbst Ritter kann man werden. Und kein Fischer-, Maler-, Geflügelzüchterverein möchte auf seine schaurigschönen, gestanzten Abzeichen verzichten.

Übrigens ist, wenn auch mehr nebenbei und schamhaft, dem politischen Vereinswesen Rechnung getragen, vor allem durch Bereitstellung von Wand-Kernsprüchen. Daß es Stahlhelmplakate und teutsche Sentenzen in den Nummern 2000 und 3000 gibt, dagegen das schlichte Motto „Es lebe die Republik" sich als Nummer 52 findet, mag Zufall sein.

Schauderhaft sind durch die Bank jene Athletengestalten, Becher und Büsten, die als Sportpreise vergeben werden. Wenn man allerdings weiß, was für Gerümpel da selbst bei feudalen Tennis- und Turfklubs abgestoßen wird, kann man sich nicht wundern, daß es die kleinen Leute nicht besser haben.

Ein Kapitel für sich ist der heitere Teil eines Vereinsabends, zu deutsch die Fidelitas. Da müssen allerlei Anstrengungen gemacht werden. Aber jeder findet seins in diesem vielseitigen Katalog: Programme für den heitern Kegler, den fidelen Sangesbruder, den fröhlichen Eisenbahner sind fix und fertig lieferbar. Und nicht weniger als 89 Witz- und Vortragsbüchlein warten auf Besteller, die sichergehen und ihre Plaudergabe lieber schwarz auf weiß in der Westentasche tragen möchten.

Die leicht zu befriedigende, am Bewährten festhaltende Seele des Vereinsmenschen erfreut sich immer wieder am alten, erprobten Klamauk. Immer wieder dieselben quiekenden Schweine, kollernden Gummimäuse, Feuerwerkszigaretten und Blasrüssel verbürgen „Überraschung" und „durchschlagenden Erfolg". Ein Revolver mit Springwurst könnte zur Austragung politischer Meinungsverschiedenheiten auf der Straße empfohlen werden. Auch die Pistole als Zigarettenetui, die, wie es so schön heißt, „für jedermann überall eine besondre Rolle spielt", leistet da vielleicht gute Dienste. Aber auf dem Gebiet des Waffenwesens versteht selbst der gemütliche Vereinsmensch nicht nur Spaß. Kinder mögen sich allenfalls am „Feuerzauber-Gewehr mit Mündungsfeuer" erfreuen oder einander mit der Clico-Kartoffelpistole die Visagen vollklatschen. Besser schenkt man den Kleinen als Lieblingsspielzeug die erstklassige Neuheit „Eierhandgranate". Und wenn sie ein wenig älter sind, mag mans mit einem Gummiknüppel („Lebensverteidiger") versuchen. Oder mit einem Schlagring (Preis 20 Pfennig).

Vom Kinderfestzug „Die neugierigen Sternlein" bis zum „Schlagring mit Haken": Alles vorrätig. Komplettes Lager für alle Bedürfnisse der kleinbürgerlichen Seele.

Reichsgericht über George Grosz

von Alfred Apfel

Aus der Prozeßgeschichte

Urteil des Schöffengerichts Charlottenburg, Abteilung 57, vom 10. Dezember 1928 im Gotteslästerungsprozeß gegen 1. den Kunstmaler George Grosz, 2. den Verleger Wieland, Herzfelde:

Im Namen des Volkes!

Die Angeklagten werden wegen Vergehens gegen § 166 StGB. an Stelle einer verwirkten Gefängnisstrafe von je zwei Monaten zu einer Geldstrafe von je zweitausend Reichsmark verurteilt. Die Zeichnungen Nummer 10 werden eingezogen. Die dazugehörigen Platten sind unbrauchbar zu machen. Die Kosten des Verfahrens fallen den Angeklagten zur Last.

Urteil der zweiten großen Strafkammer des Landgerichts III Berlin vom 10. April 1929:

Im Namen des Volkes!

Die Berufung der Staatsanwaltschaft wird verworfen. Auf die Berufung der Angeklagten wird das Urteil aufgehoben, und es werden die Angeklagten freigesprochen. Die Kosten fallen der Staatskasse zur Last.

Urteil des Reichsgerichts, zweiter Strafsenat, vom 10. April 1929:

Im Namen des Reichs!

Das Urteil des Landgerichts III in Berlin vom 10. April 1929 wird nebst den ihm zugrunde liegenden Feststellungen aufgehoben. Die Sache wird zu neuer Verhandlung und Entscheidung an die Vorinstanz zurückverwiesen.

Neuer Verhandlungstermin vor der zweiten großen Strafkammer des Landgerichts III Berlin: 11. Juni 1930.

Aus den Urteilen

Der erste Richter schildert die aus der Sammelmappe des Malikverlags „Hintergrund. 17 Zeichnungen von George Grosz, zur Aufführung des Schwejk in der Piscatorbühne" beanstandeten drei Bilder wie folgt:

Bild Nummer 2: Im Hintergrund sind in halber Figur Hand in Hand zwei Angehörige der früheren deutschen und österreichisch-ungarischen Wehrmachten abgebildet, augenscheinlich höhere Offiziere. Dahinter steht im Talar die verknöcherte Figur eines Richters, dessen Barett von vorn ein §-Zeichen aufweist, und der in der Hand eine Geißel schwingt, deren Enden ebenfalls in §§-Zeichen auslaufen. Neben diesen Personen steht links vor aufgeschlagener Bibel ein Geistlicher in Amtstracht mit erhobenem Arm, der auf seiner Nase ein Kreuz balanciert.

Unterschrift: Seid untertan der Obrigkeit.

Bild Nummer 9: Auf einer Kanzel eifert mit geballten Fäusten ein Geistlicher im Talar und Barett. Aus seinem geöffneten Munde kommen Granaten, Bajonette, Kanonen. Ein bei der Kanzel befindliches Kruzifix ist ins Schwanken geraten. Unten steht eine Anzahl von Personen in Drillichjacken, die teils zur Kanzel aufschauen, teils sich anderweit, wie im Vordergrund, mit Kartenspielen die Zeit vertreiben. Von der Kanzel hängt eine Altardecke mit dem bekannten Emblem des Lammes mit dem Kreuz, das hier eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Esel hat.

Unterschrift: Die Ausschüttung des heiligen Geistes.

Bild Nummer 10: Ein am Kreuz hängender äußerst abgemagerter Christus ist in der allgemein gebräuchlichen Darstellung abgebildet, jedoch mit folgenden Besonderheiten: Das Gesicht ist durch eine Gasmaske verdeckt. An den Füßen befinden sich Soldatenstiefel, durch die die Kreuzesnägel getrieben sind. Die linke Hand ist nicht ans Kreuz genagelt, sondern hält am erhobenen Unterarm ein Kreuz.

Unterschrift: Maul halten und weiter dienen.

Die Verurteilung erfolgte wegen des Christusbildes. „Grosz greift damit die Christusverehrung als solche an, und zwar in besonders krasser und verletzender Form . . . Nach diesen Feststellungen liegen alle Ausführungen, die die Angeklagten oder ihr Verteidiger hinsichtlich des ethischen Grundgedankens und der künstlerischen Bedeutung der Groszschen Zeichnungen geltend gemacht haben, neben der Sache."

Das freisprechende Urteil des Berufungsgerichts ist in Nummer 19 der ‚Weltbühne' vom 7. Mai 1929 wörtlich publiziert worden. Zum Verständnis des Zusammenhanges seien die markantesten Sätze wiederholt:

. . . Die Schutzbedürftigkeit kirchlicher Einrichtungen im Sinne des § 166 StGB. wird sich daher auf besondre Fälle beschränken müssen, in denen die Roheit der Form oder Roheit in der Gesinnung des sich Äußernden unabweislich sind. Dies ist aber vorliegend nicht der Fall. Schließlich wird es Menschen geben, die in den Sinn der Groszschen Bilder nicht einzudringen vermögen und nur das Äußere auf sich wirken lassen. Wenn gleichwohl solchen Menschen die Kunst nicht vorenthalten werden soll, so kann doch unmöglich ihre Ansicht die Grenze der Kunstausübung darstellen, wenn anders nicht die Kunst in eine Zwangsjacke hineingeraten soll, in die sie nicht hineingehört. Dann wäre es der Kunst unmöglich, ihre kulturelle Mission am Volke zu erfüllen. Dazu gehört, daß sie wegbereitend vorangeht und gewohnte Bahnen verläßt. Deshalb kommt es immer wieder vor, daß ein Künstler oder eine ganze Kunstrichtung erst nach Jahren verstanden und richtig gewürdigt wird.

Aber selbst wenn man nicht so weit gehen will und eine objektive Verletzung kirchlicher Einrichtungen durch die Bilder Nummer 2, 9 und 10 als gegeben ansieht, ist weiter zu untersuchen, ob der Künstler damit gerechnet und somit den Vorsatz dazu gehabt hat. Wie eingangs dargelegt, war die Absicht des Künstlers bei Herstellung der Zeichnungen einzig und allein auf die Kriegsbekämpfung und im Zusammenhang damit auf Geißelung der Auswüchse der Kirche in Gestalt kriegshetzender Vertreter gerichtet. Dadurch hat sich Grosz zum Sprecher der vielen Millionen gemacht, die den Krieg abschaffen wollen; er erhebt damit eine ethische Forderung größten Ausmaßes. Seinen Bildern haftet unverkennbar der Eifer an, mit dem er seinen Zweck der Kriegsbekämpfung verfolgt. Daß er hierneben noch das Bewußtsein gehabt haben könnte, seine Bilder drückten Mißachtung kirchlicher Einrichtungen aus und noch dazu in roher verletzender Form oder daß er eine rohe Gesinnung dadurch zum Ausdruck bringen wollte, ist durch Nichts erkennbar. Die Satire und die Eigenart des Künstlers rechtfertigen vollauf die derbe Art der Darstellung. Die Annahme, daß seine Bilder nicht oder gar falsch verstanden werden könnten, lag ihm, der sein Streben so offen kundgab, völlig fern.

Die Pointe

Der Staatsanwalt hat gegen den Freispruch an das Reichsgericht appelliert. Dessen Urteil liegt jetzt im Wortlaut vor.

„Wird abgedruckt!" steht feierlich darüber. Das heißt: Es soll in die amtliche Sammlung grundlegender und richtungweisender Entscheidungen aufgenommen werden. Der wörtliche Abdruck des Urteils, das ein Zeitdokument ersten Ranges ist, würde leider zu viel Platz rauben. Auf eine Formel gebracht ist das Urteil eine Umschreibung des Satzes: Die ganze Richtung paßt uns nicht.

Versuche, Leser, folgendes zu begreifen: Schulz hat heimlich in die Westentasche Müllers gegriffen, dort eine Uhr herausgeholt, die er fortan in der Absicht rechtswidriger Zueignung für sich benutzt. Schulz wird auf Grund dieses von der Strafkammer festgestellten Tatbestands wegen Diebstahls bestraft. Er legt Revision beim Reichsgericht ein und behauptet, er habe gar nicht in die Tasche Müllers gefaßt, auch keine Uhr dort herausgeholt; er habe Müllers Uhr mit dessen Willen seit Wochen getragen und nur vergessen, sie zurückzugeben. Halt! ruft das Reichsgericht; wir sind an die tatsächlichen Feststellungen der Strafkammer gebunden; wenn diese nach den üblichen Methoden ermittelt hat, daß du Müllers Uhr weggenommen hast, dann können wir daran nichts mehr ändern. Wir haben nur zu prüfen, ob dieses, nun einmal nach dem Urteil der Strafkammer festgestellte Verhalten als Diebstahl, als Vergehen gegen den § 242 des Strafgesetzbuchs anzusehen ist.

Begriffen? Nun gut; gehen wir weiter. Stelle dir vor: George Grosz kritzelt seine Zeichnungen hin. Die gefallen dem Staatsanwalt nicht. Anklage wegen Gotteslästerung. Dann sitzen in der ersten und zweiten Instanz Richter und Schöffen, Staatsanwälte und Verteidiger zusammen und prüfen, ob der Gotteslästerungsparagraph verletzt worden ist. Ob Ihr wollt oder nicht, Ihr müßt ihn im Wortlaut genießen.

Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich, § 166:

Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Äußerungen Gott lästert, ein Ärgernis gibt oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andre mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebiets bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, ingleichen, wer in einer Kirche oder an einem andern zu religiösen Versammlungen bestimmten Ort beschimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Um nun Grosz auf Grund dieser Bestimmungen bestrafen zu können, muß ihm nachgewiesen werden, daß a) der äußere, b) der innere Tatbestand des Paragraphen — so drücken wir Juristen uns untereinander aus — verletzt worden ist. Der äußere Tatbestand ist verletzt, wenn durch des Künstlers Zeichnungen Gott als gelästert oder eine kirchliche Institution als beschimpft anzusehen ist. Aber jetzt kommt erst die Pointe, und wenn du die nicht erfassen kannst, so lies erst gar nicht weiter: Gott mag durch George Grosz gelästert, das Priestertum mag durch ihn beschimpft sein, — er kann trotzdem nur bestraft werden, wenn neben diesen äußern der sogenannte innere Tatbestand erfüllt ist. Auf deutsch: Man muß Grosz nachweisen, daß er den Vorsatz (merke dir: Vorsatz) hatte, Gott zu lästern oder eine religiöse Einrichtung zu beschimpfen.

Ob jemand vorsätzlich gesündigt hat oder nicht, hat das Reichsgericht gar nicht zu entscheiden. Das ist Sache der untern Instanzen.

Die Richter der Siegertkammer, die Grosz und Herzfelde freisprachen, sind nun keine juristischen Kinder. Sie haben in den oben zitierten Sätzen eindeutig die tatsächliche Feststellung getroffen, daß Grosz den Vorsatz der Gotteslästerung nicht gehabt hat, so daß also eine Bestrafung nicht erfolgen konnte.

Im Namen des Reichs!

Und jetzt, Laien und Juristen, folgendes liebliche Wechselspiel zwischen Land- und Reichsgericht:

Landgericht:

Grosz hat nicht mit dem erforderlichen Vorsatz gehandelt, denn seine Absicht ging allein auf die Kriegsbekämpfung und im Zusammenhang damit auf Geißelung der Auswüchse der Kirche in Gestalt kriegsverhetzender Vertreter.

Reichsgericht:

I wo! Dadurch wird der direkte Vorsatz nicht ohne weiteres ausgeschlossen, „denn der Angeklagte Grosz könnte, um diesen Zweck zu erreichen, sich mit vollem Bewußtsein einer beschimpfenden Ausdrucksform bedient oder einen schimpflichen Inhalt wiedergegeben haben. In diesem Falle würde durch den nicht zu beanstandenden Zweck der Vorsatz nicht ausgeschlossen. Ebensowenig ist ausschlaggebend, ob Grosz durch seine Bilder eine rohe Gesinnung zum Ausdruck bringen wollte".

Landgericht:

Grosz hat die Annahme, seine Bilder könnten nicht oder gar falsch verstanden werden, völlig ferngelegen.

Reichsgericht:

Hm! Hm! Seine Antwort (nur für Juristen verständlich): „In Verbindung mit dem vorangehenden Satze, es sei durch nichts erkennbar, daß Grosz neben dem festgestellten Zwecke noch das Bewußtsein gehabt haben könnte, seine Bilder drückten Mißachtung kirchlicher Einrichtungen und noch dazu in roher, verletzender Form aus, würde allerdings der Vorsatz, und sowohl der unbeabsichtigte wie der beabsichtigte Vorsatz ausgeschaltet werden, wenn das Prüfungsgericht von dem richtigen Begriff der Beschimpfung ausgegangen wäre. Da hiergegen aber ... Bedenken bestehen, genügen auch die Ausführungen des Berufungsgerichts zum inneren Tatbestand nicht, die Freisprechung des Angeklagten Grosz zu rechtfertigen. Der innere Tatbestand ist erfüllt, wenn der Angeklagte in dem Bewußtsein gehandelt hat, daß die gläubigen Angehörigen der christlichen Kirchen die Bilder auf Christus, auf seinen Erlösertod, auf das Predigtamt und auf die Verkündung des Wortes Gottes beziehen und durch die rohe Form der Darstellungen in ihren religiösen Gefühlen gekränkt werden."

Gemeinverständlich ausgedrückt: Mein lieber Vorderrichter, du sprichst dem Angeklagten zwar den Vorsatz ab, aber du hast ja den Begriff „Beschimpfung" im Gotteslästerungsparagraphen nicht richtig interpretiert. Es ist der „Verdacht" (wörtlich) begründet, daß vom Vorderrichter „der Begriff der Roheit oder rohen Form zu eng gefaßt ist". „Je heiliger und verehrungswürdiger ein Gegenstand für andre ist, um so leichter wird die Grenze überschritten. Christus am Kreuz bedeutet für die ganze Christenheit ihr höchstes Symbol. Mit Rück-

sicht hierauf mußte besonders geprüft werden, ob eine entstellende Darstellung, ein Mißbrauch in der Benutzung dieses Symbols nicht von gläubigen Christen als eine besonders rohe Form der Mißachtung empfunden werden müßte."

Der Zweig am Baume der Kultur

Bei der mündlichen Urteilsverkündung betonte der Senatspräsident: Der Künstler muß sich immer bewußt bleiben, daß die Kunst nur ein Zweig am Baume der Kultur sei. Das wird jetzt also schriftlich niedergelegt:

Dem Berufungsgericht kann aber auch insoweit nicht beigepflichtet werden, als es für die Kunstausübung eine weitere Grenze zieht mit Rücksicht auf die ihr obliegende „kulturelle Mission". Auf künstlerische Arbeiten und Darbietungen müssen vielmehr dieselben Grundsätze angewendet werden, die für wissenschaftliche Arbeiten ausgesprochen worden sind (vergleiche RMG. Bd. 10 S. 3 und 5; JW. 1929 S. 3385). Wie die Kunst, so hat auch die Wissenschaft ihre Bedeutung für das Kulturleben einer Nation und für dessen Fortentwicklung. Ebensowenig wie dieser kann aber der Kunst ein Vorrang vor andern Betätigungen des Kulturlebens eingeräumt werden, wenn diese gleichberechtigt sind, und ihre Ausübung muß an der Grenze Halt machen, die durch besondre, diesen andern Kulturbetätigungen gesetzlich gewährleistete Schutzmaßnahmen gebildet wird. Deshalb darf auch ein Künstler die Schranken nicht überschreiten, die der § 166 StGB. zum Schutze des religiösen Gefühls errichtet hat. Um so mehr muß das aber gelten, wenn es sich nicht um Werke handelt, die rein künstlerischen Zwecken zu dienen bestimmt und geeignet sind, vielmehr, wie hier, vom Berufungsgericht festgestellt ist, mit bestimmter „Tendenz" gearbeitet sind.

In der Klammer des vorstehenden Zitats bedeutet RMG. = Reichsmilitärgericht. Ich weiß im Augenblick nicht, welche Grenzen die Richter des wilhelminischen Militärs der wissenschaftlichen Betätigung gezogen haben. Ich weiß nur, daß fortan in Deutschland jeder Dunkelmann nach diesem Reichsgerichtsurteil auf Grund seines höchstrichterlich geschützten mangelnden Verständnisses an Künstlern vom Format eines Grosz Anstoß nehmen kann. Ich weiß ferner, daß die kulturelle Mission der Kunst ihre Schranken an der Paragraphenformulierung zu finden hat, die im Parlament der Metzgermeister der Wirtschaftspartei mit den Brauereiinteressenten einer bayrischen Abgeordnetengruppe zusammenkompromisselt und als „Schutzmaßnahme" in das Strafgesetz hineinschmuggelt.

Es finden seit Jahren unter ernst zu nehmenden Geistern aller Richtungen Erörterungen darüber statt, ob der Gotteslästerungsparagraph auch für den religiös Empfindenden noch einen Sinn hat. In diesem Augenblick erweitert das Reichsgericht, im betonten Gegensatz zur Literatur, zu der bisherigen Praxis und zur eindeutigen Absicht des Gesetzgebers den umstrittenen Paragraphen, indem es gleich im Eingang seines Urteils mit wuchtiger Bestimmtheit dekretiert, daß fortan auch durch bildliche Darstellungen Gotteslästerungen begangen werden können, während bislang nur schriftliche oder mündliche Äußerungen unter den § 166 StGB. fielen.

Das Aktenzeichen des Urteils ist 2 D. 750/29.

Für Leser, die das alles auf eine einfache Formel gebracht haben wollen, empfehle ich die Lektüre der Nummer 6 des Amtsblatts des Thüringischen Ministeriums für Volksbildung vom 22. April 1930. Dort hat Herr Frick seinen Schulgebeterlaß mit folgenden Worten eingeleitet:

Die deutsche Not findet ihre Ursache nur zum Teil in wirtschaftlicher Bedrängnis. Art- und volksfremde Kräfte versuchen seit langem die geistlich-sittlichen-religiösen Grundlagen unsres deutschen Denkens und Fühlens zu zerstören, um das deutsche Volk zu entwurzeln und es so leichter beherrschen zu können. Unser deutsches Volk wird nur dann jenen gefährlichen Einflüssen erfolgreich Widerstand leisten können, wenn es die religiös-sittlichen Triebkräfte seines Wesens sich rein bewahrt und sie der heranwachsenden Jugend überliefert.

Ich habe den Eindruck, als ob die leipziger Richter genau dasselbe sagen wollten.

Vier von der Infanterie und ein bißchen von der Konfektion von Edlef Köppen

Es ist, vor allen folgenden Zeilen, zu bekennen: G. W. Pabst hat mit seinem Film „Westfront 1918" zweifellos eine außerordentliche Leistung vollbracht. Es ist, auch was das Technische, das Tonfilmische anbelangt, zu erklären: vieles erstaunt als gültiger Anfang, als bahnbrechend, erstmalig. Wenn die von allen Himmeln und Höllen verratenen Landschaften des Krieges auftauchen, wenn Trommelfeuer brüllen, MG's rasen, Menschen jagen und gejagt werden, atmen und sterben, schlachten und gemordet werden, wenn die grandiose Lazarettszene am Schluß alle Bestialitäten aufdeckt — dann ist das von einer großartigen und echten Eindringlichkeit.

Hat man das aber erklärt, entzieht man sich also dem Verdacht, böswillig oder aus privaten Sentiments ablehnen zu wollen, so darf man um so deutlicher über das reden, was unzureichend erscheint.

Und es gibt Unzureichendes! Es gibt es da, wo es am unleidlichsten ist: bei der geistigen Haltung des Ganzen. Was, soll gefragt werden, will denn dieser Westfrontfilm? Im Programmheft steht, freilich von einem der Schauspieler gesagt, der Satz „Nie wieder Krieg!" Ernst Johannsen, Verfasser des Buches „Vier von der Infanterie", bekennt sich auf vielen Seiten seines Romans zum gleichen Motto. Auch Pabst würde vermutlich, erstaunt am Ende über die Frage, dieselben drei Worte wiederholen.

Und? Ja, meine Herren Produzierer: es gibt Menschen, junge, die nicht an den Fronten waren, und ältere, die da draußen vier Jahre im Dreck lagen und also eine Ahnung vom Krieg haben — und sie fragen: was will Ihr Film? Wollen Sie sich nicht überlegen, wie man zu dieser Frage kommen kann? Darf ich Ihnen helfen?

Da ist bei Ihnen zum Beispiel ein junger feldgrauer Student. Er hat das Glück, das erste Glück seines kurzen Lebens:

mit einem französischen Mädchen seine erste Umarmung erleben zu dürfen. Da ist zum Beispiel ein Frontkabarett, eine ach wie humorige, stimmungsvolle Sache, mit Militärmärschen, mit der bekannten schäumenden Lebensfreude und dem so beliebten Tingeltangelstar. Da ist zum Beispiel ein trautes Heimatheim, in dem das herzig Weib in fremden Armen erwischt wird; und dazu, ach, ertönt das Volksliederpotpourri aus allen letzten und darum so wehmutsvollen Löchern.

Verstehen Sie schon, meine Herren, warum man so dumm fragen muß? Und begreifen Sie schon, meine Herren, daß so etwas nicht erträglich ist?

Ein Film, nicht wahr, gegen den Krieg. Und da, wirklich, war es nötig, solche läppischen Szenen zu dulden? Wir leben, steht auf jedem Kalender, im Jahre 1930. Sollte nicht endlich die Zeit gekommen sein, die Jahre Vierzehn bis Achtzehn, die immerhin ein Dezennium zurückliegen und allmählich ihr Recht fordern, „distanziert" genommen zu werden, mit heutigen Augen und mit heutiger Erkenntnis darzustellen? Photographiert ist genug, Bildchen sind genug gemacht; sollte nicht endlich die Zeit da sein, ein Bild zu schaffen, das wahre Gesicht zu schaffen? Warum also, vom Drehbuchverfasser bis zum Regisseur, sagen Sie nicht (unter der Voraussetzung, daß Sie wirklich Kriegsgegner sind) mit Eindeutigkeit Ihre Bekenntnisse? Wenn Sie wirklich helfen wollen, daß das wahnsinnigste aller wahnsinnigen Ereignisse sich nicht immer wieder zur Großen Zeit auswächst — warum muß auch hier noch charmiert werden? Sollte es nicht angebracht sein, sich darauf zu einigen, daß endlich einmal die verfluchte Gemütlichkeit und das immerschwankende Herz (sollen sie auch bis auf weiteres zum Hausgebrauch gehören) beiseite gelassen werden?

Wir wissen es ja, die draußen waren wissen es ja: es gab eine Romantik des Frontlebens. Es gab Tage und Nächte unvergeßlich schön! Aber ist das nicht, wenn man sich endlich dazu entschließt, gegen den Krieg zu zeugen, bis zum letzten unwesentlich? Vergeßt doch nicht: die Unentwegten, die lebenslänglichen Schützengrabenaspiranten, benutzen diesen ganzen Zauber als Werbemittel! Sie fangen junge Menschen damit! Sie wecken die Lust am Indianerspiel damit, um gegebenenfalls statt der Tomahawks Handgranaten unterzuschieben! Muß der Kriegsgegner das wirklich immer noch mitmachen?

Erste Umarmung — das gibt es auch ohne Schlachtendonner. Und wenn es schon im Krieg geschah, bleibt wichtiger, zu sagen: während jeder noch so privaten glücklichen Sekunde starben Menschen. Kabarett mit Militärmärschen — auch dazu ist kein Krieg nötig. Laßt doch endlich den feldgrauen Humor beiseite. Zu sagen bliebe: während die einen sich in den Etappen vor Lachen bogen, krümmten sich andre im Tode. Und Ehebruch mit seriösem Kummer? Als ob es das im Frieden nicht genau so gäbe! Und Kameradschaftlichkeit? Es ist nicht wahr, daß man im Graben und unter Granaten liegen muß, um sie zu finden.

Man sage nicht, in Johannsens Buch sei all das beschrieben. Ein Buch ist kein Film und dreihundert Seiten sind nicht

anderthalb Stunden. Man sage nicht, das Publikum wolle doch aber so gern... Der Krieg gehört nicht zur Vergnügungskonfektion und das Publikum denkt nicht daran, an der „Westfront" blühende Praterbäume zu suchen. Man sage nicht, irgendwelche politischen und völkischen Belange... Der Krieg ist, wie bekannt, August Achtundzwanzig von den Mächten der Jahre Vierzehn bis Achtzehn geächtet, legitim und feierlich als Verbrechen erklärt worden. Darauf zum mindesten, wenn nicht auf eigne Entschiedenheit, kann sich der berufen, der Entschuldigungen für seine Haltung vor Publikum oder Presse zu suchen hat.

Zu erklären war: Pabsts Film ist eine außerordentliche Leistung als gültiger Anfang. Zu erklären ist: der wahrhafte, der männliche Kriegsfilm fehlt noch. Männer an die Front!

Die Herren Installateure von Peter Panter

Erst kommen sie gar nicht. Dann kommen sie. Dann gehen sie gleich wieder weg: sie haben nämlich ein Handwerkszeug vergessen. Kein Wunder; wenn man ihren Handwerkskasten sieht, so liegen da in schwärzlichem Durcheinander alte Hämmer, Zangen, abgebrochene Stiele, krumm geschlagene Nägel, eine Feile und etwas schmutziger Bindfaden.

Dann kommen sie wieder. Dann gehen sie frühstücken. Dann kommen sie und sagen: „Ja, das funkt nicht..." Und dann gehen sie wieder weg. Und dann kommen sie wieder und arbeiten furchtbar, drecken die ganze Wohnung ein, hämmern und klopfen... dann gehen sie wieder weg. Dann probierst du, was sie gemacht haben. Das funktioniert nicht. Und dann fängt alles wieder von vorne an.

Der Installateur kommt gewöhnlich nicht selber — er schickt einen „Mann". Der Mann ist in der Regel mürrisch; man möchte ihm immer zurufen: „Warum sind Sie nicht Landpastor geworden — das ist eine stille ruhige Sache... ohne Aufregungen..." Der Mann versteht sein Handwerk nicht und liebt es auch nicht. Er hat weniger Gefühl für die Technik als du; du hast bloß keine Routine. Der Mann hört mit trotzig vorgeschobener Unterlippe zu, was du ihm erklärst — er ist Fachmann, du bist Laie, und eine Wasserleitung ist eine Wasserleitung — die muß lecken. Laie. „Was die Leute bloß immer wollen... Da könnte ja jeder kommen..." Der Installateur haßt die Sachen, mit denen er sich beschäftigt — und die vergelten es ihm. Nein, nicht ihm: uns. Kein Waschbecken, das ganz und gar, liebevoll bis in die letzten Einzelheiten, zweckmäßig eingerichtet wäre — auch sind die Installationsmänner durch nichts zu bewegen, durch Trinkgelder nicht und nicht durch gutes Zureden, so eine Sache vernünftig zu montieren. Die Muster, die sie mitbringen, sind von gleichbleibender Scheußlichkeit, die Ornamente sind von magenkranken Werkzeichnern entworfen — „andre jibt et nich." Und immer beese. Die Pausen zwischen den Handwerkshole- und den Frühstücksstunden werden durch eine jammervolle Arbeit ausgefüllt.

Wer sollte sich auch um die Gesellen und Lehrlinge kümmern? Während du vor deinen entzweiigen Lichtschaltern trauerst, halten die Herren Ober-Installateure Gläubigerversammlung. Da sitzen die Kleinbürger mit dicken Köpfen und lassen zwanzig, dreißig, vierzig Prozent an ihren Forderungen nach; zum Schluß sind sie froh, wenn sie von dem großen Tanzpalast-Unternehmer überhaupt etwas bekommen, und wenn sie aufstehen, fahnden sie eifrig nach neuen großen Aufträgen. Der Einzelbesteller kann derweil sehen, wo er bleibt.

Wenn es einen Gott gibt, was, wie Reimann sagt, Gott geben möge, dann habe ich nur noch einen Wunsch. Ich möchte als Engel durch die Hölle spazieren, in jedem Kessel siedet ein Installationsmann, und er schreit: „Die Feuerung ist viel zu heiß! Der Kessel leckt!" Und dann gehe ich herum, schiebe mürrisch die Unterlippe vor und bossele an den Hähnen. Und dann gehe ich weg. Und am andern Tage komme ich wieder und bringe ein Musterbuch mit gefrorenem Makkaroni an und klopfe an den Hähnen. Und sage: „Andre jibt et nicht." Das walte Gott.

*

Aber nun ernsthaft: Was ist es —? Warum ist es so, wie es ist —? Denn so ist es in ganz Mitteleuropa.

Die Ausbildung der Installateure ist schlecht: die praktische ungenügend, eine theoretische so gut wie nicht vorhanden. Die Gesellen eines Unternehmens sind am Geschäft desinteressiert; sie erhalten, wenn sie organisiert sind, ihren tariflichen Lohn und sind besonders in Zeiten großer Arbeitslosigkeit froh, überhaupt Arbeit zu haben. Die vorhandenen Anlagen von Wasser, Gas und Elektrizität sind gar nicht oder nicht genügend genormt. Man ziehe von einer Stadt in die andre, und man wird etwas erleben.

Abzusehen ist hier von einem Besteller, der nicht weiß, was er will, sowie von jenem, der Unmögliches fordert. Wenn aber keiner mit der jetzigen Lage zufrieden ist: der Unternehmer nicht, weil „es sich nicht lohnt", der Arbeiter nicht, weil seine Tarife mäßig sind; und der Besteller nicht, weil er miserabel bedient wird —: so liegt das daran, daß Kleinbetriebe überhaupt nicht in der Lage sind, den Erfordernissen gerecht zu werden, die die Technik an sie stellt.

Da sind nun diese kleinen Läden, die die Straßen verunzieren.

INSTALLATIONSGESCHÄFT

Ein kleiner Laden, mit unordentlichem Gerümpel angefüllt, ein schüchternes Schaufenster mit irgendwelchen hingehudelten Monstrositäten — ein Mittelding zwischen Verkaufsraum und Werkstatt. Nebenan Stube und Küche. Das Ganze hat meist etwas leicht Verkommenes und ist fast ohne Ausnahme unsachgemäß von vorn bis hinten. Was kann man bei den mäßigen Einkünften dieser Kleinunternehmer mehr verlangen?

Was sie in erster Linie haben müßten, haben sie nicht: Übersicht. Es ist, wie wenn diese Leute nicht einmal die nötige

Denkkraft aufbrächten, sich vorzustellen, was der tägliche Bedarf von ihnen fordert. Nichts von saubrer Handarbeit — nichts von Dienst am Kunden: sie handeln mit Schwierigkeiten, sie sind der Feind des Kunden. Man stelle sich nur einen Arzt vor, der zu einem Kranken mit einem Besteck von einer Beschaffenheit kommt, wie es die meisten Installationsunternehmer ihren Leuten mitgeben!

Besserung: Nur der Großbetrieb kann es schaffen. (Eine ähnliche Erscheinung sehen wir bei den Garagenbetrieben.) Kleinbetriebe sind auf solchen Gebieten ein Unfug. Dieser „schwer kämpfende Mittelstand" hat keine Existenzberechtigung; wären alle diese kleinen Unternehmer in einem Großbetrieb angestellt, so könnte es besser gehen. Es könnte.

Denn da besteht eine Gefahr, die wir bei den gemischtwirtschaftlichen Betrieben der Städte sehen, im Gaswerk, im Wasser-, im Elektrizitätswerk: die arbeiten oft rein bureaukratisch und kümmern sich den Teufel um den Kunden. Die moderne kapitalistische Arbeit neigt immer mehr dazu, die Arbeit als einen Faktor des Innendienstes um des Reglements willen zu erledigen; sie wird Selbstzweck, ihr eigentlicher Sinn wird in den meisten Fällen vollständig vergessen, und der Kunde, dem sie nutzen soll, wird vernachlässigt. Man sehe sich in Deutschland, dem Lande der Arbeitslosigkeit, an, mit welch merkwürdiger, verbissener Zähigkeit diese Arbeit geleistet wird — immer mit dem Auge auf die Stempelkarte, mit dem andern auf eine etwaige Pension; dazu durchweg Ablehnung jeder Haftung nach außen. Das Desinteressement dieser Millionen von Angestellten und Arbeitern muß vollkommen sein: sie werden so schlecht bezahlt, so mäßig ausgebildet und so überdrillt, daß für Lust an der Arbeit, für Freude am Werk nichts übrig bleiben kann. Das ist mit fader Gewerkschaftspolitik und direktionsfrommen Betriebszeitungen nicht zu erreichen. Nicht ihnen gerreicht der Zustand zum Vorwurf, sondern dem System des Kapitalismus. Der Kunde, das letzte Glied an der Kette des „Dienstes", ist nur noch Anlaß und Ornament; es regieren die Kartotheken, die Akten, das Bureau. In Deutschland arbeiten die Arbeiter, damit die Angestellten etwas zu schreiben haben.

Trotz dieser Gefahren kann ein Großbetrieb seine Leute ganz anders ausbilden und ausrüsten als diese vermiekerten Kleinbetriebe, die nicht leben und nicht sterben können und die nur da florieren, wo weit und breit keine Konkurrenz zu finden ist. Es ist gewiß gleichgültig, ob auf dem großen Schloß des Stahlkönigs Frick ein Schwimmbassin mit den letzten Neuheiten ausgerüstet ist; es ist aber nicht gleichgültig, daß in einer mittleren Angestelltenwohnung, in einer Arbeiterwohnung fast alle technischen Anlagen liederlich, unzweckmäßig und unhandlich angebracht sind und außerdem den Wirtschaftsetat der Familien unverhältnismäßig hoch belasten. Es ist eben „immer was kaputt", und der Hauswirt bezahlt das nicht. Man könnte das besser machen.

Dazu gehört natürlich vor allem eine vernünftige Normung. Wer hören und sehen kann, erkennt immer mehr, wie gleich unser aller Bedürfnisse sind (wodurch sie um nichts weniger wert sind — alter Aberglaube und falsche Vorstellung von Individualität). Die Techniker in der Hauswirtschaft sollen vorarbeiten, insbesondere den Frauen, die konservativ sind und gern das Gestern wollen.

Wird genormt?

Wir haben das groteske Bild, daß die „Technik fortschreitet" und die Leute hinten bleiben. Es werden im zersplitternden Kleinbetrieb lächerlicher Konkurrenzen täglich neunzehn neue Systeme von Nachttischlampen, Badehähnen, Gasöfen auf den Markt geworfen — aber die vorhandenen sind nicht sehr gut, weil sie fast alle nicht zu Ende konstruiert sind; weil niemand von diesen Stumpfböcken begreift, mit wieviel Liebe und Freude an der Sache man einen Wasserablauf formen muß, damit er wirklich seinen Zweck erfüllt. Statt dessen treiben sie mit Nickelzeug Kundenfang. Und es hat gar keinen Sinn, sich teure Modelle auf diesem Gebiet zu kaufen; die Installateure, die das nachher in die Finger bekommen, drehen das Ding ratlos hin und her und versauen es in Bälde. Die Leute können, wenn sie das Wort „Technik" in den Text ihrer Festreden aufnehmen, die Hemdbrust gar nicht genug anschwellen lassen; aber normalerweise gibt es keine Privatwohnung und kein Hotelzimmer, in dem nicht irgend eines dieser kleinen technischen Dinge des Alltags entzwei wäre. Nirgends rächt sich die Aufteilung in private Kleinbetriebe mehr als hier. Unrast ist kein Fleiß;/Neurasthenie infantiler Geschäftsleute, die alle Nase lang etwas „ganz anders" machen, ohne zu bedenken, wie das Nebeneinander von Modellen nachher in der Praxis aussieht, Konkurrenzangst, Faulheit, auch nur die Haltung einer Hand zu studieren, die einen Hahn öffnet ...

Es ist sehr schwer, über diese Dinge öffentlich zu sprechen. Die Interessenverbände in ihrer maßlosen Kurzsichtigkeit sehen nur eine „Schädigung" und überrennen den Zeitungsverleger, der ein Tänzchen wagte, mit heftigem Geschrei: Boykott! Das deutsche Handwerk! Die deutsche Arbeit! Die Bankette, Kongresse, Kundgebungen und Reichsverbandsversammlungen müssen sich wohl in aller ihrer leeren Geschäftigkeit und ihrer pompösen Lächerlichkeit erst totgelaufen haben, bis die Leute begreifen, daß Gruppenbildung allein noch gar nichts ist. Was das Installationsgewerbe angeht, so täten die Herren gut, sich einmal die Schluderarbeit anzusehn, die sie ausführen lassen — bestenfalls blinkt die Fassade von Nickel und Marmor, aber drin die Röhren sind entzwei. Es ist ein vergnügtes Gewerbe.

Wichtig ist, für den neuen Siedlungsbau andre Modalitäten zu finden als diese Karikaturen eines erstorbenen Handwerks. Es wird vermutlich zunächst Karteibetrieb einsetzen, bei dem der Hausbewohner nicht viel besser gestellt sein wird. Den muß man überwinden. Es sollte etwas Neues entstehen: eine Gesellschaftsform ohne Sklaven und Herrscher, mit Arbeitenden und Menschen, die die Materie beherrschen und Freude am Werk haben.

Theater-Kongreß von Heinz Liepmann

Motto: Der staatlich subventionierte Intendant Sachse, Hamburg: Ich kenne keine Theaterkrise, solange es Komödianten gibt.

Achtung! Achtüng! Achtung! Meine Herrschaften, es tagt der internationale Theaterkongreß des Welttheaterbundes. Erstmalig in Deutschland. Garantiert spannend. Achtzehn Länder schicken ihre prominenten Theaterleute. Der Bund bezweckt, weil er international ist, selbstverständlich die Verankerung des Völkerfriedens durch Mittlung des Theaters. Nationale Zollmauern der Kunst (die Phrase derjenigen, die nicht vermögen, sie zu überbrücken) sollen niedergeworfen werden. Es lebe die Mediokrität! — Ahoi! Der hamburgische Staat besann sich auf Lessing und spendierte 5000 Mark (und für einen Schachkongreß das Vierfache).

Dieser internationale Theaterkongreß begann. Es erschienen aus Frankreich fünfzig Delegierte, aus Deutschland zehn, weil sie sowieso über Hamburg in die Sommerfrische fahren mußten, und aus den übrigen sechzehn angeschlossenen Ländern kamen zusammen zwanzig bis dreißig — mehr oder weniger — aus eigener Initiative oder als zweifelhaft Delegierte. Hierzu sind ungefähr achtzig Pressevertreter zu rechnen und zehn bis dreißig Menschen Publikum, das zum größten Teil aus jungen Mädchen, die für die Tenöre schwärmen und aus stempelnden Schauspielern, die den anwesenden Presseleuten und Direktoren auffallen wollten, bestand.

Das offizielle Arbeitsprogramm sah Tagungen über folgende Themen vor: Tanz. Regie. Zusammenarbeit der Dramatiker und Komponisten mit den ausländischen Theatern sowie den Übersetzern. Orchester. Der Einbruch der Technik in die Musik. Starwesen. Internationale Probleme der Kritik. Szenengestaltung. Laienspiele und Wandertheater. Theaterschulen. Film. Hörspiele. Von den vierunddreißig angesagten Rednern erschienen sechzehn, die übrigen achtzehn, und zwar darunter die wenigen kulturpolitisch fortschrittlich Gesinnten, waren nicht erschienen. Die „Stars" wie Tairoff, Kerr, Piscator, Dukes, Strowsky, Ludwig Fulda etcetera waren sämtlich erkrankt. Dafür erschien eine große Anzahl von Herren mit mehr oder minder langen Bärten, die sich gegenseitig erzählten, welche Achtung sie vor den Idealen des nachfolgenden Redners hätten; sie sprachen lang und deutlich über die Jugendideale, deren praktische Durchführung sie aufgegeben hätten, weil sie sie aufgeben mußten; nun wolle man wenigstens darüber melancholische Betrachtungen ausführen und anhören. Es sprach kein deutscher Autor, kein deutscher Dramaturg, kein deutscher Intendant.

Verzeihung, es sprach doch ein deutscher Intendant! Dies war Herr Sachse, der quantitativ für alle andern deutschen Intendanten, und noch ein paar ausländische dazu, sprach. Auf Deutsch und auf Französisch. Kein Thema beherrschte er nicht, es war niemand — sogar unter seinen Freunden und Vorgesetzten — der sich nicht über die außerordentliche Rüh-

rigkeit des Herrn Verhandlungsleiters, der im Auftrage des hamburgischen Staates den internationalen Theaterkongreß nach Hamburg eingeladen hatte, gefreut hätte, brachte doch Herr Sachse wenigstens ein wenig — allerdings unbeabsichtigten — Humor in die Verhandlung und, für das Publikum die wirklich vollkommene Darstellung eines von der Eitelkeit gradezu verzehrten Menschen. Unglaublich bezeichnend für die Phraseologie, die ununterbrochen auf diesem Kongreß vorherrschte, waren seine Worte, daß er keine Theaterkrise kenne, solange es Komödianten gäbe. Damit gab er nicht nur die schrecklich kämpfenden, — nicht oder wenig subventionierten — Provinztheater preis, sondern dokumentierte gleichzeitig das egozentrische Aesthetentum vieler Theaterleute, die noch immer glauben, das Publikum sei ihrer verstaubten Kostüme und scharlatanischen Begabung wegen da, und keinesfalls seien sie berufen, dem Publikum zu dienen.

Nachdem mehrere Tage lang deutsche und viel mehr französische Redner sich die Hände gedrückt und dabei von Lessing bis Molière und zurück keinen Gestorbenen unerwähnt gelassen hatten, nachdem Herr Jeßner durch ein bereits vor längerer Zeit in Mannheim gehaltenes Referat zum Klassikerproblem ausgeführt hatte, daß er neue Schlegel-Tiecks suche, und endlich Piscator auch noch absagte, als französische Herren, Bürgermeister aus Kleinstädten und Ärzte aus Paris, stundenlang mit größter Vehemenz für die niemals bestrittene, selbstverständliche Erhaltung der Klassiker plädiert hatten, schien die ganze Welt, die durch die achtzehn anwesenden Pressevertreter von den Ergebnissen dieses Kongresses unterrichtet wurde, glauben zu müssen, daß das internationale Theater, vertreten durch diesen Bund, wirklich keine andre Aufgabe kenne, als die ästhetische Bühne weiter zu pflegen. Daraufhin überreichte ich eine Resolution, die von Hans Henny Jahnn, Justin Steinfeld und mir unterzeichnet war, und die die Versammlungsleitung bat, die ausländischen Gäste und besonders die Presse darauf aufmerksam zu machen, daß es etwas wie ein Zeittheater gäbe, das sich bemühe, in den Alltag des Publikums wegweisend einzugreifen. Dies faßte Herr Sachse, der Verhandlungsleiter, als Spitze gegen sich auf, und obgleich ich ihm später erklärte, daß wir ihn bäten, nicht so eitel zu sein und zu glauben, daß wir seine Person beachtungswert fänden, wurde dieser geringe Zwischenfall doch zum entscheidenden Wendepunkt des Kongresses. Es begann eine Diskussion. Von allen Seiten verlangten diejenigen, die zum Kongreß gekommen waren, (nicht um jemandem die Hände zu schütteln sondern) um etwas über die Situation des internationalen Theaters zu hören und Anregungen zu empfangen, endlich Besprechung und Beantwortung realer Fragen.

Die Temperamente entluden sich und nicht zu knapp, obgleich noch alles Mögliche versucht wurde, den Kongreß wieder in das Fahrwasser der einschläfernden Stammtischreferate zu bringen; aber der Weg war geebnet für eine Reihe von Anträgen zu Resolutionen, die lebendige Fragen betrafen: Zensur, Kritik und Kritiker etcetera.

Ich möchte, als der auf diesem Kongreß am heftigsten Angegriffene, noch einmal mit aller Deutlichkeit und Entschiedenheit zum Ausdruck bringen, daß ich, und mit mir meine Freunde, nichts dagegen habe, wenn alte melancholische Herren zusammenkommen, um sich die Hände zu schütteln. Auch wir jungen Leute werden einmal unsre Zeit hinter uns haben, und es wird nur übrigbleiben, Hände zu schütteln, weil wir die Erschütterung der Zeit nicht mehr zu dirigieren vermögen. Aber man muß verlangen, daß ein Kongreß, der sich öffentlich als Konstitution eines der einflußreichsten Kulturfaktoren der Welt bezeichnet, selbstverständlich unter würdiger Verhandlungsleitung steht und gedanklich und real praktische Ideologie treiben will und kann. Sonst, weg damit!

Premieren werden im Himmel geschlossen

von Norbert Schiller

Der Schauspieler / Der gute Bekannte / Ein Zeitungsjunge mit einer Fahne / Ein unbekannter Hund / Passanten.

Ort: Vor dem Bühneneingang. Zeit: Nach der Premiere. Es regnet in Strömen.

Der Schauspieler (kommt echauffiert aus dem Theater).

Der gute Bekannte (steht halb unter dem Dach, um sich von dem Regen zu schützen): Hallo, hallo, hier bin ich.

Der Schauspieler: Grüß Gott, grüß Gott. — (Er erwartet, daß der gute Bekannte sagen wird: „Herrlich waren Sie", oder „Wie waren Sie herrlich", aber der gute Bekannte schweigt.) *Pause.*

Der Schauspieler: Hat alles geklappt mit den Karten? Warens gute Plätze?

Der gute Bekannte: O ja, ganz gute Plätze. Aber Steuer habe ich zahlen müssen. Zwei Mark habe ich Steuer zahlen müssen.

Der Schauspieler: Denken Sie. Und mir hat die Sekretärin gesagt, es wären Freiplätze. Es ist doch unglaublich.

Der gute Bekannte: Ich hab mirs aber gleich gedacht. Dieses Theater macht jedesmal Schwierigkeiten, wenn man Freiplätze will. Zwei Mark habe ich gezahlt. Achte Reihe Parkett.

Der Schauspieler: Das ist wirklich unglaublich. Ich werde mich gleich in der Frühe beschweren.

Der gute Bekannte: Zwei Mark haben sie mir abgenommen. Aber es ist ja nicht so wichtig.

(Pause. Der Schauspieler wartet, daß der gute Bekannte jetzt sagen muß: „Herrlich waren Sie", oder „Wie waren Sie herrlich".)

Der gute Bekannte: Wollen wir ins russische Restaurant gehen — oder in eine kleine Konditorei?

Der Schauspieler: Kleine Konditorei oder zu den Russen. Wie Sie wollen. *Pause.*

Der Schauspieler: — Ganz verschwitzt bin ich noch. (Denkt, aber jetzt muß er doch sagen: „Kein Wunder, wo Sie doch so herrlich —".)

Der gute Bekannte: Machen Sie sich oben den Rock zu, sonst verkühlen Sie sich. — Wollen wir auf ein Auto warten?

Der Schauspieler: Ja, wollen wir auf ein Auto warten. *Pause.*

Der Schauspieler (brennt innerlich, beherrscht sich aber und versucht zu scherzen): Na, wie hats Ihnen gefallen?

Der gute Bekannte (sieht eben auf die Beine einer jungen Frau, die gerafften Rockes über die Straße geht): Sieht gut aus, nicht?

Der Schauspieler: Doch, bloß die Nase. Die Nase gefällt mir nicht. — Nun, wie fanden Sies?

Der gute Bekannte: Was? Das Stück? Ganz gut.

Der Schauspieler: Nicht wahr, nicht wahr, es ist doch gut?

Der gute Bekannte: Das heißt, es geht. Das Stück ist nicht so besonders. Aber die Regie ist gut.

Der Schauspieler (möchte am liebsten brüllen: „Aber ich! Wie war ich?!", sagt aber nur): Und wie hat es Ihnen sonst gefallen? Die einzelnen Leistungen?

Der gute Bekannte: Die eine Frau hat mir gut gefallen. Sieht die im Leben auch so aus wie auf der Bühne? Mit wem ist sie befreundet?

Dem Schauspieler (trocknet der Mund aus): Und wer hat Ihnen — von den Männern gefallen?

Der gute Bekannte: Der eine Greis hat seine Sache hervorragend gemacht.

Der Schauspieler: So. — Und, und, und — wie sah mein Kostüm von unten aus?

Der gute Bekannte: Gut. Ganz gut. *Pause.*

Der Schauspieler (mit kaltem Nachtschweiß): — Aber es war doch ein Erfolg?

Der gute Bekannte: Der eine Greis hat auch hervorragend gespielt. Und dann eben, wie gesagt, die eine Frau. Kann das sein, daß ich die schon einmal im Film gesehen habe. Damals war sie blond.

Der Schauspieler: War ich nicht zu leise?

Der gute Bekannte: An ein paar Stellen. Aber ich hab Sie verstanden. Ich saß in der ersten Reihe. Zwei Mark der Platz. Wohin gehen Sie? Ich meine im Sommer.

Der Schauspieler (sieht sich wie die Sappho von einer Klippe ins Meer springen): Wieder nach Hiddensee.

Der gute Bekannte: Doch, Hiddensee ist lieblich. Nur etwas übervölkert. He, Auto!

Ein Zeitungsjunge mit einer Fahne: Neue Zeitung! Neue Zeitung!

Der Schauspieler (leise): Ob da schon was drinsteht?

Der gute Bekannte (laut): Sicher. Das geht hier sehr rasch.

Der Zeitungsjunge (wird aufmerksam): Doch, steht schon was drin. Sind Sie vielleicht der Schauspieler — (er sagt ihm den Namen ins Ohr).

Der Schauspieler: Ja, mein Kind, der bin ich.

Der Zeitungsjunge (gibt ihm sämtliche Zeitungen in die Hand): Dann können Sie mein Kompagnon werden. Denn mit den Kritiken werden Sie doch zwei bis drei Jahre warten müssen, bis Sie wieder jemand engagiert.

Der Schauspieler: Ich kanns nicht glauben. (Entfaltet eine Zeitung und liest. Er erbleicht.)

Der Zeitungsjunge (stellt seine Fahne auf Halbmast).

Passanten (kommen vorbei. Darunter massenhaft Direktoren. Man reißt sich buchstäblich um die Zeitungen).

Der Schauspieler (mit umflorten Augen, ähnelt irgendwie Lots Gattin nach dem Versalzungsprozeß): Ich kanns nicht glauben. Muß ich wirklich zwei bis drei Jahre warten, bis mich wieder jemand engagiert?

Der Zeitungsjunge: Wenn Sie mich gefragt hätten, hätten Sie nie zuerst eine ernste Rolle spielen dürfen.

Der gute Bekannte (zuckt die Achsel): Wir werden ja naß. Kommen Sie wenigstens aus dem Regen heraus.

Der Schauspieler (tut es und kommt dabei in die Traufe).

Der gute Bekannte: Verlieren Sie die Nerven nicht. Wenn auch Ihr Schäflein noch nasse Beine hat, eines Tages werden Sie es auch ins Trockne gebracht haben. (Verabschiedet sich und geht.)

Ein unbekannter Hund (läuft an die Ecke des Bühneneingangs und hebt das Bein).

Der Schauspieler (zieht ein Stück Brot aus der Tasche und reicht es ihm).

Aber der Hund (rümpft die Nase und sieht absichtlich weg. Er nimmt es nicht).

Die Ära Moldenhauer von Morus

An dem Abend, an dem Moldenhauer das Finanzministerium übernahm, sagte mir einer von denen, die ihm beruflich am nächsten standen: „Moldenhauer als Finanzminister — da werdet ihr noch euer blaues Wunder erleben. Das ist ein Finanzexperte ersten Ranges. Der hat sich bisher in jedem Jahr einmal mit Finanzfragen befaßt; nämlich wenn er seine eigne Steuererklärung machen mußte."

Also sprach der Collega. Was Kollegen sagen, braucht nicht wahr zu sein. Warum Moldenhauer? — Warum nicht Moldenhauer? Konnte es schlimmer kommen als unter Hilferding? Ausgeschlossen. Moldenhauer war Volksparteiler, hatte eine passable Religion, brauchte sich von den Fricks und Goebbels nicht „negroiden Typus" vorwerfen zu lassen. Alles Vorteile, die am Ende der Hilferding-Hetze manchem schon als Befähigungsnachweis für den Schatzkanzlerposten galten. Vor allem aber: Moldenhauer hatte doch das, was nach der Periode der Winselei und der Nebenregierung Schacht das Wichtigste war: er hatte Courage. Fabelhaft, was dieser kleine, kregle Mann mit den verschmitzten Augen und der lustigen Himmelfahrtsnase sich alles zutraute. Der kluge, bescheidene Sozialdemokrat Hertz hatte das Finanzministerium abgelehnt, weil er sich weigerte, den Mumpitz mitzumachen, den aus Angst vor Schacht und aus verzweifelter Popularitätshascherei das Kabinett Hermann Müller von dem neuen Steuermann verlangte: eine halbe Milliarde schwebender Schulden zurückzuzahlen und trotzdem die Steuern um 600 Millionen zu senken. Moldenhauer versprach alles; er versprach auch das.

Niemand wollte den mutigen Mann daran hindern, das Versprechen einzulösen. Keiner machte ihm den Sessel im Finanzministerium streitig. Ein paar Wochen zuvor, als nach Stresemanns Tod und Curtius' Übersiedlung in die Wilhelmstraße das Wirtschaftsministerium frei wurde, gab es in der Volkspartei noch ein arges Geraufe. Stickstoff und Kali stritten darum, den Platz zu besetzen. Die Kaliindustrie, die intern von großer politischer Regsamkeit ist und der auch Curtius vor seiner Ministerzeit nahestand, präsentierte den Generaldirektor Albrecht. Die Chemie, das heißt: die I. G. Farbenindustrie, hielt darauf, daß einer der ihren die Wirtschaftspolitik in die Hand bekam. Zwei Leute standen ihr innerhalb der Volkspartei zur Verfügung: Kalle und Moldenhauer. Kalle,

schwerreich, Inhaber einer der Gründerfirmen des Farbentrusts, saturiert, etwas müde schon, verzichtete dankend. Blieb Moldenhauer. Daß er offiziell Professor für Versicherungswissenschaft an der kölner Universität hieß, traf sich, unmittelbar nach dem frankfurter Versicherungskrach, ganz günstig. Ein angenehmes Alibi vor der Öffentlichkeit. Im Reichstag galt Moldenhauer allerdings niemals als großer Gelehrter und Ökonomieprofessor sondern immer nur als politischer Aufsichtsrat, als Assekuranz der I. G. Farben in der Deutschen Volkspartei.

Als Moldenhauer in höhere Sphären berufen wurde, befand er sich grade auf einer Geschäftsreise für seine Firma in Amerika. (So ist halt heute das Gelehrtenleben!) Nach seiner eignen Darstellung überraschte ihn die Botschaft mitten auf dem Ozean. Wie Moses von der ägyptischen Königstochter aus dem Wasser gezogen wurde, so wurde Moldenhauer auf dem Atlantik aufgefischt und ins Finanzministerium geholt. Nun, ganz so überraschend kam es nicht. Vor seiner Amerikafahrt hatte er immerhin schon seinen Fraktionskollegen anvertraut, daß er, wenn das deutsche Volk ihn ruft, sich nicht versagen werde. Ein Mann gegen die sechzig, aus einer Lehrerfamilie, der sich nett heraufgerappelt hatte, aber doch in oeconomicis und in politicis zweite Garnitur geblieben war: sollte der sichs lange überlegen, ob er annehmen würde oder nicht. Ein zweites Mal bot sich nicht die Gelegenheit.

Die sieben Wochen im Reichswirtschaftsministerium waren belanglos. Die Versicherungsreform, die nach dem Favag-Krach alle Welt verlangte, gedieh unter dem Fachmann Moldenhauer nicht einmal bis zur ersten Konzeption. Im Finanzministerium aber hatte er einen glücklichern Start als die meisten seiner Vorgänger. Kaum, daß er am Wilhelmplatz seinen Winterpaletot ausgezogen hatte, mußte er die Koffer packen und als deutscher Delegierter zur zweiten haager Young-Konferenz. Ein besseres Debut konnte sich ein ehrgeiziger, auf späten Ruhm bedachter Ministernovize nicht wünschen. Curtius, als Stresemanns Erbe gehemmt, in der Weltmeinung als Epigone des Unersetzlichen abgestempelt; Wirth passé, als Niete erprobt; Bobby Schmidt, der Greis auf dem Dache — neben diesem Kleeblatt, war es für den neuen Mann ein Leichtes, aufzufallen und von sich reden zu machen. Moldenhauer erkannte die Situation und griff zu. Ein paar scharfe Äußerungen gegenüber Tardieu gaben ihm ein Profil. Wichtiger, als daß er sie getan hatte, war, daß er sie zu verbreiten verstand. Seine Begleitmannschaft kolportierte eifrig, was Snowden, was Loucheur Rühmendes über den deutschen Finanzminister gesagt hätten.

Als ein deutscher Snowden kehrte Moldenhauer heim, mit einer ganzen Lorbeerkiste im Schlafwagen. Die Leute, die jetzt am heftigsten auf ihm herumhacken, konnten sich nicht genug tun in Bewunderung des haager Recken. Da schlichte Zeitungsprosa nicht ausreichte, wurde rheinisches Dichtergold bemüht. Herbert Eulenberg plauschte gar Launiges aus Klein-Moldenhauers Pennälerjahren.

Tatsächlich ging von dem neuen Mann, dessen Namen vorher niemand draußen kannte, eine gewisse Suggestionskraft aus.

Er war kein mitreißender Volksredner, aber er verfügte über eine eindringliche Suada, besaß die Gabe, komplizierte Dinge einfach darzulegen, setzte an den richtigen Stellen pathetische Druckser auf und schloß jede Ansprache mit einem hoffnungsvollen Augenaufschlag. Kurze Zeit schien es so, als ob hinter diesem Mann wirklich etwas steckte. Die Selbstverständlichkeit, mit der er Schacht nach dem letzten Cäsarenausbruch fallen ließ, muß ihm als bleibendes Verdienst angekreidet werden.

Aber dann, als es auf Reden und Gesten nicht mehr ankam, sondern darauf, daß man den Etat in Ordnung brachte, stellte sich schnell heraus, daß Moldenhauer ein Unterhilferding war. Der Haushaltsplan wurde verschleppt und verschleppt. Als er endlich dem Reichsrat vorlag, war er längst schon durch die Konjunktur überholt. Aber die Konjunktur richtig vorauszuschätzen, ist bei einem Budget, das zum großen Teil ein Sozial- und Subventionsetat ist, eben eine Hauptaufgabe des Finanzministers. Vielleicht hätte Moldenhauer gar nicht so daneben gehauen, wenn er nicht durch seine Versprechungen sich verpflichtet gefühlt hätte, gutes Wetter zu machen. Daß aus der Steuersenkung in absehbarer Zeit nichts wurde, ließ sich zwar nicht länger verheimlichen. Aber auch mit den 400 Millionen neuen Steuern, die Moldenhauer statt dessen servierte, war der Etat nach Form und Inhalt ein Bluff. Mit Autosuggestionsmethoden à la Coué, das wurde hier schon vor Wochen nachgewiesen, ließ sich das drohende Defizit nicht beseitigen. Die hübsche kleine Nachforderung von 750 Millionen zeigte, daß der erste Etatsentwurf in der Tat nichts andres war als ein grober Kunstfehler oder eine Irreführung. Man muß aber hinzufügen, daß auch mit den letzten Nachforderungen Moldenhauers der Etat noch nicht ins Gleichgewicht kommen wird. Denn die Arbeitslosenziffern, mit denen das Finanzministerium rechnet, sind noch immer um etliche Hunderttausende zu niedrig gegriffen. Im September, spätestens im Oktober, wird ein weiteres Steuerbukett fällig sein.

Der Finanzminister Coué ist der Mühe enthoben worden, dem deutschen Volk den Herbststrauß zu überreichen. Die Attacke auf die Beamten, in die Stegerwald und Brüning ihn hineingehetzt haben, hat ihm den Rest gegeben. Herr Scholz, bis vor kurzem noch Beamten-Obmann, fürchtete, daß die Gehaltsklassen X bis XIII seiner Partei davonlaufen könnten; und zu alledem bekam auch noch Herr von Raumer, des titellosen Salonlebens überdrüssig, wieder Ministergelüste, wenn auch nicht grade auf das Finanzministerium. Aber selbst die treusten Freunde Moldenhauers hatten von seinen Variétékünsten allmählich genug. Man kann in diesen Zeitläuften von einem Finanzminister nicht verlangen, daß er gebratene Tauben unter dem Zylinderhut hervorzaubert. Aber man kann verlangen, daß er den Steuerzahlern die Wahrheit sagt und nicht durch Mätzchen die Finanzen sacken läßt. Die Ära Hilferding war eine Zeit der Angstmeierei und der Schlamperei, die Ära Moldenhauer war Schlimmeres: eine Periode der Kraftmeierei und des Bluffs.

Bemerkungen

Aus einem großen Anwaltsbureau

Die schöne Geschichte vom Rittmeister Freiherrn von Mirbach, der in seiner Eigenschaft als Sekretär des Vereins für Hindernisrennen seine Mißachtung des preußischen Landwirtschaftsministers in einem Kasernenhofdeutsch von götzischer Unmißverständlichkeit zum Ausdruck brachte, hatte ein seltsames Nachspiel vor dem Arbeitsgericht. Das ganze Unglück, nämlich die fristlose Entlassung des Freiherrn von Mirbach aus den Diensten des Vereins, hatte ein böser, gar nicht standesgemäßer Inseratenakquisiteur heraufbeschworen, der im Programmheft des Vereins eine Annonce mit dem ominösen Titelwort „Preis der Republik" placieren wollte. Mirbach fand, daß die Benutzung einer so anstößigen Vokabel gegen die „politische Neutralität" des Rennblättchens verstoße, auch wenn der Minister selbst, der mit der Konzession für den Totalisator über die Existenzbasis des Vereins verfügt, den Preis gestiftet hat. Als man im Ministerium von der freimütigen Äußerung erfuhr, verlangte man kategorisch Mirbachs fristlose Entlassung. Blutenden Herzens bequemte sich der Verein zur Ausstoßung des Kameraden, und schrieb einen rührenden Abschiedsbrief mit salbungsvoller Anerkennung der treuen Dienste. Gegen so feindliche Mächte wie ein republikanisches Ministerium und einen indiskreten Annoncenakquisiteur holte sich der Verfemte den wertvollen Rat des Herrn Doktor Alsberg. Als nach ein paar Monaten auch der Schutz des Allmächtigen noch nicht zu einem Friedensschluß geführt hatte, merkte Herr von Mirbach, daß der Etat eines stellungslosen Vereinssekretärs durch so illustren Rechtsbeistand etwas zu stark belastet würde und forderte seine Akten zurück, um gegen den Verein Klage beim Arbeitsgericht einzureichen. Nach seinem unglücklichen Abenteuer mit dem Gebrauch der deutschen Sprache beauftragte er einen redegewandten Freund mit seiner Vertretung, da Anwälte bekanntlich vor dem Arbeitsgericht nicht auftreten dürfen. Nur fehlten noch die Akten von Herrn Doktor Alsberg. Es ist ja nicht anzunehmen, daß ein so vielbeschäftigter Anwalt sich um die Aktenauslieferung an einen abgesprungenen Mandaten persönlich kümmern kann. Herr von Mirbach wartete trotz mehrfacher Mahnung zwei volle Monate auf seine Prozeßunterlagen und war nicht wenig erstaunt, als beim Termin die Gegenpartei, der beklagte Verein, mit Schriftstücken erschien, die den Stempel von Herrn Doktor Alsberg trugen. Autor der gegnerischen Schriftsätze war Herr Doktor Hoffmann, Referendar und „wissenschaftlicher Hilfsarbeiter" im Bureau Alsberg, Anwärter auf die Mitgliedschaft im Verein für Hindernisrennen, die nicht etwa leicht zu erwerben ist. Um sich dem Verein unentbehrlich zu machen, übernahm Herr Doktor Hoffmann auch noch dessen persönliche Vertretung, da seine Ausbildung offenbar noch nicht bis zu erschöpfenden Kenntnis des berühmten Paragraphen 11 des Arbeitsgerichtsgesetzes gediehen war, der sein Auftreten vor diesem Gericht unmißverständlich ausschließt. Der eifrige junge Herr ließ sich auch von der Warnung des Vorsitzenden nicht abschrecken, daß ein

eventueller Gerichtsbeschluß über seine Ablehnung dem Kammergerichtspräsidenten als dem höchsten Vorgesetzten der Referendare im Ausbildungsdienst mitgeteilt werden müßte. Erst als die geflüsterten Kommentare im Zuhörerraum ihn über die Gefahren für seine Karriere aufklärten, entschloß er sich, den Vereinspräsidenten Graf Westfalen und den feudalen Verein selbst dem Abenteuer einer bürgerlichen Gerichtsverhandlung schutzlos preiszugeben. Dabei stellte sich dann heraus, daß man den lieben Kameraden Mirbach nach der fristlosen Entlassung auf gentlemen agreement munter weiter beschäftigt hatte, in der Hoffnung, der gekränkte Minister könnte noch nachgeben. Diese heillose Verwirrung der Rechtslage führte dann zu einem Vergleichsvorschlag mit Rückäußerungsrecht für den Verein: Einmal versucht Graf Westfalen im Ministerium die Erlaubnis zur Wiedereinstellung des Herrn von Mirbach zu erwirken, wenn das mißlingt soll der Verein eventuell 80 000 Mark Abfindung zahlen.

So unwichtig letzten Endes der Ausgang dieser Herrenreiterkomödie auch sein mag, so interessant ist der Einblick in ein vielfach frequentiertes Anwaltsbureau: Es kommt wohl nicht alle Tage vor, daß ein Hilfsarbeiter eines Anwaltsbureaus eine Partei vertritt, deren Gegner soeben noch Mandant des Chefs gewesen ist; noch dazu mit dem peinlichen Nebenumstand, daß die Akten dieses Gegners gegen den Willen des Betroffenen bis kurz vor dem entscheidenden Termin im Hause behalten werden.

Hilde Walter

Um die Krolloper

Was wir vor Monaten vorausgesagt haben, ist eingetreten: die Krolloper soll als selbständiges Unternehmen zu existieren aufhören, ein Torso ihres Programms, dessen Umfang noch festzustellen sein wird, soll der Stadtoper eingefügt werden. Ein klägliches Ende für das hoffnungsreichste deutsche Opernunternehmen.

Die letzte Entscheidung wird demnächst im preußischen Landtag erfolgen. Es kursieren merkwürdige Geschichten über das, was man dort vorhat. So wird gesagt, daß diese Entwicklung unmöglich gewesen wäre, wenn nicht schließlich doch die Volksbühne eingewilligt hätte, ihren Anteil an der Krolloper aufzugeben. Dafür soll die Volksbühne, so heißt es, Subventionen vom preußischen Staat erhalten — Zuwendungen in Form von Darlehen — ohne daß in ihre Betriebsführung hineingeredet werden kann. Das mag die Volksbühne für eine hinreichende Entschädigung halten, der Verlust für unser Musikleben wird damit nicht wettgemacht.

Ob aus diesem Plan Tatsache wird, ist noch nicht einmal sicher und hängt ganz und gar vom Zentrum ab. Dessen preußischer Wortführer, Herr Doktor Heß, ist zwar ein erfreulich entschiedener Republikaner aber in Kunstdingen reichlich zurück und, was die Literatur angeht, heute etwa bei Gellerts Fabeln angelangt. Herr Doktor Heß dürfte nicht gleich bereit sein, den „berliner Kulturbolschewismus" von Staats wegen zu subventionieren.

Celsus

An der Leine

Mechtilde Lichnowskys neues Buch „An der Leine, Roman" (S. Fischer Verlag) ist gar kein Roman sondern eine moralische Veranstaltung. Es erzählt vom Hunde, wie er ist, und meint den Menschen, wie er sein sollte. Die Menschen nämlich sind so, wie sie sich vorstellen, daß die Hunde seien: schmutzig, laut und unerzogen. Die Hunde aber sind so, wie die Menschen sein werden nach jener Rückkehr zur Tierhaftigkeit des Paradieses, die Kleist am Schluß seines Aufsatzes über das Marionettentheater prophezeit.

Der Dackel Lurch, seidenweich, blitzblank, mit „Johann-Wolfgang-Augen" und den beiden braunen Flecken Usedom und Wollin auf der Stirn, trudelt niesend und schnuppernd durch ein Buch von dreihundert Seiten, und der Blick des Lesers ruht freundlich auf ihm, gleitet die Leine entlang zu Frauchen. Frauchen hat eine sehr zeitgemäße Art, Bücher zu schreiben. Der Respekt vor dem gedruckten Wort, der die Dichter früherer Zeiten verpflichtete, ihre Gedanken und Gesichte in die feste Form der Erzählung oder des Liedes zu kleiden, hat sehr nachgelassen. Heute erlaubt man sich, ungezwungen und sorglos zu beschreiben, was grade die Sinne oder den Verstand bewegt: die karlsbader Promenade, Dackels Abszeß am Hals, wie man weiche Eier ißt, die Zeitungsfrau in Monte Carlo, Traktat über die Eifersucht. Diese Freiheit, die nur auszunutzen versteht, wer durch eine innere Form gezähmt ist, verführt Autoren, die nur modern aber nicht auch zugleich genügend begabt sind, dem Leser ihre halbgaren innern Monologe vorzusetzen, zerkaute Rohstoffe, eruptiv ans Tageslicht befördert, anzusehen wie das Gewölle der Raubvögel.

So zügellos ist Frau Lichnowskys Tagebuch anläßlich des Hundes Lurch nur im Thematischen, aber um so präziser ist es in den Formulierungen und Beobachtungen. Privatbücher setzen meist Fett an; in diesem ist kein Wort zuviel. Ein fast männlich scharfer Verstand schleift die Sprache, die Wörter fallen wie Pfeile und treffen haargenau. Sie durchschaut Menschenherzen und Polizeiverordnungen mit gleicher Unbefangenheit und vergißt über der Schilderung die moralische Bewertung nicht. Man könnte ärgerlich werden über die makellose Vollkommenheit der Ich-Figur, die, sozusagen als der einzige Hund unter lauter Menschen, anstellig, freundlich, geschmackvoll, die ungeschickte Welt betrachtet, wenn man nicht verstünde, daß die Dichterin ein erzieherisches Beispiel geben will. Ihr Reich ist weiß gekachelt, saubere Tiere gehen darin umher, und nur manchmal kommt ein Mensch, sagt aufdringlich: „Küß die Hand!" und macht den Fußboden schmutzig.

Solche Sauberkeit, innere wie äußere, ist zum Teil vom

Einkommen abhängig, und so wird mancher Leser trotz besten Willens Mechtilde Lichnowsky nicht folgen, ja nicht einmal mit ihr fühlen können. Aber sicherlich gibt es kaum eine angenehmere und verständigere Art, von der Sorglosigkeit, die einem Gott und Menschen verliehen haben, Gebrauch zu machen.

Rudolf Arnheim

Ein Dilettant der Revolution

Als die Koalition der europäischen Monarchen Napoleon niedergeworfen hatte, merkten die Völker Europas, daß ihnen die Befreiungskriege noch bevorstanden. In Rußland gab es im Dezember 1825 eine Revolution oder richtiger eine Generalprobe zur Revolution, die man den Dekabristenaufstand nennt. Aristokraten und Offiziere wollten dem Zarismus ein Ende bereiten, sie waren edle, aber unbegabte Amateure der Freiheit. Die Rebellen endeten unter dem Galgen oder verkamen in Sibirien. Zu den Verschwörern gehörte der arme Küchelbecker, dessen Meinungen und Taten, dessen Leben und Sterben der russische Romancier Tynjanow in einem breiten, aber niemals ermüdenden Buch erzählt. (Wilhelm Küchelbecker. Dichter und Rebell. Gustav Kiepenheuer Verlag.) Küchelbecker ist ein deutscher, an die Newa verschlagener Romantiker. Er liest Verse und macht selbst welche. Puschkin und Gribojedow sind seine Freunde. Er stottert, ist schwerhörig und überlebensgroß. Er ist von überempfindlichem Ehrgefühl und versäumt keine Gelegenheit, sich zu duellieren. An die Freundschaft glaubt er wie nur je ein Jüngling Jean Pauls. Er ist ein Herz, aber kein Kopf. Mit einem Wort: er ist ein Idealist in des Wortes schrecklichster Bedeutung. Der Byronismus ist das Opium der Zeit, die Küchelbecker zu ändern sich vermißt. Da man nichts mit sich anzufangen weiß, spielt man Verschwörung. Man will das Volk befreien, das man gar nicht kennt. Da hocken die Verschwörer „vom Durst nach Untergang gequält", nächtelang beieinander und mimen Tyrannenmörder — und als der Tag der Entscheidung kommt, wird die nie wiederkehrende Chance verspielt, verläuft alles in hirnlosem Durcheinander. Küchelbecker legt auf den Bruder des Zaren die Pistole an; der Schuß mißlingt, wie ihm alles mißlingt. Nach einigen Stunden ist alles vorbei. Väterchen Zar räumt auf: Verwundete werden zusammen mit den Toten in die Eislöcher der Newa gestoßen. Die Nacht über Rußland beginnt. Küchelbecker wird aus einem Kerker in den andern geschleift. Zuletzt darf er sich in Sibirien ansiedeln. Er verzichtet auf die Geliebte, die ihm in die Verbannung folgen wollte. Er verkaffert und heiratet eine dicke Postmeisterstochter. Alles hat er verloren, auch seinen Traum. Denn sein Herz, sein närrisches, kindliches, zärtliches Herz ist verwest wie die Briefe der Freunde aus den spielerischen, jahrzehntelang

zurückliegenden Tagen, da sie in Madrigalen, Rondeaus und Elegien wetteiferten. Kurz vor seinem Ende liest er zum hundertsten Mal sein Drama, das ihn auf die Nachwelt bringen soll. Er findet es nicht mehr gut. Die Lebenslüge bricht zusammen. Als Rebell war Küchelbecker ein Versager, als Dichter können wir ihn nicht beurteilen; er war eine schöne, zum Leiden bestimmte Seele, und wir weinen um ihn wie um Don Quichote.

Paul Mayer

Kassen-Patienten.

Sie brüten stumpf auf Wartezimmerbänken,
Ein jeder mit dem Leiden, das ihn quält.
Sie hoffen nicht, sie sagen, was sie denken:
„Der kann mir keene neue Lunge schenken!
Det weeß keen Dokter, wat uns richtich fehlt."

Die Bilder an der Wand verströmen Grauen
Man fragt sich manchmal ernsthaft: muß das sein,
Daß Kranke immer wieder Kranke schauen
Und „Aerzte um den Leichnam schöner Frauen",
Die „Toteninsel" und den „Totenhain"?

Sie blättern stumm in alten „Illustrierten"
Und tauschen ihre Arzt-Erfahrung aus.
„. . . der schickte mich zum Dritten und zum Vierten,
Bis sie mich dann am Blinddarm operierten.
Das mit der Niere kam erst später 'raus."

Die Glocke schrillt. Am Fenster kreist ein Brummer.
Der mit dem Gipsverband riecht nach Karbol.
Sie sprechen alle von dem gleichen Kummer
Und fühln sich alle gleich als bloße Nummer
Und ihre Stirnen tragen ein Symbol.

Der Arzt im weißen Kittel, goldner Brille
Befühlt den Puls und zuckt die Schultern dann.
„Tja, lieber Freund, das ist nicht unser Wille!"
Ruft „Ziehn sich an!" — verschreibt noch eine Pille.
„Hier ist Ihr Schein!" Der Nächste! Wer ist dran?"

Mascha Kaleko

Liebe Weltbühne!

Aus dem Streit zweier berliner Chauffeure:

„Mensch, halt de Fresse, oder ick hau dir eene untern Jürtel, det de Weltmeister wirst!"

Hinweise der Redaktion

Berlin

Internationale juristische Vereinigung. Magnus Hirschfeld spricht am 1. Juli, 20½ Uhr, im Ernst-Haeckel-Saal des Instituts für Sexualwissenschaft, In den Zelten 10, über: Vergleichendes und zukünftiges Sexualstrafrecht.

Bücher

Clemenceau: Größe und Tragik eines Sieges. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.
K. A. Meißinger: Friedrich List. Paul List-Verlag, Leipzig.
Panait Istrati: Rußland nackt. R. Piper & Co., München.
Fjodor Gladkow: Marußja stiftet Verwirrung. E. P. Tal & Co., Wien.
Friedrich Wolf: Hörspiele. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Jules Romains: Der Gott des Fleisches. Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 17.20: Carl Ebert liest. — **Donnerstag.** Berlin 18.10: Deutsche und französische Geisteshaltung in der Literatur, Henri Guilbeaux und Herbert Ihering. — 19.00: Wie wird der Berliner in Zukunft wohnen?, Werner Hegemann. — Leipzig 21.00: Peter Scher liest aus eigenen Werken. — **Freitag.** Hamburg 17.00: Jugend in Not von Erich Ebermayer und Hansjürgen Wille. — Königswusterhausen 17.30: Psychoanalyse und Strafrechtspflege, Dr. Albert Hellwig. — München 19.45: Paul Verlaine, Hellmuth Renar. — Berlin 20.40: Hans Baluschek erzählt sein Leben.

Antworten

Reichswehr. Kinder, bei euch wird was drauflos verraten. Alle Augenblicke ein neuer Spion. Jetzt sogar ein Obermusikmeister. Was gibts denn bei euch alles auszuplaudern? Nach dem Friedensvertrag, wo euch jede einzelne Platzpatrone vorgeschrieben ist, müßte der Fall klar sein. Was ist das mit dem Obermusikmeister? Hat er dem Erbfeind etwa den Violinenschlüssel ausgeliefert?

Heinrich Ströbel, Berlin. Sie zitieren in einer modernen Musikzeitschrift eine antisemitische Schimpfkanonade der ‚Deutschen Zeitung' gegen Darius Milhaud und seine Oper „Christoph Kolumbus" und hängen daran als Fortsetzung ein paar Zeilen aus Klaus Pringsheims hier veröffentlichtem Premierenbericht. Mit Hilfe eines drucktechnischen Tricks, den Sie für erlaubt halten, möchten Sie Ihren Lesern suggerieren, daß auch, was Pringsheim geschrieben, in der ‚Deutschen Zeitung' gestanden habe — oder wenigstens hätte stehen können. Hätte es wirklich? Im Interesse Ihrer Leser müßten wir hoffen, daß Ihr Kritikerohr für musikalische Intervalle empfindlicher ist als für Unterschiede im Tonfall der Sprache. Aber Sie beklagen, daß gerade wir „Sätze von solch offenherzig reaktionärer Tendenz" abdrucken wie die, in denen Pringsheim sich zum Thema „Polytonalität" äußert. Sie irren; wir drucken nicht Sätze, sondern Aufsätze. Auf deren Niveau und Gesamthaltung kommt es uns an. Daß diese in Pringsheims „Kolumbus"-Kritik nicht reaktionär ist, wüßten wir, auch ohne sie gelesen zu haben. Aber unsre Kampfstellung gegen alles Reaktionäre, in der Sie uns mit Ihrer Sympathie unterstützen, hindert uns nicht, gelegentlich auch Schäden zu bekämpfen, die sich unter der Flagge sogenannten Fortschritts etablieren. Auf die schreckliche Gefahr hin, von dem Betroffenen der Rückständigkeit geziehen zu werden. Wir können es aushalten.

Politische Gefangene. Seit Jahren kämpft die Rote Hilfe für euch und eure Angehörigen. Die Zahl der wegen politischer Vergehen Verurteilten schwillt immer mehr an, allerdings nur auf der Linken. Das neue Republikschutzgesetz trifft nicht einmal so sehr einzelne strafbare Handlungen, sondern bestraft direkt die Weltanschauung. Das Wort „Kommunist" vor Gericht genügt, um jeden Arbeiter und Intellektuellen gefängnisreif zu machen. Zu Unrecht verhängte Untersuchungshaft, Willkürakte gegen kommunistische und kommunistenfreundliche Vereine sind an der Tagesordnung. Die Kette der Verfahren gegen Arbeiter ist endlos. Allein in den Monaten Januar bis Mai sind von der Roten Hilfe von 2400 Rechtsschutzanträgen bisher 1500 durch Stellung eines Verteidigers erledigt worden. Daneben unterstützt die Rote Hilfe die Hinterbliebenen ermordeter Arbeiter sowie die Frauen und Kinder von 800 zur Zeit im Gefängnis sitzenden Proletariern. Ständig halten sich im Kinderheim Barkenhof 25 Kinder proletarisch-politischer Gefangener auf. Die Gesamtausgaben der Roten Hilfe belaufen sich im Durchschnitt monatlich auf 40 000 Mark. In dieser Lage, in der die Finanzkraft der Organisation aufs äußerste gespannt ist, appelliert die Rote Hilfe an alle Sympathisierenden, die proletarisch-politische Gefangenen, ihre Frauen und Kinder durch materielle Unterstützung vor dem Verhungern zu bewahren und in Freundeskreisen für den Verteidigungsfonds der Roten Hilfe zu sammeln. (Geldspenden bittet die Rote Hilfe auf ihr Postscheckkonto Berlin 109 676 zu überweisen oder direkt an den Zentralvorstand Berlin NW 7, Dorotheenstraße 77/78.)

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee. Sie übermitteln uns eine Resolution: „Die Obmannschaft des wissenschaftlich-humanitären Komitees begrüßt, daß der Strafrechtsausschuß des Reichstags durch Streichung des § 296 der Regierungsvorlage mit dem Abbau der ungerechten Ausnahmebestimmungen gegen gleichgeschlechtlich

veranlagte Männer einen Anfang gemacht hat. Sie begrüßt ferner den Versuch in § 297/1, den Mißbrauch sozialer Abhängigkeit strafrechtlich zu erfassen. Aber sie stellt mit Bedauern fest, daß durch § 297/2 und /3 Ausnahmebestimmungen gegen die Gleichgeschlechtlichen geschaffen worden sind, die selbst das so reformbedürftige geltende Recht nicht kennt. Die männliche Prostitution, eine gewiß unerfreuliche Erscheinung von vielfach parasitärem Charakter, ist gleichwohl in der Hauptsache aus einerseits sozialer, andrerseits sexueller Not zu erklären, und man wird sie nicht durch Strafen, sondern allein durch soziale und sozialpädagogische Maßnahmen eindämmen können. Insbesondere scheint es der Obmannschaft unerträglich, daß junge Arbeitslose, die, um nicht auf die Bahn des Verbrechens gedrängt zu werden, vorübergehend als Ausweg aus ihrer Not die Prostitution wählen, deswegen bestraft und somit grade in die Bahn des Verbrechens gestoßen werden sollen. Daß Strafe sie nach dem Beschluß des Ausschusses nur dann trifft, wenn sie sich an Männer, nicht dann, wenn sie sich an Frauen verkaufen, beweist, daß es sich um eine Ausnahmebestimmung gegen Gleichgeschlechtliche handelt. Dasselbe gilt für die Festsetzung des Schutzalters. Wird beim jungen Mädchen der strafrechtliche Schutz vor Verführung mit dem sechzehnten Jahre begrenzt, dann bedeutet ein „Schutz" des jungen Mannes bis zum einundzwanzigsten Jahre keinen Schutz, sondern eine Grausamkeit; zumal es eine Ablenkung der Triebrichtung durch Verführung nicht gibt. Die Obmannschaft des wissenschaftlich-humanitären Komitees fordert den Strafrechtsausschuß auf, in zweiter Lesung die Ausnahmebestimmungen gegen Gleichgeschlechtliche restlos zu beseitigen; das Versprechen der Reichsverfassung, wonach öffentlich-rechtliche Nachteile der Geburt aufzuheben sind (Art. 109), muß auch dieser, der Gesellschaft keineswegs gefährlichen biologischen Varietät zugute kommen."

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das III. Vierteljahr 1930

einzuzahlen, da am 10. Juli die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
